This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

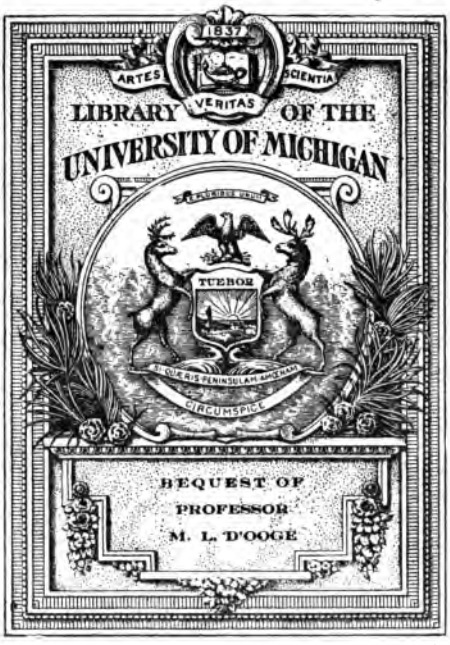
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

a39015 01811620 3b


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE
BEQUEST OF
PROFESSOR
M. L. D'OOGE

Nil tam difficilest quin quaerendo
investigari possiet

Friedrich Ritschl

FRIEDRICH WILHELM RITSCHL

EIN BEITRAG

ZUR GESCHICHTE DER PHILOLOGIE

VON

OTTO RIBBECK

ERSTER BAND

MIT EINEM BILDNISS RITSCHLS

LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1879

Lee Library
From the Library of
Mary and Martin L. D'Ooge
8-16-49
V.1

PA
85
R2
R18

FRAU SOPHIE RITSCHL

IN DANKBARKEIT UND VEREHRUNG

ZUGEEIGNET

Vorwort.

Der biographische Versuch, dessen erster Theil hiermit an die Oeffentlichkeit tritt, ist die Einlösung eines Versprechens, welches mein unvergesslicher Meister und Freund mir bei Lebzeiten mehr als einmal in Scherz und Ernst abgenommen und bei dem Ausdruck seines letzten Willens endgültig in Erinnerung gebracht hat. Dem Vertrauen der Hinterbliebenen, welche mir eine fast überreiche Fülle hinterlassener Correspondenzen, Privatacten und Aufzeichnungen mannigfaltigster Art zur Verfügung stellten, den bereitwilligen Mittheilungen gar mancher noch lebender Freunde und zahlreicher Schüler, den sorgfältigen Auszügen aus Halle'schen und Breslauer Acten, mit welchen die Gefälligkeit meiner Collegen Heinrich Keil und Martin Hertz mich versehen, der Geneigtheit endlich des hohen preussischen Cultusministeriums, dessen Archiv ich benutzen durfte, verdanke ich schon für diesen ersten Band ein Material, so umfangreich und ausgiebig, wie es in einer zweiten Hand sich kaum wieder vereinigt finden dürfte. Eine vollständigere Uebersicht über meine Quellen sowie andere wünschenswerthe Zusammenstellungen behalte ich mir für den Schluss des Werkes vor.

Wer das Leben eines Gelehrten, zumal eines Philologen, zu erzählen unternimmt, hat selten von Thaten und Schicksalen zu berichten, welche in die äussere Geschichte des Vaterlandes entscheidend eingreifen oder durch dramatischen Verlauf persönlicher Verwickelungen ein in allgemeinerem Sinne historisches Interesse in Anspruch nehmen. Die Geschichte der Wissenschaft und ihrer Lehre spielt in der Stille des Studierzimmers und auf der engen Bühne des Katheders. Aber von diesen bescheidenen Herden ging manches Licht aus, welches weite Kreise erleuchtete und in den Herzen

empfänglicher Jünger eine Glut anfachte, die ihren still befruchtenden Segen über Generationen ergoss. Der Entwicklung eines Heros der Forschung in der Nähe zuzusehen, seine Arbeiten vom ersten Keim in allmäliger Entfaltung bis zur reifen Frucht zu begleiten, die Mittel und Wege, durch welche geworden ist was uns mit Bewunderung erfüllt, zu verfolgen und die überwundenen Schwierigkeiten nachzuweisen, hat doch für diejenigen, welche solchem Licht nachgehen, Reiz und Nutzen. Und wenn der bahnbrechende Finder zugleich ein begeisternder Lehrer, in grossem Stil ein anregender Erwecker und Förderer ineinandergreifender Studien, wenn er ein eigenartiger Mensch war, dessen Natur in ihrer feinen Organisation zu verstehen auch den psychologischen Beobachter anziehen mag, so bedarf es wohl kaum der Rechtfertigung, wenn der Versuch gemacht wird, die noch frische Erinnerung in einem Gesammtbilde festzuhalten.

Die Verhältnisse eines solchen Bildes und die Ausführung des Einzelnen bestimmen sich nach dem besondren Zweck. In einer zusammenfassenden Darstellung der gesammten Wissenschaft oder in noch weiterem historischen Rahmen wäre Beschränkung auf die grossen Züge, perspectivische Gruppirung geboten. Die Monographie soll zunächst das brauchbare Material in möglichst erschöpfender und zuverlässiger Vollständigkeit zusammenstellen. Meine Quellen so auszunutzen, dass diese Arbeit für abgeschlossen gelten darf, habe ich für meine Pflicht gehalten.

Der Philolog, der eines nicht am wenigsten durch Akribie berühmten Philologen Gedächtniss auch in Einzelnheiten festzuhalten bemüht ist, wird sich seiner Sorgfalt nicht zu schämen brauchen. Ist mir doch, so lange ich ihnen nachspüre, als ob die erloschene Lebensflamme des Abgeschiedenen mir immer noch leuchtete, als ob ich die geliebten Züge noch zum Reden zwänge, so lange mein Auge an ihnen hängt und mein Griffel sie wiederzugeben bemüht ist. Wenn uns kein Grammatiker des Alterthums zu gering ist, um das kleinste Körnlein des Wissens über ihn zu sammeln, wenn der sospitator Plauti selbst eine Freude daran fand mit dem Aufwand aller Mittel philologischer Methode den unschein-

baren Namen eines Veit Werler aus dem Dunkel hervorzuziehen, so wird es sicherlich in seinem Geiste geschehen, wenn wir unmittelbar an der Quelle schöpfend nicht sorglos über die Hand rinnen lassen, was auch nur Wenigen jetzt oder dereinst von einiger Bedeutung sein kann.

Am besten würde dem Sinn des Mannes, der in der lebendig erziehenden Lehre bildsamer Geister und Gemüther mehr und mehr den Kern seines individuellen Berufs erkannte, entsprochen, wenn diese Erinnerungsblätter unter der Jugend Freunde und empfängliche Leser fänden, wenn namentlich angehende Philologen, Studenten wie Docenten, von diesem leuchtenden Beispiel des Spruches, dass die Götter den Schweiss vor die Tugend gesetzt haben, für ihr eignes Streben Halt und Sporn empfingen.

Dem Wunsch, schon diesem Bande ein Bild auch der äusseren Erscheinung Ritschls beizugeben, hat die Verlagsbuchhandlung in dankenswerther Bereitwilligkeit entsprochen. Ist das Original, welchem der vorstehende Kupferstich nachgebildet ist, auch einige Jahre nach Abschluss der hier beschriebenen Lebensperiode, erst in Bonn entstanden, so giebt es doch Formen und Ausdruck des noch jugendlichen Antlitzes in sprechender und getreuer Weise wieder. Der zweite Band wird auch im Bilde den auf der Höhe des Lebens und des Ruhmes Stehenden darstellen.

Leipzig, März 1879.

Berichtigungen.

Seite	40	Zeile	17	von	oben:	Societät
„	52	„	4	„	unten:	PERPETUAE
„	121	„	9	„	„	Specialaustausch
„	145	„	20	„	oben:	das Komma zu tilgen
„	167	„	9	„	„	wird. — — „Es
„	170	„	10	„	unten:	Giulietta's
„	335	„	15	„	„	vollständige

Kindheit und Schule

1806—1825.

Thüringen scheint zur Pflege philologischer Studien wie zur Heimathsstätte philologisch angelegter Naturen eigenthümlich berufen. Die heitere, anmuthige, bergige und doch offene Landschaft, bedeutend durch eine grosse Zahl von Sagen und geschichtlichen Erinnerungen regt Phantasie und Gemüth des Knaben an, begründet historischen und poetischen Sinn, die beiden unentbehrlichsten Voraussetzungen eines Philologen. Der Charakter des Stammes zeigt eine glückliche Vereinigung von nordischer Verstandesschärfe mit südlicher Beweglichkeit des Blutes, protestantischen Ernst, solide Bürgerlichkeit, Innigkeit des Gemüthes, warmen Familiensinn bei frischer Lebenslust und gesunder Derbheit des Humors. Mit unmittelbarer Empfänglichkeit geben sie sich den Eindrücken hin, und der kindliche Sinn für das Kleine, zumal für die kleinen Freuden des Daseins, erhält ein munteres Wellenspiel der Stimmung. Dabei hat eine alte, bewährte Tradition classischer, auf concentrirtes Selbststudium gegründeter Schulbildung, den heilsamsten Einfluss auf die stille Pflege innerlicher Geistes- und Gemüthsbildung geübt. Aus einer grossen Zahl verdienter und angesehener Förderer der Alterthumswissenschaft, deren das begabte Völkchen sich rühmen darf, strahlt das Dreigestirn von F. A. Wolf, Lobeck und Ritschl am leuchtendsten hervor.

Ursprünglich aus Böhmen stammend, dann um des protestantischen Glaubens willen zur Auswanderung bestimmt, war das vormals kriegerische Adelsgeschlecht der Ritschl von Hartenbach im Anfange unseres Jahrhunderts schon seit Generationen in Thüringen ansässig. Der letzte, der den vollen Namen führte, der Pastor und Professor Georg Wilhelm[1]), war seit 1772 über drei Jahrzehnte lang am Erfurter Gymnasium als Lehrer thätig gewesen. Aus seiner

1) Geb. 21. März 1736, gest. im November 1804.

ersten Ehe, die er mit der einzigen Tochter des Pastor Schaumburg in Schallenberg geschlossen, waren acht Kinder hervorgegangen, deren siebentes ein Sohn, Friedrich Ludwig[1]). Derselbe studirte auf den Universitäten Erfurt (1791/3) und Jena (1793/5) gleichfalls Theologie, trat 1798 als Collaborator an dem mit dem Rathscollegium verbundenen Schullehrerseminar in Erfurt seine amtliche Laufbahn an, wurde 1802 Frühprediger an der Predigerkirche zu Erfurt und Professor extraordinarius an dem Gymnasium daselbst, 1804 aber als Pfarrer nach Gross-Vargula an der oberen Unstrut im Weichbild von Erfurt, etwa 1½ Meile östlich von Langensalza und Tennstädt, berufen. In dieser Stellung vermählte er sich den 25. Juli 1805 mit Ferdinande Louise, verw. Händeler, geb. Cramer. Sie war am 7. Mai 1778 in Schloss Wernigerode geboren als das dritte von sieben Kindern des Gräfl. Stolbergschen Kammerrathes Johann Friedrich Cramer[2]), dessen Vater Cantor auf einem Dorfe gewesen war, und der Henriette Lohse[3]), Tochter eines chirurgischen Arztes; hatte sich 1800 mit dem Kaufmann Johann Wilhelm Händeler in Braunschweig verheirathet, der bereits 1801 an der Schwindsucht starb, und sich entschlossen, nach dreijähriger Bekanntschaft, während deren ein liebliches Freundschaftsidyll zu inniger Herzensvereinigung sich vertiefte, dem zweiten Gatten ihre Hand zu gewähren. Diese Ehe wurde mit drei Kindern gesegnet. Am Ostersonntage, den 6. April des Jahres 1806, während der Pfarrer von Gross-Vargula seine Nachmittagspredigt hielt, kam das erste zur Welt. Als er um zwei Uhr heimkehrte und sich dem Pfarrhause näherte, begrüsste ihn schon draussen die Stimme des Erstgeborenen, an deren Stärke er erkannte, dass es ein Sohn sei.[4]) Das gesunde und kräftige Knäblein erhielt in der Taufe die Namen Friedrich Wilhelm. Ihm folgte am 12. September 1808 eine Schwester Henriette, am 26. März 1811 ein Bruder Hermann.

Unser Friedrich Wilhelm aber gedieh in der freien Landluft, in dem prächtigen, 10 Acker weiten Pfarrgarten so

1) Geb. 26. Juni 1773, gest. 21. März 1844. 2) Geb. 2. Juli 1749.
3) Geb. 25. März 1748, gest. 9. Juli 1816. 4) Noch am 28. März 1838 gedenkt der Vater mit Rührung dieses Eindrucks.

gut, dass er bis ins fünfte Jahr nur „der dicke Pommer" genannt wurde. Als dann zu Ostern 1815 der Vater als Diaconus an die Augustinerkirche zu Erfurt berufen war, beschäftigten die neuen Eindrücke des Stadtlebens den Beobachtungsgeist des aufgeweckten Knaben. Den ersten Unterricht empfing er vom Vater. Weit mehr jedoch, als die Unterweisung des gelehrten, aber zum Lehren nicht besonders befähigten Vaters zogen das lebhafte Kind die poetisch gefärbten Erzählungen der beredten, sinnigen Mutter an. Der fast unüberwindlichen Abneigung des Sohnes gegen mechanisches Gedächtnisswerk gab jener durch eine etwas umständliche und zweifelhafte Methode nach, indem er durch praktische Einübung und unablässige Wiederholung den Lehrstoff einzuprägen suchte. So wurden z. B. die Elemente des Lateinischen ohne Memoriren von Regeln oder Wörtern nur durch beständiges Befragen von Lexicon und Grammatik allmälig bewältigt.

Dennoch waren die Ergebnisse so befriedigend, dass der Knabe nach Absolvirung der Augustinerschule Ostern 1817 zur Predigerschule aufstieg und schon im Frühling des folgenden Jahres in die Tertia des alten Erfurter Gymnasiums aufgenommen werden konnte, wo er wiederum nach Jahresfrist zur Secunda aufrückte. Die gelehrten Studien Erfurts waren damals in elender Verfassung.[1]) Die Universität, jene alte Humanistenstätte, berühmt durch die Namen eines Luder, Conrad Mutianus, Eoban Hesse, war 1816 aufgehoben. Auch die ehrwürdige Schola Hierana, die noch von 1794 bis 1804 unter dem Rectorat ihres dann nach Berlin an das graue Kloster berufenen Reformators Joh. Joachim Bellermann geblüht hatte, war durch den französischen Krieg heruntergekommen: die Lehrer alt und abgenutzt, ohne gelehrte Kenntnisse, schlecht besoldet, daher verdrossen; unter den Schülern herrschte Zuchtlosigkeit und Faulheit. Friedrichs wirksamster Lehrmeister war jener edle Ehrgeiz, der schon den Knaben für den Wahlspruch αἰὲν ἀριστεύειν καὶ ὑπείροχον

1) Hierana. Beiträge zur Geschichte des Erfurtischen Gelehrtenschulwesens von Hermann Weissenborn. Programme des Erf. Gymn. 1861. 1862. 1867. 1870.

ἔμμεναι ἄλλων begeisterte und eine Energie in ihm wachrief, wie sie in so frühem Alter selten ist. So verzichtete der Vierzehnjährige einmal hartnäckig, trotz aller Zureden der Seinigen, auf eine Reise mit der Mutter nach Wernigerode und Braunschweig zu Verwandten, nur um ein recht tüchtiges Stück mit seinen Arbeiten vorwärts zu kommen[1]). Erst die gründliche Reorganisation, welcher in Folge der allgemeinen preussischen Gymnasialreform auch die Erfurter Anstalt im Jahre 1820 unterworfen wurde, brachte frischeres Leben in den Unterricht. Der bisherige Director Friedrich Müller sowie mehrere Lehrer wurden pensionirt und unter der Leitung von Friedrich Strass[2]), bisherigem Director in Nordhausen, ein zum grösseren Theil ganz neues Lehrercollegium eingesetzt. Als erster Professor desselben wurde Dr. Franz Spitzner[3]), ein angesehener Schüler G. Hermanns, nach Erfurt berufen, als Philolog gelehrt und scharfsinnig, gründlicher Kenner Homers und des späteren griechischen Epos, von Charakter rechtschaffen und gewissenhaft. Selbst ein Zögling der Schulpforta verpflanzte er die Methode dieser altbewährten Stätte strenger classischer Bildung in die Erfurter Anstalt. Seinem trefflichen Unterricht verdankte Ritschl die Solidität seiner grammatischen Kenntnisse, die feste Grundlage in Prosodie und Metrik, und die erste Anregung, die classische Philologie als Lebensberuf zu erwählen. Neben Spitzner lehrten u. A. Karl Schmidt (geb. 1793), Christian Thierbach (geb. 1790), Immanuel Herrmann (geb. 1796). Die Anstalt hob sich sofort bedeutend, so dass statt der auf drei Classen vertheilten Schülerzahl 61 des Schuljahres 1819/20 das folgende bereits in sechs Classen 226 Zöglinge aufwies.

Von der Erfurter Knabenzeit ist übrigens wenig zu melden. Das häusliche Leben, erst in der sogenannten Caplanei, dann, nachdem der Vater zu Ostern 1818 von der Gemeine zum Pastor gewählt worden war, in der Pfarrwohnung der Augustinergasse, verlief in glücklicher Einfachheit und gut bürger-

1) Brief an d. Mutter 3. Febr. 31. 2) Geb. 1766. 3) Geb. 31. Oct. 1787, gest. 2. Juli 1841.

lichem Genügen. Die eigentliche Seele des Pfarrhauses war die Mutter, eine Natur von seltener Gesundheit und Harmonie des Geistes. Mit sicherem Ueberblick und schaffensfreudigem Geschick in Haus und Garten waltend, bei sehr bescheidenen Mitteln eine anspruchslose, aber desto lebensvollere Geselligkeit pflegend, hielt sie nicht nur die mannigfach verstrickten und weitläufigen Fäden der Familienangelegenheiten in Nähe und Ferne in festen Händen, sondern bewies auch in öffentlichen Geschäften wie durch ihre hervorragende Betheiligung am Erfurter Frauenverein, der noch heute in dankbarer Erinnerung an die durchgreifende und glückliche Lenkerin ihren Namen trägt, ein Verwaltungs- und Organisationstalent und eine Energie, dass ihr das allgemeine Vertrauen Hoher wie Niederer zufiel. „Das ist eine Frau, die könnte eine ganze Stadt regieren" hat ein scharfer und im Lobe sparsamer Beurtheiler von Menschen von ihr gesagt. Sie war eine Frau von echtem Schrot und Korn, fest beruhend in kindlichem Gottvertrauen, von einfach klaren, rechtschaffenen Grundsätzen, einem hellen, liebevollen Gemüth und einem urwüchsigen Realismus, der bei aller Empfänglichkeit für Ideale (sie war eine Verehrerin Jean Pauls) doch nie den festen Boden unter den Füssen vergass. Daneben der Vater, ganz anders geartet, gegen die bedeutendere Persönlichkeit der Gattin wohl etwas zurücktretend, beschaulich, nicht zur Initiative geneigt und eben durch die heitere Ruhe seines Wesens das Gleichgewicht im häuslichen Leben herstellend. Er besass eine schöne allgemeine Bildung und feines Verständniss für Litteratur wie für Menschen. In seiner ansehnlich und vielseitig ausgestatteten Bibliothek nahmen ausser der Theologie und den Classikern des Alterthums die der Gegenwart, auch französische Autoren wie Rousseau u. a. ihren Platz ein. Seine wissenschaftliche Richtung mehr durch die stetige Theilnahme, womit er alle neueren Erscheinungen nicht nur auf dem Gebiete der Theologie verfolgte, als durch eigene anstrengende Thätigkeit bekundend, bewährte er sich im Amt durch echt geistliche Haltung ohne anspruchsvolle Feierlichkeit, durch Besonnenheit, eine gewisse Pastoralklugheit und

einen sicheren Tact für das Schickliche. In Geschäften nicht eben gewandt, liess er es doch an immer gleichmässiger Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt nirgends fehlen. Seinen Predigten wie seinen Vorträgen am Seminar in Katechetik und Bibelkunde fehlte die erregende Kraft, doch trat er dem Herzen der einzelnen Gemeindeglieder durch seinen kindlichen Sinn, durch herzliches Wohlwollen und lautere Frömmigkeit nahe, während die Bescheidenheit, Heiterkeit und sinnige Feinheit seines Wesens ihm die Zuneigung und das Vertrauen Aller gewann, die in amtlichem oder geselligem Verkehr mit ihm standen. Das Pfeifchen im Munde sah er dem Schalten seiner unermüdlichen Hausfrau eben so unbekümmert und befriedigt zu wie dem übrigen Lauf der Welt: während sie den Gästen gegenüber die honneurs des Hauses machte, liebte er noch in höherem Alter sich in den Kreis junger hübscher Mädchen zu mischen und in harmloser Schalkhaftigkeit mit ihnen zu scherzen. Alle Sorgen und Besorgungen, namentlich auch alle Geldangelegenheiten der umsichtigen Gattin überlassend, an ihre treue sorgsame Hand, die ihm täglich das weisse Halstuch knüpfen musste, wie an die der Vorsehung in unerschütterlichem Vertrauen gewöhnt, liess er sich von den Schatten und Härten des Lebens wenig anfechten.[1])

Alles in Allem war die energische Natur der Mutter in dem feurigen Knaben weit voller ausgeprägt, wie auch die Gesichtsbildung des Sohnes, in der mächtigen gebogenen Nase, den feinen, aber ziemlich weit geschlitzten Lippen des ausdrucksvollen Mundes mehr an die Mutter erinnert haben mag. Am meisten soll er dem mütterlichen Grossvater Cramer geglichen haben. Während er von der beschaulichen Theologennatur des Vaters herzlich wenig in sich spürte, so dass er sich bei mancher Nachmittagspredigt des letzteren heimlich

1) „Wenn ich Dir nur," schreibt auch der Sohn (6. Mai 1829) einmal an die Mutter zu ihrem Geburtstage, „etwas von meinem leichten Blute schenken könnte, was ich wohl vom Vater geerbt haben muss, dass Du Dir nicht immer so viel Kummer und Sorgen machst . . . Da lob' ich mir den Vater, der ist immer so frisch und munter wie ein Eicheckerchen und lässt sich kein graues Härchen wachsen."

in die Amores des Ovid vertiefte und dabei die Ränder seines Exemplars mit philologischen Bemerkungen füllte, sah er in der Mutter die eigentliche Vertraute aller seiner Empfindungen, die stete Beratherin seiner Wünsche und Pläne, die Helferin aus aller Noth.

Zu Ostern 1821 stieg Fritz nach Prima auf. Als nun aber im Frühling 1824 Spitzner den Ruf als Director des erweiterten Gymnasiums seiner Heimathstadt Wittenberg[1]) annahm, setzte der anhängliche Schüler bei seinen Eltern die Erlaubniss durch, ihm dorthin zu folgen, wohl hauptsächlich in der Absicht, am neuen Orte mit erneutem Ernst zu arbeiten: denn die Zucht am Erfurter Gymnasium war noch immer keine musterhafte und das Leben der Herren Primaner ziemlich übermüthig. Freilich hat R. diesen Schritt später in biographischen Aufzeichnungen als einen höchst verkehrten, „aus hyperidealem Selbstmisstrauen" hervorgegangenen bezeichnet; denn seinen Kenntnissen nach wäre er bereits in Erfurt zum Besuch der Universität reif gewesen. Das Wittenberger Lyceum hatte als Fortsetzung der Bürgerschule bis zum März 1817 nur zwei Gymnasialclassen unter einem Rector und Conrector mit einer Frequenz von zuletzt 26 Schülern besessen. Als dann eine dritte Classe nebst Subrector und Collaborator hinzugefügt war, hatte sich die Schülerzahl zu Ostern 1818 bereits auf einige 60 gehoben. Spitzner, der schon 1811 als Conrector unter dem Rectorat seines academischen Lehrers Lobeck eingetreten, und 1814 dessen Nachfolger geworden war, machte nach dem Abgange des Rectors Friedemann nach Braunschweig die Errichtung einer Quarta und einer neuen Lehrstelle zur Bedingung. Als Conrector fand er den seit Michaelis 1820 an der Anstalt wirkenden, trefflichen Gregor Wilhelm Nitzsch[2]) vor, gleichfalls einen Zuhörer Lobecks. Während Spitzner als Ordinarius der Prima den griechischen Unterricht ertheilte,

1) Franz Spitzner, Geschichte des Gymnasiums und der Schulanstalten zu Wittenberg. Leipzig 1830. Fortsetzung von Bernhardt: das Gymn. zu Wittenberg in d. Jahren 1828—1868. 2) Geb. 22. Nov. 1790, von 1827—1852 Professor in Kiel, gest. 22. Juli 1861 als Professor der Philologie in Leipzig.

lehrte Nitzsch Geschichte und Latein. Zu der grammatischen Akribie Spitzners trat ergänzend die Tiefe und der milde Idealismus von Nitzsch, dessen Wissen doch auch auf der festen Basis der Portenser Schule beruhte. Von Beiden wurde die Fertigkeit im Lateinschreiben und Sprechen sorgfältig gepflegt. Mehr aber als durch allen positiven Unterricht wurde der wissenschaftliche Sinn der Schüler geweckt durch die begeisterte Liebe der Lehrer zum Alterthum und durch die nicht allein an den sächsischen Fürstenschulen hergebrachte Pflege des Privatstudiums, wozu durch die noch engen Grenzen des Lehrplans reichliche Musse vergönnt war. Nach altbewährter Uebung jener Anstalten trat eine durch wohlabgestufte Aufsicht geregelte Privatlectüre der classischen Autoren schon in der Quarta ein. Während in gemeinsamen Arbeitsstunden die Jüngeren unter Anleitung der Primaner zunächst arbeiten lernten, hatten die Aelteren in monatlich oder vierteljährlich einzureichenden Heften sich über die Früchte ihres Privatfleisses auszuweisen. Grade dieser Freiheit selbständiger Versenkung in die Litteratur des Alterthums verdankten so Viele ihre dauernde Vertrautheit mit derselben, und die Sicherheit des Verständnisses, welche auch im späteren Berufsleben nicht in dem Maasse verloren ging wie leider heutzutage.

Schon aus der Erfurter Schulzeit der Jahre 1821 bis 1823 stammt ein Band solcher Privatarbeiten des jungen Fritz: Inhaltsauszüge in deutscher Sprache aus der Odyssee, aus Coluthus' Raub der Helena, aus Plutarchs Philopömen, in lateinischer aus Sallustius' Catilina, aus Ovids Amores und Heroides; später folgen lateinische Commentare in gelehrt philologischer Haltung zu Hesiods Werken und Tagen, zu Lucians Göttergesprächen, zu Ciceronischen Reden, zu Virgils Eklogen, zu Nemesianus; genaue Sammlungen zur Metrik und Prosodie des Hesiod, des Theognis, letztere versehen mit Spitzners laconischer Unterschrift: *probo*, wozu der Verfasser gleichsam als Superrevisor bestätigend hinzugefügt hat: *Probatum et probandum est!* Schon der Wittenberger Primaner schrieb einen runden und reinen lateinischen Stil, an dem die meisten unserer Doctoranden und noch manche in Jahren Gereiftere sich ein Muster nehmen könnten.

Noch standen auch die für Aneignung und Durchdringung der poetischen Form so heilsamen Uebungen im Anfertigen lateinischer und griechischer Verse in verdienten Ehren. Schon in Erfurt zum Schulactus des Jahres 1822 hatte R. in griechischen Distichen Abschiedsworte der Antigone vorgetragen[1]; den neuen Wittenberger Rector begrüsste der treue Zögling am 10. Mai 1824 mit einem lateinischen Gedichte; und noch manches andere Mal ist er als poetischer Wortführer im Namen seiner Kameraden aufgetreten. Besondern Effect aber machte eine Schilderung der Schlacht bei Breitenfeld in griechischen Hexametern, am Reformationsfeste des Jahres 1824 in grosser Versammlung vorgetragen, eine geschickte Rhapsodie in homerischem Stil[2]), welche υἱέας Αὐστριακῶν καὶ Γότθους χαλκοχίτωνας mit ihren Heroen, Τίλλυος ὀμβριμοεργός und μεγάθυμος Ἄδολφος, unter den Augen des Olympiers in grimmem Ares zusammenführte.

Die damalige Lehrverfassung begünstigte noch die Durchführung des heilsamen Grundsatzes, zu dem sich R. schon in jungen Jahren bekannte: lieber *aliquantum in paucis* als *in multis aliquid*. Er concentrirte seinen Fleiss auf die alten Sprachen und Geschichte, während er sich von der Mathematik trotz mehrfacher Anläufe nicht angezogen fühlte, wie ihm denn zeitlebens das Rechnen schlecht von der Hand ging[3]).

Sein gründliches und umfassendes Wissen ebenso als sein charaktervolles Auftreten gab ihm das höchste Ansehen unter den Wittenberger Schülern, welches durch seine Stellung als Famulus des Rectors und inspector morum auch äusserlich zur Geltung kam. Auch im geselligen Verkehr war er derjenige, der am besten Alles anzufassen und mit belebender Frische in Gang zu bringen wusste: an den dramatischen Aufführungen, welche öfters veranstaltet wurden, betheiligte

1 Manuscript: Τῷ βίῳ χαίρειν λέγει Ἀντιγόνη (Σοφοκλ. Ἀντιγ. στ. 833 sq.) πεποίηκα ἐν Ἐρφορδίᾳ 1822. 2 Ueberschrift: Ἀδόλφου τοῦ Γότθων βασιλέως καὶ Τίλλυου τοῦ Αὐστριακῶν στρατηγοῦ ἡ ἐν Εὐριπέδῳ μάχη. Unterschrift: Ἐν Λευκορέᾳ. Εἰρηνικὸς Μάξιμος Ῥίτσχλ ὁ ποιήσας. Fehlerhaft abgedruckt in der krit. Bibl. f. Schul- und Unterrichtswesen VII 1825, S. 820—825. Auch später hielt R. dieses Gedicht der Aufnahme in seine opuscula würdig. 3 An die Mutter 3. Mai 1835: „Das Rechnen, weisst Du, ist schon auf der Schule meine Sache nicht gewesen."

er sich eifrig. Schon von Erfurt her war er befreundet mit Moritz Axt[1]), Johann Heinrich Deinhardt[2]), Konstantin Schmalfuss[3]), einem entfernten Vetter von mütterlicher Seite. Dazu kamen Wilh. Büchner[4]), Albert Giese[5]), Joh. v. Gruber[6]), Larsow[7]), C. Niese[8]), Fr. Otto[9]), Gotthold Schoene[10]), Moritz Seyffert[11]), Robert Unger[12]) u. A. Mit Niese und Schmalfuss theilte er auch den Aufenthalt im Spitznerschen Hause als Pensionär. Hier brachte ihm, wie er rühmte, manche Stunde persönlicher Unterhaltung mit dem gelehrten Philologen mehr Belehrung und Anregung als eine ganze Woche Unterricht.

Freilich entgingen in der engen Gemeinschaft dem etwas zum Sarkasmus neigenden Beobachter auch die Schwächen seiner Pflegeeltern nicht. Manchesmal zog der Herr Rector im Disputiren über Gegenstände allgemeiner Bildung den Kürzern gegen seine Alumnen. Eines Tages begann Ritschl das ihm obliegende Tischgebet mit der Anrede: „kugelrunder Vater!“ anspielend auf Spitzners Vorstellung, dass Gott eine runde Gestalt haben müsse, weil das Runde die vollkommenste Form sei. Ein ärgerliches: „ne, Ritschl, e bischen Religion muss der Mensch doch haben,“ wies den Uebermüthigen zurecht.

Trotz mancher Reibungen, welche theils Spitzners Launen, theils die Sonderbarkeiten der Frau Directorin, theils die Licenzen der jungen Herren Pensionäre mit sich brachten, wurde doch die gleichmässige Liebe und Rechtschaffenheit, welche der gelehrte Mann seinen Schülern zuwandte, von

---

1) Geb. 7. August 1801, gest. 20. Juli 1863 als Director in Creuznach. 2) Geb. 15. Juli 1805, gestorben als Director in Bromberg 16. Aug. 1867. Vgl. Eckstein in der Allgem. deutschen Biographie V p. 30—33. 3) 1824—1826 Gymnasiallehrer in Lüneburg, starb 1871 als Schulrath in Hannover. 4) Geb. 1807, studirte seit 1827 in Halle, lehrte in Halle, Schulpforta, Halberstadt, Schwerin, wo er seit 1866 als Director wirkte, seit 1875 emeritirt. 5) 1803—1834, gest. in Rostock. 6) Geb. 1807, gest. 1875 als Conrector am Gymnasium in Stralsund. 7) Starb 1870 als Prof. am Gymn. z. gr. Kloster in Berlin. 8) Gegenwärtig Pfarrer im Magdeburgischen. 9) Gest. 1866 als Prof. in Giessen. 10) 1806—1857, zuletzt Director in Stendal. 11) 1809—1871. Zuletzt Prof. des Joachimsth. Gymn. in Berlin. 12) Geb. 1813, seit 1869 Prof. am Stadtgymn. in Halle.

Herzen anerkannt, mehr noch, wie es zu geschehen pflegt, in späteren Jahren. Manchmal zog wohl auch eine trübe Wolke des Heimwehs und des Ueberdrusses am Schulleben durch das Gemüth des überreifen Primaners. Von solcher Stimmung zeugt der Stossseufzer:

> Πάντων, ὅσσα τε γαῖαν ἔπι πνείει τε καὶ ἕρπει,
> οὐδὲν ἀκιδνότερον καὶ ὀϊζυρώτερον ἀνδρός,
> ὅς τ' ἐν Λευκορέης δεινῷ ἀκάχητο λυκείῳ.

Zum Trost wurde die Verbindung mit dem Elternhaus und der Heimath aufs innigste gepflegt durch ausführlichen und regelmässigen Briefverkehr, am wärmsten und eingehendsten mit der Mutter. Der Briefwechsel zwischen ihr und dem Sohn, der bis zum Tode der ersteren in 18jähriger ununterbrochener Folge in gleichmässiger Innigkeit sich fortspinnt, ist das rührendste Denkmal kindlicher und mütterlicher Gesinnung.

Als stetige Schrift- und Geschäftsführerin sorgt die Mutter vor Allem dafür, dass der ferne Sohn in festem Zusammenhange mit allen kleinen und grossen Begebenheiten in Familie und Heimath bleibe. Ihre klare Handschrift wie ihr fliessender, anschaulicher, gemüthlicher und doch gar nicht sentimentaler Stil spiegelt die kerngesunde, praktische, liebenswürdige Natur der Schreiberin wieder. Die Bedürfnisse des Sohnes klar überschauend, die Möglichkeiten ihrer Befriedigung nach Maassgabe der knappen Mittel, die sie in Händen hat, klug und vorsichtig berechnend, kennt sie jeden Strumpf des Abwesenden nach der Nummer, und während die stolze, aber verhaltene Hoffnung auf die Zukunft des vielversprechenden Jünglings nur zwischen den Zeilen herausblickt, kargt sie weder mit praktischen Anweisungen bis ins Einzelnste (wie z. B. über die Anfertigung und Adressirung eines Postpackets) noch mit eindringlichen Ermahnungen zu allem Guten, namentlich auch zur Sparsamkeit.

Wie viel grössere Mühe machte aber damals einer sorgsamen Mutter die Ausrüstung und Unterhaltung eines auswärtigen Sohnes als heutzutage! Wie wurde sie z. B. erschwert durch die peinlichen Post- und Acciseverhältnisse! Dem habsüchtigen Fiscus durch schlaue Kunstgriffe eine Nase zu

drehen galt in jener Zeit für unbedenklich, ja für selbstverständlich. Zu Weihnachten 1824 soll Fritz mit einem lange gewünschten sogen. „Matin“ (wie die Mutter schreibt), einem Mantel mit schönem Pelzkragen, beschenkt werden. Damit nun das werthvolle Stück bei der Accise nicht noch gar zu viel kosten oder am Ende confiscirt werden möge, weil es neu ist, lässt ihn die vorsichtige Mama zunächst drei Wochen in der Wohnstube hängen. „Der Doctor“, so berichtet sie weiter, „hat ihn mehrere male bei uns angehabt und sich recht damit herumgerekelt; ich habe mit einem nassen Schwamm überall das Futter bestrichen und gerieben, und hoffe nun, man wird ihn für alt gelten lassen ... ich war erst willens Dir einen aparten Brief zu schreiben, und darin zu erwähnen, ich schicke Dir hier den Matin, welchen sich, wie Du wüsstest, der Vater vorigen Winter hätte machen lassen und ihm zu schwer und zu warm gewesen wäre ... Du möchtest ihn in Acht nehmen und schonen etc. etc. Im Falle nun an der Addresse „als getragen“ gezweifelt würde, solltest Du diese Stelle vorweisen,“ u. s. w.[1]).

Von der mittheilsamen Mutter hat der Sohn die leichte Hand des ausgiebigen Correspondenten und die Neigung zu lebendigem Briefverkehr geerbt, die er bis an sein Lebensende gepflegt hat. Freilich forderte er Gegenseitigkeit. Er beklagt sich (9. Febr. 1825) über die Schweigsamkeit der Schwester: „lieber Gott, einen Brief kann man doch schreiben, wenn man auch noch so viel zu thun hat. Und was hat denn die grade so viel zu thun? Da soll sie mich doch zum Exempel nehmen; ich habe doch noch ein bischen mehr zu thun, als sie, besonders in dieser Angst- und Nothzeit des bevorstehenden Examens, und habe 14 Correspondenzen zu besorgen, und schreibe allemal so einen halben Briefbogen wenigstens enge voll.“ Wisse er doch immer Neuigkeiten „aus dem obscuren wurmstichigen Wittenberg“, „und sie sollte in dem grossen Erfurt nichts neues erfahren, und ist noch da-

1) Da nach dem neuesten Postreglement der Passagier nur zehn Pfund Freigepäck hatte, wird der Abiturient angewiesen, für seine Heimreise zu Ostern 1825 doppelte Beinkleider, Röcke etc. auf den Leib zu ziehen.

zu ein Mädchen, die ja immer jede Stadtneuigkeit wissen, beinahe ehe sie sich noch zugetragen hat?" Freilich weiss ein drolliger Brief an den jüngeren Bruder vom 25. Juni „aus diesem Jammerthale" Nichts von dem „trübseligen Schulfuchsleben" zu erzählen. Noch bitterer beschwert er sich im nächsten Brief über den Berliner Onkel. „Ein königlich preussischer Consistorialrath sollte doch so viel Lebensart haben, einen Neujahrswunsch (noch dazu in lateinischen Versen und von seinem Neffen, der doch auch kein Kind mehr ist, gemacht) wenigstens mit ein Paar Zeilen zu beantworten". Schon die Handschrift des Schülers zeigt jene Sauberkeit, Klarheit und gefällige Abrundung, wie sie nur der jetzt ausser Uebung gekommene Gänsekiel, dazu aber eine feste Hand und ein heller Kopf zu leisten vermag. Und dieselben Tugenden war schon der Jüngling bestrebt seinem mündlichen und schriftlichen Ausdruck, dem deutschen wie dem lateinischen zu geben. In der That sind behaglicher Fluss, der nur noch engerer Eindämmung bedarf, Anschaulichkeit und begriffliche Schärfe bereits seinem jugendlichen Stil eigen: gegen pedantische Manier und vornehmthuende Affectation hatte er von jeher eine ebenso gesunde Abneigung als gegen philosophisches und rhetorisches Phrasengedrechsel. Die Aengstlichkeit seines Directors Spitzner, der mit der Abfassung eines lateinischen Abiturientenzeugnisses ganze Tage zubrachte, weil er jeden Ausdruck darauf prüfte, ob er auch von Cicero gebraucht sei, wollte ihm nicht in den Sinn.

Von dem inneren Dichten und Trachten des strebsamen Primaners legt ein Doppelblatt vom 17. August 1824 Zeugniss ab, überschrieben: 'Ideale, hoffentlich keine Irrthümer'. Es führt in einer Art systematischer Ordnung 15 anzulegende Hefte auf, welche einen Schatz von Allem, was für die menschliche, gesellige, schöngeistige, künstlerische, wissenschaftliche Bildung des Schreibers wünschens- und bemerkenswerth sei, enthalten sollen, und bis auf Sorte, Menge und Preis des Papiers bestimmt sind. Ausser der Anlage eines Tagebuches mit Betrachtungen, Beobachtungen, Schilderungen interessanter Charaktere sollen psychologische Bemerkungen, Sentenzen und Sprüchwörter aus den Classikern

des Alterthums und der neuern Zeit, „Data über menschliche Schwächen und politische Gebrechen zu einer Travestie auf die Welt", Kraftausdrücke und Galanterien, Anekdoten und Witze gesammelt werden. Ferner eigene Gedichte, und zwar griechische, lateinische und deutsche, auch Charaden. Ein deutsches Reimlexicon, lateinische Pentameterausgänge. Adversarien aus Homer und andern Epikern, aus Sophokles, ein index Hesiodius, „sehr weitläufig", phraseologische und metrische Sammlungen aus lateinischen Dichtern. Ein besondres Heft soll handeln „über mechanische Kritik ... über üble Gewohnheiten im Bücherschreiben" etc.; dazu eigne Conjecturen, Interpretationen, interessante philologische Urtheile. Den lyrischen Schluss machen Lieder für Guitarre, Tänze und andre Musicalien. Auch ein idealer Lebens- und Studienplan für das erste Universitätsjahr ist bereits entworfen, auf dem unter vielen schönen Dingen, welche zeigen, dass der junge Student nihil humani von sich fern halten wollte, auch philologische und philosophische Collegien, „Disticha in Briefen an Schöne" und ein „lateinisches Disputatorium, selbsterrichtet", in Aussicht genommen werden.

Doch war die Wahl seines künftigen Lebensberufes noch nicht definitiv getroffen. Die alte ursprüngliche Neigung zur Philologie wurde vorübergehend durch den Gedanken, Advocat zu werden, zurückgedrängt. Dem Streben in das praktische Leben einzugreifen, Welt und Menschen kennen zu lernen, schien die juristische Laufbahn günstiger zu sein. Der Mutter sagte der Gedanke zu, den Sohn, wenn er sich einmal in Erfurt als Sachwalter niedergelassen habe, dauernd in ihrer Nähe zu behalten, doch gab sie ihm auch zu bedenken[1]), dass er dabei „in die Klauen des Teufels laufen" könne. Ganz unsympathisch war die Jurisprudenz dem Vater[2]); und so kam Friedrich schon mit Beginn des neuen Jahres 1825 auf seinen alten Vorsatz zurück: er beschloss in Leipzig mit dem Studium der Philologie zu beginnen, daneben aus Rücksicht auf den Wunsch der Eltern auch etwas Theologie zu treiben. Mit einem Wechsel von 200 Thalern hofft er

1) 24. November 1824. 2) 16. Oct. 24.

auszukommen, obwohl es schwer sei sowohl wegen der unvermeidlichen Bedürfnisse, als auch wegen der „unzählbaren Menge von Nebenausgaben, die sich gar nicht klassificiren lassen". Zur Verbesserung seiner Einnahmen denkt er bei dem Buchhändler Teubner „lateinische und griechische Correcturen zu übernehmen, die in Leipzig sehr gut bezahlt werden".

Der Ausfall des Abiturientenexamens, welches er in Gemeinschaft mit Freund Schoene zu Ostern 1825 bestand, war, wie zu erwarten, höchst rühmlich: beide erhielten nach einmüthigem Beschluss der Prüfungscommission das Zeugniss unbedingter Reife (no 1: *imprimis dignus*), welches in den letzten drei Jahren keinem von der Anstalt Entlassenen ertheilt worden war.[1]) Mit besonderm Lobe werden die beflügelten Fortschritte des Zöglings in den alten Sprachen hervorgehoben, seine Vertrautheit mit den griechischen Dichtern, seine Gewandtheit in der Anfertigung griechischer Verse, welche an homerische Fülle erinnern, die Eleganz und Reinheit seines lateinischen Stiles, dem nur noch grössere Strenge und Knappheit zu wünschen sei. Mit den besten Hoffnungen auf seine wissenschaftliche Zukunft schliesst das sorgfältig stilisirte Document. Im Gasthof zur goldenen Weintraube, da dem Gymnasium eine Aula fehlte, wurde am 24. März die Entlassung der beiden Abiturienten vollzogen. Ritschl, kaum von einem heftigen Schnupfenfieber und Husten nothdürftig hergestellt, feierte in eleganten lateinischen Distichen die Uranfänge der griechischen Poesie und Musik[2]), von den Klappern der Korybanten an, welche Zeus das Kind behüteten, bis zu Demodocus und Phemius, am Schluss die tristia fata beklagend, welche ihn zwingen, der theuren Schule, seinen Lehrern, den treuen Priestern der Minerva, und den Genossen Lebewohl zu sagen. Schoene sprach über Phocion als Muster eines klugen und redlichen Staatsmannes. Den Abschiedsgruss an die Scheidenden, gereimte Strophen in Matthissonschem Stil, weich und wehmüthig, trug Schmalfuss

1) Spitzner a. O. 209. 215. Das Schulprogramm von 1825. S. 29.
2) Initia musices et poeseos apud Graecos.

vor.[2]) Am Morgen des 26. März reiste der junge Musensohn, mit reichen Gaben der Natur und einer ungewöhnlich soliden Schulbildung ausgerüstet, von kecker Lebenslust und kühnen Idealen erfüllt, über Leipzig, wo er sogleich die Wohnung seines Erfurter Freundes C. Schmidt übernahm, zu den Seinigen in die Heimath.

2) Gedruckt: „Ihren theuren Freunden Friedrich Gotthold Schöne aus Gadegast und Friedrich Wilhelm Ritschl aus Thüringen bei ihrem rühmlichen Abgange zur Academie dargebracht von den vier Gymnasialclassen des Wittenberger Lyceums durch Constantin Schmalfuss. Wittenberg, den 24. März 1825."

Universitätsjahre

1825—1829.

1. Leipzig.

Der erste Brief aus Leipzig gleich nach der Ankunft bestand aus heitern Versen im Stil der Jobsiade, die unter den Basen und Muhmen in der Heimath freudiges Aufsehen erregten. Immatriculirt wurde der angehende Student am 28. März 1825 als *honestis bonarum artium et litterarum studiis operam daturus.*

Gerade zu jener Zeit stand G. Hermann (geb. 1772) auf der Höhe des Lebens und seines Ruhmes. Die bahnbrechenden Werke, welche die Disciplinen der Metrik und der griechischen Grammatik neu aufgebaut haben, glänzende kritische Arbeiten wie die Orphica (1805), der Trinummus (1800) und viele andere lagen längst hinter ihm. Der Kampf der Schulen war entbrannt: hier Hermann als das Haupt der formal-kritischen Richtung, welche vor Allem auf die Festigkeit der Fundamente, besonders auf gründliche Kenntniss der Sprache und Metrik drang und daher in sorgfältiger Ergründung und Erklärung der Quellen den eigentlichen Mittelpunkt philologischer Thätigkeit setzte, den sogenannten Sachphilologen dilettantische Behandlung derselben vorwarf; — dort die von Heyne angebahnten, dann in F. A. Wolf's Schule gereiften grossartigen Versuche einer historisch-antiquarischen Wiederherstellung des Alterthums, am imponirendsten vertreten durch Boeckh, neben dessen monumentalen Werken die divinatorischen Combinationen eines Welcker wie in sinnvollen Visionen die Herrlichkeit griechischer Poesie aus unscheinbaren Trümmern wieder aufzurichten strebten, während Creuzer's synkretistische Mythenforschung sich in ein Chaos willkührlicher Spielereien verirrte. Von dieser Seite sah man wiederum auf Hermann vornehm herab als auf einen Form- und Notengelehrten, dem die Anschauung vom Leben der Alten fehle, weil er keine „tieferen Fragen" an die Quellen zu stellen

wisse. Auf allen Gebieten, wo ihm die Strenge philologischer Kritik und Exegese gefährdet erschien, trat Hermann kampflustig in die Schranken: gegen die Behandlung der griechischen Inschriften im neu unternommenen Corpus inscriptionum, gegen die Boeckhsche Pindarausgabe (1811—22), gegen Welckers Trilogie (1824), später gegen O. Müllers Eumeniden (1834) u. s. w. Er war der Wetzstein, welcher der neuen Schule das Gewissen schärfte, der eifersüchtige, in der That nicht selten einseitige Wächter der grammatisch-logischen Methode.

Die Kriegserklärung freilich war von Boeckh ausgegangen, der in den Vorerinnerungen zu seiner „Staatshaushaltung der Athener" (1817) die „vornehmen Grammatisten" des gegenwärtigen Zeitalters beschuldigt hatte, durch selbstgenügsame Beschränkung auf „Buchstaben- und Sylbenkritik" die Philologie „dem Leben und dem jetzigen Standpunkte der Gelehrsamkeit immer mehr zu entfremden". Der Handschuh wurde von Hermann aufgenommen. Besonders schneidig und bitter, ohne der Grösse der Leistung gerecht zu werden, war seine Recension[1]) des ersten Heftes von dem Berliner Corpus der griechischen Inschriften, auf welche nicht nur Boeckh selbst sofort antwortete[2]), sondern auch seinen Getreuen, E. Meier, in wortreicher „Analyse" erwidern liess: die gesammten Acten des Streites fasste dann Hermann 1826 in seinem Büchlein „Ueber Herrn Professor Boeckhs Behandlung der griechischen Inschriften" zusammen, worauf endlich Boeckh in der siegreichen Schrift über die Logisten und Euthynen (1827) von dem Gegner, der sich manche Blösse gegeben, würdig Abschied nahm.[3]) Auch Welcker vertheidigte im „Nachtrage" (1826) seine Schrift über die Trilogie.

Dem letzten Heros der englisch-holländischen Philologie erschien die neuere Alterthumsforschung nach seinem eignen Ausdruck wie ein angeschwollener, aus seinen Ufern tretender, reissender Strom, der alles mit sich fortführe und durcheinanderwerfe, und wenn er auch manches verborgen

1) Leipziger Litt.-Zeit. 1825 October. 2) Kleine Schr. VII 255 ff.
3) Kleine Schr. VII 262 ff.

Gewesene aufwühle und ans Licht bringe oder hier und da etwas Brauchbares anschwemme, doch die ganze Gegend unbewohnbar mache. Heute wird Niemand leugnen wollen, dass dieser Strom vielmehr die Gefilde unsrer Wissenschaft segensreich befruchtet hat, und dass jene Versuche ihn einzudämmen und zu corrigiren soweit zwar nicht unberechtigt, aber ganz verfehlt waren, wo sie darauf ausgingen, der Forschung ihr bestes Recht genialer Anschauung und aus dieser heraus ergänzender Combination zu verkümmern, als ob nicht auch die Textkritik, wie sie grade Hermann übte, durch nachdichtende Divination ihre höchsten Triumphe feierte.[1])

In Leipzig also war in den zwanziger Jahren die Hochburg der kritischen Schule, und Gottfried Hermann ihr leuchtendes Haupt. Der klare, energische Vortrag des ritterlichen Mannes, der Latein wie seine Muttersprache, ja noch besser redete, nie, so weit Grammatik und Logik reichte, ein schwankendes Urtheil abgab, der alles Erforschbare mit gleicher Sicherheit zu beherrschen schien, der Hybris des subjectiven Phantasirens aber das Gorgonenhaupt seiner *ars nesciendi* entgegenhielt, übte eine unbedingte Autorität über seine Schüler aus.

Der junge Fuchs, der durch die allgemeine Stimme, den Rath seines Rectors, sowie durch das Beispiel und die begeisterten Schilderungen seiner älteren Freunde C. Schmidt, Axt, Glasewald zur Wahl Leipzigs bestimmt war, brachte eine Empfehlung von Spitzner an Hermann mit, welche indessen keine weiteren Folgen hatte. An andern bedeutenderen Lehrern der Philologie fehlte es seit dem Tode Spohns, der noch nicht ersetzt war, in Leipzig gänzlich. R., immer noch zwischen Jurisprudenz und Philologie schwankend, hörte während des Sommers bei Hermann Anleitung zur Kritik und Erklärung des ersten Buchs von Thucydides, bei C. Beier, einem wenig hervorragenden Schüler von Hermann, Cicero's erstes Buch de officiis, Logik und Metaphysik und Geschichte der Philosophie bei Krug, Einleitung in die Mythologie bei

1) Ausführlich, mit der Anschaulichkeit des Selbsterlebten erzählte Ritschl den Streit der Schulen in den Vorlesungen über Encyclopädie (seit 1835).

Clodius. Erst im Herbst entschloss er sich definitiv bei der Philologie zu bleiben[1]), doch beschränkte er sich im Wintersemester auf die Fortsetzung des Beierschen Collegs und die Hermannschen Vorlesungen über Metrik und Aeschylus' Sieben gegen Theben. Indessen hatte es beim Anhören der Collegien wesentlich sein Bewenden. Zu ernsthaftem Studium liess ihn das flotte Corpsleben der Lusatia, dem er sich mit der vollen Ausgelassenheit überschäumenden Jugendmuthes eine Zeit lang hingab, nicht kommen. Doch trat bereits im Lauf des zweiten Semesters Sättigung an diesen Freuden ein. Er beschloss die Universität zu wechseln, vorher aber einer philologischen Ehrenpflicht zu genügen und sich die Aufnahme in Hermann's 'societas Graeca' zu verdienen. Da er Mangel an Büchern litt, begab er sich eines Tages zu seinem fleissigen Commilitonen Foertsch. Als das kleine, schmächtige Männlein den langen forschen Corpsburschen in vollem Wichs, mit klirrenden Sporen und der Reitpeitsche bei sich eintreten sah, soll es gewaltig erschrocken sein. Der Arme dachte an eine unverdiente Herausforderung oder noch Schlimmeres, verschanzte sich hinter Tisch und Stuhl und wagte sich erst in die Nähe des unheimlichen Besuchers, als derselbe mit der unverfänglichen Bitte um ein Exemplar des Euripides herausrückte und Erkundigungen über die Hermannsche Societät einzuholen begann. Auch bei der Disputation erschien der Uebermüthige, so erzählt man, in demselben Aufzuge, und unterstützte die Kraft seiner Argumente kecklich mit Aufwerfen der Cereviskappe. Sein Opponent war Johannes Classen, dann gab es noch einen Gang mit dem Meister selbst. Der Erfolg war gut, die Aufnahme des neuen Mitgliedes fand Statt, aber auch dabei hatte es sein Bewenden. Das Semester ging zu Ende, und Hermann war nicht angenehm überrascht, als sich der eben Recipirte sofort wieder abmeldete. Noch vor dem Schluss der Vorlesungen entwich derselbe

1) Dies meldet er Spitzner am 30. Nov., worauf dieser in seiner Antwort vom 11. December seine Freude ausdrückt. Scherzweise, im Kreise der Seinigen, konnte R. auch in späteren Jahren noch Reue über diese seine Wahl aussprechen, freilich nicht aus inneren Motiven.

aus dem Kreise seiner Commilitonen zunächst nach Erfurt, wo er sich hinsetzte und eifrigst arbeitete.

Die Wendung zu ernsteren Interessen bezeichnet bereits ein Heft, Memoriale überschrieben, die einzige Quelle, welche, abgesehen von wenigen flüchtigen Briefen, einigen Einblick in das innere Leben des Jünglings für jene Zeit eröffnet. Er hat es in der Absicht, sich Alles zur klaren Erkenntniss zu bringen, was ihm am Tage durch den Kopf gehe, am 22. Februar 1826 angelegt und, freilich nicht ohne Pausen, bis in das Jahr 1828 fortgeführt.

Die zerstreuten, nicht genau datirten, aber grösstentheils wohl in der hallischen Periode entstandenen Aufzeichnungen sind für die Liebhabereien des Jünglings, seine Lectüre, die Probleme, welche ihn beschäftigten, seine Denk- und Empfindungsweise sehr charakteristisch. Epikritische Randglossen begleiten die Aphorismen. Er verzeichnet z. B. ausser allerhand Studentenwitzen, Anekdoten, populären Redensarten, polemischen Wendungen, Sentenzen, mannigfachsten Büchertiteln die Bildnisse berühmter Philologen, die er zu besitzen wünscht, macht vielerlei ästhetische Betrachtungen, nie phrasenhaft oder verwaschen, stets den Kern der Frage scharf treffend, auch musikalische: Versuche das Charakteristische an Gluck, Weber zu präcisiren; was zur Composition von Liedern gehöre; dass ihm erst durch die Verbindung mit Musik das wahre, lebendige Verständniss einer Dichtung recht aufgehe. Begeistert schreibt er über Lichtenberg, dessen Definition des wahren Schriftstellers, zu sagen, was die Meisten fühlen oder denken, ohne es zu wissen, ihm ganz aus der Seele genommen ist. Nach der herrlichen Gabe der Beredsamkeit hat er eine tiefe Sehnsucht. „Ich habe schon vor vielen Jahren das Bedürfniss derselben dunkel gefühlt, wenn ich entweder in Gesellschaft oder im Gespräch und Disputiren mit Freunden das Herz und den Kopf so voll von Empfindungen und Gedanken hatte, und diese nicht in die passendsten und bestimmtesten Worte gekleidet ins Leben treten lassen und in bestimmten Umrissen versinnlichen konnte. Schriftlich geht das weit leichter, weil man Zeit zum Wählen hat“ u. s. w. (3. März 1826). Er gedenkt

eines früheren Gespräches mit Freund Niese, in dem es ihm nicht so gelungen sei, wie er gewünscht hätte, diesen zu überzeugen, dass den Dichter nicht allein die in ihm lebende Welt von Ideen und Gefühlen, sondern als ganz nothwendige und untrennbare Bedingung die Herrschaft über die Sprache, die Darstellungsgabe mache (3—6. März 1826). Entrüstet ist er über die Aeusserung eines kaufmännischen Vetters, der Ausgaben eines Studenten für Klopstocks, Schillers Schriften als unnöthige Spielereien bezeichnet hat. „Dass ich nichts antwortete, versteht sich; ich thue das in einem solchen Falle nie .... von der Zeit einer solchen Aeusserung an ist mir aber so ein Mensch auf immer zuwider." Ebenso wenig könne er es über sich gewinnen, einem Andern die Gründe solches Missfallens auseinander zu setzen. Er macht psychologische Betrachtungen über die Engherzigkeit derjenigen Freundschaft, die keine Geheimnisse zwischen sich dulden will. „Etwas Geheimes zu haben verlangt unsere Individualität, eben so in der Freundschaft als in der Liebe. Und wer soll Welt und Menschen kennen lernen, der seine Gedanken alle auf der Zunge hat? Wie wenig angebracht ist diese Maxime bei Fassung von Plänen, bevor die Absicht erreicht ist? Drum mag ich auch im Leben keinen Stubenburschen wieder haben." Ueber Leute, die eine „freundschaftliche Bekanntschaft sogleich für eine vertraute Freundschaft halten und wenn man einmal etwas verweigert, was wohl Herzensfreunde einander schuldig, und zu geben und zu verlangen verpflichtet sind, über Treulosigkeit und Verrath an der Freundschaft ein Geschrei erheben, ob man ihnen gleich nie gesagt hat, dass man ihr Freund sei" (27. Dec. 1826). Hermanns Einfluss spürt man in der Polemik gegen die „sogenannten Sachphilologen", welche leugnen, dass die Sprache als treuer Spiegel den eigenthümlichen Geist eines Volkes wiedergebe, gegen jene „flachen Halbwisser", welche meinen, „um das Bild eines Volkes aus der Sprache sich abzuklaviren, dazu keine genaue, grammatische Sprachkenntniss nöthig zu haben". „Sie verstehen dann eben so viel von der Spracheigenthümlichkeit als der grosse Haufe der Concertbesucher von der Musik" u. s. w.

Eine gründliche Veränderung der geistigen Atmosphäre und ernste Arbeit that dem jungen Manne sicher Noth. Die Eltern dachten an Berlin, und der dortige angesehene und welterfahrene Onkel, damals Consistorialrath (später Bischof von Pommern), empfahl diese Wahl dringend; aber nach eignem Entschluss zog Fritz das bescheidne Halle vor, mit dem festen Vorsatz, das in Leipzig Versäumte dort mit aller Anstrengung nachzuholen.

2. Halle.

Am 27. April 1826 wurde der Ankömmling in Halle als 'philologiae studiosus' immatriculirt, aber auch in das Verzeichniss der Theologen eingetragen. Von Anfang an gefiel es ihm hier besser als in Leipzig. Von seinen Corpsverbindungen machte er sich entschieden los, ohne deshalb studentischer Fidelität zu entsagen. Er hielt sich zu den Landsmannschaften und bewegte sich in einem engern Freundeskreise, zu dem auch einige Erfurter gehörten, wie Schmalfuss und Wilhelm Werther. Letzterer war Theolog, „zwar in litteris kein Genie, aber ein sehr braver, biederer und fester Kerl", der bereits im siebenten Semester stand, und sich einer schönen Gartenwohnung vor der Stadt an der Saale erfreute. Dahin wanderte nun R. während der heissen Sommerwochen allabendlich, um statt der „rauchigen, von Torf duftenden" Atmosphäre der Stadt frische Luft zu schöpfen, entweder in der Gartenlaube, die von den Saalwellen bespült war, „bei Bierkaltschale, Eierkuchen und andern zugleich wohlschmeckenden und wohlfeilen Genüssen" mit dem Freunde mondbeglänzte Zaubernächte zu feiern, oder in der Gondel nach der Rabeninsel zu rudern, wo ein „lauschiges Plätzchen unter den dunklen Zweigen bemooster Buchen" das Paar aufnahm. „Mein Gefährte", so schildert ein sehr gut gelaunter Brief der Mutter, „wirft dann die Angel aus — — und ich locke die Fische durch den Silberklang meiner Laute; oft taucht dann die unsterbliche Saalnymphe, das triefende Haupt mit Schilfgras gekrönt aus dem ruhigen Strom auf und lauscht den irdischen Tönen; oder die beweglichen Silphen des düstern Waldgrundes hinter uns weben und schweben in

lustigem Reigentanze nach meinen Harmonien, bis das Gekrächze neidischer Raben mich aus solchen Traumidealen in die prosaische Wirklichkeit zurückführt. Früh morgens wird dann zwischen vier und fünf Uhr aufgestanden und die erfrischende Morgenluft genossen, während der Geist durch Göthische Poesie erfrischt wird." Am besten freilich werde die Gegend durch Matthisson und dieser wiederum durch jene commentirt: ihn und Salis möge der häusliche Bücherschrank für die Sommerszeit hergeben. Von diesem herrlichen Sommer-Nachtquartier, dessen dreimonatlichen Besitz der junge Verschwender mit zwei Thalern im Ganzen bezahlt („kann man Gottes Natur überhaupt mit Geld bezahlen und nach seinem Massstabe messen?"), hofft er auch für seine Gesundheit den höchsten Vortheil zu ziehen, „schon der Bewegung wegen während des Hinaus- und Herausgehens"; denn ohne ein solches festes Ziel geht er überhaupt selten und ungern spazieren.

Die Ferien wurden noch meistentheils in der Heimath zugebracht, wo dann die Zeit zwischen Durchmusterung der väterlichen Bücherschätze, eifriger Pflege guter Hausmusik, und heiterem, geselligem Verkehr getheilt war. Grossen Eindruck machte dem empfänglichen Naturfreund eine Harzreise mit Freund Schmalfuss vom 27. September bis 3. October 1826. Sie verdiene eine Stelle in den Annalen seines Lebens, schreibt er in sein Gedenkbuch, doch hat uns Klio von denkwürdigen Erlebnissen Nichts überliefert. Zu Ostern 1828 besuchte er den Onkel in Berlin auf drei Wochen. Ein vier Bogen langer Brief an die Mutter berichtet in epischer Vollständigkeit über die Eindrücke und Erlebnisse in der Hauptstadt. Neben der scharfen, von geübter Beobachtung zeugenden, aber nirgends boshaften Charakteristik der Personen ist besonders die Gründlichkeit und Anschaulichkeit hervorzuheben, mit der sich der Verfasser bemüht, von dem Gesehenen den klarsten Begriff, das treffendste Bild zu geben. Besonders die Beschreibung des Zeughauses und seiner inneren Einrichtung, des Charlottenburger Mausoleums bekundet, wie empfänglich und wie jungfräulich sein ästhetischer Sinn war. Das italiänische Panorama lässt eine „tiefe

Sehnsucht“ in ihm zurück. Ein von ihm verfasstes lateinisches Gaudeamus auf Berlin, welches in einer Gesellschaft auf Veranstaltung des Oheims vierstimmig gesungen wurde, giebt der Begeisterung des jungen Gastes einen ansprechenden Ausdruck.

Was er aber schrieb, wollte er auch für die Dauer und für aufmerksame Leser geschrieben haben. So ermahnt er die Mutter, seine Briefe und Verse, deren er „eine ganz artige Menge“ gelegentlich geliefert habe, gut aufzuheben, „denn in späteren Jahren wird es vielleicht angenehm sein, sie einmal wieder zu lesen“. Er hält auf gründliche Beantwortung. Als die Mutter auf seinen vier Bogen langen Berliner Brief nur flüchtig dankt, will er[1]) das nur für ein Quid pro Quo gelten lassen und beansprucht eine ausführliche Erwiderung, woraus er auch im Detail sehen könne, dass sein Brief angenehm gewesen sei und interessirt habe, ob seine Kritiken und Charakteristiken richtig befunden worden, auch vielleicht über dies und jenes ein anderes Urtheil zu hören bekomme. Er will auch erfahren was Gutes oder Nichtgutes über ihn in Berlin nach seiner Abreise gesprochen ist: man könne ihm Selbstkenntniss und Gemüthsruhe genug zutrauen, um weder eitel noch ärgerlich zu werden. „Schriftlich nimmt sich gar manches anders aus als mündlich, aber doch nur für Fremde — — denn warum sollte ich Dir z. B. nicht sagen, dass ich während meiner dreitägigen Anwesenheit in Wittenberg Freunde und Feinde durch mein Wesen so für mich eingenommen habe, dass man nach meiner Abreise sich in Lobeserhebungen über meine Liebenswürdigkeit, Bescheidenheit, Feinheit und Anständigkeit erschöpft hat —? wie denn das die Worte eines kürzlich empfangenen Briefes sind. Denke Dir dazu den Ton, die Mienen und Geberden, mit denen ich das mündlich Dir erzählen würde, und Du wirst — zwar dennoch ein bischen darüber lachen, weil es einmal nicht gewöhnlich ist so naiv von sich selbst zu sprechen, aber doch wissen wie Du es zu nehmen hast, und nicht im Entferntesten daran denken, die Anwendung eines allbekannten Sprüchwortes zu

1) 5. Mai 1828.

machen." Hierauf die Mutter am 18. Mai: „wenn Du doch so gern das Urtheil anderer über Dich hörst und glaubst Dich frei von Eigendünkel und Selbstliebe und wie das Zeug alles heisst, so will ich Dir ein beinahe verjährtes Urtheil von Tante Riekchen (in Wernigerode, von der Harzreise her) mittheilen: «höre mal, Dein Fritz ist ein ganz herrlicher Junge geworden, der uns allen, allen gefallen hat. Mein Mann sagt nur, er wäre gar zu still und gar nicht wie ein Student sein müsste — aber das macht gewiss, dass er gegen meinen Mann mit einem Vorurtheil von Furcht herkam — Deinem Mann wird er immer mehr ähnlich, Gott erhalte ihn nur, ihr erlebt gewiss Freude an ihm»."

In kindlich drolliger Weise versteht er der Mutter Alles was sein Herz begehrt und bedarf abzuschmeicheln, die Erfüllung seiner Wünsche ihr auch objectiv so plausibel zu machen, dass sie gleichsam aus einer Art von Ueberzeugung sie freundlich erhören muss. Wie behaglich ergeht er sich z. B. in der Ausmalung der Geschenke, die er sich zu Weihnachten 1827 erbittet, dem ersten Fest, das er, um ungestört zu arbeiten, in der Fremde zu erleben beschlossen hat. Vor Allem verwirft er die prosaische Ablösung in Geld: „das gibt man aus wie andres und hat dabei gar keine Erinnerung an den Geber". Dagegen schildert er mit Raffinement die Annehmlichkeit eines „selbstgebackenen Schittchens", und weiss die einleuchtendsten Vorschläge zu machen, mit welcherlei schönen Dingen der leere Raum in der Kiste etwa noch auszufüllen sein möchte. Vom Vater erbittet er sich Göthe's Gedichte, aber auf Velinpapier, nur ja nicht in Taschenformat, was er durchaus nicht leiden könne. Dem entsprechend erhielt er denn auch ausser dem Gewünschten einen Virgil in folio.

Sehr ausgeprägt ist sein Sinn für idyllische Häuslichkeit. Ein elastisches Sopha, lang genug um mit ausgestreckten Gliedern Meditationen und Zukunftsträumen nachzuhängen, auch einem Freunde Raum gewährend, um bei Kaffee und Zwieback mit ihm zu disputiren, wusste er sehr zu schätzen. An einer hübschen Zimmereinrichtung, an zierlichen Erzeugnissen kunstvoller Handarbeit, worin seine

Mutter Meisterin war, hatte er seine Freude wie an Allem, was sich wohlgefällig und correct in der Form darstellte. Anfangs wohnte er (Brüderstrasse 207) Wand an Wand mit dem Theologen Moritz Posselt[1]) von der Insel Föhr, einem Erfurter Schulfreund; dann theilte er sein Zimmer mit Wilh. Büchner, dem alten Wittenberger Kameraden. Als aber seine gelehrten Studien anfingen einen bedeutenden Aufschwung anzunehmen, bezog er im Sommer 1828 ein besonderes Logis in der Rathhausgasse 247, dessen Verschönerung durch Anlegung eines sorgsam gepflegten Blumenflors er sich sehr angelegen sein liess. Mit wahrem Behagen schildert er der Mutter[2]) als der kundigen Gärtnerin seine kleine Anlage, indem er sie sogar durch eine Zeichnung veranschaulicht: auf dem äussern Fensterbrett „die hängenden Gärten der Semiramis", im Zimmer neben dem Arbeitssitz auf dem Fenstertritt das blühende Rosenstöckchen, unter dem Fenster Weinranken, in die Höhe gebunden; von draussen auf eigenhändig bearbeitetem Boden eine kleine Pflanzung von Kürbis, Winden, Wicken in mannigfachen Farben. „Du siehst," schliesst er, „dass ich von Deiner Gartenader auch etwas geerbt habe." Er unterlässt nicht, von dem Gedeihen des Blumenflors weitere Nachrichten zu geben, wie er auch von der Mutter ausführliche Berichte über den Stand des Erfurter Gartens empfängt.

Ernste Sorge um des Sohnes Gesundheit spricht bereits aus den elterlichen Briefen. Aus dem ursprünglich so kräftigen Kinde war ein lang und hager aufgeschossener Knabe und Jüngling geworden. Grosse Reizbarkeit der Nerven zeigte sich schon in frühen Jahren; höchst erkältungsfähig litt er

1) Er hatte schon in Jena und Kiel studiert, ging 1827 als Hauslehrer beim russischen Gesandten Baron Nicolay nach Kopenhagen und Petersburg, habilitirte sich (1833) in Dorpat, kam später nach Petersburg als Bibliothekar. In seinen Personalacten bewahrte R. einen „urkundlichen Vertrag", geschlossen am 25. November 1827 zwischen ihm und Posselt, wonach R., wenn er bis zu seinem 35sten Geburtstage unverehelicht geblieben sein werde, binnen Jahresfrist von da an eine Kiste guten Weines portofrei erhalten, anderenfalls aber eine solche ebenso an P. übersenden soll. 2) 5. Mai 1828.

an beständigem Stockschnupfen, so dass schon dem Wittenberger Schüler die Tabacksdose unentbehrlich war. Auch im ersten Leipziger Semester ging es ihm so wenig nach Wunsch, dass er Reisen zu Verwandten nach Braunschweig, Berlin aufschob bis zu einer Zeit, wo sein Körper solchen „Gefahren" mehr gewachsen sein werde. „Gesundheitspflege" stand auf seinem Denkzettel. Die Kreis-Ersatz-Commission erklärte ihn (16. Jan. 1827) „wegen angeborener unheilbarer Kurzsichtigkeit und sehr flachen schmalen Brustbaues und dadurch bedingter Kurzathmigkeit für immer zum Feld- und Garnisonsdienst als ganz unbrauchbar." Mehrfach erkrankte er in Halle. Schon 1828 traten die hartnäckigen Verdauungsbeschwerden auf, die ihn zeitlebens geplagt haben; einmal auch vorübergehende Lähmung an den Füssen mit folgendem starken Schweiss. Doch beruhigt er die Mutter.[1]) Sie soll sich nicht immer so um ihn ängstigen. „Denn mir sagts ein inneres Gefühl, das gewiss nicht trügt, dass ich vor der Hand noch nicht sterben kann, sondern dass mir noch manche Leiden und Freuden — doch diese immer überwiegend — bevorstehen und dass wir noch längere Zeit unsere gegenseitige Freude an einander haben werden."

Sein glückliches Temperament, ein Erbstück des Vaters, gab ihm trotz Allem eine Elasticität, dass jene Beschwerden ihn verhältnissmässig wenig in der Freudigkeit und Frische des Lebens störten. Er hatte von Jugend auf die Gabe und pflegte sie mit Bewusstsein, über die Sorgen und Nöthe der Gegenwart hinweg sich mit munterer Phantasie in eine bessere Zukunft zu versetzen. So flossen ihm auch bei Aufstellung seines Budgets in Gedanken und Hoffnungen reichliche Einnahmequellen zu, deren einzelne Posten er mit dem Geschick eines Finanzmannes zu gruppiren und zu componiren wusste, so dass er wenigstens in Berechnung der Zukunft sich meist eines hübschen Wohlstandes erfreute, wenn auch die Wirklichkeit bisweilen nicht alle diese Blüthenträume reifen liess. So berechnete er gleich beim Einzug in Halle, dass ihm die Erträge des philologischen und pädagogischen

1) 28. December 1828.

Seminars nebst Wittenberger und Erfurter Stipendien die gewünschte Ausdehnung seiner Studien ins vierte Jahr sicher ermöglichen würden.

Die Universität Halle war in den zwanziger Jahren eine vor vielen blühende zu nennen: 1200 Studenten zählte sie [1]). Es herrschte ein frisches, vertrauliches Studentenleben: den Landsmannschaften waren die Burschenschaften beigeordnet; noch galt allgemeiner Duzcomment. Die grösste Zahl der Studierenden bestand aus Theologen, welche durch einen Kreis bedeutender Lehrer angezogen wurden. Neben dem geistvollen Orientalisten Gesenius, dem Bibelexegeten Knapp, dem rationalistischen Dogmatiker Wegscheider, dem gelehrten Kirchenhistoriker Thilo, dem schon bejahrten, aber hochangesehenen Kanzler Niemeyer, dessen Vorlesungen über Moral besonders stark besucht wurden, begann die fromme Gefühlstheologie Tholuck's ihren Einfluss zu üben. Die Philosophie, vertreten durch die Kantianer Gerhard und Gruber, nahm eine selbständige Stellung noch nicht ein: die philosophische Facultät bestand fast ausschliesslich aus Philologen. Senior unter den philologischen Lehrern war der gute alte Christian Gottfried Schütz, ein hochbetagter Greis von 78 Jahren, der fast kindisch nur noch unfreiwillig zur Erheiterung seiner Zuhörer diente [2]). Sehr geachtet, aber kränklich war Joh. August Jacobs [3]), ehemaliger Portenser Mitschüler von Naeke und Carl Imm. Nitzsch; mit dem Kanzler Niemeyer zusammen leitete er das pädagogische Seminar. Böckh's Richtung vertrat dessen Schüler Eduard Meier [4]), der einst mit Wernicke und Ed. Gerhard im Bunde die frühzeitig abgestorbenen „philologischen Blätter" gegen

1) Echtermayer: d. Univ. Halle, in A. Ruge's Hallischen Jahrbüchern 1838 No. 1. 39. 84—87. Abnahme der Frequenz, ziemlich gleichmässig in allen Facultäten, erst seit 1830. 2) Geb. 1747, gest. 1832. Ritschl besass eine Federzeichnung des alten Herrn der mit Bogen und Köcher ausgestattet ist; dazu die Unterschrift: „der Schütz der immer zielt, aber nimmer trifft." 3) 1788—1829. Eckstein: Brevis de Jo. Aug. Jacobsio philologo Hal. enarratio. 1840. 4) 1796—1855. Nekrolog von Eckstein, Halle'sches Waisenhaus 1856.

das, was ihnen Kleinigkeitskrämerei hiess, gegründet, sich durch seine Studien über das attische Recht, besonders durch die in Gemeinschaft mit Schömann unternommene Lösung der Berliner Preisaufgabe über den attischen Process (1824) einen dauerhafteren Ruf erworben hatte. Schon 1819 in Halle habilitirt, dann nach Greifswald versetzt, war er nach Seidlers Rücktritt im Jahr 1824 als Ordinarius nach Halle zurückberufen, um die bis dahin ungepflegten realen Disciplinen der Alterthumswissenschaft zu lehren.

Weit über Alle jedoch ragte Carl Reisig, der geniale Schüler G. Hermanns. Zu Weissensee in Thüringen am 17. November 1792 als Sohn eines Arztes geboren, auf der Klosterschule von Rossleben, der altbewährten Stätte gelehrter Schuldisciplin, seit 1805 gebildet, hatte er zunächst in Leipzig seit 1809 durch G. Hermanns befestigende Lehre, in dessen berühmter societas Graeca die Richtung nach der grammatisch-kritischen Seite der Philologie erhalten. Seine schon damals auf Aristophanes concentrirten Studien hatte er in Göttingen fortgesetzt. Mit äusseren Mitteln glücklich ausgestattet, schon früh im Besitz einer auserlesenen Bibliothek, stand er über den Sorgen des gewöhnlichen Lebens. In den Jahren 1813—15 hatte ihn sein glühender Franzosenhass[1]) als Freiwilligen in den freilich unblutigen Waffendienst des sächsischen Corps gedrängt. Beim Wachtfeuer explicirte der gelehrte Feldwebel, der sich rühmte, sein militärisches Wissen von Xenophon gelernt zu haben, mit gewaltiger Stimme den Kameraden die Komödien seines attischen Lieblingsdichters, die er (in einem aufgelösten Exemplar der von ihm zuerst in ihrem vorzüglichen kritischen Werth erkannten zweiten Juntina) beständig in der Tasche trug.

Heimgekehrt hatte der 24jährige junge Mann als erste Frucht der diesem Dichter gewidmeten Studien die *Coniectanea in Aristophanem* (1816) veröffentlicht, ausgezeichnet durch seltene Feinheit in metrischen Beobachtungen, besonders über iambische Trimeter und anapästische Tetrameter, sowie in Erforschung des individuellen Sprachgebrauchs, durch Selb-

1) Coni. in Aristoph. praef. p. I. 153

ständigkeit des Urtheils, glückliche Erfindungs- und Combinationsgabe, ein leuchtendes Muster eindringlicher und schöpferischer Textkritik, womit für die Behandlung des Aristophanes ganz neue Grundlagen und Wege geschaffen waren.

Zuerst (1816) in Jena habilitirt hatte er durch seine Vorlesungen wie durch seinen persönlichen Verkehr die akademische Jugend erobert. Selbst um 5 Uhr des Morgens hörte man ihn mit Lust über griechische oder lateinische Grammatik vortragen. In Reitstiefeln und Sporen, ledernen Beinkleidern und grünem Jagdrock stieg er wie sein Lehrer G. Hermann vom Pferd auf das Katheder und von da wieder zu Ross[1]). „Er ambulirte mit der Jugend, ass mit ihr an der wenig einladenden Wirthstafel zur Sonne, und disputirte lateinisch und griechisch zu jeder Tageszeit, über jegliches Begebniss, wie über jeden Satz seiner Wissenschaft; und wenn ihm in später Nacht ein Vivat erschallte, konnte man mit Sicherheit auf ein erwiderndes Witzwort rechnen.“ Glaubte er während seiner Lucubrationen etwas entdeckt zu haben, so öffnete er wohl das Fenster und verkündete, wie er scherzend selbst erzählte, den Nachbarn durch Trompetenstoss das grosse Ereigniss.

Schon nach Jahresfrist zum ausserordentlichen Professor ernannt, freilich ohne Gehalt, durch Goethe's Gunst ausgezeichnet und von F. A. Wolf als ebenbürtig anerkannt, hatte er bald die Augen der preussischen Regierung auf sich gezogen, die ihn 1820 nach Halle berief, zunächst als extraordinarius, bis sich Seidler, der Kenner der griechischen Dramatiker, 1824 zurückzog und dem jungen Collegen damit einen Platz unter den Ordinarien öffnete.

In Halle nun entfaltete sich die originelle, grossartige Kraft des im blühendsten Mannesalter von 32 Jahren stehenden Lehrers zu vollem Glanze. Seine Schüler und Zeitgenossen können sich nicht genug thun in Schilderung dieser von Lebensmuth strotzenden Persönlichkeit. Eine „Römergestalt“ mit athletischer Brust, gedrungen, ein wenig zur Beleibtheit

1) In einer selbstverfassten Ballade berichtet er von sich: „Herr Reisig heisst der Rittersmann, der wie kein andrer reiten kann.“

neigend, aber behende, in lebhaft gravitätischer Bewegung tapfer die Erde stampfend. Das Haupt mit den blauen, geistreichen, aber langsam sich öffnenden Augen hoch aufgerichtet, das derbe fleischige Antlitz mit den überaus beweglichen, wild genialen, an Bentley erinnernden Zügen umwallt von dickem dunkelblondem Haar. Das Ganze ein Bild kräftiger Gesundheit, derber gerader behaglicher Einfachheit, energischer Bestimmtheit[1]). Allem Gemachten und Kleinlichen, allem Schein auch im Leben und in der Geselligkeit feind, selbst dem Zwang einer geordneten Häuslichkeit abhold, führte er in genialer Willkür ein ziemlich ungebundenes Junggesellenleben. Zwar nahm er in Halle den Studenten gegenüber mehr als in Jena eine gewisse Zurückhaltung an, doch machte er auch hier mit auserwählten Lieblingsschülern meilenweite Spaziergänge, die bei der Präsenz seines Wissens die reichste Belehrung eintrugen. Als Gesellschafter aber im Kreise von Freunden wie Ludwig Pernice, Agathon Niemeyer, Heinrich Leo bei griechischem Wein, dem wohl auch, um das antike Symposion zu vollenden, Kränze beigesellt wurden, sprudelte er von heiterster, liebenswürdigster Laune. Etwas heftig zwar und selbstgewiss, war er doch eben so schnell zu versöhnen und von seinem Unrecht zu überzeugen, als er bei Widerspruch aufbrausen konnte.

Er interpretirte Aeschylus' Prometheus[2]), Aristophanes' Wolken, Horazische Satiren, Tibull, Demosthenes, Cicero, las über Encyclopädie, lateinische und griechische Grammatik, namentlich auch Accentlehre, griechische und römische Alterthümer. Ohne Heft, meist nur einen Zettel mit Citaten bei sich führend, erregte er staunende Bewunderung durch die, wie es den Zuhörern erschien, unfehlbare Herrschaft über das gelehrte Material, die untrügliche Sicherheit des sprachlichen Verständnisses. Durch eine schöpferische Kunst leben-

1) Eine flüchtige Federzeichnung des etwas satyrhaften Kopfes besass R. 2) Ritschl hat Reisigs eigenhändiges Originalheft (d. h. eine Anzahl Blätter, enthaltend Einleitung, Commentar und deutsche Uebersetzung), sowie den von Reisigs Hand durchcorrigirten Text der Schütz'schen Ausgabe (mit zahlreichen Marginalien) aufbewahrt. Der übrige Nachlass ging in die Hände von Pernice über.

diger genetischer Entwickelung zwang er die Zuhörer, denselben Denkprocess, den er ihnen offenbarte, in reger geistiger Betheiligung mitzumachen. Sein Vortrag, ebenso weit entfernt von effecthaschender Leichtigkeit als von pedantischer Schwerfälligkeit, hatte eine jugendliche Frische und Heiterkeit, doch nicht ohne eine gemessene, bisweilen feierliche Würde. Seine eigene Begeisterung riss die Hörer hin. Begabt mit einer mächtigen, sehr modulationsfähigen Stimme, ganz aufgehend in seinem Gegenstand, schien er, Alles um sich her vergessend, beim Vortrage der griechischen Texte oder seiner sorgsam ausgefeilten Uebersetzung[1]) „selbst ein gefesselter Prometheus oder ein satyrhafter Strepsiades."

Seine Kritik, die nichts unentschieden liess, wenn es auch nicht immer ohne Gewalt abging, beruhte auf scharfer grammatischer und logischer Analyse: den Feinheiten sorgfältig nachspürend, ältere, gute Bücher mit Vorliebe, übrigens wenig citirend, erging er sich gelegentlich in heiterer, auch durch kräftigere Scherze bisweilen gewürzter Polemik, aber ohne jene tendenziöse Gehässigkeit, welche den Lernenden so leicht das Gift cliquenhaften Hochmuths und ketzerrichterlicher Schmähsucht einimpft[2]).

Der eigentliche Mittel- und Glanzpunkt seiner Lehrthätigkeit aber war die von ihm gegründete *societas*. Da er auch als Ordinarius keinen Antheil am Seminar hatte, dessen Mitdirection neben dem alten Schütz verkehrter Weise Meier übertragen war, richtete er, um dieser Zurücksetzung die Spitze zu bieten, ein Privatissimum ein, bestimmt zu lateinischen Disputationen über Probleme der Textkritik und zur Uebung in lateinischen Versen. Man erwarb sich die Aufnahme als ordentliches Mitglied durch Einlieferung einer lateinisch geschriebenen philologischen Abhandlung, wofür kritische Behandlung einzelner Stellen aus griechischen oder lateinischen Klassikern, womöglich selbständige Conjecturen mit kunstgerechter Begründung, als das Geeignetste galten.

1) Abschriften davon cursirten unter den Studenten: man copirte eifrig was man habhaft werden konnte. 2) Weniger Begeisterte fanden doch in seiner Art etwas Barockes. Man tadelte die vielen wohlfeilen Witze, die reichliche Polemik, die Rechthaberei.

Fortlaufende Interpretationsübungen an einem bestimmten Schriftsteller fanden nicht Statt, sondern nach freier Wahl der einzelnen Mitglieder auf Grund der ohne alle Beeinflussung von Seiten des Meisters jedesmal angefertigten Arbeit wurde bald dieser bald jener Autor Gegenstand der Discussion. Reisig, der eine seltene Meisterschaft im Lateinsprechen besass — seine echt antike, aber doch individuell gefärbte körnige Rede, die sich in ruhiger, langsam, ja feierlich schreitender Haltung bewegte, klang wie geschrieben und wurde als unübertreffliches Muster eifrig nachgebildet — wusste mit seinem nie versagenden Gedächtniss, seinem wie aus unmittelbarer Anschauung gewonnenen Takt für die Eigenthümlichkeiten der Stilarten, der Ueberlegenheit seines durchdringenden Scharfsinnes, der Strenge und Klarheit seines Urtheils die Verhandlungen in einer Weise zu leiten und fruchtbar zu machen, dass sich auch die stummen, aber eifrig nachschreibenden Zuhörer auf das Bedeutendste gefördert fühlten. So schaarte sich in dem kleinen Zimmer der Reisig'schen societas die Blüthe der philologischen Jugend von Halle. Trotz des nicht unbedeutenden Honorars (10 Thaler für die ordentlichen, 4 für die ausserordentlichen Mitglieder) war der Zutritt lange zuvor erstrebte Ehrensache; selbst der schlechteste Zuhörerplatz des beengten Raumes wurde mit Freuden angenommen.

In der That bewährte der seltene Mann durch eignes Beispiel seinen Lieblingsspruch aus dem Faust: „wenn ihrs nicht fühlt, ihr werdets nicht erjagen; wenn es nicht aus der Seele dringt und mit urkräftigem Behagen die Herzen aller Hörer zwingt." Er setzte seinen Stolz darein, vorzüglich als Lehrer zu wirken, die Jugend anzuregen und zu selbständigen Studien zu begeistern, klagte sich wohl scherzhaft des Dintenhasses an, und weil er von schriftstellerischen Producten die höchste Vollendung in Form und Inhalt verlangte, hasste er die handwerksmässige Büchermacherei, hinterliess auch ein ausdrückliches Verbot, welches freilich nicht befolgt ist, nach seinem Tode etwas aus seinen Papieren herauszugeben[1]).

1) Vor seiner Reise nach Italien übergab er dieselben seiner Mutter; nach seinem Tode kamen sie nach dem Willen des Verstorbenen in

Obwohl Schüler G. Hermanns und nach Ritschls Urtheil vielleicht der genialste aller Hermannianer im besten Sinne des Wortes, war er doch der ganzen Anlage seiner grossartigen Natur nach keineswegs auf die sogenannte formale Philologie beschränkt. Er hat nie ein blosser „Wortphilologe" sein wollen, sondern wie er in seiner Bearbeitung des Oedipus auf Kolonos (1820—23) eine harmonische Durchdringung des poetischen Kunstwerkes nach allen Seiten erstrebte, hat er auch namentlich in seinen encyclopädischen Vorlesungen auf den nothwendigen Einklang des sprachlichen und sachlichen Wissens hingewiesen, wohl aber die des soliden grammatischen Fundamentes entbehrende Oberflächlichkeit streng gemissbilligt. Nachdem er bereits griechische und römische Alterthümer[1]) in den Kreis seiner Vorlesungen gezogen, ging er damit um, ausser der Litteraturgeschichte noch Mythologie und Archäologie demselben einzufügen: die eifrig begonnenen Vorarbeiten sollten durch die in Italien zu gewinnenden Anschauungen gekrönt werden.

Wie musste diese gewaltige Natur, die dämonisch bezauberte und zugleich befreite, auf einen so gut vorgebildeten, so begabten, in so hohem Grade anregungsfähigen jungen Mann wirken wie unsern Ritschl! Die erste Begegnung freilich war etwas bedenklicher Natur. In burschenhaftem Uebermuth, um ein keckes Wort, das er beim Commers hingeworfen, zu lösen, hatte sich Ritschl einmal während seiner Leipziger Zeit vermessen, nach Halle hinüberzufahren und dort für einen Commilitonen vor Reisig ein Examen abzulegen. Eine Frage, die keiner der übrigen Examinanden hatte beantworten können, war ihm mit den Worten: *quid tu dicis, domine S.?* vorgelegt worden; er aber hatte durch seine Antwort: *hoc tu ipse optime iam exposuisti in commentario ad Aeschyli Prometheum* da und da, Reisig so imponirt, dass dieser ihn ansah und ohne Weiteres als reif entliess. Als er nun seinem ehemaligen Examinator als

die Verwahrung seines Freundes Pernice, der mit unerschütterlicher Festigkeit, soviel an ihm lag, jede Beihülfe zu einer Publication verweigerte. 1) Ein vollständiges Heft über griechische Alterthümer, von Ritschl nachgeschrieben, fand sich noch in dessen Nachlass

Ankömmling entgegentrat, hielt jener, auf dem Sopha oder dem Fussboden, wie er pflegte, zwischen einem Haufen Bücher liegend, die Hand vor die Augen und sprach zu ihm: „Herr Ritschl, ich muss Sie irgendwo schon einmal gesehen haben.“ Darauf dieser in scheinbarer Unbefangenheit: „Ich wüsste wirklich nicht, Herr Professor, wo ich schon einmal diese Ehre gehabt haben sollte;“ zog sich aber dann eiligst zurück[1]).

Vom Anfang seines Hallenser Studiums an hat er zu den eifrigsten, sehr bald dann zu den hervorragendsten Schülern Reisigs gehört. Der noch erhaltene Testirbogen erweist, dass er von Philologen überhaupt nur Jacobs und Reisig, bei ihm aber während der fünf Semester, die er zu den Füssen des Meisters sitzen durfte, Alles gehört hat: lateinische Sprachwissenschaft und Demosthenes' Midiana, Aeschylus' Prometheus, griechische Grammatik, griechische Alterthümer, Horazische Satiren und Aristophanes' Wolken, daneben regelmässige Betheiligung an den exercitationes philologicae in der Socität. Und während die übrigen Professoren in hergebrachten Ausdrücken fleissigen, sehr fleissigen, rühmlichen, ausgezeichneten Fleiss bezeugen, heben sich mit gleichsam monumentalen Zügen Reisigs Lobprädicate hervor: *studium acerrimum; st. admirabile; st. singulare; st. summum, progressus eximios testor; eandem denuo laudem atque adeo maiorem tribuo.* In seiner Weise harmloser Wortwitze pflegte er von dem eifrigen Schüler, dem alten Lausitzer zu sagen, in Leipzig sei er lau gewesen, in Halle ein Sitzer geworden. In einem der Hallenser Adversarienhefte finden sich Prospecte der Zeiteintheilung und der zu absolvirenden Pensa. Diesem Programme nach stand Ritschl Morgens um 5 Uhr auf und ging vor 11—12 nicht zu Bett: 8 Stunden täglich sind für das Privatstudium angesetzt, der Sonntagmorgen ist für alle Briefe, Seminar- und Privatissimumarbeiten, der Sonntagabend für neuere Sprachen und — Geographie reservirt. Der ehemalige flotte Bursche hatte ein untrügliches Arcanum entdeckt, um die anhänglichen Corpsbrüder, die ihn anfangs noch in Halle heimsuchten, los zu werden. Wenn Einer kam

1) Nach mündlicher Erzählung R.'s, ergänzt durch Bericht von Niese.

und wollte sich bei ihm festsetzen, so sagte Ritschl in vergnüglichster Gutmüthigkeit: „Höre, da habe ich Dir gestern eine Conjectur gemacht, die muss ich Dir mittheilen." Das wirkte wie ein Insectenpulver, und in kurzer Zeit liess sich keiner mehr sehen.

Im Sommersemester 1827 nahm er in der societas bereits unbestritten den ersten Rang ein. Aeltere Theilnehmer neben ihm waren damals Gotthold Schoene, der Fiscal Reisigs, Ad. Stahr, Moritz Seyffert, Rudolf Hanow, Karl Ditfurt, Adolf Ziemann, Hahn, wozu als neu hinzugetretene Fr. Haase und der eben von der Schule entlassene Gustav Kiessling kamen. Letzterer hatte sofort gegen eine inhalt- und umfangreiche Abhandlung Ritschl's über Aeschylusscholien während drei aufeinanderfolgender Sitzungen zu opponiren, wobei sich der noch schülerhaft Schüchterne ebenso des liebenswürdigsten, schonendsten Entgegenkommens von Seiten des älteren Commilitonen als des ermuthigenden Zurufs *quid mussitas?* aus Reisigs Munde zu erfreuen hatte.

In dieses Jahr fällt auch jener erste litterarische Ausritt, welcher den Namen des angehenden Philologen in weitere Kreise der gelehrten Welt trug, ein offener Brief, betitelt: „Replik an Herrn Wilhelm Dindorf zu Leipzig gegen unbefugte Bekanntmachung eines Privatschreibens von Friedrich Ritschel und anmassliche Einführung desselben in das Publikum", unterschrieben: „Halle im Juni 1827. Friedrich Ritschel[1])." Dindorf hatte „in der praefatio ad Aristoph. Pac. p. VI der zweiten Juntina für den Frieden und die Wespen einen vorzüglichen kritischen Werth beigelegt, ohne sich auf Reisig's Coniectanea p. XVI sq., wo man diese Bemerkung zuerst und ausgeführt gelesen hatte, zu beziehen"; hatte auch in der annotatio critica zur Teubner'schen Ausgabe des Aristophanes vol. I p. 345 sein Urtheil über die Wespen wiederholt mit den Worten: '*Juntina secunda, cuius summam in hac fabula auctoritatem esse alibi a me ostensum est.*' Hierauf hatte Ritschl ihn brieflich zur Nachweisung dieses 'alibi' aufgefordert, mit dem Zusatze „widrigenfalls man sich

1) Im 5ten Stück der Neuen krit. Bibl. von Seebode 1827.

genöthigt sehen würde, in einer Litteraturzeitung über diese Sache einiges Licht auszugiessen." Dindorf hatte geantwortet durch den öffentlichen Abdruck dieses Schreibens[1]), welches er mit einem vornehm spöttischen Prolog und Epilog begleitete, ohne jedoch die gestellte verfängliche Frage zu beantworten. Reisig war empört über diese vornehm bequeme Manier, ein Geständniss durch erkünstelte Spasshaftigkeit zu umgehen, und liess seinen schlagfertigen Jünger, der gerade die Osterferien in Erfurt zubrachte, durch einen befreundeten Commilitonen[2]) ersuchen, den Gegner dafür „ohne Schonung zu züchtigen und in den Staub zu treten", und zwar in Form eines offenen Briefes an Dindorf, dessen Gedankengang bis auf das Stilmuster in jenem Briefe genau vorgeschrieben wird. Diese Art der Anweisung verschnupfte Ritschl doch einigermassen[3]), auch hatte er das richtige Gefühl, dass es ihm, dem Anfänger, eigentlich nicht zukomme, in der geforderten Weise gegen einen namhaften Gelehrten aufzutreten. Dennoch kam er dem Auftrage nach besten Kräften nach, aber ohne sich schülerhaft an jene Instruction zu binden: nur die ausdrücklich darin hervorgehobenen materiellen Punkte nahm er auf, die Form ist ganz sein eigen[4]), namentlich hat er mit gutem Geschmack die ziemlich schalen Scherze, die ihm an die Hand gegeben waren, verschmäht. Trotzdem wurde die Replik von ruhiger denkenden und reiferen Freunden nicht eben gebilligt. In Berlin (wo Dindorf als prof. extr. und Custos an der Bibliothek angestellt war) fand man den Ton pretentiös und über die Grenzen des decorum ein wenig hinausgehend. Spitzner (26. Nov. 27) gab ihm in der Sache Recht, bedauerte aber, dass der junge Mann sich auf diese Weise in die litterarische Welt hatte einführen müssen. Schon im nächsten Jahre stand der Verfasser selbst nicht an, sein Product als einen „naseweisen Wisch" zu bezeichnen[5]).

Das Verhältniss aber zwischen Ritschl und Reisig wurde enger und enger. Sie gingen zusammen spazieren, assen bis-

1) Intelligenzblatt des Allgem. Repertor. Nr. 5. 2) Klinkmüller an Ritschl 6. April 1827. 3) Klinkmüller an R. 23. April 27. 4) Nur die orthographische Marotte: iung, ienes u.s.w. scheint er dem Meister nachzuschreiben. 5) An Niese 29. Nov. 28.

weilen gemeinschaftlich zu Mittag. Als Ritschl im März 1828 anderthalb Wochen krank zu Bett lag, erfreute ihn der Besuch des geliebten Lehrers. Als sich derselbe dann im Herbst desselben Jahres zu der verhängnissvollen Reise nach Italien rüstete, von der er nicht wieder heimkehren sollte, war sein junger Freund fast immer um ihn, ordnete seine Bücher und erhielt zum Abschied folgendes noch im Original vorhandene Zeugniss:

„Herr Friedrich Wilhelm Ritschl, aus Gross-Vargula in Thüringen, welcher lange Zeit mein sehr fleissiger Zuhörer gewesen und mir durch viele seiner eigenen Arbeiten und durch mündliche Unterhaltungen und Disputationen nahe bekannt geworden, ist ein in ieder Hinsicht ausgezeichneter Mann, und wird, wenn er fortfährt seine Talente zu entwickeln, ein vorzüglicher Gelehrter werden. Diess bezeuge ich hier nach meiner Ueberzeugung.

Halle d. 4. October 1828.

Karl Reisig
Prof. Philos. Ordinar.“

Uebrigens hörte Ritschl in Halle, wie gesagt, nur wenig Collegia. Gegen Meier verhielten sich die strengeren Reisigianer spröde. Bei aller Gelehrsamkeit war derselbe doch seiner ganzen, enger angelegten Natur nach dem Einfluss seines weit genialeren Collegen nicht gewachsen, und das Uebergewicht seiner äusseren Stellung als Seminardirector liess dieses Missverhältniss nur noch mehr hervortreten. Ohne erhebliche Wirkung blieben auch die Vorlesungen bei Jacobs über Cicero de officiis, Sophocles' Ajax, philologische Encyclopädie, philosophische Grammatik, Didaktik mit praktischen Uebungen. Bei Voigtel, damals dem einzigen Historiker in Halle, hat R. alte und deutsche Geschichte, bei Gruber Geschichte der deutschen Poesie und Aesthetik, bei Gerlach einiges Philosophische gehört. Auch zu den Füssen der Theologen Niemeyer, Tholuck, Wegscheider, Thilo sass er, da er aus finanziellen Gründen sich, wie bemerkt, auch in der theologischen Facultät hatte inscribiren lassen; ja er ging im Sommer 1826 sogar mit dem Gedanken um, zur Uebung eine

Predigt zu halten, wovon ihm indessen der Vater abrieth[1]). Um des Stipendiums willen erwarb er sich auch die Aufnahme in das pädagogische Seminar von Niemeyer und Jacobs durch eine vom 31. August 1826 datirte, in einem unter heutigen Studenten unerhört vollendeten Latein geschriebene vita, welche sehr offene Angaben über die Mängel seines bisherigen Bildungsganges macht. Er betheiligte sich an der von Voigtel geleiteten historischen Gesellschaft[2]) in Gemeinschaft mit den Philologen Schöne, Stahr, Hanow, Kiessling, Seyffert, Büchner, Friedrich Roeder[3]), Eckstein, C. F. Ranke, zu denen noch einige Theologen wie Tuch, Bindseil, Larsow kamen. Man disputirte einmal wöchentlich in lateinischer Sprache über brennende Streitfragen hauptsächlich der alten Geschichte, wie sie durch die Forschungen Niebuhrs, Böckhs, O. Müllers, Dahlmanns u. A. eben aufgeworfen waren. Die Zahl der Theilnehmer war auf 12 beschränkt. Je Einer hatte in jeder Sitzung zwei Thesen gegen einen Opponenten zu vertheidigen. Diese Gesellschaft bot eine sehr erwünschte Gelegenheit zur Uebung im Lateinsprechen, und die Früchte kamen in den sehr belebten und würdigen Disputationen, welche bei Promotionen und Habilitationen in der Aula abgehalten wurden, zu erfreulichster Geltung. Auch durch leichten Zugang zu den Schätzen der Bibliothek, deren Vorsteher Voigtel war, sowie durch manchen heitern Scherz, wie ihn die mehr familiäre Freiheit jener Unterhaltungen und die Persönlichkeit des Leiters (auch unfreiwillig) mit sich brachte, belohnte sich die Theilnahme.

Um die durch Reisigs Abwesenheit entstandene Lücke einigermassen auszufüllen, liessen sich seine Zuhörer, darunter auch Ritschl, in drei täglichen Stunden von einem dafür bezahlten Commilitonen ein älteres Heft des Lehrers über römische Alterthümer dictiren („vorreiten" lautete der Kunstausdruck). Zur Abhaltung der gewohnten philologischen

1) 30. Juli 26: Er werde wohl eine moralische Abhandlung, aber keine christliche Predigt zu machen im Stande sein. 2) Vgl. Viro amplissimo Traug. Gotthilf Voigtel . . . quinquaginta annos in docendi munere publ. feliciter exactos gratulatur F. A. Eckstein. 1837. Auch Rosenkranz in s. Memoiren 357f. 3) 1808—1870, zuletzt Director in Coeslin.

Uebungen aber trat eine Anzahl von Mitgliedern der societas und des Seminars zusammen, ihrer zwölf: Ritschl, Schöne, Hanow, Parreidt[1]), Seyffert, Büchner, Jordan[2]), Roeder, Mützell, Eckstein, Kiessling, Giese. Mit Entwerfung eines Statuts wurde Kiessling beauftragt; die Seele des Ganzen durch Wissen, Scharfsinn, Schlagfertigkeit, Meisterschaft im Lateinsprechen und Productivität war Ritschl, in dessen Wohnung die Genossen auch zusammenkamen. Es ging ein frischer, zukunftsfreudiger Zug durch diesen Kreis: man entwarf wissenschaftliche Pläne wie den, eine Serie von Classikerausgaben einstmals gemeinsam herauszugeben, und vertheilte bereits die einzelnen Autoren. Auch unter den übrigen Commilitonen nahm R. als 'futurus Reisigius' eine hervorragende Stellung ein; die Briefe auswärtiger Freunde versteigen sich bisweilen zu Hymnen über diesen 'Archetypus', in dem Gelehrsamkeit und Liebenswürdigkeit des Gemüths, Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit mit Schärfe des Urtheils sich in seltener Weise vereinige.

Er galt als ein Stern ersten Ranges, dem eine glänzende Zukunft in Aussicht gestellt wurde. Besonders wuchs sein Ansehen durch sein sieghaftes, ja vernichtendes Auftreten bei einigen der öffentlichen Disputationen, welche damals in Halle noch in hoher Schätzung standen[3]). In dem grossen Saal des Wagegebäudes kam es unter lebhafter Betheiligung der corona nicht selten zu ernsthaften Kämpfen. So bei der Doctorpromotion von Heinrich Eduard Foss im Jahre 1828. Derselbe, so erzählt G. Kiessling, war damals Senior des philol. Seminars und ein so exclusiver Verehrer Meiers, dass er an Reisigs Privatissimum nicht Theil genommen hatte. Seine sehr tüchtige Promotionsschrift 'de Gorgia Leontino' hatte er nur wenigen Mitgliedern des Seminars, den übrigen, namentlich auch Ritschl, nicht mitgetheilt, dem dieselbe auf einem andern Wege aber doch zukam. Dies war wohl der nächste Anlass dazu, dass R. gleichsam im Namen der so auffällig Vernachlässigten ihm extra carceres scharf

1) 1828 Lehrer am Kloster u. l. Fr. in Magdeburg. 2) 1808—1858, zuletzt Director in Soest. 3) Vgl. Achim v. Arnim's Halle, ein Studentenspiel in drei Aufzügen I 4 f.

opponirte. Es war dies gewissermassen auch ein Act der Nemesis. Foss war früher ebenso gegen Wex, einen Schüler Reisigs, bei dessen Disputation über Plato's Menon aufgetreten und allerdings nicht ohne Erfolg, da Wex dessen mathematische Einwürfe nicht zu widerlegen vermocht hatte. Als Wex denselben anscheinend nicht hatte folgen können, reichte ihm Foss einen Bleistift auf das Katheder, damit sich der Gegner die geometrischen Figuren zeichnen könne. Jetzt traf ihn die Ritschl'sche Dialektik mit unbarmherzigen Schlägen. Eins seiner Dicta ging damals in Halle von Munde zu Munde. F. hatte zu ihm gesagt: *tua sententia perversa est*, worauf R. urstracks erwiderte: *sane quidem, sed mea sententia perversa est per te, tua autem per se.* Die ganze Stadt, Studenten, Professoren, Gesellschaftszirkel, namentlich auch die Damenwelt soll sich bei der Besprechung dieses Ereignisses in zwei Lager gespalten haben, von denen die eine, aber schwächere Partei den inhumanen Gegner verurtheilte, die andre, zu der die meisten Professoren und fast alle Studenten gehörten, ihm Beifall spendeten. Uebrigens haben die beiden Widersacher im späteren Leben Frieden mit einander geschlossen.

Ein anderes Mal, um die Weihnachtszeit desselben Jahres 1828, wurde derselbe Vorkämpfer der Habilitation eines Doctor philosophiae, Namens G., verhängnissvoll, der, wie es hiess, als Apostel der Hegelschen Philosophie vom Ministerium begünstigt in schnitzerhaftem Latein 'de cognitione pulchri' (über die Platonische Aesthetik) geschrieben hatte. „Ein unwissender Mensch", so berichtet Ritschl noch in frischem Eifer an seine Mutter, „der der einfältigste seiner Klasse auf der Schule gewesen ist, und einen Schriftwisch hat drucken lassen, worin lauter erschrecklich alberne Sachen stehen ... In der philosophischen Facultät waren schon vorher heftige Debatten gewesen, ob man ihn nur zum Disputiren lassen wolle, oder nicht. Von ein paar Professoren ... war mir auf indirektem Wege der Wunsch zugekommen, dass ihm von mir opponirt werden möchte. Obgleich ich grade unwohl war, machte ich mich doch auf, und ging auf das Universitätsgebäude. Die ordentlichen Opponenten waren

zugestutzte Freunde, und dennoch war des disputirenden Doctors Unbehülflichkeit so gross, dass es ein Jammer war, zuzuhören, und dass die Blössen, die er sich gab, den zischenden Hohn der Studenten erregten. Nachdem ich meine Bekannten vergeblich stimulirt hatte, ihn anzugreifen, entschloss ich mich, der Würde der Wissenschaft das Opfer zu bringen und das Organ der allgemeinen Indignation zu werden. Ich nahm natürlich die Sache sehr leicht, behandelte ihn ganz bagatellmässig und brachte ihn in zehn Minuten dazu, dreimal öffentlich einzugestehen, dass er gegen meine Behauptung, seine Abhandlung sei dieses Ortes völlig unwürdig nach Sprache und Inhalt, nichts einzuwenden habe. Diessmal sind alle Stimmen, die mir zu Ohren gekommen sind, von Studenten und Professoren, beifällig gewesen." Die Facultät suspendirte in Folge dessen die Habilitation, berichtete an das Ministerium, und der Doctor wurde abgewiesen.

Im Sommer 1828 begann der in mächtigen Schritten vorwärtseilende, nunmehr 22jährige Jüngling geschlossenere Arbeitspläne zu fassen. Hätte ihm nur das Glück 100–200 Thaler in den Schooss geworfen, um Bücher anzuschaffen: „die hülfen mir jetzt mehr, als wenn ich in zehn Jahren für 1000 Thaler kaufen könnte!" Und wirklich wusste die gütige Mutter wieder 100 Thaler für diesen Zweck flüssig zu machen. Den Gedanken einer unreiferen Zeit, „das ganze griechische Theaterwesen in seinem Zusammenhang und Organismus" zum Gegenstand einer Doctordissertation zu machen, erkannte er für seine dermaligen Verhältnisse und für den gedachten Zweck als eben so „kühn und riesenhaft, als er für künftige Zeiten aufgespart zweckmässig und vielverheissend" scheine[1]. Vor Allem waren die Bruchstücke der verlorenen Tragödien zu sammeln und zu bearbeiten, eine Vorarbeit, deren Ausführung Ritschl früh ins Auge gefasst hat. Aus der Masse bedeutender Aufgaben dieses Gebietes wählt er „als ausführbar, weil in sich abgeschlossen" eine der interessantesten und schwierigsten: *de Agathonis vita, arte et fragmentis*, eine Arbeit, die dem Verf. „den Doctor

1. An Niese 9. Aug. 28.

titel und vielleicht noch etwas mehr verschaffen soll.“ Schon hat er allerhand dazu gesammelt[1]), ist aber wegen anderer Arbeiten zu anhaltendem Studium der Aufgabe noch nicht gekommen. Aber im October steckt er bereits tief darin, ist in verwickelte Untersuchungen gerathen. Auf der Universitätsbibliothek hat er sich „so zu sagen eingemiethet.“ Er hat es durch geschickte Mittel dahin gebracht, nicht nur in den eigentlichen Büchersaal hineinzugehen, „was bloss Professoren erlaubt ist,“ sondern auch täglich (ausser den Stunden von 10—12) von 12—2 oben zu bleiben, „was niemandem erlaubt ist.“ „Das ist dann eine Lust, wenn ich mit dem Secretair allein bin und nun nach Herzenswunsch in den 50000 Bänden herumwühle. Denn so bringe ich in einer halben Stunde mehr vor mich als andere in zwei.“ Auch geniesst er die Vergünstigung, während ein Student eigentlich nur zwei Bücher auf einmal nach Hause nehmen darf, deren gegen 100 auf seiner Stube zu haben. Der Weg von der Bibliothek bis zu seiner entfernten Wohnung, den Arm voll Folianten und Quartanten, war dann „eine wahre gymnastische Uebung.“ Freilich verdankte er so ungewöhnliche Vergünstigungen nicht sowohl der Nachsicht des ängstlichen Oberbibliothekars (Voigtel), obwohl auch der ihm mit väterlichem Wohlwollen zugethan war, als der Verständigung mit dem Secretair und dem Bibliotheksdiener. Denn „die untergeordneten Personen helfen in solchen Dingen immer am meisten.“ Bei dem Bibliotheksdiener nämlich liess er seine Bücher binden; für den Secretär Thieme besorgte er die Revision aller philologischen Recensionen der Halle'schen Allgem. Litt. Zeitung, wofür er am Jahresschluss von allen revidirten Nummern einen Abzug erhielt. Auch in den Weihnachtsferien ging das sofort. Die ausführlichen und häufigen Correspondenzen mit Freund Niese kamen unter diesen Umständen freilich ins Stocken. „Sonst war mein Arbeiten“, so schreibt er ihm, „viel einzelner, abgerissener; jetzt ist es viel systematischer, zusammenhängender und so zu sagen

1) Auch die Freunde nah und fern müssen suchen helfen, selbst Spitzner (31. Dec. 28), doch war ihr Jagen meist vergeblich.

(lache nur!) grossartiger, so dass ich mich weniger leicht herausreissen kann, zumal wenn ich, wie das oft der Fall ist, grade für einen bestimmten Zweck aus öffentlichen und Privatbibliotheken einen Haufen Bücher zusammengeborgt habe, die ich zu bestimmtem Termin wieder abliefern muss; oder wenn ich grade einer wissenschaftlichen Entdeckung auf der Spur oder einem erwünschten Resultate nahe bin, was man dann so wenig gern aus den Augen lässt als der Jäger sein aufgejagtes Wild. Und wenn ich nun wirklich ans Schreiben komme, so habe ich den Kopf gewöhnlich so voll von Gedanken und — zumal bei der jetzigen Gestaltung mancher Verhältnisse — von Sorgen, dass es mir schwer wird ... so recht con amore zu schreiben."

Zugleich erwog und betrieb er eifrig die praktischen Schritte zur Gründung einer erwünschten Zukunft. Der Entschluss, sich der akademischen Laufbahn zu widmen, durch Reisigs ermuthigende Zustimmung noch verstärkt, stand ihm fest. Sein Ideal war sich in Berlin zu habilitiren, wohin ihn der Reiz der grossen, vielseitig bewegten und anregenden Stadt, für die er schwärmte, und ein weiter Kreis lieber Freunde und Verwandten lockte, vor Allem das Haus der Schwester, deren Vermählung mit dem Hofrath von Lancizolle bevorstand. „Ach, Du glaubst gar nicht," bekennt er sehr überschwänglich Niesen am 21. November 1828, „wie mich der Gedanke an Berlin allemal in Wallung setzt, hundert und tausend Gedanken durchkreuzen sich da gleich, alle Nerven, Muskeln und Sehnen zucken in mir, und ich möchte gleich die ganze Gegenwart mit Füssen zertreten und über die abscheuliche Kluft mit Flügeln des Windes hinausfliegen". Um eine bescheidne Grundlage seiner Subsistenz für den Anfang zu gewinnen hatte er, auf das Zeugniss von Reisig und einen entsprechenden Empfehlungsbrief von Meier gestützt, von Böckh selbst, dessen Augenmerk schon durch die Affaire mit Dindorf auf R. gerichtet war, unter der Hand dazu aufgemuntert, in einem durch Niese als diplomatischen Geschäftsträger übermittelten Brief sich für Ostern 1829 um eine Stelle an dem von Böckh geleiteten pädagogischen Seminar beworben. Doch war die Antwort des-

selben hierauf nicht grade ermuthigend ausgefallen: er habe zwar immer an Ritschl gedacht, zu Ostern aber könne schwerlich etwas daraus werden: um eine Nummer habe er ihn in der Liste der Anwärter höher gestellt, die zweite oder dritte Stelle, die erledigt werde, solle er haben. Nach vielfältigen, fast täglichen Ueberlegungen mit den Freunden Hanow, Schöne und seinem Stubenburschen Büchner war er zwar zu dem vorläufigen Resultat gekommen, sich für alle Fälle zum Examen bereit zu halten, dann aber freilich auf den Druck der Dissertation zu verzichten, deren Ausarbeitung damals, am 21. December 1828, noch nicht einmal begonnen war. Auch an eine Adjunctenstelle am Joachimsthal unter Meineke dachte er vorübergehend, ohne deshalb den Plan der Habilitation aufzugeben. Doch wurde es ihm mehr und mehr zweifelhaft, ob es überhaupt gerathen sei, die letztere in Berlin zu vollziehen; ob nicht Halle, wozu auch Reisig gerathen, zweckmässiger sei. Für Letzteres sprachen manche Vortheile: die unschätzbare Freiheit in Benutzung der Bibliothek, das gesicherte Renommé bei Studenten und Professoren, während „in dem grossen Ocean aufzutauchen und sich bemerkbar zu machen" trotz des besten Muthes schwer erschien; endlich der relative Mangel an tüchtigen Docenten der Philologie in Halle. Auch auf eine Stelle am Pädagogium eröffnete sich eine unbestimmte Aussicht, die ihn freilich auch nicht besonders lockte. Auf alle Fälle will er spätestens zu Ostern 1831 anfangen, Collegien zu lesen. Ganz andere Phantasien aber regte das Gerücht, dass der einflussreiche Stettiner Onkel, der Bischof, nach Petersburg berufen sei, um den dortigen evangelischen Gottesdienst zu reformiren, in dem jungen Brausekopf auf. Er träumt von einer Professur an der dortigen Universität: „welch herrlicher Wirkungskreis müsste das sein, das grosse Licht in Russland mit anstecken helfen zu können"; er schwelgt in der Aussicht, „als ob sich ihm ein Land Canaan wie dem Moses vom Berge aus offen thäte."

In diese Zukunftsgedanken fiel wie ein Donnerschlag zu Anfang des Jahres 1829 die Nachricht erst von der gefährlichen Erkrankung, kurz darauf von dem Tode des geliebten

und verehrten Meisters Reisig in Venedig. Nachdem er wenige Wochen mit voller Energie den Schätzen der Marcusbibliothek, namentlich der Handschrift des Athenaeus, den er neu bearbeiten wollte, hatte widmen dürfen, hatte ihn schon zu Ende November ein schleichendes Fieber erfasst, welches nach scheinbarer Besserung zu Neujahr in ein tödtliches Lungenleiden ausbrach, dem der kräftige Mann bereits am 17. Januar erlag. Der Eindruck auf die verwaiste Schaar der Jünger war ein betäubender: „es war, als ob der Leitstern unseres Lebens geschwunden und plötzlich rings um uns finstere Nacht geworden wäre", sagt Seyffert in seinen Aufzeichnungen.[1]) G. Hermann hielt dem so früh verblichenen grossen Schüler vom Katheder herab mit bewegter Stimme eine lateinische Leichenrede.[2]) Ritschl aber schrieb am 3. Februar unmittelbar nach Empfang der Trauerkunde an seine Mutter: „Es ist ... ein entsetzlicher Gedanke, der Gedanke der Vernichtung, der unwiderruflichen Vernichtung, wenn auch nur der irdischen. Der Mensch ist ein kurzsichtiges Geschöpf: aber eben darum kann man es ihm auch nicht sehr verübeln, wenn er zu Zeiten etwas unbegreiflich findet, und z. B. in diesem Falle fragen möchte, warum nun grade dieser Mann in der Blüthe seines Lebens dahinsterben musste? Denn man würde nicht fertig werden, wollte man alle die unzähligen Gründe erörtern, warum der Tod dieses Mannes ein so grosser, unersetzlicher Verlust ist; nur für die Wissenschaft, für die Universität! um gar nichts von seinen Schülern zu sagen. Dazu gestehe ich, dass einen sehr grossen Theil meiner Wehmuth der Gedanke bewirkt, dass er für seinen Ruhm viel zu früh gestorben ist. Der Nachruhm ist für den Menschen im Allgemeinen keineswegs ein nothwendiges Erforderniss zur Erfüllung seiner Bestimmung, der grösste Theil denkt gar nicht daran; aber derjenige Theil, dem der Nachruhm Bedürfniss ist, muss sein Leben für verloren achten, wenn er dahin stirbt, ohne seines Namens Gedächtniss für alle Zeiten gestiftet zu haben. Das aber ist der Fall mit Reisig, dessen unvergessliches Verdienst ausser

1. Bei Kiessling S. 16. 2. Sintenis an R.

Halle noch gar nicht in seinem Umfange anerkannt ist. Jene Ansicht, ich weiss es wohl, hat eben nicht viel Christliches, aber sie ist doch weder gottlos noch unmoralisch, und ich kann mich, wenigstens für jetzt, nicht davon trennen."[1])

Man spürt ein Rauschen der jungen Adlerschwingen in dieser antik empfundenen Sehnsucht nach dem Ruhm, die den Jüngling mit mächtigem Zuge in die zu früh verlassene, segensreiche Bahn des unvergesslichen Meisters hineinruft. Indem er am 22. Februar der Mutter und den übrigen Angehörigen für ihre Theilnahme an dem schmerzlichen Verlust dankt, hat er sich doch schon genug ermannt, um seine Pläne fester als je ins Auge zu fassen. „War auch das erste Gefühl", so schreibt er, „bei mir und andern das einer trostlosen Verwaistheit, so kömmt doch, wenn der erste Schmerz niedergekämpft ist, bald ein erhebendes Gefühl der Selbständigkeit, die ja von der eisernen Nothwendigkeit nun geboten wird, in das anfangs ganz niedergedrückte Gemüth, und der begeisternde Wunsch, seiner würdig zu werden und in seinem Geiste zu wirken." Und dazu findet er nunmehr „in der ganzen Welt kein passenderes Terrain, keine günstigeren Verhältnisse als in Halle." — — „Glaube mir, Halle bietet jetzt gegen Berlin so unwidersprechlich überwiegende Vortheile dar, dass ich, wollte ich dies verkennen, nicht um ein Haar anders handeln würde, als jener Hund bei Aesop, der mit einem Stück Fleisch im Maule über eine Brücke laufend, diess ins Wasser fallen lässt und nach dem Schatten schnappt." Sein Plan werde von den Professoren begünstigt, von meh-

1) Auch die Zeit hat R.'s Liebe uud Bewunderung für den Lehrer nicht vermindert. Ohne seine wissenschaftliche Ueberzeugung ihm gefangen zu geben hat er gern und oft die Gelegenheit ergriffen, sein treues Andenken an den 'praeceptor olim dilectissimus, nunc desideratissimus' (schedae criticae 20 = opusc. I 714. vgl. p. 726: 'sed quoniam in Reisigii versor memoria immortali'), den „unvergesslichen" (1841 = opusc. I 299), den 'praeceptor incomparabilis' (opusc. I 378) zu bezeugen. Hat er doch auch den zweiten Band seines Plautus ihm gewidmet: D. M. | ET PERPETUA MEMORIAE | CAROLI REISIGI THURINGI | PRAECEPTORIS DUM VIXIT DULCISSIMI | POST FLEBILEM MORTEM DESIDERATISSIMI | SACRUM ESSE VOLUIT | SALUBERRIMAE DISCIPLINAE ALUMNUS | PIENTISSIMUS | FRIDERICUS RITSCHELIUS.

reren Seiten sei ihm dringend zugeredet worden, man wisse, dass er Reisigs einziger Schüler sei, dem dieser selbst die akademische Laufbahn angerathen habe. Auch Spitzner[1]) redete lebhaft zu, kühn in die Lücke zu treten und sich frischweg zu habilitiren. Besonders entgegenkommend aber erwies sich gegen alle Erwartung Meier, mit dem Reisig aus oben angedeuteten Gründen in einem misslichen Verhältniss gestanden, zu dem Ritschl schon deshalb bisher wenigstens in keine nähere Beziehung getreten war, obwohl er ihm die Zuweisung von Privatstunden verdankte, deren Ertrag ihm ein viertes Studienjahr möglich gemacht hatte. Eines Abends nun liess Meier den jungen Ritschl zu sich bestellen, setzte ihm den Vorschlag der Habilitation auseinander und forderte ihn auf nach einigen Tagen Bedenkzeit Antwort zu geben. Nach gepflogener Berathung mit den Freunden erklärt sich R., soviel auf seine Einwilligung ankomme, vollkommen für den Plan entschieden. Nächsten Michaelis will er als Docent auftreten: die Collegia, die, zumal bei der geringen Concurrenz, sicheren Zulauf versprechen, sind bereits gewählt. Auch die Hauptschwierigkeit, die finanzielle, die in Berlin geringer sein würde wegen der grösseren Mannigfaltigkeit der Erwerbsmittel, hofft er zu überwinden durch die ihm von Meier eröffnete Aussicht auf ministerielle Gratificationen, durch Mitarbeit an der Hallischen Litteraturzeitung, wozu ihn wiederum Meier aufgefordert hat, durch anderweitige Recensionen, durch Collegienhonorar, durch Betheiligung am Wiederabdruck guter, längst vergriffener Bücher, wie das besonders in Leipzig massenhaft geschehe. So rechnet er mit gewohnter Geschicklichkeit drei- bis vierhundert Thaler jährlicher Einkünfte zusammen. Die Kehrseite, welchen Kampf ihm die Resignation auf das geliebte Berlin gekostet hat, zeigt ein Brief an Niese vom 9. desselben Monats, welcher den bereits gefassten Entschluss, „an der am meisten vernachlässigten und gewissermassen verachteten Universität Preussens, ohne Hegelstudium, ohne Kunststudium etc.“, „mit einem

1) An R. 6. Februar 1829. Schon erwartete man, freilich ohne besondere Befriedigung, die Berufung Bernhardy's. Sp. hielt Lobeck für den einzigen ebenbürtigen Nachfolger Reisigs.

grossen Ueberdruss an Halle selbst, seiner ganzen äusseren und inneren Erscheinung", „mit der schönsten Aussicht zu verhungern" zwei Jahre lang bei Wasser und Brod einer Versorgung entgegen zu harren, als einen ziemlich heroischen darstellt.

Es galt nun unentwegt dem vorgesteckten Ziele entgegenzusteuern, die Masse des gesammelten Stoffs zusammenzufassen, die zahlreichen Parerga, welche sich während der Untersuchung aufgedrängt hatten, zu beschneiden und an die Ausarbeitung der Promotions- und Habilitationsschrift zu gehen. Noch am 9. Februar war keine Zeile davon niedergeschrieben, aber doch Ende April als Termin des Doctorexamens ins Auge gefasst. Am 23. März waren die Vorarbeiten wirklich fertig, und wie von jeher bis zuletzt Ritschl geliebt hat, feste Zukunftsprogramme für seine Pläne zu entwerfen, wurde nun der April zur Ausarbeitung der Dissertation, der Mai zur Präparation für das mündliche Examen, Ende Mai zur Promotion bestimmt. Der Juni sollte daheim in Erfurt verbracht, der übrige Sommer auf Ausarbeitung der Habilitationsschrift und der Collegien verwendet werden, am Ende des Sommersemesters sollte die Disputation pro venia docendi stattfinden.

Ganz so programmmässig verlief nun freilich die Sache nicht. Abgesehen von den Störungen, welche der Tag brachte, erschwerte ihm auch das angeborne „Streben nach Gründlichkeit und Allseitigkeit", welches er im Unmuth bitter verwünschte,[1]) die gebotene Concentration auf das nächste Ziel. Im Mai opponirte er als Senior des Seminars seinem Freund Schöne bei der Promotion. Erst im Lauf des Juni riss ein Blick in den Kalender den in behaglichem Studien- und Lebensgenuss Dahindämmernden aus seiner Ruhe, und nun ging es an ein Arbeiten „im eigentlichsten Sinne Tag und Nacht", so dass am 26. Juni eine Abhandlung von anderthalbhundert Folioseiten der Facultät eingereicht werden konnte. Im Vorgefühl der neuen Würde schrieb er am folgenden Tage der Mutter: „— — Dafür kriegst Du nun auch einen

1) An Niese 7. Mai 1829.

neugebackenen Herrn Doctor ins Haus; und wie hübsch wird sich das ausnehmen, wenn Du künftig Deinen Brief adressirst: An den Herrn Doctor Fr. Ritschl in Halle; und wenn Hanne mich in Erfurt ruft: Herr Doctor, Sie möchten zu Tische kommen! und wenn ich zum Onkel" (in Erfurt) „sage: Guten Morgen, Herr College!?? Hahahaha! Na, wenn ich nach Erfurt komme, will ich auch meine Lache wieder einmal hören lassen, dass die Augustinergasse schüttert. Ich habe Dich auch recht gelobt in meiner Lebensbeschreibung, die die ganze philosophische Facultät in Halle zu lesen kriegt, und den Vater auch, und gerühmt, wie ihr mich so schön erzogen habt, und wie mich der Vater hat decliniren und conjugiren lassen u. s. w." Am 4. Juli bestand er *(summa cum laude)* im Hause des Decans Gruber das mündliche Examen in Aesthetik, alter Geschichte, Chronologie, Geschichte der Geographie, griechischen Alterthümern, philosophischer Grammatik und Horazens Briefen. „Geistesgegenwart und Räsonnement", behauptet er, hätten ihm dabei mehr geholfen als positive Kenntnisse. Von Allem, was er zum Examen gelernt hatte, kam wie gewöhnlich Nichts daran.

Da nun aber der Druck der eingereichten Abhandlung (*de Agathonis vita* etc.) die Disputation und demzufolge die Promotion sehr verzögert haben würde, die Aufstellung nackter Thesen dem strengeren akademischen Brauche widersprach, so entschloss sich der Candidat auf den Rath der ihm sehr wohlwollenden Facultät in aller Eile einige Bogen vermischten Inhaltes, wie er es gerade zur Hand hatte, drucken zu lassen. „Abends", so berichtet er an Freund Niese, „kam ich um 8 Uhr aus dem Examen, und um 9 Uhr fing ich an zu arbeiten, drei Tage und drei Nächte durch, während welcher Zeit ich nur neun Stunden schlief: in der Druckerei zerrten sie mir das Manuscript blätterweis aus den Fingern, zuletzt mussten drei Setzer zugleich angestellt werden und arbeiteten für mein Geld zwei Nächte durch: so wurde das Ding Nachts verfasst, gesetzt, gedruckt, gebunden: ein wahres Werk der Nacht. Gebe Gott, dass einige lumina wenigstens es erhellen. Den Freitag machte ich 23 Visiten ... Abgehetzt wie ein gejagtes Wild ruhte ich ein paar

Stunden aus, und blieb wieder die ganze Nacht ausser zwei Stunden auf, um mich auf die Thesen zu präpariren, fuhr Sonnabends früh 10 Uhr zur Disputation, und wurde um halb 3 Uhr zum Doctor creirt. Darauf fiel ich in einen Todtenschlaf, bis ich Abends 8 Uhr zu meinem Doctorschmause ging, den Pernice mir zu Ehren gab." Die Disputation fand am 11. Juli Morgens 10 Uhr statt. Es opponirten Dr. Anton Rein und die Seminarmitglieder Rudolph Hanow und Gustav Kiessling.

Die schedae criticae gewähren in ihrer improvisirten Auswahl eines bunten Inhaltes einen unmittelbaren Einblick in das Studierzimmer des Verfassers, in die mannigfachen Fächer seines Arbeitstisches. Die Hermannschen Aeschylusvorlesungen wirken nach in den Conjecturen zu den Sieben vor Theben: eine derselben (στέγων statt des Glossems εἴργων V. 1000), in welcher der junge Kritiker unwissentlich mit Dobree zusammentraf, ist durch unzweideutiges Zeugniss der Mediceischen Handschrift bestätigt worden. Als eine Frucht des historischen Seminars bei Voigtel darf man die Abschnitte über Pausanias ansprechen, neben Beiträgen zur Textemendation überwiegend Untersuchungen zur Geschichte der Lacedämonier, besonders zur Chronologie der Messenischen Kriege. Durch Reisig angeregt war die Untersuchung über die Prosodie von *alterius*,[1]) welche der Verf. in verschiedenen Stadien seines Lebens weiter verfolgt und zuletzt abschliessend und erschöpfend zu einem Resultat geführt hat, welches jene Reisigsche These freilich als einseitig und auf unzureichendem Fundament ruhend erwies. Es folgen in geschickten Uebergängen mit einander verknüpft Conjecturen und Beobachtungen zu den Anakreonteen, zu den Tragikern, zu Hesiod, worunter denn freilich manches Künstliche, auch Jugendliche, 'ingeniosius quam verius', entschuldigt mit dem von Cicero entlehnten naiven Lieblingsspruch

1) Jetzt opuscula II p. 662—667. Ein begeisterter Reisigianer, Wensch, berichtet am 13. December 1827 an R., wie der von ihm angefachte Streit, ob man nach Reisigs Vorschrift alterius oder alterius sprechen solle, das Wittenberger Lehrercollegium in die ergötzlichste Aufregung versetzt habe.

quod si nihil sit, lusisse putemur, sich findet, während Andres wie die Verbesserung zum Sophokleischen Aiax (ποτὶ statt ποτὲ 195) oder zu den Sieben (τύχης statt γυνὴ 208) den Nagel auf den Kopf trifft.

Die angehängten Thesen wie über die Geschichtschreiber des Namens Marsyas,[1]) über die beiden Philosophen Ariston,[2]) sind zum grösseren Theil in späteren Abhandlungen ausgeführt worden, einige sind den Studien über Agathon entnommen; an die Disputation mit Foss erinnert die siebente These über die Chronologie des Platonischen Gorgias.

Die Darstellung ist noch jugendlich breit, aber der lateinische Stil in seiner charakteristischen Prägung, wenn auch nicht vollständig entwickelt, doch sicher angelegt; Schärfe der sprachlichen Beobachtung, Erfindsamkeit und Gesundheit des Urtheils, Sorgfalt und Umsicht der Beweisführung bei umfassender Berücksichtigung der Litteratur, wesentliche Eigenschaften auch der vollendeten Ritschlschen Methode, sind bereits in bedeutendem Grade ausgebildet. Der Stoff ist aus dem Vollen geschöpft und doch der unnütze Ballast vermieden. Mit liebenswürdiger Pietät bei voller Freiheit des Urtheils wird des verewigten Meisters Reisig wiederholt gedacht und an seine Schriften angeknüpft.

4. Habilitation.

Nach kurzem Besuch in der Heimath, von wo der junge Doctor schon am 24. Juli wieder zurückkehrte, erfolgte am 15. August die Habilitation. Die Habilitationsschrift, welche schon mit dem Promotionsgesuch circulirt hatte und jetzt im Druck war, wurde nicht von Neuem vorgelegt. Vom Colloquium wurde er durch einstimmigen Beschluss der Facultät dispensirt. Gruber ging voran mit der Bemerkung: „von einem Colloquium kann bei Herrn Dr. R. wohl keine Rede sein"; und die Uebrigen stimmten ihm zu. Bei der Disputation fungirte der getreue Hanow als Respondent.

Die kurze lateinische Rede,[3]) welche die Disputation

1) Ausgeführt im Breslauer Sommerproömium 1836 = opusc. I 449 ff. 2) Ausgeführt 1841 im Rhein. Mus. I 193 ff. = opusc. I 551 ff.
3) Der Anfang ist verloren.

davon erzählte (vor dem Tode des Sokrates), Agathon noch lebte und bereits seit vielen Jahren sich im Auslande aufhielt. Die äusserst gewandte, in den meisten Punkten überzeugende Beweisführung zeigt die volle Herrschaft des Verfassers über die Periode der Litteratur, welcher diese Specialstudien zugewendet waren. Das leuchtende Beispiel, welches Bentley für kritische Behandlung des litterarhistorischen Stoffes gegeben, hatte bis dahin noch nicht gar viel leistungsfähige Nachfolger gefunden. Hier war Einer, der mit Erfolg in seinen Spuren und über diese hinaus fortzuschreiten befähigt war.

Die angehängten *sententiae controversae* sind wieder zum grösseren Theil ausgewählte Ergebnisse der *commentationes Agathonicae* (Dinarchs Rede für Agathon, Aufführungszeit der Euripideischen Andromeda, erstes Auftreten Agathons), theils ergänzen sie die in den *schedae criticae* über die Prosodie von *alterius* vorgetragene Ansicht durch Verbesserungsvorschläge zu Plautus und den Satiren des Ennius.

Lehrthätigkeit in Halle

1829—1833.

1. Erste Erfolge.

Schöne, genussreiche Wochen in Erfurt, unter Verwandten und Freunden verlebt, belohnten den jungen Gelehrten für die unerhörten Anstrengungen des Sommers. Den Beschluss machte am 28. August die Hochzeit der geliebten Schwester Henriette mit dem Hofrath von Lancizolle; der Bruder begleitete das junge Ehepaar noch eine Strecke bis Halberstadt. Von da kehrte er nach Halle zurück, wo er am 22. September eintraf. Das langentbehrte Familienleben hatte ihn weich gestimmt, so dass er wehmüthig sich von den Geliebten verabschiedete, und als er sich nun „wieder in das weite und öde Meer" seiner Einsamkeit zurückgestossen sah, ergriff es ihn mehr als je, und er konnte seiner Thränen stundenlang nicht Herr werden. Aber bald übte das „abhärtende Klima" von Halle seine „specifische Kraft" aus, „die Rechte des Gefühls und Gemüths zu ersticken"; und die Umgebungen der gewohnten Arbeitsstube riefen ihn zu seiner unterbrochenen Thätigkeit zurück. Er fand mehrere ausserordentlich anerkennende Dankschreiben für Dissertation und Habilitationsschrift vor, das eine vom Ministerium, ein andres von Süvern, ein besonders warmes, schliessend mit dem Wunsche, dass er sich in dem von ihm „gewählten, höchst schwierigen Berufe eines glücklichen Erfolges erfreuen möge", von Johannes Schulze. Schon durch Ministerialrescript vom 25. Mai[1]) war dem Vater auf besondere Empfehlung der Facultät, die durch persönliche Verwendung Einzelner wie Voigtel's u. A. noch wirksam verstärkt war, eine Beihülfe von 100 Thlrn. in der Absicht bewilligt worden, dass er seinen Sohn „zu der von ihm zu ergreifenden Laufbahn eines akademischen Docenten unterstützen" möge, und wenn der-

1) Unterz. v. Kamptz, adressirt an den Herrn Prediger Ritschl in Vargula!

selbe fortfahre sich auszuzeichnen, für das nächste Jahr eine ähnliche Unterstützung in Aussicht gestellt worden. Auswärtige angesehene Gelehrte drückten ihren Beifall über die ausgezeichneten Erstlinge aus. So bot Göttling in Jena dem würdigen Schüler Reisigs freundschaftlich die Hand;[1]) Meineke in Berlin schrieb: „die Untersuchung über Agathon kann ich nicht anders als meisterhaft nennen“ (6. October 1829); K. W. Krüger berichtete (2. Januar 1830), dass er in den Anmerkungen zum Clinton fast genau dieselbe Geburtszeit des Agathon angenommen und das Zusammentreffen noch im Index angemerkt habe. Wilhelm Dindorf,[2]) die ehemalige Fehde mit würdigem Schweigen ignorirend, gestand, „seit längerer Zeit in keiner Schrift dieser Art auf so wenigen Seiten so zahlreiche Beweise von Scharfsinn, richtigem Urtheil und wohlangewendeter Gelehrsamkeit vereinigt gefunden zu haben.“ Reichliches Lob spendete Böckh den schedae criticae.[3]) Etwas kritischer, aber auch inhaltsreicher ist Lachmanns Schreiben.[4]) „Sie werden in einiger Zeit wahrscheinlich nicht mehr so viel Conjecturen machen,“ schreibt er, „aber auch die jugendlichere Fülle ist angenehm.“

Unter den erfreulichsten Hoffnungen durfte also der junge Docent seinem ersten Semester entgegensehen. Schon 14 Tage vor Beginn der Vorlesungen hatten sich für sein publicum über die Oden des Horaz 68 Zuhörer angemeldet. Am Tage vor der wirklichen Eröffnung (am 1. November) versammelte er einen kleinen Kreis seiner nächsten Freunde im Auditorium, trug ihnen vom Katheder herab den Anfang seiner Einleitung vor, und forderte dann seine Zuhörer auf, ihre kritischen Bemerkungen zu machen. Die Generalprobe verlief, wie einer der Zeugen versichert, äusserst heiter und befriedigend.

Die Eröffnung der Vorlesungen war ein akademisches

1) 3. November 1829. 2) 25. Octbr. 3) Schreiben vom 22. Octbr. 1829: „Mein λάβοιο, was Sie anführen [p. 25 = opusc. I 719], hat mir Spass gemacht; ich habe kein Wort mehr davon gewusst, denn ich habe ein klein wenig von Didymos' λησμοσύνη an mir.“ 4) Ohne Datum.

Ereigniss. Alles wollte den durch die Disputationen allgemein bekannt gewordenen, streitbaren und schlagfertigen Kämpen auf dem Katheder sehen und hören.[1]) Zu der öffentlichen zweistündigen Vorlesung über Horaz fanden sich sogleich an 300 Hörer ein, darunter 160, zuletzt 199 eingeschriebene, so dass man in das grösste Auditorium übersiedeln musste. Dasselbe war trotzdem so voll, dass schon eine halbe Stunde vor dem Anfang keiner mehr hereinkam: unter Pfeifen, Trommeln, Singen sprang man zu den Fenstern herein über Tische, Bänke, Katheder, bis der blutjunge, bartlose Docent eintrat. Dann einmaliges vielzüngiges Zischen zum Zeichen der Ruhe und lautlose Spannung bis zu Ende der Stunde, nur unterbrochen durch den Jubel über einen gelegentlichen Witz, wie wenn z. B. der fortlaufenden Commentare gedacht wurde, „welche fortlaufen, wo sie stehen bleiben sollten." In der ersten Stunde war die Rede von Horazens sittlichem Charakter, in der zweiten von seinem poetischen, in der dritten von den Bearbeitungen des Dichters. Der frischen, durchschlagenden Vortragsweise dienten die über denselben Gegenstand handelnden trivialen Vorlesungen eines alten, von Wittenberg übernommenen Professors Rabe zur Folie. Als freilich die spinöse Chronologie der Oden zur Sprache kam, verminderte sich, wie es zu gehen pflegt, die Begeisterung der jungen Herren.

Interpretirt wurden die sieben ersten Oden des zweiten Buches der Reihe nach mit allseitiger Berücksichtigung des Sprachgebrauchs, des poetischen Stils, der Realien und Personalien, des Gedankenganges. Hier und da methodische Winke (z. B. über die verkehrte Geschichtsklitterung derjenigen Erklärer, welche überall bei H. verborgene persönliche Anspielungen wittern, oder über das Recht und die Pflicht, bei einem so gefeilten Dichter wie H. jeden Ausdruck auf die Goldwage zu legen); ferner culturhistorische Erörterungen wie über die Verschiedenheiten antiker und moderner Sitte in erotischen Dingen, auch behagliche prak-

1) An die Mutter im Sommer 1829: „ich bin durch die Disputation in Halle bekannt wie ein bunter Pudel, vielleicht auch wie noch was besseres."

tische Nutzanwendungen, wie denn z. B. (zu II. 3) sehr sympathisch das dolce far niente gepriesen wurde, „welches Einem in gewissen Stimmungen so wohlthut, besonders nach angestrengter Arbeit, in den Ferien, nach der Schilderung des Dichters namentlich in den Sommerferien, wo man hingestreckt liegt auf weichem Rasen ... und höchstens eine leichte Lectüre zur Hand hat wie den Horaz, wobei das beste von Allem nicht zu vergessen, ein Glas Falernerwein und zwar alten.“ Die Kritik war überwiegend conservativ. Von den radicalen Angriffen, welche R. in viel späterer Periode auf gewisse Theile der ersten Ode des zweiten Buches gerichtet hat, noch keine Spur: selbst Bentley's Bedenken gegen *audire* werden zurückgewiesen. Nur die letzte Strophe der fünften Ode wird als ein „müssiges Anhängsel“ bezeichnet, „so dass vielleicht sogar die Vermuthung gewagt werden darf, sie sei gar nicht von H., sondern ein Zusatz von fremder Hand,“ denn von der Thatsache Horazischer Interpolationen haben ihn Buttmanns und Näke's Erinnerungen überzeugt. Eine metrische Uebersetzung (sehr treu, aber nicht sehr glatt) fasste jedesmal das Resultat der Einzelerklärung zusammen. Zum Schluss wünschte R. seinen Zuhörern „eine heitere praktische Anwendung der Horazischen Lebensphilosophie.“

Mässiger, aber in Betracht des weniger populären Stoffes doch sehr befriedigend war der Besuch der dreistündigen Privatvorlesung über Metrik (39 Zuhörer). In der Einleitung gab R., durch Böckh's bahnbrechende Untersuchungen angeregt, was Hermann vernachlässigt hatte, einen historischen Ueberblick über die allmälige Entwickelung der metrischen Kunst in der antiken Poesie, ferner über die wissenschaftliche Behandlung derselben, die metrisch-musikalische Litteratur des Alterthums, die Theorieen der Alten und der Neueren. Principielle Fragen über die Natur des Rhythmus, Caesur und andere Grundbegriffe hatten schon den Studenten in dem Maasse beschäftigt, dass er mit seinem Freunde Schmalfuss, der in Berlin Mathematik und Physik studierte, darüber correspondirte.[1]) Er nahm in diesen Dingen schon

1) Schmalfuss an R. 18. Febr. 1829. Im Memoriale 28. April 1828: „An Niese u. A. zu schreiben über Rhythmus, Caesur.“

In Metrik – historical method of Boeckh.

damals einen durchaus selbständigen Standpunkt ein. Dieselben Grundanschauungen, welche er im ersten Semester vortrug, hat er auch in der Folge wesentlich festgehalten. Bei aller Verehrung für Hermanns grossartige Empirie, welcher für die wissenschaftliche Kenntniss der Metrik geleistet habe, was Archilochus für ihre künstlerische Ausbildung, verwarf er entschieden die wunderlich auf Kantischen Kategorien aufgebaute philosophische Theorie desselben, z. B. die Erklärung von Arsis und Thesis aus dem Gesetz der Causalität. Sehr lebendig und geschickt wurde die Darstellung der wissenschaftlichen Kämpfe, welche H. theils mit Porson, theils mit Böckh zu bestehen hatte, mit einer unparteiisch abwägenden Kritik der verschiedenen Ansichten verwoben. Besonders eingehend wurde die Apelsche Theorie der Taktgleichheit widerlegt und der unhistorischen Vermengung des sprachlichen und des musikalischen Rhythmus entgegengetreten. Den poetischen Rhythmus bezeichnete er als das Erzeugniss einer ethischen Kraft, die ihren Grund habe in der Bewegung des Gemüthes; als das Grundgesetz desselben „Einheit in der Mannigfaltigkeit“: er suchte es nach den verschiedensten Richtungen hin durchzuführen. Die Position der den Rhythmus erzeugenden Kraft sei die Arsis, ihre Negation die Thesis. Aus demselben Princip, aber in umgekehrter Richtung, erklärte er die Caesur als den Einschnitt im Verse, wodurch der Einheit desselben die Mannigfaltigkeit verliehen werde.

Ueber den allgemeinen Theil kam die Vorlesung dieses erstemal nicht hinaus. Was den H.'schen Darlegungen metrischer Erscheinungen zu aller Zeit und schon in diesem ersten Entwurf einen so besonderen Reiz verlieh, war, dass er unabhängig von philosophischen Abstractionen, wohl bekannt mit den Sätzen der alten Theoretiker, ohne sich den einseitigen, oft mechanischen Lehren derselben in blindem Aberglauben gefangen zu geben oder durch künstliche Hypothesen aus den Schnitzeln zertrümmerter Systeme problematische Gebäude zu construiren, in freier künstlerischer Anschauung die in der Poesie des Alterthums offenbarte Kunst nachempfand und ihre Gesetze aus dem schöpferischen In-

nern des rhythmischen Gefühls gleichsam herauszulocken wusste.

Gleich in den ersten Stunden sprach er ganz frei in Reisigs Weise, fand aber denn doch die geistige Anstrengung, welche es koste, so im Drange des Augenblicks Stoff und Form zugleich zu beherrschen, gewaltiger als er sich vorgestellt hatte, als „eine das ganze Innere aufregende und gleichsam umwühlende Thätigkeit," in seinem Falle um so mehr, als er durch einen längeren Besuch seines Freundes Niese verhindert, die Vorlesungen begonnen hatte, ohne nur für eine einzige Stunde vorgearbeitet zu haben. Nun musste die tägliche Vorbereitung ganz frisch von früh Morgens 4 Uhr an bis zur Collegstunde Nachmittags um 5 Uhr beschafft werden, so dass er am Abend schachmatt und aufgelöst der Ohnmacht nahe war. Zu spät erkannte er, dass er mit zwei Collegien und einem Privatissimum eine Aufgabe übernommen hatte, die für einen Anfänger fast erdrückend sein musste. Am wenigsten Arbeit kostete ihm das nach Reisigs Beispiel eingerichtete Privatissimum: lateinische Schreib- und Disputirübungen (dreimal wöchentlich) in geschlossenem Kreis von zwölf Theilnehmern. Hier galt es seiner viel bewährten Schlagfertigkeit freien Lauf zu lassen, und das sicher Erworbene im Augenblick mit Geistesgegenwart und Lebendigkeit geltend zu machen. Aber die unablässige Hetze, das Aufregende und doch Unbefriedigende einer in unaufhaltsamem Zuge fortlaufenden Arbeit, deren einzelne Pensa mit dem Glockenschlage abgeschlossen sein mussten, liessen ihn zu einer Freude über den Erfolg nicht kommen, vielmehr bemächtigte sich seiner in Folge nervöser Ueberreizung ein Gefühl der Wehmuth, der Unsicherheit und Verlassenheit, ein bis dahin trotz seiner frühen Entfernung vom Elternhause nie gekanntes Heimweh, dass er stundenlang den Thränen nicht wehren konnte und nur die Weihnachtszeit heransehnte, die ihn wieder nach Erfurt zurückführen sollte.

Zu einiger Erleichterung setzte er nach glücklichem Verlauf der ersten drei Wochen einmal „wegen Heiserkeit" aus, und auf dem Sopha bei Kaffee und Zwieback ausge-

streckt, von der Lectüre häuslicher Briefe erquickt, nahm er den Kalender zur Hand und notirte sich „mit lebhaftester Vergegenwärtigung“ die leuchtenden Tage der Zukunft: „16. December Schluss der Metrik und des Privatissimum, 17. Decbr. Schluss des Horatius; 23. Decbr. Abreise von Halle nach Erfurt,“ und so fort bis in den Sommer hinein, wo der Horizont sich wieder verfinsterte.

2. Geselliges Leben.

Erholung von der anstrengenden Tagesarbeit suchte er Abends in reger Geselligkeit, in die er sich wie in ein erfrischendes Bad wiederum mit der ganzen Lebhaftigkeit seines Wesens stürzte.[1]) In den Hallischen Professorenhäusern war er ein gern gesehener Gast: besonders in den Familien Niemeyer und Pernice ging er als intimer Hausfreund aus und ein. Die Frau Kanzlerin Niemeyer, eine vortreffliche alte Dame von jugendlicher Munterkeit und feinem Takt, legte die letzte Hand an seine gesellschaftliche Bildung. Der grüne Flauschrock, in dem er bisher nachlässig genug einhergegangen war, wurde abgedankt und der Toilette mehr Sorgfalt zugewendet. Besonders vor älteren Damen fand der interessante junge Mann wegen der Devotion und Bescheidenheit, deren er sich gegen sie befliss, hohe Gnade: er machte ihnen den Eindruck des „Mädchenhaften“, während ihm doch der Schalk aus den Augen sah. In dem Hause des Juristen Pernice, des Schwiegersohnes von Niemeyer, war er schon bei Reisigs Lebzeiten durch dessen Vermittelung eingeführt worden: der gemeinsame Schmerz um den Verlorenen knüpfte das Band zwischen ihnen noch enger. Eine feine aristokratische Natur, weder gross noch tief angelegt, nicht ohne eine Ader französischer Frivolität, aber von vielseitigem Interesse, höchst umsichtig und taktvoll in Geschäften, unerschütterlich treu in der Freundschaft, dienstwillig und theilnehmend im rein menschlichen Verkehr, ein heiterer Lebemann und anmuthiger Gesellschafter, nahm sich Pernice der verwaisten

1) An Niese 5. Decbr. 1829.

Jünger seines geliebten Freundes Reisig wohlwollend an,[1]) besonders aber zog er Ritschl in seinen geselligen häuslichen Kreis, dessen Reiz noch durch eine liebenswürdige junge Schwester erhöht wurde. Es bildete sich eine Freundschaft, die trotz der entgegengesetzten politisch-religiösen Richtung beider für ihr ganzes Leben vorgehalten hat und in ununterbrochenem Briefwechsel bis zum Tode des Aelteren gepflegt ist. Auch als Pernice, der Vertrauensmann der pietistisch-reactionären Regierung und der Kreuzzeitungspartei, das Amt eines Halle'schen Universitätscurators zu schwerem Aergerniss des Liberalismus, bisweilen mit Härte führte, hielt Ritschl, dessen unbefangener Blick manche giftige Verleumdung, welche dem Verhassten angehängt wurde, durchschaute, doch an dem bewährten Genossen fest, ohne ihm die Differenz seiner Ueberzeugungen irgend zu verhehlen, oder von der andren Seite mit Bekehrungsversuchen behelligt zu werden.

Der Winter 1829/30 verging sehr gesellig, wie überhaupt die Hallenser Jahre 1829—33 von R. selbst als der „sociale Silberblick" seines Lebens bezeichnet sind. Es gab Kindtaufe bei Pernice, Museumsbälle, Eisschlittenfahrten auf der Saale. Im Gasthof zur Stadt Zürich fand sich täglich eine geschlossene Mittagsgesellschaft zusammen, aus jüngeren Docenten, Assessoren und Referendarien bestehend. Sie hatte sich eine republikanische Verfassung als „Stadt Zürich" mit zwei Bürgermeistern an der Spitze des Rathes gegeben; der joviale Ton an dieser Tafelrunde und die lustigen Schwänke, welche von ihr ausgingen, gewährten Ritschl, der ihr seit dem 1. Februar 1830 angehörte, eine Erheiterung, deren er in manchen Anwandlungen von Abgespanntheit und Niedergeschlagenheit sehr bedurfte.[2]) Im folgenden Winter wurde er in den Museumsvorstand gewählt, hatte die Bälle zu leiten und nahm besonders während seiner einmonatlichen Würde als Museumsdirector im Februar 1831 Gelegenheit, sein von der Mutter geerbtes Administrationstalent zu bewähren. Was

1) So feierte er Schöne's Promotion durch einen Doctorschmauss, wozu auch die Opponenten Rein, Büchner und Ritschl geladen waren. 7. Mai 1829: Brief an Niese. 2) An d. Mutter 20. Febr. 1830.

er oft geäussert, dass er eigentlich zum praktischen Geschäftsmann geboren sei, bestätigte sich ihm bei dem Gelingen seiner eifrigen Bemühungen vollkommen.[1])

Zu den Hallenser Genossen jener Zeit gehörte ausser den schon Genannten Heinrich Leo, gleichfalls ein ehemaliger Freund Reisigs und einer der übermüthigsten, bis er sich mit den Romantikern verbündete, um durch Pietismus und sogenannte historische Schule Staat und Kirche zu regieren: eine geniale Kernnatur, bis zu cynischer Rücksichtslosigkeit subjectiver Gemüthsmensch auch in seiner Wissenschaft. Dazu gesellte sich Rosenberger, der junge Director der Sternwarte, der unserem Ritschl bis zu dessen Abgang sehr nahe stand, der Mathematiker Scherk (später in Kiel), Rosenkranz, „der ohne den Hegelianer stark zu betonen, das Interesse für Poesie, Litteratur, Mythologie durch grosse Belesenheit, treffende Gedanken, liebenswürdige Form mächtig zu wecken wusste."[2]) Auch Meier, der in wohlwollendster Weise den jungen hoffnungsvollen Collegen zu fördern suchte,[3]) nahm unter dem Ehrennamen „der alte Meier" an der heitren Freitagsgesellschaft Theil, welcher die eben Genannten und andere jüngere Docenten sowie R. selbst angehörten, liess sich auch gelegentlich durch mehr oder weniger sanften Zwang bestimmen, die Quellen seines wohlversehenen Kellers zu öffnen. Zu nennen sind ferner die Juristen Blume (der bald nach Lübeck ging) und Heffter, der Philologe Förtsch, Lehrer am Pädagogium und zugleich Docent an der Universität (er las über griechische Redner und Cicero's philosophische Schriften); nicht minder Adolf Stahr und Theodor Bergk, die beide als Lehrer am Waisenhause sich in sehr gedrückter Lage befanden. Ein vortrefflicher Geselle war Arnold Ruge,[4]) der nach überstandener sechsjähriger Gefangenschaft (1824—1830), zu der er als Jenenser Demagog verurtheilt worden war, Ostern 1831 nach Halle kam, wo er

1) An die Mutter 3. Febr. 1831. An Niese 11. Febr. 2) Echtermeyer a. O. Vergl. Rosenkranz: Von Magdeburg nach Königsberg S. 410. 3) Vgl. Ritschl opusc. I 430: *Eduardo Meiero.* [*viro bono inprimis, praeceptori fautorique benevolentissimo.*] 4) Aus früherer Zeit. III 335 ff.

zunächst am Pädagogium und am Gymnasium des Waisenhauses Unterricht übernahm, bald aber sich an der Universität für Philologie habilitirte, und mit einem Collegium über platonische Aesthetik begann. Auf dem Bauche liegend, zwischen sich den Weinkrug, ergötzten sich die beiden Freunde gemeinschaftlich an Plato's Phädrus. Besonderer Güte verdanken wir folgende Aufzeichnung.

„Es war im Jahre 1831 nach der Juli-Revolution, als „ich in Halle a/S. durch Hermann Niemeyer mit Ritschl „bekannt wurde. Die Ereignisse animirten zwar auch diese „Kreise, aber es war kein so lebhaftes Zeitinteresse unter „den Professoren herrschend, wie in Jena, woher ich kam. „Die verschiedenartigsten Ansichten, wie die von Leo, Pernice „und Gerlach, der damals in Halle am Stadtgericht wirkte, „und die Ansichten von Niemeyer, von mir selbst u. s. w. „begegneten sich in geselligen Kreisen und riefen keinen „Zusammenstoss hervor. Selbst die jüngere Professoren-„gesellschaft war politisch farblos, nur der Pietismus that „sich auf und suchte sich zu constituiren.

„Als ich mich bei der Universität habilitirt hatte, trat „ich in ein sehr intimes Verhältniss mit Ritschl, der als Privat-„docent viel Glück machte und schon eine Carrière hinter „sich hatte, als ich die meinige zu eröffnen suchte. Unser „vertrauter Verkehr wurde noch durch die Wohnung be-„fördert, da mir Ritschl dazu verholfen hatte, mich bei der „Kanzlerin Niemeyer, einige Häuser von ihm, einzumiethen. „Ritschl hatte etwas Vornehmes und viel Sinn für feine Ge-„selligkeit. Er sagte zu mir: 'Nun musst Du der Kanzlerin, „Deiner Wirthin, einen eleganten Besuch machen, und ebenso „Pernice, Deinem Hausgenossen.' Beides führte ich natürlich „gewissenhaft aus, und namentlich die Bekanntschaft der „Frau Kanzlerin wurde für mich erfolgreich; sie führte zu „meiner Verheirathung, und ich will hier nur erzählen, wie „Ritschl mich wieder dirigirte, als es mit diesem Verhältnisse „Ernst wurde. Ich besuchte ihn des Morgens,[1]) und ver-„traute ihm an, dass ich eben im Begriff stünde, mich zu „verloben.[2]) Er wusste schon, mit wem. 'Aber in diesem

1) Ende Mai 1832. 2) Mit Louise Düffer.

„Aufzuge', liess er mich an, ich war ihm lange nicht elegant „genug gekleidet. 'O,' sagte ich, 'sie ist den Aufzug schon „gewohnt.' 'Und nicht einmal Glaçéhandschuh hast Du an; „so kannst Du doch unmöglich dort ankommen!' Er zog eine „Schublade hervor, die zu meinem Erstaunen ganz voller „Handschuhe war, und hiess mich ein Paar aussuchen, da- „mit ich doch regelrecht gekleidet wäre. Er nahm an der „Begebenheit den allerlebhaftesten Antheil und liess mich „versprechen, sobald als ich könnte, ihm den Erfolg mitzu- „theilen. Wir waren später häufig zusammen, bei Ausflügen „in der Umgegend und in Gesellschaften, vorzüglich bei der „Frau Kanzlerin.

„In der Gesellschaft der jungen Professoren hatte Leo „allgemeine Brüderschaft eingeführt, dadurch war ich auch „mit Ritschl auf den Duz-Comment gekommen. Doch bin „ich der Sache nicht ganz gewiss, es ist auch möglich, „dass unsre Brüderschaft einen andern Anfang genommen „hat. Ich hatte den „Oedipus in Kolonos" in gutes Deutsch „und moderne Form übersetzt und in Jena drucken lassen. „Davon verehrte ich Ritschl ein Exemplar. Als er es ge- „lesen hatte, sagte er zu mir: 'Es ist mir eigen mit Deiner „Uebersetzung gegangen; sie liest sich leicht und ich habe sie „frei auf mich wirken lassen, wie irgend eine andere original- „deutsche Lectüre. Da finde ich denn nun, dass uns diese „Alten mit ihrer Rhetorik und Plastik gegen die Neueren „viel zu wünschen übrig lassen; wenn man das Griechische „liest, so wird man philologisch von der Sache abgezogen „und nimmt Alles ohne Kritik hin. Du hast mir nun das „Vergnügen gemacht, dass ich einmal von dem Formellen „abstrahirt habe und unmittelbar in die Sache hineingerissen „worden bin. Schade, dass Du nicht den ganzen Sophokles „auf diese Weise uns angeeignet hast.'

„Ueber die Hegel'sche Dialektik und ihr Verhältniss zur „Platonischen, mit der ich mich genau beschäftigt hatte, „forderte er zu einer Zeit Auskunft von mir, als ich mit „Hegel noch nicht bekannt genug war, um sie ihm geben „zu können; aber ich gestehe, dass dieser Umstand mir ein „Antrieb wurde, mich sofort zu unterrichten; besonders als

„ich ein Collegium über Aesthetik zu lesen hatte, und dabei „von dem Begriff der Erscheinung und ihrer Dialektik aus„zugehen hatte.

„Der Umgang mit Ritschl war überhaupt ausser seiner „geselligen Annehmlichkeit ein vielfach anregender, und ich „hatte es sehr zu bedauern, als er mir durch einen Ruf nach „Breslau entrissen wurde[1]).

„Theodor Echtermeyer, der bei mir an seine Stelle trat, „war eine ganz andere Natur. Die Hegelsche Philosophie „löschte bei mir das philologische Interesse aus, und es trat „durch die Hallischen Jahrbücher eine Arbeit ein, die mich „für den Augenblick, seltsamer Weise, von Ritschl entfernte. „Dieser hatte sich unterdessen verheirathet und kam, etwa „im Jahre 1839, zum Besuch nach Halle. Auf der Strasse, „nicht weit von unserer früheren Wohnung auf dem grossen „Berlin, begegnete ich ihm und ging in einiger Entfernung „an ihm vorbei, ohne ihn zu erkennen. Er rief mir zu: „Kennst Du mich nicht mehr, oder willst Du mich nicht „mehr kennen? Als ich den wohlbekannten Discant seiner „Stimme hörte, eilte ich auf ihn zu und lud ihn ein, doch „ja zu mir zu kommen, und auf seine Frage antwortete ich: „Wie sollt' ich Dich nicht kennen wollen? Oder bin ich etwa „Excellenz geworden, in welchem Zustande man wohl seine „alten Freunde vergisst?

„Ritschl kam von Pernice und hatte von meiner staats„gefährlichen Richtung gehört; er war offenbar gegen dies „reformatorische Wesen eingenommen und liess mich merken, „dass bei mir der alte Demagoge wieder zum Vorschein käme. „Ich sagte, da drehte sich die Sache wohl herum, und wenn „er Pernice zu viel glaubte, so könnte es wohl kommen, „dass er seinerseits mich nicht mehr kennen wollte. Wir

---

1) Ruge reiste zunächst mit der jungen Frau nach Italien, von wo er eine vertrauliche Correspondenz mit R. unterhielt. Als er von dort heimkehrte, hatte R. bereits Halle mit Breslau vertauscht. Der letzte Brief Ruge's vom 3. April 1838 enthält Klagen, dass R. noch nichts für die Jahrbücher gethan, überhaupt nicht geschrieben habe. Er hatte sich vergeblich bitten lassen eine Charakteristik der gegenwärtigen Philologie zu schreiben (15. Octbr. 1837).

„versprachen uns, bei einer Flasche Wein die Sache näher „zu besprechen, und ich habe es immer sehr bedauert, dass „er dieser Einladung nicht folgte, sondern nur seine Karte „in meinem Hause abgab, seine Person mir aber entzog. „Später, als meine 'Erinnerungen aus früher Zeit' erschienen, „sandte er mir seine Photographie, erinnerte an unser Zu„sammenleben in Halle und bat um meine Photographie mit „dem Ausdruck: *damus petimusque vicissim.*

„Ich habe mich ungemein gefreut, nach so langer Zeit „die lieben befreundeten Züge wieder vor mir zu sehen und „eine so freundschaftliche Zuschrift mit der Erinnerung an die „Hallische Zeit von ihm zu erhalten."

Mit Spannung und stolzer Genugthuung verfolgten die alten Studienfreunde, die unterdessen grossentheils in den Hafen eines Schulamtes eingelaufen waren, die Erfolge des ehemaligen Kameraden. „Dem Hemsterhuis ist sein Ruhnken gefolgt," schreibt ein Reisigianer;[1]) Sintenis bekennt (1. Aug. 1829), nachdem er die schedae criticae gelesen, 24 Stunden an nichts andres gedacht zu haben, nicht ohne Beschämung seine eignen Jugendversuche mit dieser von R. selbst so genannten „Jugendsünde" vergleichend. Am Schluss des Sommersemesters 1830 besuchte er in Begleitung von M. Haupt den jungen Docenten in Halle und hospitirte mit lebhafter Erbauung in einer Vorlesung desselben.[2]) Zum ersten und einzigen Mal sahen sich im Jahre 1832 Ritschl und Lehrs, der Halle auf der Durchreise berührte; aber diese einzige Zusammenkunft hat genügt, um die wissenschaftliche Gemeinschaft durch ein persönliches Band dauernder Herzenssympathie fest für das Leben zu knüpfen.[3])

1) Carl Werner in Zerbst, 1. Januar 1830. 2) An. R. 4. Sept. 1830. 3) Am 2. Januar 1863 schreibt Lehrs an R. in Erwiderung eines gegen Jahresschluss empfangenen „lieblichen Briefes", dem ein Porträt R.'s beigefügt war: „Sie gedenken der Hallischen Begegnung. Auch mir schwebt von jenem Tage und Abend Alles auf das Deutlichste vor und ich wüsste noch Alles zu sagen was damals gesprochen wurde, ich sehe Sie auf Ihrem Zimmer in Ihrem Schlafrock, mit letzten verdriesslichen Korrekturen des Thomas Magister, und Freund Rosenberger! Man nennt das ein Saeculum. Mit Recht! mit Recht!"

Aus allen Briefen der alten Genossen klingt ein starker Ton von inniger Zuneigung und Respect, ja Bewunderung nicht nur des Wissens und Talentes, sondern weit mehr noch der charaktervollen Energie, Straffheit und Sicherheit im Fortschreiten, das feste Vertrauen auf eine glänzende wissenschaftliche Zukunft des Freundes. Auch in der Trennung, im Drang der Arbeit, blieb er der treue, eingehende Berather; der hinreissenden Gewalt seines Einflusses, wenn er sie in Bewegung setzte, war schwer zu widerstehen. 'Daemónie' redet ihn einmal Niese an, und Hanow spricht von elektrischer Wirkung seiner Nähe. Mit manchen seiner Jugendfreunde, namentlich mit Kiessling, Schmalfuss und Niese, hat R. einen regen brieflichen Verkehr unterhalten, bis der Tod ihm ein Ende machte. Zu dem letztgenannten, einer philosophisch-religiösen Natur, mag sich Ritschl zum Theil durch den Gegensatz ihrer intellectuellen Anlage bei sehr sympathischen Gemüthseigenschaften hingezogen gefühlt haben. Weder zum Glauben noch zur Speculation war er angelegt: *philosophandum est, sed paucis* war sein Wahlspruch. Nicht aus metaphysischem Bedürfniss, sondern um in den Waffen der Dialektik Meister zu werden, ging er bei der Philosophie in die Schule. Die beiderseitige Gabe in die Geistesart und Interessen des Andern einzugehen bahnte der aufrichtigsten und anregendsten Mittheilung zwischen den Freunden den Weg. In Berlin, wo Niese seit 1828 Theologie studierte, war dieser, so oft Ritschl als Gast des Onkels, dann des Schwagers dort verweilte, sein unzertrennlicher Begleiter; nach Erfurt wurde er für die Ferien ins Elternhaus geladen. Wie oft hat Ritschl Reisen mit ihm geplant oder ihn in das einsame Studierstübchen zu vertraulicher Besprechung herbeigewünscht! Sein ebenso theilnehmendes als mittheilsames Gemüth bedurfte der offenen und vollen Aussprache mit sympathisch gestimmten Personen, mündlich oder, wenn dies nicht sein konnte, schriftlich. Hier entfaltete sich der Reichthum seiner vielseitigen, ungemein lebhaft pulsirenden Natur: die Innigkeit und Zartheit seines bis zu einem Anfluge fast weiblicher Sentimentalität weichen und leicht erregten Herzens neben der stählernen Härte seiner Willens-

kraft; die schäumende Lebenslust und gesunde Heiterkeit neben der Besonnenheit, Genauigkeit und praktischen Umsicht, welche sich in Kleinem wie in Grossem, in der spielenden Ueberlegung exact ineinander greifender Reisepläne oder in der delicaten, bisweilen ans Künstliche streifenden Behandlung geschäftlicher Angelegenheiten bewährte; Anflüge alkibiadeischen Leichtsinns neben hellster Bewusstheit über die Ziele seines Lebens und die zur Erreichung derselben zu ergreifenden Mittel; Anwandlungen bitterer Selbstunzufriedenheit und des Verzweifelns an der Erfüllung allzuhoher Ideale neben naivem, gelegentlich auch einmal übermüthigem Selbstbewusstsein, — dieses ganze wechselvolle Wellenspiel einer reichen Individualität kam den Freunden gegenüber zur Geltung

Ein Bild der äusseren Erscheinung aus jenen Sturm- und Drangjahren ist leider nicht erhalten. Zwar hat er im Mai 1831 durch einen herumziehenden Künstler, einen Herrn Grünler aus dem Voigtlande, in 24 Stunden nach zwei flüchtigen Sitzungen ein Porträt von sich malen lassen,[1]) doch ist dasselbe verloren. Bei äusserer Aehnlichkeit der Züge im Grossen und Ganzen hat es aber auch nach der gewiss zutreffenden Kritik der Mutter den geistigen Ausdruck des höchst belebten Gesichtes, besonders des ungemein ausdrucksvollen Mundes und das Blitzen der braunen Augen nicht wiedergegeben: es ist, schreibt sie, als wenn Du geschlafen hättest beim Sitzen.[2])

Mit seinem Körper hatte er nach wie vor viel zu schaffen. Im December 1829 ergab eine ärztliche Untersuchung in Halle die Existenz eines gewaltigen Nasenpolypen, der zu Ostern von dem berühmten Dieffenbach in Berlin glücklich operirt wurde, aber doch nicht vertilgt werden konnte, so dass schon vor Jahresfrist der Patient sich einer höchst schmerzhaften Wiederholung der Procedur erst in Halle zu Pfingsten mit ungenügendem Erfolge, dann noch im October in Berlin innerhalb einer Woche zweimal unterwerfen musste,[3]) die, weil er unterdessen durch Ueberarbei-

1) An Niese 25. Mai, an die Mutter 15. Juni 1831. 2) 21. Juni 1831. 3) An die Mutter 14. Oct. 1830. An Niese 26. Juni, 10. November 1830.

tung nervöser geworden war, nicht ohne beängstigende Erscheinungen (Lachkrampf) abging. Auch im Januar 1832 musste er sich zwei Tage hintereinander unter das Messer begeben. Durch regelmässiges stundenlanges Spazierengehen suchte er der immer wiederkehrenden Verdauungsbeschwerden Herr zu werden: im Frühling 1829 vor dem Examen pflegte er von Mittags 12½ bis Abends 8 Uhr zusammen mit einem Freunde peripatetisch in freier Luft zu repetiren, was ihm auch vortrefflich bekam. Doch empfing er schon früh eine ernste Mahnung, dass die masslose Anspannung, welche er durch Perioden ununterbrochener Arbeitshast seinen Nerven zumuthete, seiner Constitution verhängnissvoll zu werden drohte. Es war eines Morgens im November 1832, als er plötzlich beim Arbeiten von einem heftigen rheumatischen Anfall ergriffen wurde, aus dem das Stadtgerücht einen Schlagfluss machte, während der Betroffene selbst eher zu der Diagnose eines marasmus senilis geneigt war.[1])

Noch längere Zeit blieb ein Nachgefühl davon zurück.[2]) Dergleichen Beschwerden und Störungen dämpften jedoch die Stimmung und Energie der ausserordentlich elastisch angelegten Natur höchstens vorübergehend. Selbst im Drang der Arbeiten half ihm zu wohlthätiger Abspannung eine gewisse Kunst sich gehen zu lassen und „nichtsthuend zu beschäftigen", eine natürliche Anlage, die er zu immer grösserer Virtuosität auszubilden bekennt.[3]) Da wurden Lessing und Goethe, am liebsten der Faust zur Hand genommen, den er als das Allerhöchste von alter und neuer Poesie verehrte,[4]) eine Liebe, welcher er bis in die letzten Lebenstage, ja -Stunden treu geblieben ist. Auch der Briefwechsel mit Schiller gehörte zu seinen kanonischen Büchern. Er war ein eifriger und glücklicher Kartenspieler, ein flotter Tänzer. Erst als Student (im Winter 1829/30) war er dazu gekommen Unterricht in dieser Kunst zu nehmen, da der ernsthafte Spitzner Nichts davon hatte wissen wollen. Desto fleissiger holte er es später

1) An Niese 22. Decbr. 2) An d. Mutter 22. Decbr. 3) An Niese, Donnerstag vor Weihn. 1830. 4) An d. Mutter 15. April 1831.

nach, und wie er Alles, was er einmal trieb, zu einer gewissen Meisterschaft zu bringen suchte, so soll er manchen Abend nach der philologischen Societät damit zugebracht haben, mit seinem Synchoreuten Kiessling sogenannte Reigentänze, die er besonders liebte, auf das exacteste einzuüben.

Vorzugsweise aber war es unter den Künsten die Musik, welche seinem leicht auf- und abwogenden Gemüth wohl that. Schon als Knabe hatte er Viola und Sonntags in seines Vaters Kirche die Orgel gespielt; im Elternhause am Clavier war fleissig Hausmusik getrieben, besonders aber mehrstimmiger Gesang gepflegt worden. Als Privatdocent ergriff ihn mitten in der Sturmfluth seiner Arbeiten (wie den Sokrates im Gefängniss) ein leidenschaftlicher Drang Musik zu treiben. Eine musikalische Adoptiv-Tante, die Justizräthin Amalie Krause in Berlin, mit der er bei Gelegenheit eines Weihnachtsaufenthaltes 1829 dauernde Freundschaft schloss, weihte ihn in die classische Musiklitteratur ein. Zunächst legte er sich eifrigst aufs Accompagniren. Im Sommer 1832 nahm er bei der ersten Sängerin Halle's, Fräulein Scholinus, Gesangunterricht,[1]) und brachte es, obschon ohne klangvolle Stimme, zu einem correcten, seelenvollen, musikalisch ansprechenden Vortrag, so dass er in Duetts und Quartetts den Tenor übernehmen konnte.[2]) Im Winter 1832/3 nahm ihn diese neue Leidenschaft eine Zeit lang fast gefangen, in dem Grade, dass er „jede nur einigermassen zu erübrigende Stunde" auf sie verwendete: es gelang ihm, seine Lehrerin[3]) zu gewinnen, dass sie wöchentlich einmal mit ihm Duetts sang; dafür accompagnirte er ihr beim Einstudieren einer neuen grossen Oper (Cherubini's Lodoiska), was ihm, die eigentlichen Proben ungerechnet, einige Wochen 3—4 Stunden täglicher Uebungen am Clavier kostete.[4]) Auch dass er ganze Tage damit zugebracht habe, Lieder zu componiren, gestand er dem Freunde unter dem Siegel der Verschwiegenheit.[5])

1) An die Mutter 26. Juni 1832. 2) An d. Mutter 9. Septr. 32. 3) An d. Mutter 1. Jan. 1833: „Zu Deiner Beruhigung füge ich hinzu, dass sie Braut ist und Ostern Hochzeit hat, was Schade ist." 4) An die Mutter 13. Febr. 1833. An Niese 27. Febr. 5) An Niese 22. Decbr. 32.

An erfrischenden Reisen fehlte es nicht. Zu Weihnachten 1829 stellte sich der junge Privatdocent der neuvermählten Schwester und dem Schwager in Berlin vor, und knüpfte bei dieser Gelegenheit, wie schon erwähnt, mit der geist- und gemüthvollen Justizräthin Krause ein Freundschaftsband, welches durch fleissige Correspondenz gepflegt wurde. Ihre zärtlichen Briefe zeigen ein feines Verständniss der weichen, menschlichen Seiten in der Natur ihres „Neffen". Einen Theil des September 1830 verbrachte R. im väterlichen Hause zu Erfurt, und begleitete von da das Lancizolle'sche Ehepaar auf der Rückreise nach Berlin. Unterwegs wurde in Wittenberg Rast gemacht, um den alten Lehrern und Freunden (Subrector Wensch, Subconrector Deinhardt) einen Besuch abzustatten. Mittags ass man bei Spitzners, und die Frau Directorin war von dem ehrfurchtsvollen Handkuss des ehemaligen Zöglings so enchantirt, dass sie eine Flasche Wein auftischte.[1]) In Berlin erlebte er die Reflexbewegungen der Pariser Julitage: „die Menschheit," wie ein Postillon sich ausdrückte, „in unerhörter Vielheit" auf den Strassen versammelt, bedeutende Truppenmassen auf den Plätzen, vor den Palästen und im Schlosshof Patrouillen; Hurrahgeschrei der blöden Menge auf die leutselige Frage eines Prinzen, was sie eigentlich wolle; ein Schusterjunge, der sich das Vergnügen machte, durch die Strassen laufend in Einem fort zu schreien: „wir brauchen keenen König, wir brauchen keenen König!" und endlich von der Polizei gefasst sich zu erklären: „lasst mich doch erst aussingen: wir hebben ja schon eenen!"

3. Akademische Wirksamkeit und Arbeiten.

Doch es ist Zeit wieder zu ernsteren Beschäftigungen zurückzukehren. Nachdem R.'s bisherige Zimmernachbarn, die Freunde Hanow und Kiessling, beide als promovirte Doctoren, der eine nach Züllichau, der andre nach Zeitz abgegangen waren, hatte er sich nach einem von Studentenlärm unbehelligten Asyl gesehnt, und dieses that sich ihm

1) An die Mutter 19. Septbr. 1830.

auf, als Leo sich verheirathete und sein Logis verliess. Der Orientalist, Dr. Rödiger, liess sich bewegen, die frei gewordene Etage mit Ritschl zu theilen. So gab derselbe seine erste Docentenwohnung in der grossen Ulrichstrasse auf und bezog zu Michaelis 1830 die neue schöne Wohnung auf dem sogenannten grossen Berlin im Hause des Buchdruckereibesitzers Grunert, in der er sich höchst behaglich fühlte. Mit Hülfe einer Anleihe bei seiner selten versagenden Finanzquelle, der mütterlichen Casse, schaffte er sich ein eignes Ameublement an, auf das er nicht wenig stolz war. In einem besonders reservirten Sanctuarium, dessen Wände Büchergestelle decorirten, waren zwei lange Arbeitstische aufgeschlagen, aus einfachem weissem Holz vom Zimmermann gearbeitet, um die Haufen der Bibliotheksbücher und der mannigfachen gelehrten Scripturen in wohlberechneter Vertheilung aufzunehmen. In dem schmalen Gang zwischen beiden sass der junge Gelehrte, so dass er, um sich ohne Zeitverlust von einer seiner verschiedenen philologischen Arbeiten zur andren zu wenden, nur den Stuhl umzudrehen brauchte. Im eigentlichen Wohnzimmer wurden nur Briefe geschrieben, Besuche empfangen, gelesen. Im Nebenhause wohnte Freund Pernice, auf demselben Platze lag das Auditorium.

Ganz so glänzend wie der Anfang war der Fortgang der akademischen Lehrthätigkeit freilich nicht, doch hielt sie völlig gleichen Schritt mit derjenigen der beiden philologischen Hauptprofessoren, Meiers und des neuberufenen Bernhardy, während alle übrigen Fachcollegen (der ordin. Rabe, der extraord. Wilhelm Lange, die Privatdocenten Förtsch und Stäger) nur Publica oder höchstens schwach besuchte Privata zu Stande brachten. Ritschl las privatim im Sommer 1830 Geschichte der griechischen Poesie, im folgenden Winter Aeschylus' Sieben gegen Theben, beidemal vor 39, im Sommer 1831 Grammatik der lateinischen Sprache vor 33, im nächsten Winter zum zweiten Mal griechische und römische Metrik vor 28 Zuhörern. Publice erklärte er im Sommer 1830 den Miles gloriosus des Plautus vor 114 Zuhörern, im Winter setzte er einstündig die Geschichte der griechi-

schen Poesie vor 34 Zuhörern gratis fort. In den nächsten Semestern setzte er wegen schriftstellerischer Arbeiten die Publica aus, im letzten (Sommer 32) las er nur den Miles gloriosus, wieder publice vor 23 Zuhörern.[1]) Die lateinischen Schreib- und Disputirübungen wiederholte er nur einmal, im Sommer 1830, gab sie aber dann auf, weil die sechs wöchentlichen Stunden des neuorganisirten Seminars die Zeit der Studierenden allzusehr in Anspruch nahmen und die eignen Arbeiten ihm immer mehr über den Kopf wuchsen.[2])

Der Rückgang in der Zuhörerfrequenz erklärt sich durch die bedeutende Verminderung der allgemeinen Studentenzahl, welche z. B. im Sommersemester 1831 ein paar Hundert betrug. Ausserdem hatten die Herren Studiosi es übel genommen, dass Ritschl nebst der ganzen jüngeren Docentenpartei zur Quästur getreten war, die Theologen zumal, dass er kein Publicum mehr las, was man ihm in Betracht seiner bedrängten Geld- und Zeitverhältnisse gerechterweise wahrlich nicht übel nehmen konnte. Doch musste er zur Busse erleben, dass er sein Colleg über lateinische Grammatik mit 5 statt mit 50 Zuhörern, auf die er gerechnet hatte, begann. Da man diese Vorlesung noch obendrein im Voraus dadurch zu discreditiren gesucht hatte, dass man sagte: „Wozu sollen wir das hören? da kriegen wir ja doch nur Reisig's Heft!", so war es noch ein ganz artiger Triumph, dass während der Einleitung, die einen Grundbau der Grammatik überhaupt, Geschichte des grammatischen Studiums bei Römern und Neueren, und Geschichte der lateinischen Sprache gab, mit grossem Nachdruck auch die Bedeutung des Sanscrit für Erforschung der alten Sprachen hervorhob, täglich noch einige herangezettelt kamen, bis sich die Zahl der Eingeschriebenen auf einige 30 belief.[3])

Ueber sein Erwarten viel machten ihm die Vorlesungen über

---

1) Im Winter 1832/3 scheint er gar nicht gelesen zu haben. In den Acten findet sich nur eingetragen: „ist inmittels nach Breslau abgegangen." 2) An Niese 25. Mai 31. 3) Dübner in Gotha, der ein R.'sches Heft über lateinische Grammatik gelesen hat, beneidet (26. Oct. 1831) die Zuhörer und bekennt, dass ihm erst durch diese Lectüre die Nothwendigkeit des Sanscritstudiums für den Philologen aufgegangen sei.

Geschichte der griechischen Poesie zu schaffen. Von Fr. Schlegel waren höchst fruchtbare Ideen über einen wahrhaft historischen Entwicklungsgang der griechischen Poesie aufgestellt, aber nicht durchgeführt worden. Für die von Böckh in Vorlesungen weiter verfolgte Betrachtung der Stammeseigenthümlichkeiten hatte sein Schüler Otfried Müller ein glänzendes Beispiel in den „Dorern" gegeben. Welckers dichterische Divination spürte ausserordentlich anregend den Anfängen der hellenischen Poesie in ihren einzelnen Gattungen nach. An Einzelbeiträgen zu kritischer Durchforschung des überlieferten Materials fehlte es nicht, aber durchaus an einer der neueren Richtung sich anschliessenden, alle einzelnen Resultate zusammenfassenden wissenschaftlichen Darstellung des Ganzen. Um so unentbehrlicher waren in solchem Sinn gehaltene Vorträge, wie sie R. seinen Zuhörern in seltener Klarheit und Selbständigkeit der Forschung bot. Er handelte[1]) in der Einleitung über den Unterschied antiker und moderner Poesie, alter und neuer Litteraturgeschichte, über die litterarhistorischen Arbeiten der Griechen selbst (wobei die unumgängliche Auseinandersetzung mit der Poetik des Aristoteles gegenüber den unbedingt gläubigen Philologen einer- und dem geringschätzigen Urtheil A. W. Schlegels andrerseits viel Arbeit kostete,[2]) über den Gang der Poesie bei den Hellenen mit Berücksichtigung der verschiedenen Volksstämme, der politischen Formen, der historischen Entwicklungen, über den Zusammenhang der griechischen Poesie mit der Musik, die Hauptmomente des Wesens und der Geschichte derselben. Ueber die erste vorhomerische Periode suchte er neues Licht zu verbreiten durch Sonderung der einzelnen mythischen Namen nach verschiedenen Religionskreisen. Auch die reiche Orphische und Musäische Litteratur späterer Zeiten wurde hier behandelt. Die gründliche Erörterung der grossen kritischen Fragen, welche sich an die Namen Homer und Hesiod knüpfen, füllte den Rest des Sommersemesters vollkommen aus. Der atomistischen Ansicht F. A. Wolfs gegenüber hielt R. an der ursprünglichen Einheit der beiden grossen Home-

1) An Niese 12. Juli 30. 2) An Niese 10. Novbr. 30.

rischen Gedichte fest, deren Geschichte von den ersten Keimen der Heldensage bis zu den gelehrten Arbeiten der alexandrinischen Kritiker mit ausserordentlich hellem und freiem Blick verfolgt und in schönem Zusammenhange vor Augen gestellt wurde.

Im folgenden Winter 1830/1 setzte die Fortsetzung bei den kyklischen Dichtern ein, um nach sehr vollständiger Behandlung des alexandrinischen Epos und aller seiner Spielarten auf die Lyrik überzugehn. Hier besonders kamen die bahnbrechenden Gedanken der genannten Forscher zur Geltung. In grosser Vollständigkeit, bis ins Einzelne hinein wurde ein sorgfältig gruppirtes, anschauliches und lehrreiches Bild entrollt. Nur Pindar, für den sich unser Freund nie recht hat begeistern können, blieb einer künftigen (aber nicht gehaltenen) Specialvorlesung vorbehalten.

Zugleich wurde der Erklärung des Aeschylus im Privatum eine Geschichte der Tragödie voraufgeschickt. Im nächsten Semester gedachte er in ähnlicher Weise zu Aristophanes eine litterarhistorische Einleitung zu geben und publice die alexandrinische Poesie zu lesen, um so den ganzen Kreis der griechischen Poesie einmal zu umschreiben. Doch führte er diesen Vorsatz nicht aus: das für den Sommer 1831 angekündigte Publicum über Geschichte der griechischen Komödie gab er auf, um Zeit für seine litterarischen Arbeiten zu gewinnen. Mit Freuden gewahrte er, je tiefer er in das 'Bergwerk' hineinstieg, wie eins vom andren Licht empfing, wie er selbst des grossen Stoffes Herr wurde und zu durchgreifenden Anschauungen und Totalbildern gelangte. Wenn er denselben Cyclus zum zweiten Male zurückgelegt haben würde, wollte er an die Ausarbeitung einer umfassenden Geschichte der griechischen Poesie für den Druck gehen, ein Traumbild, wie es angehende Docenten in der mächtig andringenden Fluth neuer Anschauungen und Gesichtspunkte sich leicht vorspiegeln.[1]) Demnächst, wenn er Zeit ge-

1) Beschränkter freilich lautet der Zukunftstitel: „Geschichte der griechischen Poesie. Grundriss zum Gebrauch bei Vorlesungen, entworfen von F. R."

wänne, gedachte er über das noch wenig gekannte parodische Epos eine Abhandlung für das Rheinische Museum zu schreiben.[1]) Freilich gelangte er bei weiteren Studien zu deutlichster Erkenntniss, dass er, wenn er jene Vorlesungen mit Freuden wieder halten solle, er alles umarbeiten, und fast soviel Zeit darauf verwenden müsse als bei der ersten Entwerfung.[2])

Als zweites „Lebenswerk" schwebte ihm die Metrik vor. Er wiederholte die Vorlesungen über diese Disciplin im Winter 1831/2, aber nach bedeutend erweitertem Zuschnitt. Er schickte eine ganz frische Einleitung voraus, in welcher er zum ersten Mal seine allmälig gereiften Gedanken über die Aufgabe der classischen Philologie und die hierdurch bestimmte Stellung ihrer einzelnen Disciplinen im System der gesammten Wissenschaft entwickelte. Die Reproduction des Lebens des classischen Alterthums durch Anschauung und Erkenntniss aller seiner Aeusserungen sei das Ziel, die Philologie also ein Theil der Geschichte im allgemeinsten und höchsten Sinne des Wortes. Ihre Berechtigung zu selbständigem Leben beruhe darauf, dass das classische Alterthum eine der Hauptstufen der allgemeinen Entwicklungsgeschichte der Menschheit bezeichne. Nun seien als besondere Richtungen des geistigen Gesammtlebens zu unterscheiden das politische, religiöse, künstlerische und wissenschaftliche, die alle unter sich in Wechselwirkung stehen und durch allmälige Uebergänge sich aneinander schliessen. In der Mitte zwischen Litteratur und Kunst stehe die Poesie, der letzteren angehörig dadurch, dass ihr das Schöne an sich Zweck sei, der ersteren dadurch, dass sie durch das gemeinschaftliche Medium der Sprache zur Erscheinung komme. Während nun durch den Inhalt des wissenschaftlichen und poetischen Lebens die Litteraturgeschichte gegeben sei, werde durch die Form, in welcher jener Inhalt zur Erscheinung kommt, die Sprachwissenschaft hervorgerufen. Zur Metrik aber gelange man auf folgendem

1) An Niese Donnerstag vor Weihnacht 1830. Die erhaltenen Vorarbeiten zu dieser Abhandlung sind nicht umfangreich. In den Vorlesungen ist das parodische Epos als Anhang zum nachhomerischen behandelt. 2) An Niese 22. Decbr. 32.

Wege. Wie die beiden äussersten Endpunkte der Litteratur gebildet werden durch Philosophie und Poesie, so stehe auf dem Gebiete der Kunst der Poesie als der geistigsten diejenige der bildenden Künste gegenüber, deren Erscheinungsmittel am materiellsten sei, die Architektur, am verwandtesten aber sei ihr die Musik, denn die Poesie selbst bedürfe, um sich als Kunst geltend zu machen, eines musikalischen Elementes: „eine innere Sehnsucht" nach dem angrenzenden Gebiete der Musik beseele sie. Die Darstellung aber dieses musikalischen Elementes in der sprachlichen Form der Poesie, sofern es bewussterweise von ihr angewendet werde, sei die Aufgabe der Metrik. Die wissenschaftliche Behandlung derselben wie jeder Disciplin müsse eine doppelte sein: eine genetische und eine systematische. Das Werden sowohl als der Zustand des Gewordenseins sei zu betrachten. So seien auch die sogenannten griechischen und römischen Antiquitäten (vielmehr: Darstellung des politischen und religiösen Lebens), ohne den historischen Gesichtspunkt nichts als ein Sammelsurium von allerhand nützlichen Aggregaten.

Grossartig angelegt waren bereits im ersten Wurf (1830) die Vorlesungen über Aeschylus und Geschichte der Tragödie. Nicht nur ein zusammenhängendes anschauliches Bild von diesem Hauptgebiet der griechischen Dichtung und eine encyclopädisch zusammenfassende Uebersicht der Resultate der neueren Forschung wollte er geben, sondern den Gang der Untersuchung bei den einzelnen Fragen und ein Beispiel philologischer Methode vorlegen. Indem die aus Büchern zu entnehmenden Thatsachen vorausgesetzt oder kurz berührt wurden, erfuhren alle controversen oder nicht direct überlieferten Punkte von Bedeutung, namentlich die chronologischen Daten, eingehende Erörterung. Der ungemein reiche und fruchtbare Stoff wurde nach allen Richtungen hin ausgebeutet.

Hier wie in allen übrigen Vorlesungsheften jener frühesten Zeit (und die eigenhändigen Originale sind erhalten) ist die Anlage eigenthümlich, die Darstellung aus dem Vollen gegriffen, ohne pedantisches Streben nach handbuchmässiger,

schnurgrader Herzählung der Dinge, ein unmittelbar packender, anschaulicher Lehrvortrag, in welchem strenge Specialforschung mit frischen litterarhistorischen Uebersichten, auch philosophischen Entwicklungen in geschickter Verbindung und natürlichen Uebergängen abwechselt. Die Geschichte der bisherigen wissenschaftlichen Arbeit verläuft nicht in trockner Aufzählung von Namen und Büchertiteln, sondern der stufenweise Fortschritt und die inneren Ursachen desselben werden nachgewiesen, mit scharfer Charakteristik des Einzelnen.

Von persönlicher Einwirkung auf die Studierenden hören wir aus der Hallenser Periode fast Nichts. Da R. das Privatissimum, um Zeit zu ersparen, schon im zweiten Semester aufgab, so mag dieselbe noch keine sehr bedeutende gewesen sein.[1]) Zudem wollte es das Unglück, dass gerade einige der talentvollsten Zuhörer, die sich von Anfang an ihm angeschlossen hatten und zu ausgezeichneten Erwartungen berechtigten, nacheinander eines frühen Todes starben: Bullmann an den Pocken, J. Th. Meyer, ein Westphale, an der Lungenschwindsucht, Brauer war verschollen.[2]) Meyer, der ihm bei dem Druck des Thomas behülflich gewesen ist, erwähnt er lobend am Schluss der Prolegomena. In der früheren Ausgabe vom Jahre 1831 fügt er noch hinzu, dass er ihm die Bearbeitung des Moschopulos, welche er selbst ursprünglich beabsichtigte, abgetreten habe.[3])

Schon als Student war R. einer engherzig schulmeisterlichen Auffassung der Philologie als einer rein formalen Technik, wie sie den Ultra's der Leipziger Schule eigen war, ebenso abgeneigt als jener flachen, arbeitsscheuen Universalität, die nirgends eigentlich zu Hause ist. In gesunder und stolz bescheidner Selbstbeschränkung zog er es aber vor, auf einem Gebiete schaffend sich zum Meister auszubilden, statt auf vielen eine untergeordnete Rolle zu spielen. Für

1) Von namhafteren Zuhörern finden sich in den Listen ausser den Freunden Hanow, Kiessling, Eckstein, Büchner, Seyffert, welche im ersten Semester noch zu R.'s Füssen sassen, nur wenige wie Feldhügel, Friebel, Stahr, Robert Unger, Weissenborn. 2) An d. Mutter 1. Jan. 33. 3) *cui quidem, quoniam ad alia ipse studia vocor, etiam susceptam Moschopuli edendi provinciam cessi.*

seine akademische Wirksamkeit hat er von Anfang an eine Breite der Basis und eine Weite des Horizontes gewonnen, wie sie für freie Entfaltung des wissenschaftlichen Geistes in den Zuhörern erforderlich ist. Aber während er schon durch seine Freunde verschiedenster Richtungen angeregt die mannigfachsten Interessen, theologische, philosophische, juristische, historische theilte, concentrirte er nicht ohne Ueberwindung, aber auch nicht ohne gelegentliche Abschweifung seine ernsteren Studien auf bestimmte Ziele des einmal gewählten Arbeitsgebietes, stossweise bald diese bald jene Richtung feurig verfolgend, in der Hitze der Forschung, die ihm bei jedem Schritt neue Lücken und Bedürfnisse der Wissenschaft offenbarte, manchen litterarischen Einzelplan improvisirend, den er im Wechsel der Stimmung wieder aufgab.[1])

Sehr ernstlich und ausdauernd trug er sich in jenen und den folgenden Jahren mit dem Gedanken einer Geschichte der griechischen Grammatiker, die sich ihm allmälig zur „Lebensaufgabe" gestaltete. Durch seinen Agathon und die übrigen Studien über griechische Litteratur unablässig auf die grammatischen und lexicalischen Schriften als Fundgruben zahlloser Bruchstücke und Niederlagen gelehrter Beiträge zum Verständniss und zur Beurtheilung erhaltener Werke geführt, musste er die wichtigsten Grundlagen für eine fruchtbare Ausbeutung derselben vermissen: erstens zuverlässige Texte, zweitens eine kritisch gesicherte Uebersicht über die Zusammenhänge der uns überlieferten grossentheils sehr späten Compilationen mit den älteren, weit reicheren Schätzen originaler Forschung. Durch Hemsterhuis und seine Schule waren die ersten Anfänge zur Lösung dieser Auf-

1) In welcher Weise R. in Halle die Richtung seines Lehrers Reisig fortgesetzt und weiter entwickelt habe, deutet der in den Halleschen Jahrbüchern von A. Ruge 1838 Nr. 84—87 abgedruckte Artikel „über die Universität Halle" von Echtermeyer an. Reisig habe vortreffliche Schulmänner gezogen durch das Princip, in die sprachliche Macht, nicht in das Wissen von Notizen das Wesen der Philologie zu setzen; Ritschl aber habe die Universalität des Reisigschen Principes dadurch bewährt, dass er mit Leichtigkeit auf das (durch Böckh, Niebuhr, Otfr. Müller betonte) historische Princip oder vielmehr auf seine Ergebnisse einzugehen wusste.

gaben angebahnt worden; in Deutschland war zuerst Lobeck auf diesem Wege voraufgegangen, hatte aber zunächst wenig Nachfolger gefunden. R. hatte schon in seiner Studentenzeit kritische Bearbeitungen des Harpocration, Pollux, Stephanus von Byzanz geplant und in Gemeinschaft mit Kiessling angefangen die nöthigen Grundlagen dazu vorzubereiten.[1]) Einmal, ehe Bernhardy an das Werk ging, trug ihm Schwetschke, der Buchhändler, die Herausgabe des Suidas an. R. war Feuer und Flamme für das Unternehmen und bereit alles Andre ihm zu Gunsten vor der Hand aufzugeben.[2]) Eine festere Gestalt gewannen zunächst die Vorarbeiten zu einem bescheidneren Werke, der Ausgabe des Thomas Magister, welche er dazu ausersah, sich mit ihr die Professur zu verdienen.[3]) Daneben sollte der Agathon beendigt und das Erscheinen beider Bücher zu Ostern 1831 mit allen Kräften betrieben werden.

Wirklich wurde den Winter 1830/1 über in einzelnen Nebenstunden (neben der Aeschylusvorlesung) der Thomas beträchtlich gefördert. Aber im Frühling gab es gehäufte Besuche alter Studiengenossen, die dem von Arbeitspflichten Bedrängten manchen Stossseufzer kosteten. Gegen Ende des Sommersemesters kamen auch die Eltern auf der Durchreise nach Berlin,[4]) wohin ihnen der Sohn in der zweiten Septemberhälfte folgte. Leider störte der Ausbruch der Cholera die Gemüthlichkeit der Familienvereinigung: schon vorher, da man ihr Eintreffen sicher erwartete, räumten die Eltern das Feld, ein Vetter (Justizrath Wollank) fiel dem asiatischen Feinde zum Opfer. Die schwer von der Krankheit heimgesuchte Stadt zu verlassen, die Elbe zu passiren und Einlass in Halle zu gewinnen war bei der Peinlichkeit der polizeilichen Sperrmassregeln eine Aufgabe, zu deren Lösung ein ungewöhnliches Mass von Geistesgegenwart, Klugheit und Glück erforderlich war: sie gelang aber dem Heimreisenden vollständig und in heiterster Seelenruhe.

1) Kiessling an R. 16. Juli 1832. 2) Herbstbrief an Niese, ohne Datum (1829?) 3) An die Mutter 2. August 1830. 4) Ueber sein Zusammentreffen mit denselben auf der Schnellpost berichtet Zelter an Göthe vom 3. August 1831 (Briefwechsel VI 245).

Als die Seuche einige Monate später auch in Halle ausbrach, beunruhigte ihn dies wenig, wie denn auch den Studenten, denen wenigstens, die in Halle blieben, der Humor nicht ausging trotz der Flucht von Gesenius, welche durch einen launigen Anschlag am schwarzen Brett, eine Parodie von Schillers Hektor und Andromache, gefeiert wurde: Tholuck aber predigte über den Text „wer da glaubt, der fleucht nicht.“[1])

Mehr als Alles beschäftigte unsern Freund schon damals ein Plan, der aus den Arbeiten der letzten Jahre hervorgewachsen zugleich den wirksamsten Sporn zur Vollendung des Thomas in sich trug — der Plan einer grossen wissenschaftlichen Reise,[2]) die in den Osterferien oder im Sommer 1833 zum Theil mit dem zu erwerbenden Bücherhonorar unternommen werden sollte. Seit dem Herbst 1831 war, wie er der Mutter schreibt, „all sein Tichten und Trachten“ auf die Ausführung jenes Gedankens gerichtet, der ihn Tags nicht verliess und Nachts im Traume begleitete. Italien war das Ziel seiner Wünsche, aber da sich desto leichter Gewährung hoffen lasse, je bescheidner man wünsche, so verzichtete er von vornherein auf Rom und wollte sich, geleitet erstens durch die Rücksicht auf namhafte Bibliotheken und litterarische Centralpunkte, zweitens durch die Ansicht, dass man in einem weise beschränkten Kreise soviel als nur immer möglich mitnehmen müsse, auf Süddeutschland und Oberitalien beschränken. Ueber Erfurt, Rudolstadt, Bamberg, Erlangen, Nürnberg, Regensburg, Landshut, München, Innspruck wollte er nach Venedig, Padua, Verona, Brescia, Mailand, Turin, dann zurück über den Genfersee, Bern, Basel, Freiburg, Strassburg, Carlsruhe, Heidelberg, Mainz, Coblenz, Bonn, Cöln, Cassel. Zur Vorbereitung und zur Anknüpfung litterarischer Verbindungen gedachte er zu Ostern Leipzig, Jena, Weimar, Gotha zu besuchen, Michaelis 1832 einige Wochen nach Braunschweig zu gehen, um die Wolfenbüttler Bibliothek zu benutzen. Zugleich war eine Begeisterung für Archäologie in ihm erwacht, welche ihn zu dem Vorsatz führte, auch sie in den Kreis seiner Vor-

1) An die Mutter 24. Jan. 1832. 2) An die Mutter 5. Nov. 1831; 18. Mai, 15. Juni 1832. An Niese 6. Novbr. 1831, 28. Juni 1832.

lesungen zu ziehen[1]) und damit eine fühlbare Lücke in Halle auszufüllen, wodurch er um so sicherer auf eine baldige Professur hoffen dürfte. Zur Vorbereitung begab er sich zu Weihnachten 1831 abermals nach Berlin, um in streng geregelter Tagesordnung auf der Bibliothek hauptsächlich in Handschriften zu arbeiten, die Antiken im Museum und die Gypsabgüsse in den eiskalten Sälen der Akademie zu studieren. In den Morgenstunden von 6 Uhr an disputirte er bei der Kaffeelampe mit Freund Niese und Schwager Lancizolle über philosophische und theologische Themata, und arbeitete während des Familiengesprächs die von der Bibliothek Tags zuvor mitgebrachten Bücher durch. In den späteren Nachmittagsstunden machte er Besuche und verbrachte den Abend in Gesellschaft, z. B. bei dem Oberbibliothekar Wilken, bei dessen Schwiegersohn Pinder. Sehr zufrieden mit den Ergebnissen dieser wohl ausgenutzten, inhaltsvollen Zeit kehrte er nach Neujahr zu seinen Vorlesungen zurück.[2])

Aber die Vorarbeiten zum Thomas zogen sich doch über Erwarten hin: das Herbeischaffen von Handschriften, Collationen, Büchern von Wolfenbüttel, Weimar, Wien, Berlin, Dresden erforderte lange Zeit, und darüber verrauchte ein Theil der Lust an dem immerhin nicht gerade anmuthigen Stoff. Da nun dem mächtig Vorwärtsdrängenden auch der Geschmack an der Ausführung des Agathon, dessen Anlage ihm nunmehr „sehr jugendlich und stockphilologisch“ erschien, mehr und mehr verging,[3]) er aber das lebhafte Bedürfniss empfand, von seinen Studien in der historischen Richtung, zu der er sich in steigendem Grade und dermassen gedrängt fühlte, dass er sogar an Vorträge über griechische und römische Geschichte dachte,[4]) Proben abzulegen, so nahm er sich vor, im Winter 1831/2 während der Vorlesungen über Metrik einen besonderen Theil derselben, „die metrische Kunst der Griechen in ihrer historischen Ent-

1) Hierüber schrieb er am 8. Febr. 1832 an Schöne, der unter Reisigs Schülern durch archäologische Studien eine Ausnahme gemacht hatte. 2) An d. Mutter 29. Decbr. 31. 3) An Niese 25. Mai 1831. An die Mutter 3. Febr. 31: „Das alte angefangene Werk ist mir zum Ekel geworden.“ 4) An Niese 25. Mai 31.

wicklung", zum Druck auszuarbeiten,[1]) und schrieb für die Hallesche Litteraturzeitung in wenigen Tagen „leider sehr bedrängt und etwas flüchtig mitunter" eine mit seinem Namen unterzeichnete Recension von Schöll's griechischer Litteraturgeschichte.

4. Noth und Erlösung.

Bei aller Frische und Lebenslust dieser ersten Docentenjahre gab es doch auch manche sorgenvolle, unmuthige Stimmung. Zwar besass R., wie gesagt, eine sehr ausgebildete Kunst in einer besseren Zukunft zu leben und sich die Freuden derselben mit programmmässiger Anschaulichkeit zu vergegenwärtigen, doch verfinsterten ihm, besonders zu gewissen Terminen wie Neujahr, bisweilen die kleinen Nöthe und Verlegenheiten des Lebens, wie Schneegestöber ihn umwirbelnd, den Himmel gar zu sehr. Der pecuniäre Ertrag der Collegien war über die Maassen elend; das Ministerium, sowohl der Minister von Altenstein selbst als seine Räthe, Nicolovius und Johannes Schulze, waren dem Vielversprechenden wohlgeneigt, ermunterten ihn auch durch anerkennende Worte, ab und zu durch Unterstützungen, die immer noch an den Vater angewiesen wurden: der übrige Lebensbedarf aber, soweit ihn nicht Zuschüsse aus mütterlicher Casse deckten, musste durch den Ertrag gehäufter schriftstellerischer Arbeiten beschafft werden. Zu diesem Zweck übernahm er im Herbst 1830 die Besorgung eines neuen Abdruckes der Aeschyluscommentare von Stanley und Abresch,[2]) und im Lauf des Winters eine Schulausgabe der Anabasis für das Halle'sche Waisenhaus, welche ihn noch im Frühjahr 1832 in Anspruch nahm.[3]) Freilich wurde hierdurch die Vollendung des Thomas unliebsam verzögert. Daher ein unruhiges Auf- und Abwogen wechselnder Stimmungen: Verzweiflung an allem Erfolg, glühende Sehnsucht nach des Lebens Bächen, begeisterte Hingabe an die Pflicht und den

1) An Niese 25. Mai; 28. Juni 32: Anfang Novembers solle der Druck beginnen. 2) An die Mutter 2. August 1830. Anfang Decembers waren bereits zehn Bogen des apparatus criticus gedruckt: an Niese 5. Decbr. 30. 3) An Niese März 1832.

Dienst der Wissenschaft, weitfliegende Arbeitspläne, Ueberdruss an dem prosaischen Halle und seiner Geselligkeit, still resignirte Zurückgezogenheit im Studierzimmer.

Er dachte an einen Ruf nach Wilna, dann nach Dorpat, wo Valentin Francke, ein Schüler Heinrichs, im Alter von 39 Jahren gestorben war.[1]) Der hochmögende bischöfliche Onkel redete zum Glück ab, ohne doch, wenn der Neffe durchaus darauf bestehe, seine wirksame Verwendung in Petersburg und Riga zu versagen.[2]) Die Mutter protestirte energisch gegen eine solche Versorgung, zu der sie nie ihre Einwilligung geben werde.[3]) Zwar hatte sich R. schon im September 1830 in Berlin eines sehr freundlichen Empfanges von Joh. Schulze zu erfreuen, der ihm erklärte, dass er ihn gern nach Greifswald gebracht haben würde, wenn nicht die älteren Anrechte des Professor Walch hätten befriedigt werden müssen;[4]) doch erst zu Weihnacht des nächsten Jahres bei abermaligem Besuch erhielt er bestimmtere Zusicherungen.[5]) Um die Beförderung zum Professor zu beschleunigen, liess er als ersten Theil *(particula prior)* seines Thomas die Prolegomena in zusammengedrängter und von der Redaction in der später erschienenen Ausgabe vielfach abweichender Form schon im Jahre 1831 erscheinen.[6]) Um so schlimmer war die Enttäuschung auch der Halleschen Freunde, als am 3. Februar 1832 der sehr wohlwollende Regierungsbevollmächtigte Delbrück im Auftrage des Ministers dem ungeduldigen Docenten eröffnen musste, dass, wegen Beschränktheit des Besoldungsfonds und da auch kein dringendes Bedürfniss obwalte, die Zahl der Professoren für das Fach der classischen Philologie auf der Halleschen Universität zu

1) An Niese 10. Novbr., an d. Mutter 22. Decbr. 1830. 2) Der Onkel an Fritz 11. Decbr. 1830. Noch 1833 im Septbr. bietet Posselt seine Vermittelung an, nach Morgensterns Emeritirung die Augen der Professoren auf R. zu lenken. 3) An den Sohn 27. Decbr. 30. 4) An die Mutter 29. Septbr. 30. 5) An die Mutter 29. Decbr., Schreiben von Nicolovius 28. Decbr. 1831. 6) 34 Seiten statt 146. Am Schluss das Datum: Scr. Halis Saxonum, m. Decembr. a. CIↃIↃCCCXXXI.

vermehren, es angemessen gefunden werde, den Beschluss über Beförderung R.'s noch auszusetzen. Zur Ermunterung gereichte ihm ein Osterbesuch 1832 in Leipzig bei G. Hermann und Dindorf. Bei Beiden fand er die beste Aufnahme.[1]) Letzterer trug ihm jenes kecke Flugblatt nicht nach, sondern interessirte sich lebhaft für seinen Plan, die griechischen Grammatiker zu bearbeiten, sowie für die italiänische Reise, die er in jeder Weise durch Empfehlungen und Rathschläge zu fördern versprach.[2]) Endlich, fast wider Erwarten, kam dennoch im April dieses Jahres die Ernennung zum Professor extraordinarius in der philosophischen Facultät zu Halle.[3]) Freilich gehörte zu den „in dieser Qualität ihm zustehenden Prärogativen und Gerechtsamen" zunächst noch kein Gehalt,[4]) es wurde sogar ausdrücklich bemerkt, dass ihm „eine nahe Hoffnung auf eine fixe Besoldung nicht gemacht werden könne", doch habe das Ministerium ihm „ein öffentliches Anerkenntniss seiner bisherigen beifallswerthen Leistungen geben wollen";[5]) und Nicolovius beglückwünschte den neuen Professor herzlich: „grosse Schwierigkeiten haben Sie überstanden, mit heitrem Muth werden Sie die noch vorliegenden besiegen, und eine leichtere, glückliche Zukunft wird Sie erwarten. Diese Zuversicht entspringt aus einem wohlbegründeten Vertrauen zu Ihrem Können und Vollbringen."[6])

Diese Zuversicht suchte der neue Professor vor Allem zu rechtfertigen durch Aufbieten aller Kräfte, um das letzte und schwerste Stück des Thomas, die Prolegomena, zu erledigen und das Buch zum Abschluss zu bringen. Vom Juli an arbeiteten zwei Setzer auf einmal, welche alle fünf Tage Manuscript für einen neuen Druckbogen verlangten; in dieser Zeit mussten Untersuchungen, deren Resultat manchmal nur eine halbe Seite füllte, inmitten aller übrigen Geschäfte zum Abschluss gebracht werden.[7]) So konnte endlich am

1) An Niese 14. Mai. 2) An die Mutter 10. Mai. 3) Bestallung vom 24. März 1832. 4) Doch hatte er die Genugthuung 10 Thlr. 12½ Sgr. an Geheime-Kanzlei- und Stempelgebühren zu entrichten 5) Schreiben des Regierungsbevollmächtigten Delbrück vom 2. April 32. 6) Schreiben vom 10. April 1832. 7) An die Mutter 30. Juli 32.

29. August das letzte Manuscript zu der langen Vorrede in die Druckerei wandern, so dass nur noch ein paar Bogen Register zu machen waren.[1]) Im September war der Druck, der Ende Juli des vorhergehenden Jahres begonnen hatte,[2]) glücklich beendigt. Das Buch, die erste reife Frucht mühevollen Fleisses und scharfblickender Forschung, wurde dem Lehrer Franz Spitzner und dem hülfreichen, theilnehmenden Freunde Ludwig Pernice gewidmet.

Nach den Anstrengungen des Sommers that körperliche Erholung und geistige Zerstreuung dringend noth. Nach einem kürzeren Dresdener Ausfluge ging es wieder nach dem geliebten Erfurt. Auch das Lancizolle'sche Ehepaar, aus dem Salzkammergut kommend, fand sich dort ein. Mit ihnen gemeinschaftlich reiste R. über Torgau, wo Freund Niese, nunmehriger Diaconus, in seiner jungen Häuslichkeit mit einem Besuch bedacht wurde, nach Berlin, und machte von dort auch zu dem bischöflichen Onkel in Stettin einen Abstecher, wo das ihm noch unbekannte grossartige Handelstreiben, der Hafen und die Schiffe, sein lebhaftestes Interesse erregten.[3])

So erwünscht die Beförderung zum extraordinarius war, so liess sich doch von dem blossen Titel eben nicht leben, auch nicht von wohlwollenden Versicherungen, wie sie Nicolovius[4]) formulirte, „dass gern werde gewährt werden, was Mittel und Verhältnisse irgend gestatten." Der Ablauf des Gnadenjahres für die Wittwe von Schütz musste erst abgewartet werden, ehe Geld flüssig wurde; selbst mit den immer aufs Neue wieder zu erbittenden Unterstützungen an den Vater stockte es. Inzwischen riefen die finanziellen Bedrängnisse des jungen Professors bisweilen tragikomische Situationen hervor. Zu Neujahr 1833 scheinen sie ihre Höhe erreicht zu haben. Weder war er in der Lage, die übliche Gratulation der beiden Universitätspedelle zu honoriren, noch besass er die nöthigen Fonds (8 Groschen), um die Lichte für sein Collegium durch den Einheizer kaufen zu lassen; ja als er einen Schlossergesellen

---

1) An die Mutter 29. Aug. 32. 2) An Niese 23. Juli 1831. 3) An die Mutter 2. Novbr. 1832. 4) Im Dankbrief für den Thomas Mag. vom 21. Octbr. 1832.

holen liess, um ein Schloss aufzubrechen, hatte er keinen Silbergroschen für ihn und musste deshalb einen Schlüssel bei ihm bestellen, den er gar nicht brauchte, nur damit der Bursche später wiederkommen musste.[1])

In einigen schlaflosen Stunden der Neujahrsnacht überdachte er in bangen Sorgen seine Hülfsquellen und Aussichten für die Zukunft. Das Ergebniss seiner Ueberlegungen war, dass er sofort am 1. Januar zwei Briefe schrieb und eine „Conferenz" hielt. Der eine dieser Briefe ging nach Paris an einen dortigen Bekannten und enthielt eine indirecte Bewerbung um Anstellung bei der Leitung des neuen thesaurus linguae Graecae. Der zweite ging an den Regierungsbevollmächtigten, Herrn von Both, in Rostock und bezweckte eine Berufung an die dortige Universität. Bereits im August 1832 war R. auf Fritzsche's Antrag neben C. F. Hermann und dem zum Gymnasialdirector designirten Bachmann für eine zweite philologische Professur in Rostock vorgeschlagen;[2]) freilich war die Besetzung dieser Stelle vorläufig vertagt worden, doch hatte Fr. (3. Decbr.) gute Aussichten für die Zukunft eröffnet, welche durch die Möglichkeit einer Berufung desselben nach Leipzig an Becks Stelle näher zu treten schienen. Schlügen endlich auch diese fehl[3]) und würde bis Ostern immer noch kein Gehalt für ihn flüssig, so will er (und darüber hat er mit Niemeyer conferirt) die wahrscheinlich vacant werdende Stelle eines ersten Oberlehrers am Waisenhaus, die 550 Thlr. fixen Gehalt brachte, annehmen und neben seinen drei täglichen Schulstunden Collegienlesen und philologische Schriftstellerei so lange verbinden, bis ein annehmbarer Ruf an eine auswärtige Professur komme. Sollten aber alle Stränge reissen, so schwebt ihm nach Verlauf einiger Jahre das Rectorat am Gymnasium als annehmlicher Trost vor, immer unter der Voraussetzung, dass der gegenwärtige Rector zur rechten Zeit, weder zu früh noch zu spät sterbe. Das Schwerste dabei würde ihm das Aufgeben der

1) An die Mutter 14. Jan. 33. 2) Fritzsche an. R. 31. Aug. 32. 3) In der That benachrichtigte ihn bereits ein Schreiben des Herrn v. Both vom 24. Decbr. 32, dass Fritzsche in Rostock bleibe, keine neue Besetzung stattfinde und für den Augenblick nichts weiter zu thun sei.

italiänischen Reise sein, wenigstens in der beabsichtigten Ausdehnung, denn zu einem 6—8wöchentlichen Aufenthalt in Mailand, um dort Materialien für lange Jahre zu sammeln, hofft er es trotzdem zu bringen.[1])

Auch dadurch noch wurde das Ausharren in der gegebenen Situation erschwert, dass die Universität Halle seit einiger Zeit, besonders seit der Cholera, einigermassen ins Sinken gekommen, und eine Anzahl hervorragender Persönlichkeiten theils gestorben, theils fortberufen waren. So brannte ihm nachgrade der Boden von Halle unter den Füssen: die gewohnten Geleise seines dortigen Lebens erschienen ihm ausgetreten, er sehnte sich nach einer kräftigen äusseren Anregung, die ihm auch durch den Zwang neuer Pflichten einen frischen Anstoss gäbe. Da eröffnete sich durch den Tod Passow's in Breslau eine Aussicht. Der Verstorbene hatte neben griechischer Sprache und Litteratur „die gesammten classischen Alterthümer und insbesondere auch die reale Kunstarchäologie" in rühmlicher Weise vertreten. Darauf war nach dem Curatorialschreiben des G. R. Neumann vom 15. März bei der Wiederbesetzung Rücksicht zu nehmen. Die Breslauer philosophische Facultät hatte darauf am 23. März auf Wachlers Antrag Göttling, Doederlein und Sillig als Nachfolger vorgeschlagen, und der Curator noch am selbigen Tage diese Vorschläge an das Ministerium befördert, indem er z. B. den Dr. Julius Sillig in Dresden folgendermassen empfahl: er „zeichnet sich durch archäologische Erfahrungen aus, er hat sich weniger durch seine Ausgabe des Catull als durch die Bearbeitung der Catalecta Virgiliana und Plinii hist. nat. sowie durch einen Catalogus artificum vortheilhaft genug bekannt gemacht". In Berlin aber bemühte sich Zumpt um diese Stelle, und kurze Zeit lang schwankte trotz des Wohlwollens gegen R. das Zünglein in der Wagschaale des Ministeriums zwischen Beiden, da dasselbe auch gegen jenen gewisse Verpflichtungen fühlte. Am 19. April jedoch konnte R. den Eltern bereits die freudige Nachricht schreiben, dass er zum Professor extraordinarius und Mitdirector

1) An die Mutter 14. Januar 1833. An Niese 22. Decbr. 1832. *Lipsia vult expectari* schrieb er damals.

des philologischen Seminars an der Universität Breslau berufen sei mit einem Gehalt von 500 Thlr. und diese Stelle bereits im Mai antreten solle.[1]) *Tantae molis erat*, dass ein genialer Lehrer und Forscher sich einen bescheidenen Arbeitsplatz im Königreich Preussen eroberte.

5. Uebersicht der wissenschaftlichen Leistungen.

Während der Glückliche sich zum Aufbruch rüstet, von den Freunden Abschied nimmt, deren Gefühle zwischen Freude und Trennungsschmerz getheilt sind, wollen wir sein philologisches Gepäck revidiren und die Summe seiner wissenschaftlichen Leistungen bis zu dieser ersten Stufe näher ins Auge fassen.

Von den beiden Erstlingen, den schedae criticae und der Untersuchung über Agathons Lebenszeit ist schon die Rede gewesen. Es waren vielverheissende Proben und Anfänge mannigfacher, eindringender Studien. Als Opfer, der saeva paupertas dargebracht, sind der apparatus criticus in Aeschyli tragoedias und die Ausgabe der Xenophontischen Anabasis zu bezeichnen. Der Zweck jenes Unternehmens war ein buchhändlerischer. Die kostspielige Butlersche Ausgabe sollte entbehrlich, der in ihr enthaltene Apparat brauchbarer gemacht werden, letzteres zunächst durch Abdruck der selten gewordenen animadversiones von Abresch und Herausgabe der Reisig'schen Emendationen zum Prometheus nach seinen zum letzten Male im Winter 1826/7 gehaltenen akademischen Vorträgen. Die Anlage der Butler'schen Ausgabe ist verlassen, indem statt der zerstückelten Anmerkungen zu jedem einzelnen Drama der Stanley'sche Commentar sowie die animadversiones von Abresch in ihrem ursprünglichen Zusammenhange abgedruckt sind. Ferner sind die Citate genau verificirt, die Addenda an den betreffenden Stellen eingefügt, die einzelnen indices verschmolzen. Reisig's Bemerkungen

1) Anzeige des Min. an das Breslauer Curatorium 12. April 1833. Nach den ganz divergirenden Vorschlägen der Facultät und des Curators erhält die Wendung des Min.-Rescripts: „Der Min. eröffnet Ew. Hochw. auf den Bericht vom 25. v. M., dass er beschlossen hat" u. s. w. einen fast ironischen Anstrich. Auch werden 150 Thlr. Reisekosten bewilligt.

sind nach Ritschl's eignen Aufzeichnungen von diesem ausgewählt und ins Lateinische übertragen.[1]) Ein dritter (nicht erschienener) Band sollte eine Auswahl des Interpretationsvorrathes bringen, nach der Reihenfolge des Textes zusammengestellt.[2])

Die Ausgabe der Anabasis bietet ein eigenthümliches Interesse als das einzige Schulbuch, welches R. veröffentlicht hat. Die Verwendung von Varianten in bestimmter Auswahl zu dem Zweck nicht etwa Kritik in Tertia zu üben, sondern zur Einprägung der Grammatik und Schärfung des Sprachgefühls wirksame Anregung zu geben, ist ein sinnreiches didaktisches Mittel, welches indessen wenig Beachtung und Nachahmung gefunden zu haben scheint. Den Gelehrten ist die anonyme Ausgabe so unbekannt geblieben, dass R. 24 Jahre später zwei wichtige Emendationen, welche dort in den Text aufgenommen und in den Anmerkungen auf S. 5 und 33 kurz gerechtfertigt waren, in ausführlicher Darlegung als „ein recht eigentliches apertum opertum" den Lesern des Rheinischen Museums nochmals vortragen konnte.[3])

An Aufforderungen zu journalistischer Schriftstellerei hat es schon dem angehenden Docenten nicht gefehlt. Bereits im November 1829 erhielt er von Eichstädt eine Einladung, die Nachfolge Reisigs auch in der Jenaischen Litteraturzeitung zu übernehmen. Das Erste was er lieferte war die mit A. B. C. unterzeichnete, vernichtende Kritik der elenden Stäger'schen Uebersetzung von Aeschylus' Sieben.[4]) Er nimmt an, dass der Verfasser (Privatdocent in Halle!) 'eigentlicher Philolog' nicht sei, und weist aufs gründlichste dessen Unfähigkeit nach, aeschyleische Verse, Sprache, Gedanken in entsprechendem Deutsch wiederzugeben. Der Stümper, der u. a. τοῖς τεκοῦσι den „Kindern" und λαβέ „er nahm" übersetzt hatte, sandte eine matte Antikritik

1) Wieder abgedruckt in opusc. I 378 ff. 2) Selbstanzeige (ohne Unterschrift) des Apparatus criticus in der Hallischen Allgem. Litt.-Zeitung 1832, December, Nr. 221, S. 481—483. Vgl. Schulzeitg. 1833 Nr. 37 f. 3) Zwei Rechnungsfehler in Xenophons Anabasis: Rhein. Museum XIII (1858) S. 136 ff. = opusc. I 437 ff. 4) Jenaische Allgem. Litt.-Zeitung 1830, Februar S. 193 f. Am 16. Nov. 1829 bescheinigt Eichstädt den Empfang.

ein. Die desto kräftigere „Abfertigung des Antikritikus durch den Recensenten“ (im Manuscript erhalten) wurde unterdrückt, nachdem die Antikritik zurückgezogen war.[1])

Von grösserer Bedeutung ist die ausführliche Recension der griechischen Litteraturgeschichte von Schöll und ihrer deutschen Uebersetzung von Schwarze und Pinder.[2]) Nach einem Rückblick auf die früheren Leistungen, deren lichtvolle Gruppirung zeigt, auf welchen Grundlagen die neuere Forschung weiterzubauen hat, bezeichnet Ref. die neuerfasste Idee, die Litteratur zumal der hellenischen Welt als Produkt und Abdruck der geistigen Nationalkraft und ihres durch das gesammte Culturleben bedingten Entwicklungsprocesses zu betrachten, und die hieraus erwachsende Aufgabe, den wesentlichen Zusammenhang jenes genetischen Stufenganges zur lebendigen Anschauung zu bringen, als das Ergebniss unsrer eignen classischen Litteraturepoche und der durch sie befruchteten Alterthumswissenschaft, wie sie F. A. Wolf vertrat. Als partielle Bestrebungen in dieser Richtung werden die bezüglichen Arbeiten von Friedrich Schlegel und Creuzer ausgezeichnet. Gleichzeitig aber neben jener organischen Geschichtsbetrachtung seien noch zwei bedeutende Elemente befruchtend hinzugetreten: einerseits die auf historischem Boden stehende, zugleich unbefangen und tief eindringende Kunstkritik, vertreten durch A. W. Schlegel, der durch die Winckelmann'sche Periode mächtig angeregt war, andrerseits Steigerung der frühesten chronologisch-biographischen Richtung zu einer combinatorisch ergänzenden Kritik des vollständig überschauten Materials der Ueberlieferung, wie sie geübt sei in den „monographischen Specialforschungen der neueren historisch-philologischen Schule“, deren Präparate freilich noch einer gemeinsamen Auferstehung und Sammlung zu ganzen vom lebendigen Odem des Geistes beseelten Körpern entgegensehen. Mit nichten aber durch die Idee der Litteraturgeschichte bedingt und deshalb (als eine immerhin

1) Uebersendung der Antikritik durch Eichstädt an R. 17. Mai mit der Bitte um baldige Abfertigung, Zurücksendung der R.'schen Replik aus obigem Grunde am 4. December. 2) Hallische Allgem. Litt.-Zeit. 1831, Juli, Nr. 121—124.

zweckmässige Zugabe) räumlich abzusondern sei die Zusammenfassung und Beurtheilung der früheren Untersuchungen, das gesammte bibliographische Material. Dass diesem Ideal das Schöll'sche Werk in keiner Weise entspricht, wird hiernach ohne Weiteres klar: „es vereinigt die doppelte Qualität eines brauchbarer zugestutzten Harles für Editionenjäger und Bibliomanen, und eines Handbüchleins für Damenbibliotheken." (S. 327.) Gegenüber der naiven Selbstbescheidung des Verfassers, kein Gelehrter sein zu wollen, wird Einführung der Resultate wissenschaftlicher Forschung gefordert: „wenn diese nicht Gemeingut der Gegenwart werden könnten, was wäre dann Philologie mit ihren oft so zerstückelten Bestrebungen, als eine halblebendige Leiche, Tod und Verwesung in sich selber tragend, mit der sich das Leben nimmer in Aussöhnung zu bringen im Stande wäre!" (S. 330.) Mit schneidenden Sarcasmen wird der laxe Dilettantismus des Verf. und seine schülerhafte Ignoranz gegeisselt. Derselbe sei so wenig orientirt in den von ihm betretenen Regionen, dass er rechts und links anstossend herumtappe wie in einer dunklen Kammer, in die einer aus der hellen Mittagssonne gesperrt werde. (S. 331.) Er „kann die griechischen Autoren gar nicht gelesen, kann deswegen nur ein traumartiges Bild vom hellenischen Alterthume haben, und muss somit über die Dinge, weil er über sie mitsprechen muss, wie der Blinde von der Farbe reden." Unter „Quellen" versteht er Werke der Neueren, wie Fabricius u. s. w. Die „Hypothesen" der jetzigen Philologen erscheinen ihm gegenüber den „verschollenen Systemen gewisser ausser Curs gekommener Veteranen" wie neue gegen alte, leichte gegen schwere Ducaten. (S. 334.) Die Weise des Verf., einen Haufen unverarbeiteter und ungesichteter Notizen zusammenzutragen, giebt eben so wenig ein Bild als „eine Palette mit einem Dutzend aufgetragener Farbenhäufchen". (S. 335.) Verspottet wird auch die wunderbare Eintheilung und Charakteristik der ältesten Litteraturgeschichte, wonach die erste Periode als die, wo es noch keine, und die zweite als die bezeichnet werde, wo es noch keine wahre Litteratur (nämlich keine Prosa) gab, mit dem Jahre der Solonischen Gesetzgebung aber die sogenannte

rein poetische Periode „wie eine Kassenregistratur oder eine Litteraturzeitung" abgeschlossen werde. Da aber grade die Behandlung der ältesten Zeit ein Prüfstein litterarhistorischer Forschung ist, so werden einige Gesichtspunkte, um jenes Chaos zu lichten, angedeutet: Homer selbst sei Quelle für Kenntniss der vorhomerischen Epik, die Geschichte der Lyrik müsse der des Epos vorangehen; die Nothwendigkeit, vor Allem über die musischen Verhältnisse klare Begriffe zu gewinnen; der charakteristische Gegensatz „zwischen besänftigend erhebender Kitharodik und enthusiastisch erregender Aulodik", der sich gleichmässig in Stamm- und Culturverhältnissen ausspreche. (S. 338.) Ref. ist überzeugt, dass die sämmtlichen Sänger jener Urperiode in wohlgeordnete Gruppen zerfallen nach gewissen Religions- oder Cultuskreisen, zu denen sie in einer eng verknüpfenden Beziehung stehen. Nur hingedeutet wird auf „die Annahme eines musischen Cultuskreises, die Unterordnung der betreffenden Namen unter mehrfach abgestufte orgiastische und mystische Culte". (S. 338.) In dem Abschnitt über das homerische Epos findet Ref. eine Menge der bedeutendsten Fragen gar nicht oder kaum mit einem Wort berührt: „Welches ist eigentlich die in den hom. Gedichten geschilderte Zeit? Sind Ilias und Odyssee Erzeugnisse einer und derselben Periode, oder lassen sich wesentliche Momente für eine beträchtliche Altersverschiedenheit geltend machen? — — Welches ist das Verhältniss der homerischen Gesänge zu hellenischer Mythologie, und welches ihr Einfluss auf eine organisirende Gestaltung derselben? Welches ihr Einfluss auf griechische Erziehung und Bildung überhaupt? ihre Würdigung und differente Schätzung bei Philosophen? bei Historikern und Geographen? (Andeutungen über das persönliche Verhältniss des Dichters zu den geschilderten Localitäten) und Andres der Art." (S. 341.) Der Hauptmangel in der Darstellung der sogen. Kykliker wird in der gänzlichen Verkennung des weitgreifenden Gegensatzes zwischen der homerischen und der hesiodischen Sängerschule gefunden. (S. 344.) Die wissenschaftliche Behandlung der hellenischen Lyrik müsse von den verschiedenen Entwicklungsperioden bei den vier hellenischen Stämmen ausgehen: so sei z. B.

die Elegie nebst der jambischen Poesie nichts Andres als die Form, in welcher die Lyrik bei den Ioniern erschien. (S. 345.) Mag der Ton hier und da etwas stark pointirt, der Stil etwas hochtrabend erscheinen, so dass die Freunde an Bernhardy's Manier erinnert wurden:[1]) man fühlt, wie der Ref. ganz durchdrungen ist von dem Hauch der neuen historischen Richtung seiner Wissenschaft.

Unter den anonymen Recensionen dieser Zeit ragt hervor die sehr eingehende Besprechung der Aristophanesausgabe von Thiersch und der beigefügten commentatio de Aristophanis vita von F. Ranke.[2]) Sie enthält u. A. geistvolle Bemerkungen über die Rollen des Aristophanes und des Agathon im Platonischen Symposion, über den Hauptzweck dieses Dialoges, über Plato's Antipathie gegen den Komiker (gegen die Auffassung der Ekklesiazusen als Parodie auf die Platonische Lehre und Schule wird Einspruch erhoben). Die Lebenszeit des Aristophanes wird abweichend bestimmt (Ol. 83 bis bald nach 98, 1), und eine Reihe interessanter Einzelfragen (Kallistratus und Philonides, Babylonier, Wolken u. s. w.), meist in milder Form, aber stets mit treffendem Urtheil kurz berührt.

Diesen ephemeren Beiträgen reihen sich einige Artikel zur Geschichte der griechischen Poesie für die Ersch-Grubersche Encyclopädie an. Die älteste Periode berührt ein kurzer Abriss über die litterarische Thätigkeit des Onomakritus,[3]) welche erst später durch die Entdeckung des Plau-

---

1) Schöne an R. 12. Octbr. 1831. 2) Hallische Allgem. Litt.-Ztg. 1832 Nr. 212—214 Nov. S. 409—431. Dass die Recension von R. sei, errieth Ranke. Derselbe schreibt an R. 16. Dec. 1832, dass er dem Verf., das Lob zu Anfang ausgenommen, in jedem Worte beistimme. „Das ist eine Beurtheilung, wie ich sie wünschte. Doch wer wird der Verfasser sein? Es ist gewiss derselbe, der Frotschers Rutilius Lupus beurtheilt hat; denn er stimmt mit ihm in Worten überein. Ich denke, es ist wohl Freund Ritschl selbst" u. s. w. Die Richtigkeit dieser Conjectur wird man durch Vergleichung beider Recensionen bestätigt finden. Ueber die Rec. des Frotscher'schen Rutilius Lupus (Nr. 159 August S. 629—632) s. die Beilagen. 3) In Ersch und Grubers Allgem Encyclopädie 1833 = opusc. I 238 ff.

tinischen Scholions in helleres Licht gesetzt und demgemäss auch eingehender behandelt worden ist.

Ausgeführtere Beiträge zur Geschichte der griechischen Lyrik sind in den Artikeln „Ode (Volkslied) der Griechen“[1]) und „Olympus der Aulet“[2]) niedergelegt. Jener gab eine kritische Untersuchung über den Sprachgebrauch des Wortes ᾠδή im Alterthum, welche lehrte, wie willkürlich die moderne Anwendung desselben, und wie unzulänglich überhaupt für „genetische Darstellung der griechischen Lyrik als eines gegliederten Organismus“ die gangbaren Klassificationen seien, weil nur bestimmt, „die aus dem grossen Schiffbruche der Zeiten geretteten Reste“ unterzubringen, „nicht aber die zahllosen verlorenen Schöpfungen, die unter ganz andren Gesichtspunkten zu betrachten sind. Es ergiebt sich, dass ᾠδή ein Gedicht bedeute, sofern es gesungen werde, μέλος ein Gedicht, sofern es vollständige Tonsetzung erhalten habe, dass eben deshalb insbesondre die Volkslieder der Griechen als bloss gesungene ᾠδαί hiessen, was dann zu einer Aufzählung und Charakteristik der uns bekannten Beispiele dieser Gattung führt. Mit der Perspective auf eine zusammenhängende Darstellung der griechischen Lyrik und kurzer Andeutung einiger wesentlicher Gesichtspunkte (Auletik und Kitharodik; die Gegensätze griechischer Stammeseigenthümlichkeit; chorische und monodische Lyrik) schliesst der gehaltvolle Aufsatz.

Einer dieser Punkte, das Verhältniss der Auletik und Kitharodik, bildet den Kern der Abhandlung über Olympus den Auleten, dessen Bedeutung für die Entwicklung der griechischen Poesie (nicht bloss der Musik) hier zuerst auf Grund der Hauptquelle (Plutarch de musica) klar auseinandergesetzt wird. Durch jenen Namen wird dargestellt die Versöhnung des alten Gegensatzes, die Vermittelung zwischen der echthellenischen Kitharmusik, welche dem dorischen Stamme, dem Apollocultus und dem Apollinischen Sagenkreise eigenthümlich den Charakter „strenger Einfachheit und hoher Ruhe“

1) In Ersch und Grubers Allgem. Encyclopädie 1830 = opusc. I 245 ff. 2) Ebenda 1832 = opusc. I 258 ff.

trägt, und der asiatischen Auletik, die Aufnahme dieses bis dahin den Hellenen unbekannten Elementes aller orgiastischen Culte, welches „mit unsteter Leidenschaftlichkeit das Gemüth bald zu wildem, glühendem Enthusiasmus aufregt, bald zu weichlicher Erschlaffung herabstimmt.“ Diese nun in Verbindung mit der phrygischen Tonart auf den Nomos durch Olympus übertragen musste den Charakter dieser ältesten, echt dorischen Dichtungsart von Grund aus verändern. Die schrittweise Einführung aber der Kunstmittel, welche die phrygische Musik bot, in die griechische Poesie, hergeleitet von den kleinasiatischen Colonien, wird an die Namen Kallinus, Archilochus, Terpander und Thaletas geknüpft, und in Zusammenhang hiermit die von dem letztgenannten bewirkte Aufnahme des kretischen Rhythmus für die beiden von ihm ausgebildeten Gesangesformen des Päan und des Hyporchem gleichfalls durch den Einfluss der kleinasiatischen Lyrik erklärt.

Zu diesen leichteren Producten, Funken und Splittern aus der gelehrten Werkstatt, kommt endlich das eigentliche Haupt- und Centralwerk dieser Periode, die erste in sich abgeschlossene Arbeit, welche des Verfassers Herrschaft über ein weiteres Gebiet seiner Wissenschaft bewies, der Thomas Magister. Durch Studien über den Atticismus und die Atticisten auf die beiden Byzantiner Thomas Magister und Manuel Moschopulos geführt, hatte R. beide sehr verwahrlost gefunden, besonders die συλλογὴ ὀνομάτων Ἀττικῶν des ersteren. Der unscheinbare Grammatiker des XIV. Jahrhunderts n. Chr., einst am Hof des Andronicus Palaeologus I. wohlbestallter magister officiorum, später Mönch unter dem frommen Namen Theodulos, hatte von jeher das Unglück gehabt, „als eine Art Sündenbock betrachtet und behandelt zu werden, an dem immer diejenigen ihre Lust am meisten ausliessen, die am wenigsten dazu berufen waren, weil sie von der Sache nichts verstanden.“[1]) Erst durch die Hemsterhuisische Schule und vornemlich durch die von

1) Worte R.'s in der Selbstanzeige: Hallische Allgem. Litt.-Zeit. 1833 Juni Nr. 111 S. 273 ff.

Pierson zuerst in seiner trefflichen Praefatio zum Moeris aufgestellten Gesichtspunkte über Entstehung, Wesen und Tendenz der gesammten Atticistenthätigkeit war eine umsichtigere Würdigung vorbereitet und durch die soliden Massen der Lobeck'schen Gelehrsamkeit (in der Bearbeitung des Phrynichus 1820) ein unverrückbares Fundament für den gewonnenen Standpunkt gesichert worden. Von diesem Muster angeregt hatte R. die von Lobeck (Phryn. p. 482) vorgezeichnete Aufgabe einer Geschichte der griechischen Grammatik mit Eifer erfasst und als unverächtlichen Baustein für ein so weitläufiges Gebäude auch jene späte Compilation, welcher durch die vielen Citate ein besonderer Werth verliehen wird, nutzbar zu machen beschlossen.[1]) Die Untersuchung nun, welcher Grad von Zuverlässigkeit der gangbaren Ausgabe, der Leidener v. J. 1757, eigentlich zukomme („die von ihrem Vater, J. St. Bernard, kummervoll genug gezeugt, an Oudendorp einen Stiefvater fand, für den sie Gott zu danken hatte, so unähnlich sie auch natürlich den echten Oudendorpschen Kindern blieb"), diese Untersuchung ergab, dass der Text des Thomas wie alle Vulgattexte, „ausgegangen von einer an sich schlechten Princeps durch Liederlichkeit und Willkür der Editoren zu einer bis zum Unkenntlichen und nicht selten Sinnlosen entstellten Gestalt auf uns gekommen sei." Keine einzige Handschrift war bisher genau verglichen: R. hatte sich in den Besitz eines zuverlässigen Apparates gesetzt und nach den besten Quellen (vor allen dem Leidensis I, demnächst den von ihm selbst verglichenen, freilich jungen Wolfenbüttler und Baseler Handschriften) den Text festgestellt, besonders auch von Interpolationen gesäubert, und auf die ursprüngliche Anordnung, von der die Verbesserung des Einzelnen sowie das Verständniss so oft abhängt, wieder zurückgeführt.

1) proleg. p. IX: *„nec procul esse illud tempus arbitror, quo planissime, quem usum etiam tenuiora artis grammaticae monumenta ad historiam illius disciplinae pernoscendam eiusque nexum illustrandum habeant, ab omnibus intelligatur, cuius quidem historiae enarratio, pernecessarium nostris litteris opus, hodie iam non tantum debere, sed etiam posse exspectari videtur.*

Weit über diese beschränkte Aufgabe hinaus reichen aber die äusserst fruchtbaren Untersuchungen, welche in den umfangreichen Prolegomenen niedergelegt sind. Schon die Frage über die Anordnung der ἐκλογή führt im dritten Capitel auf eine Ueberschau sämmtlicher Lexica des griechischen Alterthums und Feststellung einer vierfachen Form derselben. Im fünften aber eröffnet die Untersuchung der Quellen des Thomas einen weiten Hintergrund der älteren Grammatikerlitteratur. Von den beiden Stammvätern aller jüngeren Doctrin, Dionysius Thrax und Herodianus, wird der letztere, der Begründer der Etymologie, von dem Alle, welche die Formen einzelner Wörter behandelten, also auch alle Lexicographen abhingen, als der Hauptgewährsmann insbesondere der Atticisten dargestellt, weil er die δόκιμα von den ἡμαρτημένα scharf zu unterscheiden pflegte, also den attischen Dialekt und attische Schriftsteller vor allen berücksichtigt haben muss. Um nun aber die von Thomas direct benutzten Quellen zu ermitteln, musste man die auch von ihm befolgte, bei den Alten so beliebte Sitte kennen, gern mit älteren, aber nur aus zweiter, dritter Hand bekannten Namen zu prunken, die eigentliche unmittelbare Vorlage aber nur da zu nennen, wo sie ihr widersprechen. So erwies sich die ἐκλογή des Atticisten Phrynichus, die Zielscheibe der Polemik für Thomas, zugleich als die am fleissigsten ausgenutzte Quelle. Ferner: je jünger ein Compilator, desto weniger hat er gelesen. Wie die Zahl der Handschriften, so zieht sich auch der Umfang der Lectüre immer mehr zusammen. Es wird unumstösslich bewiesen, dass Moschopulos älter als Thomas war, im XIII. Jahrhundert schrieb, also vielmehr von diesem ausgebeutet worden ist, dass mithin zwischen beiden grade das umgekehrte Verhältniss stattfand als man bisher annahm, Beider Lexica aber gemeinsam abgeschrieben, ausgezogen, auseinander ergänzt und so mit einander vertauscht wurden. Die Frage nach den Quellen des Moschopulos, namentlich seiner Beispiele, führt wieder auf andere wichtige Probleme wie die Entstehung und ursprüngliche Anlage des Etymologicum Magnum. Vom höchsten Werth für die gesammte Erforschung

der alten Grammatikerlitteratur sind die methodischen Beobachtungen über das Arbeitsverfahren des Thomas, wie er der Reihe nach, mit Phrynichus beginnend, dann zu Philemon, Moeris, Ammonius u. s. w. übergehend, seine Vorgänger, soviel ihm eben zur Hand waren, ausschrieb, hier und da in veränderter Form, mit Correcturen und Zuthaten von Beispielen; ganz besonders aber die scharfen Observationen über den Sprachgebrauch des Byzantiners wie der übrigen Grammatiker und Lexicographen.

Die Anerkennung des bedeutenden Buches war allgemein. Pariser Briefe meldeten, dass die dortigen Gelehrten die Prolegomena ein wahres chef d'oeuvre genannt hätten.[1]) G. Hermann spendete schon für die erst erschienene Abtheilung glänzendes Lob[2]) und verhiess nach Beendigung des Ganzen eine Anzeige;[3]) Dindorf begrüsste in dem Verfasser einen Wiedererwecker der so vernachlässigten Studien über griechische Grammatiker;[4]) Schönemann in Wolfenbüttel stellte das Buch dem Lobeck'schen Phrynichus zur Seite; Freund Sintenis bewunderte die Herrschaft über den Stoff, die geistreiche und geschmackvolle Behandlung, welche auch den Fernstehenden anziehe, die spielende Leichtigkeit, mit der die Resultate mühseliger Forschung vorgetragen und ein scheinbar steriler Boden befruchtet werde. Ferdinand Ranke in Quedlinburg verstieg sich zu emphatischen Liebeserklärungen[5]) und rüstete sich zu einer Recension, auch Göttling versprach eine solche.[6])

Kritische Geschichte der griechischen Poesie (einschliesslich der Metrik) und der griechischen Grammatiker bildeten somit während der Hallischen Periode das Centrum der schriftstellerischen Arbeiten Ritschls: als Latinist war er öffentlich noch nicht bedeutend hervorgetreten.

1) An die Mutter 1. Jan. 33. 2) 28. Jan. 1832. 3) 26. September 1832. 4) 23. März und 25. Sept. 32. 5) 25. März, 16. Dec. 1832, 8. Juni 1833. 6) 27. Octbr. 1832. Wirklich erschienen ist ein streng objectiv gehaltenes, aber sehr vollständiges und vorzüglich orientirendes Referat in der Hallischen Allgem. Litt. Zeit. vom Juni 1838 Nr. 111 S. 273—280 unter der (ohne des Verf. Wissen hinzugefügten) Chiffre Kg, von Ritschl selbst; und eine Recension in Zimmermanns Allgem. Schulztg. Sept. 1834 (von Kiessling?).

Breslau, erste Periode

1833—1836.

1. Anfänge. Stadt und Gesellschaft.

Die Trennung von dem altgewohnten Halle, dem warmen Freundeskreise, wurde dem Scheidenden nicht leicht. War es doch der mütterliche Boden, auf dem seine Kraft erwachsen war, seine Entwicklung zum Mann und rühmlich anerkannten Gelehrten sich vollzogen hatte, wo seine Persönlichkeit verstanden wurde, wo er Vertrauen fand und erwiderte, eine sichre Heimath, die er nun in fremder Welt sich von Neuem gründen sollte. Auch der Nähe des geliebten Elternhauses wurde er entrückt. Noch einmal fuhr er für wenige Tage herüber, kehrte dann nach Halle zurück, wurde am 29. April durch ein akademisches Essen feierlich verabschiedet und traf am Morgen des 6. Mai von Berlin kommend mit der Schnellpost in seinem neuen Bestimmungsorte ein, wo er noch am selbigen Tage eine ihm zusagende bescheidne Wohnung, bestehend aus einer meublirten Stube und Kammer, in der Junkernstrasse Nr. 19 miethete. Sehr viel anmuthiger finden wir ihn ein Jahr später eingerichtet, in der Heiligengeiststrasse 21, von wo er in festtäglicher Stimmung (7. Mai 1834) an Niese schreibt: „Heute ist Lanci's und meiner Mutter Geburtstag. Wunderschöner Maimorgen, und ich sitze in einer ganz neu und nett und niedlich eingerichteten Wohnung von vier Zimmern, mit der Aussicht auf alle Oderschiffe mit ihren bunten Wimpeln, auf 5—6 katholische Kirchthürme mit glockenreinem Himmelfahrtsgeläute, dicht unter dem Fenster die Promenade, die schöner ist als die Leipziger, und zahllose Blüthen um mich herum, Cactus und Oleander, Calla und Camellie, Rhododendron und Alpenrose und Reseda."

Breslau war in den dreissiger Jahren ein in engen, unreinlichen Gassen zusammengedrückter Haufe schwarz angerauchter, hochgiebliger Häuser, sehr belebt allerdings durch

eine stark mit semitischen und polnischen Elementen durchsetzte, geschäftige Bevölkerung. Der jüdische Kaftan und die bunten Prachtlivréen auf den Karossen der reichen Aristokratie gaben dem Leben eine fremdartig phantastische, unharmonische Färbung, und die Düfte der die Stadt kloakenhaft durchschleichenden Ohlau, vermischt mit dem Aroma der Höfe und waarenreichen Gewölbe, verdickten die Luft. Dafür entschädigten die interessanten Monumente einer reichen Vergangenheit, der Ring mit dem alterthümlichen Rathhause, das ehrwürdige imposante Universitätsgebäude, eine beträchtliche Anzahl bedeutender Paläste und alter Kirchen mit theilweise mächtigen Thürmen; ferner die schöne Promenade, welche auf den ehemaligen Festungswällen die innere Stadt umschliesst und einen erfrischenden Blick in die blaue Ferne, auf den ragenden Zobten und an hellen Tagen auf die feinen Linien des Glatzer- und des Riesengebirges gewährt; dazu der breite Oderstrom mit seinen eichenumsäumten Ufern. Der Ankömmling, der an die trauliche Nähe der Hallischen Beziehungen gewöhnt war, empfand zunächst das Trennende der weiten Entfernungen. Um dieselben den Kleinstädtern in Erfurt zu veranschaulichen, trieb er einmal nicht ohne Mühe einen alten Plan von Breslau in grossem Massstabe auf, bezeichnete 60—70 Punkte als für seinen persönlichen Lebenswandel besonders bemerkenswerth mit rothen Zahlen, versah sie mit einem bogenlangen Commentar, und schenkte diesen Periplus seiner Mutter zum Geburtstage (am 7. Mai 1835), damit dieselbe bei jedem neu eintreffenden Breslauer Brief ihren Fritz auf allen seinen Wegen durch die Gassen der weitläufigen Stadt getreulich begleiten könnte. Er bildete sich nicht wenig auf diesen, wie er meinte, ganz im Geiste der Mutter empfangenen sinnreichen Einfall ein, fand aber zu seiner Enttäuschung wenig Anklang damit. Besondere Befriedigung wiederum gewährte die Vereinigung der gesammten Universität in dem prächtigen alten Jesuitencollegium: es bewirkte ein Gefühl der Einheit, während doch das mannigfacher gegliederte Leben der grossen Stadt jenes exclusiv akademische Interesse, um welches sich in Halle Alles drehte, nicht aufkommen liess. Lobenswerth fand er

auch die Bibliothekseinrichtung, vornemlich in zwei Punkten: einmal, dass der Professor den ganzen Tag zu jeder Stunde oben sein, lesen, nachschlagen, arbeiten durfte; zweitens, dass jede noch so kleine Monographie eingetragen und suo loco aufgestellt war.[1])

Das nächste Geschäft waren die Besuche bei den Collegen und ihren Familien. Der Neuling war auf unfreundliche Gesichter gefasst, denn, wie Joh. Schulze verrathen, hatte man an des ausserordentlich verehrten Passow's Stelle durchaus einen berühmten Mann haben wollen; doch rechnete er zuversichtlich darauf, dass es ihm gelingen werde, mit der Zeit etwaige Dissonanzen aufzulösen.[2]) Um so angenehmer wurde er durch den allerseits guten Empfang überrascht. Ein vortreffliches Verhältniss gewann er sofort zu seinem Specialcollegen C. E. Schneider, so abweichend von der seinigen auch die rein formale Richtung dieses ehrenwerthen Vertreters der alten Schule war. Derselbe erinnerte R. äusserlich an seinen Wittenberger Lehrer Nitzsch, und ein gelinder Anflug von behaglichem Humor sagte ihm besonders zu. Uebrigens ergötzte es ihn, wie alle Welt das Gedeihen der Philologie im Herzen zu tragen schien und ihm die divergirendsten Rathschläge entgegenbrachte: der Eine will, er soll nicht Grammatik und Kritik treiben, sondern in den „Geist des Alterthums" einführen; der Andre meint, griechische Syntax sei die Hauptsache, weil darin die schlesischen Schulen wenig leisten; Realien sollen nach einem dritten sein Augenmerk sein; nichts weniger, behauptet ein Vierter, sondern exegetische Publica für die Theologen, um auf allgemeine Geschmacksbildung zu wirken; römische Antiquitäten verlangen die Juristen. Der Schulrath (Menzel) will nicht etwa gründliche Philologen, sondern praktische Schulleute gezogen haben. Archäologie aber begehren sie Alle. Der Curator und Regierungsbevollmächtigte, Geh. Ober-Reg.-Rath Neumann,[3]) war vollends ausser sich, als er seine Erwartung, der neue Professor würde sich mit besonderem Eifer auf die zerbrochenen

1) An Pernice 4. Juni 1833. 2) An die Mutter 7. Mai 1833.
3) Gestorben 5. April 1835.

schlesischen Hufeisen und Kochtöpfe (im Museum) verlegen, durch die Erklärung getäuscht fand, das wäre grade das Einzige, was ein hohes Ministerium dem Neuberufenen weder schriftlich noch mündlich angedeutet hätte; dass derselbe aber Philologen bilden solle, schiene ihm unmassgeblich daraus hervorzugehen, dass ihm die Mitdirection des philologischen Seminars übertragen sei.[1])

Die mannigfachen confessionellen und politischen Gegensätze hatten ein ziemlich heftiges Parteiwesen erzeugt. Durch den Tod des Theologen von Coelln und Passows waren der herrschenden Partei zwei der einflussreichsten und bedeutendsten Führer entrissen. Ritschl ging einstweilen unbefangen mitten hindurch. So sehr ihm auch Notabilitäten wie Wachler und David Schulz, der zeitige Rector magnificus, entgegenkamen, sogar ziemlich unverhohlen um seine Genossenschaft warben, so blieb er doch fest in seinem Entschluss, sich in zwei Dingen durch keine collegialischen Rücksichten bestimmen zu lassen, in seinen wissenschaftlichen Ueberzeugungen und in der Wahl seines persönlichen Umganges,[2]) zumal da die „zweckmässigen Frauen", die zu seiner Existenz gehörten, natürlich unter allen Farben zerstreut waren.[3]) Seiner in Halle ausgebildeten Harmlosigkeit und naiven Offenherzigkeit legte er deshalb keinen Zaum an.

Gar schmerzlich natürlich vermisste er anfangs den trauten collegialischen und geselligen Verkehr, wie er ihn in Halle gewohnt gewesen war. Es ging kein Abend hin, wo er nicht beim Herannahen des Dämmerstündchens mit einer wehmüthigen Sehnsucht den Zug fühlte, mit Freund Rosenberger zu Pernice's oder an einen, höchstens zwei andre gute Orte zu wandern und sichs dort wohl sein zu lassen. Weder die opulenten, steifen Diners, mit denen er begrüsst wurde, noch die bestehenden gemischten Gesellschaften, aus denen ihm die solchen bejahrten Veranstaltungen regelmässigen Frohsinns eigenthümliche Kellerluft entgegenwehte, konnten ihn vor der Hand entschädigen. Für einen Junggesellen,

1) An Pernice 25. Mai 1833. 2) An Eltern und Geschwister 19. Aug. 33. 3) An Pernice 25. Mai 1833.

der aus den Halle'schen Kreisen kam, war es besonders unliebsam, dass in Breslau so gar kein Zusammenhalten und Zusammenleben der jüngeren Docenten stattfand. Unter den Unverheiratheten trat ihm zuerst der Germanist Hoffmann, genannt von Fallersleben, näher, der „ein bischen Rugischer Burschikosität, Humoristik und Poeterei" an sich hatte. Um nun aber, etwa in Gemeinschaft mit ihm, den vermissten Zusammenhang in weiterem Umfange herzustellen, dazu fehlte unsrem Freunde doch, nachdem er die Jugendfreude ungebundener Kameradschaft einmal gründlich genossen hatte, die rechte Hingebung. „Man wird doch auch alt und bequem, und das völlige Isolirtsein befreit auch von mancher gêne."[1]) Auch der Zugang zu den Familien erschien dem Verwöhnten anfangs schwer, so dass er gradezu Heimweh nach dem geliebten Halle bekam. „Es ist ein gar zu klägliches Gefühl," schreibt er,[2]) „in der grossen weiten Stadt niemand zu haben, dem man wirklich was werth ist, der einen nicht eben so leicht entbehrte, als er beim zufälligen Zusammentreffen freundlich und wohlmeinend ist, und ganz ungewohnt kömmts einem vor, sich zu der Anerkennung, dass man wirklich ein ordentlicher, zuverlässiger, geniessbarer Kerl ist, erst allmälig durcharbeiten zu müssen, statt sie vorauszusetzen. Doch was hilfts! man muss dem unpraktischen Herzen in solchen Augenblicken einen Peitschenhieb geben und die öde Chaussée resignirt weiter fahren." Um so lebhafter fühlte er das Bedürfniss eines regen, wo möglich gesteigerten Briefverkehrs mit den auswärtigen Freunden, musste aber erfahren, dass die weite Entfernung auch hierin eher abschreckend als anspornend wirkte. Er klagte „in einer wahren Briefeinöde"[3]) zu leben; und selbst die Grüsse wurden dem Sehnsüchtigen bisweilen grausam unterschlagen.

Mit der Zeit, schon im ersten Winter, fand sich doch mancher Ersatz. Im Herbst kam als neuberufener Sanscritprofessor Stenzler nach Breslau. Er war gleichaltrig, philologisch durchgebildet, begeisterter Musiker, sein ganzes

1) An Pernice 4. Juni 1833. 2) An Pernice 21. Juli 1833.
4) An Pernice November 1833.

Wesen, Gemüth und Charakter, berührten unseren Vereinsamten höchst sympathisch. So entzündete sich sohnell zwischen beiden Männern eine noch von der Schwärmerei der Jünglingsjahre angehauchte, zärtliche Freundschaft. Sie sangen Glucks Orestes und Pylades miteinander,[1]) wechselten kleine Gedichte, Glyconeen, Choliamben, Ionici,[2]) wie Catull und Calvus, und waren unzertrennlich. Im nächsten Herbst (1834) trat Ambrosch als dritter in den Freundesbund. Er hing mit Begeisterung an R., und auch diesem war ein College von so einnehmendem Wesen und so tüchtigen Studien sehr willkommen. Alle drei vereinigten sich zu einem Privatopernkränzchen, in dem R., der eine merkwürdig ausdauernde Fistelstimme besass, die Discantarien zu übernehmen pflegte. Auch einzelne Studenten wirkten mit: so Zastra im matrimonio segreto, Brix als Orestes in der Gluckschen Iphigenie. Auch an der Liedertafel sowie an den Uebungen der durch Mosewius trefflich geleiteten Singakademie betheiligte sich R. eifrig als thätiges Mitglied.

Weniger scheint ihn der sogenannte akademische Cirkel angezogen zu haben, der unter der patriarchalischen Leitung des Nationalökonomen W. stand. Von den Ueberschüssen der Gesellschaft pflegten am Schluss des Wintersemesters den Mitgliedern Extragenüsse gratis bereitet zu werden, deren Anzeige in der Zeitung die säumigen Genossen anlocken und dem etwas matten Reigen des sonst sehr ehrbaren Thiasos einen erhöhten Schwung verleihen sollte. Einem Sirenenruf dieser Art, welcher zur Schlussvereinigung des Winters 1834 „Champagner und Apfelsinenwein" verhiess, konnte auch R. nicht widerstehen. Da nun gleich ihm über hundert andre ungewohnte Gäste sich einfanden, so kam freilich auf den Einzelnen von dem perlenden Sect nicht mehr als ein halbes Glas, wofür sich die junge Bande unter Anführung R.'s, in dem der Dämon der Halle'schen Montagsgesellschaft wieder erwachte, zum Aergerniss des gesetzten Alters, durch bacchantischen Enthusiasmus schadlos hielt.[3])

1) An die Mutter 24. December 1833. 2) Briefe vom 25. December 1834, 1. Januar 1835. 3) An Pernice 18. April 1834.

Nicht ohne geistige Bedeutung war die Gesellschaft der Philomathie. Im Jahre 1814 gestiftet hatte sie in den Turnerstürmen des Jahres 1818 eine Krisis durchgemacht, sich aber bald wieder zu frischem Leben erholt, dem erst die Märztage des Jahres 1848 ein definitives Ende gemacht haben. Als R. nach Breslau kam, gehörten zu ihr ausser Schneider, dem Secretär, mehrere der herrschenden Koryphäen der Universität, Wachler (der sich aber sehr bald wegen Kränklichkeit zurückzog), David Schulz, Huschke, Purkinje, Baltzer, ferner Kutzen und Regis; neu aufgenommen wurden zu seiner Zeit Schönborn, Ambrosch, Stenzler, Bruno Hildebrand, Göppert u.s.w. Man versammelte sich alle 14 Tage zum Anhören wissenschaftlicher Vorträge, die in besonderer Zeitschrift (der „Philomathie") gedruckt erschienen, und zu geselligem Mahle. Bereits am 22. Mai 1833 liess sich R. durch David Schulz zunächst als Gast einführen. In der nächstfolgenden Versammlung wurde er auf Schneiders Vorschlag, natürlich einstimmig, als Mitglied aufgenommen. Er wurde kein sehr regelmässiger Besucher, doch hat er es an Beiträgen seines Geistes nicht fehlen lassen und mehrmals die frischen Erträge seiner Studien, soweit sie der Mittheilung in diesem Kreise fähig waren, den Genossen vorgetragen. Zum ersten Mal las er am 22. August „über die neueste Entwickelung der Philologie", dann am 26. November des folgenden Jahres eine Uebersetzung des ersten und zweiten Actes des Plautinischen Miles, die er am 17. December fortsetzte und vollendete. Am 18. Mai 1836 theilte er ein Bruchstück aus der Geschichte der Philologie mit, betreffend „die Ausbildung der Gegensätze in der neuern Philologie und deren beiderseitige Haupt-Repräsentanten" (G. Hermann und Böckh). Am 28. März 1838 las er „über die Alexandrinischen Bibliotheken nach Anleitung eines Plautinischen Scholions."

Zu diesen mannigfachen Vereinigungen kam nun noch ein ziemlich ausgebreiteter Familienverkehr. Namentlich bei Unterholzners, Gaupp's, Witte's, Lewalds, später bei Schönborns ging R. aus und ein; zu dem Ribbeckschen Hause hatte er alte Erfurter Beziehungen. Gelegentlich schwollen die geselligen Ansprüche in dem Masse an, dass er auf

seinen alten Herzenswunsch nach einem Jahr Festungsarrest zurückkam, um ungestört seinen Arbeiten leben zu können.

2. Vorlesungen, Seminar, Studenten.

Sehr erbaulich waren auch die Anfänge der akademischen Wirksamkeit auf dem fremden Boden nicht. Die schrankenlose Veneration für den Vorgänger Passow, dessen Haupteinfluss in der väterlichen Sorge für die Privatangelegenheiten seiner Schüler hervorgetreten war, hätte jedem Nachfolger den Eintritt schwer gemacht: wie viel mehr einem so jungen, verhältnissmässig noch wenig bekannten Manne.

Ritschl eröffnete den Cyclus seiner Vorlesungen mit zwei seiner besten Stoffe, mit Aeschylus' Sieben (daneben publice Geschichte der griechischen Tragödie) und der Metrik; beides fünfstündig. Durch eine 'Unus pro multis' unterschriebene, angebliche Studentenpetition, von welcher nachher keine Seele etwas wissen wollte, wurde er verführt, die für den Aeschylus gewählte Abendstunde von 6—7 mit der entsprechenden Morgenstunde zu vertauschen, die, wie sich erwies, eher abschreckend als lockend wirkte.[1]) Um neun Uhr folgte die Metrik, um acht ausserdem zweimal das Seminar.

In der Metrik bildete diesmal die Geschichte derselben oder die genetische Darstellung, womit er in Halle begonnen hatte, den zweiten Theil.[2]) Die Entwicklungsphasen der musikalisch-metrischen Kunst wurden klar und in schönem historischen Zusammenhange dargelegt. Bei dem Gipfelpunkt, dem Drama, angelangt, besprach er die Composition der Chorlieder, die Kriterien, an denen Wechsel-Vortrag durch einzelne Abtheilungen des Chors erkannt werden.

In die specielle Einleitung zur Interpretation der Sieben nahm er eine Auseinandersetzung über den Thebanischen Sagenkreis auf. Um zugleich ein Beispiel von der geschicht-

1) An Pernice 25. Mai 1833. Später las R. in Breslau regelmässig von 8—10, einmal, im Sommer 1836, Nachmittags von 2—4 Uhr.
2) Aus dieser Zeit hat sich die Reinschrift eines guten Zuhörerheftes erhalten.

lichen Entwickelung und Gestaltung eines griechischen Mythus zu geben, verfolgte er in kurzem Ueberblick die Ueberlieferung der Sage von Homer an bis zu den Tragikern und stellte somit fest, in welchen Punkten sie durch Aeschylus umgeformt sei.[1])

In den ersten Stunden war die Temperatur frostig und die Frequenz gering. Nicht einmal soviel Neugier zeigten die Herren Commilitonen, sich den neuen Professor wenigstens einmal hospitirend anzusehen. Indessen schon nach den ersten Stunden schwand das Misstrauen, und allmälig, bis in den Sommer hinein, wuchs die Zahl bis auf 14 Zuhörer im Aeschylus und 18 in der Metrik, freilich im Vergleich zu dem ersten Hallischen Auditorium ein bescheidenes Debut. Er fing in Breslau ungefähr so an, wie er in Halle aufgehört hatte; und hatte nur zu wünschen, dass er hier so aufhören möchte, wie er in Halle angefangen.[2])

Noch unerwünschter war die Beobachtung, dass im Ganzen das Niveau der Breslauer Studenten niedriger war, sowohl ihre Gesammtauffassung der Wissenschaft als auch ihre Leistungen im Besondren. Der Besuch des Seminars war unregelmässig; noch im Januar 1835 meldet der damals übliche Quartalbericht über den Besuch der Vorlesungen: „zwei Drittel fleissig, ein Drittel faul." Im Seminar waren übermässig lange Abhandlungen (bis zu zehn Bogen im Umfange) üblich, während den Disputationen nur kurze Thesen zu Grunde gelegt wurden; die Interpretation pflegte sich in breiten Excursen zu ergehen und nicht von der Stelle zu rücken. Mit der Latinität stand es erbärmlich, die Vorbereitung der Schulen war sehr mangelhaft, der Zauber des

1) 1. Seit Aeschylus gelten die vier Geschwister als in blutschänderischer Ehe des Oedipus und der Jokaste erzeugt (festere Verknüpfung der Sage); 2. das Unglück des Labdakidenhauses rührt von der frevelhaften Nichtachtung des Apollinischen Orakels durch Laios her (Chrysippos geht den Aesch. nichts an). An das alte Epos hat sich der Dichter besonders in der Charakteristik der beiden feindlichen Brüder gehalten, während Sophokles und Euripides das Verhältniss grade umkehrten, das Recht auf Seiten des Polyneikes sein liessen, theils aus individuell poetischen Gründen (Antigone), theils aus politisch-nationalen (Supplices des Eurip.). 2) An Pernice 25. Mai 1833.

Hergebrachten allmächtig. Den anschaulichsten Ueberblick über alle Eindrücke, Desiderien und Absichten, welche R. gegen den Schluss des ersten Semesters in Kopf und Herzen trug, giebt der nach Erfurt in Folio eingesandte Stimmungsbericht, dessen Hauptstellen wir im Folgenden mittheilen. Doch müssen wir zum Verständniss des Einganges noch Folgendes vorausschicken. In den Kreis der Erfurter Vertrauten war bereits seit einigen Jahren Alfred Graffunder eingetreten, eine höchst eigenartige, edle Persönlichkeit. Hauptsächlich von theologisch-philosophischen Studien durchdrungen war er im Herbst des Jahres 1828 von Berlin, wo er die Stelle eines Alumnen-Inspectors am Joachimsthalschen Gymnasium versehen hatte, nach Erfurt in das Regierungs- und Schuldepartement zur Leitung des Volksschulwesens im dortigen Regierungsbezirk berufen worden. Mit der Zeit hatte sich zwischen dem fremden jungen Ehepaar und dem R.'schen Elternhause in Erfurt ein herzlicher Verkehr gebildet und aus ihm heraus eine brüderliche Freundschaft der beiden jungen Männer. Dem productiven genialen Forscher war es eine Lust über Kern und Richtung seiner gelehrten Arbeiten, noch mehr aber seiner praktischen Wirksamkeit gegenüber dem ideenreichen, immer auf die höchsten Ziele der Menschenbildung gerichteten, allen fruchtbaren Bestrebungen der Wissenschaft zugänglichen Denker und kundigen Geschäftsmann sich auszusprechen, im Feuer der Discussion die eigne Kraft zu stählen und zu erfrischen, an der ruhigen Flamme eines tiefen echten Gemüthes das hochschlagende Herz zu erwärmen: und auch dieses Band ist unlöslich fest geblieben, bis das Lebenslicht des Aelteren erlosch, wenig über ein Jahr früher als das des Jüngeren.[1])

Der erwähnte Generalbericht[2]) lautet: „Meine lieben Eltern und Geschwister ('s ist Schade, dass ich nicht noch Graffunder unter einem Verwandtschaftsnamen mit hier anbringen kann). Ich wollte, ich kriegte meine

1) Graffunder, am 22. August 1801 geboren, ist am 5. Juli 1875 in Rudolstadt als Geh. Regierungsrath gestorben, wohin er nach seiner Versetzung in den Ruhestand (1873) von Berlin aus sich zurückgezogen hatte. 2) 29. August 1833.

Briefe bezahlt, so könnte mir dieser immer einen Louisd'or Honorar eintragen, denn Ihr seht, die Anlage ist nicht klein. Seit einiger Zeit bin ich so in die Schreibroutine (für den Druck) hineingekommen, dass ich immer gleich mit ganzen Bogen anfange, und dass ich's mir zum Gesetz gemacht habe, nie etwas wieder auszustreichen, es mag nun unzeitig oder als Krüppel zur Welt und aufs Papier gekommen sein. „Burschenschaft ist Burschenschaft", geschrieben ist geschrieben. Das müsst Ihr Euch also auch gefallen lassen, so gut wie die Redactoren. Ich werde aber „alles durcheinander" schreiben: jeder von Euch mag denn sein Theil heraussuchen. Denn die Gelegenheit solcher Quadrupeladresse kommt nicht alle Tage, und es ist mir eine ganz aparte Freude, mich von Euch allen vieren in Gemeinschaft gelesen zu denken. Ich werde aber nur von mir reden, und gar nicht viel von Euch, weil ich nur so den Jammer überwinde, nicht mit bei Euch zu sein, und resp. gewesen zu sein, d. h. auf dem Harz. Es ist wirklich das Beste, ich betrachte mich fortwährend hier als ein Deportirter oder nach Sibirien Geschickter, der, wenn er eine recht erkleckliche Zahl wilder Fuchspelze eingesandt hat, sich zum Lohne Freiheit und Rückkehr verdient. Nicht als ob ich hier missmuthig und unzufrieden wäre; im Gegentheil, was so die gewöhnlichen Ansprüche an ein behagliches Leben sind, daran lässt sich nicht gerade etwas Wesentliches vermissen. Aber von meinen drei eigentlichen Lebensregionen, die, wie bekannt, Historie, Musik und Liebe sind, sind mir doch hier die beiden letzten verschlossen, was rücksichtlich der letzteren am empfindlichsten ist. Einen Menschen, mit dem ich hier einen General- und Specialaustauch aller Gedanken, Gefühle und Erlebnisse entriren könnte, werde ich in Breslau schwerlich finden. Einmal hat sich meine Stellung durchaus so gestaltet, dass mein Umgang auf die Notabeln der Universität dergestalt beschränkt ist, dass ich mit so gut wie gar keinem der jüngeren umgehe. Auch lässt sich weder Beides mit einander vereinigen (die Zeit fehlt), noch spricht mich irgend einer besonders an. Mit den Aelteren aber kann es der Natur der Sache nach zu einem vertraulichen Verhältniss nicht wohl kommen, weil es

erstens Notabilitäten sind, und zweitens, was viel wichtiger, weil sie Frau und Kinder haben; so bin ich denn ganz auf meine historische Philologie, auf mein Amt und schöne Hoffnungen für die Zukunft angewiesen. Begeistern kann mich aber nun meiner Natur nach meine Amtsthätigkeit als solche nicht, die Philologie wohl, aber das Dociren und Instruiren und Bilden und Ziehen ist mir, wenn ich recht aufrichtig sein soll, nicht erschrecklich ans Herz gewachsen; dass ich was lerne dabei, ist mir mehr werth — — — auch ist's nicht gerade so schlimm gemeint, wie es auf dem Papier aussehen mag; es ist eigentlich nur vergleichsweise zu dem eigenen gelehrten Treiben wahr. Dabei thut es meiner wirklichen Thätigkeit nicht den geringsten Abbruch, die ich nur — wenn ich mich nicht selbst täusche — mehr aus einem individuellen Thätigkeitstriebe, als aus dem allgemeinen Nützlichkeitsprincipe glaube herleiten zu müssen. Ich fange im Seminar sehr durchgreifend an zu reformiren. Im Laufe dieses Semesters, was ja in zwei Wochen bewältigt ist, hoffe ich, ist es mir doch gelungen erstlich den Collegen die Ueberzeugung beigebracht zu haben, dass sie ganz wohl zufrieden sein können, mich gekriegt zu haben, und zweitens meinen Studenten zu dem gebührenden Respect verholfen zu haben vor einem ordentlichen Philologen, von dem sie was lernen können. Der ersten Bemühung wird, so Gott will, die Krone aufgesetzt werden an dem Tage des Novembers, an dem ich meine öffentliche Disputation halte; der zweite Punkt muss seine Bewährung schon durchs nächste Semester erhalten, wenn es sich anders mit ihm richtig verhält. Bei dem besten ehrlichsten Willen, niemandem zu nahe zu treten, kann ich doch nicht anders sagen, als dass ich eine arge Indolenz und grosse Engherzigkeit unter den Studenten und im philologischen Studium überhaupt finde. Durch Collegien lässt sich da wenig bessern. Aber im Seminar müssen die Zügel desto straffer gezogen werden. Die Leute schüttelten die Köpfe wie stutzige Pferde, als ich so eine kleine Aenderung nach der andern vornahm und die Anforderungen intensiv und extensiv steigerte. Nachdem ich sie so zuerst an den Gedanken gewöhnt habe, dass überhaupt

verschiedene Wege möglich sind, zugleich aber ein allgemeines Vorurtheil für die Zweckmässigkeit aller meiner Aenderungen begründet habe, soll mit Beginn des neuen Semesters der Hauptschlag fallen, wo ich die ganze bisherige Seminareinrichtung zunächst wenigstens äusserlich auf den Kopf stellen und gründlich umgestalten werde: wozu ich nach dem Reglement für meine Abtheilung das unbegrenzte Recht habe, so gut wie der andere Seminardirector für sich auch — — — Da sind wir in Halle ganz andere Seminaristen gewesen, die sich schämten, so einen Kameraden unter sich zu haben, wie sie hier fast alle zusammen sind. Und warum sollte das hier anders sein müssen, als dort, da die preussische Schulordnung ja dieselbe ist? Damit es aber inwendig besser werde, habe ich — weil doch mit den alten der Karren schon zu sehr in den Dreck gefahren ist — meine Hoffnung auf die jungen gesetzt, die ich mir zuziehen werde, und zwar, weil dazu das Seminar nach Zeit und Stellung nicht ausreicht, vom nächsten Sommer an in besonderen Privatissimis. Später sollen dann ausführliche Vorlesungen über Encyclopädie und Methodologie der Philologie meine Grundsätze, um nicht immer Ansichten zu sagen, aus dem engern Seminarkreise heraus auch zu weiterer Verbreitung zu bringen suchen. Wie aber auf der einen Seite hier zu wenig geschehen ist; denn es fällt keinem ein, dass das Studium nicht bloss methodisch instructiv sein, sondern auch einen gewissen Umfang des positiven Wissens beabsichtigen soll: so geschieht auf der andern zu viel, nicht für diejenigen, die gelehrte Philologen werden wollen, sondern für die Praxis des Schullebens eben sowohl, wie für den freien Genuss aller Nichtberufsphilologen. Das letztere geht mich auch nichts an; denn dass wir nicht mehr in der Art philologisch-exegetische Collegien lesen, wie sich sonst an ihnen jeder, der nicht hebetis mentis war, auch aus andern Fächern auf der Universität erquickte, ist selbst nur eine Folge der preussischen Ueberfütterung auf den Schulen. Um also den philologischen Universitätsunterricht für die Schulpraxis fruchtbarer zu machen, so kann dies zwar einigermassen durch die erwähnten methodologischen Vor-

lesungen erreicht werden, aber doch sehr untergeordnet; hauptsächlich will ich dahin ebenfalls mit dem Seminar zu wirken suchen und mir die Freiheit nehmen, obgleich das Seminar statutenmässig lediglich für gelehrte Bildung im strengsten Sinne und für Förderung der Wissenschaft bestimmt ist, auf meine eigne Hand jenen praktischen Zweck vorwalten zu lassen, zu jener strenggelehrten Bildung aber nur die wenigen anleiten — denn es ist doch immer eine sehr kleine Zahl — die wirklich eminent sind. Bis jetzt kennen sie aber nur Kritik und nichts als Kritik und sind im Stande, 2—3 Stunden über einem einzigen Verse zu interpretiren, und geberden sich, statt wirklich zu erklären, als wollten sie ein Lexikon oder eine Grammatik schreiben."

In diese träge schwerfällige Masse fuhr der Geist der Ritschlschen Philologie wie ein frischer Sauerteig. Die Leistungen der Schulen durch Heranbildung eines besseren Lehrerstandes zu heben erkannte er als seine dringendste Aufgabe. Während Schneider, obwohl selbst ein gewandter Latinist, die Unfähigkeit der Seminaristen im Lateinschreiben resignirt auf die preussische Schulordnung schob, welche den Leuten nicht mehr Zeit lasse das zu lernen, gelobte sich R. nicht eher zu ruhen und zu rasten, als bis das besser würde, keinem nach dem Examen die facultas docendi für die oberen Classen zu geben, der nicht ordentlich Latein schreiben gelernt habe.[1]) Gleich in dem ersten Seminarbericht[2]) deutete er auf diesen Mangel und sein auf die Beseitigung desselben gerichtetes Streben hin, wofür ihm von Joh. Schulze[3]) eine warme Ermunterung zu Theil wurde. „Aufrichtig freue ich mich, dass Sie in Ihrem neuen Wirkungskreise die Stimmen der Besten allmählich für sich gewinnen. Ich bitte Sie vor allen Dingen im Seminar darauf zu halten, dass die Mitglieder desselben sich nicht im Lateinisch-Schreiben vernachlässigen. Der künftige Schulmann und Lehrer des Lateinischen in unseren Gymnasien muss diese Fertigkeit besitzen, und ich habe auch in dem neuen Reglement für die Abiturienten-Prüfungen, welches nächstens erscheinen wird, grade auf diese Fertig-

1) An die Mutter 27. Jan. 1834. 2) Datirt 4. Jan. 1834. 3) 22. Februar 1834.

keit, welche nicht zu erlangen ist, ohne zugleich auf die formelle Bildung höchst wohlthätig zu wirken, ein besondres Gewicht gelegt." Ein besondres Privatissimum für lateinische Schreib- und Sprechübungen lockte im Sommer 1834, da es zum ersten Mal angeboten wurde, freilich nur einen Theilnehmer, und zwar einen evangelischen Theologen, doch fanden sich im folgenden Winter ihrer 17 ein. Oefter ist es nicht wiederholt worden.

Für die Disputationen im Seminar wurden nunmehr lateinische Aufsätze mässigen Umfangs gefordert, vorzugsweise kritisch-grammatische Untersuchungen frei gewählter Textesstellen, deren Besprechung innerhalb zweier Stunden zum Abschluss gebracht werden konnte. Die Seminararbeiten pflegte R. mit eindringlichen, bisweilen drastischen Bemerkungen zu versehen, ohne doch der eingehenden mündlichen Kritik vorzugreifen. Ausführlicher gefasst, namentlich die Wahl des Gegenstandes und die Methode der Untersuchung berücksichtigend, waren die zugleich für das Ministerium berechneten Endurtheile. Zu einer Abhandlung Engers über Spuren des Sicilischen Dialektes bei Aeschylus wird z. B. mit besonderer Anerkennung hervorgehoben, dass der Verfasser „bei Behandlung eines sehr intricaten Gegenstandes, welche die feinsten Grenzen der Kritik und Metrik bei dem schwierigsten Dichter berühre, ein sehr erfreuliches Zeugniss für die Reife seiner Studien und feinen Takt geliefert und durch Erwerbung des letzteren sich auf diejenige höhere Stufe philologischer Ausbildung erhoben habe, von der diejenigen, die ihn sich anzueignen nicht vermocht, gar keine Ahnung zu haben pflegen." Scharf getadelt wird eine Vergleichung der Choephoren mit den beiden Elektren wegen der Wahl des Stoffes. „Ein Seminarist, wenn er nicht ganz besonders begabt und vorgebildet ist für philosophische Behandlung eines Kunstwerkes, soll sich überhaupt nach des Unterzeichneten Meinung nicht ein so allgemeines Thema stellen, am wenigsten ein so vielfach behandeltes, wenn er demselben nicht eine neue Seite abgewinnen kann. — — Seminaristen, wie sie gewöhnlich sind, sollen in der Regel einen historischen (sprachlichen oder sachlichen)

Stoff wählen, dessen sie Herr zu werden und den sie zu erschöpfen vermögen, um an ihnen Sicherheit und Methode in dem, was am meisten Noth thut, zu lernen. Je behandelter aber der Gegenstand ist, desto unerlässlicher muss die erste Anforderung erscheinen: durch sorgfältige Berücksichtigung der vorhandenen Litteratur sich eine vollständige Uebersicht über den Standpunkt zu verschaffen, zu dem der fragliche Gegenstand bisher gediehen ist. Der Verfasser theilt aber mit so vielen jungen Leuten das vornehme Ignoriren oder das beschränkte Nichtkennen früherer Leistungen, wodurch weder die Wissenschaft noch das Individuum weiter kömmt, und was gleichwohl so schwer hält ihnen abzugewöhnen." Eine 71 Seiten lange Abhandlung 'de Flori aetate, patria ac nomine' wird abgefertigt mit den scharfen Worten: „der Verf. hat von jeher multa, non multum schreiben wollen, und ist in dieser Beziehung vom Unterzeichneten längst aufgegeben worden. Auch diese Arbeit ist ein Beweis, ὅσῳ πλέον ἥμισυ παντός."

Bei der Erklärung griechischer Dichter wurde auch Nachbildung des Textes in lateinischen Versen versucht. Von der Fruchtbarkeit dieser Uebungen hatte sich R. durch eigne Jugenderfahrung überzeugt. Freilich stellten sich die Seminaristen, da die schlesischen Gymnasien (ausser Glogau unter der Direction von Mehlhorn) metrische Versuche ganz vernachlässigten, anfangs recht ungeschickt an, doch brachten es die besten bald zu erfreulicher Fertigkeit.[1]) Interpretirt wurde Terenz (Andria, Winter 1833/4), Plautus (Bacchides, Sommer 1836), Horaz (zweites Buch der Oden, Sommer 1835), Aeschylus (Prometheus, Sommer 1834, fortgesetzt im Winter), Hesiod (Theogonie, 1835/6). Schon bei Beginn des zweiten Semesters fühlte sich R. doch so befriedigt in seinem neuen Wirkungskreise, dass er ihn, wenigstens in augenblicklich sanguinischer Stimmung, weder mit dem theuren

1) Seminarbericht vom 5. Januar 1836. In dem Ministerialrescript vom 8. Februar wurden diese Uebungen insbesondere als zweckmässig gebilligt, „vorausgesetzt, dass dadurch der nothwendigeren Uebung der Seminaristen behufs der unentbehrlichen Fertigkeit des Lateinschreibens in Prosa kein Eintrag geschehe."

Halle noch selbst mit dem früher so ersehnten Berlin hätte vertauschen mögen. Er hatte das Gefühl, schnell und dauerhaft eingewurzelt und grade in Breslau vollkommen an seinem Platze zu sein.[1]) Die ungewohnte Strenge, welche den Studenten anfangs nicht hatte schmecken wollen, wurde nun von diesen selbst als heilsam erkannt, und die freundliche Theilnahme, welche sie gar bald herausfühlten, erwärmte ihr Herz. So hob sich schon im Winter 1833/4 in der Vorlesung über Plautus' miles gloriosus die Zahl der eingeschriebenen Zuhörer auf 52, so dass er neben Braniss das vollste Auditorium der philosophischen Facultät hatte.[2])

Die glänzende Habilitation, welche am 7. Febr. 1834 durch Vertheidigung der Abhandlung *de Oro et Orione* vollzogen wurde, sicherte ihm vollends den gewonnenen Boden. Er hat es mit jeder amtlichen Function, die ihm oblag, ernst genommen. Auch was Andre als leere Formalität und zopfigen Brauch übers Knie zu brechen kein Bedenken trugen, erweckte er durch den Ernst und die Frische seiner Behandlung zu neuem Leben. So gab er auch diesem Act, wenn auch vielleicht mit einiger Ironie, sein volles Recht, indem er in seiner lateinischen Habilitationsrede die unverfälschte Bewahrung des mos maiorum als eine Tugend der Breslauer Universität belobte. Indem er auf den Zweck desselben zurückging (der Antretende solle nämlich zeigen, dass er nicht nur die nöthige Gewandtheit im mündlichen Vortrage besitze und sein Fach verstehe, sondern auch durch productive Leistungen seine Wissenschaft zu fördern vermöge), wies er zum Beweise, dass die von ihm vorgelegte Specialuntersuchung trotz ihrer unpopulären Trockenheit diesem Zweck entspreche, eingehender, als es bereits bei der Halle'schen Habilitation geschehen, darauf hin, wie unentbehrlich für den Unterbau einer wirklichen Geschichte der griechischen Nationallitteratur die Bearbeitung der Fragmente sei. Indem er nun die durch Heyne angeregten Leistungen in dieser Richtung überblickt, findet er, dass in der Poesie die Fragmente der Tragiker, in der Prosa die der Grammatiker bisher am meisten vernachlässigt seien.

1) An Niese 28. Dec. 1833. 2) An die Mutter 25. Nov. 1833.

Letzteres Gebiet habe er sich ausersehen, obwohl das Interesse, welches dieser Stoff dem Laien biete, in umgekehrtem Verhältniss zu seiner Bedeutung für die Wissenschaft stehe. Die vierstündige Disputation (unter Assistenz des Respondenten Jacob Prabucki) machte auf die Collegen wie auf die Studenten einen bedeutenden Eindruck.[1])

Freilich kamen auch wieder Anwandlungen des früheren Missbehagens. So zu Anfang des Wintersemesters 1835/6, nach einem Ferienaufenthalt erst im Erfurter Elternhause, dann bei den Freunden in Halle, welche ihm die herzlichste Anhänglichkeit erwiesen und die Sehnsucht ihn wiederzugewinnen lebhaft aussprachen, endlich nach schönen belebten Wochen im Kreise der Berliner Verwandten. Nun kam es ihm in Breslau wieder recht öde vor. Die Vorlesungen waren ihm „alte Jacken und ausgetretene Schuhe geworden; von den Studenten war die bis zu einer gewissen Höhe gebrachte alte Generation grade jetzt wie mit einem Schnitt abgemäht und ein ganz neuer Stamm angewachsen, mit dem wieder von vorn begonnen werden musste.“[2]) Auch war die Frequenz allgemein beträchtlich heruntergegangen.

Unablässig noch mit der Fundamentirung seiner Lehrwirksamkeit beschäftigt hatte sich R. nunmehr „aus wohl zwanzig zu zwanzig verschiedenen Zeiten gemachten Entwürfen“, „hundert innere und äussere Beziehungen berücksichtigend“ das Schema eines Collegiencyclus für die nächsten zehn Jahre zurecht gemacht.[3]) Neben dem vierstündigen Plautus-Colleg las er in demselben Winter, gleichfalls vierstündig, Geschichte der griechischen Poesie. Da Passow's Verpflichtung zu archäologischen Vorlesungen auch auf ihn übergegangen war, so wob er vorläufig eine Uebersicht der griechischen Kunstgeschichte in die Geschichte der griechischen Poesie ein.[4]) Vorzugsweise freilich nahm ihn die Homerische Frage in Anspruch, deren mehr und mehr anschwellende Litteratur zu bewältigen und geistig zu durchdringen war. „Du hast keinen Begriff davon,“

1) Brief des Vaters vom 2. April 1834 nach dem Bericht eines Studenten. 2) An die Mutter 16. Nov., an Pernice 17. Nov. 1835. 3) An Niese 28. December 1833. 4) Bericht vom 14. Januar 1834.

schreibt er an Niese,[1]) „wie die Sachen jetzt stehen. Da ist keine denkbare Meinung, unerhört neu oder alt bekannt, die nicht ihren Vertheidiger findet: und was das Schlimme, keine ist absolut verwerflich, keine unmöglich. Die Sache ist in der gewaltigsten Gährung: es ist wie in einem Erdbeben, wo Alles durcheinander geht und sich noch nicht absehen lässt, zu welcher Gestalt sich die wackelnden Grundlagen wieder consolidiren werden. Die Entwickelungsgeschichte dieser Meinungen an und für sich ist unendlich interessant, und für mündlichen Verkehr ein höchst geeignetes Thema, wenn wir zusammen lebten." Als Resultat seiner eigenen Erwägungen, die er im Einzelnen sorgfältig motivirte und entwickelte, trug er damals folgende Ansicht über Entstehung und Fortpflanzung der Homerischen Gedichte vor. Entstanden kurze Zeit nach dem trojanischen Kriege, in der Periode, als die Achäer den Peloponnes beherrschten, ging die Homerische Heldensage mit den von den Dorern verdrängten Achäern oder Aeoliern in deren neues Vaterland nach Kleinasien hinüber. Dort erfand Homer (am wahrscheinlichsten in Smyrna), das Vorhandene zu seinem Zweck benutzend, den durch beide Gedichte, Ilias und Odyssee, hindurchgehenden Plan. Die von ihm componirten, in äolischem Dialekt gesungenen Epen noch kürzeren Umfangs wurden hierauf (bis zum Anfang der Olympiaden) in den Sängerschulen der Homeriden, besonders auf Chios, erweitert und in den ionischen Dialekt übertragen. Zu Anfang der Olympiadenrechnung schriftlich aufgezeichnet bestanden sie im Grossen und Ganzen in derselben Form unverändert fort. Durch Vermittelung Samischer Rhapsoden (Stabsängern, welche die Gedichte, einander ablösend, an hohen Festen ganz oder bei kleineren Gelegenheiten theilweise recitirten) wurden sie aus Kleinasien nach dem Peloponnes zurückverpflanzt. Für Aufnahme und Verbreitung derselben in Athen sorgte Pisistratus. Er und sein Gehülfe Hipparchus (nicht Solon) ordnete an, dass die Homerischen Gedichte an den Panathenäen durch die Rhapsoden „nach Vorschrift" (ἐξ ὑπολή-

1) 28. December 1833.

ψεως), d. h. nicht mit willkührlichen Auslassungen und Zusätzen vorgetragen werden sollten.

Da Ritschl sehr bald die Nothwendigkeit erkannt hatte, sich in Breslau der Realien anzunehmen, so trug er im Sommer 1834 fünfstündig römische Antiquitäten vor. Als Aufgabe dieser Disciplin bezeichnete er die Erforschung des gesellschaftlichen Lebens in seinen zwei Kreisen, dem engeren der Familie, und dem Staat als dem weiteren. Das religiöse Leben wies er der Mythologie zu; die Kriegsalterthümer blieben ausgeschlossen, weil dieselben von Schneider in besonderen Vorlesungen behandelt zu werden pflegten. Ohnehin war der gebotene Stoff sehr reichhaltig, denn es gingen zwei propädeutische Capitel voraus: ein Abriss der römischen Chronologie und eine Uebersicht der geographischen und ethnographischen Verhältnisse Italiens sowie der Topographie Roms. Letztere wurde in der Weise veranschaulicht, dass erst ein Bild der Stadt in ihrer spätesten historischen Gestaltung gezeichnet, dann die allmälige Entstehung schrittweise aufgesucht wurde. In das Capitel über die Quellen war ausser einem Abschnitt über die inschriftlichen Monumente auch eine Skizze des römischen Münzwesens eingeflochten. Die Verwaltung der Provinzen machte den Beschluss. Es war überhaupt das erste Mal, dass „römische Antiquitäten" im Lectionsplan der Breslauer Universität eine Stelle erhielten; und R. hatte die Freude, dass die anfängliche Zuhörerzahl (27) sich von Woche zu Woche mehrte bis an die Vierzig.[1]) Der Archäologie widmete er eine Sonntagsstunde, in welcher er privatissime (vor 5 Zuhörern!) die antiken Bildwerke des akademischen Kunstmuseums erklärte. Nachdem zu Michaelis 1834 Ambrosch eingetreten war, überliess ihm R. bereitwillig das antiquarische Gebiet und zog sich auf engere Grenzen zurück. Im Winter 1834/5 folgten „die wichtigsten Lehren der lateinischen Grammatik, mit Vergleichung der griechischen"; und die in Halle bereits geplante, aber nicht gehaltene Vorlesung über Aristophanes' Frösche, in Verbindung mit Geschichte der griechi-

1) An die Mutter 17. Juni 1834.

schen Komödie[1]) — beides vierstündig. Im Sommer 1835 endlich wurde das wohlberechnete Gebäude der Vorlesungen gekrönt durch Encyclopädie und Methodologie der Philologie, wo Ritschl Gelegenheit nahm, seine Ansichten über Begriff, Aufgabe und systematischen Zusammenhang der einzelnen Theile der Alterthumswissenschaft zu entwickeln, und über die Methode des philologischen Studiums die eindringlichsten Winke zu geben.

Die grundlegenden Gedanken, welche er zuerst in den metrischen Vorlesungen des Winters 1831/2 vorgetragen (S. 85), hatte er seitdem in einem anonymen Artikel des Brockhaus'schen Conversationslexicons[2]) ausgeführt, der schon im Herbst 1831 versprochen,[3]) im August 1833 vollendet war. Ein kurzer geschichtlicher Ueberblick, welcher die allmälige Entwickelung der Wissenschaft in verschiedenen Perioden und nach verschiedenen Seiten charakterisirt, schliesst mit dem Zeitalter der Deutschen seit Heyne und F. A. Wolf, welchen das Streben, das Alterthum in seiner Totalität zur Erkenntniss und zur Anschauung zu bringen, als eigenthümliche Richtung zugesprochen wird. Wenn Schelling in seinen Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums[4]) dem echten Philologen die historische Construction der Werke antiker Kunst und Wissenschaft zuschreibt, deren Geschichte er in lebendiger Anschauung zu begreifen und darzustellen habe: so forderte R. von der Philologie in zugleich mehr umfassender und präciserer Formulirung „Reproduction des Lebens des classischen Alterthums durch Erkenntniss und Anschauung seiner wesentlichen Aeusserungen." Um nun zu zeigen, wie von diesem Standpunkte aus die einzelnen Disciplinen sich zu einem organischen Ganzen verbinden, setzte er die Schellingschen Ideen des Guten, Heiligen, Schönen, Wahren, durch welche die vier Sphären der Sittlichkeit, der Religion, der Kunst und der Wissenschaft bedingt seien, entspre-

1) Von dieser Vorlesung liegt mir keine Breslauer Aufzeichnung vor. 2) Conversationslexicon der neuesten Zeit und Litteratur, in 4 Bänden. Leipzig, F. A. Brockhaus 1833. Dritter Band, S. 497—506 Philologie, unterz. (88), wieder abgedruckt in Band V der opuscula. 3) An Niese 6. November 1831. 4) 1803 S. 76.

Hergebrachten allmächtig. Den anschaulichsten Ueberblick über alle Eindrücke, Desiderien und Absichten, welche R. gegen den Schluss des ersten Semesters in Kopf und Herzen trug, giebt der nach Erfurt in Folio eingesandte Stimmungsbericht, dessen Hauptstellen wir im Folgenden mittheilen. Doch müssen wir zum Verständniss des Einganges noch Folgendes vorausschicken. In den Kreis der Erfurter Vertrauten war bereits seit einigen Jahren Alfred Graffunder eingetreten, eine höchst eigenartige, edle Persönlichkeit. Hauptsächlich von theologisch-philosophischen Studien durchdrungen war er im Herbst des Jahres 1828 von Berlin, wo er die Stelle eines Alumnen-Inspectors am Joachimsthalschen Gymnasium versehen hatte, nach Erfurt in das Regierungs- und Schuldepartement zur Leitung des Volksschulwesens im dortigen Regierungsbezirk berufen worden. Mit der Zeit hatte sich zwischen dem fremden jungen Ehepaar und dem R.'schen Elternhause in Erfurt ein herzlicher Verkehr gebildet und aus ihm heraus eine brüderliche Freundschaft der beiden jungen Männer. Dem productiven genialen Forscher war es eine Lust über Kern und Richtung seiner gelehrten Arbeiten, noch mehr aber seiner praktischen Wirksamkeit gegenüber dem ideenreichen, immer auf die höchsten Ziele der Menschenbildung gerichteten, allen fruchtbaren Bestrebungen der Wissenschaft zugänglichen Denker und kundigen Geschäftsmann sich auszusprechen, im Feuer der Discussion die eigne Kraft zu stählen und zu erfrischen, an der ruhigen Flamme eines tiefen echten Gemüthes das hochschlagende Herz zu erwärmen: und auch dieses Band ist unlöslich fest geblieben, bis das Lebenslicht des Aelteren erlosch, wenig über ein Jahr früher als das des Jüngeren.[1])

Der erwähnte Generalbericht[2]) lautet: „Meine lieben Eltern und Geschwister ('s ist Schade, dass ich nicht noch Graffunder unter einem Verwandtschaftsnamen mit hier anbringen kann). Ich wollte, ich kriegte meine

1) Graffunder, am 22. August 1801 geboren, ist am 5. Juli 1875 in Rudolstadt als Geh. Regierungsrath gestorben, wohin er nach seiner Versetzung in den Ruhestand (1873) von Berlin aus sich zurückgezogen hatte. 2) 29. August 1833.

Die Einwendungen gegen das Aufgehen der Philologie in Geschichte veranlassten im Sommer 1835 bei Gelegenheit der Vorlesungen über Encyclopädie neue Erörterungen über das Verhältniss jener beiden Wissenschaften zu einander. Der grosse Reiz jener wirkungsvollen Vorträge aber bestand in der unmittelbaren, eindringlichen Frische, mit welcher der Lehrer seine Anschauungen als etwas Selbsterlebtes, seine Anweisungen als ein Erfahrener, welcher den selbstgefundenen Weg nun Anderen voranleuchtet, vortrug. Namentlich die sehr unparteiische Auseinandersetzung über den jüngsten Gegensatz der Richtungen (zwischen Hermann und Böckh) diente vortrefflich zur Orientirung und Klärung der Begriffe. Mit durchschlagenden Gründen wurde der combinatorischen Anschauung ihr Recht gewahrt; als Gegengewicht aber dem allgemeinen Theil, welcher das weitläufige Gebäude der Alterthumswissenschaft vorzeichnete, der eindringliche „Schlussruf" angehängt: „Wer die Sprache nicht kennt, keine Grammatik weiss und nicht der Wortkritik Herr ist, kann kein Philolog sein; aber alles Dreies macht allein noch nicht den rechten Philologen!"

Leider fehlen über R.'s Lehr- und Vortragsweise in dieser ersten Breslauer Periode eingehendere Schilderungen. Doch berichtet Julius Brix, der zuerst im Sommer 1835 die Encyclopädie und im Seminar die Interpretation Horazischer Oden hörte, von dem jugendlich feurigen Vortrag, der ein eigentliches Nachschreiben nicht zugelassen habe. Gefesselt von der lebensvollen Ausführung habe man sich begnügt, nur die Stichworte und positiven Ergebnisse zu notiren. Auch fiel es Keinem ein, daran Anstoss zu nehmen, dass der Stoff nicht bis auf die Hefe in gleicher Ausführlichkeit erschöpft wurde: desto lehrreicher war das wirklich Vorgetragene. Als besonders charakteristischer Vorzug aber im Gegensatz zu Anderen trat schon damals die umsichtige und eingehende Art hervor, Jeden auf dessen besonderem Arbeitsfelde, wenn es auch seinen eigensten Studien fernlag, über das bisher Geleistete, die zu verfolgenden Gesichtspunkte, die Methode der Forschung so zu orientiren, ihn mit den nöthigen Hülfsmitteln (Handschriften sowohl als Büchern) so zu ver-

erstens Notabilitäten sind, und zweitens, was viel wichtiger, weil sie Frau und Kinder haben; so bin ich denn ganz auf meine historische Philologie, auf mein Amt und schöne Hoffnungen für die Zukunft angewiesen. Begeistern kann mich aber nun meiner Natur nach meine Amtsthätigkeit als solche nicht, die Philologie wohl, aber das Dociren und Instruiren und Bilden und Ziehen ist mir, wenn ich recht aufrichtig sein soll, nicht erschrecklich ans Herz gewachsen; dass ich was lerne dabei, ist mir mehr werth — — — auch ist's nicht gerade so schlimm gemeint, wie es auf dem Papier aussehen mag; es ist eigentlich nur vergleichsweise zu dem eigenen gelehrten Treiben wahr. Dabei thut es meiner wirklichen Thätigkeit nicht den geringsten Abbruch, die ich nur — wenn ich mich nicht selbst täusche — mehr aus einem individuellen Thätigkeitstriebe, als aus dem allgemeinen Nützlichkeitsprincipe glaube herleiten zu müssen. Ich fange im Seminar sehr durchgreifend an zu reformiren. Im Laufe dieses Semesters, was ja in zwei Wochen bewältigt ist, hoffe ich, ist es mir doch gelungen erstlich den Collegen die Ueberzeugung beigebracht zu haben, dass sie ganz wohl zufrieden sein können, mich gekriegt zu haben, und zweitens meinen Studenten zu dem gebührenden Respect verholfen zu haben vor einem ordentlichen Philologen, von dem sie was lernen können. Der ersten Bemühung wird, so Gott will, die Krone aufgesetzt werden an dem Tage des Novembers, an dem ich meine öffentliche Disputation halte; der zweite Punkt muss seine Bewährung schon durchs nächste Semester erhalten, wenn es sich anders mit ihm richtig verhält. Bei dem besten ehrlichsten Willen, niemandem zu nahe zu treten, kann ich doch nicht anders sagen, als dass ich eine arge Indolenz und grosse Engherzigkeit unter den Studenten und im philologischen Studium überhaupt finde. Durch Collegien lässt sich da wenig bessern. Aber im Seminar müssen die Zügel desto straffer gezogen werden. Die Leute schüttelten die Köpfe wie stutzige Pferde, als ich so eine kleine Aenderung nach der andern vornahm und die Anforderungen intensiv und extensiv steigerte. Nachdem ich sie so zuerst an den Gedanken gewöhnt habe, dass überhaupt

wobei Haufen Durchgefallener (im April 1834 durchschnittlich 6 von 7) aufgethürmt wurden.[1]) Die philologischen Abiturientenarbeiten von einigen 20 Gymnasien und deren Censuren waren zu begutachten, in Breslau selbst zweimal des Jahres Abiturientenprüfungen an den vier Gymnasien zu halten. Für die neuen Gymnasien der Provinz Posen gab es philologische Schulpläne zu entwerfen.[2]) Auch eine Art Oberaufsicht über das pädagogische Seminar übte die Prüfungscommission. Grade die praktische Seite dieses neuen Geschäftskreises hatte für den jungen Professor, der als richtiger Sohn seiner Mutter Neigung und Talent zum Regieren und Verwalten in sich verspürte, einen besonderen Reiz. Zur Herstellung erwünschter Ordnung hatte er für die mannigfachen Zweige seiner sämmtlichen privaten, amtlichen und wissenschaftlichen Angelegenheiten sich einen Schreibtisch mit 100 Fächern bauen lassen,[3]) und ein paar hundert Themata für Prüfungsarbeiten hatte er auch bereits auf Lager.

Auch die Kunst- und Alterthümersammlung war von Passow verwaltet worden. Der Bericht des Curators (27. April 1833) über den zu bestimmenden Nachfolger gab deutlich zu erkennen, dass derselbe sich von R. nichts Sonderliches in dieser Richtung verspreche. Nur weil kein Besserer da sei, da Schneider nur kritisch-grammatische Philologie zu seinem Studium gemacht habe, Hoffmann nach dem Urtheil aller befragten Sachverständigen zu geringe Kenntnisse in der alten classischen Litteratur besitze, musste der aufgedrungene Neuling von Halle aushelfen. „Es dürfte daher wohl dem Prof. R. die Aufsicht und Verwaltung der Kunst- und Alterthümer-Sammlung übertragen werden müssen, und es ist nur zu wünschen, dass er darin so vorzüglich genügen möge, als dies gewiss der Fall gewesen wäre, wenn Ew. Exc. den von der phil. Facultät und von mir vorgeschlagenen Prof. Sillig für dieses Lehrfach anzustellen geruht hätten.“ Nun aber vollends die Münzsammlung dem jungen Menschen anzuvertrauen erschien dem Curator noch weniger rathsam:

1) An Pernice 18. April 1834. 2) An Pernice 28. Januar 1836, [illegible]836. 3) An die Mutter 27. Januar 1834. [illegible] Niese) waren es erst 53.

„ohne ein Misstrauen in den Prof. Ritschel zu setzen," habe doch „der Oberbibliothekar Consist.-Rath Wachler einen begründeteren Anspruch auf vertrauungsvolle Sicherheit und Zuverlässigkeit bei der Verwaltung und Beaufsichtigung einer so kostspieligen Sammlung."[1]) Hierauf erfolgte wiederum eine unerwartete Entscheidung:[2]) die Aufsicht über das Museum wurde den Professoren R. und Hoffmann gemeinschaftlich übertragen und zwar in der Art, dass der p. p. R. über die Sammlung der antiken Münzen und Gypsabgüsse, der p. p. H. aber über die übrigen Theile des Museums die specielle Aufsicht führe." Obwohl allerdings wenig durch bisherige Studien vorbereitet übernahm R. diese Functionen sehr gern. Vor Allem war es eine treffliche Gelegenheit zu lernen, den wissenschaftlichen Gesichtskreis und damit den Boden der praktischen Wirksamkeit zu erweitern. „Im Schweisse seines Angesichts," versichert er, habe er sich in die Archäologie hineingearbeitet. Auch durfte er nun um so sicherer hoffen, dass die Regierung seine längst geplante italiänische Reise begünstigen werde. Er konnte sagen: soll ich eure Copieen dirigiren, so lasst mich auch die Originale sehen. Die Uebergabe an beide Directoren durch Wachler unter Assistenz des Malers König erfolgte erst am 20. August 1833. Die sogenannte Münzsammlung bestand aus einer ungeordneten Masse, welche in einem hinter dem Manuscriptenzimmer der Universitätsbibliothek befindlichen Gelass provisorisch untergebracht war. R. sollte die Katologisirung, Anordnung und definitive Aufstellung bewirken,[3]) hatte aber keineswegs freien Zugang zu seinem Local, da das zu passirende Manuscriptenzimmer unter besonderem Verschluss des Bibliothekars gehalten wurde. So hatte er noch am 14. Januar 1834 zu berichten, dass er

r natürlich nur in Bausch und Bogen übergebenen Münzen grössten Theil noch nicht einmal habe ansichtig werden, eige denn auch nur eine einzige wirklich kennen lernen

" Ohnehin hatte der Curator für gut befunden, „wegen

richt vom 25. Mai 33. 2) Durch Min.-Rescr. vom 10. Juni. rialrescript vom 1. Septbr. 1833.

verschiedener andrer Aufwendungen", welche namentlich durch die aus Universitätsfonds zu bestreitende Aufnahme der versammelten Naturforscher und Aerzte veranlasst wurden, die Anordnung der Münzen sowohl als auch die erforderliche Einrichtung des Locals bis zum künftigen Jahr auszusetzen.[1]) Indem nun der neue Director darauf angewiesen war, die Münzen zum Behuf ihres Studiums auf sein Zimmer zu nehmen, bereitete ihm im Sommer 1836 sein eigner Barbier die Ueberraschung, mittelst Einbruchs 177 Silbermünzen nebst 150 Thalern von R.'s eigner Baarschaft zu entwenden. Zum Glück gelang es, dem Diebe die antiken Münzen sämmtlich und von dem Uebrigen wenigstens 50 Thlr. wieder aus den Klauen zu reissen.[2])

Während die Münzen und Gemälde nur durch zufällige Geschenke vermehrt werden durften, war zur Bereicherung der Alterthümersammlung eine jährliche Summe von 170 Thalern ausgesetzt, wovon in der Regel wenigstens 100 den classischen zu Gute kommen sollten. Im Einzelnen hatten sich die beiden Directoren zu einigen, während Wachler, dem überhaupt die Rolle eines Mentors für den unerfahrnen Vorstand zuertheilt war, eine Art oberer Instanz bildete. Der Anschaffung neuer Gypsabgüsse widmete sich R. sofort mit besonderem Eifer. Er setzte sich mit den Museen von Berlin, München, Wien, Paris in Verbindung und suchte durch planmässige Auswahl der entweder für den antiken Cultus oder für die geschichtliche Entwickelung der Kunst besonders lehrreichen Werke zunächst den für archäologische Vorträge unentbehrlichen Apparat herbeizuschaffen. Besonders begünstigte er die Reliefs, weil sie ihm bei verhältnissmässiger Billigkeit vorzugsweise instructiv erschienen für kunstgeschichtliche Betrachtung;[3]) auch eine Sammlung von Gemmenabdrücken wurde ins Auge gefasst. So konnte der Jahresbericht vom 11. März 1835 die „Erwerbung zahlreicher und bedeutender Monumente" melden, welche theils durch Ankauf, theils durch Schenkungen (u. a. 20 Abgüsse aus dem

1) Curatorialschreiben an Wachler vom 1. September 1833.
2) An Pernice 1. Sept. 1836. 3) An Niese 28. December 1833.

Berliner Lagerhause) hinzugekommen seien. Aus eigner Anschauung kannte R. bisher nur das Berliner Museum. Zu weiterer archäologischer Ausbildung begab er sich in den Sommerferien 1834 auf mehrere Wochen nach Dresden, wo er des alten Böttigers Bekanntschaft machte. Die schon am 7. Mai an das Ministerium gerichtete Bitte um Urlaub und Gewährung einer Reiseunterstützung befürwortete der väterlich wohlwollende Curator mit der Motivirung, dass dem Professor R. „das längere Verweilen in den von Lessing schon so genannten Kunst-Propyläen zum Behuf seiner archäologischen Studien und seiner Vorlesungen über reale Archäologie sowie zur Kritik und Geschichte der classischen Kunst gewiss sehr förderlich sein werde."

Die selbständige Verantwortlichkeit des Museumsvorstandes zu wahren nahm der junge Director in einem Falle eigenthümlicher Art Veranlassung. Eine Reiterrüstung, das dem Kunstwerthe nach beste, ja das einzige gute Stück der mittelalterlichen Sammlung, hatte einem preussischen Prinzen so gefallen, dass die Universität durch Ministerialverfügung angewiesen wurde, dieselbe dem hohen Liebhaber als „freiwilliges Zwangsgeschenk" (wie es in einem Curatorialschreiben einmal heisst) abzutreten. Der Curator forderte ein Gutachten ein, und zwar in Abwesenheit Hoffmanns von Wachler, als dem „Oberaufseher" des Instituts, obwohl demselben diese Function nie übertragen war, auch von ihm selbst abgelehnt wurde. R., der hierbei völlig übergangen war, unterliess nicht, am 2. April 1834 eine ausführlich motivirte Vorstellung an den Regierungsbevollmächtigten zu richten, welche nach gründlichster Erörterung der Schenkungsfrage die Competenz der berufenen Vorsteher in bescheidenster Form, aber sachlich mit grossem Nachdruck wahrte.

Dergleichen kleine Competenzconflicte hinderten doch en grundehrlichen und wohlmeinenden Regierungsmann nicht, er vom Ministerium zum Bericht über des jungen Proors Beförderung zum Ordinariat aufgefordert war,[1]) „als r lautenden Umstand" nicht nur anzuerkennen, „dass hm angekündigten Vorlesungen zu Stande gekom-

[1]) erfordert den 26. Juni, erstattet den 18. Juli 1834.

men, und dass sogar seine Privatvorlesungen verhältnissmässig zahlreich besucht worden seien," sondern auch hinzuzufügen: „Die Urtheile der Männer von Fach über seinen Geist und seine Kenntnisse sprechen sich beifällig aus und berechtigen zu noch grösseren wissenschaftlichen Erwartungen von ihm in der Zukunft, zugleich aber dient sein bescheidenes anspruchloses Betragen ihm überall zur Empfehlung." Hierauf erfolgte im Herbst 1834 die Ernennung zum Ordinarius;[1]) am 18. Novbr. wurde der neue College durch den Decan Schneider in die Facultät, am 13. Decbr. durch den Rector Unterholzner in den Senat eingeführt. Die lateinische Antrittsrede „über die innige Verbindung des philologischen Studiums mit dem Lehrerberuf" hielt er erst am 22. Januar 1836. Indem er von der Thatsache als einer gegebenen und in ihrer Berechtigung unbestrittenen ausging, dass der Schwerpunkt des Gymnasialunterrichts in den Händen der Philologen liege, untersuchte er die Frage, welchen Zweck die gelehrte Ausbildung des Gymnasiallehrers in dem weiten Gebiete der classischen Philologie für seinen praktischen Beruf habe. Weit entfernt, das Studium des Alterthums an sich als eine Aufgabe der Schule hinzustellen oder in ihm die einzige Quelle ästhetisch-ethischer Humanitätsbildung zu erkennen, legte er alles Gewicht auf den ganz eigenthümlichen und unersetzlichen Gewinn, welchen die Erlernung der alten Sprachen für formale Bildung des Verstandes und Schärfung des Urtheils erziele. Dass aber die Ausbildung des Lehrers sich nicht beschränke auf die banausische Einübung für diesen Schulzweck, dafür findet er, von allen andren naheliegenden Gründen abgesehen, die tiefste Ursache in dem idealen Gesichtspunkte, dass in dem Lehrer der Jugend (analog wie im Geistlichen) der wissenschaftliche Sinn geweckt und lebendig sein müsse. Zur Pflege desselben gehöre methodische Beschäftigung mit einer besonderen Wissenschaft sei es von der philosophischen sei es von der historischen Gruppe.

Dem Ordinarius fiel mit der Zeit auch die bürdevolle

1) Bestallung vom 7. Octbr., Mittheilung des Minist. an den Cur. am 3. Nov., Nachricht vom Cur. am 10. Novbr.

Würde der sogenannten Eloquenz zu. Bereits am dritten August 1834, zu des Königs Geburtstag, hatte er im Auftrage des Ministers[1]) die akademische Festrede zu halten und die Preise zu verkündigen gehabt. Er sprach über die eines Fürsten einzig würdige Art Künste und Wissenschaften zu pflegen,[2]) indem er den Gedanken ausführte, dass grade die völlig selbstlose, von Ruhmsucht wie von persönlicher Liebhaberei wie von einseitigen praktischen Staatszwecken freie Sorgfalt, welche der regierende König (Friedrich Wilhelm III.) der Pflege der Wissenschaften um ihrer selbst willen widme, das wahrhaft fürstliche Princip sei, welchem Preussen die vom Ausland bewunderte und beneidete Blüthe seiner Unterrichtsanstalten verdanke. Auch die Lehrfreiheit der Universitäten beruhe auf demselben und sei eben dadurch vor den Gefahren gesichert, welche man von den Beschlüssen des Wiener Congresses ableite. Erst zu Neujahr 1836 wurden definitiv zwischen ihm und Schneider die Rechte und Pflichten des os academicum getheilt.[3]) Nach collegialischer Uebereinkunft wechselten sie halbjährlich ab in der Redaction des Lectionsverzeichnisses und des dazu gehörigen prooemium; ferner alternirten sie in der Abfassung des Programms zum dritten August und der zu haltenden Rede, und in jährlichem Turnus in der Wahrnehmung der ausserordentlichen Geschäfte. Gleich das nächste prooemium für das Sommersemester 1836 hatte R. zu schreiben, desgleichen eine lateinische Dankadresse an den König von Grossbritannien für eine grosse Sammlung von Staatsurkunden, Parlamentsacten u. s. w., welche derselbe der Universitätsbibliothek verehrt hatte.[4]) Aehnlicher Art war die letzte Leistung R.'scher Eloquenz aus der Breslauer Zeit:[5]) ein lateinisches Dankschreiben an die Directoren der Ostindischen Compagnie für ein ansehnliches Büchergeschenk, vermittelt von Wilson.

---

1) Rescript vom 26. Juni 1834. 2) *de ea, quae principe sola digna sit, artium litterarumque cura.* 3) Auf Antrag des Curators vom 26. Novbr. 1835, veranlasst durch eine im Einverständniss mit Schneider gemachte Eingabe R.'s vom 16. Nov., genehmigt durch Ministerialrescript vom 8. Decbr. 4) Rectoratsschreiben vom 25. Jan. 1836. R. an Pernice 28. Jan. 1836. 5) Im Juni 1839.

4. Schriftstellerische Arbeiten.

Das Einleben in die neue, weit umfangreichere und verantwortlichere Lehrthätigkeit, das Einarbeiten in ferner liegende Gebiete der Wissenschaft, wie namentlich Archäologie, die Verwaltung so vieler, Zeit und Kraft in Anspruch nehmender Nebengeschäfte, endlich die Anforderungen der Geselligkeit, gestatteten im Anfang der Breslauer Zeit zur Ausführung grösserer litterarischer Unternehmungen nur spärliche Musse, welche vorzugsweise der Erfüllung älterer Verpflichtungen, den Obliegenheiten akademischer Schriftstellerei und kleineren journalistischen Beiträgen gewidmet wurde. Das Erste war die Abfassung der noch von Halle datirten Vorrede zur Anabasis und, eine Leistung der Pietät, zwei biographische Artikel[1]) über Reisig und Passow, die bis Anfang Juni 1833 vollendet waren.[2]) Manches in diesem Sommer Begonnene blieb unvollendet. So für die Halle'sche Litteraturzeitung eine Recension über sprachvergleichende Grammatik, für die Jahnschen Jahrbücher eine Besprechung der neusten Litteratur über Metrik, insbesondere der Leipziger Hephästionausgabe. R. selbst hatte bereits in Halle eine neue Bearbeitung des Gaisford'schen Commentars vorbereitet, den er „zu einem möglichst vollständigen Repertorium" für das Studium der Metrik umzugestalten dachte.[3]) Für das Rheinische Museum war ein Aufsatz über Aeschylus bestimmt; für die Schulzeitung eine Recension über Geschichte der griechischen Grammatik, speciell über Ranke's Hesychius-Abhandlung.[4]) Statt einer Recension der Bernhardy'schen Encyclopädie für die Berliner Jahrbücher, welche ursprünglich beabsichtigt war, wurde in zwei Tagen der öfters erwähnte anonyme Artikel über Philologie für das Brockhaus'sche Conversationslexicon geschrieben, der zunächst in der Philomathie vorgetragen wurde.[5])

1) Für das Brockhaus'sche Conversationslexicon der neusten Zeit, jetzt in opusc. V. 2) An Lancizolle 7. Juni 33. 3) *De doctrinae metricae scriptoribus Graecis. Historiae crit. gramm. Graec. Specimen II*: — so lautet einer der Zukunftsbüchertitel aus dieser Zeit. Vgl. den Titel der Schrift *de Oro et Orione*. 4) Anfänge und Vorarbeiten zu dieser gross angelegten Rec. sind erhalten. 5) Vgl. S. 117. An Niese 6. Sept. 33.

Im Winter sollte die schon in Halle geplante Schrift über „die metrische Kunst der Griechen in ihrer historischen Entwickelung“ mit Zeugnissen und einer Sammlung von Beispielen, als Leitfaden für die Vorlesungen, an die Reihe kommen, im nächsten Jahre die Fortsetzung der Studien über Geschichte der griechischen Grammatiker. Die Berliner Preisaufgabe über das Alexandrinische Museum lockte ihn nicht, weil er sie für unlösbar hielt.[1]) Im November erschien die Recension der von Förtsch besorgten neuen Ausgabe des Vossischen Aristarchus,[2]) an welcher sich R. ursprünglich gemeinsam mit dem alten Commilitonen hatte betheiligen wollen. Er hebt im Eingange nachdrücklich das immer fühlbarer werdende Bedürfniss einer wissenschaftlichen Darstellung der lateinischen Grammatik hervor, welche sich vornemlich auf zweierlei Grundlagen stützen müsse, erstens auf „die grossartigen Resultate der neuern sprachvergleichenden Forschungen“, nachdem dieselben, wie zu wünschen, für den Standpunkt classischer Philologen zweckmässig zusammengefasst seien; zweitens auf eine möglichst vollständige Sammlung des gesammten lateinischen Sprachmaterials, wie sie von dem leider zu früh verstorbenen Conrad Schneider begonnen war. Von letzterem Gesichtspunkt aus wird die Wiederbearbeitung des Vossischen Aristarch, „dieser unerschöpflichen, wenn auch etwas überfüllten und bisweilen ziemlich wüst geordneten Vorrathskammer“ als eine Art Nothbehelf gutgeheissen. Eingehend erörtert Ref. die schon in den schedae criticae behandelte Streitfrage über die Messung von *alterius*, seine Ansicht von der ursprünglichen und in der Sprache des Umgangs wie der Bühne gebrauchten Länge des *i* vertheidigend und ausführend.[3])

Für den Augenblick drängte am meisten die Abfassung einer Habilitationsschrift. Ursprünglich hatte R. eine abge-

1) An Aeltern und Geschwister 19. Aug. 1833. 2) Halle'sche Allgem. Litt.-Ztg. 1833 November Nr. 208 f. S. 441—450, ohne Unterschrift. 3) Diese Auseinandersetzung ist als eins der Actenstücke in dem Stufengange der Untersuchung aufgenommen in opuscula II S. 667—676.

schlossene Sammlung und kritische Behandlung der Fragmente seines Agathon dazu ausersehen, eine Abhandlung, die er auf 3—4 Bogen berechnete.[1]) Aber der einmal bei Seite gelegte Stoff vermochte ihn nicht mehr dauernd zu fesseln: im Vordergrunde seiner productiven Interessen stand damals die griechische Lexicographie. W. Dindorf hatte dringend aufgemuntert, dem Thomas Magister eine Bearbeitung des Harpokration folgen zu lassen,[2]) und bezeugte seine Freude, als er eine gemeinsame Ausgabe dieses Autors von R. und Kiessling im Messkatalog angezeigt fand.[3]) Anstalten zur Beschaffung des Apparates waren im Gange. Der Cantabrigiensis freilich kam vorläufig noch zu theuer, da Rosen in London eine Vergleichung auf 20—30 Pfund berechnete.[4]) In Paris versprach Dübner durch L. von Sinner Collationen zu besorgen;[5]) in Rom hatte Freund Ruge wenigstens einen Anfang gemacht. Als dann der junge Emil Braun bei seinem Abgange nach Italien sich Aufträge erbat, ertheilte ihm R. für Stephanus, Pollux und besonders Harpokration die umfassendsten Instructionen.[6]) Da erschien im October desselben Jahres Bekkers Ausgabe des Harpokration, die viel vorwegnahm: nun war es freilich zweckmässig, „für den Augenblick" diesen Autor „einigermassen in den Hintergrund treten zu lassen", sich auf Controle der Bekker'schen Akribie und eine Nachlese zu beschränken.[7]) Doch wurde keineswegs die Hoffnung aufgegeben, „den Bekker mit der Zeit schon todt zu machen",[8]) besonders nachdem Blomfield in Erwiderung einer überaus verbindlichen lateinischen Epistel Collationen sowohl von Cambridge als vom British Museum geschickt hatte.[9]) Aus dem Zusammenhang dieser Studien entnahm R. den Stoff zu seiner Habilitationsschrift, die er

1) An Pernice 25. Mai 1833. 2) An R. 25. Septbr. 1832. 3) An R. 4. November 1833. 4) An R. 25. Juni 1833. 5) An R. 1. August 1833. 6) An Braun 16. August 1833. Besonders empfahl ihm R. den Florentinus. 7) An Braun 29. Octbr. 1833. Insbesondere wünschte R. die Citate mit Zahlzeichen genauer als bei Bekker verglichen: ob ἐν ἀ$^{\omega}$ oder α″ geschrieben stehe, ob der Artikel hinzugefügt sei oder nicht. 8) An Braun 7. Mai 1834. 9) Dankschreiben R.'s an Carl Jacob in London vom Mai 1834.

in angestrengter Arbeit von Mitte September bis Ende October 1833 vollendete.[1]) Desto länger, bis in den Januar des nächsten Jahres, zog sich der Druck der wenigen Bogen hin. Es mussten erst in Leipzig griechische Typen bestellt werden, wie denn das gesammte Breslauer Bücherwesen noch gar sehr hinter dem Sächsischen zurückstand. Endlich in der Mitte Februars konnte die Schrift de Oro et Orione versendet werden.[2]) Sie giebt sich gleich auf dem Titel als ein *Specimen historiae criticae grammaticorum graecorum*, wie solche schon 1820 von Lobeck (zum Phrynichus p. 482) erwünscht worden war. Die nothwendigste Vorarbeit für diese Aufgabe war kritische Untersuchung der Quellen, wie sie von F. Ranke in der Schrift über Hesychius versucht, mit vollendeter Meisterschaft von Lehrs im Aristarch gezeigt war. Auf dem so wichtigen Gebiet der griechischen Lexicographie bietet das gegenseitige Verhältniss der verschiedenen Etymologica, die ursprüngliche Gestalt des einen alten Etymologicon, aus dem jene abgeleitet sind, die Zusammenstellung einer Gesammtausgabe ein dankbares Problem. Nachdem zur Lösung desselben allgemeine methodische Andeutungen gegeben sind, tritt die Untersuchung in ihr besondres Thema ein, die kritische Sichtung der Suidasartikel über die vielfach unter einander verwechselten Grammatiker Orion von Theben, Orion und Oros von Alexandria. Eine sichere Grundlage bietet das erhaltene Etymologicum, welches handschriftlich dem Orion von Theben, Zeitgenossen der Eudokia (Mitte des 5. Jahrh. n. Chr.), zugeschrieben wird, während Suidas dasselbe fälschlich dem Alexandriner, dem Verfasser eines Panegyricus auf Hadrian, zutheilt. Dazu stimmen die Zeugnisse des Tzetzes über Eudokia. Das Wichtigste aber ist die Hervorhebung eines fast vergessenen älteren Grammatikers Oros, der mit reicher Belesenheit gegen Phrynichus und Herodian schrieb und als Hauptquelle des Orion erkannt wird. Hierauf der Nachweis, dass das ganze Lexicon des Orion in das etymologicum magnum und Gudianum aufgenommen sei, Bestimmung des gegenseitigen Verhältnisses

1) An die Mutter 25. October 1833. 2) An Pernice 15. Febr. 34.

beider etymologica, Analyse beider Recensionen, eine reiche Fülle von Einzelbemerkungen und für die Quellenforschung im Allgemeinen leitenden Beobachtungen.[1]) Der bedeutende Werth der ausgezeichneten Abhandlung wurde am bereitwilligsten anerkannt von dem competenten Meister dieser Studien, von Lehrs.[2])

Zu andren akademischen Publicationen nöthigte seit 1836 die Professur der Eloquenz und die damit verbundene Verpflichtung zur Abfassung von Proömien und Programmen. Die erste in dieser Reihe war die Abhandlung de Marsyis rerum scriptoribus,[3]) Ausführung der dritten und vierten These aus den schedae criticae, und zugleich eine Probe der Harpokrationstudien. Ausgehend von den Artikeln bei Suidas unterscheidet die Untersuchung zwei Historiker des Namens Marsyas, den älteren aus Pella, Zeitgenossen Alexanders des Gr., Verfasser eines Werkes Μακεδονικά in 10 Büchern u. a., und den Fortsetzer desselben, aus Philippi. Die Zeugnisse über Beide werden kritisch gesichtet, die Fragmente ihrer Schriften geordnet, mit Hülfe neuer handschriftlicher Collationen zu den Citaten aus Harpokration, festgestellt und erläutert, und die Summe unsres Wissens daraus gezogen.

Eine Abschrift des Krakauer Codex von der Abhandlung des alten Physiologen Meletius über den Bau des menschlichen Körpers, welche im Besitz des Theologen David Schulz war, lieferte den Stoff zum Königsprogramm (3. Aug.) desselben Jahres,[4]) in welchem etwa ein Viertel des Textes emendirt und mit kritischem Commentar abgedruckt ist.[5]) Jene

1) Auch das Resultat einer damals beabsichtigten, aber nicht veröffentlichten Specialuntersuchung über Pausanias' und Dionysius' Lexica als Quellen des Photius wurde mit einem Worte angedeutet p. 34 = opusc. I 618. 2) Recension in der Zeitschr. f. Alterthumsw. 1835, S. 449 ff., nachdem sich ebenda (S. 281 ff.) ein Anonymus (Bernhardy) vornehm von oben herab ausgelassen hatte. Freundliche Anzeige von Ranke in den Berliner Jahrb. für wissensch. Kritik 1835 I p. 59 ff. Ritschl's Datirung des Oros (2. Jahrh.) hat zuletzt Ed. Hiller Jahrb. f. Philol. 1869 S. 438 f. gut vertheidigt. 3) Prooemium ind. schol. aest. Vratisl. 1836 = opusc. I 449—470. 4) *Meletii de natura hominis commentarius e codice Cracoviensi edi coeptus.* = opusc. I 693 ff. 5) Vgl. opusc. I 838 ff.

Abhandlung hat für den Philologen vorzugsweise wegen der ziemlich zahlreichen Dichtercitate ein Interesse. Da kurz darauf, noch in demselben Jahre, im dritten Bande der Oxforder Anecdota von Cramer das ganze Buch nach Handschriften der Bodleiana herausgegeben wurde, unterliess R. die weitere Bearbeitung und begnügte sich bei der späteren Redaction seiner opuscula zur Beleuchtung des Handschriftenverhältnisses eine kleine Probe seines Apparates mitzutheilen.

Der Verkehr mit Ambrosch rief die Arbeiten zur Archäologie des Dionysius von Halicarnass hervor. Seit Reiske lag die Textkritik dieses Werkes brach. Die einzige philologisch bedeutende Ausgabe, die von Sylburg (1586), war 250 Jahre alt. Von Neuem hatte Niebuhr die Aufmerksamkeit auf die hochwichtige Geschichtsquelle gelenkt; ja er dachte selbst an eine kritische Bearbeitung des Textes.[1]) Diese Aufgabe nun hatte Ambrosch ins Auge gefasst und während seines mehrjährigen Aufenthaltes in Italien einen handschriftlichen Apparat gesammelt, den er nach der Heimkehr zu verwerthen gedachte. Aber seine vorzugsweise der Realforschung auf dem Gebiete der römischen Alterthümer, besonders der römischen Religionsgeschichte zugewendeten Studien liessen ihn nicht über die ersten Vorbereitungen der beabsichtigten Textrecension hinauskommen. Es lag nahe, dieses Geschäft dem hierzu unvergleichlich befähigteren Freunde abzutreten, der ja auch durch seine grade in Breslau mit Eifer betriebenen antiquarisch-historischen Studien vollkommen dazu vorbereitet war und sich lebhaft für die Lösung der bedeutenden Aufgabe interessirte. In der That bot ihm Ambrosch seinen gesammten Dionysius-Apparat zur Erwerbung an.[2]) Man kam über eine Theilung der Arbeit überein: Ritschl sollte den Text mit dem kritischen Apparat, Ambrosch den sachlichen Commentar liefern. Im Januar 1836 stand der Plan dieser Ausgabe fest.[3])

1) Vorträge über römische Geschichte I 42: „Wenn ich eine Collation der chigischen Handschrift erlangen könnte, so wäre es wohl meine Absicht, einst eine kritische Ausgabe des Dionysius zu besorgen." 2) Ambrosch an R. 7. Octbr. 1835. Vgl. opusc. I 472. 3) An Bernice 28. Januar 1836. Auf dem Couvert des in Anmerk. 2 citirten

Alle diese Pläne, Vorbereitungen und Anfänge wurden aber schon in den ersten Breslauer Jahren mehr und mehr zurückgedrängt durch das immer festere Gestalt gewinnende Unternehmen einer Bearbeitung des Plautus. Das Interesse für diesen Dichter hatte durch die Entdeckung des Mailänder Palimpsestes, welchen die liberale Schätzung des glücklichen Finders A. Mai in das Zeitalter der Antonine setzte, einen neuen Aufschwung genommen. Die Publication der neuen Ausbeute (1815), so mager und ungenau sie auf den ersten Blick erscheinen musste, war doch ganz geeignet, die Begier nach gründlicherer Durchforschung des erst theilweise gehobenen Schatzes zu wecken. Aber ausser G. Hermann, dem congenialen Nachfolger Bentley's, welcher der ihm von seinem Lehrer Reiz anverlobten Braut den Aeschylus vorgezogen hatte, war in der gesammten gelehrten Welt des 19. Jahrhunderts Niemand vorbereitet und befähigt, die seit zwei Jahrhunderten fast vergessene Kritik des höchst verwahrlosten Textes mit Aussicht auf Erfolg in die Hand zu nehmen. Nicht einmal das Verhältniss der gedruckten Ausgaben zueinander und wo eigentlich die in denselben befindlichen Ergänzungsscenen herrührten, war bekannt. Niebuhrs Spürsinn reizte dieses Problem: er hat aber die Lösung angerührt, ohne sie zum Abschluss zu bringen (1816 und 1828).

Ritschls eindringlichere Beschäftigung mit den römischen Komikern hatte (wohl durch Reisigs Anregung) schon in der Halle'schen Studentenzeit begonnen, wie die schedae criticae beweisen. Freilich nahm der Commilitone Rein den Plautus damals als seine Domäne in Anspruch,[1]) doch wird diese Concurrenz so wenig abschreckend auf R. gewirkt haben als eine Warnung des Pförtner Wolf, welcher ihm einst aus eigner Erfahrung den wohlmeinenden Rath gab: „Lassen Se's sein mit dem Plautus, Ritschl; ich sag' Ihnen, 's kommt nischt raus dabei."

Schon in den Anfängen seiner Docententhätigkeit (in den

Briefes steht von R.'s Hand folgender Zukunftstitel: *Dionysii Halicarnassensis | quae supersunt. | Librorum Vaticanorum, Chisianorum, Ambrosiani ab Julio Athanasio Ambrosio | collatorum | ope | emendavit* (ausgestrichen *recensuit*) | *F. R.* 1) Hanow an R. 16. Octbr. 1834.

Sommersemestern 1830 und 32) hatte R. den Miles gloriosus interpretirt, den zuletzt Lindemann (1827) so stümperhaft herausgegeben hatte. Er bemühte sich im Frühling 1833 um den Heidelberger Decurtatus, dessen Zusendung nach langen Formalitäten endlich am 11. Juli durch Bähr erfolgte.[1]) In Breslau fand er an seinem Collegen Schneider, der schon manche Beiträge[2]) zur Kritik des Komikers geliefert hatte, einen Plautinischen Genossen, so dass sich auf diesem Felde eine gewisse Gemeinschaft der Arbeit, ein wechselseitiges Mittheilen und Verhandeln zwischen Beiden bildete.[3]) Schneider übernahm einen Theil der Collation des Decurtatus und besorgte den Abdruck des Truculentus nach der Handschrift;[4]) ja es scheint gegen Ende des Jahres 1833 sogar der Gedanke einer gemeinschaftlichen Bearbeitung des ganzen Dichters aufgetaucht, aber bald wieder aufgegeben zu sein.[5]) Einen Theil des Apparates, ausser der Heidelberger die Leipziger Handschrift und einen Haufen alter Ausgaben hatte R. damals bereits zur Stelle geschafft.[6]) Die Vergleichung des Mailänder Palimpsestes und des vetus codex Camerarii in der Vaticana sollte Emil Braun besorgen.[7]) In dem schon erwähnten Schreiben (vom 16. August 1833), welches R.'s Aufträge zusammenfasste, war insbesondre ausgesprochen, dass er von dem Palimpsest „was nur irgend lesbar, ausgebeutet" wünsche: was das sagen wolle, ahnte er damals noch nicht. Schon im Januar 1834 wurde mit Freund Niemeyer, dem Chef der Halle'schen Waisenhausbuchhandlung, ein Contract für den Verlag einer grossen Plautusausgabe in vier Bänden abgeschlossen, von welcher der erste (Bacchi-

1) Meldung R.'s an die Mutter vom 30. Juli 1833. Der cod. ist dann desto länger in R.'s Händen geblieben: noch im Febr. 1835 hatte er ihn bei sich. 2) Collation der ed. princeps 1825; neue Auflage des Rudens von Reiz 1824. 3) Praefatio zur Ausgabe der Bacchides von 1835 p. III. 4) Vgl. Ritschl opusc. III p. 18 A. 5) Niemeyer an R. 13. Decbr. 1833 missbilligt eine solche Gemeinschaft. 6) R. an Niese 28. Decbr. 1833. 7) Begonnen werden sollten die Collationen mit dem Miles, den R. interpretirte, dann sollten die Captivi und zunächst die im Decurtatus nicht erhaltenen Stücke folgen. An den Ambrosianus kam Braun überhaupt nicht, im April 1834 versprach er von Rom aus demnächst an den Miles gehen zu wollen.

des Menaechmi Mostellaria Miles Mercator Pseudolus enthaltend)[1]) noch in demselben Jahr fertig werden sollte!

Vor Allem aber war der Grund zu legen durch methodische Erforschung der Textgeschichte, Aufdeckung der ältesten und relativ reinsten Quellen der Ueberlieferung, Beseitigung des Vulgatenwustes und der von den ersten Bearbeitern eingeschwärzten Interpolationen; das Resultat dieser Untersuchungen aber sollte durch ein vorläufiges Beispiel veranschaulicht werden, indem die urkundliche Ueberlieferung eines einzelnen Stückes (der Bacchides) in ihren verschiedenen Phasen bloszulegen war. Mit um so grösserem Verlangen sah R. im Mai der ersten Sendung der Braunschen Collation des vetus, jenes „ältesten und besten codex", entgegen: da er grade mit den Bacchides beschäftigt war, bat er zunächst um die Lesarten dieses Stückes. Denn das erklärte er täglich deutlicher einzusehen, „dass ohne eine genaue Vergleichung jener Handschrift für den Plautus kein Heil zu hoffen sei." Auch orthographische Kleinigkeiten, sorgfältige Unterscheidung der ersten und zweiten Hand, ob letztere alt oder neu sei, Rasuren „und was dahin gehört", — Alles war ihm wichtig. Wenigstens in den Prolegomenen der Ausgabe, deren Druck bis Mitte Octobers vollendet sein sollte, wünschte er die Ausbeute noch zu verwerthen, um so Allen, die sich darum kümmerten, die Nothwendigkeit der kritischen Grundansicht, von der er ausgehe, zur Ueberzeugung zu bringen.[2]) Als erste Probe aber so verheissungsvoller Studien erschien im August dieses Jahres[3]) die Recension der Lindemannschen Plautusausgabe, welche nach und nach Miles gloriosus (1827), Captivi (1830), Trinummus (1830) und Amphitruo (1834) umfasst hatte. Der Rec., „im Besitz eines so reichen Apparates, wie ihn wohl nur wenige haben mögen", ist in der Lage, die zu beurtheilende Arbeit Schritt vor Schritt nicht nur verfolgen zu können, sondern auch verfolgt zu haben. In Allem namentlich, was er über die Geschichte, Verhältniss und Werth der gedruckten Ausgaben

1) R. an Braun 7. Mai 34. 2) An Braun 4. August 1834. 3) Halle'sche Allgem. Litt.-Zeit. 1834 August Nr. 143 f. S. 529—542, unterzeichnet Fr. Ritschl.

von der ed. princeps an vielfach berichtigend und ergänzend beibringt, greift er mit sicherster Ueberlegenheit aus dem Vollen. Besonders neu für den damaligen Stand des Wissens sind die Bemerkungen über die Brixiana des Pylades und die Ehrenrettung des Pareus gegenüber den Verunglimpfungen Gruters. Nachdem an den Ausgaben gezeigt ist, dass Lindemann, wie es mit dem denkbar dünnsten und schärfsten Ausdruck heisst, hiervon „erstlich zu wenig kannte, zweitens zu wenig hatte, drittens dass er die, welche er hatte, zu wenig benutzte, viertens dass er ihr Verhältniss zu wenig untersuchte" (S. 531), wird dasselbe von den Handschriften erwiesen. Der sehr problematische Werth des von L. eben so weit überschätzten als liederlich verglichenen codex 'Suritanus' oder Lipsiensis wird zum ersten Mal festgestellt, indem er nebst der Princeps und fast allen übrigen bekannt gewordenen Handschriften einer und derselben Familie zugewiesen wird, welche den Plautinischen Text „in einer auf unzähligen Conjecturen, zum Theil auch Interpolationen beruhenden Recension eines Grammatikers" darstelle. Ihr gegenüber wird mit sehr kühler Abweisung des Ambrosianischen Palimpsestes („weil in ihm allen Anzeigen zufolge offenbar nur ein sehr kleiner Theil des ganzen Plautus erhalten ist: innerer Gründe nicht zu gedenken") als „der eigentliche Grund und Eckstein der ganzen Plautinischen Kritik der Satz aufgestellt, „dass die einzige echte und unverfälschte Quelle des Plautinischen Textes die beiden Palatinischen Handschriften des Camerarius sind," als „ohne alle eigenmächtige Veränderung gemachte Abschriften desselben durch Ungunst äusseren Zufalls entstellten Urtextes", aus dem die interpolirte Recension stammt. Letztere könne nur dazu dienen, die Interpolationen des Pylades aufzudecken. Als oberstes Gesetz für den Kritiker ergebe sich möglichst enger Anschluss an die freilich oft sehr corrupten Lesarten der Palatini, denen die „nach den Principien einer festen Methodik" zu regelnde Emendation suchen müsse so nahe wie möglich zu kommen. In welchem Grade aber freilich diese Palatini für Lindemann böhmische Dörfer waren, wird in ergötzlicher Weise an dem Wirrsal seiner Varianten-

angaben gezeigt, wo bald codd. Camerarii, bald codd. Taubmanni, bald Mss. Bothii, bald Palatini angeführt werden ohne eine Ahnung, dass es immer wieder dieselben sind!

Zum Schluss aber fühlt Rec. sich zu der Erklärung gedrungen, „dass mit allen libris manuscriptis und rescriptis der letzte Schritt doch noch nicht gethan ist," dass auch über die Enträthselung der oft sinnlosen Lesarten noch hinaus gegangen werden müsse. Zwar „eine Bentleysche Kritik des Plautus wäre jedenfalls noch nicht an der Zeit," sie sei „aber auch nicht mehr an der Zeit." Dieselbe sei in der geschichtlichen Entwickelung wissenschaftlicher Kritik überhaupt „nur ein nothwendiger Durchgangspunkt, der eine zuvor nicht nach Gebühr anerkannte Seite zuerst in ihr Recht einsetzte, aber zugleich mit Einseitigkeit auf diejenige Spitze des Uebermasses trieb, wodurch sich jede bahnbrechende Richtung in jeder Zeit und auf jedem Gebiet charakterisirt." Zum entgegengesetzten Extrem führe ein engherziges Festhalten des Urkundlichen. Dieses in seiner wahren Gestalt kennen zu lernen müsse freilich der letzte Schritt sein. Von ihr ausgehend habe man die Gesetze der Plautinischen Rhythmik, auf die sich doch die Hauptschwierigkeit reducire, zu abstrahiren, statt mit selbstgemachten Gesetzen anzufangen, um in endlosem Kreislauf danach wieder den Text zu constituiren. Wie wenig man noch den Stand der Ueberlieferung kenne, solle „binnen Kurzem in dem ersten Theile einer kritischen Gesammtausgabe des Plautus vor Augen treten."

Im nächsten Jahre erst folgte jene Proecdosis, die Ausgabe der Bacchides, welche den bis dahin gewonnenen Standpunkt R.'s scharf illustrirt. Die als Vorrede dienende epistola an den Breslauer Collegen Schneider[1]) setzt Plan und Zweck dieser Ausgabe auseinander. Der in der Recension des Lindemannschen Plautus ausgesprochene Grundsatz, dass (in Ermangelung besserer Kenntniss des im Ambrosianus niedergelegten Textes) die Kritik des Dichters auf die beiden zuerst von Camerarius ans Licht gezogenen Palatini zu gründen sei, sollte an dem Beispiel eines einzelnen ganzen Stückes erläutert und erhärtet werden. In dieser

1) Datirt *Vratislaviae m. Quintili a.* 1835.

Absicht waren die Bacchides ausgewählt, weil an ihnen bequemer als an andren theils schwerer verdorbenen, theils in Beziehung auf die Textgeschichte weniger einfach und klar liegenden Proben der Stand der handschriftlichen Ueberlieferung vorgelegt werden konnte. Während also der Text im Ganzen die Recension der Palatini darstellen sollte, sind im kritischen Apparat auch die Varianten der schlechteren Handschriften und aller wichtigeren Ausgaben mitgetheilt, eine Arbeit, wie der Herausgeber selbst erklärte, 'sedulitatis potius quam sagacitatis', unter ausdrücklicher Enthaltung von dem Versuch, die Hand des Dichters selbst herzustellen: nur in den Anmerkungen sind doch ziemlich viel Vorschläge zur Verbesserung niedergelegt. Die Lesarten des Vetus sind nach der zweiten Ausgabe des Pareus mitgetheilt (also die Braunsche Collation war ausgeblieben), den Heidelberger Decurtatus hatte er selbst in Breslau verglichen. Eigentlich hatten, wie die Vorrede p. VI berichtet, ausführliche Prolegomena die Ausgabe begleiten sollen,[1]) enthaltend eine 'historia critica fabularum Plautinarum' und Erörterung der wichtigsten Fragen, welche bei der Emendation in Betracht kommen ('emendandi Plauti gravissima capita'). Aber während der Verfasser bereits damit beschäftigt war, seine Sammlungen zu redigiren, kam der Urlaub für die lang ersehnte italiänische Reise. Die Vorbereitungen dazu nahmen nunmehr alle Zeit in Anspruch, die Stimmung zu ruhiger Arbeit war verflogen. So entschloss er sich eine vor drei bis vier Monaten deutsch entworfene Abhandlung über die Kritik des Plautus schnell für den Druck zurecht zu machen und an Welcker für das Rheinische Museum zu schicken als eine Ergänzung seiner Textausgabe.[2]) Nur einen kurzen Auszug daraus nahm er zur Orientirung der Leser in die Vorrede (p. VII—XXI) auf. Folgende Hauptresultate enthält derselbe. Eine sorgfältige Prüfung der zahlreichen gedruckten Ausgaben hat ergeben,

1) Am 5. April 1835 meldet er der Mutter, dass er die Einleitung zu dem Buche schreibe, welches seit Monaten fertig liege; am 11. Juni, er müsse noch circa 10 Bogen Vorrede zu seinem Buche schreiben. 2) Praef. p. VII: *eaque volo hanc Bacchidum editionem ita suppleri, ut de hac aequum censeam non iudicari praeter illius societatem.*

dass ihr kritischer Nutzen nur darin besteht, den Ursprung der gegenwärtigen Vulgata zu ermitteln und den allmäligen Fortschritt in der Reinigung des Textes zu verfolgen. Aus den Briefen des Poggio erhellt, dass erst durch Nicolaus von Trier (1428) die zweite, 12 Stücke umfassende Reihe der Plautinischen Dramen entdeckt worden ist, und zwar in Deutschland. Die Handschrift kam in die Vaticana, wo sie (nach des Verfassers damaliger Annahme) allem profanen Gebrauch sorgfältig verschlossen blieb. Die Verbreitung in Deutschland schien, nach gewissen zeitgenössischen Andeutungen zu schliessen, durch einen in Basel (1432/3) gefundenen sehr ähnlichen Codex vermittelt zu sein, in dessen mehrfachen Abschriften der Anfang zu willkührlichen Correcturen gegeben war. Durch flüchtige Bemühungen, den Text einigermassen lesbar zu machen, enstand die recensio der Itali, in zahlreichen sauberen Exemplaren verbreitet, deren eines der wider Verdienst von Lindemann so hochgeschätzte Lipsiensis ist. Das relative Verdienst der gedruckten Ausgaben von der editio princeps des Merula an bis auf Bothe wird in kurzen sicheren Strichen beschrieben.

Das Urtheil R.'s über den Stand unsrer Plautinischen Ueberlieferung lautete damals günstiger als grosse Kritiker wie z. B. Hermann annahmen. Er meinte, der nach den Palatini constituirte Text der Bacchides zeige, dass der Dichter zwar nicht frei von mancherlei Verderbniss, aber doch nicht so entstellt wie die Meisten heutzutage glaubten auf uns gekommen sei.[1]) Indem er sich seinem Zwecke gemäss so eng als möglich[2]) den Pfälzer Handschriften anschloss, verschmähte er doch an ganz sinnlosen und solchen Stellen, deren Gedanke oder grammatische Form offenbar fehlerhaft war, die Aufnahme von Conjecturen nicht ganz, während er überall, wo noch eine wenn auch bedenkliche Vertheidigung möglich schien, bei der Ueberlieferung stehen blieb, namentlich sich aller Aenderungen des Verses wegen

1) p. XXII: *etsi non vacuum certis corruptelae generibus, tamen nequaquam tam depravatum ad nostram aetatem pervenisse Plautum, quam plerisque omnibus hodie videatur.* 2) *quantum quidem fieri salva ratione posset.*

enthielt.[1]) Vorerst sei noch zu erforschen, wie weit Plautus in metrischer und grammatischer Freiheit gegangen sei.

Um aber doch dem Publicum auch einen metrisch lesbaren Text zu bieten, liess er neben dieser Ausgabe gleichzeitig eine zweite ohne den kritischen Apparat erscheinen, in welcher die Verse durch Aufnahme der in den Bemerkungen zur grösseren Ausgabe theils zuerst vorgeschlagenen theils gebilligten Conjecturen soweit hergestellt, auch mit Ictus versehen waren, dass sie gemessen werden konnten, ohne doch auch hier eine irgend abgeschlossene Recension liefern zu wollen. Vielmehr glaubte er bei der Constituirung des Metrums noch vorsichtiger als bei der Behandlung der grammatisch-logischen Form sich innerhalb der Grenzen zwingender Nothwendigkeit halten und auf alles mehr subjective Streben nach Eleganz verzichten zu müssen, ohne deshalb die Bürgschaft für alle Mängel zu übernehmen. Uebrigens war er der Ansicht, dass sich durch Analogie nicht Weniges vertheidigen lasse.[2]) In Bezug auf diese Punkte verwies er auf seine Abhandlung, in welcher er sich über Hiatus, Accent, Position und die übrigen Fragen der Plautinischen Prosodie ausführlicher verbreitet habe.[3]) Dieselbe ist nicht erschienen.

Wenn diese Ausgabe, die sich für nichts Andres als für eine Vorstudie und urkundliches Beispiel der bisher bekannten Ueberlieferung ohne Hülfe des Palimpsestes gab, eine wirkliche, auch nur annähernde Herstellung des Plautinischen Textes weder leisten wollte noch leistete, so gehörte doch die Bornirtheit eines Lindemann und eines Weise dazu, um die ganze Arbeit als eine von Grund aus verfehlte zu ver-

---

1) *Neque enim, ut sapienter praecipientis verbis utar, id reprehendendum est, scripturam corruptam servari, sed defendi tamquam rectissimam. Sed quid rectum sit, quid minus, id vero definiri nisi ab eo nequit, qui non edocere scriptorem, quid debuerit, sed ab eo discere, quid potuerit scribere, mavult.* 2) *Etsi igitur, quae intacta reliqui tanquam dubia, eorum ego minime patrocinium suscipiam omnium, tamen non mediocris in his eorum pars est, quae utique arbitrer similium comparatione satis defendi, quamvis aliena a plurimorum hodie probatione.* 3) *Sed his proprius locus constitutus in Commentatione est, ubi de hiatu, de accentu, de positione, et quae sunt reliqua capita prosodiae Plautinae, disserui explicatius.*

dammen und zu verspotten. Etwas Andres war es, wenn der vor Allen stimmfähige Meister, G. Hermann, gegen den metrisch-prosodischen Standpunkt derselben Einspruch erhob.[1])

Jene umfassende Untersuchung aber über die Geschichte des Plautinischen Textes, welche zur Ergänzung der besprochenen urkundlichen Ausgabe bestimmt war, erschien im gleichen Jahre unter dem Titel: „Ueber die Kritik des Plautus".[2]) Es war ein mit musterhafter Sorgfalt und umsichtigster Combination unternommener, bahnbrechender Versuch aus dem weitschichtigen, höchst verworrenen, von allen Seiten herbeigeschafften Material, soweit es gedruckt vorlag, die unentbehrlichen Fundamente zur richtigen Beurtheilung der in den bisher bekannten Handschriften und in den Ausgaben vorliegenden Ueberlieferung zu gewinnen. Die Hauptresultate sind oben angegeben worden. Alle späteren Berichtigungen derselben fand R. selbst durch Einblick in die bisher ungehobenen handschriftlichen Schätze. Immer wird die an lehrreichen Aufschlüssen überreiche, mit einer den trockenen Gegenstand siegreich bewältigenden Frische geschriebene Abhandlung ein Muster bleiben „bibliographischer Untersuchung", wie der Verfasser selbst sie beim Wiederabdruck bescheiden nannte.[3])

Da sich die Ausführung der italiänischen Reise noch um ein ganzes Jahr verzögerte, so fand sich auch für Abfassung der Habilitationsschrift zum Ordinariat noch Zeit. Es war die Abhandlung de Plauti Bacchidibus,[4]) welche Ende Januars 1836 zur Versendung kam,[5]) die erste in der glänzenden Reihe jener kleineren oder grösseren philologischen Kunstwerke des Verfassers, welche nicht nur die Textkritik, sondern die Erklärung und die litterarhistorische Betrachtung des Plautus so mächtig gefördert und zum Theil in ganz neue Bahnen gelenkt haben. Die vorliegende Abhandlung ist als der erste Theil einer litterarhistorischen Ein-

1) An R. 16. März 1837. 2) In Welcker's und Näke's Rheinischem Museum IV (1835) S. 153—216. 485—570, wieder abgedruckt in den opuscula II p. 1—165. 3) Vgl. die Bemerkung zu opusc. II p. 1. 4) Wieder abgedruckt, mit Zusätzen und mancherlei kleinen Aenderungen, in den Parerga zu Plautus und Terenz p. 391—430. (Diss. VII.) 5) An Pernice 28. Januar 1836.

leitung zu den Bacchides anzusehen. Ausgehend von Erwägungen über die eigenthümliche Stellung des Stückes in der überlieferten, sonst alphabetischen Reihenfolge (nach dem Epidicus, an der Spitze der zweiten, zwölf Dramen umfassenden Hälfte), über den Grund und zeitlichen Ursprung derselben (hier kommen zum ersten Mal Varro's Plautusstudien in rascher Uebersicht zur Sprache), prüft der Verf. den gegebenen Bestand des Textes, indem er einerseits Niebuhrs verwerfendes Urtheil der sogenannten Supplemente bekräftigt, als deren Verfasser er durch entscheidendes Zeugniss den neapolitanischen Akademiker Antonius Panormita erweist, andrerseits die thörichten Meinungen derer, welche den Verlust des Anfangs bestritten oder die von Grammatikern citirten, in unserem Text nicht befindlichen Bruchstücke vermittelst beliebter Hypothese auf eine sogenannte doppelte Recension zurückführten, mit leichter Mühe widerlegt. Am interessantesten aber ist die aus der Fabel selbst, aus deutlichen Anspielungen, endlich aus Vergleichung des lateinischen Textes mit einzelnen griechischen Fragmenten gewonnene Entdeckung, dass die Menandrische Komödie Δὶς ἐξαπατῶν das Original der Bacchides war, und die wenigstens annähernde Bestimmung der Aufführungszeit, ermittelt aus einem verächtlichen Seitenblick des Dichters auf die Abnutzung der Triumphe. Am Schlusse wird eine Fortsetzung in Aussicht gestellt, welche dreierlei darthun solle: 1) die Nothwendigkeit der Annahme, dass der Anfang des Stückes verloren sei; 2) die Möglichkeit, alle jene zerstreuten Bruchstücke in den Zusammenhang des Ganzen einzureihen; 3) den Inhalt und Gang der verlorenen Scenen.[1])

Die Tragweite der bisher gewonnenen Ergebnisse sucht der Verf. einem befreundeten Laien folgendermassen deutlich zu machen:[2]) „Von guten Büchern sollte ich Dir Titel schicken, und dafür bekommst Du eine Hand voll Früchtlein aus eigenem Garten, die Dir wie Holzäpfel schmecken werden. Es ist aber ein schlimm Ding mit jener Commission; bei jeder neuen Buch-

1) Sie findet sich in den opuscula II 292 ff., „geschrieben mit Ausnahme des fünften Abschnitts" (über Act- und Scenenabtheilung) „im Jahre 1838." 2) An Graffunder 1. Februar 1836.

händlerzusendung habe ich Raths gepflogen und in Gedanken Dein Bedürfniss ermessen; ich kann mich aber zu keiner directen Empfehlung entschliessen. Ich halte es kaum für möglich, dass Du unsern heutigen Detailforschungen Geschmack abgewinnest, nicht weil Du ein Absoluter bist, sondern weil sie nach allen Seiten hin in stillschweigenden Beziehungen den stets gegenwärtigen Zusammenhang der gesammten heutigen Philologie und ihrer Tagesfragen voraussetzen, und zum grossen Theil erst durch diesen Reiz, Bedeutung, und selbst Verständlichkeit erhalten. Nur ein klein Beispiel gleich zur Probe. In § 5 der Dissertation ist combinirt worden, dass das Plautinische Stück nach Menander bearbeitet sei. Daran hat man an sich nicht viel. Wer aber weiss, dass die bis jetzt gewonnenen Notizen über die Originale der Plaut. Stücke auf ganz andre Dichter der alten Komödie hinweisen, die durch einen bestimmten Kunstcharakter von Menandrischer Komödie geschieden sind; wer da weiss, dass das eine schwebende Streitfrage ist, ob überhaupt Menander Original für den römischen Dichter gewesen sei, die meist verneinend beantwortet worden ist, der wird ganz anderes Interesse an der kleinen Entdeckung nehmen, die, wenn sie gegründet ist, theils ein neues Actenstück zur Kenntniss des griechischen Komikers liefert, theils eine neue Seite der Betrachtung für den Plautus eröffnet. So ist § 8 die Zeitbestimmung des behandelten Stückes nur ein kleiner Punkt, durch den aber die noch nicht grosse Reihe ähnlicher Ermittelungen erweitert wird; wird sie einmal zu noch grösserer Vollständigkeit weiter geführt sein, was wirklich zum Theil von glücklichem Zufall abhängt, so wird ein ganz andres Licht, als jetzt, über die chaotisch vor uns liegende individuelle Entwicklung des Dichters hereinscheinen, und zugleich für manche jetzt unklare geschichtliche Beziehung oder Anspielung in den Worten des Dichters der Schlüssel gefunden werden. Ebenso liesse sich ausführen, dass selbst die Kraft oder Unkraft gebrauchter Beweise häufig nur erst von dem ermessen werden kann, dem sogleich die ganze Reihe von Analogien specieller und speciellster Art gegenwärtig ist, der mit einem Blick übersieht, ob der eingeschlagene Weg der einzige oder einer unter vielen ist."

5. Persönliches.

Mit der Menge der amtlichen Geschäfte und dem intensiven Kraftaufwande, welchen R. denselben widmete, standen die finanziellen Erträge in sehr ungleichem Verhältniss. Gemäss den Grundsätzen preussischer Sparsamkeit war von dem Passow'schen Gehalt (1400 Thlr.) seinem Nachfolger nicht viel mehr als ein Drittel (500) zugebilligt worden. Mit der Beförderung zum Ordinarius war eine Zulage von 100 Thlr. vom 1. Januar 1835 an verbunden. Die Prüfungscommission brachte 160 Thlr. Fixum und 40—60 Thlr. Accidenzien; die halbe Professur der Eloquenz die Hälfte von 125 Thalern, die Direction des Seminars wie des Kunstmuseums keinen Groschen. Die feste Gesammteinnahme R.'s erreichte also im Anfang kaum die Summe von 700, später noch nicht 900 Thlr., wovon die Wittwencasse noch bedeutende Abzüge machte. Die Hoffnung auf erkleckliche Collegiengelder bewährte sich nicht. Vier Fünftel derselben wurden regelmässig gestundet, so dass z. B. die Honorareinnahme des ersten Sommers von etwa 40 Zuhörern im Ganzen 15 Thaler 20 Groschen statt 160 Thaler betrug, ja bei steigender Zuhörerzahl gelegentlich noch weniger, wie z. B. im Winter 1834/5 einige 60 Zuhörer nur 9—10 Thlr. im Ganzen einbrachten. Die Bilanz des ersten Semesters ergab, Alles in Allem genommen, auch die grössere Theurung von Breslau mit eingerechnet, keine finanzielle Verbesserung gegen Halle. Der Arme, der sich von der Natur viel besser zum Ausgeben als zum Sparen angelegt sah, erkannte, dass wenn das Leben in Halle mit Schulden schlecht genug gewesen war, dasselbe in Breslau ohne Schulden bei 468 Thlr. netto noch viel schlechter sei.[1]) Trotz aller Anerkennung in guten Wörten und trotz der 700 Thlr., welche von dem Passowschen Gehalt „zum Besten der Professoren der philosophischen Facultät, die sich am meisten durch ihre Wirksamkeit als Lehrer wie durch ihre sonstigen wissenschaftlichen Leistungen auszeichneten," zurückbehalten waren, fehlte es fortwährend an allen verwendbaren Fonds, um die immer steigenden Bedrängnisse eines unentbehrlichen bedeutenden Lehrers zu

1) An Pernice 8. October 1833.

heben. Ja der extraordinarius Ambrosch, dem aus geheimnissvoller Quelle für die Unterweisung der katholischen Theologen im Kirchenlatein eine jährliche Extraeinnahme von 200 Thalern zufloss,[1]) war besser gestellt als der ordinarius und Seminardirector.

Mit der Gesundheit ging es in Breslau nach einer kurzen Periode scheinbarer Besserung immer schlechter. Nur allzu oft stellten sich Rheumatismen ein, und die immer zunehmenden chronischen Unterleibsbeschwerden hatten Verstimmung der Nerven und des Gemüths zur Folge. Regelmässige Spaziergänge, und zwar drei- bis vierstündige, selbst in den gesundesten Tagen, wurden zur unabweislichen Pflicht. Vorübergehend that freilich im Sommer 1835 zweimonatliches Brunnentrinken (in Breslau selbst) und sehr strenge Diät so gute Wirkung, dass sich der Patient gesunder als seit 6—8 Jahren fühlte. Aber schon im Novbr. begann wieder das alte Lied, und im Winter musste der Kopf um des Leibes willen seine Thätigkeit auf ein Minimum von 3—5 Stunden täglich beschränken. „Die Summe aller einzelnen Stunden, halben und ganzen Tage," so klagt er einmal,[2]) „an denen mich diese Unterleibsleiden in absolute geistige Unthätigkeit versetzen, würde eine erkleckliche Zahl austragen." Sein Arzt (Dr. Kalkstein) verlangte den Gebrauch einer Badecur in Warmbrunn. R. bat um eine Reiseunterstützung in einer Vorstellung an den Curator Heinke (26. Juli 1836): „Ew. Hochwohlgeb. eigenem hochgeneigtem Ermessen darf ich es wohl getrost anheimstellen, ob ich füglich im Stande sei, von meinem mässigen Gehalte die Kosten einer Badecur und Badereise zu bestreiten, deren jetzige Nothwendigkeit lediglich bedingt ist durch frühere Anstrengungen, unter denen ich mich eine Reihe von Jahren ohne eigne Mittel und ohne königliche Unterstützung habe zu. meiner jetzigen Stellung heraufarbeiten müssen." Der wohlwollende Curator empfahl zwar die Bitte nach Kräften: sie konnte aber wiederum wegen mangelnder Fonds nicht gewährt werden.[3])

Auf dem nicht ungewöhnlichen Wege einer Anleihe

1) Joh. Schulze an R. 17. Oct. 36. 2) An Niese 31. Januar 1836.
3) Ministerialrescript vom 10. August 1836.

wurde die Warmbrunner Reise doch möglich gemacht. Unser Freund verbrachte in dem schönen Gebirgsthal drei sehr vergnügte Wochen (vom 13. Aug. bis 4. Septbr.), weniger badend als lebend,[1]) aber für den Augenblick doch wieder mit bestem Erfolg auch für seine Gesundheit, zumal unter der Beihülfe eines so bewährten Arztes, wie frische Liebe ist. Mit Freund Stenzler und den drei jungen Töchtern des Breslauer Arztes Dr. Samuel Guttentag, welche sich gleichzeitig, aber nicht zufällig in Begleitung ihrer Erzieherin dort aufhielten, wurde das Gebirge durchstreift. Schon seit dem 19. Juni war R. mit der jüngsten, der 15jährigen Sophie,[2]) versprochen, doch musste nach dem Willen des Vaters die Verlobung noch geheim bleiben.

Im Warmbrunner Thal mit guten Freunden zu leben war ihm schon bei seinem ersten Besuch, im Herbst 1833, gar lockend erschienen. Dieser Traum ging nun in lieblichster Form in Erfüllung. Damals, in der ersten Hälfte des Septembers, hatte ihn der ehemalige Hallenser College Heffter, der auf der Durchreise von Berlin in Breslau eine kurze Rast machte, bewogen, eine Gebirgstour mit ihm zu improvisiren. Wenn Altwasser, Salzbrunn, und die übrigen Vorberge dem Thüringer nicht besonders imponirt hatten, so erschienen ihm die gewaltigen Massen und eigenthümlichen Formen des Riesengebirges um so bedeutender. Entzückte Briefe an die Eltern wie an Niese hatten die empfangenen Eindrücke und die überstandenen Strapazen geschildert.

Nicht weniger hatte ihn in den Sommerferien des nächsten Jahres (1834) ein Ausflug über Stettin an die Ostseeküste angeregt: er erlebte die erste Dampfbootfahrt, nahm das erste Seebad. Aber alle Gedanken und Hoffnungen, insbesondere alle wissenschaftlichen Pläne und Studien, wiesen immer dringender auf Italien als das Land der Erfüllung.

---

1) An Niese 12. September 1836. 2) Geb. 21. August 1820.

Italien

1836—1837.

In Folge der Berufung nach Breslau hatte der längst entworfene Reiseplan natürlich vor der Hand in den Hintergrund treten müssen. Doch wurden die Vorbereitungen dazu unablässig im Stillen fortgetrieben. Auch die Vorlesungen, in deren Kreis römische Antiquitäten und alte Kunstgeschichte gezogen wurden, mussten dazu dienen, Notizen über italiänische Bibliotheken wurden gesammelt, die schon in Halle begonnenen Sprechübungen mit einem geborenen Italiäner (Poli) fleissig fortgetrieben. Nach zweijähriger angestrengter und erfolgreicher Wirksamkeit in Breslau hielt nun der Gewissenhafte den richtigen Zeitpunkt für gekommen, der ihm gestattete, ohne allzu grossen Nachtheil für das Amt seinen Lieblingsplan wieder aufzunehmen. Wenn er zu Michaelis 1835 den auf fünf Semester berechneten Cyclus seiner Vorlesungen zum ersten Mal beendigt haben würde, glaubte er seine Heerde unter der stillen Nachwirkung seiner Lehre und der stellvertretenden Obhut des im gleichen Sinne wirkenden Freundes Ambrosch für einen Winter ihrem Schicksal überlassen zu dürfen. Hierauf hinweisend richtete er am 17. Mai 1835 an den Minister ein Gesuch um Bewilligung eines Urlaubs für das Wintersemester 1835/6 und einer Unterstützung zu dem Zweck, in Mailand den Palimpsest und in Rom eine oder zwei Vaticanische Handschriften des Plautus zu vergleichen. Als weitere wissenschaftliche Zwecke werden angeführt erstens eine von dem Petenten längst ins Auge gefasste kritisch-exegetische Bearbeitung des Pollux und des Stephanus von Byzanz, für welche grade auch Mailand und Rom die Haupthülfsmittel bieten; zweitens die Abfassung einer kritischen Geschichte des gesammten grammatischen Studiums bei den Griechen, welche nur durch die Sammlung und Combinirung vielfacher, nach sicherer Kunde noch in italiänischen Bibliotheken verborgen liegender grösserer und kleinerer Stücke als eben so

vieler einzelner Bausteine möglich werden könne; drittens antiquarische Studien, unter Berufung auf gehaltene Vorlesungen über Geschichte der alten, namentlich der bildenden Kunst, über römische Antiquitäten mit besonderer Hervorhebung des Topographischen. Diese Eingabe wurde zunächst mit Begleitschreiben vom 12. Mai an Joh. Schulze geschickt und ihm die weitere Behandlung der Angelegenheit vertrauensvoll in die Hand gelegt. Der Petent fügte hinzu, er stehe jetzt in einem Lebensalter, wo durch ferneren Aufschub das Gelingen immer precärer werde; je fester eingewurzelt in die amtlichen Verhältnisse, desto misslicher werde jede Unterbrechung; nach fünf vollen Semestern erlaube der Anstand wohl eine neu angetretene Stellung auf ein halbes Jahr zu verlassen. Auch sei über kurz oder lang die Ernennung von Angelo Mai zum Cardinalbibliothekar und in Folge davon gewissermassen die gänzliche Schliessung der Vaticana zu erwarten (?!). Für die auf 8 Monate berechnete Reise wird eine Unterstützung von 400 Thlrn. erbeten. Beide Schreiben sind in rührend bescheidenem Tone gehalten. Mit einer gewissen Feierlichkeit und gottergebenen Andacht, welche den Pastorssohn vor grossen Entscheidungen anzuwandeln pflegte, behandelte er die Sache auch seinen Nächsten gegenüber. Denn trotz aller Abneigung gegen dogmatische Fesseln glomm unauslöschlich in ihm eine „Religion des Gemüthes“,[1]) welche bis in die letzten Lebensjahre zuweilen in heller Flamme aufschlug.

Das Ministerium bewilligte unter dem 4. Juli den erbetenen Urlaub und eine ausserordentliche Unterstützung von 250 Thlrn. mit dem verschämten Zusatz, „insofern er glauben sollte, mit einer solchen Beihülfe die Kosten der Reise bestreiten zu können“, worüber einer Erklärung von R.'s Seite entgegengesehen werde. Natürlich sagte er ja, indem er zugleich die Hoffnung aussprach, dass ihm im unvermeidlichen Nothfalle noch ein Nachschuss gewährt werden möge. Mit verdoppelter Anstrengung wurden nun die Vorbereitungen

1) So nennt es der Freund Niese in einer Strafepistel vom 13. April 1834 über fehlendes Christenthum.

betrieben. Bis Mitte September sollten alle noch unerledigten Arbeiten („das Buch", d. h. die Ausgabe der Bacchides nebst Prolegomena; ferner die Habilitationsschrift) abgemacht sein, und im October wollte er sich auf den Weg machen. Am 20. October stand er auf dem Sprunge: schon war der Platz im Postwagen bis Wien belegt.[1]) Aber wiederum trat das Schicksal dazwischen, indem es in Oberitalien die Cholera ausbrechen liess, so dass nunmehr die Reise mit Bewilligung des Ministers bis zum Wintersemester 1836/7 ausgesetzt wurde.[2]) Und wenn nun das Ungeheuer sich grade im nächsten Sommer recht breit in Italien machen sollte! „Ueber zwei Dinge," lesen wir in einem Brief,[3]) „könnte ich eine Tragödie schreiben, über meine Metrik und die italische Reise." Noch im September 1836, ja selbst zu Anfang Octobers war es wegen der noch bestehenden päpstlichen Cordons durchaus zweifelhaft, ob die Reise von Statten gehen könne, bis endlich in den letzten Tagen des Monats der Aufbruch erfolgte.

Ueber die italiänische Reise, einen der entscheidendsten Factoren für R.'s geistige Entwickelung, sind wir so glücklich, sehr ausgiebige eigenhändige Aufzeichnungen zu besitzen. Dieselben hatten die doppelte Bestimmung von Tagebüchern für den Verfasser und Collectivbriefen an sehr verschiedenartige Freunde und Freundinnen, „so dass jeder Einzelne nach seiner eigenthümlichen Natur sein besonderes Theil daraus nehmen könne." Insbesondere auch die Braut, deren Vater in Betracht ihrer Jugend weder eine öffentliche Bekanntmachung der Verlobung noch eine Correspondenz des Paares hatte zugeben wollen. In frühen Morgen- und späten Abendstunden wurden die Blätter geschrieben. Sie circulirten bei der ganzen Familie und in einem weiten Freundeskreise, wanderten von Breslau nach Stettin, Halle, Erfurt. Damals, als die Alpen noch nicht so leichten Fusses überschritten wurden und das Touristengeschwätz über Italien noch nicht Mode war, konnten Reiseberichte noch auf empfänglichere Leser rechnen, und vollends aus solcher Feder

1) Abschiedsbrief an Graffunder. 2) Rescript vom 14. September 1835. 3) An Niese 31. Januar 1836.

geflossene. Selbst der Onkel Bischof war von diesen 'epistolae encyclicae' höchlich erbaut. Jede Zeile sei ihm gleich interessant gewesen, schrieb er am 16. Juli 1837, „mochte nun die Rede seyn von Naturschönheiten, oder von der Kunst; oder von den Bibliotheken oder von der Küche oder von den Gelehrten, oder von der Dogana u. s. w." und zwar nicht bloss, weil es von dem ihm so theuren Neffen kam, sondern weil sich unter seiner Feder auch das vergleichsweise Kleinere und Geringere in ein Etwas verwandele. „Hieran hat . . . allerdings das Leichte, Lebendige, Bezeichnende, Plastische Deiner Darstellung einen wesentlichen Antheil, aber eben so sehr die Gesinnung, die Empfänglichkeit für alle menschlichen Verhältnisse und Zustände; die Unbefangenheit in der Betrachtung und Beurtheilung . . . die Geneigtheit, ausländische Nationalität nicht nach einem engen, subjectiven, oft philiströsen Massstabe zu messen, sondern aus sich selbst und nach einer grossartigen Idee." Scherzend versicherte er, die Briefe des Neffen allen Reisebeschreibungen Semilasso's vorzuziehen. Und in der That haben die vergilbten Blätter auch heute den Reiz duftiger Frische durch die jugendliche Wärme der Auffassung, die naive Ursprünglichkeit der Beobachtung, die herzliche Freudigkeit des Genusses und der Mittheilung. Ueberall ist der Verfasser darauf aus, seinen Lesern den möglichst vollen und scharf präcisirten Inhalt des Gesehenen, Erfahrenen, Empfundenen vorzulegen, das Charakteristische der Landschaften wie der Leute und ihrer Sitten in lebensvollen, abgerundeten Bildern wiederzugeben, ohne je in die ausgetretenen Geleise des Reisebeschreibers zu gerathen. „Wäre ich ein griechischer Schriftsteller," bemerkt er einmal, „so würde ich meine Blätter *Stromata* überschreiben, d. h. Tapeten: so bunt geht es darin her." Abgesehen aber von dem persönlichen Interesse, zu sehen, wie auferweckend und gründlich ausbildend grade auf diese Natur das Leben auf classischem Boden gewirkt habe, gewährt unserem rasch lebenden Geschlecht der Rückblick auf italiänische Zustände vor 40 Jahren bereits einen gewissen culturhistorischen Reiz, so dass etwas reichlichere Mittheilungen wohl nicht unerwünscht sein werden. Leider tritt in

jenen Skizzen nach der Ankunft in Rom eine längere, fast sechswöchentliche Pause ein. Hier fehlte das treibende Motiv zur Mittheilung in die Ferne, die Einsamkeit. Die Eindrücke in Rom nahmen den Ankömmling zu mächtig in Anspruch, er kam gleich in lebhaften Menschenverkehr. Dazu trat ein subjectives Motiv, welches er in voller Offenheit aussprach, so bezeichnend für seine ganze Empfindungsweise, dass es am besten mit seinen eignen Worten ausgedrückt wird." — — Es hängt dies mit meiner innersten Natur zusammen, und mag eine moralische Schwäche sein; es ist nun aber einmal so. Es fehlte mir die Theilnahme, die ausgesprochene Theilnahme derjenigen, für die ich schrieb. Eitelkeit ist es gewiss nicht, sondern nur eine sehr überwiegende Subjectivität, oder wenn man will Sentimentalität, in dem Sinne des Worts, wie man sie zur Bezeichnung der modernen Welt, im Gegensatz zum klassischen Alterthum zu gebrauchen pflegt, dem ich mich auch — recht meinem Berufe zum Hohn — in meinem innersten Innern ganz und gar nicht verwandt fühle. Weiss ich doch recht gut, dass ich selbst bei literarischen Arbeiten niemals für das Publikum schreibe; dieses ist mir als solches ganz gleichgültig; ja ich fühle mich ihm gegenüber, weil es meinem Herzen ein fremdes ist, sogar in einer Art von Opposition. Der Gedanke an meine Freunde, die etwas davon verstehen, ist es, der mir selbst zu jeder philologischen Druckschrift erst die rechte Freudigkeit giebt, der Gedanke an die, bei denen die Liebe über der Kritik, und nicht diese über jener steht." Erst am 23. Februar wurde der Faden der Berichte wieder aufgenommen und die Vergangenheit summarisch nachgeholt. Doch sind grade diese zusammenfassenden Berichte und Schilderungen für unsren Zweck vom höchsten Werth.

Bei hässlichem, nasskaltem Wetter fuhr am 25. October 1836 unser Reisender in der Postkutsche zum Ohlauer Thore hinaus. In Ratibor, wo er einen seiner ehemaligen Examinanden im Conferenzzimmer des Gymnasiums auftrieb, riss er sich mit Mühe aus den Umarmungen des Lehrercollegiums, welches ihn durchaus einen Tag festhalten

wollte. In Brünn hätte er gar zu gern seinem Namensvetter, dem Bürgermeister Ritschl einen Besuch gemacht, um vielleicht eine uralte Verwandtschaft zu entdecken, begnügte sich aber damit, sich von einem Reisegefährten über die mannigfachen Ritschls der Umgegend orientiren zu lassen und die Frage „also Ihr werther Name beliebt auch Herr von Ritschl zu sein?“ mit Selbstgefühl zu bejahen.

Am 29. in der Frühe fuhr er in Wien ein bei Nebel und Schneewetter. Hier musste er vom Sonnabend den 29. Octbr. bis Freitag den 4. November auf den Abgang der italiänischen Post warten. Das Wetter war höchst garstig und winterlich. Doch hatte er sich überaus freundlicher Aufnahme bei der Mutter seines Schul- und Universitätsfreundes, Frau v. Gruber, Vorsteherin einer protestantischen Töchterschule, sowie bei dem k. k. Rath Jarke zu erfreuen, sah die Rettig als Griseldis, lernte im Götz von Berlichingen (nach Göthe's neuer Bearbeitung) den Ruf des Burgtheaters schätzen (besonders imponirte ihm das Zusammenspiel), dinirte bei Anschützens, an die er durch Mosewius empfohlen war, begeisterte sich für die „wahrhaft bezaubernde“ Frau Anschütz, und lernte die Leiden eines Regisseurs kennen. Uebrigens arbeitete er (mit stoischer Verzichtleistung auf sämmtliche Gemäldegallerien) täglich von 9 bis 2 Uhr auf der Hofbibliothek. Am letzten Tage entdeckte er im Incunabelnzimmer die einzige alte Ausgabe des Plautus, die er bisher nicht gesehen,[1]) und fand seine Combinationen über den Ursprung der untergeschobenen Scenen des Amphitruo bestätigt. Seiner Pflicht als Museumsdirector kam er noch durch eine zweistündige Besichtigung der antiken Sculpturen im Belvedere nach, deren Gesammtheit er (abgesehen von einigen vorzüglichen Stücken) weit unter seiner Erwartung, neben Berlin und Dresden gar nicht zu nennen fand. Am interessantesten waren ihm die alten Inschriften. Um die Anstrengungen einer ununterbrochenen Postfahrt von fünf Tagen und Nächten, wie sie der directe Weg nach Mailand erfordert hätte, zu vermeiden,

1) Vgl. Parerga 403 Anm., opusc. II 47.

zog er die weitere Tour über Gratz, Laibach, Triest vor, auch dies freilich eine Fahrt von drei Tagen und Nächten. Die Reisegesellschaft bestand ausser dem Conducteur aus einem Südfranzosen und einem Engländer, der erst am dritten Tage das Bedürfniss der Mittheilung empfand und merken liess, dass er vom Deutschen, Italiänischen, Französischen je einiger Vocabeln mächtig war. Da gab es denn bei steirischem oder krainischem Wein babylonische Unterhaltungsversuche zwischen den vier Genossen: was der an meilenlangen Geschichten reiche Conducteur deutsch erzählte, dolmetschte R. dem Franzosen italiänisch, und dieser brachte es, so gut er konnte, dem Engländer durch Französisch bei. Trotz des schlechten Wetters (erst Schneefall, dann unendliche Regengüsse) entzückte den an grossartigere Landschaften noch wenig Gewöhnten die steierische Gebirgsgegend, soviel er vom Wagen aus davon erspähen konnte. Schöner, meinte er, könne es auch in Italien nicht sein, nur anders. Endlich, am 7. November, von der Höhe des illyrischen Küstenlandes aus der freie Blick auf das blaue Meer und das amphitheatralisch an den Ufern aufsteigende Triest mit seinen Masten und Wimpeln! Hier fuhr er auf einer Barke im Hafen spazieren, bestieg einen amerikanischen Dreimaster, der mit Negern bevölkert war, freute sich an den banditenhaften Gestalten der griechischen Matrosen. Mit einem Triestiner, ehemals Breslauer Kaufmann, Ant. Mayer, einem sehr aufgeräumten Lebemann, an den ihn Witte empfohlen hatte, durchkletterte er die labyrinthische Altstadt, und labte dann in der Gesellschaft seines unterhaltenden Begleiters bei Abrantes und Roccamadura seinen Gaumen, und seine Phantasie an Melonen aus Corfù und Feigen aus Constantinopel. Des kalten und stürmischen Wetters wegen, welches eine Fahrt über den Golf höchst unräthlich machte, entschloss er sich Venedig für die Rückreise aufzusparen und den Landweg über Udine, Treviso, Vicenza, Verona einzuschlagen. Der sehr gentile Conducteur gewann des für weiche Lebensformen so Empfänglichen ganzes Herz, und weihte als glühender Patriot den Lernbegierigen in Manzoni's poesie liriche ein, die er bei sich führte und mit echt italiä-

nischem Pathos recitirte. Sein französischer Reisegefährte, Bonfort, ein übrigens sehr liebenswürdiger Cumpan, bei Odessa ansässig, da er vernahm, dass R. Professor sei, liess nicht ab ihn zu bearbeiten, dass er nach Russland gehen solle, wo er als professeur, nämlich Hauslehrer, in einer reichen Familie gewiss sein Glück machen werde. Nach dieser ersten Erfahrung, wie wenig man ausserhalb Deutschlands jenen würdigen Titel zu schätzen wisse, beschloss er für die Zukunft sich in Italien nur dottore zu nennen. Selbst die ungemüthlichen und übelberüchtigten Klippen der mannigfachen Zollvisitationen wusste er auf der ganzen Reise mit unfehlbarem Humor und Geschick zu überwinden, indem er sich Hochachtung und Vertrauen der Zöllner als 'vero galantuomo' durch wohlangebrachte Händedrücke und andre Complimente zu gewinnen verstand. Einmal suchte sich ein Visitator bei Besichtigung der Bücher die Miene zu geben, als verstünde er sich auf Gedrucktes und auf Deutsches; R. ermangelte nicht ihm über die Fertigkeit seines Buchstabierens Elogen zu machen. Eins der Schriftchen hatte den Titel: *esame ideologico* u. s. w., da sagte der Zöllner mit Kennermiene: *ah, queste sono cose ideologiche.*

So ging die Reise munter, aber unaufhaltsam vorwärts. In Verona am 10. November gab es einen erwünschten Aufenthalt von sieben Stunden, der wenigstens zur Besichtigung der Stadt und zur Beobachtung des Volksdialektes genügte. Die kühngeschwungenen Curven des gewaltigen Amphitheaters machten dem Staunenden den Eindruck einer elastisch zusammenschlagenden Meereswoge. Auch ein Epheublatt vom Grabmal Romeo's und Giuletta's wurde mitgenommen.

Am Morgen des 11. fuhr unser Freund „in die von gebratenen Kastanien duftenden Strassen Mailands" erwartungsvoll ein. Der Anblick des Doms überwältigte ihn so, dass ihm noch mehrere Tage später, wenn er lebhaft daran dachte, die Augen übergingen, und der blosse Versuch einer Beschreibung ihn zuerst aus aller Fassung brachte. „Es war Sonntag Morgen. Ich ging erst in den Dom, um das Hochamt mit anzusehen, sah aber gar nichts, so gedrängt voll war er. Statt daher unten zu bleiben, zog ich es vor, meinen

Gottesdienst oben zu feiern, und habe einen herrlichen Morgen genossen. Von dieser Herrlichkeit der Architektur kann man keinem einen Begriff geben, der sie nicht selbst sah. Ein so unermessliches Riesengebäude, gegen 500 Fuss lang und 300 breit, und ganz und gar von weissem Marmor! Man weiss gar nicht, wo man eine solche Erscheinung in seinen Gedanken hinthun soll. Und wie wird einem erst, wenn man auf das Dach steigt, eine Terrasse, Gallerie, Façade, Treppe nach der andern zurückgelegt, hunderte von Arabesken, Statuen, Spitzsäulen und gothischen Bogen um sich herum sieht, wie in einem schwindelnden Labyrinth und doch in der wundervollsten Harmonie, und das Alles, Alles von weissem Marmor, die ungeheuerste Massenhaftigkeit gepaart mit der künstlichsten, liebevollsten Ausführung des Einzelnen, die erquickendste Einfachheit und Räumlichkeit neben der zierlichsten Mannigfaltigkeit: — es gemahnt einen wie Kinderträume und Feenmärchen. Man kann sich nicht satt sehen und nicht losreissen aus dieser zauberhaften Welt; man ist ganz betroffen und betreten; es bleibt einem kein Gedanke als Gebet, und keine Sprache als Thränen. — — Und dabei war es so sonnig, und darum so wonnig: die Tage der Welt vergess ich's nicht. — — Man wunderte sich hier, dass ich mich auf dem Dom ohne Führer zurecht gefunden; indess ich habe es doch, so gut wie vom zweiten Tag an in der ganzen Stadt; das hätte mir auch grade noch fehlen sollen, solche Bestie auf dem Dom um mich zu haben, ich glaube, ich hätte können so eine Lakaienseele bei ihrem faden Papageiengeschwätz kopfüber über das Geländer werfen."

Ritschl's Leben in Mailand war ein ziemlich einförmiges, da der grösste Theil seiner Zeit durch die Bibliotheksarbeiten ausgefüllt wurde, übrigens aber die Jahreszeit nicht zu besondren Unternehmungen verlockte. Es war ein ausgesucht schlechter Herbst: *„fa freddo,* oder im glücklichen Falle *fa fresco* ist die Aeusserung, mit der man fast täglich angeredet wird und anredet, wie mit einer Parole. Die ganze vorige Woche habe ich, im strengsten Sinne des Wortes, die Sonne nicht zu Gesicht bekommen, dafür aber, als sich sehr breitmachenden Stellvertreter, unermüdlichen Regen und Nebel.

Mir war dabei ganz trübselig zu Muthe ... Das Herz ging mir weit auf, als am Sonnabend (19. Novbr.) früh mich Sonnenstrahlen im Bette weckten.[1]) Durch die Empfehlung seines Breslauer maestro Poli fand er bei dessen Bruder, einem Mailänder Lyceumsprofessor, die freundlichste Aufnahme. An dem Familientisch desselben hatte er die erwünschteste Gelegenheit, täglich reines Italiänisch (eine Seltenheit in Mailand) von zwei sonoren Stimmen zu hören und seine bereits gewonnene Fertigkeit im Sprechen weiter auszubilden. Die Freude sollte aber nicht lange dauern, in Folge eines wunderlichen Missverständnisses. Erst dreimal hatte R. bei seinem Gastfreunde gegessen, als er einen Brief desselben erhielt, seine Frau befinde sich grade jetzt in so üblem Gesundheitszustande, dass es ihr die grösste Anstrengung koste, für den „theuren Gast an ihrer Familientafel" die honneurs zu machen. Derselbe möge also zwar übrigens seine Besuche ja fortsetzen, aber unter irgend einem Vorwande sich von den Mahlzeiten entbinden lassen. Auch die Besuche wurden immer seltener und kürzer, und doch kam es dem Besucher immer vor, als könne er sie den Empfängern nicht kurz genug machen. Er vermuthete nachgrade, bei der verbreiteten Sitte des Cicisbeats fürchte die gute Frau am Ende von fortgesetzten Besuchen für ihren Ruf: „wenn das alle die Frauen gethan hätten, die ich seit einer Reihe von Jahren in Deutschland besucht habe, wäre ich um Vieles ärmer gewesen." Erst nachträglich und spät machte er die Entdeckung, dass jene Tischgesellschaft seinen ökonomischen Wirthen, welche ohne Grund ein Deficit in ihrer Casse befürchteten, im buchstäblichen Sinne zu „theuer" erschienen sei. Zu seiner Freude fand er selbst das Leben in Mailand nicht eben kostspielig: mit 15 Thlrn. die Woche, Alles in Allem, gelang es ihm Haus zu halten. Zum Ruhm des vielgeprüften Finanzkünstlers soll nicht verschwiegen werden, dass er, um das Budget in Ordnung zu halten, sich selbst ein drakonisches Gesetz gegeben hatte. „Es mag wunderlich klingen, ich finde es aber probat. Es ist das Gesetz, an keinem einzelnen Tage mehr als eine ausserordentliche Ausgabe zu machen. Z. B.

1) 23. November.

an dem Tage, an dem ich die Wäscherin bezahle, kaufe ich mir keinen Tabak, wenn er auch alle sein sollte; wenn ich Tabak kaufe, gehe ich nicht in's Theater; und wenn ich in's Theater gehe, gebe ich keinen Brief auf die Post u. s. w. Man behilft sich schon in jedem einzelnen Falle, da meist auf einen Tag früher oder später wenig ankömmt, und im Ganzen kommt doch etwas heraus dabei. Soviel von meinem Sparsystem; manchem meiner Freunde wird es neu sein, überhaupt von einem solchen zu hören, da das leider nie meine starke Seite gewesen ist. Da sieht man aber, was manchmal in dem Menschen steckt, ohne dass man's ihm anmerkt. Wir kommen ja auch nun in die verständigen Jahre."

Es traf sich gut, dass die Vacanzen an der Ambrosiana grade zu Ende waren, als R. eintraf, so dass er, durch Poli bei dem Bibliothekar, Dr. Catena, eingeführt, seine Arbeiten ohne Verzug beginnen konnte. Nur war das Wetter noch immer trübe. Die ersten Versuche der Entzifferung des Plautuspalimpsestes fielen daher nicht eben ermuthigend aus. „Zwei Tage," schreibt er am 15. November, „habe ich nun den rescribirten Plautus vorgehabt; da die Blätter heftweise geordnet sind, bekomme ich immer nur ein Heft auf einmal. Mit vieren habe ich mich beschäftigt; wenn aber nicht unter den übrigen etwa eins oder das andre von ganz andrer Beschaffenheit ist, so werde ich mit dem ganzen Codex sehr schnell fertig sein. Er ist in dem jammervollsten Zustande, durch gebrauchte Reagentien zum Theil gänzlich zerstört und in Fetzen auseinanderfallend, zum Theil nicht ohne neue Anwendung von Reagentien lesbar, die man mir schwerlich gestatten wird; so dass ich bis jetzt auch noch nicht einen einzigen der von Mai aus Casina, Miles, Pseudolus, Vidularia neuedirten Verse habe wieder entdecken und überhaupt im Ganzen mit unsäglicher Anstrengung nur drei Verse aus Miles in allen vier Heften lesen können. Da nun aber Angelo Mai mehrmals ausdrücklich sagt, dass manche Blätter ganz ohne zweite Schrift seien und sonach die alte ganz deutlich darbieten, gleichwohl aber ich in den mir verabfolgten Heften kein solches Blatt in denselben Stücken, von denen es Mai sagt, gefunden habe, so schmeichele

ich mir noch mit der Hoffnung, dass vielleicht alles Lesbare in Ein Heft zusammengethan worden." Am 17. November schreibt er an Stenzler: „Heute habe ich nun alle fasciculi des Palimpsestes in Händen gehabt; meine Vermuthung hat sich bestätigt, dass das gut Lesbare in Einem Hefte steckt: aber es ist herzlich wenig, genauer: zwei Seiten im Miles, und eine Anzahl Zeilen im Pseudolus. Morgen will ich mein Glück noch einmal versuchen; leider ist der Saal bei der abscheulichen Witterung auch viel zu dunkel. (Ich habe auch drei Blätter Nicht-Plautus gefunden; sie müssen, vermuthe ich, aus Seneca's Tragödien[1]) sein; aber wenn ich diese nur eine Stunde zu Haus haben könnte!!) Das Palimpsestenlesen ist eine furchtbar angreifende Sache, und himmlische Geduld muss man haben. Im Poenulus wird schwerlich nur ein Zug vom Libysch-Phönizischen zu lesen sein.[2]) Mai's Anstrengungen müssen unermesslich gewesen sein; sein Verdienst steht sehr hoch, obwohl ich genauer gelesen habe als er." Zum ersten Mal seit seiner Abreise von Breslau fühlte er sich in einer „etwas matten Stimmung", zunächst in Folge der Enttäuschung, welche ihm der Palimpsest bereiten zu wollen schien; dazu regnete es ganze Tage, oder ein dichter Nebel lag auf der Stadt, und im Bibliothekssaal sowie zu Hause war es barbarisch kalt. Er war nahe an dem Entschlusse, Mailand bald zu verlassen, jetzt südlichen Gegenden zuzuziehen, und später doch wieder hinzukommen."[3]) Ein Fortschritt war die bald erlangte Concession des allmälig aufthauenden Bibliothekars, alle Hefte der Handschrift auf einmal in die Hände zu bekommen und ordnen zu dürfen. Dennoch gingen, zum Theil wegen der fortdauernden Trübe des Himmels, die Arbeiten noch eine Reihe von Tagen lang sehr schlecht vom Fleck. Das Arbeiten in dem kalten Bibliothekssaal griff ihn anfangs so an, dass der Gedanke an baldige Abreise sich von Neuem aufdrängte. Dann aber half Verdoppelung aller Kleidungsstücke nebst einem Paar tüchtiger Filzsocken, dazu der Mantel, der Hut auf dem Kopfe und Handschuhe so vollkommen, dass es der Zuflucht zum glim-

1) Vgl. Parerga 305 f. 2) Gesenius hatte ihm die Punica besonders ans Herz gelegt. 3) An Stenzler 17. November.

menden *braciere* nicht bedurfte. Dennoch erfror er sich die Hände recht gründlich: da nahm er zu doppelten Seidenhandschuhen seine Zuflucht. Die Aufzeichnungen machte er mit Bleistift. Da ausser Mittwoch, wo die Bibliothek regelmässig geschlossen war, die meisten Feiertage abgeschafft waren, konnte er doch am 23. November auf eine Arbeitszeit von 35 Stunden (in sieben Tagen von 10—3 Uhr) zurückblicken. „So habe ich denn bis jetzt in 7 Tagen 35 volle Stunden arbeiten können, und will darüber hier berichten, wäre es auch nur, um mir späterhin die unglaublichen Mühseligkeiten, die ich zu überwinden habe, wieder lebhaft vergegenwärtigen zu können. Nachdem ich, wie schon neulich erwähnt, die sämmtlichen fascicoli auf einmal in die Hände bekommen, habe ich sie ebenso behalten dürfen, schliesse sie um 3 Uhr selbst in den Kasten des mir angewiesenen Arbeitstisches ein, und nehme sie um 10 Uhr wieder selbst heraus. Der Bibliothekar Catena lässt sich täglich nur auf fünf Minuten blicken und bekümmert sich so wenig um mich, dass wir uns oft kaum begrüssen. Mit dem übrigen Bibliothekspersonal habe ich mich auf den besten Fuss gesetzt; sie können mir nur leider alle nichts helfen, weil die Manuscripte ganz allein dem Oberbibliothekar selbst zugänglich sind. Längere Zeit hatte ich die ungefähr dritthalbhundert Pergamentblätter in sehr grossem Quartformat hin und her angesehen und durchblättert, und glaubte kaum irgend eine Ausbeute aus ihnen gewinnen zu können. Auf beiden Seiten ist die alte schöne Schrift ausgekratzt, und auf beiden Seiten wieder mit einer abscheulich dicken, schwarzen, fetten, welche nichtsnutzige Stücke aus der verwünschten Vulgata des A. T. enthält, überschrieben. Die gebrauchten chemischen Mittel haben aber zum grossen Theil solche Verwüstung angerichtet, dass oft nicht einmal die obere, geschweige denn die alte Schrift wieder zu erkennen ist, dass sehr viele Zeilen und ganze Blätter zerfressen sind, dass oft von einem Blatt nur noch die vier Ränder übrig sind, oft das ganze Blatt nur aus einem kleinen Insel- und Halbinselsystem kleiner, zerfallender, hie und da loser zusammenhängender Streifchen und Schnitzelchen besteht. Ich glaube nicht zu viel zu sagen,

wenn ich glaube, dass sich zwanzig andere in der ersten Stunde für immer hätten abschrecken lassen, mit solchen Trümmern auch nur einen Versuch anzustellen. Ohne Hoffnung auf Erfolg, habe ich mit einem gewissen eigensinnigen Trotze die widerspänstigen Reste mir dienstbar zu machen gesucht, mit unsäglicher Anstrengung und, was mehr ist, mit erstaunlichem Zeitaufwand ist es mir gelungen, ihrer — und zwar ohne chemische Mittel — bis zu einem gewissen Grade Herr zu werden. Die Gesundheit meiner, bei aller Kurzsichtigkeit, in der Nähe sehr scharfen Augen ist mir dabei sehr zu Statten gekommen. Zwar kann ich auf dem Punkte, bis zu dem ich grade erst vorgerückt bin, die zu erwartende Ausbeute noch nicht ganz übersehen; indessen habe ich nach dem schon Enträthselten Ursache zu hoffen, dass sie belohnend sein werde. Das Einzige, was mich dabei bekümmert, ist, dass die Arbeit fast noch mehr Zeit frisst, als Mai's Reagentien Tinte und Papier gefressen haben; so dass ich bis zum 21. Decbr., was doch der letzte Termin meines hiesigen Aufenthaltes wird sein müssen, kaum die Möglichkeit der Vollendung vor mir sehe. Das Verfahren, welches ich anwende, besteht in einer vierfachen Operation. Das Erste war die Ordnung der Blätter, da die Hefte sich in beträchtlicher Verwirrung befanden. Das hat mich volle fünf Stunden Zeit gekostet. Nun wird es auch möglich sein, den ursprünglichen Umfang des Codex, sowie die Einrichtung der Blätterlagen annäherungsweise zu bestimmen: was z. B. auf die Anordnung der durch einander geworfenen Scenen der Mostellaria ein Licht werfen wird. Das zweite ohne Vergleich mühsamere Geschäft ist alsdann, auf jedem einzelnen Blatte irgendwo von der alten Schrift irgend einen Versanfang oder -schluss, oder nur ein paar unmittelbar oder in bestimmten, abzuzählenden Zwischenräumen auf einander folgende Anfangs- oder Endbuchstaben, oder wenigstens einige wenige Buchstaben oder Sylben aus der Mitte heraus zu lesen und aufzuzeichnen. Dann folgt die dritte Arbeit: nach diesen, oft den unzulänglichsten Anhalt gewährenden, geringen Spuren in dem gedruckten Texte die Stelle des Plautinischen Stückes ausfindig zu machen, welche auf dem

betreffenden Blatte des Palimpsestes enthalten ist. Dieses ermüdende Geschäft, bei dem man unendliche Male getäuscht wird, immer wieder von Neuem das ganze Plautinische Stück durchlaufen, oft genug auch bei der Unsicherheit der Lesung von Neuem den Palimpsest nachsehen muss, kann ich zum Glück zu Haus abmachen. Aber freilich hat es mir auch für die vier Stücke, die ich auf diese Weise ziemlich vollendet habe, fast alle meine Zeit in Anspruch genommen; und das ist der Grund, weshalb ich so spät dieses Tagebuch fortsetze. Endlich das Letzte ist, die zu Haus aufgefundenen Stellen sodann nach dem gedruckten Texte mit dem Palimpsest selbst zu vergleichen, welches Geschäft ich erst begonnen habe und morgen mit Erfolg fortzusetzen hoffe. Wo nämlich gar keine menschliche Möglichkeit ist, ohne andern Anhalt die alte Schrift zu lesen, da kann man allerdings mit Hülfe des gedruckten Textes die trümmerhaften Züge meistentheils bis zu einem gewissen Grade verfolgen, oft genug ist ja auch das ein Gewinn, zu wissen, was nicht im Codex gestanden hat, wo eine Lücke ist, oder nicht ist und dergl. Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit muss man dabei die Spatien der einzelnen Buchstaben abzählen, und die eigenthümliche Gestalt derselben so bestimmt und sicher gegenwärtig haben, dass man aus der Lage eines Punktes, einer halben Linie, eines Strichelchens auf den ganzen Buchstaben schliesst, der da muss gestanden haben. Die Erfahrung hat mich gelehrt, dass diese Schlüsse für den, der Akribie unter seine angeborenen Eigenschaften rechnen darf, sehr sicher sind. Uebrigens gewinne ich immer mehr die Ueberzeugung, dass es mit unsrer Kritik des Plautus ganz anders aussehen würde, wenn uns dieser Palimpsest nur in einigermassen besserem Zustande erhalten wäre. Und nun genug hiervon.“ Schon nach wenig Tagen konnte er mit sehr erleichtertem Herzen hinzufügen: „Die Hoffnung auf einen recht bedeutenden Gewinn bestätigt sich immer mehr; und nun will ich auch ausharren dabei mit eisernem Fleisse! Die Vergleichung selbst geht nur wegen der Schwierigkeit des Lesens, was hier ein rechtes *legere, colligere* ist, so erstaunlich langsam von Statten!“ [„Ich kann in einer Stunde nicht mehr als eine Seite

vergleichen!“ 28. Nov.] „Aber an Sicherheit desselben gewinne ich so schnell, dass ich recht sehe, was die Uebung thut. Ich gerathe manchmal selbst in Erstaunen, wie es möglich gewesen ist, Manches herauszubringen, und noch mehr, wenn ich zurückdenke, mit welchen trübseligen, verzweifelten Blicken ich zuerst die alten zerfetzten Blätter ansah.“ Vollends an hellen Tagen ging es noch einmal so gut. „Ich las heute, wovon ich gestern keine Spur erkannt hatte“ (2. December). Doch musste er sich gestehen, dass eine vollständige Hebung des Schatzes gleichsam auf einen Ruck durch den Charakter der Handschrift unmöglich gemacht war. „So ist es denn freilich fast unmöglich, die alte Handschrift zu erschöpfen. Indessen ist auch so die Ausbeute reich genug, und der schon gefundene Gewinn so bedeutend, dass ich Alles daran setzen muss, auf dem Rückwege noch einmal — und dann auch in anderer Jahreszeit! — nach Mailand zu kommen und so lange als möglich zu bleiben. Denn höchstens ein Drittel der ganzen Arbeit werde ich jetzt vollenden können, obgleich ich jeden Morgen der erste vor der Bibliothek bin und der letzte beim Schluss. Aber man muss das Wichtigste scharf in's Auge fassen; und etwas Wichtigeres kann ich wo anders gar nicht finden.“ Selbst an einen dritten Besuch Mailands, später von Breslau aus, dachte er schon damals. In zwei Frühlingsmonaten hoffte er dann die Nachlese zu bewerkstelligen. Auf jede weitere Ausbeutung der Bibliothek musste er für diesmal natürlich verzichten. „Unter solchen Umständen werden diejenigen meiner Freunde oder Bekannten, denen ich gern gefällig wäre durch Auskunft über die sie interessirenden Schätze der Ambrosiana, mir nicht zürnen, wenn ich ihre Erwartung nicht befriedigen kann; habe ich doch für mich selbst noch nicht einmal einen der sieben übrigen Codices des Plautus, noch den Terenz aus dem neunten Jahrhundert, noch einen einzigen griechischen Grammatiker anzusehen Zeit gehabt.“ Der frühere, wegen angegriffener Gesundheit quiescirte Bibliothekar der Ambrosiana, Bentivoglio, an den R. empfohlen war, versprach[1]) ihm mit

1) Am 17. Nov. Brief an Stenzler.

chemischen Präparaten behülflich zu sein, sobald mildere Tage den Besuch der Bibliothek gestatten würden; doch war bei seiner angegriffenen Brust wenig Aussicht dazu. Schade, dass der derb angreifende feurige Mann, der sich für Philologie lebhaft interessirte, nicht mehr auf seinem Posten war!

Eine sehr menschliche psychologische Beobachtung machte der virtuose Lateiner bei dieser Gelegenheit. „Bentivoglio wollte neulich mit mir Lateinisch sprechen; das ging mir aber sehr schwer ab, dass ich ganz verdriesslich darüber wurde; ich wollte immer sagen *habeo trovatum*, *non posso tibi dire*, *sum ad te ventus* und dergleichen: so hat mich die doch immer mit einigem Zwang und einiger Anstrengung verknüpfte Gewohnheit des Italiänischsprechens aus dem Context und in Confusion gebracht.“ In unbefangenster Realität bot sich ihm dieses italianisirende Lateinisch dar in der Conversation mit Signor Gatti, dem Unterbibliothekar der Ambrosiana, der bei grosser Vorliebe für dieses Idiom Elegantien wie folgende zu hören gab: *non potest sibi imaginare, quantae bellitates in eius tragoediis invēnis.* Eines Tages aber (am 6. December) führte er R. in Catena's Arbeitszimmer, um ihn Manzoni vorzustellen, dem liebenswürdigen Dichter, den die Italiäner mit so berechtigtem Stolz als den ersten der Gegenwart verehrten. Er fand einen „Mann mittlerer Grösse, mit etwas grauem gefurchtem Gesicht, aber leuchtenden Augen und dem Ausdruck grosser Milde, dem auch sein freundliches Wesen ganz entsprach. Leider sprachen wir von nichts als von Plautus und Plautinischem Palimpsest, worauf Catena und Gatti gleich die Rede brachten; denn sie fangen an, theils meine Ausdauer, theils die Möglichkeit, die ganzen Verse zu lesen, wo sie keinen Buchstaben erkennen, für eine Art von Mirakel zu halten und sich dafür wie eine Sehens- oder Zeigenswürdigkeit zu interessiren; in der That führen sie seit einigen Tagen zu meinem grössten Verdruss die Fremden, die da kommen, um 'die Bibliothek zu sehen', zu mir und meinem Codex hin. Ueberraschend genug war mir's aber, dass auch Manzoni sich dafür interessirte, und dass er im Plautus ganz gut be-

vergleichen!“ 28. Nov.] „Aber an Sicherheit desselben gewinne ich so schnell, dass ich recht sehe, was die Uebung thut. Ich gerathe manchmal selbst in Erstaunen, wie es möglich gewesen ist, Manches herauszubringen, und noch mehr, wenn ich zurückdenke, mit welchen trübseligen, verzweifelten Blicken ich zuerst die alten zerfetzten Blätter ansah.“ Vollends an hellen Tagen ging es noch einmal so gut. „Ich las heute, wovon ich gestern keine Spur erkannt hatte“ (2. December). Doch musste er sich gestehen, dass eine vollständige Hebung des Schatzes gleichsam auf einen Ruck durch den Charakter der Handschrift unmöglich gemacht war. „So ist es denn freilich fast unmöglich, die alte Handschrift zu erschöpfen. Indessen ist auch so die Ausbeute reich genug, und der schon gefundene Gewinn so bedeutend, dass ich Alles daran setzen muss, auf dem Rückwege noch einmal — und dann auch in anderer Jahreszeit! — nach Mailand zu kommen und so lange als möglich zu bleiben. Denn höchstens ein Drittel der ganzen Arbeit werde ich jetzt vollenden können, obgleich ich jeden Morgen der erste vor der Bibliothek bin und der letzte beim Schluss. Aber man muss das Wichtigste scharf in's Auge fassen; und etwas Wichtigeres kann ich wo anders gar nicht finden.“ Selbst an einen dritten Besuch Mailands, später von Breslau aus, dachte er schon damals. In zwei Frühlingsmonaten hoffte er dann die Nachlese zu bewerkstelligen. Auf jede weitere Ausbeutung der Bibliothek musste er für diesmal natürlich verzichten. „Unter solchen Umständen werden diejenigen meiner Freunde oder Bekannten, denen ich gern gefällig wäre durch Auskunft über die sie interessirenden Schätze der Ambrosiana, mir nicht zürnen, wenn ich ihre Erwartung nicht befriedigen kann; habe ich doch für mich selbst noch nicht einmal einen der sieben übrigen Codices des Plautus, noch den Terenz aus dem neunten Jahrhundert, noch einen einzigen griechischen Grammatiker anzusehen Zeit gehabt.“ Der frühere, wegen angegriffener Gesundheit quiescirte Bibliothekar der Ambrosiana, Bentivoglio, an den R. empfohlen war, versprach[1]) ihm mit

1) Am 17. Nov. Brief an Stenzler.

chemischen Präparaten behülflich zu sein, sobald mildere Tage den Besuch der Bibliothek gestatten würden; doch war bei seiner angegriffenen Brust wenig Aussicht dazu. Schade, dass der derb angreifende feurige Mann, der sich für Philologie lebhaft interessirte, nicht mehr auf seinem Posten war!

Eine sehr menschliche psychologische Beobachtung machte der virtuose Lateiner bei dieser Gelegenheit. „Bentivoglio wollte neulich mit mir Lateinisch sprechen; das ging mir aber sehr schwer ab, dass ich ganz verdriesslich darüber wurde; ich wollte immer sagen *habeo trovatum, non posso tibi dire, sum ad te ventus* und dergleichen: so hat mich die doch immer mit einigem Zwang und einiger Anstrengung verknüpfte Gewohnheit des Italiänischsprechens aus dem Context und in Confusion gebracht." In unbefangenster Realität bot sich ihm dieses italianisirende Lateinisch dar in der Conversation mit Signor Gatti, dem Unterbibliothekar der Ambrosiana, der bei grosser Vorliebe für dieses Idiom Elegantien wie folgende zu hören gab: *non potest sibi imaginare, quantae bellitates in eius tragoediis invēnis.* Eines Tages aber (am 6. December) führte er R. in Catena's Arbeitszimmer, um ihn Manzoni vorzustellen, dem liebenswürdigen Dichter, den die Italiäner mit so berechtigtem Stolz als den ersten der Gegenwart verehrten. Er fand einen „Mann mittlerer Grösse, mit etwas grauem gefurchtem Gesicht, aber leuchtenden Augen und dem Ausdruck grosser Milde, dem auch sein freundliches Wesen ganz entsprach. Leider sprachen wir von nichts als von Plautus und Plautinischem Palimpsest, worauf Catena und Gatti gleich die Rede brachten; denn sie fangen an, theils meine Ausdauer, theils die Möglichkeit, die ganzen Verse zu lesen, wo sie keinen Buchstaben erkennen, für eine Art von Mirakel zu halten und sich dafür wie eine Sehens- oder Zeigenswürdigkeit zu interessiren; in der That führen sie seit einigen Tagen zu meinem grössten Verdruss die Fremden, die da kommen, um 'die Bibliothek zu sehen', zu mir und meinem Codex hin. Ueberraschend genug war mir's aber, dass auch Manzoni sich dafür interessirte, und dass er im Plautus ganz gut be-

wandert ist, selbst wusste, welches Stück das corrupteste sei, und auf die Verwandtschaft der Plautinischen Vulgärsprache mit dem lateinischen Element des Italiänischen aufmerksam geworden war. Mehr um sich bei ihm, als bei mir zu insinuiren — das war ganz offenbar — erklärte nun Catena auf einmal, er halte es für seine Pflicht, zur Förderung einer so aufopferungsvollen Arbeit das Seinige beizutragen, und ermächtigte mich sonach, ein unschädliches chemisches Mittel, welches mir von Seiten der Bibliothek dargereicht werden solle, anzuwenden. Da hätte ich denn also endlich die so ersehnte Erlaubniss, nur leider allzuspät für den diesmaligen Aufenthalt. Ich werde ja nun überübermorgen sehen, was das hilft; denn Morgen ist Mittwoch und Donnerstag Fest- und Feiertag. Ich bin vielleicht im Stande mittlerweile eine Kleinigkeit über den Palimpsest drucken zu lassen und Catena zu dediciren, um dadurch vielleicht zu erreichen, dass er mich, wenn ich wieder zurückkomme, auch an Ferientagen und -Stunden, etwa in einem Zimmer seiner eigenen Amtswohnung arbeiten lässt." Die versprochenen Catena'schen Reagentien versagten nun freilich ihre Wunderkraft, doch verminderte das den guten Muth des unermüdlichen Entzifferers keineswegs. Vielmehr waren ihm über die Grösse des Fundes die Augen nunmehr weit aufgethan. „Entweder war das Säftchen, welches mir abseiten der Bibliothek verabreicht wurde, gar zu unschuldig, oder die Beschaffenheit des schon ordentlich gemisshandelten Pergamentes spottet jedes chemischen Mittels; kurz, ich sehe mit meinen blossen Augen eben so viel und ohne den Zeitverlust des Ueberstreichens. Ich habe richtig den dritten Theil der Arbeit vollendet; zwei Monate reichen für die rückständigen zwei Drittel hin. Fest entschlossen bin ich, in Florenz etwas darüber auszuarbeiten und in Rom drucken zu lassen. Die Ausbeute ist doch, wenn ich sie jetzt im Ganzen übersehe, über alle Erwartung bedeutend ausgefallen; es beginnt nothwendig mit der Benutzung dieses Codex eine neue Aera für die Plautinische Kritik. Aber ganz abgesehen von dem materiellen Gewinn, z. B. wenn meine Excerpte sämmtlich verloren gingen, habe ich durch die Kenntniss dieser

Handschrift eine für mein ganzes Leben, für alles philologische Studium überhaupt fruchtbare, praktische Lehre bekommen, und bin mit einem Schlage auf einen viel umfassenderen Standpunkt der Betrachtung gewisser Dinge gestellt worden, worüber Näheres hier nicht am Orte ist." Was dies zu bedeuten habe, verräth zuerst eine Mittheilung an Stenzler vom 6. December: „Ich will Dir auch im Vertrauen sagen, dass Plautus sehr zierliche und elegante Verse gemacht hat, und gar nicht solche Ungeheuer, wie ich mir bisher eingebildet habe."

Nach und nach lernte R. auch einige Mailändische Gelehrte kennen, und erhielt dadurch Gelegenheit zur Vergleichung zwischen deutschem und italiänischem Wesen und Wissen. Zunächst die Aufnahme fremder Collegen. „Ein Unterschied zwischen Italien und Deutschland drängt sich mir recht auf. Wenn zu uns ein auswärtiger Gelehrter desselben Fachs, sei es auch nur von einer anderen Universität, kömmt, wie beeifert sich da Alles, ihn auf alles wissenschaftlich Interessante aufmerksam zu machen, ihm den Zugang dazu zu erleichtern u. s. w. Hier fällt so etwas gar Keinem ein kein Hahn kräht nach einem. Doch werde ich vielleicht Labus ausnehmen können, der mir versprochen hat, mich nächstens zur Pinakothek und zur Sammlung der Gypse in der Brera zu führen." Doch pflegte dieser zerstreute Gelehrte, was er am gestrigen Tage versprochen, schon am folgenden wieder vergessen zu haben. Statt in die Brera führte er den Gast in das Bildhaueratelier seines Sohnes wo sich wenigstens Gelegenheit fand, die mannigfachen Proceduren kennen zu lernen, welche die künstlerische Behandlung eines Marmorblocks erfordert. Den namhaften Epigraphiker Giovanni Labus hatte R. schon in der ersten Zeit seines Mailänder Aufenthaltes aufgesucht. Er schildert ihn als einen sehr lebhaften, fast polternd-heftigen, offenbar in seiner Sphäre sehr unterrichteten und scharfsinnigen Mann von geistreichem Aussehen. „Er findet Gefallen an mir; heute (23. Nov.), wo ich ihn wieder besuchte und allein fand, sind wir einander viel näher gekommen und werden es wahrscheinlich ziemlich rasch immer mehr; haben uns auch schon

gegenseitig mit unsern opusculis beschenkt. Anfangs irritirte mich seine Rapidität im Sprechen und sein verwünschter brescianisch-milanesicher Dialekt (er ist Brescianer); davon war die Folge, dass er mir nicht viel zutrauen mochte und mir — wenn ich mich nicht täusche, wirklich um mich auf eine Art Probe zu stellen — auf einmal eine griechische Inschrift vorlegte, namentlich um ihm das seltsame Wort Κωρυκιώτης[1]) zu enträthseln, womit er in der That nichts anzufangen wusste und die Unvollständigkeit der Lexica beklagte. Als ich ihm nun mit der wohlfeilen Auskunft zu Hülfe kam, dass dies das Gentile der Stadt Κώρυκος sei, die irgendwo in Kleinasien liegen müsse, und, als er zwar überrascht war, aber an der haarklaren Sache noch immer zweifelte, ihm diese Zweifel durch Berufung auf Steph. Byz. benahm, der mich zum Glück nicht im Stiche liess, da nahm er sichtbarlich einen andern Ton an, und bat mich nicht nur um Wiederholung meiner Besuche, sondern auch — griechischer Inschriftenenträthselungen." Von der grossen Belesenheit und Routine des Mannes im Fache der Epigraphik überzeugte sich R. immer mehr, bewunderte auch seine Geschicklichkeit in Anfertigung bündiger und zierlicher Inschriften, „keiner brodlosen Kunst" in Italien. Bei ihm vor allen übrigen Mailändischen Gelehrten fand er auch auf andren litterarischen Gebieten „Schärfe des Urtheils, durchgreifende Kritik, umfassendere Lectüre". Er am Meisten trat aus den beengenden Schranken der Höflichkeit heraus und gab den reinen Menschen.

Sehr sympathisch war der erste Eindruck von der Persönlichkeit des Directors der Münzsammlung der Brera, Cattaneo, dessen Bekanntschaft R. zu Anfang Decembers machte. „Eine sehr liebe Persönlichkeit, freundlich und einfach herzlich, ruhig und besonnen, eine würdige Erscheinung und einnehmend zugleich. Der Mann ist 25 Jahre Maler gewesen, ehe er sich der rein theoretischen Beschäftigung mit Archäologie und Numismatik zugewendet hat. — — Als Maler hat er in genauer persönlicher Verbindung mit vielen Deut-

1) CIG. III 5827. 5830.

schen gestanden, ja hat auch 1812 eine Reise nach Deutschland gemacht, kennt deutsche Sprache, Wissenschaft, Interessen, Gewohnheiten und Bedürfnisse, und weiss daher mit unser einem so zu verkehren, dass der Umgang mit ihm sehr bequem ist: wovon man sonst gar leicht das Gegentheil bei italiänischen, an sich trefflichen Gelehrten findet. — — — Er erklärte, schon die Pflicht der Dankbarkeit für die Gefälligkeiten, die er in Deutschland erfahren, erheische es, sich mir als Führer anzubieten; und so hoffe ich denn endlich durch ihn nächsten Mittwoch die Sammlungen der Brera kennen zu lernen, die ich noch immer nicht gesehen habe." (4. Decbr.) Weniger günstig gestaltete sich bei längerem Verkehr das Urtheil über die wissenschaftliche Bedeutung des Mannes. „Auffallend flach und ungründlich ist mir Cattaneo erschienen. Ich will nicht davon sprechen, dass er, Director eines der ausgezeichnetsten Münzkabinete in Europa, sowie einer gänzlich von ihm ressortirenden archäologisch-antiquarischen Bibliothek von 20,000 Bänden (die beneidenswertheste Stellung in der Welt!) so gut wie gar kein Griechisch versteht; das ist auch Labus' schwache Seite, der die griechischen Autoren nur in lateinischen und italiänischen Uebersetzungen liest; sondern davon, dass seine Meinung über fast alle streitigen Materien die ist, dass man darüber nichts wissen könne. Das ist aber nicht die Skepsis dessen, der sich durch das Material durchgearbeitet hat, und aller Gesichtspunkte Herr ist, sondern dessen, der aus Schwächlichkeit des Urtheils von vornherein an der Möglichkeit eines probablen Resultates verzweifelt, und alle Möglichkeiten in völlig gleicher Geltung lässt. TONAΘENEΘENAΘΛON auf den in Etrurien ausgegrabenen Vasen brauche ja gar nicht nothwendig Griechisch zu sein, da dasselbe Alphabet andern Völkern gemein gewesen sei, die in unvordenklicher Zeit einem grossen Stamme angehört hätten, von dem die Etrusker ein Zweig seien etc. etc.; und was solcher kindischen Dinge mehr war. Dazu ist er verbittert durch Raoul-Rochette's und anderer Franzosen rücksichtslose Polemik. Wie kann man aber auch so fabelhafte Sachen ausgehen lassen! Da hat er z. B. in Buda ein kleines Götzenbild gefunden, eine weibliche Figur

mit bloss halben Armen und der Inschrift EQVETAS, die jeder auf den ersten Blick richtig lesen wird. Er aber schreibt ein fingerdickes Buch *de dea Equejate* und will mit dieser nagelneuen Entdeckung die Kunde der antiken Culte bereichern. So geht's aber in der Welt her; Cattaneo's Name steht immer mit in erster Reihe unter denen der italiänischen Gelehrten und wird vielleicht bald unter den Mitgliedern der Pariser Akademie glänzen; man will doch für jedes Land einige Repräsentanten haben, und rangirt diese alle auf einer Linie trotz des unermesslich verschiedenen Massstabes der verschiedenen Länder. Solche wie C. hätten wir in Deutschland manches Dutzend aufzuweisen. Er mag weit mehr zu Hause sein in der Malerei, wie er denn mit einem grossen Werke über die Lombardische Malerschule umgeht, in dem er darzuthun gedenkt, dass diese den andern grossen italiänischen Schulen in keiner Art nachstehe. Bei meinem schon früher ausgesprochenen Lobe seiner Persönlichkeit verbleibe ich; mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit spricht er über sich und erkennt seine Schwächen. Labus behauptet aber, so zeige er sich allen Fremden, seine Landsleute kämen alle nicht mit ihm aus, da er sich gegen sie sehr auf's hohe Pferd setzt. — Wunderlich, dass sich die italiänischen Gelehrten die Unbefangenheit eines freien Blickes durch ihren engherzigen Patriotismus, durch die Eifersucht, schon der alten Römer, gegen Griechenland so verdunkeln lassen. Von Cattaneo ist es eine Lieblingsidee, dass die unteritalischen Colonien (also doch immer griechische!) viel früher eine höhere Stufe der bildenden Kunst erreicht hätten, als das Mutterland; und Poli will in seiner Geschichte der Philosophie (d. i. eine Uebersetzung des Tennemann mit Noten und Zusätzen) bewiesen haben „mit 13 Gründen", wie er sagt, dass die Ionischen Philosophen nicht die ersten gewesen seien, sondern in Italien die Philosophie älter sei." (13. Decbr.)

Diese Beobachtungen wurden noch weiter bestätigt, wenn er die Richtung und Ausdehnung der antiquarischen Studien ins Auge fasste. „Von einer einigermassen in's Grosse gehenden Uebersicht über die Wissenschaft ist, so scheint mir, keine Rede; Particularitäten sind es, in denen sie sich mit Aufwand

aller zu Gebote stehenden Combinationen bewegen. Und was für Particularitäten? Meist aus der römischen Kaiserzeit, die uns im Grossen klar ist, und im Kleinen nicht halb so sehr interessirt, als hundert andere Dinge. Aber so ein Italiäner kann sich auf's lebhafteste dafür begeistern, in einem prächtig gedruckten Folianten grundgelehrt und unumstösslich aus einigen ausgegrabenen Inschriften darzuthun, aus welchen Mitgliedern im dritten oder vierten Jahrhundert diese oder jene angesehene Brescianische Familie bestanden, und was dergleichen mehr ist." In spätren Jahren würde er über die Zweckmässigkeit von Specialstudien über die römische Kaiserzeit wohl nicht ganz so wegwerfend geurtheilt haben.

Während er nun so, wesentlich auf sich selbst angewiesen, aber auch die volle Freiheit der Selbstbestimmung und die ungetrübte Harmonie eines beschaulich-verborgenen Gelehrtenlebens geniessend, als sein eigner Führer und Herr Tage und Wochen zwischen angestrengter Arbeit, stiller Meditation und unbefangener Beobachtung hinbrachte, gerieth er in eine Eremiten-Stimmung, welcher er im Folgenden Ausdruck gab. „Jetzt will ich nun noch eine ernsthafte Betrachtung anstellen, weil ich grade in die Stimmung hineingekommen bin. Ich habe so oft geschwankt, ob ich, wenn ich die Wahl hätte, ein der Wissenschaft und litterarischer Thätigkeit gewidmetes Privatleben oder einen praktischen Wirkungskreis vorziehen würde; habe, wie sich meine Freunde wohl erinnern, hundertmal, obgleich ich die Wahl in der Wirklichkeit nie hatte, die Gründe pro und contra abgewogen, ohne je zu einer Entscheidung kommen zu können. Das Letztere kann ich zwar auch jetzt noch nicht behaupten; aber nie sind mir doch die Süssigkeiten des unabhängigen und bis auf einen gewissen Grad isolirten Privatlebens so lebhaft und leibhaftig vor die Seele getreten, als jetzt auf dieser Reise. — — Ich will von allem Andern, was Jedem von selbst einfällt, nicht reden; aber in der That ein grosses und begehrenswerthes Gut ist doch die ungetrübte Seelenruhe und Gemüthsheiterkeit, die innere Befriedigung, die in jeder praktischen Sphäre, in jedem amtlichen und geschäftlichen Verhältniss durch hundert unvermeidliche Berührungen

unholder Art immer von Neuem gestört wird. So lange ich auch schon danach strebe, nach Göthe's etwas egoistischer Art mir alles Widerwärtige möglichst fern zu halten und mich möglichst wenig davon berühren zu lassen, so will es mir doch nicht immer gelingen; manche verstimmte Stunde kann Zeugniss dafür ablegen. Während meiner ganzen Reise kenne ich nun keine als heitere und in sich zufriedene Stimmung, die durch keine Ministerial- oder Curatoriallaune, durch keine Collegenmarotte oder -Chicane, durch keine Studentenwiderhaarigkeit aus ihrem stillen Frieden, aus ihrer harmonischen Behaglichkeit herausdecretirt, sollicitirt oder disputirt wird. Das ist doch unläugbar ein glücklicher Zustand! Und obwohl ich Alles das recht gut weiss, was auf und von der andern Seite anzuführen ist, so will ich doch wieder in die Lotterie setzen, um, wenn ich das grosse Loos gewinnen sollte — doch vielleicht Professor an der Königlichen Universität zu Breslau zu bleiben." (2. Decbr.)

In der vierten Woche seines Aufenthaltes fing aber dem Beschaulichen doch allmälig die Zeit an „länglich zu werden." Der grösste Nachtheil der Einsamkeit war der Mangel an Gelegenheit die fremde Sprache zu üben. „Ich bin daher so desperat gewesen," meldet er am 4. December, „dass ich beinahe Lust habe, auf den Vorschlag meines Barbiers und Haarschneiders einzugehen, und mich von ihm in eine Art von Casino, eine geschlossene Abend-Gesellschaft von Gott weiss welcher Extraction einführen zu lassen. Wer weiss, was ich thue." Dem freien mündlichen Verkehr mit dem Mailänder Volk oder dem häufigeren Besuch des Theaters stand schon die Eigenthümlichkeit des Dialektes entgegen, der noch schwieriger zu enträthseln schien als der Palimpsest. Von den Spässen des Menechino im teatro Carcano verstand R. das erste Mal kein Wort. Er gerieth in gelinde Verzweiflung, wenn er in einen Laden getreten war, um etwas zu kaufen, sein Begehren im besten Italiänisch vorgebracht hatte, und man ihm höflich erwiderte, wovon er keine Sylbe verstand: *che me la disa ün pò en piasü en meneghino (= me lo dica un poco in piacer in menechino).* Desto grösser war die Freude, als er im Teatro Rè (27. November)

das reinste Italiänisch vernahm und trotz der Volubilität, mit welcher der Dialog der Lustspiele gesprochen wurde, Alles bis auf zwei oder drei Spässe vollkommen verstand. Ein besonderes Interesse musste für ihn die italiänische Musik haben. Er sammelte Volkslieder. Die grossen Schattenseiten italiänischer Musikbehandlung traten ihm besonders beim Orgelspiel in den Kirchen und später bei einer Florentiner Aufführung des Don Giovanni entgegen. „Italiens musikalischer Ruf will cum grano salis verstanden sein. Ich wüsste nur zwei Dinge, durch die es uns den Rang abliefe. Erstens die unendlich glückliche Naturanlage; klangreiches Organ, feinster Sinn nicht nur für Anmuth der Melodie, sondern auch für die Intervallen- und Harmonieverhältnisse, und rhythmisches Gehör: das ist in der That allgemeines Erbtheil der ganzen Nation. Es ist zum Erstaunen, mit welcher Präcision acht- bis zehnjährige Kinder, Facchini's, Schnitterinnen auf dem Felde zwei-, drei-, auch vierstimmige Lieder ausführen, so zwar, dass oft nur einer eine Melodie vorsingt und sogleich das zweite Mal die andern die bestgesetzte Begleitung extemporiren. Das Zweite wäre nach meiner Meinung die sixtinische Kapelle. Denn die Vorzüge des italiänischen Kunstgesanges lassen sich ohne Weiteres aus dem ersten Punkte ableiten." (19. Mai.)

Nachdem er Mailand während eines fünfwöchentlichen Aufenthaltes gründlicher als Breslau kennen gelernt hatte, freute er sich nachgrade auf die Erlösung, welche der Schluss der Bibliothek vor Weihnachten herbeiführte. Am 22. December früh 4 Uhr reiste er mit der Diligence von Mailand ab und traf am 23. gegen Mittag in Genua ein. Als der Apennin überwunden war, eine linde Frühlingsluft von der See her wehte, die üppige Herrlichkeit südlicher Vegetation sich den schwelgenden Augen bot, vollblühende Rosenbüsche (in der Weihnachtszeit!) im Schutz der Bergwände prangten, die Pracht der Villen kein Ende nehmen wollte: schien unsrem Reisenden eine neue Welt aufgegangen zu sein. Auf die Fahrt an der riviera musste er des schlechten Wetters wegen leider verzichten. Nach mehrtägigem Aufenthalt ging er am 27. an Bord des Dampfschiffes, welches ihn nach Livorno

führen sollte. Von da fuhr er mit dem Vetturin nach Florenz. Die ersten Pinien unterwegs veranschaulichten ihm den ganzen Unterschied zwischen Deutschland und Italien, und die Barbarei seiner Schülerzeit, als er *pinus* bei Horaz und Virgil mit „Fichten" übersetzt hatte. Das neue Jahr erlebte er in Florenz, aber das Frühlingswetter, auf das man ihn vertröstet hatte, fand er auch hier nicht. Die Berge waren vom Gipfel bis zum Fuss mit Schnee bedeckt. Täglich mehr sehnte er sich nach einem vertraulichen Gespräch mit verstehenden und seine Interessen theilenden Menschen. Da führte ein glücklicher Zufall in demselben Hôtel, in dem er logirte, den Philologen Dr. Dressel, gleichfalls einen Prussiano, mit ihm zusammen. Derselbe hatte bereits lange in Rom gelebt als Hauslehrer von Bunsen, dem damaligen preussischen Gesandten, und war eben wieder als Courier des Ancillonschen Ministeriums auf dem Rückwege dahin begriffen. In der Laurentiana bahnten unsrem Ritschl die gewichtigen Empfehlungen von Jacobs und Dindorf die Wege bei dem wohlwollenden Bibliothekar Furia. Er fand, dass er sich zwar in seinen Combinationen über die Plautushandschriften derselben der Hauptsache nach nicht getäuscht habe,[1]) aber doch wohl hier nicht so viel zu thun haben werde als er sich vorgestellt hatte. Er fing schon an allemal herzlich froh zu sein, wenn er entdeckte, dass ein Codex nichts werth sei. Dazu kam die grimmige Kälte des Saales, die nicht einmal wie auf der Magliabecchiana durch einen Kohlentopf zu mildern gestattet war.

Zum Beschluss war ihm aber doch noch eine Entdeckung vorbehalten, die er selbst erzählen mag. „Und doch habe ich noch etwas vergessen, was ich doch denen zu Gefallen, die sich für meine Studien interessiren, hier nachtragen muss: nämlich den Grund, warum ich mit der Laurentiana in Florenz für meine litterarischen Zwecke jetzt viel schneller fertig werde, als ich selbst noch in den ersten Tagen hier ahnen konnte. Unter einer Menge Plautushandschriften der schlechten Familie (an denen mir nichts liegen würde,

1) Vgl. opusc. II 7 f. Anm. 6; 9. Anm. 7.

selbst wenn ich sie geschenkt bekäme) fand ich allerdings auch eine der guten, von der bisher nur zwei bekannt waren, eine in Rom, die andre in Heidelberg. Nun gehe ich gestern zufällig bei einem Buchhändler und Antiquar vorbei, lese den Namen Molini auf dem Schilde, erinnere mich einer Witte'schen Adresse an ihn, gehe hinein, finde einen hübschen, artigen und freundlichen Mann, der mir allerhand Raritäten, darunter manches Handschriftliche zeigt, und auch — ein Manuscript des Plautus aus dem XV. Jahrh. Wenige Blicke belehren mich; es ist in der That ein wunderbarer Zufall, dass es nichts mehr und nichts weniger ist, als eine neuere Abschrift desselben guten Codex, den ich als den allein werthvollen in der Laurentiana gefunden hatte.[1]) Ich liess mir das natürlich nicht im Mindesten merken, fragte nur so verloren hin nach dem Preise: 240 paoli. Ein Spottgeld. Heute habe ich ihn nun, stets mit Bewahrung scheinbarer Gleichgültigkeit, für 188 paoli erhandelt, d. i. 5 Napoleoni, diese bezahlt, die Handschrift selbst aber bis zu meiner Rückkehr gegen Schein in Verwahrung gelassen. Für den Preis kann ich ihn in Deutschland an jede grössere Buchhandlung wieder losschlagen. Und ausserdem wird mir der Besitz dieser Handschrift die Vergleichung des Originals ganz oder fast ganz ersparen, also auch einige Wochen Aufenthalt in Florenz. Das war wieder Glück!" (10. Januar.)

Die herrliche Stadt, zumal die unvergleichliche piazza del gran duca mit ihrem Statuenschmuck, der Frühlingszauber des Boboli-Gartens, die liebenswürdigen Manieren der Bevölkerung (wenn er verdammt wäre eine Italiänerin zu heirathen, würde er eine Florentinerin wählen); ihr zierliches Italiänisch, von dem er jedes Wort verstand, — Alles begeisterte den empfänglichen Sinn unsres Freundes. „Wäre man doch Argus, um mit hundert Augen hier zu sehen, und könnte ganze Frühlingsmonate in dem süssen Firenze lebend verträumen und träumend verleben. Die elf Tage, die ich jetzt hier sein werde, reichen gerade nur hin, um mit den äussersten Lippen von dem Toskanischen Honig zu kosten

1) Vgl. proleg. ad Trinummum p. XXXIII f. XLV f.

und einen leichten Vorschmack zu bekommen von der Fülle goldner Früchte, die dieser Hesperidengarten trägt. Was man nur sieht, hört, liest, drängt einen zu dem Ausrufe: Beglücktes Land! — — Und dazu die Preiswürdigkeit der Menschen; diese liebenswürdige Mischung von Ungezwungenheit und Feinheit, Masshaltung und Lebenslust! Diese wahrhafte Humanität, Humor und Gutmüthigkeit und unbeschreibliche Gefälligkeit gegen den Fremden!" (5. Januar.)

Schon am 10. Jan. 1837 Abends reiste er mit dem theuren Corriere von Florenz ab. In der Morgendämmerung des 12. zeigte sich die Peterskuppel in der Ferne und um 8 Uhr hielt der Glückliche über ponte molle, an der villa Borghese vorbei durch die porta del popolo seinen Einzug in die ewige Stadt. Auch ihm ging es anfangs in Rom wie fast jedem Ankömmling, dass der erste Eindruck hinter den überschwänglichen Erwartungen zurückblieb, nach und nach aber eine desto intensivere, stetig wachsende, „bis zum Magischen und Zauberhaften steigende Anziehungskraft" sich fühlbar machte. Die dem Hyperboreer ungewohnte Klarheit und Durchsichtigkeit der Luft rückt die Ferne in greifbar scheinende Nähe, lässt ungeheure Dimensionen wie der Peterskirche zusammenschwinden und bereitet dem ungeübten Auge Täuschungen, welche erst vor dem messenden Verstande schwinden. „In ähnlicher Weise, wie mit dem neuen Rom, dessen Umfang und Grossartigkeit man erst an trüben Tagen mit seinen durch die nordische Trübe verwöhnten Augen würdigen lernt, ist mir's Anfangs mit den antiken Ruinen und mit der Natur um Rom gegangen. Man bringt übertriebene Vorstellungen aus Deutschland mit und vergisst, dass man, wenn man in Rom einzieht, noch nicht in Pompeji ist. Man bildet sich halb und halb ein, in eine Art Ruinenstadt zu kommen, und findet sich getäuscht, wenn man zuerst nur ganz einzeln hie und da einige Reste des Alterthums findet, nach denen man erst suchen muss, und die dann auch nicht alles Neue rings herum überragen, sondern oft ganz dagegen verschwinden oder davon verdeckt werden. [illegible] kleinlaut und bringt einen am Anfan[g] erkennung des Grossen und Bedeute[nden]

handen ist. Hat man die vorher erwähnte, optische Täuschung überwunden, die rechten Lokalitäten aufzufinden gelernt, und überhaupt Unbefangenheit und das rechte Gleichgewicht des Urtheils wiedergewonnen, so bietet sich des Erstaunenswürdigen noch genug und übergenug dar.“ „Von der Natur, dem Charakter der Gegend, war ich Anfangs ebenfalls wenig erbaut; aber auch dies findet sich bald, und ich habe schnell unbeschreiblich lieb gewonnen, was mir zuerst theils des Wetters, theils des Abstandes von dem bisher Gewohnten wegen nicht zusagte und selbst ein gewisses Unbehagen verursachte. Freilich muss man in Rom nicht die Natur von Florenz und Genua suchen, so wenig wie die Menschen von dort: zwischen Toscana und Rom ist in jeder Beziehung eine ewige Kluft. Hier entfaltet sich nicht eine üppige Vegetation in dichtgedrängter Fülle und unendlicher Schattirung, die Natur sucht oder giebt keine Prachteffecte; es ist aber darum nichts Aermeres, nur etwas ganz Andres. Aber was für bedeutsame, inhaltsvolle Umrisse! — — Die feinen Wellenlinien einer Gebirgskante in violetter Abendbeleuchtung, dicht unter einem tief, tiefblauen Himmel, in ätherischer Reinheit und wie durchsichtiger Nähe zu sehen, das ist wie etwas Ueberirdisches, als wäre einem ein Blick in selige Lichtregionen vergönnt, in denen die Engel wohnten. Die Natur giebt sich hier in ihrer nacktesten Grösse, und macht alles mit wenigen grossartigen Grundstrichen und — Licht.“ Den Unterschied zwischen italiänischer und deutscher Landschaft sucht er in folgenden Zügen klar zu machen. „Vergebens würde man hier das strotzende vollsaftige Grün, die starken Schlagschatten dunkeln Laubes als vorherrschende Färbung suchen, man könnte durch deutsche Eiche und italiänischen Oelbaum die Verschiedenheit kurz charakterisiren; wer sich von dem individuell gewohnten nicht einigermassen losmachen kann, mag leicht die italiänische Gegend matt und trocken finden; es ist aber vielmehr, um so zu sagen, eine wahrhaft künstlerische Masshaltung der Natur, die sich hier offenbart; es ist die unendlich harmonische Mischung eines zarten, milden Farbentones, der wie ein ätherischer Dufthauch auf der italiänischen Landschaft schwebt. Und zu

diesem Effect ist ausser dem lichtblauen Himmel grade die Olive ganz wesentlich. Deutsche Landschaft ist, wenn man will, kräftiger, materieller, möchte ich sagen, wie eine Malerei, die durch starke, etwas stoffartige Effecte wirkt; die Malerei der italiänischen Natur ist enthaltsamer, gewählter, sinnvoller in der Zeichnung, ausdrucksvoll in der Schärfe und Klarheit der Umrisse."

Die Wohnung hatte er so gewählt, dass er zum Vatican wie zum Capitol ungefähr gleich weit hatte und zugleich dem Corso nicht fern war, zunächst dem monte Pincio, wo die deutsche Künstlerwelt ihren Sitz aufgeschlagen hatte, mit der er indessen wenig verkehrte. Er blieb seiner heimischen Gewohnheit getreu und ass, wenn er von der Bibliothek kam, zwischen 1 und 3 Uhr im Fiano, der wohlbekannten trattoria delle belle arti auf dem Corso, und zwar mit bisher unerhörtem Appetit. Der römische Wein mundete ihm vortrefflich, den dolce zog er vor. Seine Lieblingsgerichte waren Maccaroni und Broccoli, ja er beschloss guten Broccolisamen nach Deutschland zu importiren und dort seine Cultur zu versuchen.

Wie ganz anders war ihm zu Muthe, als er hier, „mitten unter den Trümmern einer grossen Vergangenheit, mitten im Schoosse einer fremden Nationalität in heimisch-deutschem Kreise" leben durfte. Schon wenige Tage nach seiner Ankunft (am 17. Januar) konnte er berichten, dass er, inmitten einer deutschen Colonie lebend, sehr befriedigende Anknüpfungen gemacht habe, und auf täglichen Excursionen vom Lateran bis zum Vatican, von den Caracallathermen bis zum monte Pincio, von der Tiberinsel bis zu den Thermen des Diocletian sich umgesehen habe. Zwar gestaltete sich sein Umgang ganz anders als er und die Andren daheim erwartet hatten. Mit Bunsen und den übrigen Bewohnern des palazzo Caffarelli, z. B. dem Gesandtschaftsprediger Abeken, bildete sich kein näheres Verhältniss. Auch mit Kestner, „Werthers Leidens-Sohn", und Platner, dem Jugendfreund G. Hermanns, kam er wenig zusammen. Selbst Gerhard sah er nur selten. Die in Florenz mit Dressel angeknüpfte Bekanntschaft lockerte sich wieder. Von Theodor Heyse, den er gern mehr culti-

virt hätte, hielt ihn Zeitmangel fern. Sehr zurückgezogen, gedrückt und gebrochen lebte der frühere Dolmetscher der griechischen Regierung, Joh. Franz, dessen Virtuosität in praktischer Uebung der altgriechischen Sprache, schriftlich und mündlich, R.'s Interesse erregte. Anfangs schloss er sich, als an einen näheren Landsmann, einem Professor Schulze von der Ritterakademie in Liegnitz an, der für ein Corpus diplomaticum Polonicum des Grafen Raczinsky reiste und sich des Beinamens *pretone* erfreute, weil er beleibt war und häufig auf dem Capitol an Abekens Stelle predigte. Den persönlich innigsten und ergiebigsten Umgang fand er in der casa Tarpea des archäologischen Instituts: gemüthliche Ansprache bei dem Arzt des protestantischen Hospitals, dem Berliner Dr. Schulze und seiner Frau, einer Schwester von Steinhart in Pforta; den anregendsten geistigen Austausch dagegen bei zwei thüringischen Landsleuten, Emil Braun und Richard Lepsius, den beiden Secretären des archäologischen Instituts. Letzterer weihte ihn in die noch neuen Mysterien der ägyptischen Hieroglyphik ein. Ersteren hatte R. bereits in Deutschland flüchtig kennen gelernt, von den Aussichten des interessanten jungen Mannes auf eine Anstellung am archäologischen Institut vernommen und für den Fall ihrer Erfüllung vorläufige Abrede über die Besorgung von Handschriftcollationen mit ihm getroffen, endlich, wie oben berichtet, definitive Bestellungen bei ihm gemacht. In Rom zogen sich nun die beiden dämonischen Naturen durch wunderbare Wahlverwandtschaft in dem Grade an, dass Jeder im Andern sich selbst in höherer Potenz gefunden zu haben meinte. Gemeinsam war Beiden ein gewaltiger Drang nach weiteingreifenden wissenschaftlichen Unternehmungen, ausserordentliches Geschick und opferfreudige Energie in praktischer Durchführung derselben, eine diplomatische Ader, eine Mischung kühl berechnenden Verstandes mit beflügelter Phantasie und thüringischer Beweglichkeit des Gemüthes. Braun wurde für R. der Mystagog in die Geheimnisse des italiänischen Volkscharakters und der Interpret der römischen Kunstwelt. Wie sehr dieser den neuen Freund schätzte, vielleicht auch überschätzte, zeigt folgende begeisterte Schilderung.

„Classischer Archäolog dagegen, dabei aber auch classischer Philolog so viel als nöthig und zugleich homöopathischer Arzt, ist Dr. Braun, einer der bedeutendsten und merkwürdigsten Menschen, die mir vorgekommen sind. Eine unter dem Schein eines leichten, fast leichtsinnigen, formlosen Aeussern ganz tiefsinnige, poetische Natur von einem zuweilen fast mystischen Anschauungsvermögen, der Schelling und Rumohr lange Zeit sehr nahe gestanden hat, dennoch von grosser Klarheit und nüchternster Forschung, von vielseitigstem und dennoch gründlichem Interesse; zu dem allen aber von einer praktischen Thätigkeit und Gewandtheit, einer Kenntniss italiänischer, besonders römischer Verhältnisse, einer taktvollen Geschicklichkeit, italiänische Persönlichkeiten zu behandeln, die ihn ganz bewunderungswürdig machen. Er ist die Seele des archäologischen Instituts, zu dessen Forterhaltung ein eben so seltener Verein von Eigenschaften gehört, wie zu dem wahrhaft grossartigen Werke seiner Gründung, welche ein unverwelkliches Verdienst Gerhards bleiben wird. Nehmt nun bei Dr. Braun noch einen Grad uneigennütziger, selbstentäussernder, aufopferungsvoller Gesinnung hinzu, dass ich und Hunderte uns bei der Vergleichung mit ihm schämen müssten, so mögt Ihr ermessen, für welches Glück ich es achte, nicht nur in Beziehung, sondern in nahe Freundschaft mit ihm getreten zu sein. Unzählige Stunden, ja Tage hat der Vielbeschäftigte mir gewidmet, mich überall hin und überall eingeführt, wo ich es wünschte oder er es für mich wünschenswerth fand, das ganze Talent seiner praktischen Menschenkenntniss für mich und meine Zwecke in Bewegung gesetzt, — kurz, sich durch tausend Gefälligkeiten und Freundschaftsdienste unsterbliche Verdienste um mich und Anspruch auf meine lebenslängliche Dankbarkeit erworben. Doch davon kann jetzt im Grunde nicht mehr die Rede unter uns sein; schon unsre gemeinsamen Interessen mussten uns bald zusammenführen, dass wir einander nicht mehr entbehren konnten. Und so haben wir denn (wie viele!!) ganze Tage mit einander verluleit, in Gesprächen aller Art, in wissenschaftlichen Erörterungen, in gar mancherlei Plänen, und so schwand Woche um Woche hin, dergestalt, dass mir, der

ich ausserdem mit meinen Bibliotheken so beschäftigt war, oft lange Zeiten keine Stunde zur Fortsetzung dieser Blätter übrig blieb. Von jenen Plänen will ich nur den zunächst vorliegenden erwähnen, wonach er mit mir nach Mailand gehen, oder mich doch dort treffen will, um dort numismatische Studien zu machen."

In der Bibliothek des Vaticans erfreute den Arbeitenden zunächst die erträglichere Temperatur, bei der man sich die Finger nicht zu erfrieren brauchte. Auch die übrigen Umstände der Benutzung waren wenigstens keine ungünstigen, unendlich günstiger als unter Angelo Mai's Verwaltung. Bibliothekar war Mezzofanti. Die Empfehlung von Jacobs war freilich bei der grossen Zerstreutheit und Vergesslichkeit des Mannes zu nichts nütze. Die Besucher der Bibliothek dienten ihm wesentlich als animae viles, um seine Sprachfertigkeit an ihnen zu üben: in wissenschaftlichen Zwecken sie zu fördern fehlte ihm nicht nur der Wille, sondern auch die Fähigkeit. „Ich redete ihn italiänisch an: das nahm er beinah übel, denn es ist wahr: es mögen Fremde von 20 Nationen zugleich auf der Bibliothek sein, er redet mit jedem seine Landessprache, und redet jede gut, mit sehr wenig fremdartigem Accent und ohne alle Anstrengung. Kommt ein Fremder aus einer entlegenen Gegend, dann wehe ihm; Mezzofanti fällt über ihn her wie der Geier über das Aas, und lässt ihn nicht los, ehe er ihn ganz ausgesaugt hat; so begierig und leidenschaftlich erpicht ist er darauf, sein Sprachtalent zu üben. Mit mir fing er, als er hörte, ich käme aus Breslau in Schlesien, sogleich an Illyrisch zu sprechen, weil, wie er meinte, dieser Dialekt dort in der Nähe gesprochen würde. (Ein anderer Italiäner hielt mich für einen Landsmann des berühmten, hier berüchtigten Potter aus Brüssel, weil ich Silesia in Prussia als mein Vaterland angegeben hatte.) Als es mit dem Illyrischen nichts, und Mezzofanti über die geographische Lage Schlesiens einigermassen aufgeklärt war, begann er Polnisch. Da das auch nicht ging, verlor ich das Interesse für ihn und er suchte wieder Conversation bei seinen Chinesen, Armeniern, Syrern, Chaldäern, Neugriechen, Türken u. s. w. Es jammert einen recht, so ausserordent-

liche Gaben ohne alle Frucht für die Wissenschaft zu sehen. Was könnte der Mann für sprachvergleichende Grammatik leisten! Aber davon hat er gar keinen Begriff, auch sonst keinen Sinn für Wissenschaft oder Kenntniss davon; es ist lediglich die beispiellose Virtuosität einer fast nur mechanischen Fertigkeit, die ihn so merkwürdig macht; auf einen zusammenhängenden discorso einzugehen, hat er weder die Fähigkeit, denn er ist sehr confus und verfolgt nur die flachsten Dinge mit einiger Aufmerksamkeit, nie eine strenge Gedankenreihe; noch auch die Lust, denn er will im Grunde nur sich sprechen hören und hören lassen, am Gehalt liegt ihm gar nichts, er steht ganz unter der Herrschaft einer kindischen, sonst aber ziemlich unschuldigen Eitelkeit. Ich habe es mit ihm verdorben, seit ich den Ankauf einer neugriechischen Grammatik, die er in Commission hat und mir gern für drei Scudi anhängen wollte, mit so guter Manier als möglich ablehnte. Das war eigentlich nicht klug, indess wusste ich schon, dass ich ihn sehr gut entbehren konnte. Er legt Niemand ein Hinderniss in den Weg, hilft aber Keinem das Geringste; denn weder weiss er Bescheid um die Bibliothek noch bekümmert er sich darum." Das eigentliche Factotum war der Scrittore, Monsignore Laureani, Präsident der Arcadischen Akademie, ein liebenswürdiger und gefälliger Mann, dessen Gunst unser Freund bald zu gewinnen wusste. Schon am dritten Tage hatte jener die seltene Güte, ihm ein Verzeichniss aller 30—40 Plautinischen Handschriften aus allen fünf Abtheilungen der Bibliothek mit Hinzufügung der Signaturen aus den Katalogen auszuziehen und zu übergeben. So konnte sich R. die einzelnen Handschriften schnell hintereinander zur Durchsicht vorlegen lassen. Auch wurde ihm gestattet öfter bis 2 (statt bis 1) Uhr zu arbeiten, einmal sogar an einem Ferientage. „Nach dritthalbwöchentlichen geduldigsten Bestrebungen", nachdem er 21 Handschriften des Plautus in der Vaticana durchgesehen, war er am 27. Januar so glücklich, die drei alten Codd. des Lipsius, und darunter (wie er combinirt hatte) den Originalcodex des Kardinal Orsini, in dem die zwölf letzten Comödien zuerst aus Deutschland nach Italien kamen, zu entdecken. Den alten

Palatinus *(vetus Camerarii)* verglich er vollständig zu allen 21 Stücken. Schon zu Anfang des März dachte er daran, über die Ausbeute des Mailänder Palimpsestes öffentlich Bericht zu erstatten, sei es als Beitrag für die acta societatis Graecae von G. Hermann, sei es als Breslauer Festprogramm für den August. „Ich glaube, die Leute werden sich doch verwundern über die Neuigkeiten, die ich ihnen zu sagen habe über den Inhalt des Palimpsest," schreibt er am 3. März an Stenzler. Aber die Fülle der übrigen Arbeiten liess ihn noch nicht dazu kommen.

Angesichts der Vaticanischen Handschriftenmassen wurde ihm klar, dass man die Kritik einer grossen Anzahl von alten Schriftstellern ganz von vorn anfangen und zu einem neuen Abschluss bringen könnte bloss mit Hülfe der Vaticana. Natürlich versäumte er nicht auch zu andren römischen Bibliotheken den Zugang zu suchen. Als ihm nun die erbetenen permessi alle zu gleicher Zeit über den Hals kamen, war er, um die günstigen Gelegenheiten nicht entschlüpfen zu lassen, viele Wochen lang wie ein gehetztes Wild, als wenn er in Breslau Collegien zu lesen, Seminar zu halten und alle zwei Tage einen Candidaten zu examiniren hätte. Die Combination der verschiedenen appuntamenti mit grösster Vorsicht und Delicatesse zu betreiben war nicht leicht. Er machte eine merkwürdige Schule der Diplomatie in den Verhandlungen mit den Hütern handschriftlicher Schätze durch, als gelehriger Zögling Em. Brauns. Das Ergebniss derselben fasst er in folgende Schilderung zusammen. „Illiberalität und Eifersucht gegen den Fremden, den Gelehrten, den Preussen; Bequemlichkeit und Scheu vor Consequenzen; Bigotterie gegen den Häretiker; diese und ähnliche Mächte waren fortwährend zu bekämpfen und zu überwinden, und natürlich nie durch eine andre Waffe, als durch Klugheit, Nachgiebigkeit, Demuth, Geduld und Beharrlichkeit. Ich habe in dieser Beziehung eine ganz merkwürdige Schule in Rom durchgemacht und in meiner kleinen Sphäre eine Art von diplomatischem Spiel gespielt, welchem ich zugleich eine Kenntniss römischer Verhältnisse, Persönlichkeiten, Ansichten verdanke, wie ich sie sonst nimmermehr

erlangt hätte. Von dieser Zähigkeit römischer Geistlichen (denn sie sind es doch meist, mit denen man zu thun hat, weltliche oder kirchliche) hat man keinen Begriff. Fast nichts ist auf dem einfachen, graden Weg offnen Vertrauens zu erreichen; fast alles durch Geduld und die rechte Behandlung. Geduld, dreimal Geduld ist freilich das alleroberste; die einfachsten Dinge, bei denen es bei uns nur auf Ja oder Nein ankommt, wollen dort erst gesäet, gewartet und gepflegt werden, müssen wachsen und reif werden, ehe sich Frucht ernten lässt. Eine einzige Uebereilung, eine einzige unzeitige Hast kann und wird in der Regel Alles verderben. Wer den Arm haben möchte, muss bei der äussersten Spitze des Nagels am kleinen Finger anfangen und keinen Blick darüber hinaus nach dem Arme thun. Nie darf man es zu einer directen abschlägigen Antwort kommen lassen, nie etwas so verlangen, dass sie darauf erfolgen kann. Das einmal abgeschlagene ist rettungslos verloren; weiss man vorzubeugen, auszuweichen, abzulenken und stellt die Sachen nie auf die Spitze, so kann man das, was sonst ohne Weitres gebrochen wäre, auf hundert andern Wegen, unter hundert andern Formen zum Biegen bringen. Aber auf der andern Seite würde man sich gewaltig irren, wenn man glaubte, mit einer noch so feinen, bloss klugen, aber heuchlerischen Politik gewonnenes Spiel zu haben. Die fühlt der römische Geistliche unfehlbar durch; bloss nach dem Munde reden und im Herzen lachen, hilft zu gar nichts. Es ist, als wenn sie einem die innersten Gedanken vom Gesicht abläsen; ich habe merkwürdige Beispiele davon erlebt. Bis auf einen gewissen Grad wollen, erwarten sie diplomatische Behandlung, aber im Grunde nur, um die Grundlage recht fest und sicher zu gewinnen, auf der ein Verhältniss, wie das des Patronats und der Clientel, bei ihnen allein gedeiht, das ist nämlich das persönliche Vertrauen. Es ist ganz unerlässlich, sich in die Individualität, von der man etwas erlangen will, hineinzufühlen, mit ihren Interessen, ihren Eigenheiten, ihrer Ansichtsweise, soweit das der menschlichen Natur und dem Gewissen möglich ist, sich zu identificiren, kurz eine gewisse Liebe für sie, selbst in ihrer Schwäche, zu gewinnen;

erst dann fallen die Riegel von ihren harten und zähen Herzen ab. So habe ich es unter anderm mit dem Padre maestro der Chiesa nuova erfahren, in deren Besitz die schöne Bibliotheca Vallicelliana ist. Vier Wochen habe ich bei dem operiren müssen, und gab schon die Hoffnung auf Erfolg auf, und jetzt habe ich schon seit geraumer Zeit die Erlaubniss, jeden Donnerstag, der für die Vaticana regelmässiger Ferientag ist, von 9—2 Uhr auf der Vallicelliana zu arbeiten, und der alte Mann ist so gut und wohlwollend und liebreich, wie ein Vater mit seinem Sohne. — — — Rom ist ganz eigentlich das Land der 'impegni', d. h. persönlicher Verbindlichkeiten. Jeder Dienst, jede Gefälligkeit erwartet Gegendienst und Vergeltung; wer ihn geleistet, kann mit Bestimmtheit auf Revanche rechnen; wer ihn erfahren, erkennt seine Verpflichtung unverbrüchlich an. Daraus hat sich unausgesprochen ein förmliches System gebildet, es wird gewissermassen gerechnet mit impegni, wie mit einer currenten Münze. Die erste Aufgabe, wenn man bei einem Unbekannten etwas durchsetzen will, ist, nachzudenken, wo die Reihe der Bekannten, die man selber hat, mit der Reihe seiner Bekannten einen Berührungspunkt hat; und wenn dann diese galvanische Kette auf jeder Seite zehn Glieder hätte, so ist man doch der gleichmässig fortgepflanzten Wirkung vom ersten bis zum zwanzigsten Gliede gewiss. Und dieses ganze Verfahren wird nichts weniger als geheim oder discret getrieben, sondern man verhehlt es so wenig, dass man schliesslich die gewünschte Vergünstigung unter der ausdrücklichen Form gewährt, z. B.: Da auf den Wunsch Ihres Freundes A., dessen Gönner B. sich bei Herrn C. dahin verwendet hat, dass dieser den D. veranlassen möge, bei meinem Collegen E. dahin zu wirken, dass Ihnen von mir die und die Erlaubniss ertheilt werde, so bin ich mit Vergnügen bereit, Ihnen zu dienen. Der F., wenn er mit dem D. gut bekannt ist, nimmt es ihm auch nicht im Geringsten übel, dass dieser sich, wenn er die Empfehlung des E. für noch wirksamer hält, dessen Vermittelung bedient, statt unmittelbar an den F. zu gehen. Im Grunde liegt auch hier wieder der Wunsch, eine Garantie für die Gesinnung des-

jenigen zu haben, den man nicht persönlich kennt. Namentlich im geistlichen Kreise ist ein heimliches Misstrauen durchgehend, zu dem sie auch Grund genug haben, da sie sich weder auf ihre Landsleute im Allgemeinen verlassen können, noch es an sehr schlimmen Erfahrungen fehlt, die sie mit Fremden gemacht haben. Sie verlangen ja auch von dem Fremden, namentlich dem Protestanten, gar nicht, dass er mit ihnen einverstanden sei, sondern nur, dass er ihre Sache mit einer gewissen Anerkennung gelten lasse, und — um es in ein Wort zusammenzufassen — dass er gegen sie ehrlich sei. Zu welchen Missbräuchen übrigens in der Staatsverwaltung und Regierung, in der Stellenbesetzung u. dgl. jenes System führen muss, da es dort ebenso gut gilt, als wenn ich den Zugang zu einer unschuldigen Bibliothek suche, kann sich jeder leicht vorstellen. Das Schlimme des an sich gar nicht üblen Zuges liegt in der Uebertreibung, dass die Erfüllung jeder persönlichen Verbindlichkeit wie eine moralisch gebotene Pflicht behandelt wird. Nun glaube man aber nicht, dass ich in jeder mir zugänglichen Bibliothek frei schalten und walten könne. Ueberall sind andere Beschränkungen. In der einen (z. B. in der Angelica, der Eremitenbibliothek bei S. Agostino) darf ich den Handschriftenkatalog selbst gebrauchen, bekomme aber nie mehr als eine Handschrift auf einmal; in einer andern bekomme ich deren zehn, aber den Katalog nie zu sehen; und so ist das überall verschieden, in der Chigiana, bei den Jesuiten, im Collegio greco etc. Die Furcht vor Publicationen gegen das Interesse der Kirche liegt wohl zu Grunde, nachher ist diese Zurückhaltung Gewohnheit geworden und gilt beinahe als Amtspflicht. Uebrigens habe ich bis jetzt zwar weder die Komödien des Menander, noch die untergegangenen Bücher des Livius entdeckt oder die Origines des Cato, aber doch nicht nur manche anderweitige interessante und brauchbare Kleinigkeit gefunden, sondern vor Allem meinen Hauptzweck erreicht und durch autoptische Untersuchung von 50—60 Handschriften des Plautus, darunter der allerältesten nach dem Palimpsest, solche Kenntniss und Uebersicht der dahineinschlagenden Verhältnisse bekommen, dass ich einen förmlichen genealogischen

Stammbaum über die Abstammung und Verwandtschaft aller Väter, Söhne, Brüder, Enkel und Neffen in der grossen Plautinischen Manuscriptenfamilie habe anfertigen können."

Einer seiner geistlichen Gönner war der freisinnige Pater Theiner, ein Breslauer. Auch das theologische Interesse, welches der protestantische Pfarrersohn an dem Katholicismus nahm, die Anerkennung, welchen er manchen Institutionen der römischen Kirche von ihrem Standpunkte aus zollte und unbefangen aussprach, mag ihn hier und da empfohlen haben. Mit einem gelehrten Kanonisten, dem Advokaten Delicati, liess er sich in mehrere Disputationen ein. Sie wurden lateinisch geführt, denn im Italiänischen wäre ihm jener zu überlegen gewesen. Dass von Bekehrungsversuchen nie die Rede gewesen, hielt er doch nicht für überflüssig den Seinigen zur Beruhigung zu versichern.

Durch Verbindungen solcher Art gelang es manche Thüre zu öffnen, die Andren streng verschlossen blieb. So z. B. die Sakristei von St. Peter, zu deren Schätzen der nächst dem Bembinus wichtigste Terenzcodex (der Basilicanus) gehört. Als besonders fruchtbares Ergebniss seiner Durchforschung der massgebenden Terenzhandschriften meldet er Stenzler am 4. Juni: „Eine äusserst interessante Sache ist, dass ich glaube in den Stand gesetzt zu sein, für alle Terenzischen Stücke die genaue Vertheilung der verschiedenen Rollen an die einzelnen Schauspieler nachzuweisen: was auf eine durchaus andre Weise gemacht worden zu sein scheint als wir uns vorzustellen pflegen. Auch über die Didascalien der Terenzischen Stücke habe ich alles Material zu einer erschöpfenden Untersuchung gesammelt." Die vollständige Collation des Bembinus und des Basilicanus blieb Braun überlassen, der am 24. Juni ihren Abschluss meldete.

Besonders schwierig war der Jesuitengeneral, unter dessen Oberaufsicht die Bibliothek des collegio Romano stand, aber grade hier feierte der angehende Diplomat den grössten Triumph seiner Geschicklichkeit. War die Stimmung der römischen Geistlichkeit gegen Preussen in Folge des unzweckmässigen Verfahrens von Seiten des Gesandten Bunsen überhaupt eine gereizte, so waren insbesondere die Je-

suiten gegen die preussischen Gelehrten erbittert, nachdem der ältere Zumpt (in Italien wegen seiner Körperlänge *Zumptone* genannt) zwar den gesammten auf Cicero bezüglichen handschriftlichen Nachlass des gelehrten Jesuiten Lagomarsini hatte benutzen dürfen, von seiner hierdurch bereicherten Ausgabe der Verrinen aber kein Exemplar, selbst auf mehrmaliges Bitten, nach Rom gesandt, auch in der Vorrede des verdienstvollen Sammlers nicht gebührend gedacht und obenein die Naivetät gehabt hatte, dasselbe Jesuitencollegium zum Behuf neuer Publicationen um neue Mittheilungen aus jenem Schatze 'in maiorem dei gloriam' anzugehen. Dies hatte man als Hohn aufgefasst, und die ganze Schale berechtigten Grolls über jenen unschuldigen Prof. Schulze aus Liegnitz ausgeschüttet, der eine Herodothandschrift zu benutzen wünschte: sie wurde ihm rund und für alle Zeiten abgeschlagen unter heftigen Expectorationen über die Anmassungen der Prussiani, welche den Orden höhnten und steinigten und dann doch um Gefälligkeiten angingen. An demselben Tage aber, als dieses Gewitter sich entlud, durfte unser geschickter Freund unbehelligt die Bibliothek des collegio Romano untersuchen und erhielt fünf Tage später die definitive Erlaubniss regelmässig darin zu arbeiten. Hier war es, wo er in einem unscheinbaren Plautuscodex jenen merkwürdigen Artikel fand, dessen Anfang schon Osann (ohne Angabe der Quelle) publicirt hatte, — das sogenannte scholion Plautinum, welches der Ausgangspunkt für R.'s so überaus fruchtbare Forschungen über die Alexandrinischen Bibliotheken sowie über die Pisistrateische Redaction der Homerischen Gesänge geworden ist. Zuerst traute derselbe der Sache noch nicht recht, er liess durch Stenzler in Breslau Recherchen über Plautinische Scholien anstellen,[1]) die zwar mit exemplarischem Eifer geführt wurden, aber freilich zu keinem Resultat führten.[2]) Am 4. Juni ist ihm die Bedeutung des Fundes ganz klar. So wie er zurückkommt, will er das Ineditum drucken lassen, befürchtet nur, dass Osann als vermuthlicher Bearbeiter der Berliner Preisaufgabe ihm zuvorkommen werde.

1) An Stenzler 28. Januar. 2) An Stenzler 3. März 1837: „Schade, dass sie keiner bessern Sache gegolten haben."

In der Angelicana fand er das kleine griechische Lexicon,[1]) „zum Glück (oder Unglück?) nur 29 Quartblätter". Dass es unedirt und „wenn auch nur in seiner eigenthümlichen Form gewinnbringend" sei, erkannte der gewiegte Forscher griechischer Lexicographie auf den ersten Blick. Am 28. Januar war die Abschrift begonnen, am 3. März fertig. Auch die Handschriften epigraphischen Inhaltes liess er nicht unbeachtet. In einem codex des 16ten Jahrh. in der Vallicelliana[2]) fand er einige hundert lateinische Inschriften, zum Theil wenigstens unedirt, welche er abschrieb.[3])

Neben den Bibliotheksarbeiten gingen in zweiter Linie die archäologischen Studien her. In Rom wurde dem Autodidakten auf diesem Gebiete erst anschaulich, was dazu gehöre, Archäologie in wahrhaft wissenschaftlichem Sinne zu treiben. „Die unübersehbare Masse von antiken Monumenten, die schon Rom aufzuweisen hat (denn in Neapel quellen sie ja, so zu sagen, noch fortwährend aus dem unerschöpflichen Boden auf), hat mich übrigens von dem Wahne geheilt, als liesse sich Archäologie so beiläufig neben der Philologie her treiben, sowie sie mir auch die Augen erst geöffnet hat über das, was Monumentenkenntniss und Kunsterklärung eigentlich sagen will. Nur wer in der Fülle und täglichen Anschauung der Monumente drin sitzt, kann Archäologie in umfassendem Sinne und wahrhaft fruchtbarer Weise cultiviren; fast Alles, was in Deutschland darüber zu Tage gebracht wird, Müller in Göttingen nicht ausgenommen, erscheint dagegen äusserst dürftig und unlebendig. So ist mir denn auch die grosse Bedeutung des Zweiges der Archäologie, der durch die Vasendarstellung gebildet wird, erst hier allmälig aufgegangen, und begreife ich jetzt vollkommen die Leidenschaft, zu welcher sich die Beschäftigung damit steigern kann, da in der That bei dem jetzigen Standpunkte keine andre Monumentenklasse mit so mächtigen Schritten in die interessantesten Seiten des antiken Lebens hineinführt und auch eine mässige Bemühung mit so reicher Ernte belohnt.

1) Vgl. opuscula I 674 ff. 2) Vgl. opusc. IV p. 2 A. 3) An Stenzler Mailand 4. Juni 37.

Freilich kann ich auch die Meinung nicht bergen, dass es nur sehr wenig glückliche und gesunde Kunsterklärer giebt und gegeben hat."

Am 21. April in der solennen adunanza, welche das archäologische Institut zum Andenken von Roms Gründung zu veranstalten pflegt, hielt der neue Adept einen brillanten discorso über eine in Cervetri gefundene Vase, die sogen. amphora Galassiana. In zwei schwarz auf rothem Grunde gemalten Bildern sind Scenen des täglichen Lebens (die Olivenernte und deren Erfolg) dargestellt, jedes derselben ist durch eine griechische Inschrift erläutert, deren noch nicht entzifferter Sinn dem Vortragenden zum ersten Mal Gelegenheit bot, seinen Scharfsinn an epigraphischen Problemen zu üben. Er entdeckte in der Hauptsache das Richtige, dass beide Sprüche sich wie Wunsch und Erfüllung zu einander verhalten; G. Hermann[1]) hat demnächst den Wortlaut zweier katalektischer Trimeter sichergestellt: ὦ Ζεῦ πάτερ, αἴθε πλούσιος γενοίμαν, d. h. „ach Vater Zeus, ich bitte, lass reich mich werden!" und ἤδη μέν, ἤδη πλέον· ἀπ' ἄρα βέβακεν, d. h. „'s ist voll, 's ist voll: in Erfüllung ist es gegangen!" Die Abhandlung erschien bald gedruckt in den annali[2]) und trug dem Verfasser die Ernennung zum Mitgliede des Instituts ein.[3])

Auch der mündliche Vortrag war in lateinischer Sprache gehalten worden. Denn wenn in Oberitalien der Neuling sich anfangs auf sein fliessendes Italiänisch etwas zu gute gethan und ein höfliches Lob aus dem Munde seiner Mailänder Bekannten mit einer gewissen harmlosen Befriedigung vernommen hatte, wurde ihm doch schon dort klar, wie sehr ihm trotz aller Leichtigkeit der Conversation die eigentliche Herrschaft über die Sprache noch abgehe, um tiefergehende Gespräche zu führen. In Rom kam er auch zur Erkenntniss, wie schwer es sei, es zu einem echt italiänischen Stil im schrift-

1) Recension in Zimmermanns Zeitschrift für Alterthumswissensch. 1837 p. 847: vgl. Ritschl opusc. I 793 A. 2) De amphora Galassiana litterata: annali IX (1837) p. 183—189 = opusc. I 788—794. Unterschrieben: Ritschel. Ohne Datum. 3) Zum correspondirenden Mitgliede der K. K. società Aretina di scienze, lettere ed arti wurde er durch Diplom vom 20. Mai 1838 ernannt.

lichen Ausdruck zu bringen. „Was wir so in Deutschland etwa Italiänisch schreiben nennen, nun ja, das erfüllt am Ende seinen Zweck, wenn man's nur versteht; Gewächs, sieht aus wie Wein, ist's aber nicht! es braucht nichts Falsches drin zu sein, aber der Italiäner erkennt es an dem, was fehlt. Der italiänische Stil, wie er wenigstens jetzt grade cursirt, besteht aus einer ununterbrochenen Reihe von Italianismen, die man in den Grammatiken grossentheils gar nicht findet. Ihrer Herr zu werden, halte ich mit Allen, die ich darüber wohl gelegentlich gesprochen, für bei Weitem schwerer, als der entsprechenden Idiotismen des Französischen. Uebrigens ist das Italiänische eine mächtige Sprache, von enthusiasmirender Wirkung im Munde dessen, der ihrer ganz mächtig ist; ferner von ausserordentlicher Anschliessungsfähigkeit an das Griechische, in dessen wortgetreuer Wiedergebung sie mit dem Deutschen wetteifert, während sie dem mütterlichen Latein sich nicht anzuschmiegen weiss. Natürlich: da dies eine reine Verstandessprache, Griechisch und Italiänisch dagegen, wiewohl in verschiedener Beziehung, sinnliche Sprachen sind. Euphonie ist in solchem Grad das Princip des Italiänischen, dass selbst ihre syntaktischen Feinheiten und Eigenthümlichkeiten, Constructionen und Redebau, ganz darauf zurückgehen und keineswegs durch ein Bedürfniss des Gedankens hervorgerufen sind. Das heutige Italiänisch ist übrigens von dem allgemeinen europäischen Sprachentaumel, den in der neuen französischen und deutschen Litteratur Niemand verkennen kann, und der bei uns jetzt seinen hauptsächlichen Sitz in Berlin hat, ebenfalls angesteckt; mehr noch war vor 5 — 6 Jahren die ausdrucksvolle Gesuchtheit des Stils in ihrer ungesunden Blüthe, die einem indess auch jetzt noch das Lesen italiänischer Zeitschriften ebenso verleidet, als wenn man Varnhagen's oder Theod. Mundt's gespreizte Weisheit verdauen soll." Uebrigens schrieb er in Rom ein paar italiänische „Sächelchen" für das Institut, die von den dortigen Herren mit wenigen Modificationen approbirt und so gedruckt wurden.[1]) Als er sie freilich später in Mailand einem

1) Dieselben finden sich jedoch weder im Bullettino noch in den Annali der Jahre 1837 und 38.

Venezianer zeigte, der ein gründlicher Kenner seiner Muttersprache war, musste er über die Menge von Ausstellungen, welche dieser machte, staunen, sie aber doch alle als wohlbegründet anerkennen. Der mündliche Ausdruck floss ihm nachgrade so leicht, dass er erklärte, wenn er den Schnupfen habe oder sonst unlustig und träge sei, lieber die honigmilden Laute Italiens über die Zunge gehen zu lassen als die zackig rauhen der Muttersprache. Ja einige Male hatte er die Satisfaction, von einem Italiäner für einen Landsmann, wenn auch aus einer andren Provinz, angesehen zu werden!

Ueberwältigend war der Eindruck, welchen zunächst die blosse Masse der im Vatican gesammelten antiken Sculpturen auf den noch wenig geübten Beschauer machte. „Mit dem kapitolinischen Antikenmuseum, so sehr bedeutend es auch ist, kann man doch noch allenfalls fertig werden; aber in dem Vaticanischen, von einer Ausdehnung, dass man sich wie in einem Labyrinth darin verirren kann und, wie ich Zeuge bin, verirrt hat, vergeht einem förmlich Hören und Sehen; man weiss nicht, wo anfangen oder aufhören, und kann zwei-, dreimal dort gewesen sein, ohne noch viel mehr, als den allgemeinen Eindruck mit herauszunehmen, ohne von Einzelheiten ein klares Bild zu haben und sich darüber Rechenschaft geben zu können. Man hat es sich nicht im Traum einfallen lassen, dass eine solche Masse grossentheils wohlerhaltener und bedeutsamer bildlicher Reste des Alterthums überhaupt vorhanden, geschweige denn, dass sie an Einem Ort der Welt vereinigt zu finden seien! Alles je Gesehene verschwindet dagegen, und wenn man sich gar, wie ich, früher an Orten wie Dresden und Berlin die gewissenhafte Mühe gegeben hat, jedes noch so unbedeutende antike Monument gleichsam als ein Individuum aufzufassen, zu studieren und dem Gedächtniss einzuprägen, so kömmt einem dies jetzt complet lächerlich, ja ich möchte sagen abgeschmackt vor, hier, wo so viel Tausende, als dort Dutzende sind, wo man hundert und abermals hundert Statuen oder Reliefs oder Inschriften gar keines Blickes würdigt noch würdigen kann."

Indem er die hergebrachten Entscheidungen über topo-

graphische Fragen, welche ihn schon in Breslau beschäftigt hatten, Angesichts der Monumente prüfte, fand er, „dass unzählige Dinge, die in den deutschen Büchern als unumstössliche Wahrheiten paradiren, auf dem unsichersten Grunde beruhen und hypothetisch sind.“ Das glückliche Anschauungsvermögen der Italiäner, ihren angebornen Tact „für das was hat sein oder nicht sein können,“ ihre feine Auffassungsgabe für alles Technische und Künstlerische erkannte er als das Erbtheil ihrer Nation, gepflegt durch die tägliche Gewöhnung des Auges und Sinnes, freudig an, und sprach ihnen hiermit von Hause aus einen unberechenbaren Vorsprung zu vor dem Nordländer, als praktische Künstler, als Kunstkritiker, als Archäologen. „Auf manche Dinge, die sich ein deutscher Archäolog in seiner Studierstube ausdenkt, kann ein Italiäner gar nicht verfallen, sondern nur darüber lachen. Wir Deutsche sind nur gar zu gewohnt, uns mit unsrer Wissenschaftlichkeit, mit dem Vorrange, den wir im geistigen Leben vor den Nachbarvölkern zu behaupten meinen, viel zu wissen. Wir mögen damit auch in mehr als einer Beziehung Recht haben; der Italiäner wird es weder an speculativem Sinne, noch in historischer Detailforschung und Kritik mit uns aufnehmen; aber wir sollten nicht die Anerkennung dessen so versäumen, worin er uns — auch abgesehen vom eigentlichen Kunstgebiete — bei Weitem überlegen ist: das ist die unendlich lebendige Anschauung, die er an jedes Object des menschlichen Wissens heranbringt, und die ihm, oft genug bei ungründlicher Behandlung des Einzelnen, immer doch von grossartigen Gesichtspunkten, das Ganze in's Auge fassen lässt.“

Weniger günstig als über die natürliche Begabung fiel das Urtheil über den Charakter der römischen Gelehrten aus. Den Schlüssel zu demselben fand er im allgemeinen Volkscharakter, den er nun mit rechtem Behagen aus dem Vollen und im Centrum studierte, den Eifer belächelnd, mit dem er einst in Mailand nach jedem Stückchen italiänischer Volksthümlichkeit Jagd gemacht hatte. Im Vergleich zu den Florentinern, die er als die Sachsen Italiens bezeichnet („fein, höflich, von einem gewissen Gleichmass allgemeiner

Bildung"), fiel ihm das Selbstgefühl der Römer auf, aus dem er auch die minder liebenswürdigen Seiten, als Birbonerie, Illiberalität, Eitelkeit herleitete. Als grosse Kinder erschienen ihm aber nicht allein die gemeinen Leute, sondern vor Allem auch die römischen Gelehrten. „Kindisch aber ist vor allem der römische Gelehrte als Mensch; unfähig aus dem Cocon, in dem er sich eingesponnen, mit freiem Blick herauszuschauen und fremde Standpunkte zu würdigen; unfähig, Widerspruch zu ertragen; unfähig, seiner Eifersucht gegen den Fremden, obenan gegen den Deutschen, Herr zu werden; unfähig endlich, in der Regel, seine Stellung in der Gesellschaft von dem Gelehrten zu trennen."

Der Winter des Jahres 1836/7 war leider einer der unfreundlichsten und härtesten, welche Italien und insbesondre Rom seit Generationen gesehen hatte. Vier Monate hindurch fast ununterbrochen Regen Hagel Schnee Frost Sturm, so dass zwei oder gar drei hintereinander folgende heitere und trockene Tage zu den Seltenheiten gehörten. „Unzählige Male wünschte man sich Glück, dass nun endlich die schöne Jahreszeit gekommen zu sein scheine, und unzählige Male täuschte man sich darin." Noch zu Anfang März stellte sich Schnee ein, wie sich Niemand erinnern wollte jemals um diese Zeit erlebt zu haben. Als der eifrige Hyperboreer dennoch auf der Vaticana erschien, wunderte man sich, dass er nicht wie alle Welt bei solchem Prodigium Ferien gemacht habe. So ging es den März hindurch mit Unwetter aller Art, Nebel auf den Bergen, rauhem, nasskaltem Wind, dass die Römer glaubten, die Weltordnung habe sich umgekehrt. „Und am letzten Januar waren wir in Tivoli und assen im Freien!" (23. März.) Auf den Winter folgte sogleich der Sommer, und zwar — erst mit dem 30. Mai! Noch am 15. Mai war der Apennin schneebedeckt und schneite es in der Chiana zwischen Arezzo und Florenz. Auch in Rom vereitelte der unablässige Regen fast jeden Ausflug in die Umgegend. Dessenungeachtet befand sich R. verhältnissmässig wohl, besonders behaglich, zur Verwunderung seiner Bekannten, bei Scirocco.

Indessen war der Urlaub für das Semester abgelaufen. Der ministerielle Bescheid auf die vom 12. Februar datirte Eingabe um Verlängerung desselben bis zum Herbst liess lange auf sich warten. Noch am 1. Mai schwebte der Petent in der peinlichsten Ungewissheit über sein Schicksal. Endlich am Himmelfahrtstage, noch in Rom, erhielt er das Rescript vom 13. April, welches neuen Urlaub und neues Geld (200 Thlr.) bewilligte. Am 9. Mai in der Frühe eines trüben Tages schlug die lange gefürchtete Scheidestunde von der unvergesslichen Stadt. Durch dieselbe porta del popolo, durch die er vor etwa vier Monaten eingezogen, führte ihn der Vetturin wieder auf die via Flaminia zurück, denn auf Neapel und Campaniens ganze Herrlichkeit verzichtete er diesmal, nicht ahnend, dass es für immer sein sollte. Von seiner Serpa aus weidete er das Auge an der unermesslichen Campagna, die von dem andauernden Regen mit frischem Grün überzogen und mit den goldenen Blüthen zahlloser Ginsterbüsche übersäet war.

Die Empfehlungen, welche der 'collega ed amico' des archäologischen Instituts durch Braun bekommen hatte, öffneten ihm auf der Rückreise überall Thüren und Herzen, fast mehr als für ruhigen Genuss und Besinnen zuträglich war. Um ein Stück Apennin zu sehen, wählte er den Weg über Perugia, wo er überdiess einige bibliothekarische Nachforschungen anzustellen hatte. In zweimal drei Stunden erarbeitete er sich in der Stadtbibliothek die Beruhigung, dass nichts für ihn da zu holen sei. Blume hatte nämlich in seinem 'Iter Italicum' eine Menge Peruginer Handschriften als aus Saec. XI. XII. XIII. und dergleichen bezeichnet. Diese vielverheissenden Angaben lösten sich aber in Dunst auf, da sich bei näherer Prüfung ergab, dass jener Gelehrte bei dem Abdruck eines dort vorgefundenen Kataloges die Signaturen desselben irrthümlich als *Saec.* interpretirt hatte, während sie nur *Scansia*, d. h. Schrank, Repositorium bedeuten sollten. Empfohlen war er an den alten Etruskologen Vermiglioli, Professor an der Universität. Er fand „ein heiteres, munteres Männchen. Auch einer, der sein Leben damit verbracht hat, römische resp. etruscische Inschriften

zu Tode zu reiten, federfertig wie alle diese Leute, bei wenig solider Durchbildung, mit topographisch antiquarischen Beschäftigungen einige historische Studien über Geschichte der italiänischen Malerei verbindend, — eitel wie ein Kind, das versteht sich von selbst."

Zwei Tage lang führte ihn Dr. Speroni, Herausgeber eines 'giornale di scienze, lettere ed arti', mit unermüdlicher Gefälligkeit zu allen Sehenswürdigkeiten Perugia's. Mit ihm verhandelte er am letzten Abend die Gründung eines in Rom zu druckenden, von Deutschen zu redigirenden Journals ('Giornale enciclopedico Tedesco' oder 'Rivista Germanica'), welches für Italien die Bekanntschaft mit deutscher Wissenschaft - und Litteratur mit Ausschluss der Theologie und grosser Beschränkung der Politik vermitteln sollte.[1])

Am 15. Mai traf er in Florenz ein. Nach der antiken Simplicität und Ungenirtheit des römischen Lebens empfand er hier die Nothwendigkeit, der Eleganz einer glänzenden modernen Hauptstadt gewisse Concessionen zu machen. Während er in Rom oft in gar unansehnlicher Garderobe „einhergestiefelt" war, beeilte er sich hier — „einen neuen Regenschirm zu acquiriren (in diesem Jahr das wichtigste Reisemeuble) und einen weissen Filzhut mit breiter Krempe", der ihm nach eigner Aussage zu dem braunen Schnurrbarte, den er sich hatte wachsen lassen, ganz gut stand. Ein blauer Frack mit blanken Knöpfen war wohl das Prachtstück seiner Toilette.

In dem berühmten gabinetto litterario von Vieusseux, dem Stelldichein aller Litteraten des In- und Auslandes, machte er Auszüge für das bullettino des archäologischen Instituts in Rom, und an den geselligen Donnerstag-Abenden knüpfte er Verbindungen vorzugsweise mit italiänischen Gelehrten an. So lernte er Repetti kennen, den Verfasser des geographischen Lexicons über Toscana, den Geschichtsforscher Marchese Capponi, der als der geistreichste und gediegendste der damals lebenden Florentiner Gelehrten gerühmt wurde. Im vertraulicheren Gespräche klang ihm der

1) An Braun 13. Mai 1837.

tiefe Gram der edleren Geister über die damalige Verkommenheit der Nation herzbewegend entgegen. Einige zeigten doch auch etwas mehr Kenntniss von deutscher Litteratur und Wissenschaft als die letterati des übrigen Italiens (die Lombardei ausgenommen). „Uebrigens ist es immer nur eine kleine Zahl dieser Erleuchteten. Die Mehrzahl ist auch in Florenz gänzlich unbekannt mit unserm Standpunkt; um sie gelegentlich zum Respect zu nöthigen, muss man förmlich einige bestimmte Namen als stehende Stichwörter gebrauchen, die einmal alte Tradition geniessen. Sie kennen keinen Dichter als Schiller, keinen Historiker als Joh. v. Müller, und bloss dessen Universalgeschichte, keinen Philosophen als Leibnitz; (spricht man z. B. von Kant, dessen Namen sie wohl auch gehört haben, so heisst's gleich: *va in aria*); keinen Mediciner als — als — Hufeland, wegen der Macrobiotik! Diese gelten ihnen aber auch nicht bloss für Repräsentanten deutscher Wissenschaft, sondern als unfehlbare Autoritäten."

Die Bibliotheksgeschäfte behandelte er bei diesem zweiten Aufenthalt als Nebensache. Auch wurde ihm über die Ueberflüssigkeit seiner Untersuchungen ein überraschendes Licht aufgesteckt. „Des alten Furia Sohn fragte mich, ob ich viel Ausbeute fände; ich sagte ihm, das gerade nicht, indess läge mir daran, die Familien der Handschriften ausfindig zu machen. Er meinte, das stände ja Alles schon im Bandini; ich leugnete das; da belehrte er mich, sie seien alle *di una sola famiglia ossia provenienza.* Ich fragte, von welcher: 'von der Mediceischen.'" Dem Vater Furia verdachte er mit Recht, dass er seine angebliche Lebensaufgabe, die Katalogisirung der seit 1780 angesammelten, bedeutenden Handschriften der Laurentiana, die noch kein Mensch kenne, — noch gar nicht angefangen habe. Ausserdem lernte er Ciampi, der sich durch Uebersetzung des Pausanias mit Hülfe einer lateinischen Version berühmt gemacht hatte, kennen und erwarb sich Migliarini's Gunst. Zu Inghirami, der in Fiesole wohnte, kletterte er an einem heissen Mainachmittag zu Fuss hinauf, ohne durch die Unterhaltung mit dem trocknen Antiquar belohnt zu werden.

Das bedeutendste Resultat dieses zweiten Florentiner Aufenthaltes für unseren Reisenden war, dass auf einmal, wie durch Offenbarung, und doch vollkommen natürlich vorbereitet, Sinn und Verständniss für Malerei in ihm hervorbrach. Wenn man erwägt, dass Studium der Kunstgeschichte, welches jetzt von Berufenen und Unberufenen als Modefach gepflegt wird, vor 40 Jahren selbst dem gelehrten Bildungsgange noch ganz fern lag, dass es noch keine brauchbaren Hand- und Reisebücher gab, wie sie jetzt auch dem unwissenden Touristen und jedem Backfisch zu bequemer Anleitung dienen, so wird man sich kaum wundern, dass ein Gelehrter wie R. ziemlich unvorbereitet in dieser Beziehung nach Italien kam. Bei lebhaftester Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur, deren Erscheinungen in Formen und Farben er beredt und anschaulich zu schildern wusste, war sein Auge den Gebilden darstellender Kunst gegenüber noch wenig geübt. Zur Sculptur und Architectur hatte er durch seine archäologischen Studien ein Verhältniss gewonnen, doch bekennt er im Anfang seiner Breslauer Zeit, dass ihn bis jetzt immer noch das Interessante mehr zu fesseln vermöge als das einfach Schöne.[1]) Von Gemäldegallerien hatte er zwar die Berliner und die Dresdener gesehen, aber ohne rechten Erfolg, weil er auf sein eignes Laienurtheil angewiesen war. So verhielt er sich in Mailand der Brera gegenüber durchaus gleichgültig. „Was mir einzig zusagt, ist, mir in einer grösseren Sammlung eine sehr kleine Zahl von Stücken, die mich ansprechen, auszusuchen, und diese, aber auch nur diese, täglich aufs Neue zu besuchen uud zu besehen, wie ich's in Dresden gemacht habe und in Berlin machen würde, wenn ich da mehr für meinen Geschmack fände, cioè für einen beschränkten Geschmack. Das geht aber hier nicht an; denn die öffentliche Gemäldesammlung der Brera ist nur Donnerstags und in den Stunden geöffnet, die ich für das brauche, was mir — ehrlich gesprochen — weit mehr am Herzen liegt, als alle Gallerien der Welt. Da habt ihr nun den Pedanten in seiner ganzen Nacktheit! den Bücherwurm,

1) An Niese 28. December 1833.

den Barbaren!" (8. Decbr.) In Begleitung von Cattaneo durchlief er die kalten Säle in einer halben Stunde, natürlich ohne jeden Genuss, schon wegen der Hetzjagd, die den Neuling nur verwirren konnte. „Und dann ist es recht unausstehlich, wenn so ein Kenner immer so redet, dass er die gleiche Bekanntschaft mit Geschichte und Chronik der Malerei bei einem voraussetzt; man getraut sich dann gar nicht, in aller Unschuld seine harmlosen Fragen anzubringen. Ich weiss eigentlich gar nicht, was ich sagen soll, wenn so ein hoher Kenner in Enthusiasmus über ein Gemälde ausbricht; stimme ich nicht ein, so erscheine ich ein Fühlloser, oder, wenn ich Bedenken haben sollte, lächerlich; stimmte ich auf der Stelle ein, so würde ich mir selbst lächerlich, da ich nicht so schnell damit bei mir fertig werden kann. Als ich nun gar gestern in einer Kirche mit meinem Stillschweigen die Bewunderung des mich herumführenden Kirchendieners nicht zu theilen schien, sagte dieser ganz gutmüthig: *ah, Lei sarà un eretico*, und meinte darin den Schlüssel zu meiner Unempfänglichkeit gefunden zu haben." Auch in Florenz kam er das erste Mal noch nicht weit. „Ich habe eben nicht mehr gekonnt und gewollt, als mich äusserlich orientiren, und fast eben so trocken, wie hier auf dem Papier, sieht's noch in meinem Inwendigen aus. Am weitesten bin ich noch verhältnissmässig mit der Plastik gekommen, wenigstens so weit, um Anknüpfungspunkte für Rom zu haben. In Betreff der Malerei — je nun, da bin ich nach den Raffaels und Tizians gelaufen und habe die Correggio's bei Seite gelassen, aber alsbald eingesehen, dass man hier vernünftigerweise alles frühere vergessen, unreife Urtheile, wie vielleicht das eben über Correggio angedeutete, cassiren und ganz und gar von vorn anfangen muss. Und das habe ich mir vorgenommen bei meinem zweiten Aufenthalte redlich zu versuchen, sollte ich es auch nicht weiter bringen, als zu historischer Kenntniss und Unterscheidungsfähigkeit der Hauptepochen und Meister, woran ich gar nicht verzweifle, da es mir weder an Formen- noch an Farbensinn zu fehlen scheint. Ob tiefer in das Allerheiligste zu dringen mir vergönnt sei, muss ich abwarten; vielleicht habe ich

dazu nicht genug Christenthum.“ (5. Januar.) Selbst in Rom besuchte er Gallerien und Palläste noch mehr aus Pflichtgefühl als des Genusses wegen. Was nach den Bibliotheksarbeiten seine Sinne am meisten erfrischte, war und blieb ein Spaziergang im Freien, die Landschaft, die Aussicht auf die herrlichen Bergformen. Seine aufrichtigen Bekenntnisse über frühere Ketzerei und allmälige Bekehrung mögen Manchem, der in ähnlichem Falle war, sympathisch und lehrreich sein; jedenfalls charakterisiren sie die ehrliche Empfindungs- und Anschauungsweise unsres Freundes aufs vollständigste, und zeigen, wie sein methodischer Geist aus eignen Erfahrungen die Genesis des Kunstverständnisses abzuleiten wusste. „Es wird den Lesern dieser Blätter erinnerlich sein, wie wenig Ordentliches ich früherhin mit Gemälden für meinen innern Sinn anzufangen wusste, wie — ehrlich gestanden — die ganze Malerei eine verschlossene Welt für mich war. So muss ich auch von Rom noch sagen, dass ich mich dort mehr von Bekannten hinschleppen liess zu den Gallerien, auch aus Pflichtgefühl mich selbst hinschleppte, dass aber doch diese Bemühungen immer eine Art Strapaze für mich waren, und einen recht freudigen Genuss mir nicht gaben. Aber das ist doch ganz gut und nothwendig gewesen, wie ich jetzt einsehe; es waren Opfer, die durchaus gebracht werden mussten und in ähnlichem Falle wohl immer müssen, deren aber auch der einstige Lohn werth ist. Das erste Unerlässliche ist, eine Kunst zu lernen, zu der wir in Deutschland allzuwenig angeübt werden, die Kunst zu sehen. Sie lernt sich — ausser bei besonders Begabten — natürlich nur dadurch, dass man viel sieht, so viel als nur möglich, und nicht müde wird darin, gleichviel ob es mit Freude geschieht und zu augenblicklicher Klarheit führt, oder ob man sich zwingt und ganz wüst und dumm im Kopfe wird. So gestaltet sich unvermerkt ganz von selbst auch eine Art Uebersicht über die Grenzen, den Umfang, die Gegenstände, die Entwicklungsperioden der Kunst: wenn man sich dieser Anhaltspunkte auch erst späterhin bewusst wird, wenn ungeahnt einmal die gute Stunde kommt, da das verwirrte Chaos, wie durch den Zauber plötzlicher Schlaglichter auf einmal

aufgehellt und geklärt wird. Dann ist natürlich nöthig, von vornherein zu glauben, dass das gross und schön und bedeutend ist, was dafür gilt, und sich viel eher allen Zwang anzuthun, um durch stets wiederholte Versuche sich in dieselbe Ansicht hineinzufühlen und einzuleben, als dem Scepticismus Raum zu geben; man muss, kurz gesagt, schlechterdings mit der Liebe, und nicht mit der Kritik anfangen, die zu ihrer Zeit, wenn sie erst das Recht dazu hat, sich schon von selbst einstellen wird; ein Verfahren, welches mir um so leichter geworden ist, je inniger es auch mit meiner Ueberzeugung auch für andre Sphären zusammenhängt. So habe ich denn auch nicht leicht ein mündliches Urtheil von solchen, die mehr in der Sache darin waren als ich, ungenutzt fallen lassen, ohne es irgendwie in mich aufzunehmen. Mancherlei Umstände haben mich in Rom, ohne dass ich mir das damals so anzurechnen im Stande gewesen wäre, wo ich nur einem dunklen Instinct folgte, begünstigt. Einen ersten Anstoss erhielt ich durch Betrachtung ausgesuchter Genrebilder, die ich jetzt für vorzüglich geeignet halten muss, um den Sinn für die Kunstwelt der Malerei zu erschliessen. Es waren die im Privatbesitz von Thorwaldsen, für mich doppelt bedeutend durch dessen mündliche Erläuterungen, die ebenso anspruchslos gegeben als fruchtbar waren. Manches zu sehen, besonders aus den Anfängen der Kunst aus dem XIII. und XIV. Jahrhundert, hatte ich bei Kestner Gelegenheit. Vor Allem hat mich aber der Umgang mit Braun gefördert, der in der neuen Kunst nicht weniger als in der alten zu Hause ist. Auch Platners Abriss der Geschichte der Malerei in der Beschreibung Roms, so hausbacken er in Form und Gedanken ist, hat mich doch bedeutend weiter geführt. Indessen waren doch das alles nur Keime, noch umschlossen von fester Hülle, die sie erst noch sprengen sollten, um dem klaren Tagesschein sich zu erschliessen. Ich verliess Rom, ohne zu ahnen, dass mir diese ganze Region noch einmal wahrhafte Bedeutung bringen sollte. So kam ich nach Perugia, und war hier genöthigt, von Speroni mich so herumhetzen zu lassen, wie ich es neulich angedeutet. Nichts desto weniger haben diese zwei Tage den wirklichen

Durchbruch unmittelbar bewirkt, denn als ich nun das allererste Mal wieder in die Gallerie von Florenz trat, da war es, als wenn ein grosser Vorhang zwischen mir und den Bildern, oder zwischen meinem Auge und meinem Innern gefallen wäre; die Bilder der Tribune namentlich, die mir äusserlich so sehr wohl bekannt waren, sahen mich mit ganz andern Augen, ordentlich wie mit Menschenaugen an, und hielten Gespräche mit meinem Herzen, grüssten mich wie alte, lange verkannte, liebe Freunde! Ich war ihnen gegenüber wie neugeboren und in einer neuen Welt. Von nun an hatte ich eine wahre Leidenschaft nach der Gallerie zu eilen, und liess, um nichts zu versäumen, die Bibliothek täglich eine halbe Stunde früher im Stich. Es liess mir zugleich keine Ruhe noch Rast, von dem plötzlichen Lichtstrahl und von der Florentiner Lichtregion überhaupt zu profitiren, was nur möglich war. Ein Buch über die Geschichte der Malerei konnte ich nicht auftreiben, ich nahm also einen italiänischen und einen französischen Katalog her, und schrieb mir ausserdem von den Täfelchen, die in der Gallerie unter jedem Bilde befestigt sind, die Geburts- und Todesjahre aller Maler ab; und mit diesen dürftigen Hülfsmitteln war ich — fast kann ich sagen Tag und Nacht beschäftigt, mir auf meine Weise und für mein Bedürfniss, unter verschiednen Gesichtspunkten, Tabellen und systematische und chronologische Uebersichten zu entwerfen; und so täglich mit neuer materieller Kenntniss zu den Bildern kommend fand ich mich täglich durch ihre Beschauung weiter gefördert."

In seinen kunstgeschichtlichen Bemühungen war ihm besonders förderlich Dr. Johannes Gaye, ein Holsteiner, Schüler Hegels und glühender Verehrer Leo's, der seit sieben Jahren in Italien mit Geschichts- und Kunststudien beschäftigt ihn mit der von Rumohr so meisterhaft geübten Methode urkundlicher Forschung bekannt machte, „der zweite, im vollen Sinne des Wortes bedeutende Mensch, den ich auf meiner ganzen Reise so kennen gelernt, dass ich ihm zugleich persönlich näher getreten wäre". Der gemeinsame deutsche Standpunkt des wissenschaftlichen Interesses brachte

sie schnell einander näher, und R. bekannte in ähnlicher Weise, wie Braun für Rom, so ihm für Kenntniss des geistigen und moralischen Lebens in Toscana das Meiste zu verdanken.[1]) Ausser Raffael, den er neben Phidias als das höchste Ideal eines Künstlers verehrte, und Perugino, den er in Perugia studiert hatte, lernte er nun besonders Andrea del Sarto und Fra Bartolomeo lieben; von seiner früheren Neigung zu interessanten Talenten der sinkenden Kunst wie Domenichino, Guercino, Carlo Dolci u. A. war er auf einmal curirt. Die einheitliche Künstlernatur eines wahrhaft grossen Meisters zu verstehen, sich in sie zu vertiefen war ihm jetzt ein eben so hoher Genuss als das Studium Goethe'scher Poesie. Nicht schärfer aber und individueller lässt sich das tiefere Interesse, welches er nunmehr für die Malerei gewonnen hatte, illustriren als durch die Thatsache, dass ihm Aufgaben und Mittel zur methodischen Förderung kunsthistorischer Forschungen einfielen. „Ich denke mir, es müsste äusserst instructiv sein, einmal aus dem reichen Kreise der wiederholten Darstellungen der Malerei eine auszuwählen, die von möglichst vielen Meistern möglichst vieler Epochen und Schulen behandelt wäre, wie z. B. die cena, oder Auferstehung, oder Himmelfahrt, oder irgend ein Act der Madonnenlegende, um all diese einzelnen Bilder einfach zusammenzustellen. So müsste durch die Vergleichung das Charakteristische, das Tiefgedachte, das Verfehlte mit einer Klarheit hervortreten, wie sie keine noch so ausführliche Schilderung mit Worten gewähren könnte."

Am 26. Mai musste Abschied von der blumenfreudigen Arnostadt genommen werden. Gaye führte den Freund zu guter Letzt auf die entzückende Höhe von S. Miniato, denselben Punkt, den dieser, wie er jetzt erst in seiner Ueberraschung erkannte, bereits im Januar auf eigne Hand entdeckt und dann als seinen Lieblingsplatz geschildert hatte. „Zu Allem, was mich damals entzückt hatte, kam noch jetzt die frische Frühlingspracht der Landschaft hinzu. Es ging mir wirklich

1) Ueber Gaye, geb. 8. Nov. 1804 in Tönningen, gest. 26. August 1840 in Florenz, siehe Alfred v. Reumont: Biographische Denkblätter (1878.) S. 209—230.

nahe an's Herz, einen der Blicke, mit denen ich alle Schönheiten des ebenso reizenden als gesegneten Thales, der majestätischen und doch lieblichen Bergketten, und der in duftigem Abendglanz feierlich ruhenden, gastlichen Stadt mit einem Male einzusaugen suchte, den letzten sein zu lassen!"

Langsam ging es dann über Bologna und Parma wieder nach Mailand, wo er am 31. Mai eintraf. Schon am ersten Tage nach seiner Ankunft absolvirte er vier Blätter des Palimpsestes. Ueber ein wirksames Reagensmittel verfügte er durch Stenzlers Vermittelung. Am 4. schrieb er diesem: „ich bin jetzt wieder tapfer über den Palimpsest her und mache erstaunliche Ausbeute. Wenn nur das Aufsuchen, um erst den Inhalt jedes Blattes zu finden, nicht so unglaubliche Zeit raubte." Gleich in den ersten Tagen machte er die wichtige Entdeckung, dass die von Mai als Didascalie der Terenzischen Adelphi aus dem Ambrosianus herausgegebene Didascalie vielmehr zu einem der Plautinischen Stücke gehöre. Zunächst dachte er an die Captivi; am 20. hatte er das richtige, den Stichus, gefunden. „Der Versuch, alle 473 übrigen Blätter in ihre ursprünglichen Lagen, und diese in die alte Ordnung zusammenzufügen, hat das neue Resultat gegeben und zugleich die Möglichkeit des alten Irrthums motivirt. Es ergiebt sich nämlich eine von der jetzigen verschiedene Reihenfolge der Stücke im Palatinus, die freilich nicht ganz zu ermitteln ist."[1]) Die Lesung gelang immer besser. Am 20. Juni berichtet er: „ich habe seit ein paar Tagen Hoffnung, mit meinem Palimpsest schneller zum Ziele zu kommen, als ich bisher glauben konnte; die Uebung thut so viel, dass ich ihn jetzt stellenweise wie ein gedrucktes Buch lese, und vier, fünf, auch sechs, und gestern sogar sieben Blätter in Einem Tage vergleiche." Am 11. Juli wurde er mit dem Ganzen fertig. Nunmehr ging er daran, die Hauptresultate seiner Ausbeute, wie er schon in Rom gewollt, in einer vorläufigen Publication zusammenzufassen. Er wählte die Form eines offenen Briefes an G. Hermann, als den grössten lebenden Kenner Plautinischer Kritik und

1) Vgl. Prolegom. ad Trinummum p. XXXIX f.

Metrik. Am 23. Juli konnte er an Freund Braun melden: „meine sehr lang und zu meiner Befriedigung gerathene Epistel an G. Hermann habe fertig und werde in diesen Tagen abschicken. Das Manifest wird wohl einige Sensation machen.“ Es war zum Druck bestimmt und sollte zugleich eine indirecte Antwort auf die inzwischen in Deutschland gegen ihn gerichteten Angriffe der Herren Weise[1]) und Lindemann[2]) sein, von denen ihm Freunde geschrieben hatten. „Ich bin sogar entschlossen, das Zeug nach meiner Zurückkunft durchaus nicht zu lesen, wenigstens erst nach ein paar Jahren, wenn, wie gar nicht fehlen kann, das auf den Palimpsest gegründete Verfahren durchgedrungen ist. Das glaubt einem freilich Niemand, dass man eine gegen sich gerichtete Recension ungelesen lasse!“ Am 25. ging die Epistel an Freund Kiessling in Hildburghausen zu geheimem Vorschmack und weiterer Expedition an den Adressaten.

Uebrigens vergingen die ersten anderthalb Wochen wieder in der früheren Zurückgezogenheit, so dass der Einsame zum Zeitvertreib auf Theater und andre öffentliche divertimenti angewiesen war, wobei er denn doch anfing dem Meneghino einiges Verständniss, besonders auch sprachvergleichendes und historisches Interesse abzugewinnen. Auf der Ambrosiana traf er später als Mitstudierende den Frankfurter Historiker Böhmer und den Böhmen Palazki. Beide leisteten ihm einige Tage interessante Gesellschaft, reisten aber bald wieder ab. In dauernde und nahe Verbindung dagegen kam er mit dem Venezianer Menini, Professor der deutschen Sprache an einem Mailänder Gymnasium, welcher ihm einen gebornen Strassburger, den österreichischen Appellationsrath Tournier zuführte, Uebersetzer des Aristodem von Monti. Mit Beiden verbrachte er täglich seine Mussestunden. Dem Professor der deutschen Sprache, einem übrigens liebenswürdigen und gescheuten Mann, der sonst eine breite encyclopädische Bildung besass, waren denn freilich Namen wie W. v. Humboldt, Becker u. a. kaum vom Hörensagen bekannt; sein

1) Plautus und seine neuesten Diorthoten. 1836. 2) Rec. der R.'schen Bacchides in den Jahn'schen Jahrb. XIX 1837 S. 128 ff.

Ideal war Herders „Ursprung der Sprache", er litt an naturalistischer Vergleichungssucht, und auch mit seiner praktischen Herrschaft über die Sprache, die er zu lehren hatte, stand es kläglich genug. Mit dem Conte Carlo Baudi, der gegen den Willen seiner hochgräflichen Familie seit seiner Mündigkeit unter Peyron's Leitung sich zu einem tüchtigen, juristisch-philologischen Litteraten uud Palimpsestenuntersucher herangebildet hatte, sowie mit Bentivoglio wurden Verbindungen für die Zukunft angeknüpft. Bedeutend imponirte ihm Rumohr. „Was ist das aber für eine merkwürdige Persönlichkeit, dieser Rumohr! Sein ganzes Wesen ist unmittelbar gross, gewaltig und voll dämonischer Kräfte aller Art. Hierzu hinzugenommen die drei Verhaltungsregeln, die mir mein Freund Braun zugleich mit dem Einführungsbrief an ihn überschickte: 'Im Ganzen liebt er den Widerspruch nicht sehr, weiss Artigkeiten zu würdigen und belehrt gern, wenn man zuhören will,' so kann das Euch, die Ihr ihn nicht kennt, schon allenfalls eine Art Bild von ihm geben."

Für manche selbst auferlegte oder nothgedrungene Entbehrung entschädigte eine sehr gelungene, am Johannistage unternommene Excursion nach dem Comersee bei schönstem Wetter. Freilich musste man damals um 3 Uhr Morgens mit der Eilpost aufbrechen, um nach 7 Uhr in Como zu sein. In der villa Sommariva begrüsste den Ueberraschten (es gab noch keinen Bädeker) das Original des aus Abgüssen wohlbekannten Thorwaldsenschen Alexanderzuges. Am 25. Juli, grade einen Monat später, folgte eine Fahrt nach dem Lago maggiore. Sie ging durch blühende Maisfelder, den gefürchteten Versteck der damals in der Lombardei arg hausenden ladri, welche indessen durch die begleitenden carabinieri in Respect gehalten wurden. Auf isola bella übernachtete der Glückliche, setzte in feierlicher Morgenstille nach isola madre über und schwelgte im Anblick der über diesem Paradiese aufgehenden Sonne. Er sah die „königlichen Magnolien" in voller Blüthenpracht und begriff in der Begeisterung darüber, wie Xerxes seiner Platane göttliche Verehrung hatte widmen können.

Am zweiten August trennte er sich von der Stadt, in welcher er einen Schatz gehoben hatte, dessen Ausbeutung, was er damals noch nicht ahnte, mehr als ein volles Leben in Anspruch nehmen sollte. Er hatte sich in Mailand so eingelebt, dass er beim Abschiede von den Menschen, mit denen er in Berührung gestanden, das Gefühl hatte, lauter Freunde zurückzulassen. Zunächst ging es nach Mantua. Dorthin führte ihn ein Märchen, dem er selbst, so wenig er ihm Glauben schenkte, doch auf den Grund zu kommen für seine Pflicht hielt. Von Rumohr, wie es scheint, hatte nämlich Braun die mysteriöse Kunde, dass sich in Mantua die Handschrift eines noch unedirten römischen Komikers befinde. Freilich hegte R. starke Zweifel, doch hatte er sich schon vor Jahren (16. Aug. 33) von Braun, falls dieser dorthin komme, vorläufig eine Probe ausgebeten. Bei seinem zweiten Aufenthalt in Mailand liess er sich von Rumohr selbst das Nähere berichten, und das geschah mit so vielem Detail, dass R. „obschon ungläubig es doch für Unrecht hielt, der Geschichte nicht näher auf den Zahn zu fühlen.[1]) Rumohr wollte in der That auf der Mantuaner Bibliothek einen Palimpsest gesehen haben, der einen noch ungedruckten römischen Komiker enthalte. „Die Sache war so unwahrscheinlich wie möglich; dennoch hielt ich es für Pflicht, mich über den Thatbestand zu vergewissern: sonst hätte ich wohl Mantua nur im Durchfluge gesehen. Es war ein vorgebundenes Blatt; nicht rescribirt, sondern bloss ausgekratzt; kein Komiker, sondern eine mittelalterliche Bearbeitung des Amphitruo in Hexametern und Pentametern; nicht ungedruckt, sondern von Mai schon publicirt,[2]) wahrscheinlich aus derselben Handschrift des Vatican, in der auch ich sie gefunden, aber ihrer Werthlosigkeit wegen gar nicht weiter beachtet hatte.“[3])

Für dieses Quid pro Quo wurde er entschädigt durch den Genuss, welchen die Fresken Giulio Romano's im palazzo vecchio und im palazzo del Te dem Besucher von Mantua gewähren. Sie machten eine ausserordentliche Wir-

1) An Braun 23. Juli. 2) A. Mai auct. class. V (1833) p. 463 ff.: de Amphitryone et Alcmena poema. 3) An Braun 5. August, Mantova.

kung auf ihn. Nach so vielen Madonnenbildern und Heiligengeschichten einmal wieder den heiteren Olymp und die Zeit, 'als ihr noch die schöne Welt regiertet', in solcher Verklärung zur Erde herabsteigen zu sehen war dem classischen Philologen eine Erquickung. Uebrigens lud ihn (eine grosse Seltenheit in Italien) Professor Gregiati zu Tisch und erkundigte sich theilnehmend, ob die Lehrer auf den preussischen Universitäten sich bei ihren Vorlesungen der deutschen oder der preussischen Sprache bedienten.

Er war froh aus der fatalen Sumpffestung heraus zu sein und in dem anmuthigen, vornehm heiteren Verona freieren Athem zu schöpfen (6. Aug.). Auch fand er hier bei dem agente generale des römischen Instituts, dem jungen, wissenschaftlich eifrigen Grafen Orti den glänzendsten Empfang. Er beabsichtigte den Virgilpalimpsest der Capitularbibliothek einer genauen Durchsicht zu unterziehen, wenn nicht etwa die Domherren ihren Groll gegen die Prussiani, die ihnen ihren Gaius verdorben, auf ihn übertrügen.[1]) Aber dieser Vorsatz kam nicht zur Ausführung. Denn am 7. traf er in Padua nach alter Verabredung mit dem lang entbehrten Freund Emil Braun zusammen, der ihm nun auf italischem Boden nicht mehr von der Seite ging. Sie besuchten zusammen Venedig (8.—17. August), den „einzigsten Ersatz für Neapel",[2]) gingen dann über Padua und Vicenza nach Verona zurück, wo Graf Orti sie „mit wahrhaft antiker Gastfreundschaft" aufnahm und „gewissermassen zu Gefangenen seines Willens machte." Ja er belegte als podestà der Stadt ihre Pässe mit Beschlag und liess durch seinen Freund, den Generalinspector der k. k. Posten, v. Jäger, den Postbeamten verbieten, ihnen vor Ablauf von acht Tagen Billets zur Schnellpost zu verabfolgen. So endete die erfolg- und genussreiche italiänische Episode mit einem dreiwöchentlichen, Herz und Geist erquickenden dolce far niente.

Mit Braun hatte R. in jugendlich gigantischer Phantasie

1) An Braun 28. Juli, 5. August. 2) An Stenzler 11. August: „Grade über Venedig möchte ich noch einmal recht ausführlich sein können in meinen Tagebüchern; aber wer weiss, wann und wie ich dazu komme."

eine Art wissenschaftlicher Allianz geschlossen, welche durch die Vereinigung archäologischer und philologischer Arbeit, durch die gemeinsame Verwerthung des Rohmaterials, welches Italiens Boden und Bibliotheken bieten, diese ganze Provinz gleichsam beherrschen sollte. Besonders die Gondelfahrten in dem zauberischen Venedig begeisterten die Schaffenslust der Freunde zu weitgreifenden Plänen. Beide wollten ein Compendium sei es der Archäologie, sei es der gesammten Philologie (unter Herbeiziehung anderer Kräfte) herausgeben.[1]) Eine gemeinsame Ausgabe des Terenz mit dem Commentar des Donat, desgleichen eine Ausgabe des Livius wurde geplant. Eine grosse philologisch-archäologische Zeitschrift sollte als Organ der neuen kritischen Richtung gegründet und ausser den fähigsten Zöglingen der Reisigschen Schule eine Auswahl der tüchtigsten Gesinnungsgenossen (wie Schneidewin, Sauppe, Bergk, Theodor Heyse, womöglich auch G. Hermann) herangezogen werden.[2]) Ueberhaupt sollte Brauns als des an der Quelle Sitzenden Aufgabe sein, auf ungehobene Schätze zu vigiliren und sofort die Hand darauf zu legen; das geistige Rangverhältniss aber zwischen beiden Alliirten drückt sich in den scherzhaften Titulaturen aus, womit Braun consequent seine Briefe zu verzieren liebte, R. als Se. Excellenz den Admiral honorirend, sich selbst unterschreibend als Rittmeister.

Alle jene Luftschlösser freilich blieben unausgeführt, aber sie bezeichnen die Stimmung, welche den Scheidenden über die Alpen begleitete. Wie von mächtigeren Schwingen gehoben, wie mit verschärftem Blick und in weiteren Kreisen nahm der Genius Ritschl's nach der letzten Schule, die er in Italien erfahren hatte, seinen Flug.

1) Braun an R. 13. Sept. R. an Braun 24. Sept. 1837. 2) An Braun 10. November.

Zweite Breslauer Periode

1837 — 1839.

1. Rückkehr.

Auf der Heimfahrt gingen dem Thatendurstigen „die gigantesken Producte der täglichen Planmacherei“ mit Braun und „hunderterlei Dinge“ durch den Kopf. „Wo soll ich anfangen? wo aufhören?“ schreibt er von München aus am 3. September. Er sah u. A. Schmeller, Spengel, Thiersch, aber das abscheuliche Wetter trieb ihn nach kurzem Aufenthalt früher als er gewollt hatte, schon am 6. September fort. Es ging über Nürnberg, Hildburghausen, Gotha, von da in Gemeinschaft mit Thiersch, Göttling und Rost zur Feier des Jubiläums nach Göttingen.[1]) Der beste Ertrag des übrigens nicht sehr gelungenen Festes (Otfried Müller kümmerte sich um die philologischen Gäste nicht sonderlich) waren die hier angeknüpften persönlichen Beziehungen und Freundschaftsbande. Hier lernte er Thiersch lieben und schätzen. Er „ist ein Mann des Volks im vollsten Sinn des Wortes und uns Allen persönlich sehr lieb und werth geworden.“ „Der Mann redet sehr gut und verkehrte mit uns in liebenswürdigster Anspruchslosigkeit.“ „Auch Welcker konnte durch persönliche Bekanntschaft nur gewinnen und hat uns ohne Ausnahme für sich eingenommen. Der Schneidewin ist ein tüchtiger und braver, sehr angenehmer Mann.“[2])

Nach der seligen Unbekümmertheit des Schwelgens in italischer Luft regte die bewegte Strömung des geistigen Lebens in Deutschland den Heimkehrenden gewaltig auf. „So stürmt es und treibt von allen Seiten auf einen ein und über einem

1) Er logirte in einem Zimmer zusammen mit Göttling, der sich noch am 13. Juni 1838 mit Vergnügen an R.'s „kraftvolles Schnarchen“ erinnerte. Es fiel ihm dabei der Riese Skrymir aus der Edda ein, dessen gewaltiges Schnarchen sein Reisegefährte Thor für ein Erdbeben hielt. 2) An Braun 24. Septbr. 1837.

zusammen, dass man Noth hat sich oben zu halten." In Göttingen geschah es, dass sämmtliche Philologen, die grade anwesend waren, verabredeten im nächsten Jahr nach dem Muster der bereits bestehenden Naturforscherversammlungen eine Philologenversammlung abzuhalten. „Die definitiven Beschlüsse kenne ich wegen früherer Abreise noch nicht. Thierschen haben wir an die Spitze gestellt."[1]) Das Gedenkbuch verzeichnet unter dem 20. September „Gründung des Philologenvereins."

Von Göttingen begab sich R. nach Erfurt, um die Eltern zu begrüssen, von da nach Weimar, wo Riemer besucht und bei Schorn ein angenehmer Abend mit Leopold Ranke und dem älteren Froriep zugebracht wurde; nach Halle, wo er Bergk, dessen Talent für Conjecturalkritik er ausserordentlich hoch anschlug, sehr nahe trat. Derselbe schrieb am 5. Febr. 1838: „Wir Beide haben zwar nur wenige Tage auf drei Universitäten im vorigen Herbst verlebt, und dennoch ist es mir als hätten wir eben so viele Jahre an jenen Orten zugebracht, als wären wir alte Jugendfreunde." Mit ihm zusammen begab sich R. nach Leipzig, wo er sich des herzlichsten Empfangs von G. Hermann zu erfreuen hatte[2]) (der Plautusbrief war bereits im Druck); endlich nach Berlin. Mit Johannes Schulze verhandelte er nicht sowohl eigne Angelegenheiten als die geeignetsten Mittel, um den Gräcisten Joh. Franz aus seiner kümmerlichen Situation zu befreien, eine anständige Wirksamkeit an einer preussischen Universität für ihn anzubahnen und sein Unternehmen, eine Ausgabe der griechischen Musiker, wofür sich R. lebhaft interessirte, zu fördern.[3]) Zwar gelang es ihm nicht, Parthey für den Verlag dieses Werkes zu gewinnen,[4]) dafür brachte er aber das „Handbuch der griechischen Epigraphik"

1) An Braun 24. Septbr. 1837. 2) Die Inschrift der amphora Galassiana wurde besprochen und Hermann enträthselte den Vers der Rückseite, wie oben S. 204 angegeben ist: R. an Braun 10. Nov. 37. 3) An Braun 10. Nov. 37. 4) Parthey 21. Nov. 37: „Es ist leider eine traurige Erfahrung in der Buchhändlerwelt, dass grade die am sorgfältigsten ausgearbeiteten Werke philologischen Inhalts den Hoffnungen des Verlegers am wenigsten entsprechen."

bei demselben unter.[1]) Mitte Octobers traf unser Freund nach einjähriger Abwesenheit in Breslau wieder ein. Unmittelbar darauf erfolgte die öffentliche Verlobung mit der Braut.

2. Publicationen.

Die Verarbeitung der italiänischen Ernte begann unverzüglich. Das Erste war die Publication[2]) der Zuschrift an G. Hermann. Derselbe hatte die in der Bacchidesausgabe durchgeführten prosodisch-metrischen Grundsätze, insofern sie von der Bentley'schen Norm abwichen, nicht gebilligt und seine Ueberzeugung mit gewohnter Offenheit in einem Briefe an R. vom 16. März 1837 ausgesprochen,[3]) ohne zu ahnen, welche Bekehrung mit demselben unterdessen durch das neue Licht des Ambrosianus vorgegangen war. Wenige Monate später brachte nun die grosse Plautusepistel dem Meister die glänzendste Anerkennung seines divinatorischen Blickes, der gelehrten Welt die erste Mittheilung über Umfang und Bedeutung des gehobenen Schatzes. Man erfuhr nun zuerst den eigentlichen Bestand der rescribirten Blätter, und bekam durch die drastische Schilderung des Berichterstatters[4]) eine anschauliche Vorstellung von der unglaublichen Verwüstung der Handschrift, von der unsäglich mühevollen Aufgabe, die Züge der ersten Hand zu entziffern oder aus geringfügigen Spuren zu errathen, einer Aufgabe, deren Gelingen vor Allem von den Zufälligkeiten des Lichtes abhängt und, wie offen zugestanden wurde, genau genommen nie zum völligem Abschluss gebracht werden kann. Nachdem nun eine Reihe folgenreicher Ergebnisse (wie die Entdeckung der ursprünglichen Lagensignaturen, die hierdurch

1) Zusage von Parthey 29. Novbr. 1837. 2) Im Augustheft der Darmstädter Zeitschrift für Alterthumswissensch. von Zimmermann 1837 n. 93 = opusc. II 166—197. Uebrigens ist dies der erste und einzige Beitrag, welchen R. in jene Zeitschrift geliefert hat. Zu der lange versprochenen Rec. der Jacob'schen Epidicus-Ausgabe kam es nicht, eben so wenig als zu den selbständigen Aufsätzen, die er dem Drängenden in Aussicht gestellt hatte (Zimmermann an R. 1. Mai 1838). Der Brief ist datirt: „Mailand, Ende Juni 1837." 3) Vgl. oben S. 155. 4) Vgl. S. 175 f.

gewonnene Einsicht in die Zusammensetzung des Codex, die Aufeinanderfolge der Stücke, die urkundliche Anordnung der Mostellariascenen u. A.) in kurzen Andeutungen berührt ist, tritt der Verfasser näher an die Kernfrage der Plautinischen Textkritik heran, und bestimmt nach beiläufiger Abfertigung der „ungespornten Vulgatenritter", welche nicht begreifen, „dass zweimal Null Null bleibt," das Verhältniss des Ambrosianus zu der andren durch die beiden Pfälzer und die Orsinische Handschrift vertretenen Recension (des Calliopius, wie er gefunden zu haben meinte).[1]) Eine kleine Auswahl der überraschendsten Lesungen, auf die kein menschlicher Scharfsinn hätte verfallen können, beweist den unschätzbaren relativen Werth jener ältesten Texturkunde, neben der jedoch die Wichtigkeit der älteren, nur durch jüngere Hände uns überlieferten Recension nicht verkannt wird. Was aber das Wichtigste ist, aus der Summe zahlreicher Abweichungen im Kleinen (Auslassungen, Umstellungen, Vertauschungen, Zusätzen) wird für die Beurtheilung Plautinischer Sprache, d. h. der damals herrschenden Umgangssprache, und seiner Verstechnik eine feste Norm, eine sichre Grundlage gewonnen. In Ermangelung einer solchen hatte R. aus den bisher bekannten handschriftlichen Zeugnissen dem Komiker eine gewisse Mittelstellung zwischen der „Rohheit des Saturnischen Versbaues" und der „durchgebildeten Reife der grăcisirenden Blüthezeit" zugewiesen, und für diese „Periode des Ringens" „ein recht wohl zusammengehendes System" prosodisch-metrischer Regeln zu entwerfen versucht, welches „ohne gradezu Unglaubliches zu vertheidigen, doch nicht in offenem und feindseligem Widerspruch mit den Handschriften stand." Nur zufällige Umstände persönlicher Art hatten den Druck dieses den bisherigen Zuhörern R.'s wohlbekannten Leitfadens, welcher in der nach ganz andrem Plane gearbeiteten Ausgabe der Bacchides nicht zu klarer Darstellung hatte gelangen können, verzögert. Freimüthig bekennt nun der ehemalige Anhänger dieses „relativen" Standpunktes, dass er durch die Offenbarungen des Palimpsestes „sein Spiel verloren" habe

1) Vgl. Proleg. ad Trin. p. XL f.: dagegen Studemund Festgruss an die Würzburger Philol. Vers. S. 39 f.

gegenüber dem Triumph, welchen Bentley's und Hermann's geniale Divinationsgabe davon getragen habe. „Ohne Selbstvorwurf also, aber mit freudiger Bewunderung" erkennt er an, dass jene Beiden „die einzigen gewesen sind, deren durchdringender Blick unter dem entstellenden Schmutz der Jahrhunderte die harmonische Gesetzmässigkeit Plautinischen Versbaus erkannt" hat. Erst jetzt vermag er sich für die Aufgabe, den Plautinischen Text zu emendiren, zu begeistern, „nachdem ein Absolutes, nämlich die durch alle übrigen Denkmale der antiken Poesie durchgehende Schönheit und Gesetzmässigkeit des Rhythmus als Ziel des Strebens vorliegt." Für die Durchführung dieser Aufgabe aber nimmt er das Recht der Induction in Anspruch. „Wenn die Hälfte oder mehr als die Hälfte der Verse, die bisher dazu dienen mussten, Gesetzlosigkeiten der Plautinischen Metrik zu beweisen, in ihrer durch den Palimpsest erhaltenen Gestalt grade die entgegengesetzte Kraft hat, so wird sich jetzt auch die andre Hälfte, eingedenk ihrer gleichen Schicksale im Mittelalter, nicht mehr zu solchem Beweise hergeben."[1])

Dieses Manifest hat eine neue Aera nicht nur in der Plautuskritik, sondern für die wissenschaftliche Betrachtung der gesammten altrömischen Verstechnik eingeleitet. Noch am 13. Januar desselben Jahres hatte Adolf Becker in Leipzig bei seiner Habilitation als Professor der Archäologie in einer langen Disputation den alten Standpunkt durch die Autorität der Palatini zu vertheidigen gesucht, unter energischem Widerspruch freilich seines officiellen Opponenten, der kein Andrer als Hermann selbst war. „Mit grosser Aufmerksamkeit," schreibt Köchly,[2]) „waren wir (Studenten und Mitglieder der societas Graeca) dem gewaltigen Kampfe gefolgt, mit Spannung erwarteten wir die Entscheidung Ritschl's ... Und diese Entscheidung, sie kam denn; es war jener Brief, welcher dem Schreiber wie dem Empfänger gleich viel Ehre macht ...

1) Episodisch setzt sich der Verf. auch mit seinen beiden unebenbürtigen Widersachern Weise und Lindemann auseinander. 2) Gottfried Hermann. Zu seinem hundertjährigen Geburtstage. S. 47; vgl. S. 185—191.

gewonnene Einsicht in die Zusammensetzung des Codex, die Aufeinanderfolge der Stücke, die urkundliche Anordnung der Mostellariascenen u. A.) in kurzen Andeutungen berührt ist, tritt der Verfasser näher an die Kernfrage der Plautinischen Textkritik heran, und bestimmt nach beiläufiger Abfertigung der „ungespornten Vulgatenritter", welche nicht begreifen, „dass zweimal Null Null bleibt," das Verhältniss des Ambrosianus zu der andren durch die beiden Pfälzer und die Orsinische Handschrift vertretenen Recension (des Calliopius, wie er gefunden zu haben meinte).[1]) Eine kleine Auswahl der überraschendsten Lesungen, auf die kein menschlicher Scharfsinn hätte verfallen können, beweist den unschätzbaren relativen Werth jener ältesten Texturkunde, neben der jedoch die Wichtigkeit der älteren, nur durch jüngere Hände uns überlieferten Recension nicht verkannt wird. Was aber das Wichtigste ist, aus der Summe zahlreicher Abweichungen im Kleinen (Auslassungen, Umstellungen, Vertauschungen, Zusätzen) wird für die Beurtheilung Plautinischer Sprache, d. h. der damals herrschenden Umgangssprache, und seiner Verstechnik eine feste Norm, eine sichre Grundlage gewonnen. In Ermangelung einer solchen hatte R. aus den bisher bekannten handschriftlichen Zeugnissen dem Komiker eine gewisse Mittelstellung zwischen der „Rohheit des Saturnischen Versbaues" und der „durchgebildeten Reife der grăcisirenden Blüthezeit" zugewiesen, und für diese „Periode des Ringens" „ein recht wohl zusammengehendes System" prosodisch-metrischer Regeln zu entwerfen versucht, welches „ohne gradezu Unglaubliches zu vertheidigen, doch nicht in offenem und feindseligem Widerspruch mit den Handschriften stand." Nur zufällige Umstände persönlicher Art hatten den Druck dieses den bisherigen Zuhörern R.'s wohlbekannten Leitfadens, welcher in der nach ganz andrem Plane gearbeiteten Ausgabe der Bacchides nicht zu klarer Darstellung hatte gelangen können, verzögert. Freimüthig bekennt nun der ehemalige Anhänger dieses „relativen" Standpunktes, dass er durch die Offenbarungen des Palimpsestes „sein Spiel verloren" habe

1) Vgl. Proleg. ad Trin. p. XL f.: dagegen Studemund Festgruss an die Würzburger Philol. Vers. S. 39 f.

gegenüber dem Triumph, welchen Bentley's und Hermann's geniale Divinationsgabe davon getragen habe. „Ohne Selbstvorwurf also, aber mit freudiger Bewunderung" erkennt er an, dass jene Beiden „die einzigen gewesen sind, deren durchdringender Blick unter dem entstellenden Schmutz der Jahrhunderte die harmonische Gesetzmässigkeit Plautinischen Versbaus erkannt" hat. Erst jetzt vermag er sich für die Aufgabe, den Plautinischen Text zu emendiren, zu begeistern, „nachdem ein Absolutes, nämlich die durch alle übrigen Denkmale der antiken Poesie durchgehende Schönheit und Gesetzmässigkeit des Rhythmus als Ziel des Strebens vorliegt." Für die Durchführung dieser Aufgabe aber nimmt er das Recht der Induction in Anspruch. „Wenn die Hälfte oder mehr als die Hälfte der Verse, die bisher dazu dienen mussten, Gesetzlosigkeiten der Plautinischen Metrik zu beweisen, in ihrer durch den Palimpsest erhaltenen Gestalt grade die entgegengesetzte Kraft hat, so wird sich jetzt auch die andre Hälfte, eingedenk ihrer gleichen Schicksale im Mittelalter, nicht mehr zu solchem Beweise hergeben."[1])

Dieses Manifest hat eine neue Aera nicht nur in der Plautuskritik, sondern für die wissenschaftliche Betrachtung der gesammten altrömischen Verstechnik eingeleitet. Noch am 13. Januar desselben Jahres hatte Adolf Becker in Leipzig bei seiner Habilitation als Professor der Archäologie in einer langen Disputation den alten Standpunkt durch die Autorität der Palatini zu vertheidigen gesucht, unter energischem Widerspruch freilich seines officiellen Opponenten, der kein Andrer als Hermann selbst war. „Mit grosser Aufmerksamkeit," schreibt Köchly,[2]) „waren wir (Studenten und Mitglieder der societas Graeca) dem gewaltigen Kampfe gefolgt, mit Spannung erwarteten wir die Entscheidung Ritschl's ... Und diese Entscheidung, sie kam denn; es war jener Brief, welcher dem Schreiber wie dem Empfänger gleich viel Ehre macht ...

1) Episodisch setzt sich der Verf. auch mit seinen beiden unebenbürtigen Widersachern Weise und Lindemann auseinander. 2) Gottfried Hermann. Zu seinem hundertjährigen Geburtstage. S. 47; vgl. S. 185–191.

Welche Freude von unserer, welches verlegene Schweigen von der andren Seite!“ In der That hatten alle Urtheilsfähigen den Eindruck, dass nunmehr endlich ein fester Boden gewonnen und die vulgäre Ansicht von der Regellosigkeit des Plautinischen Versbaues ein für allemal abgethan sei.[1])

Gleich im Wintersemester 1837/8 wurden auch die Breslauer Studenten in die neue Erkenntniss eingeführt. Zum ersten Mal wählte R. für seine Plautusvorlesungen die Interpretation des Trinummus, an dessen Text Hermann dereinst seinen divinatorischen Scharfblick bewährt hatte. Es war von besondrem Interesse, Schritt für Schritt zu verfolgen, wie weit jene prophetische Leistung durch die nunmehr erschlossenen Quellen der Ueberlieferung und die Consequenzen, welche sich daraus ziehen liessen, bestätigt werde. Gestützt auf diese Vorarbeit glaubte R. in der That am Schluss des Semesters die meisten Schäden glücklich geheilt zu haben, so dass ihm nur eine mässige Zahl von Stellen übrig blieb, mit denen er noch nicht aufs Reine gekommen war. Schon damals war dieses Stück ausersehen, an die Spitze der geplanten Plautusausgabe zu treten, und schon im Sommer hoffte der kühn Vordringende seinem Leipziger Meister eine Probe der neuen Bearbeitung vorlegen zu können.[2]) Als Prodromus war eine besondre Schrift „Plautinische Studien“ ins Auge gefasst.[3])

Die erste Probe der zu erwartenden Textesrecension brachte das letzte Breslauer Prooemium vom 11. März 1839,

---

1) Selbst Bernhardy lobte ausnahmsweise aus freien Stücken den Brief und fand nur den Preisgesang auf Hermann zu extravagant: Pernice an R. 7. Decbr. 1837. 2) R. an Hermann April 1838. An Lehrs 14. April 38: „Die Vulgatenreiter und Urkundengläubigen werden zwar ein grosses Aergerniss an meiner künftigen Bearbeitung (zunächst des Trinummus) nehmen; indess dies verhallende Geschrei muss man sich schon gefallen lassen, so gut wie sie mich früher wegen einer missverstandenen Vorarbeit selbst ihrer berittenen Schaar zugezählt haben.“ 3) Wohl identisch mit dem Zukunftstitel: ‘F. Ritschelii Emendationum Plautinarum libri tres. 1. aus diplomatischem Gesichtspunkte; 2. aus metrischem; 3. aus sprachlichem. *sive de codd. et edd., de metr. et pros., de ling. Plaut.*’, das Gerippe der späteren Prolegomena.

Am zweiten August trennte er sich von der Stadt, in welcher er einen Schatz gehoben hatte, dessen Ausbeutung, was er damals noch nicht ahnte, mehr als ein volles Leben in Anspruch nehmen sollte. Er hatte sich in Mailand so eingelebt, dass er beim Abschiede von den Menschen, mit denen er in Berührung gestanden, das Gefühl hatte, lauter Freunde zurückzulassen. Zunächst ging es nach Mantua. Dorthin führte ihn ein Märchen, dem er selbst, so wenig er ihm Glauben schenkte, doch auf den Grund zu kommen für seine Pflicht hielt. Von Rumohr, wie es scheint, hatte nämlich Braun die mysteriöse Kunde, dass sich in Mantua die Handschrift eines noch unedirten römischen Komikers befinde. Freilich hegte R. starke Zweifel, doch hatte er sich schon vor Jahren (16. Aug. 33) von Braun, falls dieser dorthin komme, vorläufig eine Probe ausgebeten. Bei seinem zweiten Aufenthalt in Mailand liess er sich von Rumohr selbst das Nähere berichten, und das geschah mit so vielem Detail, dass R. „obschon ungläubig es doch für Unrecht hielt, der Geschichte nicht näher auf den Zahn zu fühlen.[1]) Rumohr wollte in der That auf der Mantuaner Bibliothek einen Palimpsest gesehen haben, der einen noch ungedruckten römischen Komiker enthalte. „Die Sache war so unwahrscheinlich wie möglich; dennoch hielt ich es für Pflicht, mich über den Thatbestand zu vergewissern: sonst hätte ich wohl Mantua nur im Durchfluge gesehen. Es war ein vorgebundenes Blatt; nicht rescribirt, sondern bloss ausgekratzt; kein Komiker, sondern eine mittelalterliche Bearbeitung des Amphitruo in Hexametern und Pentametern; nicht ungedruckt, sondern von Mai schon publicirt,[2]) wahrscheinlich aus derselben Handschrift des Vatican, in der auch ich sie gefunden, aber ihrer Werthlosigkeit wegen gar nicht weiter beachtet hatte.“[3])

Für dieses Quid pro Quo wurde er entschädigt durch den Genuss, welchen die Fresken Giulio Romano's im palazzo vecchio und im palazzo del Te dem Besucher von Mantua gewähren. Sie machten eine ausserordentliche Wir-

1) An Braun 23. Juli. 2) A. Mai auct. class. V (1833) p. 463 ff.: de Amphitryone et Alcmena poema. 3) An Braun 5. August, Mantova.

galt es auch hier die unbestimmten Angaben der Vorgänger über ihre Hülfsmittel zu klären und den wirklich vorhandenen Vorrath beachtenswerther Handschriften zu sichten; demnächst aber den relativen Werth der beiden wichtigsten, des Urbinas und des Chisianus, zu bestimmen. Letzterem gab der Verfasser damals den Vorzug, ohne doch die Brauchbarkeit des ersteren in Ausnahmefällen zu verwerfen: Jeder von beiden stellte sich ihm als Repräsentant einer aus gemeinsamer Quelle abgeleiteten besonderen Recension dar.

Der Komödie, wenn auch nicht dem Plautus, wandte sich das Prooemium zu den Wintervorlesungen 1838/9 wieder zu. Es handelte de emendatione fabularum Terentianarum.[1]) Die eben erschienene Terenzausgabe von Klotz genügte wissenschaftlichen Anforderungen durchaus nicht, da sie sich begnügte, die Lesarten des Bembinus nach Faernus anzugeben und von Bentley zur alten Vulgata zurückzukehren. Kurz und schlagend wies jene Abhandlung nach, dass die Ueberlieferung des Terenzischen Textes auf zwei Classen von Handschriften zurückgehe, deren entscheidende Repräsentanten der Bembinus und der Basilicanus seien. Hiermit war der Weg für die diplomatische Kritik auch dieses Dichters ein für allemal gewiesen.

Auch ein spicilegium epigraphicum I brachte das Prooemium zum Sommer 1838, eine erste Probe aus jenem Inschriftencodex der Vallicelliana, den R. in Rom entdeckt und ausgebeutet hatte. Das Studium der lateinischen Inschriften, von den Italiänern, die an der Quelle sitzen, in einer Unzahl localer und ephemerer Publicationen eifrig gepflegt, lag damals bei uns in Deutschland, wie auch in der Einleitung hervorgehoben wird, noch fast völlig brach. Die Hoffnung auf ein Corpus inscriptionum Latinarum, welches ebenbürtig der Böckh'schen Sammlung griechischer Inschriften zur Seite träte, war durch den Tod des jungen Dänen Olaf Kellermann wieder vereitelt worden. Einstweilen gab es nur einen Mann in der gelehrten Welt, welcher die Masse der lateinischen Inschriften beherrschte: den Grafen Bartholomeo Borghesi. Er war der nie versagende promus

1) Wieder abgedruckt in opusc. III 281 ff.

eine Art wissenschaftlicher Allianz geschlossen, welche durch die Vereinigung archäologischer und philologischer Arbeit, durch die gemeinsame Verwerthung des Rohmaterials, welches Italiens Boden und Bibliotheken bieten, diese ganze Provinz gleichsam beherrschen sollte. Besonders die Gondelfahrten in dem zauberischen Venedig begeisterten die Schaffenslust der Freunde zu weitgreifenden Plänen. Beide wollten ein Compendium sei es der Archäologie, sei es der gesammten Philologie (unter Herbeiziehung anderer Kräfte) herausgeben.[1]) Eine gemeinsame Ausgabe des Terenz mit dem Commentar des Donat, desgleichen eine Ausgabe des Livius wurde geplant. Eine grosse philologisch-archäologische Zeitschrift sollte als Organ der neuen kritischen Richtung gegründet und ausser den fähigsten Zöglingen der Reisigschen Schule eine Auswahl der tüchtigsten Gesinnungsgenossen (wie Schneidewin, Sauppe, Bergk, Theodor Heyse, womöglich auch G. Hermann) herangezogen werden.[2]) Ueberhaupt sollte Brauns als des an der Quelle Sitzenden Aufgabe sein, auf ungehobene Schätze zu vigiliren und sofort die Hand darauf zu legen; das geistige Rangverhältniss aber zwischen beiden Alliirten drückt sich in den scherzhaften Titulaturen aus, womit Braun consequent seine Briefe zu verzieren liebte, R. als Se. Excellenz den Admiral honorirend, sich selbst unterschreibend als Rittmeister.

Alle jene Luftschlösser freilich blieben unausgeführt, aber sie bezeichnen die Stimmung, welche den Scheidenden über die Alpen begleitete. Wie von mächtigeren Schwingen gehoben, wie mit verschärftem Blick und in weiteren Kreisen nahm der Genius Ritschl's nach der letzten Schule, die er in Italien erfahren hatte, seinen Flug.

1) Braun an R. 13. Sept. R. an Braun 24. Sept. 1837. 2) An Braun 10. November.

„über Leben und Sterben der Sullier und Ambivier", eine verstümmelte Grabinschrift der Familie Sullius, von der ihm eine sehr abweichende zweite Fassung aus andrer Quelle vorlag, und eine zweifache Dedicationsinschrift der Familie Ambivius.

Neben jenen grossen textkritischen Unternehmungen wurde der alte Plan einer Geschichte der griechischen Grammatiker noch immer, freilich in etwas modificirter Form, festgehalten. Seinem Hauptgenossen auf diesem Felde, Lehrs, der sich warm für die Ausführung der „schönsten und fruchtbarsten Leistung, welche jetzt auf dem Gebiete der Philologie erstehen" könne, interessirte,[1]) theilt der Freund seine Gedanken darüber mit:[2]) „Ein rechtes Encouragement ist es mir gewesen, zu sehen, dass Sie sich für die projectirte Geschichtschreibung der griechischen Grammatik interessiren. Ich war schon halb und halb irre geworden, ob die Sache an der Zeit sein möchte; Niemand schien eben Antheil daran zu nehmen. Aber nun hoffe ich doch binnen drei bis vier Jahren ein tüchtiges Stück der Arbeit fertig zu bekommen, und zwar nach folgendem Plane. In Rom habe ich ein unedirtes griechisches Etymologicum von mässigem Umfange, aber manches Neue enthaltend, und besonders reich an Citaten aus Grammatikern, abgeschrieben. Das will ich ediren,[3]) und als zweiten Theil einen alphabetischen Catalogus grammaticorum Graecorum anhängen, wobei mir Meineke's Quaestiones scenicae einigermassen vorschweben. Nur werde ich allerdings etwas ausführlicher sein müssen. Ich weiss nun zwar sehr wohl, dass solch ein kritischer Katalog der Grammatiker noch keine Geschichte der Grammatik ist, allein ohne jenen ist auch diese nicht möglich; im Umriss lässt sich diese vielleicht sogleich beigeben, oder später nachliefern; auf keinen Fall dürfte es räthlich sein, beide Zwecke gleich von vornherein vereinigen zu wollen, da das Material selbst noch so gar wenig gesichtet ist." Leider ist dieser Plan

1) Lehrs an R. 5. Juni 1837, Begleitschreiben zu den 'quaestiones epicae'. 2) An Lehrs 14. April 1838. 3) Geschehen in den Jahren 1846 und 47: opusc. I 674 ff.

weder von seinem Urheber noch von einem Andren im Sinne desselben ausgeführt.

Indessen war jener aureolus libellus,[1]) die Schrift über die Alexandrinischen Bibliotheken erschienen.[2]) Anfangs zu einem Beitrage für die Acta societatis Graecae von Hermann bestimmt und nur auf wenige Bogen berechnet, war die Abhandlung dem Verfasser unter der Hand zu einem Buche geworden.[3]) Osann hatte vor einigen Jahren in einer Plautushandschrift des Collegio Romano eine Notiz von einem angeblichen Caecius entdeckt, welche zuerst Welcker zu glänzenden, wenn auch etwas phantasiereichen Combinationen über die Geschichte des epischen Cyclus und seiner Ueberlieferung benutzt hatte. Bei der Durchmusterung sämmtlicher Plautushandschriften in Rom musste R. auch diese in die Hände fallen. Beim ersten Blick sah er mit Ueberraschung, dass der von Osann mitgetheilte Anfang „nur ein kleiner Theil eines in Mitte und Ende gleich reichhaltigen und interessanten Scholions sei." Aus besondrer Gefälligkeit gestattete Padre Marchi die Lectüre: die Aufzeichnung des wegen zahlreicher Abkürzungen schwer zu entziffernden Textes musste verstohlen, in fliegender Eile, im Halbdunkel der Abenddämmerung gemacht werden.[4]) Dieser kostbare Fund, nicht die Berliner Preisconcurrenz[5]) bewog R. zu der Abfassung jener köstlichen Abhandlung, welche „seinen lieben Getreuen", Lancizolle, Graffunder und Niese gewidmet ist.[6]) Wie der Eingang besagt, stammt die Nachricht aus einem Commentar zum Plutos des Aristophanes, als dessen Verfasser schon Dindorf den Byzantiner Tzetzes erkannt hatte. Das Scholion aber, welches in lateinischer Uebertragung eines italiänischen Gelehrten in jener Handschrift an beliebiger Stelle, wo sich grade Platz fand, ein-

1) So genannt von Lehrs in der Abhandlung 'de vocabulis φιλόλογος' u. s. w. (1838) = Herodiani scripta tria p. 394 A. 2) An Pernice gesandt 17. April 1838, an Graffunder 22. April. 3) An G. Hermann April 1838. 4) Vgl. opusc. I 171. Erst bei der zweiten Herausgabe im ersten Bande der opuscula (1866) konnte eine grade vor Thorschluss noch eingetroffene Nachcollation von Aug. Wilmanns nachträglich mitgetheilt werden. 5) Vgl. opusc. I 123. 6) Die Dedication ist datirt: den 6. April 1838, vom Geburtstage des Verfassers.

geschaltet ist, berichtet von der Dreimännercommission, welche König Ptolemaeus Philadelphus zur Ordnung der Bücherschätze in den neugegründeten Bibliotheken zu Alexandria eingesetzt hatte, von der Büchermenge und der Einrichtung beider Bibliotheken, von ihren Vorstehern, auch von der Sorge des Pisistratus für Sammlung der Homerischen Poesie, — lauter Thatsachen vom höchsten Interesse für kritische Litteraturgeschichte, obwohl nach Scholiastenart ziemlich wüst durcheinander geworfen und zum Theil unklar ausgedrückt. Diesen vollen Inhalt erfuhr man erst durch R.'s Veröffentlichung, und was man daraus zu lernen, in welchen Zusammenhängen man diese werthvolle Belehrung zu betrachten habe, zeigte die kritische Analyse, welche für jene weittragenden Fragen, die sich an den Namen des Alexandrinischen Museums knüpfen, viel anregendere Gesichtspunkte eröffnete als Parthey's schwächliche, von der Berliner Akademie freilich gekrönte Schrift, welche über die Negationen eines bequemen, aber unfruchtbaren Skepticismus nicht hinausgekommen war. Besonders anziehend ist die Frische lebendiger Anschauung und schlagfertiger Discussion, welche der rasch hingeworfenen Schrift den Reiz einer Improvisation[1]) oder eines mündlichen Vortrags (vgl. S. 117) giebt. Gegen Prellers schwache Verdächtigungen und Bernhardy's verächtlichen Seitenblick[2]) nahm R. zunächst im Allgemeinen die Glaubwürdigkeit des Scholions in Schutz. Er gewann die Reihenfolge der fünf ersten Alexandrinischen Bibliothekare (Zenodotus, Callimachus, Eratosthenes, Apollonius, Aristophanes); und verstand die authentischen Angaben des Callimachus über die Bändezahl der Bücherschätze des Museums besonders durch die ansprechende, wenn auch nicht über allen Zweifel erhabene[3]) Erklärung der Ausdrücke *commixta* und *simplicia volumina*

1) Ein ἀγώνισμα ἐς τὸ παραχρῆμα nennt es der Verf. in einem Brief an Lehrs vom 22. April 1865. 2) Recension der Parthey'schen Preisschrift über das Alexandrinische Museum, in den Berliner Jahrbüchern für wissensch. Kritik, 1838 April Nr. 67 S. 530 f. Am Schluss wird der weise Rath ertheilt, das Museum nun für einige Zeit ruhen zu lassen. 3) Gegen Bernhardy wurde sie vertheidigt im Corollarium des Jahres 1840 S. 34 ff. = opusc. I 152 ff. Vgl. Keil Rhein. Mus. VI 246 = Ritschl opusc. I 226.

(d. h. insgesammt, und nach Ausscheidung der Doubletten) zu klarerem Verständniss zu bringen.

Zu weiter tragenden Erwägungen aber führte der locker angeknüpfte zweite Theil des Scholions über Pisistratus und die Irrthümer eines gewissen Heliodorus. Jene Nachricht über die Commission der vier Orphiker und die ihnen übertragene Sammlung und Anordnung der bis dahin zerstreuten Homerischen Poesie, eine Leistung, die der Uebersetzer des Tzetzes als 'opus divinum' rühmt, wurde als im Einklang stehend mit der „Stimme des ganzen Alterthums" gegen unfruchtbare Zweifel geschützt. „Man wetteifert den Bericht des Alterthums zu verdächtigen und auf den möglichst geringen Gehalt herabzudrücken, als wenn es von vornherein die Aufgabe gälte, sich eines widerstrebenden Zeugnisses um jeden Preis zu entledigen; während doch alle Grundsätze historischer Kritik die Sache gradezu umzukehren und eine vielverbürgte Ueberlieferung festzuhalten gebieten, sobald sie erstens in sich selbst vernünftig zusammenhängt, und zweitens durch anderweitige Bedenken und Gegengründe nicht erschüttert wird."[1]) R. fasste in beschränkterem Sinne als Wolf jene Leistung auf als „Wiederherstellung einer Ordnung, welche durch rhapsodische Vereinzelung sich allmählich gelöst hatte," in genauem Anschluss an die Worte des Scholiasten: *nam carptim prius Homerus et non nisi difficillime legebatur*, und in Uebereinstimmung mit seinen schon in Vorlesungen entwickelten Anschauungen. Er brachte sie in Zusammenhang mit den Zwecken der von Pisistratus gegründeten Athenischen Bibliothek, denen auch die damals unternommene Redaction der Hesiodeischen Gedichte diente; erkannte in jener ersten Recension im grossen Stil die Grundlage der bis zur Alexandrinischen Zeit gültigen Vulgata oder der κοιναί, wie sie in den Homerscholien bezeichnet zu werden pflegen; und fand in der Wiederherstellung des im Original damals nicht mehr bekannten Pisistrateischen Textes das eigentliche Ziel der Alexandrinischen Homerkritik. Durch Combination mit den Nachrichten über die Anordnungen des

1) S. 51 = opusc. I 43.

Solon und des Hipparchus, betreffend den Vortrag Homerischer Gedichte (ἐξ ὑποβολῆς, ἐξ ὑπολήψεως), deckte er einen stetigen Fortschritt der in Athen für Homer getroffenen Fürsorge auf. Als Ergänzung dieser im Einzelnen sorgfältig begründeten Anschauungen fasste er zum Schluss[1]) noch in einigen kurzen Thesen als „hinlänglich vorbereitet durch die siegreiche Kraft rastloser Anstrengungen deutscher Wissenschaft" seine eigenthümlichen Ansichten über Entstehung und Schicksale der Homerischen Poesie zusammen, welche mit den oben (S. 129) mitgetheilten Sätzen in bestem Einklange standen.[2])

Nicht weniger bedeutend waren die Beigaben des Anhanges: erstens Chronologie der ersten Alexandrinischen Bibliothekare. Das nur Approximative und Problematische mancher Bestimmungen verhehlte sich der Verfasser schon damals nicht; auch hat er bei wiederholter Herausgabe (opusc. I 73 A.) die Berechtigung des Widerspruchs besonders in einem wichtigen Punkte (Aristophanes) anerkannt. War ihm doch selbst gegenwärtig, „wie schritt- und stufenweise historisch-philologische Wissenschaft im Kleinen wie im Grossen vorwärts kömmt" (S. 75 = 61), und einen erheblichen Schritt weiter hat schon dieser erste Anlauf auf der schlüpfrigen Bahn geführt.[3])

Die Angaben des Scholions über die Bändezahl der beiden Alexandrinischen Bibliotheken führten durch das Bedürfniss, zu einer klaren Schätzung der alten Litteraturmassen und

1) S. 70 f. = opusc. I 59 f. 2) E. v. Leutsch erzählt im Philol. Anzeiger VIII S. 4, als Ritschl, eben heimgekehrt aus Italien, in Göttingen während des Jubelfestes unter den Collegen plaudernd gesessen habe, sei die Rede unter Andrem auch „auf die in jener Zeit fast alle philologischen Gemüther beherrschenden Homerfragen" gekommen. „Ich weiss, wer den Homer gemacht hat," rief Ritschl dazwischen, und auf das nun folgende Fragen und Lachen „wer denn?" gab er zur Antwort: „das sage ich nicht!" 3) Eine besondre Untersuchung über die Lebenszeit des Aristarch kündigte R. im Corollarium p. 52 = opusc. I 168 für das nächstfolgende Programm *(Disputationis de stichometria deque Heliodoro supplementum* 1840/1 = opusc. I 173 ff.) an: sie fiel aber wegen Raummangels fort (opusc. I 189) und ist nie erschienen.

der Productivität der einzelnen Schriftsteller zu gelangen, auf die Erforschung eines Gebrauches, welcher bisher nur beiläufig und einseitig, vorzugsweise von Theologen berührt, von den Juristen ganz ausser Acht gelassen war, die Stichometrie der Alten, welcher der zweite Excurs des Anhanges gewidmet ist. Aus einer kritischen Zusammenstellung sämmtlicher damals bekannter Beispiele gewann der Verfasser, in seiner Weise von sichren Ausgangspunkten umsichtig vorrückend, das Resultat, dass die aus alten Handschriften stammenden Zählungen von Zeilen (στίχοι), angewendet von Griechen und Römern sowohl zur Bestimmung des Umfangs bald einer einzelnen Schrift bald sämmtlicher Werke eines Autors, als auch zum Citiren einzelner Stellen,[1]) auf die πίνακες des Callimachus und seiner bibliothekarischen Nachfolger zurückzuführen seien. Siegreich weist er nach, dass unter diesen στίχοι einfache Raumzeilen, nicht etwa Sinneszeilen (wie die dem praktischen Bedürfniss der Recitation in den Rhetorschulen dienenden cola und commata in den Handschriften der Redner und die vom Diakonus Euthalius im V. Jahrh. in das neue Testament eingeführte Versabtheilung) zu verstehen seien, wofür er als schlagenden Beweis u. A. die Herculanischen Papyrusrollen herbeizieht. Und wenn auch jene Zeilenzählung der Originalhandschrift, ursprünglich zur Controle des überlieferten Bestandes bestimmt, bei der veränderlichen Form der Copien nur einen ungefähren Anhalt zur Schätzung bot, so ergab sich doch, wie wichtig für uns der relative Massstab sei, der sich aus solchen Angaben für die richtige Messung des oft überschätzten Umfanges von Schriften und Schriftstellerei des Alterthums entnehmen lasse. Das Material zu dieser Frage wurde später noch wiederholt[2]) in bedeutendem Masse vermehrt und daraus Anlass zu neuen Gesichtspunkten, z. B. über die Kolometrie der Sophokleischen Tragödien gewonnen.

In dem Plautinischen Scholion werden sehr verkehrte

1) Diesen zweiten Punkt widerlegt Wachsmuth Rhein. Mus. XXXIV 38 ff. 2) Im Bonner Prooemium 1840/1 = opusc. I 173 ff. 181 f. und im Rhein. Mus. XIII (1858) S. 309 ff. = opusc. I 190 ff., ferner opusc. I 830 ff.

und verworrene Fabeleien eines gewissen Heliodorus über eine von Zenodot und Aristarch nach Auftrag des Pisistratus besorgte Homerausgabe erwähnt und widerlegt, gegen welche Tzetzes ausführlich polemisirt habe. Zur Ermittelung dieser Persönlichkeit war eine kritische Untersuchung über Lebensverhältnisse und Studien von vier Gelehrten dieses Namens erforderlich: ihr ist der dritte Excurs gewidmet, ein Beitrag zur Geschichte der griechischen Grammatik, dem Ziele, welches dem Verfasser damals immer noch „als ein schönes, aber noch nicht ganz nahes" (S. 137 = 113) vorschwebte. Unter jenen Grammatikern ragt an wissenschaftlicher Bedeutung der Metriker Heliodorus, möglicherweise mit dem Homerischen Glossographen identisch, hervor, mit dessen Lebenszeit und Leistungen sich die neuere Forschung seit der durch R. gegebenen Anregung vielfach und mit steigendem Erfolge beschäftigt hat.[1])

Die ergebnissreiche, überaus anregende Schrift fand lebhaften Beifall. Kenner wie G. Hermann[2]) und Lehrs[3]) drückten ihr Wohlgefallen aus; selbst Bernhardy, der früher jenes Tzetzes-Scholion so verächtlich angesehen hatte, schlug einen andren Ton an,[4]), obwohl er nach seiner Art nicht viel Positives gelten liess. Wilken als Bibliothekar fand, dass der Punkt der Zeilenzählung zu vollständiger Evidenz gebracht sei;[5]) den alten Hugo in Göttingen interessirte insbesondre der Abschnitt über die Stichometrie der Pandekten: er lud in etwas verschleierter Weise den Verfasser zu fernerer wissenschaftlicher Correspondenz, gleichsam zur Nachfolge in der Stellung des verstorbenen Unterholzner, ein.[6]) Auch der

1) Vgl. opusc. I 189 Anm. Ritschl kam auf den Gegenstand zurück am Schluss des Prooemiums zum Lectionsverzeichniss 1840/1 = opusc. I 186 ff., indem er auf das Zeugniss des Marius Victorinus über die Abhängigkeit des lateinischen Metrikers Juba von der Autorität des Heliodor hinwies und daraus einen Beweis für seine Ansicht entnahm, dass Heliodor vor Augustus gelebt haben müsse. 2) An R. 4. Juni 1838. 3) An R. 13. Jan. 39. 4) Recension in den Jahrbüchern für wissenschaftl. Kritik 1838 Dec. S. 821 ff., gegen deren Wunderlichkeiten die siegreiche Polemik des Corollarium's vom Jahre 1840 gerichtet ist. 5) An R. 14. Juni 1838. 6) An R. 14. Juni 1838. Eine Stelle aus seinem Brief, über den Begriff der *digesta volumina* handelnd, abgedruckt bei Ritschl opusc. I 157 A.

gegenüber dem Triumph, welchen Bentley's und Hermann's geniale Divinationsgabe davon getragen habe. „Ohne Selbstvorwurf also, aber mit freudiger Bewunderung" erkennt er an, dass jene Beiden „die einzigen gewesen sind, deren durchdringender Blick unter dem entstellenden Schmutz der Jahrhunderte die harmonische Gesetzmässigkeit Plautinischen Versbaus erkannt" hat. Erst jetzt vermag er sich für die Aufgabe, den Plautinischen Text zu emendiren, zu begeistern, „nachdem ein Absolutes, nämlich die durch alle übrigen Denkmale der antiken Poesie durchgehende Schönheit und Gesetzmässigkeit des Rhythmus als Ziel des Strebens vorliegt." Für die Durchführung dieser Aufgabe aber nimmt er das Recht der Induction in Anspruch. „Wenn die Hälfte oder mehr als die Hälfte der Verse, die bisher dazu dienen mussten, Gesetzlosigkeiten der Plautinischen Metrik zu beweisen, in ihrer durch den Palimpsest erhaltenen Gestalt grade die entgegengesetzte Kraft hat, so wird sich jetzt auch die andre Hälfte, eingedenk ihrer gleichen Schicksale im Mittelalter, nicht mehr zu solchem Beweise hergeben."[1])

Dieses Manifest hat eine neue Aera nicht nur in der Plautuskritik, sondern für die wissenschaftliche Betrachtung der gesammten altrömischen Verstechnik eingeleitet. Noch am 13. Januar desselben Jahres hatte Adolf Becker in Leipzig bei seiner Habilitation als Professor der Archäologie in einer langen Disputation den alten Standpunkt durch die Autorität der Palatini zu vertheidigen gesucht, unter energischem Widerspruch freilich seines officiellen Opponenten, der kein Andrer als Hermann selbst war. „Mit grosser Aufmerksamkeit," schreibt Köchly,[2]) „waren wir (Studenten und Mitglieder der societas Graeca) dem gewaltigen Kampfe gefolgt, mit Spannung erwarteten wir die Entscheidung Ritschl's ... Und diese Entscheidung, sie kam denn; es war jener Brief, welcher dem Schreiber wie dem Empfänger gleich viel Ehre macht ...

1) Episodisch setzt sich der Verf. auch mit seinen beiden unebenbürtigen Widersachern Weise und Lindemann auseinander. 2) Gottfried Hermann. Zu seinem hundertjährigen Geburtstage. S. 47; vgl. S. 185—191.

sondern das Material selbst geben, „ein mittleres Mass haltend zwischen blossem Grundriss, Gerüste ohne Fleisch, und ausführlicher Darstellung einer Wissenschaft. Also: Umfang, Grenzen, Eintheilung, jetziger Standpunkt, Hauptgesichtspunkte für Behandlung, Hülfsmittel (was bei Mangel an Litteraturkenntniss hier besonders wichtig); aber ausserdem den Stoff selbst, soweit dies zuträglich und möglich," nach Massgabe des praktischen Bedürfnisses. Der gesammte Stoff solle sich auf die einzelnen Semester in folgender Weise vertheilen: 1. Allgemeiner Theil. 2. Hermeneutik, Kritik, Grammatik,[1]) letztere a) historische Einleitung, Geschichte der griechischen und lateinischen Sprache in ihrer lebendigen Entwickelung; b) Geschichte der klassischen Sprachwissenschaft, also Charakterisirung der Leistungen vielmehr als Aufzählung der Bücher und Hülfsmittel; c) Gliederung und Grundlegung der grammatischen Systeme; d) Durchgehung der einzelnen Theile, überall die Gesichtspunkte angebend, die wichtigsten der speciellen Untersuchungen nennend, und beispielsweise einige Theile wirklich ausführend. 3. Griechische und römische Litteraturgeschichte. 4. Mythologie und Antiquitäten (Archäologie nur kurz). Jede Abtheilung solle ein geschlossenes Ganzes bilden, so dass jeder Zuhörer eintreten könne wo er wolle. Die Nothwendigkeit eines solchen Cursus wurde dargelegt unter nachdrücklicher Bekämpfung der banausischen Anschauung, als ob bei der Ausbildung des Philologen nur das praktische Ziel, die Schule, ins Auge zu fassen sei. „Jammervolle Ansicht des blossen Bedürfnisses für die Schule. Für die, so nichts treiben zu müssen glauben, als was für die Schule nöthig, rede ich nicht. Sie bedenken nicht, wie tief sie sich durch dergleichen gemeine Ansicht unter Theologen etc. stellen. Dogmengeschichte: — was hat die wohl mit der Kanzel zu thun? Freilich: man kann nicht Alles zusammen wissen und treiben. Das wird auch nicht verlangt. Man soll aber von Allem wissen; im rechten Sinne. Auf die Einzelheiten kömmt's gar nicht an; aber des Zusammenhanges mit dem Ganzen soll sich Jeder bei seinen

1) Später hinzugesetzt: 'Metrik.'

besondern Hauptbestrebungen, auf die er sich freilich zu concentriren hat, bewusst bleiben: allgemeine Kenntniss des Wesens der Wissenschaft, des Standpunktes der Gegenwart, der Richtungen der Zeit ist nothwendig, so: dass die grossartigen Erscheinungen der Zeit, der Fortschritt der Wissenschaft verfolgt werden kann, dass man ein sicheres Fachwerk im Kopfe hat, wo man Jegliches unterzubringen und zurecht zu legen wisse. Schon von dem Gebildeten überhaupt wird verlangt, dass er der Entwickelung und Weiterbildung allgemein menschlicher Interessen, geistiger Tendenzen zu folgen im Stande sei; um wie viel mehr von dem Fachgelehrten innerhalb seines eigenen Kreises."

Getreu dem entworfenen Plan folgte im Winter 1838/9 als zweiter Theil der Encyclopädie in dreistündigen Vorlesungen: Hermeneutik und Kritik (zur Grammatik kam es nicht). „Niemals hat mir eine reale Disciplin so viel Noth gemacht," schrieb er an Pernice (8. Nov. 1838): desto reichere Belehrung und Anregung erhielten die Zuhörer.[1]) In der Einleitung wurde die Sprache wegen ihrer doppelten Stellung im System der Philologie (Object und Organon) als Kern und Mittelpunkt derselben bezeichnet, die Hermeneutik als die Kunst des Auslegens zum Behuf des Verstehens, die Kritik als die des Urtheilens zum Behuf der Berichtigung definirt. Auch für bildliche Denkmäler wurden beide Künste (als archäologische Hermeneutik und Kritik im Gegensatz zur sprachlichen) in Anspruch genommen, aber für den vorliegenden Zweck bei Seite gelassen; ausgeschlossen dagegen historische und philosophische Kritik, weil darin eine Begriffsverwirrung herrsche (nicht ausgeführt). Beide Disciplinen werden eingetheilt in niedere und höhere; zur niederen Hermeneutik wird die grammatisch-logische (verbale) und die reale oder historische gerechnet. Die Hermeneutik wird geübt nach den vier Gesichtspunkten des Nationalen, Temporalen, Generischen, Individuellen. In der niederen Kritik unterschied der Vor-

1) Leider finden wir nur ein verhältnissmässig blasses Bild in einem Schülerheft, geschrieben von Fr. Wilh. Beisert, nach der Dedication (*Praeceptori amplissimo memoriae monumentum esse voluit*) zu schliessen, dem scheidenden Lehrer zum Andenken verehrt.

tragende die äussere (objective, diplomatische) und die innere (subjective). — Am lehrreichsten in dem Abschnitt über Hermeneutik war wohl die Gruppirung und Beurtheilung der verschiedenen Erklärungsmethoden und der vorhandenen philologischen Commentare. Bedeutend ergiebiger war das Capitel über Kritik. Eigenhändig findet sich nur Weniges aphoristisch auf fliegenden Zetteln hingeworfen. „Allgemeine Methodik: 1) Vorkenntnisse haben, 2) der Früheren Meinungen kennen, 3) ohne Voraussetzungen dran gehen, 4) den Zweck scharf im Auge haben, 5) nicht mit schiefen halben Gedanken ohne eindringliche Interpretation sich begnügen, 6) nicht über Unverstandnes fortzuschlüpfen, 6) nicht mehreres neben einander gleich richtig, 7) scharfe Scheidung zwischen Möglichem und Unmöglichem, 8) Wahrheitsgefühl (Bentley), 9) nicht ermüden im Wegeversuchen." „Nicht Alles erklären wollen! Nicht eher zu kritisiren, bis alle Interpretationswege versucht. Beim Kritisiren richtige Mitte zwischen Verwegenheit und Feigheit. — Immer eine Möglichkeit nachzuweisen für die Annahme, die man macht. — Oft ist das Verderbniss so verwickelt, so desperat, so schwer zu übersehen, dass nur Eins hilft: scharfe Erwägung dessen was nothwendig stehen muss, oder — wo mehrere Gedanken möglich — stehen kann; Vergleichung mit Vorhergehendem und Nachfolgendem. Dieser Satz führt unglaublich weit. Das so Gefundene zusammenzuhalten mit den überlieferten Spuren: und nun herüber- und hinübergeschlossen."

Wenn aber die Schüler mit dem Lehrer zufrieden waren und auch ihre Zahl sich mehrte, so waren die Eindrücke, welche der Heimkehrende empfing, ziemlich entgegengesetzter Art. Er fand, dass er während seiner Abwesenheit viel Terrain verloren habe. „Ein ungünstiges Geschick hatte eine Reihe sehr wackerer Mitglieder des Seminars auf einmal austreten lassen; dadurch war der Zusammenhang der Tradition, durch die sich guter Geist und Methode forterbt, abgebrochen, und ein neuer Aufbau musste ganz von Frischem beginnen."[1]) Eben deshalb wohl jener Plan eines umfassenden encyclo-

1) Seminarbericht 10. Januar 1839.

condus, das viel angesprochene Orakel in allen Fragen dieser Disciplin. Ihm hatte auch R. durch Brauns Vermittelung seinen Fund vorgelegt, und bei Veröffentlichung der getroffenen Auswahl seine Mittheilungen verwerthet.[1])

Die umfangreichste der neu entdeckten Inschriften, selbst von Borghesi noch nicht gekannt, hochwichtig für das römische Privatrecht, hatte eigentlich nach Brauns Wunsch durch R., vielleicht im Verein mit Borghesi, im bullettino des archäologichen Instituts publicirt werden sollen.[2]) Aber im Drange seiner übrigen Arbeiten überliess jener das schwierige Document seinem juristischen Collegen Huschke,[3]) der noch in demselben Jahre das κειμήλιον in lithographirtem Facsimile nach der sorgfältigen Copie des Finders mit Commentar herausgab.[4]) Die genauere Beschreibung des codex verschob dieser bis die Fundgrube erschöpft und alle inedita bekannt gemacht sein würden: doch hat es bei dieser ersten „Aehrenlese" sein Bewenden gehabt, sei es dass die Armuth der Breslauer Bibliothek auf diesem Gebiet[5]) von weiterer Bearbeitung abschreckte, sei es dass durch die Fülle andrer Aufgaben jene den centralen Studien R.'s damals noch ferner liegenden Dinge zurückgedrängt wurden. Indessen beweist schon dieser erste Versuch, dass der Verfasser sich in die Methode und Litteratur der lateinischen Epigraphik mit bestem Erfolge hineingearbeitet hatte. Den kritisch-combinatorischen Scharfsinn des Herausgebers beschäftigten diesmal als „gelehrte Spielerei",[6]) wie er es bescheiden nannte, besonders die Notizen

1) *Quamquam quae nunc expromere animum induximus, de iis nostrum iudicium longe gravissima eius viri sententia confirmavit, cui primas in epigraphicis litteris communi omnes consensu deferunt, nobilissimi eiusdemque humanissimi Comitis Bartholomaei Borghesi: cuius quod aureolis quibusdam observationibus uti licet, insigne harum quas nunc incohamus commentationum decus deputandum est.* 2) An R. 25. Januar 1838. 3) Spicileg. epigr. p. 4 = opusc. IV 3. 4) *T. Flavii Syntrophi instrumentum donationis ineditum . . . edidit et illustravit Ph. Ed. Huschke.* Gratulationsschrift der Breslauer Juristenfacultät zum Jubiläum von Hugo. 1838. 4. Ueber Ritschl S. 1 f. Vorläufige Anzeige des Fundes durch Huschke in E. L. Richter's krit. Annalen der deutschen Rechtswissensch. 1838 p. 193—195. Vgl. CIL vol. VI 1. p. LVIII und Wachsmuth zu R.'s opusc. IV p. 15. 5) Worüber eine Andeutung p. 4. 6) An G. Hermann, April 1838.

den hohen Vorgesetzten, den geschäftsführenden Beamten oder Staatsmann zeigt." „Meine Hingebung an ihn," schreibt er,[1]) „ist unwandelbar, auch wenn er mich ausschilt," (denn wirklich hatte er jene Eingabe etwas übel genommen) „sollt' ichs auch einmal nicht verdient haben. Fallen lässt er glaub' ich einen honetten Kerl niemals."

Eine Gelegenheit zu einiger Verbesserung seiner ökonomischen Lage schien dem Bedrängten durch die Erledigung zweier Stellen an der Universitätsbibliothek in Folge von Wachlers und Unterholzners Tod geboten zu sein. Für das Oberbibliothekariat wurde u. A. zunächst an Jakob Grimm gedacht, der durch den Göttinger Conflict um seine dortige Professur gekommen war. Auf Zureden seiner Freunde bewarb sich R. um die zweite Bibliothekarstelle, erklärte sogar, wenn es nicht anders sein könne, sich mit einer Custodenstelle begnügen zu wollen.[2]) Doch blieb dieses Gesuch aus guten Gründen unberücksichtigt.

Unter solchen Auspicien schloss das Brautpaar an Göthe's Geburtstag (28. August) 1838 seinen Ehebund: die Trauung wurde in dem anmuthigen Trebnitz bei Breslau vollzogen. Der Gemahl führte seine junge, schöne und geistvolle Frau über Dresden in die sächsische Schweiz, zu den Freunden in Leipzig, Halle, Schulpforta, Jena, in das Erfurter Elternhaus, zu den Verwandten in Berlin, Stettin, Frankfurt a/O., wo sein einziger Bruder als Kaufmann lebte. In Leipzig verhandelte er mit G. Hermann, der ihn mit gewohnter Güte aufnahm, über die Plautusausgabe.[3]) Leider trübte bald nach der Heimkehr ein schwerer Schlag den Himmel des jungen Paares, da R.'s geliebte Schwester, die er so blühend verlassen hatte, am 16. November im Wochenbett starb. Er schrieb an den Schwager:[4]) „Selbst jedem Troste unzugänglich bin ich gestern und vorgestern halbe Tage lang im Felde herumgegangen, weil mir das Herz springen wollte zu Hause."

Indessen bereitete sich die wichtigste Wendung in dem Schicksal unsres Freundes vor. Am 12. September starb

1) An Graffunder 28. Mai 1838. 2) Eingabe vom 11. Juli 1838. 3) An Stenzler 12. September, 7. October 1838. An Hermann 10. Februar 1839. 4) Brief ohne Datum, erhalten den 25. November.

Ferdinand Naeke in Bonn. Die Wiederbesetzung seines Lehrstuhles wurde von der Regierung mit Recht als eine Lebensfrage betrachtet, weil auf dem Bonner Philologen das ganze Rheinische Schulwesen beruhte und von ihm zugleich eine gewisse Vermittelung der katholisch-protestantischen Reibungen in Beziehung auf Schulverhältnisse erwartet wurde. Der einflussreiche Referent für Universitätsangelegenheiten, Geh. Rath Johannes Schulze, hatte die Ueberzeugung, dass Niemand besser nach Bonn passe als R. Seinem Andenken gebührt die offne und nachdrückliche Anerkennung, dass es nicht die Einsicht der Facultäten oder Universitätsbehörden gewesen ist, welche eine Kraft, die zum Lehren wie Wenige geschaffen war, in die ihr gebührenden Bahnen rief, sondern dass der gesunde sachliche Blick jenes Mannes, welcher in mehr als vierzigjähriger Wirksamkeit mit hingebender Begeisterung für echte Wissenschaft und umfassendem Verständniss der Menschen wie der Verhältnisse die Blüthe der preussischen Hochschulen und durch sie der Gymnasien, so viel an ihm lag, gefördert und aufrecht erhalten hat, der eigentliche Begründer und bis zuletzt der verständnissvollste Pfleger von Ritschl's ruhm- und segensreicher Lehrthätigkeit geworden ist. Zweimal hat er denselben gegen die Wünsche der akademischen Körperschaften an Stellen gesetzt, welche vorzugsweise geeignet waren, seine eigenthümlichen Gaben voll zu entwickeln: der Erfolg hat sein Vertrauen nicht nur auf das glänzendste gerechtfertigt, sondern in ungeahnter Weise überflügelt. Aus dem fast väterlichen Verhältniss des hochstehenden Gönners zum aufstrebenden jungen Schützling (wie oft wird er nach seiner Art ihn „liebes Kind" genannt haben), erblühte mehr und mehr eine auf wachsender Bewunderung der grossartigen Leistungen desselben und gegenseitigem Verständniss der Naturen beruhende Freundschaft, die bis zum Tode des Aelteren auch in vertraulichem Briefverkehr gepflegt ist.[1])

1) R. an Joh. Schulze 31. Juli 1858: „Dem leiblichen Vater, der mich gezeugt, und dem geistigen, der mich zum Philologen gemacht, hat meine Empfindung seit drei Jahrzehnten Sie als den dritten Wohlthäter meines Lebens gesellt."

Von allen Seiten stiess die Absicht des einsichtigen Gönners auf Widerstand. Im Ministerium dachten Andre in erster Linie an C. Fr. Hermann, der damals in Marburg eine sehr geschätzte Wirksamkeit ausübte, in zweiter u. A. an Lehrs. Die Facultät schlug ausser dem erstgenannten unter Andren (wie Madvig, Haase) Reinhold Klotz vor. Der Curator Rehfuss setzte sich mit Hartnäckigkeit auf den katholischen extraordinarius Franz Ritter. Namentlich auch in Berlin fehlte es nicht an solchen, welche R.'s Berufung nach Bonn weder wünschten noch billigten. Dem Minister, so grosse Stücke er sonst auf ihn hielt, war er noch zu jung. Andre machten den eben so bequemen als wohlklingenden Grundsatz geltend, „man dürfe nicht eine inländische Universität zu Gunsten einer andern berauben": da R. einmal in Breslau an seiner Stelle sei, so solle er auch in Breslau bleiben. Selbst Welcker hatte dieses Princip, dessen Durchführung nur die Verknöcherung der akademischen Lehrkörper zur Folge haben würde, in seinen Anträgen geltend gemacht. Dass der Breslauer Curator ihn für unentbehrlich erklärte, war ganz in der Ordnung. Noch im October war R. ganz desperater Stimmung: nach den Erfahrungen des Sommers hatte er, wie er schreibt,[1]) ein Gelübde gethan, „nie wieder in das Bettelhorn zu stossen" und abzuwarten, ob man ihm etwas anbiete.

Wirklich erging im December ein Ruf zunächst an C. Fr. Hermann, aber in einer Form, welche denselben zu sofortiger Ablehnung bewog. Trotzdem hegte R. noch um Weihnachten nur geringe Hoffnung, hatte sich vielmehr in Gedanken schon auf sein Verbleiben in Breslau eingerichtet, als am 3. Januar 1839 das vom 24. December datirte Berufungsschreiben eintraf, ein köstliches Weihnachtsgeschenk. „In Rücksicht auf" seine „bisherige erfolgreiche und verdienstliche Wirksamkeit" erklärte sich das Ministerium geneigt, ihm die Naeke'sche Professur zu übertragen. In der Eigenschaft eines ordentlichen Professors der classischen Philologie und der Beredsamkeit wurde ihm eine jährliche Besoldung von 1100 Thlrn., für die Mitdirection des philologischen Seminars die etatsmässige jährliche Remuneration von 75 Thlrn.

1) An Stenzler 7. October 1838.

der Productivität der einzelnen Schriftsteller zu gelangen, auf die Erforschung eines Gebrauches, welcher bisher nur beiläufig und einseitig, vorzugsweise von Theologen berührt, von den Juristen ganz ausser Acht gelassen war, die Stichometrie der Alten, welcher der zweite Excurs des Anhanges gewidmet ist. Aus einer kritischen Zusammenstellung sämmtlicher damals bekannter Beispiele gewann der Verfasser, in seiner Weise von sichren Ausgangspunkten umsichtig vorrückend, das Resultat, dass die aus alten Handschriften stammenden Zählungen von Zeilen (στίχοι), angewendet von Griechen und Römern sowohl zur Bestimmung des Umfangs bald einer einzelnen Schrift bald sämmtlicher Werke eines Autors, als auch zum Citiren einzelner Stellen,[1]) auf die πίνακες des Callimachus und seiner bibliothekarischen Nachfolger zurückzuführen seien. Siegreich weist er nach, dass unter diesen στίχοι einfache Raumzeilen, nicht etwa Sinneszeilen (wie die dem praktischen Bedürfniss der Recitation in den Rhetorschulen dienenden cola und commata in den Handschriften der Redner und die vom Diakonus Euthalius im V. Jahrh. in das neue Testament eingeführte Versabtheilung) zu verstehen seien, wofür er als schlagenden Beweis u. A. die Herculanischen Papyrusrollen herbeizieht. Und wenn auch jene Zeilenzählung der Originalhandschrift, ursprünglich zur Controle des überlieferten Bestandes bestimmt, bei der veränderlichen Form der Copien nur einen ungefähren Anhalt zur Schätzung bot, so ergab sich doch, wie wichtig für uns der relative Massstab sei, der sich aus solchen Angaben für die richtige Messung des oft überschätzten Umfanges von Schriften und Schriftstellerei des Alterthums entnehmen lasse. Das Material zu dieser Frage wurde später noch wiederholt[2]) in bedeutendem Masse vermehrt und daraus Anlass zu neuen Gesichtspunkten, z. B. über die Kolometrie der Sophokleischen Tragödien gewonnen.

In dem Plautinischen Scholion werden sehr verkehrte

1) Diesen zweiten Punkt widerlegt Wachsmuth Rhein. Mus. XXXIV 38 ff. 2) Im Bonner Prooemium 1840/1 = opusc. I 173 ff. 181 f. und im Rhein. Mus. XIII (1858) S. 309 ff. = opusc. I 190 ff., ferner opusc. I 830 ff.

dass Sie in dem Alter, wo man überhaupt am liebsten und am erspriesslichsten Italien kennen lernt, mit den allgemeinen Zwecken einen so bedeutenden, so viel versprechenden und so wohl vorbereiteten besondren verbinden können, und für den Dichter (Plautus) ist das Zusammentreffen Ihrer Reise und Ihrer Vorbereitungen nicht minder günstig."[1]) In Göttingen (1837) hatten sich dann beide zuerst persönlich kennen gelernt.

Den glücklichen Abschluss der Verhandlungen mit dem Ministerium bezeichnet ein Schreiben Joh. Schulze's vom 25. Januar mit der Meldung, dass er „nach sorgfältiger Berücksichtigung aller betreffenden Verhältnisse für räthlich erachtet" habe, R.'s Versetzung nach Bonn in Antrag zu bringen. Er hoffe, dass es demselben gelingen werde, „die von den Herren Heinrich und Naeke gegründete philologische Schule nicht nur zu erhalten, sondern auch noch zu einer höheren Blüthe zu führen." Zugleich wird er aufgefordert „vertraulich zu sagen", was er „für nöthig erachte, um das philologische Studium auf der Breslauer Universität in seinem bisherigen Flor zu erhalten."[2])

So hatte denn der Dreiunddreissigjährige doch noch verhältnissmässig früh genug eine akademische Stellung errungen, welche nicht nur versprach, ihn der kleinlichen Sorgen um das tägliche Brod zu entheben, sondern seinem Genius eine Bahn eröffnete, auf der er sich voll entwickeln und die gereifte Kraft entfesseln konnte. Aus diesem Gefühle quoll sein überfliessender Dank an das Ministerium. Auch Moritz Haupt, damals Docent in Leipzig, welcher in warmen Worten seine Freude aussprach, dass die Regierung lieber an R. gedacht habe, „als an den hiesigen", war der Meinung, „ein Thüringer müsse sich am Rhein besser befinden als in Halbpolen".[3]) Etwas skeptisch und mehrdeutig dagegen klang des archäologischen Onkels Panofka frommer Wunsch,[4]) Eirene, welche sich an der rheinischen Grenze wieder

1) 19. April 1836. 2) Es war eine ungewöhnliche und unerwartete Gunst, dass eine k. Cabinetsordre vom 29. Januar eine Umzugsentschädigung von 300 Thlrn. gewährte. Das officielle Versetzungsdecret datirt vom 14. Februar. 3) An R. 21. Januar 1839. 4) 22. Januar 1839.

eingestellt, möge das junge Paar mit Plutos im Arme in Bonn empfangen.

Wir übergehen die kleinen Misshelligkeiten, welche sich an die Verhandlungen über den Nachfolger in Breslau knüpften. Ritschl war im Interesse der Sache und im Einverständniss mit Schneider der Meinung, dass ein tüchtiger junger Philologe an seiner Statt für die Leitung des Seminars von aussen zu berufen sei.[1]) Er dachte an Sintenis (der aber erklärte bei der Schule bleiben zu wollen), an Sauppe, Bergk, Schneidewin, Lehrs. An keinen der Vorgeschlagenen gelangte ein Ruf. In seinem letzten sehr eingehenden Seminarbericht[2]) fasste der Scheidende noch einmal die Summe seiner Erfahrungen, Anschauungen und Ueberzeugungen mit offenem und lebhaftem Ausdruck zusammen. Dieses Actenstück ist vorzüglich geeignet, unsre Kenntniss von der Methode und den Grundsätzen des jungen Breslauer Seminardirectors zu ergänzen. Namentlich über den unersetzlichen Werth persönlicher Einwirkung auf den Einzelnen als frei gesuchter und gern gewährter Ergänzung der amtlichen Unterweisung dachte der Schüler Reisigs, welcher dem Umgange mit seinem Meister so viel verdankte, bereits damals ganz ebenso, wie er in der Folge auf empfänglicherem Boden so glänzend durch die That bewährt hat. Es war ihm „zur immer bestimmteren Erfahrung und Ueberzeugung geworden, dass, wie überhaupt der persönlich-moralische Einfluss auch auf die Betreibung der Wissenschaft der entschiedenste und bedeutendste ist, so insonderheit die Anregung des Privatverkehrs noch wirksamer und fruchtbarer für die jungen Leute sei, als die öffentlichen und amtlichen Seminarübungen selbst, ohne die jene Anregung freilich gar nicht gedacht werden kann, und wodurch sie erst Mass, Form und Regel erhält. Aber jene Privatannäherung ist nie zu erzwingen, sondern muss Sache des freien Vertrauens sein; gewaltsame Herbeiführung — wenn selbst Neigung zu solcher Aufdrängung sich herabzulassen, vorhanden wäre — gäbe leicht zu Missdeutung und Misstrauen Anlass, erscheint dem in

1) An Pernice 4. Februar, an G. Hermann 10. Februar, an Lehrs 7. September 1839. 2) 10. Januar 1839.

diesem Punkte ziemlich empfindlichen Studierenden leicht als Beschränkung seiner Freiheit und Selbständigkeit.“ Er berichtet, dass er zur Ergänzung der Seminardisputationen jedesmal, wenn ein Gegenstand in der bestimmten Zeit nicht hatte erschöpft werden können, noch besondre Privatbesprechung eintreten liess, die sich ihm mehr und mehr als fruchtbar erwiesen hätten, „indem schon der Gebrauch der lateinischen Sprache im Seminarium den Ungeübten ein klares Verständniss erschwere, ausserdem auch Irrthümer und Missgriffe in Gegenwart andrer Commilitonen weniger willig zugegeben werden.“ Denn dort lasse er den Gebrauch der deutschen Sprache nur ausnahmsweise eintreten, wenn es darauf ankomme, „in Fällen besondrer Unfähigkeit, Schwerfälligkeit, Verkehrtheit einen einzelnen Seminaristen durch Beschämung zu strafen“: was noch immer gute Wirkung gethan habe. Indem er jeden Zögling seines Seminars mit meisterhaftem Griffel charakterisirt,[1]) auch was von der Zukunft des Einzelnen zu erwarten sei, unter Umständen andeutet, nimmt er Gelegenheit, auch über die Gefahren der Selbstüberschätzung, welche zu leichtsinnigem Betreten der akademischen Laufbahn führe, ein kräftiges (freilich vergebliches) Wort an das Ohr der Regierung gelangen zu lassen. „Ein Unglück aber ist es, wenn Leute von so mittelmässigem Standpunkte ihre Talente und Kräfte dergestalt überschätzen, dass sie sich der akademischen Laufbahn widmen zu können vermeinen ... Es kann ein junger Mann durch angestrengteste Arbeit ... zu einem gewissen Grade philologischer Routine, zu Litteraturkenntniss und einer äusseren Geschicklichkeit gelangen, dass eine Facultät, ohne hart zu sein, ihrerseits ihm die Genehmigung seiner Habilitation nicht wohl versagen kann; und dennoch kann die Kenntniss der Seminardirectoren von ihm

1) Zum Beispiel: „H. ist ein leichtfüssiger Franzos, ein heiteres und gewandtes Gesellschaftsmännchen, eine helläugige Kinderseele, die mit grosser Unschuld und Unbefangenheit in die Welt hineinguckt. In der innigsten Uebereinstimmung mit dieser Persönlichkeit steht sein wissenschaftliches Treiben; er ist zwar nicht ohne Lernbegierde, aber die Oberfläche der Dinge genügt ihm, strenge Anforderungen an sich selbst zu machen ist ihm nie eingefallen.“

einen sichern Massstab dafür gewähren, dass es nie gelingen werde, angebornen Mangel an Klarheit der Gedanken und an gründlicher Sprachkenntniss zu überwinden. Der Universität können solche schon im Voraus als verunglückt zu bezeichnende Versuche nur zur drückenden Last werden, und im eigensten Interesse derer, die sie beginnen, wäre ihre Unterlassung dringend zu wünschen. Der einzige der seit sechs Jahren durch das hiesige Seminar gegangenen jungen Männer, der nach des unterzeichneten Ueberzeugung bei fortgesetzter Entwickelung sich zu dem Standpunkte hinaufarbeiten konnte, um einmal das Fach der classischen Philologie an einer Universität zu vertreten, wäre Markscheffel gewesen; allein er begehrte gar nichts Andres, als ein tüchtiger Schulmann zu werden, und der Unterzeichnete war weit entfernt, ihn darin irre zu machen, da den Schulen heutigen Tages mehr als je Männer von gründlicher classischer Bildung noth thun."

Der Hauptaccent dieses Breslauer Schwanengesanges war aber auf einen oft beklagten Uebelstand gelegt, welcher das Gedeihen der philologischen Studien in Breslau und die befriedigende Ausbildung insbesondre der gegenwärtigen jungen Generation des Seminars hindere, dass nämlich „die neu eintretenden das Schicksal fast aller jetzigen Abiturienten schlesischer Gymnasien theilten, eine mangelhafte, oder doch sehr mittelmässige Schulbildung, namentlich in den classischen Sprachen, zur Universität mitzubringen," daher eine Erhebung aus eigener Kraft nicht wohl von ihnen zu erwarten sei. Diese Bemerkung machte auf den Minister solchen Eindruck, dass er sie dem Breslauer Provinzial-Schulcollegium mittheilte und demselben aufgab, im Fall der Uebereinstimmung „wohlmotivirte Vorschläge" zur Besserung des berührten Uebelstandes zu machen.[1]) Jene höchst empfindliche Behörde schüttete dann freilich in einem langen, aus der Feder Menzel's geflossenen Bericht[2]) die volle Schale ihres wohl schon lange genährten Missvergnügens nicht über, sondern hinter den bereits aus der Provinz geschiedenen Ankläger aus. Indem sie seine Aeusserung als eine „übereilte" bezeichnete, beschwerte sie sich nachträglich, dass „die Forderungen des p. p. Ritschl zu

1) Erlass vom 31. März 1839. 2) 11. Juni 1839.

tragende die äussere (objective, diplomatische) und die innere (subjective). — Am lehrreichsten in dem Abschnitt über Hermeneutik war wohl die Gruppirung und Beurtheilung der verschiedenen Erklärungsmethoden und der vorhandenen philologischen Commentare. Bedeutend ergiebiger war das Capitel über Kritik. Eigenhändig findet sich nur Weniges aphoristisch auf fliegenden Zetteln hingeworfen. „Allgemeine Methodik: 1) Vorkenntnisse haben, 2) der Früheren Meinungen kennen, 3) ohne Voraussetzungen dran gehen, 4) den Zweck scharf im Auge haben, 5) nicht mit schiefen halben Gedanken ohne eindringliche Interpretation sich begnügen, 6) nicht über Unverstandnes fortzuschlüpfen, 6) nicht mehreres neben einander gleich richtig, 7) scharfe Scheidung zwischen Möglichem und Unmöglichem, 8) Wahrheitsgefühl (Bentley), 9) nicht ermüden im Wegeversuchen." „Nicht Alles erklären wollen! Nicht eher zu kritisiren, bis alle Interpretationswege versucht. Beim Kritisiren richtige Mitte zwischen Verwegenheit und Feigheit. — Immer eine Möglichkeit nachzuweisen für die Annahme, die man macht. — Oft ist das Verderbniss so verwickelt, so desperat, so schwer zu übersehen, dass nur Eins hilft: scharfe Erwägung dessen was nothwendig stehen muss, oder — wo mehrere Gedanken möglich — stehen kann; Vergleichung mit Vorhergehendem und Nachfolgendem. Dieser Satz führt unglaublich weit. Das so Gefundene zusammenzuhalten mit den überlieferten Spuren: und nun herüber- und hinübergeschlossen."

Wenn aber die Schüler mit dem Lehrer zufrieden waren und auch ihre Zahl sich mehrte, so waren die Eindrücke, welche der Heimkehrende empfing, ziemlich entgegengesetzter Art. Er fand, dass er während seiner Abwesenheit viel Terrain verloren habe. „Ein ungünstiges Geschick hatte eine Reihe sehr wackerer Mitglieder des Seminars auf einmal austreten lassen; dadurch war der Zusammenhang der Tradition, durch die sich guter Geist und Methode forterbt, abgebrochen, und ein neuer Aufbau musste ganz von Frischem beginnen."[1]) Eben deshalb wohl jener Plan eines umfassenden encyclo-

1) Seminarbericht 10. Januar 1839.

pädischen Cursus. Den Anfängern musste vor Allem wieder Strenge gegen sich selbst beigebracht, sie mussten in den Anfangsgründen gesunder Hermeneutik befestigt werden. Aber die Macht des Hergebrachten, die schlechte Vorbereitung der Schulen, die sich immer aufs Neue geltend machte, erschwerte das Gelingen. Dabei das „mattherzige Provinzialschulcollegium, der geschworene Protector aller Mittelmässigkeit und flachen Popularität", und ein Oberpräsident (v. Merkel), der in bornirtem Provinzialpatriotismus mit jedem Jahr engherziger wurde.[1])

Auch die alte Geldnoth ging wieder von Neuem an: eine Fluth von Forderungen stürzte über den Armen her.[2]) Auf welchen Boden sollte der junge Hausstand gegründet werden? Er sandte (am 3. März 1838) eine etwas desperate Vorstellung an das Ministerium, wofern in Breslau keine Mittel sein schmales Einkommen zu erhöhen vorhanden wären, ihn zu versetzen, nach Greifswald an Walch's Stelle oder nach Bonn, wo am 20. Februar Heinrich gestorben war. Trotz der „unmassgeblichen Bemerkung", welche der Curator hinzufügte, „dass eine Versetzung des Bittstellers ein für die Universität und insbesondere für das philologische Seminar höchst fühlbarer Verlust seyn würde" (7. März), erfolgte am 18. Juli der stereotype Bescheid, dass man „für jetzt ausser Stande" sei, die nachgesuchte Gehaltszulage zu bewilligen, da es dazu dermalen an geeigneten Fonds fehle," so dass der sonst immer so Hoffnungsvolle begann, fast kleinlaut zu werden, und seinem unsichern Schicksal mit wachsender Verstimmung entgegensah. Ein schwache Labung, von der sich nicht leben liess, waren die sehr freundlichen und anerkennenden Zeilen, womit Nicolovius am 21. Mai und Joh. Schulze am 23. Juni für die Schrift über die Alexandrinischen Bibliotheken dankten. Als einziger „Trost und Hort" blieb ihm noch der letztere, als der einzige, „dem es um die Sache zu thun ist, oder besser ausgedrückt, der der Begeisterung für eine Idee fähig ist, aber zweitens auch der einzige, der sich menschlicher Weise näher treten lässt, während kein anderer den Menschen, sondern immer nur den vornehmen Mann,

1) An Graffunder 22. April 1838. 2) An Pernice Februar 1838.

den hohen Vorgesetzten, den geschäftsführenden Beamten oder Staatsmann zeigt." „Meine Hingebung an ihn," schreibt er,[1]) „ist unwandelbar, auch wenn er mich ausschilt," (denn wirklich hatte er jene Eingabe etwas übel genommen) „sollt' ichs auch einmal nicht verdient haben. Fallen lässt er glaub' ich einen honetten Kerl niemals."

Eine Gelegenheit zu einiger Verbesserung seiner ökonomischen Lage schien dem Bedrängten durch die Erledigung zweier Stellen an der Universitätsbibliothek in Folge von Wachlers und Unterholzners Tod geboten zu sein. Für das Oberbibliothekariat wurde u. A. zunächst an Jakob Grimm gedacht, der durch den Göttinger Conflict um seine dortige Professur gekommen war. Auf Zureden seiner Freunde bewarb sich R. um die zweite Bibliothekarstelle, erklärte sogar, wenn es nicht anders sein könne, sich mit einer Custodenstelle begnügen zu wollen.[2]) Doch blieb dieses Gesuch aus guten Gründen unberücksichtigt.

Unter solchen Auspicien schloss das Brautpaar an Göthe's Geburtstag (28. August) 1838 seinen Ehebund: die Trauung wurde in dem anmuthigen Trebnitz bei Breslau vollzogen. Der Gemahl führte seine junge, schöne und geistvolle Frau über Dresden in die sächsische Schweiz, zu den Freunden in Leipzig, Halle, Schulpforta, Jena, in das Erfurter Elternhaus, zu den Verwandten in Berlin, Stettin, Frankfurt a/O., wo sein einziger Bruder als Kaufmann lebte. In Leipzig verhandelte er mit G. Hermann, der ihn mit gewohnter Güte aufnahm, über die Plautusausgabe.[3]) Leider trübte bald nach der Heimkehr ein schwerer Schlag den Himmel des jungen Paares, da R.'s geliebte Schwester, die er so blühend verlassen hatte, am 16. November im Wochenbett starb. Er schrieb an den Schwager:[4]) „Selbst jedem Troste unzugänglich bin ich gestern und vorgestern halbe Tage lang im Felde herumgegangen, weil mir das Herz springen wollte zu Hause."

Indessen bereitete sich die wichtigste Wendung in dem Schicksal unsres Freundes vor. Am 12. September starb

1) An Graffunder 28. Mai 1838. 2) Eingabe vom 11. Juli 1838. 3) An Stenzler 12. September, 7. October 1838. An Hermann 10. Februar 1839. 4) Brief ohne Datum, erhalten den 25. November.

Ferdinand Naeke in Bonn. Die Wiederbesetzung seines Lehrstuhles wurde von der Regierung mit Recht als eine Lebensfrage betrachtet, weil auf dem Bonner Philologen das ganze Rheinische Schulwesen beruhte und von ihm zugleich eine gewisse Vermittelung der katholisch-protestantischen Reibungen in Beziehung auf Schulverhältnisse erwartet wurde. Der einflussreiche Referent für Universitätsangelegenheiten, Geh. Rath Johannes Schulze, hatte die Ueberzeugung, dass Niemand besser nach Bonn passe als R. Seinem Andenken gebührt die offne und nachdrückliche Anerkennung, dass es nicht die Einsicht der Facultäten oder Universitätsbehörden gewesen ist, welche eine Kraft, die zum Lehren wie Wenige geschaffen war, in die ihr gebührenden Bahnen rief, sondern dass der gesunde sachliche Blick jenes Mannes, welcher in mehr als vierzigjähriger Wirksamkeit mit hingebender Begeisterung für echte Wissenschaft und umfassendem Verständniss der Menschen wie der Verhältnisse die Blüthe der preussischen Hochschulen und durch sie der Gymnasien, so viel an ihm lag, gefördert und aufrecht erhalten hat, der eigentliche Begründer und bis zuletzt der verständnissvollste Pfleger von Ritschl's ruhm- und segensreicher Lehrthätigkeit geworden ist. Zweimal hat er denselben gegen die Wünsche der akademischen Körperschaften an Stellen gesetzt, welche vorzugsweise geeignet waren, seine eigenthümlichen Gaben voll zu entwickeln: der Erfolg hat sein Vertrauen nicht nur auf das glänzendste gerechtfertigt, sondern in ungeahnter Weise überflügelt. Aus dem fast väterlichen Verhältniss des hochstehenden Gönners zum aufstrebenden jungen Schützling (wie oft wird er nach seiner Art ihn „liebes Kind" genannt haben), erblühte mehr und mehr eine auf wachsender Bewunderung der grossartigen Leistungen desselben und gegenseitigem Verständniss der Naturen beruhende Freundschaft, die bis zum Tode des Aelteren auch in vertraulichem Briefverkehr gepflegt ist.[1])

1) R. an Joh. Schulze 31. Juli 1858: „Dem leiblichen Vater, der mich gezeugt, und dem geistigen, der mich zum Philologen gemacht, hat meine Empfindung seit drei Jahrzehnten Sie als den dritten Wohlthäter meines Lebens gesellt."

Von allen Seiten stiess die Absicht des einsichtigen Gönners auf Widerstand. Im Ministerium dachten Andre in erster Linie an C. Fr. Hermann, der damals in Marburg eine sehr geschätzte Wirksamkeit ausübte, in zweiter u. A. an Lehrs. Die Facultät schlug ausser dem erstgenannten unter Andren (wie Madvig, Haase) Reinhold Klotz vor. Der Curator Rehfuss setzte sich mit Hartnäckigkeit auf den katholischen extraordinarius Franz Ritter. Namentlich auch in Berlin fehlte es nicht an solchen, welche R.'s Berufung nach Bonn weder wünschten noch billigten. Dem Minister, so grosse Stücke er sonst auf ihn hielt, war er noch zu jung. Andre machten den eben so bequemen als wohlklingenden Grundsatz geltend, „man dürfe nicht eine inländische Universität zu Gunsten einer andern berauben": da R. einmal in Breslau an seiner Stelle sei, so solle er auch in Breslau bleiben. Selbst Welcker hatte dieses Princip, dessen Durchführung nur die Verknöcherung der akademischen Lehrkörper zur Folge haben würde, in seinen Anträgen geltend gemacht. Dass der Breslauer Curator ihn für unentbehrlich erklärte, war ganz in der Ordnung. Noch im October war R. ganz desperater Stimmung: nach den Erfahrungen des Sommers hatte er, wie er schreibt,[1]) ein Gelübde gethan, „nie wieder in das Bettelhorn zu stossen" und abzuwarten, ob man ihm etwas anbiete.

Wirklich erging im December ein Ruf zunächst an C. Fr. Hermann, aber in einer Form, welche denselben zu sofortiger Ablehnung bewog. Trotzdem hegte R. noch um Weihnachten nur geringe Hoffnung, hatte sich vielmehr in Gedanken schon auf sein Verbleiben in Breslau eingerichtet, als am 3. Januar 1839 das vom 24. December datirte Berufungsschreiben eintraf, ein köstliches Weihnachtsgeschenk. „In Rücksicht auf" seine „bisherige erfolgreiche und verdienstliche Wirksamkeit" erklärte sich das Ministerium geneigt, ihm die Naeke'sche Professur zu übertragen. In der Eigenschaft eines ordentlichen Professors der classischen Philologie und der Beredsamkeit wurde ihm eine jährliche Besoldung von 1100 Thlrn., für die Mitdirection des philologischen Seminars die etatsmässige jährliche Remuneration von 75 Thlrn.

1) An Stenzler 7. October 1838.

geboten. Für den Fall der Annahme, über die er sich „bald" zu erklären hatte, sollte er sich so einrichten, dass er unmittelbar nach dem Schlusse des Wintersemesters abgehen könne. Unter so überraschend günstigen Bedingungen erschien ihm die Zusage selbstverständlich. Auch sah er in dem Wechsel eine Erfrischung, die zugleich für seine wissenschaftliche Förderung wohlthuend sein werde. Schon am 8. Januar erklärte er dem Minister die Annahme des Rufs, zugleich machte er dem Decan Anzeige von seinem Entschluss. Die Breslauer Facultät und der Curator thaten zwar sofort energische Schritte, das Verbleiben des hochgeschätzten Collegen in Breslau unter gleichen Bedingungen vom Minister zu erbitten. Eine von Schneider entworfene, am selben Tage einstimmig beschlossene Vorstellung ging, vom Curator befürwortet, am 18. nach Berlin ab, hatte aber, wie auch wohl erwartet wurde, keinen Erfolg.

Auch meldete R. selbst am 19. Januar 1839 seine bereits von den Zeitungen angekündigte Berufung an Welcker, ohne jedoch die Sache als bereits völlig entschieden hinzustellen. Gewiss war es aufrichtig gemeint, wenn dieser am 30. desselben Monats den neuen Collegen versicherte, dass er unerachtet der verschiedenartigen Anträge sehr willkommen sein werde. Schon mancherlei freundliche Berührungen in Briefen waren seit 1833 vorausgegangen. Mit Grund durfte Welcker auf ein entgegenkommendes Verständniss seiner Richtung hoffen. Als R. sein Interesse an den Arbeiten des sinnigen Forschers über den epischen Cyclus warm geäussert hatte, erwiderte derselbe: „Wenn etwas ausser der Sache selbst mich zur Vollendung mancher, in sich zusammenhängender Arbeiten nach derselben Richtung hin, ermuntern kann, so ist es das Eingehen von Kritikern und Alterthumsfreunden Ihrer Art, von Männern, die historische und sprachliche Gelehrsamkeit ehren und besitzen ohne das ideelle Gepräge der edleren Producte des Alterthums zu versäumen und unterzuordnen."[1]) Als dann die italiänische Reise näher rückte, sprach er aus, wie grosse Hoffnungen er auf die wissenschaftliche Ernte setze, welche R. heimbringen werde. „Es ist ein seltenes Glück für Sie,

1) 3. Februar 1836.

dass Sie in dem Alter, wo man überhaupt am liebsten und am erspriesslichsten Italien kennen lernt, mit den allgemeinen Zwecken einen so bedeutenden, so viel versprechenden und so wohl vorbereiteten besondren verbinden können, und für den Dichter (Plautus) ist das Zusammentreffen Ihrer Reise und Ihrer Vorbereitungen nicht minder günstig."[1]) In Göttingen (1837) hatten sich dann beide zuerst persönlich kennen gelernt.

Den glücklichen Abschluss der Verhandlungen mit dem Ministerium bezeichnet ein Schreiben Joh. Schulze's vom 25. Januar mit der Meldung, dass er „nach sorgfältiger Berücksichtigung aller betreffenden Verhältnisse für räthlich erachtet" habe, R.'s Versetzung nach Bonn in Antrag zu bringen. Er hoffe, dass es demselben gelingen werde, „die von den Herren Heinrich und Naeke gegründete philologische Schule nicht nur zu erhalten, sondern auch noch zu einer höheren Blüthe zu führen." Zugleich wird er aufgefordert „vertraulich zu sagen", was er „für nöthig erachte, um das philologische Studium auf der Breslauer Universität in seinem bisherigen Flor zu erhalten."[2])

So hatte denn der Dreiunddreissigjährige doch noch verhältnissmässig früh genug eine akademische Stellung errungen, welche nicht nur versprach, ihn der kleinlichen Sorgen um das tägliche Brod zu entheben, sondern seinem Genius eine Bahn eröffnete, auf der er sich voll entwickeln und die gereifte Kraft entfesseln konnte. Aus diesem Gefühle quoll sein überfliessender Dank an das Ministerium. Auch Moritz Haupt, damals Docent in Leipzig, welcher in warmen Worten seine Freude aussprach, dass die Regierung lieber an R. gedacht habe, „als an den hiesigen", war der Meinung, „ein Thüringer müsse sich am Rhein besser befinden als in Halbpolen".[3]) Etwas skeptisch und mehrdeutig dagegen klang des archäologischen Onkels Panofka frommer Wunsch,[4]) Eirene, welche sich an der rheinischen Grenze wieder

1) 19. April 1836. 2) Es war eine ungewöhnliche und unerwartete Gunst, dass eine k. Cabinetsordre vom 29. Januar eine Umzugsentschädigung von 300 Thlrn. gewährte. Das officielle Versetzungsdecret datirt vom 14. Februar. 3) An R. 21. Januar 1839. 4) 22. Januar 1839.

eingestellt, möge das junge Paar mit Plutos im Arme in Bonn empfangen.

Wir übergehen die kleinen Misshelligkeiten, welche sich an die Verhandlungen über den Nachfolger in Breslau knüpften. Ritschl war im Interesse der Sache und im Einverständniss mit Schneider der Meinung, dass ein tüchtiger junger Philologe an seiner Statt für die Leitung des Seminars von aussen zu berufen sei.[1]) Er dachte an Sintenis (der aber erklärte bei der Schule bleiben zu wollen), an Sauppe, Bergk, Schneidewin, Lehrs. An keinen der Vorgeschlagenen gelangte ein Ruf. In seinem letzten sehr eingehenden Seminarbericht[2]) fasste der Scheidende noch einmal die Summe seiner Erfahrungen, Anschauungen und Ueberzeugungen mit offenem und lebhaftem Ausdruck zusammen. Dieses Actenstück ist vorzüglich geeignet, unsre Kenntniss von der Methode und den Grundsätzen des jungen Breslauer Seminardirectors zu ergänzen. Namentlich über den unersetzlichen Werth persönlicher Einwirkung auf den Einzelnen als frei gesuchter und gern gewährter Ergänzung der amtlichen Unterweisung dachte der Schüler Reisigs, welcher dem Umgange mit seinem Meister so viel verdankte, bereits damals ganz ebenso, wie er in der Folge auf empfänglicherem Boden so glänzend durch die That bewährt hat. Es war ihm „zur immer bestimmteren Erfahrung und Ueberzeugung geworden, dass, wie überhaupt der persönlich-moralische Einfluss auch auf die Betreibung der Wissenschaft der entschiedenste und bedeutendste ist, so insonderheit die Anregung des Privatverkehrs noch wirksamer und fruchtbarer für die jungen Leute sei, als die öffentlichen und amtlichen Seminarübungen selbst, ohne die jene Anregung freilich gar nicht gedacht werden kann, und wodurch sie erst Mass, Form und Regel erhält. Aber jene Privatannäherung ist nie zu erzwingen, sondern muss Sache des freien Vertrauens sein; gewaltsame Herbeiführung — wenn selbst Neigung zu solcher Aufdrängung sich herabzulassen, vorhanden wäre — gäbe leicht zu Missdeutung und Misstrauen Anlass, erscheint dem in

1) An Pernice 4. Februar, an G. Hermann 10. Februar, an Lehrs 7. September 1839. 2) 10. Januar 1839.

diesem Punkte ziemlich empfindlichen Studierenden leicht als Beschränkung seiner Freiheit und Selbständigkeit." Er berichtet, dass er zur Ergänzung der Seminardisputationen jedesmal, wenn ein Gegenstand in der bestimmten Zeit nicht hatte erschöpft werden können, noch besondre Privatbesprechung eintreten liess, die sich ihm mehr und mehr als fruchtbar erwiesen hätten, „indem schon der Gebrauch der lateinischen Sprache im Seminarium den Ungeübten ein klares Verständniss erschwere, ausserdem auch Irrthümer und Missgriffe in Gegenwart andrer Commilitonen weniger willig zugegeben werden." Denn dort lasse er den Gebrauch der deutschen Sprache nur ausnahmsweise eintreten, wenn es darauf ankomme, „in Fällen besondrer Unfähigkeit, Schwerfälligkeit, Verkehrtheit einen einzelnen Seminaristen durch Beschämung zu strafen": was noch immer gute Wirkung gethan habe. Indem er jeden Zögling seines Seminars mit meisterhaftem Griffel charakterisirt,[1]) auch was von der Zukunft des Einzelnen zu erwarten sei, unter Umständen andeutet, nimmt er Gelegenheit, auch über die Gefahren der Selbstüberschätzung, welche zu leichtsinnigem Betreten der akademischen Laufbahn führe, ein kräftiges (freilich vergebliches) Wort an das Ohr der Regierung gelangen zu lassen. „Ein Unglück aber ist es, wenn Leute von so mittelmässigem Standpunkte ihre Talente und Kräfte dergestalt überschätzen, dass sie sich der akademischen Laufbahn widmen zu können vermeinen ... Es kann ein junger Mann durch angestrengteste Arbeit ... zu einem gewissen Grade philologischer Routine, zu Litteraturkenntniss und einer äusseren Geschicklichkeit gelangen, dass eine Facultät, ohne hart zu sein, ihrerseits ihm die Genehmigung seiner Habilitation nicht wohl versagen kann; und dennoch kann die Kenntniss der Seminardirectoren von ihm

1) Zum Beispiel: „H. ist ein leichtfüssiger Franzos, ein heiteres und gewandtes Gesellschaftsmännchen, eine helläugige Kinderseele, die mit grosser Unschuld und Unbefangenheit in die Welt hineinguckt. In der innigsten Uebereinstimmung mit dieser Persönlichkeit steht sein wissenschaftliches Treiben; er ist zwar nicht ohne Lernbegierde, aber die Oberfläche der Dinge genügt ihm, strenge Anforderungen an sich selbst zu machen ist ihm nie eingefallen."

einen sichern Massstab dafür gewähren, dass es nie gelingen werde, angebornen Mangel an Klarheit der Gedanken und an gründlicher Sprachkenntniss zu überwinden. Der Universität können solche schon im Voraus als verunglückt zu bezeichnende Versuche nur zur drückenden Last werden, und im eigensten Interesse derer, die sie beginnen, wäre ihre Unterlassung dringend zu wünschen. Der einzige der seit sechs Jahren durch das hiesige Seminar gegangenen jungen Männer, der nach des unterzeichneten Ueberzeugung bei fortgesetzter Entwickelung sich zu dem Standpunkte hinaufarbeiten konnte, um einmal das Fach der classischen Philologie an einer Universität zu vertreten, wäre Markscheffel gewesen; allein er begehrte gar nichts Andres, als ein tüchtiger Schulmann zu werden, und der Unterzeichnete war weit entfernt, ihn darin irre zu machen, da den Schulen heutigen Tages mehr als je Männer von gründlicher classischer Bildung noth thun."

Der Hauptaccent dieses Breslauer Schwanengesanges war aber auf einen oft beklagten Uebelstand gelegt, welcher das Gedeihen der philologischen Studien in Breslau und die befriedigende Ausbildung insbesondre der gegenwärtigen jungen Generation des Seminars hindere, dass nämlich „die neu eintretenden das Schicksal fast aller jetzigen Abiturienten schlesischer Gymnasien theilten, eine mangelhafte, oder doch sehr mittelmässige Schulbildung, namentlich in den classischen Sprachen, zur Universität mitzubringen," daher eine Erhebung aus eigener Kraft nicht wohl von ihnen zu erwarten sei. Diese Bemerkung machte auf den Minister solchen Eindruck, dass er sie dem Breslauer Provinzial-Schulcollegium mittheilte und demselben aufgab, im Fall der Uebereinstimmung „wohlmotivirte Vorschläge" zur Besserung des berührten Uebelstandes zu machen.[1]) Jene höchst empfindliche Behörde schüttete dann freilich in einem langen, aus der Feder Menzel's geflossenen Bericht[2]) die volle Schale ihres wohl schon lange genährten Missvergnügens nicht über, sondern hinter den bereits aus der Provinz geschiedenen Ankläger aus. Indem sie seine Aeusserung als eine „übereilte" bezeichnete, beschwerte sie sich nachträglich, dass „die Forderungen des p. p. Ritschl zu

1) Erlass vom 31. März 1839. 2) 11. Juni 1839.

weit in das dem Gymnasialzweck entfernte Gebiet der philologischen Literatur und wissenschaftlichen Metrik, nach der stricten Observanz einer neueren Schule, sich erstreckt hätten.“ Die neueste Metrik habe kein andres Ergebniss für die Schulen gewährt, als dass die Eingeweiheten zwar viel von der Basis und Anakrusis, von der Thesis und Arsis, von proceleusmatischen, dochmischen und andren Versarten zu sagen wissen, aber die Kunst Verse zu machen, die sonst vermittelst der alten einfachen Metrik auch wohl schon Schülern beigebracht wurde, selbst nicht ausüben.“ Hierauf eine hitzige Philippica über die neue philologische Lehrmethode, welche die Mehrzahl der Schüler nur mit Ekel und Widerwillen gegen die alten Sprachen erfülle, das leichte Verständniss und die geläufige Anwendung des lebendigen Wortes ungemein erschwere, mit dem schlagenden Hinweis, „dass weder die Römer das Griechische, noch die Germanen und Slaven des Mittelalters das Lateinische verstehen, sprechen und schreiben gelernt haben würden, wenn in ihren Schulen diese Methode geherrscht hätte.“ Nur wenn auch die alten Sprachen wieder „in der natürlichen Weise, wie von jeher Sprachen erlernt worden sind“, „ohne die Spitzfindigkeiten und Künsteleien“ des „modernen Alexandrinismus“ mit der Jugend geübt würden, sei eine Besserung zu hoffen. Und dieser Hoffnungsblick ist auf den Nachfolger, Ambrosch, gerichtet, welcher gleiche Wünsche hege und gewiss bemüht sein werde, die Verwirklichung derselben bei Anleitung der künftigen Gymnasiallehrer nach seinem Theile zu befördern. Man sieht, die Bestrebungen der eben verflossenen Periode, den Lehrerstand Schlesiens und Posens auf die Höhe der Wissenschaft zu heben, hatten sich bei den Leitern der Praxis keines Beifalls zu erfreuen gehabt. Mit der Genügsamkeit eines bequemen Banausenthums sahen sie in handwerksmässiger Zurichtung des Schulmeisters das einzige Heil, und in der Wallung gekränkter Eitelkeit machten sie den Vertreter der Wissenschaft, welcher ihr einen weiten Horizont und freie Bahnen öffnete, welcher in hingebendem Idealismus die Geister zu wecken und die Gewissen zu schärfen bemüht war, verantwortlich für das Unheil, welches von jeher durch Pedan-

tismus und Einseitigkeit ungeschickter Pädagogen auf Schulen erzeugt worden ist.

Auch liess sich der einsichtige Joh. Schulze durch solcherlei Declamationen nicht irre machen, und beruhigte seinen Schützling, der von dem hinter seinem Rücken ausgebrochenen Sturm gehört hatte, mit folgenden Zeilen:[1]) „Wegen Ihres Seminarberichts lassen Sie sich keine grauen Haare wachsen; das Ministerium wusste und weiss ihn zu ehren und die Mittheilung desselben an das königliche Provinzial-Schulcollegium in Breslau, welche mir im Interesse der Sache nöthig schien, wird gewiss gute Früchte tragen. Ist die Vorliebe der Schlesier für Alles, was in Schlesien ist, durch den Inhalt Ihres Berichtes in etwas verletzt worden, so darf Sie dies nicht weiter bekümmern: *minima non curat praetor.*"

Besser als das Schulcollegium wussten die Schüler das Verdienst ihres Lehrers zu schätzen. Dies bewies einleuchtender als der solenne Fackelzug, welchen die Studenten dem Scheidenden brachten, die Widmung einer gediegenen lateinischen Abhandlung über die Responsionen bei Aristophanes, verfasst von Robert Enger, dargebracht von 34 Seminarmitgliedern, sowohl gegenwärtigen als früheren seit Beginn der Breslauer Periode. Mit dem zutraulichen Ausdruck der Freude, dass der verehrte Lehrer nunmehr in bessere Umstände komme, verbindet die vorausgeschickte Ansprache das Bedauern, dass es den Unterzeichneten umgekehrt ergehe, indem sie eines Leiters und Freundes beraubt würden, wie er nur Wenigen gegönnt sei. Sie rühmt in kurzen schlichten Worten, wie er verstanden habe, Jedem den richtigen Weg zu zeigen, Anlage und Neigungen der Einzelnen zu durchschauen, die Strebsamen zu unterstützen, mit welcher Güte er die Rathsuchenden jederzeit aufgenommen, belehrt, in jeder Weise gefördert habe.

Freilich die bedeutendste Frucht hatten die sechs Breslauer Jahre mit ihrer italiänischen Episode ihm selbst eingetragen. Sie hatten seine allseitige Ausbildung in

1) An R. 31. October 1839.

der Wissenschaft wie im Verständniss der Kunst, in der Kenntniss des Lebens und der Welt zur vollen Reife gebracht. Auf sprödem Arbeitsfelde hatte er in durchgreifender Thätigkeit seine Kraft gestählt, Ziel und Methode seiner Lehre festgestellt, und die Bedürfnisse der Universität sowie der Schule gründlich beobachtet. Endlich hatte er sich einer grossen wissenschaftlichen Lebensaufgabe und einer Quelle der Forschung bemächtigt, welcher ungeahnte Schätze zu entheben ihm vorbehalten war.

Beilagen.

Zu S. 3. Das Adelsdiplom ist abgedruckt in dem Buche „der so nöthig als nützlichen Buchdruckerkunst und Schriftgiesserey zweyter Theil“ (Leipzig 1740) S. 27—33, eine vom Comes Palatinus Maximilian Joseph von Minzenried zu Wien 1717 ausgefertigte Confirmation und Erneuerung des adligen Standes und Wappens für die Gebrüder Theodoricus Rudolf (Stadthauptmann in Erfurt) und Hieronymus Philipp Ritschel von Hartenbach, sowie für des ersteren drei Söhne Emanuel Rudolph, Johann Rudolph und Johann Wilhelm. Schon der Grossvater von Theod. Rudolph, Namens Georg, war wegen kriegerischer Verdienste in den adligen und Freiherrnstand erhoben worden; der Sohn desselben, Christoph, ist in 14 Hauptschlachten und Treffen gewesen, und hat sich in Kriegsdiensten des Kaisers wie andrer Potentaten viel „meritiret gemacht“. Eine Adelsbestätigung für letzteren, vom Kaiser Rudolph II., de dato Prag 1581, worin dessen Wappen mit einer Krone über dem Helm vermehrt wird, soll sich im Kais. Reichs-Hofarchiv zu Wien befinden. Obengenannter Johann Wilhelm (1705—1761), Buchdrucker in Erfurt, verheirathet mit Friderike Tennemann, Tochter des Diaconus und Gymnasialprofessors T. in Erfurt, war unsres Helden Urgrossvater. Dessen Sohn, Georg Wilhelm, wird noch auf seinem Leichencarmen mit vollem Namen genannt. Das in obengenanntem Buche (Tab. IV zu p. 27) abgebildete und S. 30 beschriebene Wappen stimmt mit demjenigen überein, welches die Familie noch gegenwärtig führt.

Zu S. 11. Den Geburtstag Spitzners, den 31. Oct. 1824, feierten gedruckte lateinische Distichen, nicht ohne Fehler, welche R. später in seinem Handexemplar verbesserte und mit der subscriptio versah: *Vellem me hoc carmen non fecisse!* Der Titel lautet:

Diem natalem Francisci Spitzneri praeceptoris plurimum venerandi pio gratoque animo celebraturi obtulerunt

Frid. Guil. Ritschl	*Eduardus Brauer*
Constantinus Schmalfuss	*Thancmar Seyferth*
Leopoldus Weber	*Franciscus Otto*
Mauritius Niese	*Alexander Schmalfuss*

Henricus Schoenefeld.

Vitebergae d. XXXI. Octobr. CIↃIↃCCCIV (so!) *corrigirt XXIV.*

Dem Amtsantritt des Subrectors Joh. Görlitz gilt ein andres carmen, gleichfalls in lateinischen Distichen: *Viro amplissimo doctissimo Ioanni Goerlitz subconrectoris et doctoris superioris munus in inclyto Lyceo Wittenbergensi rite auspicato d. d. d. obvia studiosae iuventutis pietas interprete Frid. Guil. Ritschl, Thuringo. Wittenbergae, d. XIV. Januar. 1825.* Als „Noth- und Zwangsgedicht bei Matthey's Abgange von FWR, 1824" ist von dem Verf. ein Abschiedsgedicht an vier Wittenberger Abiturienten bezeichnet, gereimte Strophen in deutscher Sprache, nüchtern und etwas bombastisch. Erhalten ist auch ein Geburtstagscarmen für den Vater: *Patri desideratissimo diem natalem LIII. pio gratoque animo gratulatur Fridericus Guilielmus Ritschl, studiosus philologiae Halensis. Halae Saxonum, a. d. VIII. Cal. Iul. a. CIↃIↃCCCXXVI.*

Da das im Text erwähnte griechische Epyllion auf die Schlacht bei Breitenfeld und die lateinischen Distichen für Görlitz im fünften Bande der opuscula ihren Platz gefunden haben, so gebe ich hier als Proben dieser jugendlichen Muse 1) die Abschiedsworte der Antigone in griechischen Distichen (1822: vgl. S. 11); 2) initia musices et poeseos apud Graecos (vgl. S. 17); 3) das oben erwähnte Geburtstagscarmen für den Vater.

Τῷ βίῳ χαίρειν λέγει Ἀντιγόνη (σοφοκλ. ἀντιγ. στ. 883 sq.).

Ὦ τύμβος στυγερός, καὶ νέρτερα κεύθεα γαίης,
Οἶκος ἀείφρουρος, τὸν ζόφος ἀμφὶς ἔχει·
Οἳ νεάτην ὁδὸν εἶμ', ὁράαν πηούς τε φίλους τε,
Οὓς πλείστους δέχεται Περσεφόνεια δόμοις.
Πρῶτα πατὴρ γὰρ ἐμός, μάλ' ἀπεχθὴς πᾶσι θεοῖσιν,
Ὤλετ', ἐπ' ἀμπλακίῃς ὄμματ' ἀραξάμενος.
Αὐτὰρ ἔπειτ' ἄλοχος, μήτηρ θ' ἅμα, μαινάδι λύσσῃ
Ἦν ἄτην στυγερὴν πόλλ' ὀλοφυραμένη
Λευγαλέον βρόχον ἥψατ' ἀφ' ὑψηλοῖο μελάθρου·
Ψυχὴ δ' εἰς Ἀΐδην ὤχετ' ἀποπταμένη.
Οὐ δηρὸν μετέπειτα κασίγνητοι καὶ ὄπατροι,
Οὓς μία μοι μήτηρ γείνατο τηλυγέτους,
Ἀλλήλοις ξιφέεσσι φόνον καὶ Κῆρα τιθέντες,
Ἐξαίφνης κατέβαν δῶμ' Ἀΐδαο μέλαν.
Νῦν δ' ἐγὼ ἐσχάτη εἶμι, μόρον πείσουσα κάκιστον
(Πρὶν γ' ἐρατοῦ βιότου μέτρον ἂν ἐξικόμην),
Λεύσσουσ' ἀκαμάτου νέατον φάος Ἠελίοιο,
Δειλή! τὴν αὐτὴν ὀκρυόεσσαν ὁδόν·
Οὐκέτ' ἐφυμνηθεῖσ' ἐπινυμφιδίοις ὑμεναίοις,
Οὔτε τροφῆς παίδων, οὔτε τυχοῦσα γάμου.
Ἀλλά μοι ἐλθούσῃ μάλα ἕλπεται ἄλκιμον ἦτορ
(Οὐδ' ἐλπὶς κενεὴ θέλξει ἐμὴν κραδίην)

Ἀσπασίη μὲν πατρὶ, φίλη δέ τε μητέρι κεδνῇ
Ἥξειν, σοί δ' αὐτῷ, δύσμορ' ἀδελφὲ, φίλη,
Ὑμέας οἰκτρὰ θανόντας ἐπεὶ χείρεσσι λόεσσα,
Καί τ' ἐπὶ σῷ καθαρὰς τύμβῳ ἔδωκα χοάς.
Ἀνθ' ὧν νῦν, Πολύνεικες, ἐμοὶ κρατέρ' ἄλγε' ὀπίσσω,
Ἰναχίης κούρης πένθει ὁμοιότατα·
Εἰ καὶ ἐῦφρονες ἄνδρες ἐπαινοῦσιν τάδε ἔργα,
Οἷς τίμης' ἄταφον σὸν δέμας αἰνοπαθής.
Οὐδὲ γὰρ, οὐδέ κεν εἰ τέκνων μήτηρ ποτ' ἐτύχθην,
Οὐδ', εἰ ἐμοίγε πόσις τήκετο, λυγρὰ θανὼν,
Ἵστω Ζεὺς, ἀέκητι πολιτῶν μόχθον ὑπέστην
Τοῖόνδ', ἀντὶ βίου πότμον ἑλοῦσα κακόν.
Ἠμὲν ἀνὴρ κέ μοι ἄλλος ἔην, προτέροιο θανόντος,
Ἠδὲ καὶ ἐξ αὐτοῦ τέκνα φυτευόμενα.
Μητρὸς δ' εἰν Ἀΐδαο κεκευθυίης ἰδὲ πατρός,
Τίς, πόθεν ἂν βλαστοῖ κεδνὸς ἀδελφὸς ἐμοί;
Τοίῳ δή ῥα νόμῳ σε σεβασσαμένη μέγ' ἁμαρτεῖν
Τούτοις, καὶ τολμᾶν τόλματα δεῖν' ἐδόκουν·
Τῶν θ' ἕνεκ' ἀρχὸς ἀνὴρ, ὃ ἀδελφειοῦ μένος ἠῦ,
Οὕτω ἀεικείῃ νῦν περίεσπεν ἐμέ·
Ὑβριστής, ἀσεβής, ἀθεμίστια δεινά τε εἰδώς,
Οὔτε βροτῶν δείδων, οὔτε θεῶν γε νόμους·
Ὅς με φίλων πάντων μάλ' ἐρήμην Ἄϊδος εἴσω
Ζῶσαν πρὸς νεκροὺς ἠδ' Ἀχέροντ' ἀπάγει.
Καὶ τίνα δὴ παραβᾶσα θεῶν αἰειγενετάων
Ἀφροσύνῃ σεμνὴν, αἰτίη εἰμὶ, δίκην;
Ἀλλὰ τίν' εἰσέτι χρή μ' ἐσιδεῖν μακάρων ἀλεωρήν;
Ἢ τίν' ἑταιρείην ξυμμαχίην τε καλεῖν;
Δυσσεβίην γὰρ ἔχω, τὴν εὐσεβίην σεβίσασα,
Ἀνδρῶν πρὸς τοίων τοῖα παθοῦσα κακά.
Ἀλλ' εἰ μὲν τάδε ἔργα θεοῖσιν ἐήνδανεν αὐτοῖς,
Συγγνώμην ἐχθροῖς δώσομεν ἀμπλακίης·
Εἰ δ' ὅγ' ἁμαρτάνει αὐτὸς ἄναξ, μὴ πλείονα πάσχῃ,
Ἢ μ' ἀδίκως ἔρδῃ μέρμερα δεινὰ, Κρέων. —
Οἴμοι! — ἐποτρύνει φύλακας μάλα καρτεροθύμους!
Φεῦ! — λόγος εἴρηται πότμου ὅδ' ἐγγυτάτω!
Χαῖρέ μοι, ἑπταπύλου Θήβης πατρώιον ἄστυ,
Χαῖρε μάλ' Ἀντιγόνῃ, πατρὶς ἄρουρα φίλη!
Μνήσατε, καλλιχόρου Θήβης ἐγχώριοι ἄνδρες,
Κοῦραι θ' ἁβροκόμαι, μνήσατ' ἐμοῦ φθιμένης!
Ἦ τάχα χαλκοδέτοισι καταζευχθήσομαι αὐλαῖς,
Πετραίοις δεσμοῖς· οὐδέ ποτ' ἐξ Ἀΐδεω
Ἀννεῖμαι· τῷ δ' ὔμμι λέγω χαίρειν μάλα πᾶσιν,
Δύσμορος αἰνομόρῳ Κηρὶ δαμασσαμένη.

πεποίηκα ἐν Ἐρφορδίᾳ 1822.

Initia musices et poeseos apud Graecos.[1])

Adspirate, precor; dubia nova carmina fundam
Voce; favete meis dique deaeque modis!
Nam veteris Latii dulci celebrabimus ore,
En, ad Germanam nomina vestra chelyn.
Quos liquido quondam demissos culmine Olympi
Excepit grato terra beata sinu.
Et subito spirat solito generosior ardor,
Plenaque divino numine cuncta calent.
Vos etenim generi caelestia dona tulistis
Humano: cantum, carmina, plectra, choros.
A Iove principium; nam te, Corybantes habebant,
Queis custodirent, tinnula sistra manu.
Nec mora: fert nectar super aequora nava palumbes,
Mellaque, Dictaeis obsequiosa sonis.
Fertur et infracta puppi, Berecynthia matĕr,
Ad tua Neptuno littora iactus Atys
Arma gravi sonitu, crepitantia cymbala silvis,
Tympanaque ad Phrygias rauca ferire tubas.
Nec te praeteream, genialis consitor uvae,
Teque corymbifero concita turba Deo.
Euoe, Bacche pater! referunt ad sidera montes,
Et reboant bombis cornua curva sacris.
Subvĕhit, aurigae quem tibia flectit Amoris,
In sua frena fremens Bacchica plaustra leo.
Ebrius et sequitur tardo Silenus asello:
Puniceis moris tempora picta rubent.
Scilicet iniectis nuper te vincula sertis
Cogebant, docta promere voce melos.
Mirantur quercus, laetaeque cacumina quassant,
Nymphaque cum Faunis obstupet, ecce, procax.
Haud aliter Satyri, Panis lasciva caterva,
Arguto buxo sicca labella terunt.
Maenaliique ferunt ad sidera summa magistri
Laudes, cui sonitus reddit arundo novos.
Quam primum instituit, calamos compingere cera,
Fessaque sopivit fistula membra levis.
Talis Philyrides querula perfecit Achillem,
Qua perhibent curas attenuasse lyra.
Talis et Alciden docuit testudinis olim
Thrēicius digitis fila movere Linus.
Vadit at infelix, nec habet sua praemia, vates
Ad Stygis, indocili pectine caesus, aquas.

1) *Quo Carmine Vitebergae valedicebam a. 1825 Lipsiam abiturus. Omisi Arionem.*

Dircaeas cautes cithara resonante videres
Tum muri in speciem sponte coïre sua,
Quem quondam Amphion divina condidit arte,
Dum fugit Aonii pascua verna gregis.
Denique tu salve, Musarum docte sacerdos,
Non mihi sat dignis concelebrande modis.
Quem genuit, puros ubi fundit Pimpla liquores,
Fovit et in casto Calliopea sinu.
Illi cantanti steterunt Symplegades altae,
Dormivitque ferae Colchidis ipse draco.
Illius ad chordas, plectro modulante canoro,
Flectitur et Stygiae lurida porta domus.
Datque sonos vocale, quod Hebri volvitur undis,
Indigna fractum flebile morte caput.
Quid mirum? lauro Cyllenius ipse virenti
Praecinxit frontem: sic voluere Dii.
Pleïas Atlantis quem vix enixa moventem
Audivit propriae consona fila lyrae.
Cuique cavis nondum concordant carmina nervis,
Obstupet armorum Phoebus honore nitens.
Et simul invidiae stimulis agitatur iniquis,
Dum placidos animos foedera iuncta tenent.
Ex quo distinctus Parnaside fronde capillos,
Commovet a dextra mollia plectra manu.
Instructamque fidem manus altera sustinet auro,
Et niveo, dives quod tulit Indus ebur.
Albentesque humeros saturata murice palla
Induitur, splendent coccina vincla pedum.
Taliter ingreditur, seu per iuga frondea Cynthi,
Seu fert ad Patarae sancta vireta gradum,
Seu celebrat choreas ad murmura grata fluenti,
Cui pes Gorgonei nomina fecit equi.
Semper ubi comtae, praesentia numina vatum,
Pierides complent voce sodale nemus.
His sese quondam conferre procaciter ausae
Sirenes, Siculi monstra dolosa maris.
Frangitur at vanus, tulit et sua praemia, fastus:
Non alis repetunt, victa caterva, viam.
Artibus Oechalius Thamyris superatus iisdem
Orba bipartita lumina luce dolet.
Lucis egens etiam fessum recreavit Ulixem
Demodocus, suavi voce lyraque potens.
Qua Paphiaeque faces, Martisque sonabat amores,
Vulcanique iras, et genus omne Deum.
Phemius ut memorat Troiani sanguinis undas,
Ut subito dociles obstupuere proci.

Ac quibus insanus placuit iocus atque cachinnus,
Hos referunt blandis incaluisse sonis.
Nos quoque Castalidum consortia grata tenebant,
Nos quoque Grynaei munera blanda Dei.
Cuius — nam Parcae prohibent — intrabimus, heu!
Non umquam reduci limina sancta pede.
Ergo supremum, quod vix traho lugubris ore,
Accipias nostrum, iam schola cara: Vale.
Vosque sacerdotes industria turba Minervae,
Tristia nunc poscunt fata: Valete mihi.
Pro vestro studio, pro sedulitate laboris,
Quis pro tot meritis praemia digna ferat?
Postremam Vobis, iuvenes, nunc dico salutem,
Este, precor, memores tempus in omne mei.

Geburtstagscarmen für den Vater.

Si possem, quondam veluti gens prisca Deorum,
In varias transire figuras:
Sublimi peterem Thuringia rura volatu,
Nubilibusque et flatibus Euri
Certans, turrigeramque deinc delapsus in urbem,
Hac festa, suavissime, luce
Testarer, non ficta, pater, Tibi gaudia mentis,
Fundens blandimenta precesque.
Fallor? an e turri video nutantia signa,
Campana laetum resonante?
Templaque solenni cultu sertisque decora,
Et multo redolentia flore?
Teque celebrantem sanctos Ioannis honores,
Ampla circumstante corona?

Fallor! mendaci me lusit imagine Phoebus,
Pierides lusere sorores!
Me procul a patriis Laribus tenet extera terra,
Salae ripa virens sinuosae.
Unde haec missa Tibi fert parva tabella salutem,
Fida animi linguaeque ministra;
Fertque pio, verax, ardentia pectore vota,
Nuncia, queis utinam faciles se
Dent superi! vitae per plurima lustra beatae
Stamina deducant Tibi Parcae!
Prodiga Te cumulet foecundo Copia cornu,
Quae Te munera cuncta iuvabunt!
Non Divis renuentibus haec felix ero — si Tu
Me numquam cessabis amare.

Metr. Horat. Od. I, 7.

Zu S. 17. *Testimonium maturitatis.*

Fridericus Guilielmus Ritschl Megalo-Vargula-Thuringus, natus patre Friderico Ludovico Ritschl Erfurtensi, nunc eadem in urbe ad aedes D. Joannis beneficiorum per Christum humano generi oblatorum teste et praedicatore, per septem et quod excurrit annos publicae magistrorum fuit traditus institutioni. Nam nondum e pueris egressus civitatis patriae adiit gymnasium, unde in novum, quod Regia liberalitate anno hujus saeculi XX Erfurti est conditum gymnasium translatus, per quattuor annos, quorum tres postremos classis primae fuit civis, litterarum studiis sese exercuit. Hinc ad nos venit et dignus judicatus, qui in superiorem primae classis ordinem reciperetur, inde a die X mensis Maji a. CIↃIↃCCCXXIV usque ad diem XXIV mens. Mart. a. CIↃIↃCCCXXV in hac nostra artium liberalium palaestra ad humanitatis disciplinas incubuit. Quod industriae curriculum ita confecit, ut mores ac vitam reprehendendi nobis raro locum relinqueret.

Ut enim Hesiodus, quae acceperis, eadem mensura jubet reddere, aut etiam cumulatiore, si possis, ita aequalibus voluntatem ac gratiam semper studuit remetiri et remunerari.

Tum vero et magistrorum ac legum auctoritatem observantia quadam coluit, et officiis sibi demandatis pro virili parte satisfecit. Quare de eo solo videtur admonendus, ut numquam ante animus iracundia occupetur, quam providere ratio potuit, quid inde sit futurum.

Neque ei naturae desunt instrumenta, neque umquam, nisi tenui prohiberetur valetudine, vacavit a bonarum litterarum tractatione atque usurpatione.

Cujus alacritatis et docilitatis hoc ipsum possumus pro argumento ponere, quod ille, quum studio disciplinarum mathematicarum, sive consilio, sive quod indolem ad harum obscuritatem minus idoneam putaret, intermisso longo a sodalibus relinqueretur intervallo, ubi ad pristinam sese revocarat assiduitatem, et neglecta compensavit et scientiam harum rerum satis laudabilem nobis comprobavit, nec ipsum physicorum, quatenus in scholis traditur, latet doctrina. Historiam etiam et geographiam tum antiquiorum tum recentiorum temporum ac populorum egregia animi amplexus est sollertia. Deinde grammaticae Hebraicae initia bene intelligere coepit, neque Gallicae linguae prorsus est rudis atque inscius. Patrios autem scriptores, quorum studium et opera nostrum sermonem et emendavit et perpolivit, ac varia dicendi scribendique genera habet cognita, atque ipsi expedite et facile procedit oratio. Denique in litteris Latinis ac Graecis, quarum suavitate inprimis tenebatur, tantos fecit processus, ut in his potissimum non excurrere, sed evolare videretur. Accurata enim rerum grammati-

carum instructus peritia, etiam in tantam Graecorum poetarum sese insinuavit familiaritatem, ut versus ejus ipsius Homeri copiam atque ubertatem quasi redoleant. Latine eleganter loquitur ac pure et emendate scribit, dummodo operam adhibuerit, ut se juvenili quadam licentia et impunitate redundantem atque extra ripas diffluentem coerceat ac reprimat.

Quae quum ita sint, de ipso philologiae et doctae antiquitatis studium in academia primum Lipsiensi, deinde Berolinensi amplexuro, si valetudine integra et commoda fuerit usus, optima quaeque sperare licebit.

Sed tametsi breve ei apud nos fuit tempus ingenii declarandi atque augendi, tamen et alia facultatis ac doctrinae nobis edidit specimina, et ea, quae pro venia abeundi plene atque ornate scriptitavit; nec minus ad ea, quae de variis disciplinis rogavimus, memoriter et tam scienter respondit, ut in celeritate et continuatione verborum vel numquam vel admodum raro adhaerescceret.

Quo quidem id est assecutus, ut qui ad altiora in academia studia applicet animum, de communi consilii sententia inprimis dignus existimaretur. Idem vero hac tabula, cui et nomina nostra, qui de eo judicium fecimus, subscripsimus singuli, et scholae sigillum adjiciendum curavimus, non modo ipsi, sed aliis etiam testatum cupimus.

L. S.

Dabamus Wittenbergae d. XXIV. mens. Mart. a. CIↃIↃCCCXXV.

D. Nitzsch, Commissar. reg.
D. Jungwirth, Synd. Civit. Viteb.

Dr. Francisc. Spitzner, Pr. et Rect.
Gregor. Guil. Nitzsch, Conrector.
Car. Gust. Wunder, Subrector.
Joh. Goerlitz, Subconr.

Zu S. 29.

I.

Gaudeamus omnes, quos
Tenet Berolinum:
Luna ut sideribus,
Eminet sic urbibus
Cunctis Berolinum.[1])

II.

Rex in urbi quanti nunc
Auctor est splendoris!
Regiâ praesentiâ
Generosi omnia
Plena sunt ardoris:

1) *Ita cunctis urbibus Praestat B.* m. 1.

III.

Rex virorum cingitur
Splendida corona,
Servatorum patriae;
Addit laudi bellicae
Alma pacis dona.

IV.

Floret honos artium:
Testes monumenta!
Litterarum floribus
Nutrimentum spiritus
Quaeritat iuventa.

V.

Summum decus incolae,
Probi humanique!
Quibus amicitia,
Candida laetitia
Curae est cordique.

VI.

Dignae horum laudes sunt
Poetarum ore;
Fugiente de die
Sciunt horam carpere
Geniali more.

VII.

Lautas inter epulas,
Inter vina mera,[1])
Dulcibus sermonibus
Et facetis salibus
Gaudent nocte sera.[2])

VIII.

Sic Deorum optimos
Pie venerantur:
Musas et Apollinem,
Vimque Bacchi salubrem
Strenue sectantur.[3])

IX.

Colunt Amicitiam,
Suavem Comitatem;
Si quis hospes venerit,
Laudet, quum redierit,
Hospitalitatem.

X.

Impar poetillae vox
Est concelebrandis
Tantis beneficiis,
Tot tantisque meritis
Merito laudandis.

XI.

Vivant omnes boni, quos
Tenet Berolinum!
Vivat hospitalitas,
Vivat et hilaritas,
Vivat Berolinum!

„Der Vater wird gebeten, sich es von der Mutter übersetzen zu lassen."

Zu S. 34. Ueber Reisigs Leben und Wirksamkeit habe ich aus folgenden Quellen geschöpft: Nekrologe auf Reisig von Ferd. Ranke im Intelligenzblatt der Leipziger Allgem. Lit. Ztg. 1829 Februar; von Ludwig Pernice ebenda 1832 Februar. Hermanni Paldami narratio de Carolo Reisigio Thuringo. Gryphiswaldiae 1839. Stern: zur Charakteristik Reisigs, Hallische Jahrbücher III 1840 S. 62 ff. Ritschl im Conversations-

1) *Inter bona vina* m. 1. 2) *Genio indulgent* m. 1. 3) *Omnibus precantur* m. 1.

lexicon der neusten Zeit und Litteratur. (Leipzig, Brockhaus) III 1833 Artikel: Reisig, signirt: 88. Vgl. ferner Goethe, Tag- und Jahreshefte, in der Ausgabe von 1840 Band 27 S. 371. 382. G. Hermann praef. ad nubb. p. XVI ed. II. und nova acta soc. graecae I 1, praef. p. XXV. Fr. Haase, Vorrede zu Reisigs Vorlesungen über lateinische Sprachwissenschaft 1839 Vorr. S. V ff. Ad. Stahr: ein Jahr in Italien. III 397 ff. G. Kiessling: Moritz Ludwig Seyffert S. 6 ff. Derselbe: Gedächtnissrede auf Ferd. Ranke. 1876. S. 4 f. Demselben verdanke ich handschriftliche Aufzeichnungen zur Charakteristik Reisigs. Benutzt ist noch ein Brief von Sintenis, dem begeisterten Hermannianer, an R. (mit dem er wohl aus der Leipziger Zeit befreundet war), geschrieben nach dem Tode Reisigs (ohne Datum). Einen Brief von Reisig an H. Voss vom 12. Juli 1821 hat Pansch im Programm des Eutiner Gymnasiums 1864 S. 13 f. herausgegeben. Briefe an Reisig von G. Hermann (ein langer lateinischer vom 5. Septbr. 1812) und von Jacobs (11. Februar und 24. Juni 1826) haben sich in den Correspondenzbänden des Ritschl'schen Nachlasses gefunden. Die Kehrseite des Reisig'schen Charakters macht besonders Schäfer zu Plutarch IV p. 399 und V geltend, auch in Briefen an Ritschl vom 8. October 1829 und 1. Januar 1830. In der sehr anmuthigen und liebenswürdigen Erzählung G. Hermanns, welche in den acta soc. graecae I 1 praef. p. XXV zu lesen ist, wird doch neben den Schwächen des Temperamentes die edle Natur des Mannes anerkannt und seine geistige Bedeutung sehr hoch gestellt, nicht nur durch die Vergleichung mit F. A. Wolf ('ingenio vita fato tam similis F. A. Wolfio, ut non viderim homines qui inter se similiores essent'), sondern noch mehr durch die Schlussworte: 'sperabam, si multorum hominum mores vidisset et urbes, didicissetque non esse errare turpe, si sine turpitudine erraretur, magnum fore lumen litteris et eximium ornamentum patriae.' Von den zwei Schülern, denen Hermann bei Beginn des Krieges entgegengesetzten Rath ertheilte, welchen sie grade umgekehrt befolgten, war Reisig der eine. Von der Entstehung der pseudonymen Ausgabe des Xenophontischen Oeconomicus erzählt G. Hermann opusc. IV 347 sqq.

Zu S. 40. Ein von Ritschl schon in Leipzig 1825 im October angelegter Band Adversaria (alphabetisch geordnet) enthält Reisig'sche Bemerkungen aus den Vorlesungen zur Midiana, zu Aeschylus' Prometheus, zu Aristophanes' Wolken und Fröschen, zu den Horazischen Satiren, zu Tibull. Ausserdem finden sich darin Notizen aus den Vorträgen von Hermann über Aeschylus' Sieben und über die Perser, sowie über Pindar, von Seidler zu Aristophanes' Vögeln und Fröschen, zu Euripides' Hippolytos,

Iphigenia von Tauris, Elektra, Troerinnen, zu Theokrits Adoniazusen, zu Thukydides; von Beier zu Cicero de officiis, von Spitzner zu Homer; endlich auch eigne Obsersationen. Aus dem Privatissimum Reisigs mag wohl die unter seinem Namen verzeichnete nicht geringe Anzahl von Bemerkungen zur lateinischen Stilistik und Synonymik, in lateinischer Sprache (nach Art der Atticisten gefasst)', stammen. Auch manche Conjectur Reisigs, mit oder ohne Begründung, ist verzeichnet, z. B. zu Cicero Acad. post. I 1, 2: 'habeo opus magnum in manibus, quod iam pridem ad hunc scripsi — me autem dicebat —, quaedam institui.' Ein langer lateinischer Passus handelt über Platonische Philosophie und Schreibart; eine andre Bemerkung verräth, dass derselbe den dialogus de oratoribus dem jüngeren Plinius zuschrieb.

In einem andren Bande findet sich ebenfalls mit Reisig's Namen eine Anzahl interessanter Aphorismen zur Methode der Kritik. Hier wird zum Theil auf Vorlesungen des Lehrers, wie die zu Demosthenes' Midiana, zu Sophokles' Philoktet, verwiesen.

Zu S. 44. *Augusto Hermanno Niemeyero | et | A. Jacobsio | Viris Amplissimis | mihi summe venerandis | Salutem | Fridericus Guilelmus Ritschel, Erfurtensis, | studios. philol. Hal. | Inest vitae ac studiorum adumbratio.*

Cum difficile est per se, de semet ipso dicere: cavendum est enim, ne aut nimium aut parum dicere videare; tum difficillimum est, de vita sua ad tales perscribere Viros, qui totam vitam in explorando et cognoscendo animo humano consumpserunt: verendum enim est, ne illorum Virorum iudicio improberis. Quibus difficultatibus ut me aliqua ex parte expediam, rem ita instituam, ut, quicquid de vita mea dignum visum fuerit memoria, quoad fieri poterit ingenue et sincere describam; sicubi autem de viris quibusdam vel institutis iudicandum mihi esse videro, aperte quidem et integre, sed modeste tamen et temperanter, quid sentiam, dicam. Commodissime autem omnis videtur vita trifariam posse distribui; ita quidem, ut prima pars complectatur vitam rusticanam, altera urbanam, tertia hosce paucos annos, quibus in academia ad humanitatis studia incubui.

Etenim me Vargulae, vico haud ita longe ab Erfordia Thuringorum sito, anno huius saeculi sexto e Ferdinanda Ludovica matre in lucem editum suscepit parens Fridericus Ludovicus. Accidit enim, ut eo ipso, quo solemnia paschalia agebantur, die ex aedibus sacris, ubi modo beneficiorum per Christum humano generi oblatorum publicam mentionem fecerat, redux meis pueruli recens nati exciperetur lacrimis. Ab initio autem aetatis ut honestatis pietatisque sensu imbuerer, sedulo curavit mater. Etsi enim tantum abest, ut religionis nostrae sacrae praeceptis me informare neglexerit pater, ut ab his ipsis, uti par est, in puerorum tenellis

animis erudiendis ordiundum esse existimarit; tamen nescio qui factum sit, ut patris scholis minus libenter interessem, a matris vero ore penderem lubentissimo animo. Credo autem eius rei hanc fuisse caussam, quod illius institutio ducem sequeretur mentem et rationem, huius autem suavissimi sermones dulcissimaeque fabulae afficerent sensum; videntur enim, quae pueris traduntur, facilius iuvenilibus se insinuare animis, si ita comparata eorum forma est, ut sensum magis commoveant, quam mentem exerceant. Itaque a prima aetate semper ea summo mihi fuerunt oblectamento, quae poetica quadam virtute animum allicerent atque tenerent; quae animi studia mirum quantum adauxit aluitque locorum in illa regione amoenitas, liberumque, quo per duodecim annos dies noctesque frui licebat, coelum. Ut vero litterarum elementis erudirer, quantum ei per sacerdotii munera licebat, diligentissime ipse operam dedit pater. Qui quod me noluit scholae paganae disciplinae tradere, sed hunc in se suscepit ipse laborem, optime de me meritus est. Eius autem institutionis nunc intelligo eam fuisse viam ac rationem, quae haud scio an adeo sit lubrica, ut summa opus habeat cautione. Ego enim cum paene inexpugnabili pervicacia abhorrerem ab omnibus iis, quae unius memoriae ope cognoscuntur, nec nisi ediscendo percipiuntur: (qua exercitationis raritate factum est, ut memoria, ceteroquin satis tenax, tardior mihi sit ad verba eo quo scripta sunt ordine ediscenda, nisi vicissim hoc naturale vitium illud ediscendi odium procreavit:) pater huic meo fastidio nimis indulgens permisit, ut quicquid addiscerem, discerem usu. Itaque ut exemplo rem illustrem, ipsa grammaticae rudimenta nunquam memoriae mandavi; sed posteaquam ea diuturna nec unquam intermissa exercitatione animo meo sensim ac pedetentim sic informaveram, ut, quotiescunque me fugeret aliquid, ego evolverem illico et consulerem libros grammaticos, tandem satis accuratam mihi paraveram harum rerum cognitionem. Videtur autem haec erudiendi ratio nonnisi tum probari posse, si discipulus litterarum amore ipse captus voluntario studio ac diligentia severioris disciplinae damna compensat; ex quo consequitur, e publicis ludis litterariis horum, qui usu omnia disci volunt, rationem prorsus esse removendam et excludendam, quoniam in his neque uniuscuiusque singularis indoles tam diligenter potest observari et tam sincere cognosci, nec, etiamsi possit, ille discipulorum delectus haberi institutionisque inaequalitas videtur posse admitti.

Sed ego hac quidem via eo progressus eram in litteris, ut, cum patri verbi divini ad aedem D. Augustini, quae Erfordiae est, ministri munus mandatum esset, ego duodecimum agens annum secundo gymnasii Erfordiensis ordini adscriberer.[1]) *Omnino*

1) Die scheinbar abweichenden Angaben in unserem Text S. 5 f. sind den eigenhändigen Aufzeichnungen in Ritschls Gedenkbuch entnommen.

autem singulari Dei beneficio factum est, ut et, antequam e pueris egressus essem, vitam ruri transigerem uti simplicem et puram, ita vacuam curis; et, simulac excederem ex ephebis, idem ego migrarem in urbem. Ruri enim cum nihil fere nossem praeter rusticae vitae felicitatem, cuius etiamnum saepenumero gratissimam apud me renovare soleo memoriam, iam in urbe varia ac diversa hominum studia, mores, ingenia, vitaeque et rerum omnium diversissimam speciem et habitum cognoscere coepi. Quam dissimilitudinem ut initio mirabar, ita eadem mox assuetus iam animum paullulum attendebam ad aequalium consilia et artificia observanda et inter se comparanda. Gymnasii autem ipsius conditio eo tempore erat tristissima; praeceptores enim maximam partem annis et viribus erant defecti, et propter exiguam, quam accipiebant, mercedem dulcissimo erudiendae iuventutis munere non sine summo taedio summaque fungebantur morositate; accessit, quod eorum doctrina ab hoc nostro litterarum splendore longo relinquebatur intervallo. Itaque non est, quod miremur, illius scholae alumnos importunissima effrenatione et propemodum turpi petulantia animique ferocia, nec minus incredibili desidia litterarumque ignorantia paene inclaruisse; haec enim disciplinae intermissionem fere comitatur. Quae cum ita essent, sane non multum ego profecissem, nisi tanto laudis studio tantaque honoris cupidine essem stimulatus, ut brevi omnes superarem; quod quam parum fuerit difficile, ex his, quae antea dixi, potest existimari. In hac autem rerum conversione quid putatis accidere potuisse vel exoptatius vel opportunius, quam ut biennio a me ibi exacto Regis sapientissimi munificentia cum relicuarum scholarum Borussicarum tum gymnasii Erfurtensis et forma et universa ratio mutaretur atque emendaretur, utque complures viros, ingenii, doctrinae, dignitatis laude florentes, Erfordiae litteras docere iuberet eorum virorum prudentia, qui Regi nostro a supremo civitatis consilio sunt. In quibus mihi inprimis nominandus est Franciscus Spitznerus, Lycei, quod ipsius consilio et industria Vitebergae floret, eo usque moderator; cuius viri, quemadmodum eruditionis ubertate iudiciique acumine inter doctissimos quosque conspicui, ita animi candore morumque probitate omnibus bonis comprobati, de me merita et in me benevolentiam satis collaudare longum est; cui quanquam gratia a me referri tanta non potest, quanta debetur, habenda tamen, dum vivam, tanta est, quantam maximam animo meo capere possum. Primum autem huic rerum grammaticarum scientiam debeo sat aecuratam; quae quanti sit facienda et quantum habeat momenti ad quodvis litterarum genus adiuvandum et in vera nec infucata luce collocandum, nulla aetate planius et dilucidius est intellectum, quam hac nostra. Deinde vero mihi idem dux et auctor fuit ad optimarum litterarum artiumque aestimationem non e vulgari con-

suetudine ducendam, sed ex ideis rationi a natura insitis (quas dicunt philosophi) hauriendam. Omitto alia, velimque omittere possim etiam hoc, quod ab illo prudentissimo ceteroquin viro parum factum est prudenter. Ille enim et relicui collegae cum in quadam voluntatum dissensione atque discordia tantum non aperta essent, cuius exponere caussas nec ad me attinet nec est huius loci, Spitznerus quandam sibi paravit factionem discipulorum, qui eius rebus studiosissime faverenus, eius caussam pro nostra haberemus, eiusque patrocinio freti plus nobis, quam decebat, sumeremus, nonnunquam etiam paullo insolentius nos gereremus in relicuos praeceptores.

Praeterea autem in historiae studio operam et otium collocavi meum, a cuius me suavitate nec molesta ista ac taedii plena dictandi consuetudo plane potuit deterrere. In mathematicis autem disciplinis nonnisi tantum versatus sum, quantum sufficere posse arbitrabar ad superandum examen. Atque, quoniam a naturae instrumentis non sum plane destitutus, mathematico autem studio, quanquam plus semel omnium virium contentione ad id incumbere coepi, numquam vel sum delectatus vel multum profeci, non possum non mihi persuadere, alios homines ad haec studia colenda natos et aptos esse, alios natura sua ab iis abhorrere.

Etsi autem per tres, et quod excedit, annos e primi ordinis civium numero fueram, tamen ubi Spitznerus, quippe cuius singularem virtutem minoris, quam par erat, aestimarent, summo iuventutis Erfurtensis detrimento in patriam rediit urbem, mirifico meo erga illum amori non potui non id tribuere, quin ipse eum sequerer. Huc accessit, quod Spitzneri prope paterna benignitas, a lucri studio alienissima, in suam me receptum domum plane filii loco habuit. Itaque etiam Vitebergae eius viri et utilissima institutione et quotidiana consuetudine, qua saepe ex unius horae colloquio plus fructus percepi quam ex publicis scholis per integram hebdomadem, verum paullo severiori disciplina per unum annum usus sum. Nam quo maiore fuerat Erfordiae lenitate et indulgentia, eo magis eundem mirere Vitebergae summa fuisse auctoritate disciplinaeque severitate. Nimirum sic ille, ut puto, consueverat, ut sua potestas nullis circumscripta esset terminis; quodsi Erfordiae non alius cuiusdam imperio subiectus fuisset, non labefactasset intempestiva quadam lenitate disciplinae obsequiique rigorem.

Rite autem facta ea exploratione, qua, quantam sibi quisque litterarum in scholis tradi solitarum paraverit cognitionem, appareat, ego „imprimis dignus" iudicatus sum, qui ad altiores artes disciplinasque in academia colendas animum applicarem meum. Iam cum certum aliquod de studiorum genere, ad quod me conferrem, capiundum mihi esset consilium, certissimum quidem mihi

erat illud, ut ne unquam deessem doctae antiquitatis investigationi, praestantissimorumque Graeciae Latiique monumentorum, quorum in me transiit amor e dilectissimo praeceptore, sempiternae tractationi; attamen, quoniam etiam parentum meorum si non iusso, at optato certe satisfaciendum esse existimabam, in theologicis quoque disciplinis versari apud me constitui. Quem studiorum cursum, animo conceptum, in Lipsiensi litterarum universitate per duo semestria spatia tenui. Lipsiam autem adeundi copiam mihi fecerat idem ille Spitznerus, qui me aliquot viris haud mediocris et dignitatis et auctoritatis, apud quos plurimum valebat, commendaverat. Qua ille re innumeris de me meritis quasi cumulum addidit. Hoc enim pacto illud mihi contigit, quod dudum in votis habueram, ut Godofredo Hermanno duce atque magistro ad hasce litteras incumberem; qui ex quo etiam societatis Graecae, quae auspiciis eius felicissimis floret, sodalem me esse voluit, dici vix potest, quantum studia mea excitaverit atque accenderit. Historicis autem scholis interfui Poelitii, philosophicis Krugii, cuius et perspicuitate et accurata rerum investigatione mirum in modum sum allectus; ut nihil esset, quod in eo desiderarem, nisi orationis quandam fervidiorem vim incitatioremque impetum; genere enim dicendi utitur arido et paene ieiuno. Ut autem, quae in Hermanno mihi displicuerint, venia Vestra, Amplissimi Viri, libere et candide profitear, sic habete. Nam primum ille sibi ipsi, litteris, viris doctis, denique omnibus aliis magis vivit, quam suis discipulis; quod intelligitur ex eo, quod et hos a suo familiari usu et consuetudine solet prohibere, et publicis scholis parum impendit studii et operae, id quod dolendum est maxime. Alterum est, quod non facile patitur sibi repugnari, etiamsi ratione contra eum dicas; quod nescio, an non ultimum vitium sit in praeceptore.

Alios nonnullos, quorum usus sum institutione, ne multus sim, silentio praetermitto. Hoc autem semestri ineunte in hoc litterarum me contuli quasi emporium, studiorum cursum, si Deus iuverit, ibi absoluturus. Haec autem Fridericiana academia quomodo expectationem meam non sustinuerit, sed multo vicerit, exponere fusius non videtur huic loco esse conveniens.

Sed qui ipse in iuvenilibus mentibus erudiendis futuram vitam consumpturus est, cum non sat egerit, si optimis artibus animum excoluit suum: nam et teneram iuventutem educandi erudiendique praecepta audiat oportet, et litteras tradendi ipse faciat periculum: Vos, Viri Amplissimi, hisce precibus appello, ut, si fieri possit, in eorum me accedere societatem velitis, qui et Vestra utuntur institutione, et ducibus Vobis varii generis exercitationibus informantur. Quodsi votis meis satisfacere et potueritis et volueritis, Vobis quaeso persuadete, me nunquam non facturum esse, ut tanta Vestra benevolentia me non indignum praebeam, gratissimoque semper

animo futurum esse nominum Vestrorum splendidissimorum cultorem observantissimum.

Scribeb. Halae, prid. Calend. Septembr. a. CIↃCCCXXVI.

Zu S. 45. Bruchstück aus einer Hallenser Oppositionsrede Ritschls.

Deinde non possum tibi non repugnare in eo, quod dicis Graecos in conviviis non nimis potasse. Quod certe probatum a te nullo modo est. Nam in ipso Platonis Symposio legitur, Alcibiadem capax et amplum poculum afferri iussisse. Deinde etiam proximo hesterno die convivas cum maxime bibendo indulsisse dilucide narrant Pausanias et Aristophanes p. 170. Qui profecto non hortarentur ceteros ad modice bibendum, si verum esset quod tu dicis, non nimis potare solitos esse Graecos in conviviis. nam quorsum eo pacto opus est hortatione? Neque Xenophontis verba ita sunt comparata, ut ea tuam confirment sententiam. Nam primum ibi quoque monetur demum a Socrate, ne nimium bibant; deinde autem ne hoc quidem fieri vetat, sed cum dicat, hoc vult: saepiuscule ut infundantur vina eaque sensim ac paullatim bibantur, nec vero nimium simul.

Zu S. 55. Von der naiven Offenherzigkeit der oben mitgetheilten Selbstbiographie mit ihren für den Zweck berechneten pädagogischen Betrachtungen sticht die mehr feierliche Eleganz, mit welcher der Doctorand seinen Lebenslauf schildert und die Gefühle seines Dankes ausdrückt, bemerklich ab.

Vita
Friderici Guilelmi Ritschelii.

Vargulae, vico prope Erfordiam Thuringorum sito, me anno huius saeculi sexto e Ferdinanda Ludovica matre in lucem editum suscepit parens Fridericus Ludovicus, qui ibi sacra faciebat et libros divinos interpretabatur. Ab initio autem aetatis ut honestatis pietatisque sensu imbuerer, curiose elaboravit mater: litterarum autem elementis et postea humanitatis studiis pater me erudivit, tam sapienter ad docendi viam ac rationem, ad fructum autem meum tam utiliter, ut, posteaquam patri verbi divini ad aedem D. Augustini, quae Erfordiae est, ministri munus mandatum esset, ego duodecim annorum puer secundo gymnasii Erfordiensis ordini non sine laude adscriberer. Ubi biennio exacto cum plurimarum per terras Borussicas scholarum et forma instauraretur et ratio emendaretur, non potuit quicquam accidere vel exoptatius vel opportunius, quam ut Franciscum Spitznerum, lycei, quod eius consilio et industria Vitebergae floret, eo usque moderatorem Erfordiae litteras docere iuberet eorum virorum prudentia, qui Sapientissimi Borussorum Regis a supremo civitatis consilio sunt. Illius enim viri ego tum institutione

et cohortatione, tum exempli invitamento concitatus ad tantum sum litterarum antiquarum amorem, ut in his potissimum decernerem vitam consumere meam et quasi sedem ac domicilium collocare perpetuum. Erfordiae autem tametsi per tres et quod excedit annos in primi ordinis sodalibus fueram, tamen ubi Spitznerus ille anno huius saeculi XXIV. summo adolescentium Erfurtensium detrimento in patriam urbem revertebatur, ego non dubitavi singulari meo erga illum amori tantum tribuere, ut cum eo Vitebergam migrarem. Ubi et Spitzneri severior me disciplina coercuit, et maxima benevolentia cum reliquorum magistrorum devinxit, tum Gregorii Nitzschii, qui nunc Chilonii litteras docet. Exacto igitur scholastico curriculo posteaquam honorifico praeceptorum testimonio „imprimis dignus" iudicatus eram, qui ad academica studia capessenda accederem, Lipsiam me contuli anno CIↃIↃCCCXXV. Ab initio autem cum in iuris scientia constituissem operam collocare meam: invitabat enim spes caussarum subtiliter et diserte agendarum: tamen illud consilium ut abiicerem effecit doctorum quorundam, ut tunc certe videbatur, vel inertia vel ieiunitas. Itaque pristina me antiquitatis consuetudo vocabat ad Godofredi Hermanni scholas: quibus tametsi non sine magna oblectatione interfui, tamen studium quidem in illis litteris posui nullum. Sed cum uno ferme anno praeterlapso discessum pararem, pudor animi quidam in caussa fuit, ut pristina assiduitate revocata eidem illi Hermanno ingenii facultatem qualemcunque comprobare cuperem: quo factum est, ut ab eo in Societatem Graecam reciperer, quae eximia laudis fama Lipsiae floret. Igitur ante hos tres et quod excurrit annos in inclytam hanc academiam Fridericiam migravi quamvis renitente patruo, qui cum magna esset apud parentes meos auctoritate, Berolinensem litterarum academiam vehementer illis commendaret. Mei autem consilii salubritatem egregie comprobavit eventus. Etenim alterum hoc studiorum spatium ita consumpsi, ut praeterlapsi temporis recordationem quantacunque fieri posset virium contentione et mentis industria delerem. Cuius industriae constantiam incredibiliter corroborarunt virorum quorundam in hac academia clarissimorum benevolentiae documenta multifariam liberaliterque in me collata. Neque enim satis praedicare possum insignia de me merita quattuor professorum celeberrimorum, T. G. Voigtelii, A. Jacobsii, M. H. E. Meieri et Caroli Reisigii: quorum cum voluntatis propensitas in me fuerit maxima, tum litterarum institutio fructuosissima fuit atque saluberrima. Nam gratissima memoria prosequi nunquam desinam utilissimas et scribendi et disceptandi et interpretandi exercitationes, quibus ingenia adolescentium informantur et expoliuntur in publicis illis institutis, seminario tum philologico tum paedagogico et societate historica. Atque quoniam mentio est iniecta philologici seminarii, laudandus mihi praeter eum, qui privatis etiam

et sermonibus saepenumero me edocuit et consiliis affatim obligavit, Cl. Meierum, iuvenili ille senex vigore Schuetzius est, vir omnium ore laudatissimus. Utriusque autem in me humanitatem licebat etiam eo cognoscere, quod bibliothecae usum petenti mihi neutrius unquam defuit voluntas. Sed in eo genere dici nequit, quantam studiorum adiutricem nactus sim Cl. Voigtelii liberalitatem plane singularem, qui cum multis modis utilitatibus meis prospexit prope paterna benevolentia, tum bibliothecae regiae per aliquot annorum spatium copiam mihi fecit largissime. Quorum beneficiorum memoriam nullius unquam temporis oblivio abolere poterit. Omnino enim, ut dicam quod sentio, longe superavit virtutem qualemcunque meam et existimatio et benignitas tum illorum virorum tum Ictorum quorundam in hac urbe illustrissimorum, quorum nomina celeberrima non sine mirifico vel amoris affectu vel venerationis sensu cogito.

Sed nunc quoniam Reisigii redintegranda est memoria immortalis, quanto me putatis desiderio teneri viri incomparabilis, qui per quinque semestria spatia tum publicarum scholarum opportunitate, tum privata sermonum consuetudine liberalissimorum tam praeclara et voluntate et facultate de salute mea meritus est, graviter instituendo, humaniter cohortando, severiter corrigendo, simpliciter laudando, ut, etsi gratiam eius manibus videor referre posse nullam, habenda tamen mihi ad extremum vitae spiritum tanta sit, quanta maxima ab homine homini potest deberi.

Horum igitur auctoritate magistrorum gravissimorum institutus sum ad philologiae studia, cognovique disciplinarum philologicarum rationem ac fines, artis grammaticae fundamenta philosophica, linguarum tum Graecae tum Latinae rationes grammaticas, veteris memoriae historiam et instituta civilia. Praeterea scholas frequentavi, quae in explicatione versabantur et interpretatione praestantissimorum antiquitatis monumentorum. Neque unquam intermisi, quandocunque occasio praebebatur, dicendi scribendique exercitationes. Denique propter philosophiae studium audivi J. G. Gruberum et G. W. Gerlachium, viros laude mea longe superiores, de gravissimis quibusque locis disciplinarum philosophicarum disputantes.

Etsi autem ex illorum scholis tantum fructum percepi cumulate, quantus maximus percipi potest, tamen ex longo inde tempore sic mihi persuasi maiorem etiam privatae industriae vim esse in omni studiorum genere. Itaque etsi in eo usquequaque elaboravi, ut quantam possem cunque tenerem studiorum aequabilitatem: tamen in hac et vitae brevitate et in genii imbecillitate diu est, ex quo communem esse mortalium condicionem intellexi illam, ut aut in multis aliquid, aut aliquantum in paucis proficiamus. Quae quidem cogitatio sola me saepe propemodum desperantem consolata est, ubi vel artium disciplinarumque amplitudo vel magnorum,

quae animo meo contemplabar, exemplorum eminentia ab consilii perseverantia absterrebat. Quapropter etsi ex animi mei sententia eorum detestor incredibilem perversitatem, rationis prorsus expertem, qui ipsam philologiam angustissimis finibus terminare consuerunt, tamen meorum quidem studiorum ratio quod adhuc ea fuit, ut mallem in una parte, si modo possem, prima consequi quam secunda tertiave in multis, id nequaquam turpe mihi duco. Quanquam illud videtur iure postulari posse, ut, etiamsi singula quaeque explorata non habeas, tamen praecipua quaeque capita generis cuiusque animo comprehendas. Itaque cum ad hoc usque tempus usquequaque enitendum esse censuerim, tum in posterum, ut, quantam possim plenissimam unius cuiusque disciplinae cognitionem consequar, ad extremam, siquidem contigerit mihi, senectutem elaborabo studiosissime.

Zu S. 55. Promotion. Das Gesuch an die Facultät lautet:

Amplissimo Philosophorum Ordini Academiae Fridericiae S. P. D. Fridericus Ritschl.

Summos in philosophia honores ut antiquo ritu maiorum consequerer, perscripsi hos, quos Vestris nunc iudiciis, Viri Amplissimi et imprimis Venerabiles, committo commentarios. Qui si Vestris sententiis non improbabuntur, ut in aedibus Decani maxime Spectabilis et ingenii facultas mei et litterarum qualiscunque scientia exploretur a Vobis peto reverendissime. Praeterea quoniam commentarios illos nunc non licuit typis exscriptos divulgare: licebit autem, ut spero, uberioribus aliquot capitibus insigniter auctos edere propediem: venia mihi detur velim sententias quasdam controversas, praeter consuetudinem explicatius propositas, Vestra auctoritate publice defendi. Ceterum et brevem de vita mea narrationem et testimonia his litteris adieci, quae fere expetuntur de studiorum curriculo academico, alterum de Lipsiensi, de Halensi alterum. Valete. Scribebam Halis Saxonum a. d. VIII Cal. Jul. a. CIↃIↃCCCXXVIIII.

Es wird zur Charakteristik des damaligen Doctorexamens sowie der Examinatoren nicht uninteressant sein, die Vota der letzteren hier mitzutheilen.

Gruber: „Der unterzeichnete Decan legte . . . zuerst Fragen über das Wesen und die verschiedenen Gattungen der Poesie vor. Der Candidat beantwortete dieselben genügend und zeigte, dass er selbst über diesen Gegenstand gedacht habe. Die bei dieser Gelegenheit aufgeworfenen litterarhistorischen Fragen beantwortete derselbe ebenfalls zu völliger Zufriedenheit."

Schütz: „Da der Candidat, Hr. Ritschl, einige Jahre sich als Mitglied des philologischen Seminarii vorzüglich ausgezeichnet

hat, so habe ich ihm als Director, da ich mich mit dem Herrn Condirector, Hrn. Professor Meier, so vereinigt habe, dass ich die lateinische, Er die griechische Sprache und Litteratur in den Uebungsstunden des Seminarii betreibt, in dem heutigen Examine den 4ten Brief von Horaz des ersten Buchs ad Albium Tibullum vorgelegt, und sowohl in Absicht der historischen Punkte, als der Auslegung, und der Kritik der Lesarten, auch einiger meiner Conjecturen, die ich nächstens in einem Programm vorzutragen gedenke, seinen mir schon sonst bekannten Fleiss, Geschicklichkeit, Sprachkenntniss zu meinem Vergnügen aufs neue bestätigt gefunden."

Voigtel: „Bei der Unterredung über Geographie und Geschichte wurde besonders auf die alte Rücksicht genommen, da sich der Candidat vorzüglich mit der classischen Philologie beschäftigt hatte. Demnach wurden die geographischen Systeme der Alten untersucht, und Zeiträume nach den Fortschritten bestimmt, welche die Wissenschaft gemacht hatte. Der Candidat zeigte überall eine grosse Belesenheit und ein reifes Urtheil. Hierauf ging man zur Chronologie über, namentlich zu den Jahrformen und Aeren der Griechen, welche der Candidat richtig und fertig bestimmte. Ueberhaupt legte er auch hier so gründliche Kenntnisse an den Tag, dass ich in Rücksicht auf sein Examen den Beisatz auf dem Diplom: *summa cum laude* empfehlen würde."

Meier: „Der Unterzeichnete hat mit dem Candidaten nur über mehrere Punkte seiner Dissertation *de Agathone* gesprochen und hat davon Gelegenheit genommen, auf verschiedene zur Philologie gehörige Disciplinen überzugehn. Nicht bloss aus diesem Gespräche, sondern aus mehrjähriger Bekanntschaft hat sich mir das Urtheil gebildet, dass dieser Candidat einer der würdigsten sei, dem die Facultät ihre höchste Würde geben kann. Denn ein nicht gemeines Wissen — wiewohl in manchen Zweigen beschränktes — verbindet er mit der Fähigkeit, sich, was ihm noch fehlt, anzueignen, dabei ein sehr gesundes Urtheil, einen nicht gewöhnlichen Scharfsinn und eine besondere Fertigkeit für den lateinischen Stil. Ich bin daher der Meinung, dass auf dem Diplom seiner Dissertation das Epitheton *ingeniosa et docta* gegeben und von seinem Examen gesagt werde: *examen cum laude summa superasse.*"

Tieftrunk: „Ich habe den Herrn Candidaten auf mehrere Anfragen über die allgemeine Sprachlehre sehr gut befunden und stimme den vorigen votis im Uebrigen bei."

Zu S. 56. Doctordiplom. *Auspiciis sapientissimis felicissimisque | augustissimi et potentissimi principis ac domini |*

— Friderici Wilhelmi III. | *— — — academiae Friedericianae Halensis prorectore magnifico* | *viro perillustri* | *Christiano Friderico Mühlenbruch* | *— — perillustri academiae directore* | *Friderico Augusto Schmelzer* | *— — — ex decreto amplissimi philosophorum ordinis* | *promotor legitime constitutus* | *Joannes Godofredus Gruber — — — viro ornatissimo ac doctissimo* | *Friderico Guilielmo Ritschl* | *Vargulano Thuringorum* | *seminariorum regiorum philologici seniori paedagogici atque societatis historicae sodali* | *postquam commentatione exhibita docta et ingeniosa* | *qua historia critica tragicorum Graecorum posteriorum inchoatur* | *itemque* | *examine in consessu ordinis summa cum laude superato* | *item* | *schedis criticis magno plausu publice defensis* | *ingenium acerrimo litterarum artiumque studio excultum subacti iudicii acumen solidaeque eruditionis copiam* | *ordini luculentissime comprobaverat* | *doctoris philosophiae et aa. ll. magistri gradum* | *iura privilegia et immunitates* | *die XI. mensis Iulii A. S. CIↃIↃCCCXXIX* | *rite contulit. — —*

Zu S. 58. Agathon. Im Schreiben an die Facultät vom 4. August 1829 werden die für den Verfasser unerschwinglichen Kosten als Grund angegeben, warum nicht das Ganze gedruckt sei. Auf den Wunsch des Verlegers geschah es, dass auch von der Habilitationsschrift zunächst nur ein Theil (*de Agathonis tragici aetate* = opusc. I 411—436) publicirt wurde: praef. p. III. Warum die übrigen bereits gesetzten Abschnitte der *commentationes Agathonicae* auch später unterdrückt geblieben sind, fand der Verf. nach 37 Jahren (opusc. I 412 Anm.) zu erklären für überflüssig.

Im Nachlasse R.'s, in einem Convolut, Agathonica überschrieben, haben sich noch die von ihm selbst revidirten vier ersten Correcturbogen der ursprünglichen Druckschrift gefunden. Sie enthalten die ersten neun Capitel und einen kleinen Theil des zehnten. Es wird nicht ohne Interesse sein, wenigstens auszugsweise den Inhalt der nicht veröffentlichten Abschnitte kennen zu lernen. Im ersten Capitel (p. 1—4) giebt der Verf. an, dass er den Plan zu einer umfassenden Darstellung der nacheuripideischen Tragödie gefasst habe: *qualis inde ab Euripide poetarum vel inertia vel perversitate una cum patriae ruina facta est — sc. Graeca tragoedia — accuratius quam quisquam adhuc instituit exponere.* Die Begeisterung für die höchsten Meisterwerke schliesse nicht das Interesse für die Talente zweiten und dritten Ranges aus, deren Studium für das Verständniss der griechischen Tragödie, in ihrem historischen Entwicklungsgange, nicht nur genussreich, sondern auch höchst fruchtbringend sei. Auch aus Fragmenten lasse sich das Bild eines Dichters oder

eines Kunstwerkes wiedergewinnen, wie dies am umfassendsten Welcker gezeigt habe *cura in fragmentis Aeschyliis posita, quae quanquam non vacat vitiis quibusdam ingenii, tamen litteris nostro quidem iudicio valde fuit salutaris.* Die Aelteren (wie Gyraldus, Vossius, Fabricius u. a.) seien blosse Sammler gewesen: auch in der Beschaffung und Zubereitung des Materials müssen sie durch Gründlichkeit überboten werden: *etenim cum usquequaque verissimum illud sit, tum huc accommodatum est imprimis, non posse de re quaquam generatim atque universe iudicari, nisi singula quaeque perspecta habeas et explorata: quo in genere vis insignis cernitur in subtili temporum investigatione, quae ut lux historiae merito appellata est, ita immerito a quibusdam hodie contemnitur,* Worte, die auch in die Vorrede der Habilitationsschrift (opusc. I p. 412 Anm.) aufgenommen sind. Da die Fülle des Stoffs vorläufig Beschränkung auf einen einzelnen Dichter gebiete, habe er als den interessantesten Agathon ausgewählt. Die übrigen denke er dereinst in ähnlicher Weise, nur ausführlicher, zu behandeln wie Meineke die Komiker in seinen Quaestiones scenicae. Caput II (p. 4—8): Kurzer Ueberblick über die antiken Quellen für Leben und Kunst der griechischen Dramendichter, insbesondere der Tragiker und speciell Agathons. Ausführlicher wird der Artikel Ναύσων bei Hesychius besprochen, nach Anleitung von proverb. Vatic. Cent. II 96 p. 297 ed. Andr. Schott (= Append. prov. III 1 p. 435) der Name Ἀγάθων entfernt, die Lücke ergänzt (ἀγαθίδες — so — ἀγαθῶν), am Anfang aber mit Beseitigung auch des Cratinus vorgeschlagen: Ναύσων [Ναυ]κράτει· ὀνοματοποίησις (oder ὠνοματοποίησαν) τὸ Ναύσων παρὰ τὴν ναῦν· καὶ τὸ [Ναυκράτης παρὰ τὸ] ναυκρατεῖν. Caput III (p. 8—17): Beseitigung verschiedener Irrthümer: dass es auch einen Komiker Agathon gegeben, dass der Tragiker Agathon auch Komödien geschrieben habe (vgl. sent. controv. I: *florente Atheniensium re publica nullius unquam poetae in tragoedia simul et comoedia opera versata est*). Herstellung des Scholions zum Platonischen Symposion p. 172 A mit dem Citat [Ἀριστοφάνους Γηρυ]τάδῃ, ohne Kenntniss des bestätigenden Lucianscholions. Kurze Musterung angeblicher Ueberläufer aus einer der beiden Dramengattungen in die andre: *sed universum hunc locum, in quo miror neminemdum diligentius esse versatum, paucis tantum hic licuit significare, olim fortasse licebit prorsus transigere.* Ueber Timokles, den ältesten, der nach bestimmtem Zeugniss sowohl Komödien als Tragödien geschrieben haben soll. Seine Zeit wird (p. 13) durch Combination bestimmt: die Verspottung der Söhne des Chaerephilus durch T. (in den Ἰκάριοι) gehört in das Jahr Ol. 113, 1. Ausführliche, bei aller Höflichkeit etwas spöttische Widerlegung des seltsamen

Einfalls von Meier, der in den Worten des Aristophanesscholiasten zu den Fröschen 84 (οὗτος δὲ ἀγαθὸς ἦν τὸν τρόπον καὶ τὴν τράπεζαν λαμπρός) ein Bruchstück aus einer Komödie Ϲωκράτης διδάσκαλος (κωμῳδοποιὸς τοῦ Ϲωκράτους διδασκάλου) zu erkennen glaubte: τὸν τρόπον ἀγαθὸς καὶτὴν τράπεζαν λαμπρός —! Caput IV (p. 17—19). Heimath und häusliche Verhältnisse des Dichters; vom Samier Agathon, dem Geographen; Ausfall auf die in der Bibliotheca Sicula niedergelegte 'vita Agathonis' des Palermitaners Antonio Mongitor (*'ista mihi bibliotheca visa est cloacae instar esse, turpissimorum vitiorum sordibus conspurcatae'*), wo der Dichter für einen Leontiner ausgegeben wird. Es folgen die publicirten Capitel V—VII (p. 19—41), das eigentliche morceau de résistance. Caput VIII (p. 42—50) erörtert die Bezeichnung des Agathon als καλός (Gebrauch und Bedeutung dieses Beinamens) und die Spöttereien der Komödie. Caput IX (p. 51—63) untersucht amores Agathonis (seine vermeintlichen Liebhaber und andre Freunde). Von caput X liegt im Druck nur der Schluss des vierten Bogens vor (p. 63 f.), der Rest der ganzen Abhandlung aber ist sowohl im Concept als in der fast druckfertigen Reinschrift erhalten. Die im zehnten Capitel behandelte Frage: *quando primum in publicum tragoediarum certamen descenderit (Agathon)* führt wieder in verwickelte Combinationen. Zwar scheint sich aus Athenaeus ohne Weiteres Ol. 90, 4 als Jahr des ersten Auftretens zu ergeben, da aber ein Scholion zu Aristophanes angiebt, dass Agathon drei Jahre vor Aufführung der Thesmophoriazusen begonnen habe aufzuführen, so entsteht die Frage, wann diese Komödie auf die Bühne gekommen sei. Die Lösung des Widerspruchs ist in sent. controv. VII durch die Emendation ἓξ (= ϛ') πρὸ τούτου ἔτεϲιν statt τριϲίν (= Γ') angedeutet. Auch sent. V und VI sind dieser Untersuchung entnommen. Das Schlussresultat (Aufführung der Thesm. Ol. 92, 2) ist in der Anmerkung zu opusc. I 429 kurz mitgetheilt mit der Angabe, welche zu den hinterlassenen Vorlagen nicht stimmt, dass diese Frage *in eo capite, quod enarrandis Aristophanis cavillationibus destinatum erat*, d. h. im 8ten, behandelt worden sei. In den gedruckten Bogen findet sich nur am Schluss dieses Capitels die anticipirende Bemerkung: *quippe primum in certamen descendit septimo anno post Olymp. LXXXIX. annum 1., quo acta est Nubes.* Es wird ferner gezeigt, dass zu der Stelle im Symposion, wonach des jungen Agathon Ruhm vor mehr als 30,000 Hellenen offenbar geworden sein soll, die Angabe des Athenäus nicht passt, dass er an den Lenäen bekränzt sei. Letztere aber wird gegen Plato aufrecht erhalten, da dieser nicht gezwungen war, sich an Thatsachen ängstlich zu binden. Dagegen wird nachgewiesen, dass ein Gastmahl des Agathon

wirklich stattgefunden habe, oder vielmehr ein doppeltes, zwei Tage hintereinander, am ersten, und zwar am Tage nach dem Siege (vgl. Sympos. 175 E. πρώην), die offiziellen ἐπινίκια (Sympos. p. 173 A. wird τῇ ὑστεραίᾳ ἢ ᾗ gegen Wyttenbach in Schutz genommen), am zweiten das von Plato verewigte. In einem Schlusscapitel werden herkömmlichermassen die übrigen Träger des Namens Agathon bei Griechen und Römern durchgenommen, nachdem schon oben von dem Lesbier und dem Samier die Rede gewesen ist. So wird schol. Soph. Trachin. 639 (= fr. inc. fab. 17 bei Nauck) dem Historiker Agathon und zwar seiner Schrift περὶ ποταμῶν zugewiesen. Das Schlusswort verspricht für den zweiten Theil eine Darstellung der poetischen Leistungen Agathons: *de arte tum poetica tum scenica exponere, qualis Ag'is ingenio ecaserit, ipsorumque artis monumentorum quasi effigiem adumbrare quandam ex tragoediarum reliquiis tum emendatis illustratisque tum via ac ratione dispositis. — — namque in promptu sunt omnia: quaedam etiam chartis mandata: inchoatum opus brevi fortasse licebit absolvere.*

Anfänge der Fortsetzung zum Behuf der Breslauer Habilitation vom Jahre 1833 (vgl. S. 142 f.) liegen in verschiedenen Fassungen vor. R. wollte damals *de tragoediarum deperditarum fragmentis* schreiben, und zwar mit Excursen: *si quid possit vel e vita poetae vel ex arte peti, quo lux ipsis eius* (sc. *Agathonis*) *verbis offundi videatur, id non illiberaliter expromamus, aliquando etiam liberius exspatiando studiosius illustremus.* Er ging aus von der im zehnten Capitel der älteren Schrift erörterten Frage, wann Ag. zuerst aufgetreten sei, dessen Wortlaut er in etwas kürzerer Fassung, wie es scheint, wiedergeben wollte.

Der noch unausgebeutete Rest der sehr umfassenden Adversarien zeigt die Fülle der Gesichtspunkte und die Sorgfalt der Forschung, welche den übrigen Theilen der Arbeit, namentlich dem Abschnitt 'de arte Agathonis' zu Gute kommen sollte: die Neuerungen der Musik, die Eigenthümlichkeiten des Stils, die Einwirkungen des Gorgias und Prodikos, die Parodien bei Aristophanes sollten untersucht werden. Mit reichem, nach allen Seiten weit ausgreifendem Commentar waren die Fragmente bedacht; z. B. fr. inc. fab. 11 N. Die Discrepanz zwischen Athenaeus (ποιούμεθα) und Clemens (ἡγούμενοι) führte auf die Fragen, wer von beiden genauer citire, wer Citate den eignen Worten zu accommodiren pflege, wem von beiden nach dem Zusammenhang seiner Rede leichter Accommodation zuzutrauen; ob ἡγεῖσθαι oder ποιεῖσθαι dem Sinne angemessener sei. Ferner sollte hier (wegen der homoeoteleuta ποιούμεθα — ἐκπονούμεθα) Anlass genommen werden die Behandlung des Reims in Versausgängen

der griechischen Dramatiker zu untersuchen. Auch zu den übrigen nacheuripideischen Tragikern waren ähnliche Sammlungen begonnen. Ferner finden sich Platonica zu Alcibiades II., Gorgias, Protagoras, Symposion.

Eine mit den Buchstaben A. T. unterzeichnete Recension des Agathon von Kiessling steht in den Ergänzungsblättern der Jenaischen Allgem. Litt. Zeitung des Jahres 1831 Nr. 92 p. 345/9. Dass jener der Verf. war, beweist sein Brief an R. vom 2. December 1831. An demselben Tage schickte K. das zwei Bogen starke Manuscript nach Jena, am 8. meldet Eichstädt an R. die Ankunft einer Recension. Sie ist streng sachlich gehalten, begrüsst die Schrift als den „Anfang zu einer gründlichen und wissenschaftlichen Behandlung der Geschichte der griechischen Tragödie", weist die verschlungenen Fäden der Untersuchung nach, wobei ein Uebermass von Sorgfalt in der Widerlegung fremder Irrthümer in chronologischen Fragen gerügt wird, polemisirt endlich gegen einzelne Aufstellungen. In den Anmerkungen zu opusc. I 411 ff. hat R. jene Recension nirgends erwähnt noch berücksichtigt, namentlich auch nicht den Gegenvorschlag zur Emendation der Athenäusstelle p. 13 = 424, da er das Hauptresultat nicht berührt. Eine andre Recension von Dübner in Jahn's Jahrbb. 1832 Band VI. p. 327. Vgl. Krüger in Clintons Fast. Hellen. p. 442.

Zu S. 57. Die schedae criticae wieder abgedruckt in den opuscula I p. 702—743 (vgl. 842), mit der Bemerkung: *ceterum de his potissimum velut tirocinii rudimentis vix est quod moneam multa me hodie, si res integra esset, longe aliter instituturum esse, omnia autem aliquanto et brevius et modestius. Sed* ἃ γέγραφα, γέγραφα.

Zu S. 65. Wir geben hier und im Folgenden Auszüge aus den Originalheften jener Zeit, soweit sie zur Verdeutlichung der Lehrweise und des damaligen wissenschaftlichen Standpunktes dienlich und interessant erscheinen, selbstverständlich ohne jede Kritik der einzelnen Ansichten und Aufstellungen, an deren Berichtigung bei jeder Wiederholung von dem Verfasser selbst unablässig gearbeitet wurde. Sämmtliche Hefte sind in der ersten Anlage äusserst sorgfältig, auch im Stil, ausgearbeitet. Am Rande, auf besondren Zetteln, eingelegten Blättern finden sich neben zahlreichen Notizen immer von Neuem wiederholte Versuche möglichst scharfer Formulirung, straffer Gliederung, Bemerkungen der Selbstkritik zur Beachtung für die Zukunft. Das Horazheft hat dreimal (1829/30, 1836 und 1839) gedient. Metrische Uebersetzungen liegen vor zu den zwölf ersten Oden des 2. Buches. Nach einer hübschen Charakteristik des Horaz als Mensch und

Dichter werden die Ausgaben besprochen. Bentley's Verdienst wird gebührend gewürdigt. „Dass er sich mehr als einmal geirrt habe, wird Niemand läugnen: aber dies ist das Loos jeder freien Geistesthätigkeit, die keine bloss mechanische ist. Die Kritik namentlich ist dem Irrthum vielfach ausgesetzt, ja die Wahrheit selbst, deren Erforschung ihr Endziel ist, ist überhaupt immer bloss eine relative. . . . Lehrreicher die irrthümliche Kühnheit als Andrer ungelehrte Bescheidenheit." In der Untersuchung der Chronologie wird die Ansicht empfohlen, nach welcher die beiden ersten Bücher der Oden zusammen, vor dem dritten herausgegeben sind (nicht vor 733), natürlich frühere Abfassung der einzelnen Gedichte vorausgesetzt. Zu carm. II 1 *mox ubi publicas res ordinaris* hat Baxter bemerkt, es sei eine 'enallage personae', indem H. eigentlich damit den Augustus meine. „Das ist grade als wenn man sagte: von allen Ausgaben des Horaz ist die beste die Baxtersche, und damit nämlich meinte etwa die Bentley'sche." Die dritte (später von Peerlkamp athetirte) Strophe von II 4, die man leicht für ein müssiges Flickwerk ansehen könnte, wird gerechtfertigt unter dem Gesichtspunkte, dass die Bezwingung der feindlichen Schaaren und der Fall des Hector in Contrast gestellt werden mit der Leidenschaft des Agamemnon, um die unbezwingliche Macht der Liebe darzustellen. „Mitten im Siegesjubel, als der Atride die Frucht zehnjähriger Mühseligkeiten erntete, konnte sein Herz von Liebe zu einer Sclavin gefesselt werden." Die letzte Strophe von II 5 wird getadelt als müssiges Anhängsel, sei es nun, dass dieser Fehler dem griechischen Dichter zur Last falle oder dem Horaz selbst. Mit grösserer Zuversicht könnte die Vermuthung der Unechtheit vorgetragen werden, „wenn sich in der Sprache selbst eine Bestätigung dafür fände; allein diese ist allerdings vollkommen horazisch." Peerlkamp hat auch diese Strophe gestrichen. Mit II 7 endigt die Interpretation, „um den befriedigenden Abschluss dieser nicht durch die weniger interessante, welche folgt, zu zerstören."

Zu S. 66. Das Heft über Metrik ist begonnen im Octbr. 1829, unmittelbar vor Eröffnung des Semesters (2. Nov.), geschlossen am 13. März 1830. Mit successiven Verbesserungen, Anmerkungen, Zusätzen, Beilagen versehen hat es noch bis in die Bonner Zeit, bis in die fünfziger Jahre hinein gedient; ja es hat sogar noch bis in die letzten Leipziger Jahre eine Grundlage der Vorträge gebildet. Ich gebe im Folgenden einige Excerpte, welche dem Kenner eine Skizze der ursprünglichen Anlage bieten können, natürlich auch hier mit Ausschluss jeder Kritik im Einzelnen, und ohne zu wiederholen was bereits im Text gesagt ist.

Hegelianisirende Einleitung. Wie in der Philosophie, so in der Kunst muss der Entwicklungsgang ein völlig naturgemässer sein und in einer nothwendigen inneren Stufenfolge vor sich gehen, so dass die letzte Stufe der Höhepunkt ist und zugleich die Summe aller früheren in sich schliesst. Die Geschichte der Metrik also wird die Metrik selbst ergeben, der Gang der Darstellung aber wird zusammenfallen mit der Geschichte der Poesie. Die beiden Hauptwurzeln aller Rhythmen sind 1) der dactylische (fallend, grader, $^2/_4$-Takt), 2) der iambische (steigend, ungrader, dreitheiliger Takt). „Alle Zweige des dactylischen Stammes haben ein ideales Element, das mythische (Epos, Elegie, Lyrik); alle Zweige des iambischen haben zum Object nicht mehr das Unendliche und Unbegrenzte der sagenhaften Erinnerung, sondern die endliche und bestimmte Umgrenzung lebendiger Gegenwart: gesammte dramatische Poesie, nur dass die Tragödie in einer eigenen Art den alten Sagenstoff wieder aufnahm und beiderlei Elemente sich durchdringen liess." Das schöpferische Genie des Archilochus brachte zuerst Mannigfaltigkeit der Versformen auf. — — — Metrische Gesetzmässigkeit gilt in der attischen Komödie nicht minder als in der Tragödie. „Ehe man dies nicht zur vollsten Ueberzeugung gebracht hat, wird man weder in der Erkenntniss der Metrik noch in kritischer Textesbehandlung einen freien und richtigen Standpunkt einnehmen." Die Unregelmässigkeiten moderner, selbst der besten Dichter, sind in keiner Beziehung massgebend für das Alterthum. Ein Beispiel, dass dieser allein wissenschaftliche Standpunkt noch nicht überall anerkannt ist, liefert Welcker in Bonn, ein „in andren Theilen hochachtbarer Alterthumsforscher." Die Concinnität der antistrophischen, proodischen, mesodischen, epodischen Verschlingungen auch in ganzen Reihen einzelner Verse wird hervorgehoben, das Sonett zur Vergleichung herangezogen, und Reisigs Verdienst in der Nachweisung solcher Figuren anerkannt. „Es lässt sich behaupten, dass man in der Aufsuchung solcher Concinnität bei Aristophanes nicht leicht zu weit gehen könne." Es wird auf die wiederkehrende musicalische Begleitung und die entsprechenden Bewegungen des Chors als Mittel hingewiesen, die Auffassung jener Concinnität zu unterstützen. Als gleichlaufend mit der metrischen Responsion wird der Gleichklang und die Uebereinstimmung der sprachlichen Form an den correspondirenden Stellen von Strophe und Antistr. hervorgehoben (Reisigs Conjectanea). Das attische Drama und die Parabase der attischen Komödie bezeichnet den Höhepunkt der metrischen Kunst. In der neueren Komödie nimmt, wie die Poesie selbst, so auch der Bau des Trimeters immer mehr „eine gewisse langweilige Ernsthaftigkeit an, die dem Wesen der

ächten Komödie ganz und gar nicht angemessen ist, so dass die Verse des Menander sich fast in nichts unterscheiden von denen des Euripides." Umgekehrtes Verhältniss: „die entartete Tragödie des Euripides nähert sich schon der Komödie, und die entartete Komödie geht wieder zurück zur Aehnlichkeit der Tragödie."

Nachdem die Kunst der Metrik bis zum politischen Verse und der Herrschaft des Wortaccentes begleitet ist, geht die Vorlesung auf die Metrik als Wissenschaft über, bestimmt ihre Stellung in dem antiken System der musischen Künste, geht die antike Litteratur der gesammten Disciplin (Rhythmik, Harmonik, Musik inbegriffen) und die Arbeiten der Neueren durch. Lob Bentley's. Dem äusserlichen Inductionsverfahren der neueren Engländer (Dawes, Elmsley, zum Theil auch Porson) wird nur bedingte Berechtigung zuerkannt. Warmes Lob für Reiz, „der seine genaue Kenntniss der Metrik bekundet hat durch seine Ausgabe des Rudens. Was ihm aber in der Geschichte der Metrik eine Stelle verschafft, ist der Einfluss, den er durch Privatmittheilung auf Fr. A. Wolf und durch Lehre und Unterweisung von Jugend an auf Hermann ausgeübt hat." — — „Was Archilochus für die künstlerische Ausbildung der Metrik gewesen ist, das ist Hermann für ihre wissenschaftliche Begründung geworden, und wie jener von den Alten selbst der Vater der Metrik als Kunst genannt wurde, so muss Hermann der Vater der Metrik als Wissenschaft heissen. Erst seit H. ist die Nothwendigkeit zum Bewusstsein gekommen, dass ein Herausgeber oder Bearbeiter eines alten Dichters Kenntniss von der Metrik haben müsse, eine Anforderung, welche man früher weder an sich noch an andre zu machen gewohnt war." (Schlagendes Beisp.: Pollux von Hemsterhusius.) Getadelt wird H.'s rücksichtsloses Vertrauen auf die Sicherheit seines subjectiven Gefühls für schönen Rhythmus, wie es sich namentlich im letzten Theil der Elementa, wo von Strophenbau und antistrophischer Responsion die Rede, geltend mache, und in der seltsamen Erfindung der iambi ischiorrhogici. Sehr ausführliche Widerlegung der Apelschen Theorie, namentlich der Statuirung 1) einer drei- und vierzeitigen Länge, 2) der Pausen, die nur am Ende katalektischer Reihen angenommen werden. Während der Takt in modernem Sinne der antiken Musik und Rhythmik abgesprochen wird, findet sich ein Analogon desselben in der ἀγωγὴ ῥυθμική, im Tempo. „Das vollständige Gleichmass des Rhythmus, wie es durch unsern Takt erreicht wird, war der alten Rhythmik, der zum Behuf der Poesie auf Sprache angewendeten, durchaus fremd; trat aber in gewisser Weise (annäherungsweise) augenblicklich ein, sobald solcher sprachliche Rhythmus in Musik gesetzt wurde. Nicht

soll ja die Sprache der Poesie Musik selbst sein", sie ist nur Annäherung an Musik. „Nur ein Analogon der rhythmischen Verhältnisse der Musik bietet daher die Sprache, im Ganzen genommen bloss das einfache Verhältniss der Einheit und der doppelten Einheit des Masses." Grade so bei uns Sprach- und Musikrhythmus nicht zusammenfallend.

Disposition der Haupttheile: I. systematischer Theil, II. historischer. In letzteren gehört die Darstellung griechischer Musik, „so weit sie zum vollkommenen Verständniss der Metrik in ihrem historischen Entwickelungsgange erforderlich ist, und das ist mehr als man gewöhnlich meint." Der I. Haupttheil zerfällt wieder in zwei Abschnitte: 1. Allgemeiner oder rationeller Theil, der die allgemeinen Gesetze enthält (dieser wieder muss künftig als Unterabtheilung die metrische Prosodie geben); 2. specieller Theil oder usueller, die Anwendung der allgemeinen Gesetze im wirklichen Gebrauch. Dieser zweite Theil handelt 1) von der podischen, 2) von der stichischen Composition. Hierauf folgt „Darstellung der Grundsätze der Metrik". Allgemeiner Theil. Gesetz des Rhythmus (der Aufeinanderfolge der Zeitabtheilungen) ist Harmonie, Einheit in der Mannigfaltigkeit, Gleichheit im Mass der Zeitabtheilungen (in der Commensurabilität) bei Verschiedenheit (gefälliger Abwechselung) ihrer Qualität. Der Böckhsche Satz, Rhythmus bestehe im Gleichgewicht von Arsis und Thesis, wird insoweit zugegeben, dass an Stelle des Gleichgewichtes der Begriff „Proportion" gesetzt wird. Der Unterschied der Bentleyschen Terminologie von Arsis und Thesis von der der meisten alten Metriker wird nachgewiesen. Die Hermannsche Anakrusis unnöthig, aber wegen allgemeiner Anerkennung beizubehalten. Sehr vollständig werden die metrischen Einzelfüsse durchgenommen; die Existenz des Antispast wird vertheidigt. „Der Charakter solcher doppelarsischen Füsse in der Rhythmik lässt sich vergleichen mit den Dissonanzen in der Musik: wie hier die Harmonie, das Consoniren, momentan aufgehoben wird, so dort die rhythmische Bewegung, daher auch jene Füsse ἄρρυθμοι genannt werden. Wie die Dissonanzen nicht für sich bestehen können, sondern aufgelöst werden müssen in Consonanzen, so grade auch die πόδες ἄρρυθμοι; einen Vers aus lauter Antispasten giebt's nicht. ... Gedichte in fortlaufenden Baccheen kennen nur die harthörigen Römer ... Aus demselben Grunde werden die Ionici vertauscht mit iambischen und trochäischen Dipodien." Die irrationale Länge erscheint im dactylischen Hexameter und in den kyklischen Anapästen (aus ihrer Natur folgt die Unauflösbarkeit), im stellvertretenden Spondeus für Iambus oder Trochäus: die irrationale Kürze im stellvertretenden Anapäst für den Iambus in der Komödie. Die An-

wendung, welche Hermann vom trochaeus semantus gemacht hat, ist sehr unsicher: in mehreren der von ihm angeführten Beispiele ist es offenbar eine Basis. Der Unterschied von steigenden und sinkenden Rhythmen in der Bentley-Hermannschen Theorie wunderlicher Weise ganz aufgehoben, indem er nur letzteren anerkennt. Unbegreiflich wie grade er, der sich zuerst gegen das bloss metrische Schematisiren stemmte, hierin ganz und gar in die geistlose Manier der Grammatiker zurückgefallen ist. „Auf dem Papier stehts freilich, aber für das Gefühl kann die wesentliche Grundverschiedenheit des Charakters beider Rhythmen durch solche Künsteleien nicht aufgehoben werden. Mit demselben Rechte kann man die Identität der Ionici, Antispasti, Choriambi behaupten." Die Böckhsche Lehre über die Messung nach Einzelfüssen oder nach metra (Dipodieen) ist einseitig, und ermangelt des Principes. Vielmehr: alle einfachen rationalen Rhythmen werden nach metris gemessen, alle abgeleiteten dagegen, sowie die irrationalen, d. h. mit irrationaler Arsis, nach einzelnen Füssen. Grund: da die einfachen Füsse nur eine Arsis haben, die abgeleiteten dagegen eine doppelte, nämlich eine Haupt- und eine Nebenarsis, so wird durch die Verbindung zweier einfacher Füsse ein Ebenmass erreicht; eine Gleichmässigkeit tritt ein zwischen einem zusammengesetzten Fusse und einer Dipodie, da diese ebenfalls das rhythmische Verhältniss einer Haupt- und einer Nebenarsis hat. Diese metrische Gleichmässigkeit ist aber Erforderniss für den musikalischen Vortrag, in welchem die gleiche Zeitdauer durch die ἀγωγὴ ῥυθμική bewirkt wird. So erklärt sich, wie ein und derselbe Ausdruck, μέτρον, bald für einen bald für zwei Füsse gebraucht wird, indem die Zeitdauer beider Arten ganz dieselbe ist. Eine besondre Klasse für sich machen aber die beiden irrationalen Rhythmen aus, der flüchtige Dactylus und der cyclische Anapäst. Denn da in ihnen die Arsis eine von den rationalen Rhythmen ganz verschiedne Geltung hat, so sind sie mit diesen gar nicht commensurabel. Darum werden weder die epischen Hexameter noch die cyclischen Anapästen bei den Tragikern nach metris oder Dipodien gemessen, sondern nach einzelnen Füssen. Wie es aber einen von den cyclischen Anapästen ganz verschiedenen Anapäst giebt, der wirklich nach metris gemessen wird (Systeme der Tragiker), so müssen ebenfalls dactylische Dipodieen in der lyrischen und dramatischen Poesie angenommen werden. Dass die Grammatiker solche Dactylen nicht anerkennen, dies kömmt bloss von ihrer einseitigen Betrachtung des heroischen Hexameters, da sich auf diesen neben einigen wenigen andren der gebräuchlichsten Versarten der Kreis ihres metrischen Wissens zu beschränken pflegt. Die Hermannsche Basis wird als Thatsache

anerkannt, aber sämmtliche Erklärungen, sowohl die der Reihe nach von Hermann probirten als auch die Ansicht Böckhs mit schlagenden Gründen als willkührlich und widerspruchsvoll nachgewiesen. „Nach meiner Ansicht erklärt sich der Wechsel des Rhythmus in den Silben der Basis durch Annahme derjenigen Gattung des Vortrags, welche bei uns Recitativ heisst, bei den Alten παρακαταλογή." Bei der Definition des Verses wird gegen Böckh gezeigt, dass die Dauer des menschlichen Athems mit demselben Rechte hierzu in Beziehung gesetzt werde wie von den alten Technikern zur Bestimmung der Sätze und Perioden in Prosa darauf Rücksicht genommen sei; und nach jenem Princip werden die Vorschriften der Alten über die grösste Ausdehnung von Reihen gerechtfertigt.

Bei Erörterung des Begriffs eines metrischen Systems nach Hermannschem Sprachgebrauch spricht sich R. über die Böckhsche Theorie aus, wonach ein oder mehrere, eng unter sich verknüpfte, von andren abgetrennte, vollzählige oder katalektische Reihen einen Vers bilden, und dass am Ende eines Verses niemals Wortbrechung stattfinde. Er findet, dass der Differenzpunkt eigentlich auf einen Wortstreit hinausläuft. Der bekannte Spruch des Hephaestion πᾶν μέτρον εἰς τελείαν περατοῦται λέξιν habe unbedingte Wahrheit für unverknüpfte Verse, gelte aber nicht für verknüpfte (Systeme). Auf einer Observanz, nicht auf einem in der Natur des Rhythmus begründeten Gesetz beruhe es, dass in den anapästischen Systemen der griechischen Dramatiker die versus dimetri fast ohne Ausnahme mit einem vollen Worte schliessen; es sei dies als eine regelmässige Caesur anzusehen. Das Richtige fand auf den ersten Griff schon Bentley (zu Horaz carm. III. 12).

Zu den verfehltesten Capiteln der Hermannschen Elemente wird das über die Cäsuren gerechnet, „indem in einer Menge spitzfindiger und dabei ganz willkührlicher Distinctionen alle Klarheit untergeht." Die Definition, Cäsur sei das Zusammentreffen des Schlusses einer rhythmischen Reihe mit dem Schluss einer Wortreihe, sei entweder zu eng oder zu weit, je nachdem was man hier unter rhythmischer Reihe zu verstehen habe. Ohne Zweifel sei die auch von Böckh vertheidigte Ansicht die richtigere, wonach Cäsur in der Durchkreuzung des metrischen und des sprachlichen Rhythmus bestehe, doch passe sie nicht für diejenigen Einschnitte, welche an das Ende einer rhythmischen Reihe fallen. Wenn Böckh dieselben mit dem Namen διαίρεσις bezeichne, so weiche er insofern von Aristides Quintilianus ab, als dieser nur solche Abschnitte mit diesem Namen belege, welche den Vers in zwei vollkommen gleiche Hälften zerlegen. Auch die Reizsche Unterscheidung von caesura metrica (= diaeresis

im Böckhschen Sinne) und c. podica sei einseitig, indem sie die eigentlichen Fusscäsuren ausschliesse. „Alle diese schwankenden Urtheile sind entstanden, weil es an einem Princip fehlte. Das allein wahre Princip ist aber kein andres als die Verbindung der Mannigfaltigkeit mit der Einheit. Die Cäsur ist nämlich dasjenige, wodurch der Einheit des Verses die Mannigfaltigkeit verliehen wird. Schon hieraus erklärt sich, warum von Verscäsuren, im Ganzen genommen, nur die Rede ist bei periodischen Reihen, bei den metris simplicibus, nicht hingegen bei den compositis, wie bei den meisten lyrischen Versen, da diese durch den Wechsel der Rhythmen schon an und für sich das Erforderniss der Mannigfaltigkeit besitzen.“ In den simplicibus wird dagegen die Mannigfaltigkeit erst dadurch gewonnen, dass dem metrischen Rhythmus der sprachliche widerstrebt, und so gleichsam eine Disharmonie entsteht, die sich erst mit dem Schluss des Verses auflöst. Daher die Verse, in welchen der Wortrhythmus mit der Vershälfte ganz gleichen Schritt hält, schlecht sind. ... Je grösser die Mannigfaltigkeit, desto schöner der Vers,“ daher das Hauptgesetz, dass der Vers durch die Cäsur nicht in gleiche Theile zerlegt werde, und die Anwendung desselben, dass die akatalektischen Verse nicht in der Mitte die Cäsur haben können, wohl aber die katalektischen. Der dactylische Hexameter als ein katalektischer Vers sollte zwar als solcher nach dem dritten Fuss die Cäsur haben können, „aber einestheils wäre der Unterschied beider Hälften unmerklich, anderntheils tritt hier eine zweite Anwendung des obigen Hauptgesetzes ein, dass nämlich nicht die zwei Theile des Verses beide mit der Thesis oder beide mit der Arsis schliessen: wieder zu Vermeidung der Einförmigkeit.“ [Am Rande mit rother Tinte: „NB. beim Hexameter ist aber die trochäische Cäsur des dritten Fusses auch zu berücksichtigen (die vielleicht sogar als die regelmässigere gelten muss).“ Mit Blaustift später: „Alcäischer Vers? Sapphischer?“] Nicht widerspricht der vorgetragenen Theorie der Pentameter, da er nicht aus einem periodisch fortlaufenden Rhythmus besteht, sondern aus zwei ganz geschiedenen Theilen, und in der Mitte eine Katalexis hat, also auch die damit verbundene Pause, nicht aber eine eigentliche Cäsur, vielmehr nach dem Sprachgebrauch des Aristides eine διαίρεσις. „Uebrigens braucht ein Vers nicht bloss eine einzige Verscäsur zu haben, abgesehen von den Fusscäsuren. ... Wie Haupt- und Nebenarsis, so Haupt- und Nebencäsur; die eine herrscht über die andre.“

Auf der Rückseite des Heftes: „Ad notam! Ein reiches Feld der Nacharbeit für diese Vorträge bietet der zweite oder besondere Theil, vornemlich für Texteskritik. Denn wenn sämmt-

liche von Hermann angeführte und behandelte Beispiele kritisch erwogen werden, findet sich wenigstens für die Hälfte derselben Gelegenheit zu abweichenden Meinungen und eigenen Emendationen." Auch der zweite (usuelle) Theil ist vollständig bis auf den Wortlaut ausgearbeitet, in reichen Details, durchweg kritisch begründend, die Geschichte jedes einzelnen Metrums mit der Darstellung seiner Gesetze in fruchtbarer Verbindung zusammenfassend.

Auf einem alten Gedenkzettel sind zu lesen (im Anschluss an das erste Heft): „Bemerkungen für die Zukunft. Accedat Darstellung der griechischen Musik, Darstellung der metrischen Prosodie (dahin gehört auch eine vollständige Behandlung des Digamma — dahin gehört das Verhältniss des Accents zur Prosodie); ausgeführte Darstellung des metrischen Entwicklungsganges bei den Römern. — — Die Lehre von der syllaba anceps wird sich noch weit concinner darstellen lassen. — — In die Geschichte des metrischen Entwicklungsganges ist Manches einzuweben noch, z. B. Basis; Paracataloge; Hipponax, Phrynichi tetrametri, Epicharmus. — — Seidlers Heft habe ich in den meisten Fällen gar nicht Zeit gehabt nachzusehen."

Allerhand lose Blätter aus dem Jahr 1829 enthalten Studien zur Metrik: z. B. Tabellen über die Auflösungen im iambischen Trimeter. „Wohl zu berücksichtigen ist, welche Aufeinanderfolge kurzer und langer Sylben das Wort hat, dessen Ende in den aufgelösten Fuss hinüberschlägt." Gedanken über die allmählige Entwicklung der strophischen Composition, über die Herleitung der Asynarteten, über das anakreontische Mass (dass es zum ionischen, nicht zum iambischen oder choriambischen Metrum zu rechnen sei); Schlagworte für eine Vorrede oder Einleitung zu dem Buch über „metrische Kunst."

Zu S. 77. Besser als alle Umschreibung werden dem theilnehmenden Leser einige aus der Stimmung des Augenblicks herausgequollenen Ergüsse der Feder die damalige Empfindungs- und Ausdrucksweise unseres Freundes vor Augen stellen.

An Niese. Halle, den 9. August 1828. „Lieber Freund! Die Grossmuth, mit der Du mir Entschuldigung und Rechtfertigung schenkst, hast Du mir diesmal vergeblich an den Hals geschmissen; wie kannst Du mir etwas schenken, was nicht ist? denn ich habe keine Entschuldigungen. — Nicht wahr, diese Klügelei ist eines Gorgias und Prodikus, oder eines Eleatikers würdig? — Aber was Dich betrifft, so hast Du wahrlich eine gute Art, die Leute los zu werden. Einem, der eben im Begriff ist, seine Schuld abzutragen, sagen zu lassen: er solle jetzt noch nicht schreiben, sondern warten, bis man ihm durch einen

neuen Brief dazu Erlaubniss gegeben habe! und mit diesem verheissenen Briefe 3 — 8 — 10 — 14 Tage zu warten! nein! 3 volle Wochen! Wahrhaftig, diese Impertinenz kannst Du schriftlich gar nicht wieder gut machen; Du musst nothwendig zu Anfang Eurer Ferien nach Halle kommen, und daselbst Rathhausgasse Nr. 247 so lange oder so kurz bleiben als Du willst und kannst; ich bleibe bis in die Mitte Septembers hier, um Euch zu erwarten; denn dass Schmalfuss gar nicht so penibel ist, als Du, lässt sich erwarten; kannst Du mit nach Erfurt kommen, bon! wo nicht, so ist nicht zu helfen. Aber Halle kann Dir nimmermehr erlassen werden! Was soll es denn sonst werden, wenn Du nicht jetzt auf einmal einen courageusen Entschluss fassest? Was der Mensch will, das kann er, — Leibspruch des Professor Petri in Erfurt, der, da er nie etwas gekonnt hat, vermuthlich nur nie etwas gewollt hat. Von Anbeginn der Welt an bis auf die Zeiten der Revolution, unter allen Zonen, unter jeder Menschenklasse und — Race, in jeglichem genre menschlicher Thätigeit, existiren die glorreichsten Exempel, wie durch menschliche Willenskraft die Macht des Zufalls gebrochen, die Widerwärtigkeit hindernder Umstände bewältiget und in den Dreck getreten worden ist, und Du wolltest, Du könntest einen Augenblick anstehen, den Eingebungen Deiner bessern Natur zu folgen, Du wolltest Dich dazu hergeben, die Weltgeschichte und Deinen dereinstigen Biographen um einen so brillanten Charakterzug zu bestehlen? — Na, nun hab' ich Dir das Herz warm gemacht, ich habe mich aber auch ganz warm geschrieben, und merke nun, was der Tropus besagt: das Feuer der Beredtsamkeit. Ich kann Euch gar nicht sagen (ich meine jetzt Schmalfussen mit), was ich oft für entsetzliche Stunden habe: ausser so vieler Schwerenoth, die mir den Kopf herüber und hinüber reisst, habe ich oft eine so fürchterliche Leere einige Spannen tiefer; heirathen kann man doch einmal jetzt noch nicht: da denke ich denn allemal erst nach Erfurt und dann an Berlin. Und das wirkt alles um so tiefer bei mir, da ich es ganz in mich zurückdrängen muss. Mit jedem Jahre wird man dazu unfähiger, Freundschaften zu schliessen; wenigstens mache ich die Erfahrung an mir: und nun gar ex abrupto sich einem in die Arme zu schmeissen, wie einer Dirne, wie es manche Romanhelden thun, wenn sie sich kaum zum ersten Male in die harmonische Physiognomie geguckt haben, — das ist mir ganz unausstehlich. Fortgesetzten Umgang und lange Bekanntschaft halte ich für Bedingung eines vertrauten Verhältnisses: wenn gleich ich aber die Freundschaft somit aus einem Gewohnheitsverhältniss hervorgehen lasse, so wird man mich doch keineswegs dergestalt missdeuten, als hielte ich sie mit demselben für identisch. Ich bin ins Schwatzen gekommen; was

ich eigentlich sagen wollte, ist das: da der liebe Gott Halle glücklicher Weise an einen Ort gesetzt hat, der einem von Berlin nach Naumburg, Hesserode, Thallwitz Reisenden nicht nur nicht vom Wege ab, sondern grade vor der Nase liegt, so ist meines Erachtens der grösste Theil Deiner Bedenklichkeiten schon gehoben."

Halle, den 1. October 1829. „Und nun — ja was nun? von mir wirst Du bei Lancizolles genug gehört haben; und von Dir — Dich von Deinen düstern Grillenfängereien zu heilen habe ich auf schriftlichem Wege wenig Hoffnung; mündlich will ich mich beinahe anheischig machen ein glücklicher Arzt zu sein. Ich glaube sehr klar in Deine ganze Gemüthsverfassung hineinzugucken, da ich die bittere Schule der Selbstunzufriedenheit und geistigen Verzweiflung selbst durchgemacht habe. Zwar weiss ich nicht, ob's bei Dir tiefer sitzt; doch sagst Du ja ein paar Mal, ich nähme vielleicht die Sache ernster und bedenklicher, als sie sei. Das will ich aber keinesweges: denn, um bei Deiner recht treffenden Darstellung zu bleiben, die gute Hälfte rächt sich gewissermassen an der inertia der andern durch Bitterkeit und Uebertreibung in Spott und Hohn, und gefällt sich darin, und findet eine Art Befriedigung daran. Aber höre, ein bischen Selbstgenügsamkeit thut doch gut, und wenn man sich dazu nicht erheben (oder erniedrigen) kann, eine materielle Apathie, etwas genialer (ohe!) Leichtsinn etc. Hätte ich das nicht, ich liefe lieber heute als morgen in die weite, weite Welt hinein, und verbrennte vorher Bücher und Papier, und dächte an nichts mehr und möchte in tiefen Zügen aus dem Lethe trinken. Weiss Gott, man sollte manchmal wünschen, ein Bauer geworden zu sein oder so etwas: so mit Angst und Trostlosigkeit kann einen ja die Grösse, die Unermesslichkeit der zu durchlaufenden Bahn erfüllen, und die unnahbare Ferne des Zieles und die menschliche Schwäche. Und täglich erweitert sich noch zum Unglück der Gesichtskreis! Du siehst, ich komme unvermerkt in dasselbe Thema hinein: aber man kann sich mit gutem Willen drüberwegsetzen und dieser Leichtsinn ist Pflicht gegen sich. Die verwünschten Ideale, und dass man sich immer an diesen misst, statt auch einmal zu seinem Troste das tieferstehende an sich! Erinnere Dich einmal, wie Du mir bei unserm letzten Abschiede auf der Hallischen Chaussee den Trübsinn ausredetest und mich verwiesest auf das nächste Wiedersehen, wo alles überstanden und alles anders sein würde zu meiner Freude. Deine Prophezeihung ist wahr geworden: ich bin wahrhaftig, glaub' ich, kein schlechterer Prophet, und führe Dich mit einem Zauberschlage in das Elysium von etwa 1831. Denk einmal, wenn wir uns da wieder sprechen werden! Vorher wird nun zwar von keinem

Elysium, aber doch, um in einem Bilde zu bleiben, von der ruhigen besänftigten Wasserfläche des Hafens die Rede sein können, wo die rings umschlagenden Wellen nicht mehr ängstigen und die noch ängstigendere Angst vor fernen Möglichkeiten, und wer weiss was für Gefahren, die nimmer sind. Findest Du denn meine öfter belobte Lebensphilosophie nicht mehr praktisch? — Nimm Dich noch einmal tüchtig zusammen, und Du kriegst den alten Karren doch durch das Dreckloch durch, wie ich unzählige Male auf dem Harze, und dann ist's gut, und wenn auch im schlimmsten Falle ein paar Nägel und Riemen kaput gehen, was schadets!? man ist doch durch. Wer fragt danach? Wäre ich an Deiner Stelle gewesen, ich hätte mir nicht halb so viel Bekümmernisse gemacht, als ich mir — auch noch unnöthig — gemacht habe. Ich war viel schlimmer dran. Ich glaube nicht, dass mich so bald nun wieder etwas darniederschlägt: die Erfahrung setzt sich allmählig fest, dass alles geht und am Ende besser als man je gedacht. Und dass das bei Dir eben so sein wird, und dass Du mir das noch einmal gestehen wirst — darauf will ich alles verwetten. Um was willst Du wetten? Wenn man so gar viele Bedenklichkeiten von aussen her und so viele Rücksichten nach aussen hin nimmt, so muss man verkümmern oder verhärten. Ich habe über mich und mein Leben und sein Ziel ganz andre Gedanken gekriegt als sonst — wenn's keine Täuschung ist — und komme von allen so gar weit ausgreifenden Bedenken zurück, und glaube kaum, dass der Hang und Drang nach einer gewissen äussern Anerkennung und solchem nichtigen Glanz die innere Ruhe und den Frieden meines Stilllebens stören wird, was man sich — sollt' ich meinen — bei allem Geräusch[1]) seines Standpunktes immer wird bewahren können. Diese Ferien haben einen unübersehbaren Einfluss auf mich gehabt — aber ich will nicht vorgreifen. Mündlich mehr. Jetzt zu Tische. Hernach will ich einmal überlesen: ich bin neugierig, was ich in dreiviertel Stunden in einem Zuge für Gedanken auf's Papier geschmissen habe: vermuthlich nicht gehauen und nicht gestochen."

Zu S. 78. Den erwähnten Krankheitsanfall beschreibt der Patient seiner Mutter am 28. Novbr. 1832 folgendermassen: „Meine liebe Mutter! Wenn ich damit anfange, dass ich diesmal auch ein bischen krank gewesen bin, so bestärke ich Dich dadurch zwar in dem Aengstlichkeitssystem, von dem ich Dich neulich erst abzubringen bemüht gewesen bin; gleichwohl will ich's doch nicht verhehlen, weil Dich sonst die vermuthete Ver-

1) So.

heimlichung künftig noch ängstlicher machen würde. Ich sagte Dir neulich, dass ich ein vorübergehendes Uebelbefinden meist den andern Tag wieder vergessen hätte; und so ganz leicht war's denn auch diesmal nicht. Ich weiss nicht, war es heute oder morgen vor acht Tagen, als ich Deinen Brief frühzeitig am Morgen erhielt, zugleich mit seinem höchst dankenswerthen Inhalte. Den ganzen Morgen war ich wohl auf, wie die ganzen Tage vorher, hatte auch weder das kleinste Vorzeichen gespürt, noch, so viel ich auch nachdenken mag, mich irgendwo etwa nicht in Acht genommen, sondern grade durch Warmhalten gegen mögliche Erkältung mich fortwährend aufmerksam geschützt. — — — Jenen Morgen nun (es war am Donnerstag) arbeitete ich auf dem Stuhle, stand öfter auf nach Büchern, als ich etwa zwischen 10 und 11 Uhr auch wieder einmal schnell aufstehen will, aber augenblicklich auf den Stuhl zurücksinke, weil ich mein ganzes linkes Bein nicht bewegen konnte. Mit grosser Mühe schleppe ich mich unter stechenden Schmerzen in den Sophawinkel, und bleibe daselbst in ganz krumm zusammengekauerter Lage etwa zehn Minuten, dann versuche ich aufzustehen, aber vergeblich. Trotz vielfältiger Anstrengung bringe ich's in zwei Stunden nicht dahin, entweder grade oder krumm mich vom Sopha zu erheben, um nur schellen zu können. Nur mit dem rechten Arm konnte ich ein Buch fassen, das ich auf dem Fussboden fast zerschlage, damit es Grunerts hören sollen: aber die sind nicht unter mir. Mir wurde allmählig bange, es könnte eine Lähmung oder die Gicht oder gar ein Schlagfluss sein (was die Leute auch in der Stadt gesagt haben): bis ich endlich durch den Bedienten des Professor Heffter erlöst wurde — eher war zufällig Niemand in meine Stube gekommen — der mir eine Einladung auf Freitag Abend bringen sollte. Erlöst dadurch, dass ich ihn wenigstens nun nach dem Mädchen klingeln lassen konnte. Indess ich immer meine Stellung noch nicht ändern konnte, holt die den Doctor (noch dazu einen falschen), und der ordnet gleich an, dass ich ins Bett, aber auf dem Sopha, soll. Ich lasse mich, weil ich selbst aus eigner Kraft mich unvermögend fühlte, von Starke, dem treuen Stiefelwichser, den ich gleich hatte holen lassen, herzhaft angreifen und umfassen, und unter unsäglichen Schmerzen aus der sitzenden Stellung in eine halb liegende ins Bett bringen, wobei es war, als wenn das Rückgrat zerbrechen sollte. Im Bett trat nun der Schmerz aus dem Hüftgelenk allmählig tiefer und nahm das ganze Bein ein bis zur Wade, so entsetzlich, wie ich nicht leicht Schmerz gehabt habe, ordentlich krampfhaft, dass mir das Bein wie taub und stockig wurde. Dieser Hauptschmerz wurde gehoben dadurch, dass mir Nachmittag um 5 Uhr etwa 20 Schröpfköpfe

gesetzt wurden, das ganze linke Bein entlang. Aber bewegen konnte ich mich noch 24 Stunden lang keinen Zoll breit aus der Lage, wie ich einmal im Bette lag, was schrecklich langweilig wurde. Unausgesetztes Schwitzen, drei Tage und drei Nächte durch, besonders aber Gesundheitstaffet, worein mir das ganze Bein gewickelt wurde, brachten mich dahin, dass ich Sonnabends, wenn auch mit grosser Vorsicht, ganz zusammengebückt und von zweien gehalten wieder einmal durch die Stube gehen und mit dem linken Fusse auftreten konnte. Seitdem geht's nun jeden Tag besser."

Zu S. 79. Musik. Aus einem Begleitbrief zu der Abhandlung über Canticum und Diverbium (1871) theilte mir Lehrs folgende Stelle mit: „Man muss sich zwar fürchten Ihnen etwas zu offeriren, worin auch Musik vorkommt, die heutzutage alle Welt beleckt." (Lehrs'scher Ausdruck.) „Indess darf ich von mir wenigstens sagen, dass ich früher Violine gespielt als die griechischen Buchstaben gelernt habe, und früher des Sonntags in meines Vaters Kirche die Orgel gespielt zum Gemeindegesang, als mir ein griechischer Euripides oder Sophokles in die Hände kam. In aller Bescheidenheit habe ich also, auf Grund solcher unverlierbarer Reminiscenzen (die übrigens auch noch auf spätere Jahrzehnte ihre praktische Wirkung in die Ferne bethätigt haben), diesmal einige musikalische Anschauungen zu verwerthen unternommen" u. s. w. Worauf Lehrs am 15. Octbr. 1871 erwiderte: „Ich stecke eben ein wenig in Byzantinern und bin um so mehr der Ueberzeugung voll, dass jede Sache ausser ihrem offenen Sinne noch einen geheimern, allegorischen im Hintergrund habe. Also wenn Sie ἱστορικῶς so früh Violine gespielt, so bedeutet das ἀλληγορικῶς, dass Sie einst in einer grossen Wissenschaft die erste Violine spielen würden, mit einer Sicherheit und Anziehungskraft, die alle sinnigen Naturen stets auf das Höchste erfreuen und befriedigen würde."

Zu S. 79. An Niese 22. Dec. 1832. „Was willst Du von mir wissen und meinen Arbeiten? Ich mache fortwährend Vorbereitungen zu Plautus, Harpokration, Stephanus, Pollux, wobei mir viele neue Gedanken kommen. Aber solche Vorarbeiten sind so weitschichtig, und bei aller ihrer Nothwendigkeit kömmt doch für den Augenblick nichts heraus dabei. Recensionen, anonyme, habe ich auch allerhand gemacht, Auto — und Allo — oder Hetero —. Italienisch macht mir täglich mehr Freude. Die Collegien betreffend, namentlich historische wie Geschichte der Poesie, so sehe ich deutlichst ein, dass, wenn ich sie mit Freude wieder lesen soll, ich Alles umarbeiten und fast so viel

Zeit aufwenden muss wie bei der ersten Entwerfung. Im Ganzen aber kann ich nicht anders als gestehen, dass ich gar nicht consequent fleissig gewesen bin, sondern mich sehr mit Allotriis zerstreut habe. Musik hat die Philologica dermassen überwuchert, dass ich mich bald entschliessen muss dem Dinge ernstlich Einhalt zu thun. Wenn Du's ganz für Dich behalten willst, so musst Du wissen, dass ich ganze Tage damit zugebracht habe, Lieder zu componiren. Wenn Du bei mir wärst, solltest Du gleich eins hören und von dem Componisten selbst in seine Absichten hineingeführt werden."

Zu S. 82. Das eigenhändige Heft über lateinische Grammatik vom Sommer 1831 (geschlossen am 22. August) ist, nach Randbemerkungen zu schliessen, noch in den fünfziger Jahren, wenigstens zum Theil mit benutzt worden. Die Einleitung giebt 1) ein System der Grammatik als Wissenschaft, 2) Geschichte der Bearbeitungen, „nicht als bibliographischen Notizenkram, sondern als Nachweisung des Fortschrittes der Leistungen, Charakteristik der verschiedenen Richtungen, deren vorhergehende immer die folgende bedingt, beginnend mit einer Skizze der grammatischen Studien der Römer, fortgeführt durch die Philologenschulen der neueren Jahrhunderte." Wo Verfasser auf die neue Richtung der Sprachvergleichung kommt, schreibt er, dass nach seiner „innerlichsten Ueberzeugung, wer sich gegen die Anerkennung dieses Studiums verschliesse, die Bedeutung unsrer Zeit für sprachliche Erkenntniss überhaupt gänzlich verkenne. Er bedauert, es „in der speciellen Kenntniss des Sanscrit im gegenwärtigen Augenblick nur zu einer unvollkommenen Stufe gebracht" zu haben, „weil es in früherer Zeit an aller Gelegenheit mangelte, blosses Privatstudium aber schon wegen der Kostbarkeit der Hülfsmittel zu abschreckend sei." Desto dringender legt er seinen Zuhörern dieses Studium ans Herz, „zumal da unsre Universität jetzt so glücklich ist, die Gelegenheit zur Erlernung zu bieten, wie sie nicht einmal alle preussischen Universitäten haben." Er wolle in seinen Vorträgen wenigstens die Resultate der vergleichenden Sprachforschung in Anwendung bringen. Beckers Organismus wird noch als das Gediegenste in der Gattung der systematischen Grammatik gepriesen.

Auf jene litterarhistorische Einleitung folgt: Geschichte und Charakteristik der lateinischen Sprache, verbunden mit den methodischen Gesichtspunkten für Stil. Nachdem der Standpunkt nachgewiesen ist, welcher über die Ursprünge und Verwandtschaftsbeziehungen der lateinischen Sprache durch die einseitigen Bemühungen der classischen Philologie bisher gewonnen sei, wurden mit grosser Klarheit und Begeisterung die

Ergebnisse der Sprachvergleichung mitgetheilt, und hierauf nachgewiesen, wie dieselben in die auf andrem Wege gewonnenen Einsichten in die Vorgeschichte des Griechischen und Lateinischen eingreifen, dieselben berichtigen und den Gesichtspunkt erweitern. Im Eingange zur zweiten Periode betont die Vorlesung, dass Geschichte der Sprache nicht etwa nur ein interessantes Beiwerk, aus der Culturgeschichte entlehnt, sei, sondern recht betrachtet ein wesentlich ergänzender Theil der Grammatik, der darlege, wie die Sprache in allmähligem Fortschritt das organische Ganze geworden sei unter Einwirkung der sämmtlichen geschichtlichen Verhältnisse, damit alle Einzelnheiten der systematischen Behandlungsweise sogleich in dem wahren historischen Zusammenhange des Ganzen erkannt werden können u. s. w. Also seien zweierlei Betrachtungen erforderlich: 1) Zusammenfassung der charakteristischen Eigenthümlichkeiten grösserer Zeiträume; 2) die Summe dessen, was die einzelnen Sprachkünstler, die Schriftsteller, zur Bildung und Gestaltung geleistet haben. An solchen Specialuntersuchungen fehle es noch ganz, am wenigsten sei bisher an Entwickelung der poetischen Grammatik gedacht. Die prägnant gefassten Andeutungen über Charakteristik der einzelnen Sprachperioden und ihrer Hauptrepräsentanten wurden zugleich durch Winke und Excurse über die Nachahmung Einzelner durch Neuere fruchtbar gemacht, doch genügte diese Skizze dem Verfasser später nicht mehr. „Der ganze Abschnitt ganz aufs Neue zu verarbeiten", hat er notirt.

Die Elementarlehre (Alphabet, Lautlehre, Accent und Quantität u. s. w.) geht über den herrschenden Standpunkt noch nicht grade hinaus. In der Flexionslehre dagegen macht sich das neue Princip historisch-vergleichender Forschung bereits sehr geltend. Eine sehr ausführliche Erörterung wird bereits dem ablativischen *d* gewidmet und davon Gebrauch gemacht zur Erklärung des Begriffs und der Bildung der Präpositionen und Adverbien. Benutzt ist die Orelli'sche Inschriftensammlung. Die Genetivbildung des Plurals auf *ium* wird nach dem Reisigschen Gesetz (Vorles. S. 93) und den Verhältnissen der Accentuation bestimmt (*ium* haben nur die mehrsylbigen, deren paenultima im acc. plur. lang ist: freilich nicht völlig durchführbar).

In der Syntax ist die Lehre von den tempora und modi, weil „mannigfaltiger und modificirter", in grösserer Ausführlichkeit vorgetragen als die Casuslehre. Für letztere werden die Grundgedanken der Schriften von Hartung und Wüllner als Basis angenommen. Bei der Erklärung der Casus von philosophischen Gesichtspunkten auszugehen wird als ungeschichtliches Verfahren bezeichnet, so begründet auch übrigens eine solche Betrachtungsart sei. Die Sprachforschung soll „nicht bloss das Wesen auf-

fassen, sondern die Formen, in denen die Sprachen, die Völker jenes Wesen aufgefasst haben." Sinnliche Wahrnehmungen müssen aller Sprachbildung zuvörderst zu Grunde gelegen haben, nicht Verstandeskategorieen; alle Bezeichnung geistiger Wahrnehmung ist metaphorisch. So sind die räumlichen Anschauungen als die einfachsten sinnlichen Wahrnehmungen das wahre Gebiet der ursprünglichen Casusflexion, und hieraus muss sich die nothwendige Zahl der casus obliqui ergeben. [Hier ist eine Beilage eingeschoben, „geschrieben zu Rossla den 3. August Abends 9½ — 11 Uhr, 1831" über Begriff und Function der Präpositionen, Widerlegung der vulgären Ansicht, als ob die Casus durch dieselben „regiert" würden; des Einwandes, dass neben den Präpositionen die Casus als Raumbezeichnungen entbehrlich sein würden („die Casus verhalten sich zu den Präpositionen wie das Genus zu den Species"); der Hartungschen Theorie von der Zersplitterung eines Wo-Casus in mehrere Nebenformen: vielmehr sei der ursprüngliche Luxus durch die philosophischer werdende Sprache mit der Zeit auf das Nöthige eingeschränkt, durchgreifender noch im Griechischen als in der lateinischen Sprache, welche in älterer Zeit sich losreissend den Ablativ beibehielt.] Zu den allgemeinen Grundlagen der Moduslehre, mit denen das Heft abbricht („die besondre Ausführung würde, um philologisch zu befriedigen, wenigstens noch einen Monat erfordern") kommt noch ein später geschriebener Zusatz von zwölf Quartseiten, schöne praktische Erläuterungen des classischen Sprachgebrauchs in der Anwendung des Conjunctivs, des Imperativs, der Consecutio temporum, der Conjunctionen, überall grosse Lebendigkeit und Klarheit des Sprachgefühls.

Nach Beendigung des ersten Curses nahm er sich vor das nächste Mal ein vollständiges Gebäude der Grammatik darzustellen, grosse Partien wie Wortbildung hinzuzufügen: „alle Fachwerke und Wände des Gebäudes müssen aber durch ein philosophisches und sprachvergleichendes Gerüste ihren Halt und Zusammenhang erhalten." Er notirt: „seltsamer Weise finde ich die XII Tafelgesetze nirgends zur lateinischen Grammatik benutzt, sowie den Arvalischen Gesang;" aber auf demselben Blatt: „Durchstudiren Schneiders ganze Elementarlehre, woraus unzählige Aufschlüsse zu gewinnen."

Zu S. 83. Ueber die Geschichte der griechischen Poesie liegt ein eigenhändiges, sehr ausgeführtes Heft vor in drei Abtheilungen: 1) Vorhomerische, homerische, hesiodische Poesie. 2) Nachhomerisches Epos. 3) Griechische Lyrik. Der zweiten ist vorgeheftet: Einleitung in die griechische Litteraturgeschichte, in besondrer Paginirung, welcher sich Nr. 1 anschliesst.

Auf eingeschossenem Blatt: „1835 Novbr. Obgleich nur 'Epos', doch die Einleitung allgemeiner wegen des Planes, die griechische Litteraturgeschichte stückweise zu lesen." Chronologische Angaben zu 1 fehlen übrigens; bei 2 nach jener Einleitung: „Geschichte griechischer Poesie. Fortsetzung. Winter 1830—31."

Von der Geschichte der griechischen Lyrik als „Fortsetzung der Geschichte der Poesie" kam im Winter 1830/1 nur der Abschnitt über Elegie und iambische Poesie zum Vortrag, geschlossen den 1. März 1831; der zweite Theil, äolische und dorische Lyrik umfassend, ist begonnen in Breslau 18. Februar 1834, geschlossen 19. März 1834, vorgetragen in 19—20 Stunden. Hiernach die Angaben auf S. 84 (vgl. 128) zu berichtigen. Das ganze Heft ist bis in die Bonner Zeit hinein vielfach durchgearbeitet.

Die Einleitung begann mit einer Erörterung über die welthistorische Bedeutung der griechischen Poesie und ihren Unterschied von der modernen. Indem der Verfasser die bisherigen Versuche einer Charakteristik von Boileau bis auf Garve und Schiller durchgeht, erkennt er auch den besten derselben nur eine relative Wahrheit zu. Das im tiefsten Grunde unterscheidende Moment zwischen beiden Richtungen findet er in der Religion und deren zum Theil unbewusster Einwirkung auf Anschauungs- und Gefühlsweise. Die Sehnsucht nach einer verlorenen Heimath, das Bewusstsein der Losgerissenheit von dem Göttlichen, das Ringen nach Auflösung des Widerspruchs zwischen der sinnlichen und geistigen Welt beherrsche das christliche Zeitalter; der Grieche lebe (vereinzelte Ausnahmen wie auch auf der andren Seite abgerechnet) im Gefühl vollkommener Harmonie mit sich selbst wie mit den Göttern. Die griechische Poesie habe in einer niedrigeren Sphäre die höchste Stufe erreicht, die moderne, welche ihrem Ideal immer nur durch Annäherung genügen könne, bleibe auf einer tieferen Stufe stehen, aber in höherer Sphäre. Aus der Durchdringung des gesammten Lebens der Griechen, auch des politischen, von dem Princip der Kunst ergebe sich die nie erreichte künstlerische Vortrefflichkeit ihrer Poesie.

Die Uebersicht über die Arbeiten sowohl der Alten als der Neueren auf dem Gebiete der griechischen Litteraturgeschichte brachte die Verschiedenheit der nacheinander zur Geltung gelangten Gesichtspunkte und Methoden, den allmähligen Fortschritt (sowie die gelegentlichen Rückschritte und Seitenabweichungen) zu deutlicher Anschauung, in ähnlicher Weise, wie es die Recension des Schöll'schen Werkes im Eingange formulirt: 1) summarische Sammlung des biographischen Materials, hauptsächlich durch Fabricius; 2) seit dem Aufblühen unsrer classischen Nationallitteratur angebahnte Auffassung der Littera-

turgeschichte als einer Kette nothwendiger Entwicklungsprocesse, im Zusammenhange mit den übrigen geschichtlichen Bedingungen und Verhältnissen, zuerst begonnen, aber nicht durchgeführt von Fr. Schlegel; 3) die kritische Einzelforschung der Gegenwart, das chronologisch-biographische Material in Monographieen durcharbeitend und combinatorisch ergänzend. Als Resultat der sehr eingehenden Musterung wird constatirt der Mangel einer umfassenden und ausgeführten Geschichte der griechischen Poesie nach dem Ideal des gegenwärtigen wissenschaftlichen Standpunktes; doch werden mit grosser Auszeichnung Passows „Grundzüge" genannt: das Bedürfniss würde befriedigt sein, wenn diese Rubriken in demselben Geist ausgefüllt wären, in dem sie aufgestellt seien. Gefordert aber wird „keine Rosenkranzsche Geschichte der Poesie, sondern philologisch-kritische Darstellung".

Nach einem Ueberblick über den erstaunlichen Reichthum poetischer Gattungen und Arten bei den Griechen wurde unter Hinweis auf die grosse Aufgabe unsrer Zeit, das ganze Alterthum in seinem grossen Umfange in den Blick aufzunehmen, das durch den Verlust so vieler Werke zerrüttete Gebäude nach seinem Grundriss zu reconstruiren, das Bedürfniss von Fragmentsammlungen und die Berechtigung daran sich schliessender Combinationen hervorgehoben.

Die Darstellung selbst begann mit der mythischen (vorhistorischen) Periode, in welcher Epik und Lyrik noch nicht scharf getrennt waren. Gleich an der Spitze die Bemerkung, dass sich von griechischer Poesie gar nicht reden lässt ohne auch die Musik und wiewohl in untergeordnetem Grade auch die Orchestik (im weiteren Sinne als Geberdenspiel) mit einzuschliessen. Ohne die sorgfältigste Verfolgung aller musikalischen Spuren sei es gar nicht möglich irgend ein Bild von den dichterischen Leistungen dieser Periode zu gewinnen.

Die älteste hellenische Poesie wurzele im Mythus, der seine Entstehung in der mythischen Zeit selbst gehabt haben müsse. So erkläre sich zum Theil, wie uns gleich am Eingange der griechischen Litteraturgeschichte eine so vollendete Erscheinung wie die homerischen Gesänge entgegentreten könne: denn Homer hatte schon eine überaus reiche, volleströmende Sagenquelle vor sich, aus der er schöpfte. Ausführung und Beweis. Die Gegensätze Apollinischer Kitharistik und Dionysischer Auletik wurden gezeichnet, die Ueberlieferung über die ältesten Sängerschulen mit ihren Vertretern Olen, Chrysothemis, Philammon, Thamyris kritisch beleuchtet, die besondre Stellung des letztgenannten gab Anlass zu einem Excurs über die Elemente der griechischen Musik, insbesondere über die Tonarten. Linos trat als Vertreter

des Musencultus und des weich klagenden Liedes zur Lyra in Gegensatz zu der Apollinischen Sangweise. In der Darstellung des kyklischen Epos wurde gegen Wüllners Bedenken die Berechtigung combinatorischer Benutzung von Monumenten wie die tabula Iliaca in Schutz genommen; auch aus beschreibenden Nachrichten über alte Kunstwerke könne Gewinnst gezogen werden, z. B. aus der Beschreibung der Polygnotischen Gemälde in der Lesche bei Pausanias.

Eine Specialuntersuchung über die hesiodische Dichterschule, welche neben den kyklischen Homeriden sich ausgebildet und behauptet habe, wird gefordert. Als sehr zu beachten für die Feststellung und Sonderung homerischer und hesiodischer Schule werden doppelte Verfassernamen (Hesiodus und Cercops, Eumelus und Arctinus u. s. w.) bezeichnet.

Nach erschöpfender Aufzählung und Besprechung der einzelnen kyklischen Epen handelte der Verfasser über Begriff und Entstehung des Kyklos überhaupt. Er wies darauf hin, wie der Umstand, dass die kyklischen Gedichte sich an beide Seiten der Ilias und Odyssee eng anschliessen, worin offenbar Absicht der Dichter zu suchen, einen Beweis liefere für ursprüngliche Einheit Homers nach Umfang und Gestalt. Die prosaische Zusammenstellung des Samiers Dionysius vereinigte den gesammten Inhalt jener Gedichte in einem epischen κύκλος, der nun für die Späteren, die Alexandrinischen sowohl als die römischen Dichter, die vielbenutzte Quelle wurde, ebenso wie die kyklischen Gedichte selbst die grosse Vorrathskammer für die Tragödie gewesen waren. So wurde in der mythischen Periode aufgeräumt und aus den Hüllen der Legende ein klares Bild der ältesten Richtungen, der gegenseitigen Kämpfe und Entwicklungen herausgeschält. Eine besondre Stellung wurde den Sängern der Geheimculte, des Eleusinischen der Demeter (Pamphus, Eumolpus, Musaeus) und des Dionysischen (Orpheus) angewiesen. Orpheus bildet den Schlussstein der alten Sängerperiode, weil sich in ihm die verschiedenen Religionskreise wie in einem gemeinschaftlichen Brennpunkt berühren. Das verkehrte Streben der Litterarhistoriker des Alterthums, durch Vervielfältigung des gleichen Namens, durch Erfindung von Genealogieen systematischen und chronologischen Zusammenhang zu erkünsteln, wurde bei dieser Gelegenheit lehrreich auseinandergesetzt. Das gänzliche Stillschweigen Homers über Orpheus wurde aus der Beschränkung der Orphischen Poesie auf das griechische Festland, vornemlich Böotien und Attica, und ihrer wenig volksthümlichen Natur erklärt. Die verschiedenen Phasen und Schichten untergeschobener Orphischer Gedichte wurden aufgezählt. Die Lobecksche Skepsis aber, welche jede Existenz Orphischer Hymnen

leugne, wurde getadelt als über das Ziel schiessend, dagegen der von demselben geführte Beweis der Unechtheit der erhaltenen als musterhaft und abschliessend anerkannt.

Von dem sogenannten Heraklidenzuge an, in Folge dessen die Stammesverschiedenheiten schärfer auseinandertraten und der Peloponnes dorisirt wurde, datirte R. den Beginn der zweiten Periode. Hier wurde die Untersuchung über die Anfänge des Epos aufgenommen: es gehörte in seinem Ursprung den Achäern an und war äolisch wie die älteste Poesie der Griechen überhaupt. Parallel mit der Verbreitung des äolischen Volkszweiges nach Osten ging die Fortpflanzung äolischer Poesie vom Festlande nach Lesbos. Beweis, dass das homerische Epos achäisch war. Untersuchung über das Zeitalter Homers. Alles spricht dafür, dass die Entstehung der homerischen Gesänge als Erzeugnissen der Naturpoesie eine unmittelbare Folge des Trojanischen Krieges gewesen ist, dass sie in die Periode fallen, wo die Griechen aus dem grossartigen Kampf eben heimgekehrt, gehoben von der Erinnerung ihrer Thaten, in behaglicher Ruhe und frischer Begeisterung das Geschehene plastisch erzählten.

Das europäische Griechenland ist es, wo Homer (nach seinen Schilderungen) recht eigentlich zu Hause ist. (Die geographischen Schilderungen geben den besten Prüfstein für die Treue eines Schriftstellers ab.) Grade in der Beschreibung der Umgegend von Ilion zeigt sich Homer weniger genau. Geschichtliche Spuren.

Die aus dem Peloponnes verdrängten Achäer übertragen zuerst die troische Sage an die Küste Kleinasiens, nachdem unterwegs durch den vermittelnden Einfluss der thrakisch-pierischen Sängerschule die Olympische Götterwelt ihre Gestaltung empfangen hat. Sichtung der Angaben über das Vaterland Homers, Entscheidung für Smyrna. „Die Person Homers läugnen heisst den Skepticismus auf eine Höhe treiben, von welcher überhaupt alles und jedes Geschichtliche kann zu Null gemacht werden."

Geschichte der homerischen Gesänge. Uebersicht der verschiedenen Ansichten über die Entstehung und Fortpflanzung derselben. Vorgeschichte der Wolfschen Prolegomena. „Diesem Werk ... kann (ohne dass man zu viel sagt) eine welthistorische Bedeutung beigelegt werden, indem es eine Reform verursacht hat, ähnlich wie etwa auf dem Gebiete der Philosophie Kants Kritik der reinen Vernunft." Die Rechte der wissenschaftlichen Kritik in Sachen der historischen Disciplinen gegen hergebrachten Autoritätsglauben sind an einem grossartigen Object zum ersten Mal überzeugend durchgeführt worden. Analyse der Wolfschen Argumente. Einseitiger Standpunkt seiner Anhänger wie seiner Gegner. Ritschls Ansicht. Die homerische Hel-

densage, entstanden in der achäischen Periode des Peloponnes, vor der Einwanderung der Dorier, ging mit den Achäern oder Aeoliern in ihr neues Vaterland nach Kleinasien hinüber. Homer, der in keinem andren als dem äolischen Dialekt singen konnte, erfand, das bisher Vorhandene zu seinem Zweck benutzend, den durch beide Gedichte, Ilias und Odyssee, durchgehenden Plan. Hierfür doppelter Beweis. 1) a priori. Das Vermögen einheitlicher Schöpfung, ein hervorstechender Grundzug des gesammten hellenischen Geistes, zeigt sich am sprechendsten schon in der Mythologie (die Olympische Götterfamilie). 2) Nachweis der Einheit in beiden Gedichten. Der Zusammenhang in der Ilias nicht weniger innig als in der Odyssee, nur scheinbar loser und leichter durch die Fülle des Stoffs und den Reichthum des Scenenwechsels. Unabweislich fest steht, dass das Grundmotiv der Ilias der Zorn des Achilleus und dessen Verherrlichung durch Zeus ist, der ihm Genugthuung giebt. Missverständnisse sind dadurch entstanden, dass man den Zorn des Achill nebst seinen für die Achäer so tragischen Folgen verwechselte mit der Person und den Schicksalen des Achill. In der Ausführung mussten natürlich die Folgen jenes Zornes, die Leiden der Achäer, in den Vordergrund treten, während das Motiv eine geheime Rolle spielt. Den Zorn konnte der Dichter nicht besser ausdrücken als durch schweigendes Grollen, wie später noch Aeschylus. In den ersten sieben Gesängen die Exposition. Das Charakteristische dieses Theils liegt in der Handlungs- und Sinnesweise des Zeus, der noch nicht mit Entschiedenheit auftritt, sondern, ganz unter dem Bilde eines irdischen Regenten gedacht, seine Absichten erst unvermerkt einleitet und sodann die Sache ihrem Schicksale und dem Wogenspiele der Leidenschaften der Götter und Menschen zu überlassen scheint. Der zweite Act reicht vom achten bis zehnten Gesang, bis zum ersten Schritt, der zur Genugthuung des zürnenden Achill gethan wird, der Abbitte. Unvergleichliche Kunst der Charakteristik in den Reden, genau berechnet auf die dereinstige Katastrophe. Dritter Act bis zum Tode des Patroclus (XVIII), dem Punkt, an dem sich der Uebermuth des Achill bricht. Er selbst muss es sein, der, als Hektor das griechische Lager stürmt, den ersten Schritt zu seiner eigenen Demüthigung thut, indem er den Patroclus in den Kampf ziehen lässt. Unentbehrlich sind hiernach noch zwei Acte: die Rache des Achill und die Versöhnung. Im vierten Act zugleich höchste Verherrlichung desselben. Die ungewöhnlich rasche Entwicklung gegen den Schluss zeugt grade von dem hohen Kunstgefühl des einen Dichters. Diesen grossartigen, echt hellenischen Zusammenhang muss nothwendig Ein Dichter zuerst aufgestellt haben, unmöglich ist es ihn sich entstanden zu denken durch atomistisches An-

setzen unabhängiger Gesänge verschiedener Dichter. Noch schärfer und deutlicher treten die Hauptacte in der Odyssee hervor: vier grosse Gruppen. Gesang vom abwesenden Odysseus (I—IV), vom heimkehrenden (V—XIII 92), vom Rache sinnenden (XIII 93 — XIX fin.), vom Rache übenden und mit dem Volke ausgesöhnten (bis XXIII 296). Der Gesang vom heimkehrenden Odysseus besteht aus zwei Theilen: 1) Entlassung von der Kalypso und Aufnahme bei den Phäaken; 2) der Apolog, kunstvoll, um die Einheit der Zeit zu bewahren, eingewoben. Im dritten Act 1) Odysseus bei Eumäus, 2) in seinem Hause. Bei Eumäus, wo sich Odysseus und Telemachus treffen, vereinigen sich die Fäden der früheren Doppelerzählung. Die Abgerissenheit, das Abspringende des Tons war hier unvermeidlich, weil eben hier die früher einzeln laufenden Fäden mit einander verschlungen werden mussten. Dass Alles in den homerischen Gesängen von Einem Sänger herrühre, sollte damit nicht bewiesen werden, vielmehr wurde ausdrücklich angenommen, dass die Grundlage der ursprünglichen Dichtung kleiner gewesen sei als jetzt. Grade das Auseinandersingen scheint die Hauptoperation gewesen zu sein, welche mit der ursprünglichen Dichtung vorgegangen sein muss in den homerischen Sängerschulen. Die Aufstellung des Begriffs der Rhapsodien ist aber grade das verfehlteste in dem historischen Theil der Wolfschen Prolegomena. Eingehende Aufführung und Würdigung der Gründe, aus denen sich ergiebt, dass die Odyssee späteren Ursprungs sein muss als die Ilias.

Fortpflanzung der homerischen Gedichte. Rhapsoden sind Stabsänger, nicht Zusammenflicker; nur eine besondre Classe derselben die Homeriden, ihr ältester Hauptsitz Chios. Daher die Auftragung des ionischen Dialektes. Vielleicht war der Verfasser der Odyssee ein ionischer Dichter auf Chios. ῥαψῳδία (zu unterscheiden von der κιθαρῳδία) ist eine Art des Vortrags, welche, soweit es das Wesen des poetischen Rhythmus zulässt, sich dem Gesange nähert, aber doch in der Modulation der Stimme eben so sehr vom wirklichen Gesang sich unterscheidet wie in dem Hinzukommen einer Art von Gestikulation von der mimischen Action der Schauspieler. Die Einprägung des Textes konnte nur durch Vorsagen erfolgen, analog wie das Einstudiren der dramatischen Rollen. Gegen Wolfs Argumentation: Daraus, dass die homerischen Gedichte theilweise bei Festen und Gastmälern gesungen wurden, folgt mit nichten die ursprüngliche Entstehung in eben solchen theilweisen Abschnitten. Es ist eine wesentliche Eigenthümlichkeit der griechischen Epik, dass die einzelnen Theile eine gewisse Art von Selbständigkeit haben, welche auf den mündlichen Vortrag berechnet war und aus dem Bedürfniss desselben floss. Auch lässt sich die Durch-

führung der Wolfschen Annahme in allen einzelnen Theilen der homerischen Gedichte nicht bewerkstelligen.

Nach Maassgabe der geschichtlichen Wahrscheinlichkeit lässt sich die gesammte Ansicht vom Rhapsodengesange nur so stellen: Da die Rhapsoden allerdings selten mögen die homerischen Gedichte ganz haben vortragen können, was geschah, indem sie sich gegenseitig ablösten, so ist es wahrscheinlich, dass öfter Einzelne, bald hier bald dort anfangend, verschiedne Partieen ausführten, so jedoch dass die Zuhörer immer genau wussten, welchen Theil des Ganzen der jedesmalige Vortrag bildete. Diese Gewohnheit des theilweisen Recitirens konnte immer mehr in Aufnahme kommen, je mehr die schriftliche Aufzeichnung der Gedichte verbreitet wurde und diese in ihrem poetischen Zusammenhange nach der Reihe weg gelesen werden konnten. Die weiteren Schicksale derselben, an die Namen Lycurgus, Solon, Pisistratus, Hipparchus geknüpft, wurden unter fortwährender Kritik der Wolfschen Ansichten untersucht, wobei die Verdienste von Nitzsch als desjenigen, dem die höhere Kritik der homerischen Gedichte nach Wolf am meisten verdanke, warm anerkannt wurden. 1) Verpflanzung aus Kleinasien nach dem Peloponnes durch Vermittelung Samischer Rhapsoden; 2) die (fälschlich dem Solon beigelegte,[1]) vielmehr dem Pisistratus und seinem Gehülfen Hipparchus zuzuschreibende) Anordnung, dass die homerischen Gedichte an den Panathenäen durch die Rhapsoden ἐξ ὑπολήψεως vorzutragen seien, d. h. nach Vorschrift, nicht nach Willkür, mit beliebigen Auslassungen und Zusätzen. Der correlative Begriff zu ἐξ ὑπολήψεως (vom Aufnehmen der Vorschrift) ist ἐξ ὑποβολῆς (vom Geben derselben). Schlussresultat: Die homerischen Gedichte existirten in jetzigem Einheitsplan von kurzer Zeit nach dem Trojanischen Kriege an, von dort an bis zum Anfang der Olympiaden wurden sie zu jetzigem Umfange erweitert und ausgesungen in Sängerschulen durch Dichter; zu Anfang der Olympiaden wurden sie schriftlich aufgezeichnet und bestanden, abgesehen von einzelnen Interpolationen durch Rhapsoden, unverändert fort; Pisistratus, der sie weder zuerst niederschreiben noch zuerst sammeln liess, sorgte nur für Aufnahme und Verbreitung derselben in Athen. Eine kurze Uebersicht der Geschichte der homerischen Textkritik und Erklärung im Alterthum machte den Beschluss dieses Abschnittes.

Die Darstellung der verwickelten Frage, Analyse und Gruppirung der Hauptpunkte der Wolfschen Hypothese, der Ansichten

1) Randnote: „Ich glaube doch, dass sich die Erwähnung des Solon bei Diogenes rechtfertigen und diesem das ὑποβολῆς-Gesetz vindiciren lässt.“ Späterer Zusatz: „Sehr richtig gefühlt. 6/2. 36.“ Vgl. Alexandr. Biblioth. 64 f. = opusc. I 54 f.

seiner Anhänger wie seiner Gegner, der mannigfachen in die Hauptuntersuchung eingreifenden Nebenfragen wurde bei Wiederholung derselben Vorlesung, namentlich im Jahr 1833 wesentlich modificirt.

Die Geschichte der Lyrik beginnt mit einer Classification der verschiedenen Gattungen nach Proclus, insbesondre mit der Unterscheidung von μέλος und ᾠδή. Episode: summarische Mittheilung des damals bereits geschriebenen, aber noch nicht gedruckten Artikels über Ode. (Vgl. S. 104.) Nach sehr ausführlicher Besprechung der alten Terminologie geht der Vortragende zu der Frage über, wie die Lyrik der Griechen überhaupt sich nach und neben dem Epos bildete („nach Rosenkranz"). Die erste Periode, „ionischer Kunststyl", umfasste Elegie und Iambus. Die Schlegelsche Periodisirung der ionischen Lyrik wird kritisirt. Innerhalb der Elegie werden unterschieden die politische, die gnomische (parallel dem didaktischen Epos), die erotische, die threnodische, als Nebenform die epigrammatische. Die Rechtfertigung dieser Eintheilung ging aus von dem Ursprung der Elegie. Ueber die Etymologie von ἔλεγος heisst es: „am meisten für sich hat immer noch ἓ ἓ λέγειν, obgleich man nach der Analogie ἔλογος erwarten sollte." Zwischen der Bedeutung von ἔλεγος als Klagweise und der rein formellen Beziehung von ἐλεγεῖον auf das Distichon liege die Vermittlung in dem volksthümlichen Gebrauch der Grabinschriften, von wo aus dieselbe metrische Form durch Kallinos auf Kriegslieder übertragen sei. Das charakteristische Merkmal aber der gesammten elegischen Poesie sucht der Vortragende in der nationalen Eigenthümlichkeit der Ionier. Die chronologischen Fragen über die Lebenszeit des Kallinos wurden das erste Mal nur kurz berührt. Die abenteuerliche Uebertragung der Wolfschen Rhapsodenhypothese auf Kallinus und auf Tyrtaeus durch Francke und Thiersch, und des letzteren Hyperkritik verurtheilte R. auf das entschiedenste.

Für Theognis empfahl er den historischen Standpunkt der Betrachtung, wie ihn zuerst Welcker eingenommen, und wies den gegen ihn aufgetretenen Gegner verächtlich ab. Ausführlich stellte er die politischen Verhältnisse von Megara und die damit verknüpften Lebensschicksale und Gesinnungen des Dichters dar. Nach Welcker erklärte er auch die Entstehung und gegenwärtige Gestalt der Spruchsammlung. Dass bei der Durchführung des von jenem nach richtigem Gesichtspunkte begonnenen Versuchs, in relativer Annäherung den ursprünglichen Text wiederzugewinnen, im Einzelnen noch viel zu thun sei, hob er natürlich hervor. Mit Begeisterung wurde das Genie des Archilochus gepriesen (nach den Ideen von Schlegel). Bei Hipponax

findet sich die charakteristische Bemerkung: „Es ist aber überhaupt der Mehrzahl der Menschen nicht gegeben, die Entrüstung eines edlen Gemüthes über die Thorheit oder Schlechtigkeit der Menschen zu verstehen, und Malice des Geistes, des Kopfes zu unterscheiden von Malice des Herzens."

Bei Gelegenheit der Sappho flocht R. einen Excurs über erdichtete Verwandtennamen in der Litteraturgeschichte ein. Welckers schöne Rettung der Dichterin vor den Verunglimpfungen der Komödie theilte er in lehrreicher Entwicklung mit. Bei Anakreon wurden die Beweisgründe, welche Mehlhorn gegen die Echtheit der sogenannten Ἀνακρεόντεια vorgebracht hatte, zustimmend erläutert. Der äolischen Lyrik schloss sich eine Besprechung der Skolien an.

Den Uebergang zur dorischen Lyrik vermittelte eine bündige Charakteristik der drei griechischen Nationalstämme und ihrer Stellung in der lyrischen Poesie. Die Darstellung des Dorismus lehnte sich an Fr. Schlegel und O. Müller an. Die Wahrheit der Geschichte von den Kranichen des Ibycus hielt er im Allgemeinen gegen Welckers „Hyperkritik" aufrecht. Lyrische Tragödien des Simonides nahm er mit Böckh an, und verstand theils Hyporcheme, theils Dithyramben darunter. Der Dithyrambus als attische Lyrik machte den Beschluss.

Zu S. 85. Als „Lebenswerke" verzeichnete R. in Halle nach gemessenen Fristen: Geschichte der Metrik 1832/3, Plautus 1833/4, Harpocration 1834/5, Stephanus 1835/7, Geschichte der Poesie 1837/9, Historia Gramm. Graec. 1839—1842. Etwas jünger, aus der ersten Breslauer Zeit, ist folgende modificirte Zeittafel: bis Ostern 1834 Entwickelung der Metrik, bis Ostern 1835 Plauti Miles Tom. I, bis Ostern 1836 Harpocration. Dazu folgende Berechnung: ½ Jahr Metrik, ein Jahr Plaut. Tom. I, ein Jahr Harpocration, ein Jahr Reise, zwei Jahr Stephanus, 1½ Jahr Plaut. Tom. II. Summa: 7 Jahre = 1840 = 34½ Jahr. Dann 3 Jahre Poesiegeschichte = 37½ Jahr. Dann 3 Jahre Grammatikgeschichte = 40½ Jahr.

Zu S. 86. Eigenhändiges Heft: „Einleitende Vorträge zu Aeschylus' Sieben gegen Theben. Geschichte der griechischen Tragödie." Datirung aus späterer Zeit: „wohl 1830". Beilagen auf besondren Blättern stammen aus dem Winter 1835/6. Dazu ein Quaternio (gleichfalls eigenhändig) mit der Ueberschrift: „Einleitung zu den Sieben" und dem Datum: „Breslau 13. Mai 1833." (Anfang der Vorlesungen: 15. Mai.)

Vorausgeschickt (auf einem angeklebten Zettel von etwas späterer Hand) sind „Worte zur Verständigung", welche kurz die „Gesichtspunkte für die Behandlung" andeuten. 1) Es ist die

Absicht ein zusammenhängendes anschauliches Bild von diesem Theile der griechischen Litteraturgeschichte, sowie für das praktische Bedürfniss eine die Resultate der neueren Forschung zusammenfassende „Encyclopädie" derselben zu geben. 2) Ein methodischer Gesichtspunkt. „Nicht alle Resultate liegen fertig und unangefochten da, sondern natürlich über viele Punkte ein Meinungszwiespalt. Nun zwar nichts leichter als ohne Weiteres das eine anzunehmen, das andre zu verwerfen. Weil das aber fürs Studium nicht instructiv, da es auf selbstthätige Erkenntniss der Gründe ankömmt, so soll — soweit es für den Standpunkt passend ist — der Gang der Untersuchung vor den Augen der Zuhörer selbst geführt werden. Also zugleich ein praktisches Beispiel, wie nach der Ansicht des Vortragenden dergleichen Untersuchungen geführt werden müssen. Man sieht, dass der Standpunkt philologisch sein soll: was zu bemerken, um der Meinung zu begegnen, als solle von dem historischen Stoff nur eine allgemeine Uebersicht gegeben und in Umrissen von der Natur und dem Wesen der Tragödie geredet werden nebst Charakteristik der einzelnen Dichter und etwa ihrer Hauptwerke. Das bloss zu thun wäre natürlich viel bequemer. Hier soll es keineswegs ausgeschlossen bleiben, aber die Darstellung soll mehr enthalten." Wir geben im Folgenden wieder einige Auszüge.

Die Auffassung der Vorgeschichte und der Anfänge der attischen Tragödie, sowie die bei Pratinas eingeflochtene Charakteristik des Satyrdramas schloss sich selbstverständlich Welckers lichtbringenden Anschauungen an. Es wurde der wichtige Gesichtspunkt hervorgehoben, dass in der allmäligen Entwickelung der Tragödie der Fortschritt immer in der Blüthezeit des Neuerers stattfand und von dem älteren, überflügelten Kunstgenossen regelmässig angenommen wurde.

Nachdem von den drei grossen Tragikern im Einzelnen gehandelt, das wichtigste chronologische und biographische Material beigebracht, die äusseren Fortschritte, welche die Tragödie durch sie erfuhr, erörtert waren, machte eine allgemeine Schilderung derselben in ihrer vollkommen ausgebildeten Gestalt und eine Charakteristik der poetischen Eigenthümlichkeit der einzelnen Meister den Beschluss. — Die Lebensverhältnisse der Dichter wurden in eingehender Untersuchung nach den Quellen festgestellt. Die Unentbehrlichkeit exactester Untersuchung und Feststellung der chronologischen Daten für die Geschichte der griechischen Poesie, vorzüglich der attischen, wurde nachdrücklich betont, in methodischer Beziehung der Hermannsche Grundsatz empfohlen, in zweifelhaften Fällen von der Angabe des Todesjahres als der sichersten auszugehen. Als Geburtsjahr

des Aeschylus nahm R. Ol. 64, 4 an. Die verwickelte Frage über die Sicilischen Reisen unterzog er einer sorgfältigen Erörterung, im Widerspruch gegen Böckh sowohl als gegen Hermann, mit Einflechtung namentlich einer kritischen Sichtung der Nachrichten über die verschiedenen Anklagen, welche den Dichter betroffen haben sollen. Er verwarf die Erzählung von der Wirkung des Eumenidenchors auf Weiber und Kinder, bewies gegen Hermann, dass die Klage wegen ἀσέβεια (Verrath der Mysterien) auf ganz andre Stücke als die Eumeniden gerichtet war, nahm Welckers Erklärung an, dass Unmuth über die politischen Verhältnisse (Schwächung des Areopags) den Dichter bewogen habe Athen zu verlassen, verwarf Böckhs Hypothese, dass die Orestie in der Abwesenheit des Verfassers in Athen aufgeführt sein könne, und kam zu dem Resultat einer dreifachen Sicilischen Reise des Aeschylus (Ol. 76 zur Stiftungsfeier von Aetna; Ol. 77, 4 nach dem Siege des Sophokles; Ol. 80, 2 nach Aufführung der Orestie); doch liess er nachträglich, fragweise die Möglichkeit offen, dass die späte Ansetzung des ersten Sieges (Ol. 73, 4: marm. Par.) durch frühere Abwesenheit (seit Ol. 70, 1) erklärt werden könne. Die Zahl der Dramen und Titel liess er unentschieden. Bezüglich der Zahl der Schauspieler wies er eine Stufenfolge nach, indem Aechylus zwar zuerst einen dritten einführte, der aber stumm blieb; Sophokles liess ihn reden, und nach seinem Beispiel auch Aeschylus in der Orestie.

Sehr interessant war die Auseinandersetzung über den Umfang des Aeschyleischen Chors. Es wurde zunächst nachgewiesen, warum die Nachrichten bei Pollux von dem ursprünglichen Bestande des tragischen Chors aus 50 Personen (bis auf die Eumeniden) zu verwerfen sei: Thespis hatte den dithyrambischen Chor nicht beibehalten; eine Menge von 50 Choreuten passte nicht zu den veränderten Bedingungen der Localität und des Spiels, zu der engeren Wechselbeziehung zwischen Chor und Schauspieler; die entschiedene Unrichtigkeit der Angaben von 50 Eumeniden im Drama des Aeschylus. Hieran knüpfte R. Hermanns (von Böckh aufgegriffne) Entdeckung, dass im Agamemnon 1344 ff. 15 einzelne Choreuten nach einander sprechen, wie 24 in den Vögeln 310 ff., und dass erst dadurch die Worte des Scholiasten zu Aristoph. eq. 589 ihr rechtes Licht erhalten. (Hierbei methodologischer Zusatz über die Hauptkriterien für die Annahme, dass nicht der ganze Chor oder der ihn repräsentirende Chorführer allein das Wort habe). Wie im Agamemnon, so musste auch in den Eumeniden der Chor aus 15 Personen bestehen. Hier wurde auf das entschiedenste der ganz unantiken Vorstellung Blomfields, der sich auch Böckh noch zuneigte,

widersprochen, als habe die Bestimmung der Choreutenzahl von der Willkür des Dichters abhangen können, die Vereinigung der religiösen Tradition mit den scenischen Anforderungen aber gewonnen durch den Grundsatz, dass eine angemessene Zahl von Nebenpersonen, Dienern oder Dienerinnen, den Hauptpersonen zugesellt gedacht werden: so drei Furien mit je vier Dienerinnen (Ἀραί V. 417).

Die Angabe, dass erst Sophokles die Zwölfzahl der Choreuten auf 15 vermehrt habe, wird gegen Böckh in Schutz genommen, und in dieser Thatsache ein Kriterium der Zeitbestimmung (nach Ol. 77, 4) für diejenigen Aeschyleischen Dramen gefunden, in welchen 15 Choreuten nach dem Muster des Sophokles auftreten, während auch später der Dichter, wo es passend schien, auf 12 zurückgehen konnte, wie im Prometheus λυόμενος, wo zu der geschlossenen Zahl der 12 Titanen kein proportioneller Zusatz möglich.[1]) Verworfen wird die von Welcker, Böckh, auch Hermann für die Schutzflehenden des Euripides angenommene Vierzehnzahl. Vielmehr bestand der Chor dieses Stückes aus fünf von den sieben Müttern, deren jeder zwei Dienerinnen beigegeben waren. Nämlich es gab ein doppeltes Mittel die Tradition an die Kunstconvenienz anzupassen: 1) Einschränkung, z. B. von 50 Danaiden auf 15; 2) Multiplikation, mit zwei in den Persern, mit 5 (oder 4) in den Eumeniden, Phorkiden, Kabiren; mit drei in den Supplices des Euripides. Die Vierzehnzahl entstand, wenn man den Chorführer nicht mitzählte. Herrschaft der Siebenzahl in der Verszahl der Chorpartieen, beruhend auf dem antiken Princip der Concinnität, durch die antistrophische Composition, die Gliederung in Halbchöre motivirt. Aber abenteuerliches Hirngespinnst das Lachmannsche Gesetz.

Innere Beschaffenheit des Chors und sein Verhältniss zur Handlung. Drei Classen, je nachdem der Chor in engerem oder weiterem Verbande mit der Handlung stand, mit der Geschichte der Tragödie fortschreitender Stufengang. In den voräschyleischen und zum grossen Theil noch in den Tragödien des Aeschylus sind die Chöre Theilnehmer der Handlung, bisweilen auch bei Sophokles, bei Euripides kein Beispiel. Bei Aeschylus selbst in verjüngtem Maassstabe drei Stufen: a) der Chor ist geradezu Hauptperson (Hiketiden, Epigonen); diese Classe wahrscheinlich vor Aeschylus überwiegend, bei ihm die kleinste; b) der Chor ist wesentlich zur Handlung, ohne Hauptperson zu sein (Eumeniden, Perser; Ῥιζοτόμοι und Πλύντριαι des Sophokles); c) der Chor greift nicht eigentlich in die Handlung ein, ist aber doch den handelnden Personen unmittel-

1) Dies und das Folgende nach Reisigs Prometheusheft: s. auch Axt, Clever Schulprogr. 1826.

bar beigesellt (beide Prometheus, Sieben, Agamemnon und Choephoren, die grosse Masse der Sophokleischen). Unter lebhafter, wenn auch in gewissen Grenzen gehaltener Anerkennung des Welckerschen Verdienstes wurde Aeschylus als der Schöpfer der einheitlich zusammenhangenden Trilogie anerkannt.

In der chronologischen Uebersicht der Aeschyleischen Tragödien setzte R. damals die Supplices mit Welcker um das Ende von Ol. 79; die Sieben, die er für ein Mittelstück hielt, zwischen Ol. 76, 4 (Perser) und 78, 2 (Tod des Aristides); den Prometheus mit Reisig nach Ol. 77, 4 (wegen der Anspielung auf den Verrath des Pausanias in V. 1068 ff.). Viel kürzer wurden Sophokles und Euripides behandelt.

Geburts- und Todesjahr des ersteren wurden bestimmt wie im sechsten Capitel der Schrift über Agathon: Ol. 70, 4 (marm. Par.) und 93, 2 (wegen der Frösche). Doch steht am Rande die Mahnung: „Genauer auszumitteln — viel genauer!" Für das älteste der erhaltenen Sophokleischen Stücke hielt er die Antigone, die er mit Süvern Ol. 84, 4 (ein Jahr vor dem Samischen Kriege) setzte. Alle übrigen erklärte er für jünger als die ältesten Euripideischen. In Betreff des Oedipus Coloneus hielt er von den beiden Böckhschen Ansätzen den späteren, Ol. 90, 1 für den richtigeren, die von Reisig angenommenen politischen Beziehungen dagegen für sehr zweifelhaft, ja unrichtig. Entscheidend sei das Zeugniss, dass Sophokles das Stück im Alter gedichtet habe, und hier wurden die zwischen Hermann und Böckh-Meier geführten Verhandlungen über den Process mit Iophon erzählt, natürlich unter Zustimmung zu den Ausführungen der letzteren. Selbständiger und genauer entscheidet ein später eingelegter Zettel: „Die politischen Beziehungen im Oed. Col. gehen alle darauf hinaus, dass vermöge der alten Orakel über Oedipus' Grabstätte die Athener guten Muth haben sollen in Absicht auf Kriegsglück gegen die Feinde. Aber nur zweierlei verheissen die Orakel: 1) Glück gegen die Thebaner (nicht gegen andre), 2) gegen sie auf Attischem Boden (nicht auf Böotischem)." Mit dem zukünftigen Krieg Athens gegen die unterliegenden Thebaner, auf den wiederholt hingedeutet wird, ist der Peloponnesische gemeint. Zu denken ist an die Zeit nach der Schlacht bei Delium und dem Frieden des Nicias, Ol. 89, 3. „Ferner weil nur von dem Kriege mit Theben, nicht mit den Lacedämoniern die Rede ist, muss es geschrieben sein vor Ol. 91, 4, bis wohin der Friede mit diesen gedauert hat. Nun nennt aber Aristoteles Rhet. 3, 15 den Sophokles achtzigjährig, als er zu seiner Vertheidigung gegen Iophons Klage den Oed. Col. vorlas. Also Ol. 90, 4 wurde Oed. Col. geschrieben" (vgl. Süvern). „Aus rhythmischen Gründen (s. bei Eurip.) wird

zu den späteren Stücken auch Aias gezählt, nicht weit entfernt vom Philoktet; Elektra muss wegen der einen Elision am Schluss des Trimeters (1017) jünger als Oedipus Tyr. (bald nach Ol. 87, 1) sein, aber das frühste nach ihm, weil noch frei von der rhythmischen Verderbtheit, um derentwillen sich die Trachinierinnen am nächsten an Aias und Philoktet anschliessen.

Die Zeit des Euripides wurde durch Ol. 75, 1 — 93, 2 bestimmt. Mittel für die Datirung seiner Stücke: 1) Aristophanes, 2) der liederliche Versbau, seit c. Ol. 89, 3) die historisch-politischen Anspielungen des Dichters. Bei den Supplices spricht das dritte wie das zweite Kriterium für Ol. 89, 4. Die Entscheidung über den Verfasser des Rhesus wird auf den Abschnitt über die Euripideische Schule verschoben. Nach ziemlich summarischer Behandlung des Euripides (wenigstens wird das Heft immer abgebrochner) findet sich die Bemerkung: „Hier ist ein besondres Capitel über die historisch-politische Bedeutung der griechischen Tragödie nach Süvern und Jacobs quaest. Soph. cap. 2 eingewebt worden." Im Manuscript selbst folgt „die innere Geschichte der Tragödie", beginnend mit Aufzählung der Litteratur.[1]) Nur die „allgemeinen Umrisse" des reichen Stoffs und „ausserdem hauptsächlich Berichtigungen herrschender Irrthümer oder doch schiefer Ansichten" sollten diesmal gegeben werden.

Ueber das Wesen und Princip der antiken Tragödie handelte R. in philosophischer Begründung. Beschränkt sei die Auffassung, dass es sich immer handle um die Idee des Schicksals als einer blinden Macht, mit der im Kampfe die Helden unterliegen. Ganz eigentlich sei die Tragödie die Nachahmung des Lebens der Menschheit, sie stelle dar den Conflict der Freiheit mit der Nothwendigkeit, der individuellen, endlichen subjectiven Selbstbestimmung entweder mit dem allgemeinen ewigen objectiven Gesetz der Weltordnung, oder mit der relativen Nothwendigkeit der gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse, oder auch mit beiden. Bei Aeschylus und Sophokles finde sich keine einzige Handlung, der nicht die höhere Beziehung auf das objective Weltgesetz wesentlich wäre, wie denn das Bemühen, alles Thun und Lassen diesem unterzuordnen, tief in der antiken Lebensauffassung und im Volksbewusstsein ruhe (Herodot). Hieraus ergebe sich der sichre Gesichtspunkt zum

1) Für die Folge ist auf besondrem Zettel notirt: „— — ungemein zu erweitern und auszuführen das Capitel: wie jeder einzelne Tragiker der Idee der Tragödie in der Ausführung nahe gekommen, und dabei die einzelnen Tragödien, die wir noch haben, unter den verschiedenen Gesichtspunkten zu classificiren. Von jeder ist also im Einzelnen zu reden" u. s. w.

Verständniss der einzelnen Dramen, welche durchgegangen wurden. Aus ihm erkläre sich auch der angebliche Mangel an Einheit hinsichtlich der Schlussscenen des Aias und der Antigone. Höchste Potenz jenes Conflictes im Prometheus, weil derselbe hier in göttlichen Wesen und der Herrscher der Götter selbst beschränkt erscheine durch die höchste Nothwendigkeit. Keineswegs gehöre die kräftige Erhebung des Helden über sein Sckicksal, also Verherrlichung der Freiheit gegenüber der Nothwendigkeit, zum Wesen der griechischen Tragödie (Xerxes, Oedipus Tyr., Kreon, Philoktet). Hauptunterschied zwischen antiker und moderner Tragödie, dass jene das Leben mehr auffasst von der Seite des Nothwendigen, diese mehr von der Seite der Freiheit, daher die leztere mehr psychologischer Natur. So ist die euripideische Tragödie der modernen oder romantischen verwandt. Während bei Sophokles und Aeschylus, besonders bei letzterem, eine völlige Unterordnung des psychologischen Elementes stattfindet, war es Euripides, der den Griechen die damals fast noch unbekannte Welt des Gemüthes aufschloss. Von diesem Gesichtspunkt verdient er eine gerechtere Würdigung als bisher. Eine Lösung des Zwiespaltes ist aber durch die gewaltsame Unterordnung der Freiheit unter das Nothwendige nicht gegeben. Die Herstellung der inneren Harmonie erreicht die griechische Tragödie auf mehrfachem Wege: in seltneren Fällen durch den Schluss der Handlung selbst (Trachin., Aias, Philoktet). Die befriedigendste Lösung und grossartigste Vermittelung giebt der Zusammenhang einer Trilogie. Ein solcher ist auch möglich bloss in der Idee. „Dies ist wieder ein grosser Vorzug der mythischen Stoffe, indem die Kenntniss der zusammenhängenden Folgen im allgemeinen Volksglauben gegeben war und so das Gleichgewicht sich im Bewusstsein jedes Einzelnen immer durch Anticipation der geschichtlichen Zukunft herstellte." Indem die tiefste Tendenz der griechischen Tragödie auf Versöhnung und Herstellung des Gleichgewichtes gerichtet ist, hat sie ein Mittel, um selbst während des heftigsten Conflictes doch die ursprüngliche und als Ziel des Kampfes beabsichtigte Harmonie durchscheinen zu lassen, im Chor, der gleichsam als Repräsentant der göttlichen Einheit zu fassen ist. Freilich hat er nicht in allen Stücken eine gleiche Höhe der Bedeutung erlangt, was von der Bedeutsamkeit der Handlung abhängt: z. B. schwächer, als in früheren Stücken, im Aias und Philoktet. Ein Fortschritt war es, dass Aeschylus anfing, den Chor nicht mehr als mitbetroffenen Theilnehmer der Handlung darzustellen; in das rechte Verhältniss hat ihn Sophokles gesetzt.

Weit entfernt von dieser Auffassung ist Euripides, wie es nach seiner Art nicht anders sein kann. Euripides ein Abbild seiner Zeit. [Die folgende Charakteristik desselben wird ihm

doch nicht völlig gerecht, behandelt ihn mehr vom Schlegelschen Standpunkt.] Der Stil der drei Tragiker wurde durch die entsprechenden Richtungen der plastischen Kunst veranschaulicht. Ihre erstaunliche Fruchtbarkeit wurde erklärt durch ihr frühzeitiges Auftreten, die sicher überlieferte Technik, die Concentration auf eine Gattung.

In der speciellen Einleitung wurde zunächst die Geschichte des Aeschyleischen Textes und seiner Bearbeitungen behandelt, dann die Tragödie der Sieben insbesondre näher betrachtet: Idee des Stücks und Gang der Handlung. Der Jungfrauenchor trefflich geeignet, das Bild des vor den Thoren wüthenden Kampfes, die Gefahr und die Stimmung der Belagerten zu veranschaulichen. Passendster Schauplatz die Akropolis. Charakteristik des Eteokles und der Frauen. Kern des Ganzen: die sieben Botenberichte mit den contrastirenden Erwiderungen. Künstlerische Motive dieser Scene: Darstellung der Argivischen Hybris, das Kriegsgemälde. Das Unverhältnissmässige des Umfangs im Rahmen der Trilogie gemildert. Schöne Würdigung des Wechselgesanges der Schwestern, Vergleich desselben mit den Klagen des Chors. Rechtfertigung der Schlussverhandlung über die Bestattung. Der Gedanke von Fr. Jacobs, der religiöse Volksglaube habe eine Beruhigung über die letzten Ehren der Gefallenen verlangt, wird abgewiesen. „Für den Aias ist diese Rechtfertigung eine ausserordentlich oberflächliche, indem es dort an weit tieferen und mit der ganzen Handlung inniger verwebten Motiven hängt. — — Ueberhaupt aber ist der Grund fast lächerlich: es hätte ja dann in der Poesie überhaupt keines Menschen Tod erwähnt werden können, ohne zugleich hinzuzufügen, ob er begraben worden sei oder nicht.“ Man wird sich nach dem damaligen Stande dieser Forschungen nicht wundern, dass auch R. die Lösung in der trilogischen Composition suchte und deshalb die Sieben für das erste oder zweite Stück erklärte, bei Besprechung der verschiedenen Hypothesen aber Hermanns Gedanken, sie an das Ende zu setzen, als einen wunderlichen Einfall abwies.

Bei der Interpretation wurde den einzelnen Reden eine metrische Uebersetzung vorangeschickt. Vor dem ersten Chorgesange kamen die Begriffe πάροδος und στάσιμον zu genauer Erörterung, ferner die Verhältnisse der Orchestra und der Bühne. Nachdem Bambergers Abhandlung 'de carminibus Aeschyleis a partibus chori cantatis' (1832) erschienen war, trug R. hier im Anschluss an dieselbe die Kriterien für Vertheilung des Chorliedes unter Halbchöre, kleinere Gruppen oder Einzelne vor, doch abweichend in der Anordnung der Parodos in den Sieben. Er nahm zweimal 14 Kommata (in Strophe und Antistrophe) an

und ein Komma des Hegemon. Von textkritischen Resultaten sei nur beispielsweise die in sorgfältiger Erörterung begründete Herstellung von V. 83 f. erwähnt: ἐλαιδέμνιον πεδί' ὁπλόκτυπ' ὠτὶ χρίμπτει βοάν. [Spätere Bemerkung: „diese Argumentation und Emendation ist längst vor dem Erscheinen des Passowschen Programms gemacht", vgl. Passow: *observationes in Parodum Aeschyleae septem contra Thebas fabulae,* Prooem. 1832 = opusc. acad. 94 ff. S. die Anmerkung dort auf S. 101. Gegen die unbefugte und fehlerhafte Publication der R.'schen Textconstitution erhob energischen Protest R. Enger: *de Aeschyliis antistrophicorum responsionibus* (*Vratisl.* 1836) p. 36 ff., wo auch die authentische Fassung der Stelle mitgetheilt und begründet ist.] Der Commentar geht bis V. 178.

Zu S. 89. An die Mutter. Halle, 11. Septbr. 1831. „— — Doch Mittwoch Abend kam ich wirklich glücklich fort, nachdem ich halbe Tage lang in Berlin herumgerannt und herumgefahren war, um Legitimationskarten und Gesundheitsattest mir zu verschaffen. (So heisst nämlich ein Zeugniss, dass an dem Ort mehrere Personen an der asiatischen Cholera erkrankt und gestorben seien, Passinhaber jedoch in einem cholerafreien Hause gewohnt habe.) Nachdem unterwegs die Schnellpost eine Radaxe gebrochen, und wir ein Paar Stunden auf freiem Felde campirt hatten, kamen wir endlich auf einem offenen Fahrpostpacketwagen, auf und zwischen harten Kisten und Kasten weiter, bis zur letzten Station vor Wittenberg, Kroppstädt. Hier verweigerte uns der Postmeister schon Pferde zur Weiterreise nach Wittenberg, weil wir nicht in die Stadt hineindürften. Ich hetzte alle zur Opposition auf, weil ich sehr gute Hoffnung hatte, den Cordon zu überschreiten, und mir auch kein Gewissen daraus machte, weil ich, so sehr das ein Laie sein kann, von der Nichtansteckung überzeugt bin, mit der grossen Ueberzahl der guten Aerzte und verständigsten Leute in Berlin, freilich nicht mit der von aller Welt desavouirten Commission, die nur, um sich keine Blösse zu geben und um nicht das Volk gegen sich zu empören, das Ansteckungsprincip auf alle Weise festhalten muss, dem zu Liebe allein die unerträglichen Sperrmassregeln angeordnet sind, die mehr schaden als die schlimmste Cholera selbst. Wir verlangten also in Kroppstädt so weit gefahren zu werden, als wir das Generalpostamt bezahlt hätten, und machten dem Postmeister auf eindringliche Weise begreiflich, dass es ihn gar nichts angehe, wenn wir nicht in die Stadt hineinkämen, dass es uns freistehe, im Nothfall vor dem Thore zu bivouakiren. Wir bekamen endlich Pferde, und zum Glück nahm die von dem Postmeister vorgeschützte Anordnung, wo-

nach die Postpassagiere nicht mehr nach Wittenberg hineingefahren werden sollten (andere Fremde hatten es schon früher nicht mehr gedurft), sondern in Gasthöfen vor den Thoren abgesetzt werden sollten, erst den Donnerstag Mittag ihren Anfang. So in Wittenberg angelangt früh 8 Uhr, hören wir sogleich, dass zwar Mittwoch die Schnellpost noch über die Elbe hatte passiren dürfen, heute (Donnerstags) aber daran nicht mehr zu denken sei. Ein an den Rhein commandirter Obristlieutenant hatte liegen bleiben müssen, und nahm uns (ausser mir) alle Hoffnung, eben so erging es einem fremden Gesandten, Herzog ***. Die übrigen wollten also in die Contumazanstalt abgeführt werden: die sei noch nicht eingerichtet, hiess es; sie wollten also in Gasthöfe: die waren angewiesen, keinen Fremden von Berlin aufzunehmen. Bei so verrückter Wirthschaft hielt ich's fürs beste, ohne gross Abschied zu nehmen, quer über die Strasse zu gehen, zu Deinhardt. Wieder ein Glück war's, dass gerade für den Tag noch (denn Freitag früh sollten alle Maassregeln zur Sperrung in grösserer Strenge eintreten, auch die Quarantaine ins Leben treten) den Wittenbergern, d. h. den einheimischen, angesessenen verstattet war, zu ihrem Bedürfnisse oder auch zum Spazierengehen die Elbe zu passiren. Binnen einer halben Stunde hatte ich also drei derselben, deren Namen ich Dich dringend bitte nicht zu nennen, um sie nicht zu compromittiren, Spitzner, Deinhardt, Wensch persuadirt, mich über die Elbbrücke, gleichsam spazieren gehend, zu begleiten, weil ich hoffte, unter dem Schutze so notorisch bekannter Personen, in einer so kleinen Stadt, auch für einen ihresgleichen gehalten zu werden, und ungefragt durchwandern zu können. Wie gehofft, so geschehen. Alle neuen Sachen hatte ich bei Deinhardt zurückgelassen, Mantel, kurz alles, und ging in einem ziemlich unscheinbaren Reiserock, wie in einer Stadt wie Wittenberg wohl die Alltagsröcke zu sein pflegen, den Stummel im Munde, wohlgemuth unter Wettergesprächen als Wittenberger Spiessbürger bei drei Schildwachen vorbei. Man konnte mir natürlich nicht zumuthen, heranzutreten und zu fragen: 'Mein lieber Herr Schildwache, darf man hier auch passiren?' und da sie eben auch nicht fragten, hatte ich gar keine Lüge nöthig und konnte mit gutem Gewissen überall versichern, ich wisse jetzt so wenig wie vorher, ob eigentlich ein Cordon existire oder nicht. Zu Fuss ging ich drei Stunden weit nach einem Dorfe Berkwitz, fand da einen Wirth, der sehr zuthulich war, immer 'wir Gebildete' sagte und so eine Art von Studirmachergeselle früher gewesen war. Hätte ich auch weiter zu Fuss gehen können, so konnte ich doch so wenig in einem Gasthofe übernachten als mit Post, selbst Extrapost weiterfahren, da ich keine Legitimationskarte

hatte. Ich vertraute mich also dem Wirth, der mir das sehr freundlich vergalt und mir einen Bauer schaffte und einen schlechten Leiterwagen. So fuhr ich Nachmittags 4 Uhr fort, hatte aber bei der kalten Luft bis Gräfenhainchen Gelegenheit und Zeit genug, die Bemerkung zu machen, dass ich mir während der sternenhellen Nacht die Cholera, der ich eben entfliehen wollte, an den Hals frieren könne. Ich kaufte also drei grosse Schütten Stroh, versetzte meine Uhr gegen einen alten Bauernweibermantel, und verkroch mich nun wie ein Hamster in seinem Winterneste. Ohne weitere Denkwürdigkeit kam ich 4 Uhr in nebliger Morgenfrühe vor den Hallischen Thoren an, liess mitten auf der Chaussee halten und wanderte durch mir wohlbekannte Feldwege zu einem Pförtchen, das, wie ich wusste, immer offen steht, schlüpfte ein und war gegen ½ 5 Uhr in meiner Wohnung. Im Anfang machte man in Halle ein merkwürdiges Geschrei über meine Anwesenheit, obgleich Tages zuvor noch jedermann hatte durchpassiren können; dass ich schon früher die Elbe passirt sei und mich diesseits irgendwo aufgehalten habe, konnte ich nicht sagen, weil ein dummer Zufall die Hallenser aus der Personenliste der ohne Passagiere ankommenden Schnellpost hatte ersehen lassen, dass ich Tages zuvor in Wittenberg angekommen, dort Contumaz halten müsse. Indess war es nicht einmal nöthig, eine der mancherlei Maassregeln, die ich mir schon ausgedacht hatte, um mir zu helfen, in Anwendung zu bringen; das Geschrei begab sich zur Ruhe. Ich erzähle allen Leuten, ich hätte sehen wollen (weil man gar nichts Sicheres darüber wusste), ob überhaupt ein Cordon da sei oder nicht, und da ich bei den Posten vorbei immer weiter gegangen sei, um den Cordon noch vielleicht zu finden, sei mir am Ende eingefallen, die Soldaten ständen, da sie doch zu etwas dienen müssten, wohl gar dazu da, um niemand nach Wittenberg hinein und da krank werden zu lassen; dem hätte ich mich nicht aussetzen wollen, und so sei ich fort nach Halle gegangen: ich bin jetzt so sicher hier wie der Fisch im Wasser und noch sicherer, da ich doch nicht so dumm bin wie ein Fisch, um mich angeln zu lassen, und nicht so stumm wie ein Fisch, um nicht an rechter Stelle den Mund aufzuthun."

Zu S. 90. An Gesenius.

Theolog.

Willst dich, Doctor, treulos von uns wenden,
Weil die Cholera mit gier'gen Händen
Zum Cocytus starre Opfer schickt?
Wer soll künftig Exegese lehren,
Hiob lesen, Genesis erklären,
Wenn du mit Manschetten dich gedrückt?

Doctor.

Theure Freunde, stillet eure Thränen,
Nach Nordhausen steht mein traurig Sehnen:
Heisst's doch: Weit davon ist gut vor'm Schuss.
Nicht ansteckend sei sie, schrei'n nur Spötter;
Ach, nicht Thee, Flanell, noch Chlor wird Retter,
Reisst sie mich hinab zum styg'schen Fluss.

Theolog.

Nimmer lauscht man deiner Rede Schalle,
Einsam steht dein Auditor in Halle,
Stückwerk bleibt der Moses-Commentar.
Du wirst hingehn, wo die Viehmast blühet,
Branntweinduft hin durch den Aether ziehet —
Doch wie stehts mit unserm Honorar?

Doctor.

Wollt doch nicht an die paar Thaler denken,
In der Lethe Strom mögt ihr sie senken;
Fordert drum mein bischen Leben nicht!
Horcht! der Schwager bläst schon vor der Thüre,
Lebet wohl! wer toll ist, der krepire!
Der Professor stirbt in Halle nicht!

Zu S. 91. In diese Zeit fällt als erste Probe archäologischer Studien ein Freundschaftsstück, die anonyme Recension von Fr. Gotth. Schoene's Schrift *de personarum in Euripidis Bacchabus habitu scenico* (1831), erschienen in der Halle'schen Allgemeinen Litter. Zeitung 1831 (December Nr. 232—234 S. 570—587). Sie ist auf Grund einer vom Verfasser der Abhandlung selbst entworfenen Anzeige redigirt. Während dieser Umformung aber hat sich der Diaskeuast so in den Stoff hineingearbeitet, dass er mehr als anfangs beabsichtigt war von eigenen Gedanken und Studien eingeflochten hat.[1]) Ganz in seinem Sinne sind die Herzensergiessungen über den in Monographieen so vielfach herrschenden schwerfälligen Luxus an gehäuften Notizen und Belegen, welche den gleichmässigen Fluss der Darstellung stören und einer abgerundeten, übersichtlichen Gestaltung des Ganzen Eintrag thun; über die verwandte, seit den Zeiten der Holländer in Mode gekommene Manier labyrinthischer Irrgänge und Abschweifungen, welche statt in Anmerkungen oder

1) Schöne an Ritschl 31. August, 12. October, 22. December 1831. Die lobenden Prädicate bekennt Sch. aus den Privatbriefen von Welcker und Nitzsch entlehnt, einige tadelnde Bemerkungen aber selbst hinzugefügt zu haben.

Excurse verwiesen zu werden den natürlichen Gang der Untersuchung durchbrechen; woran sich eine heitere Erörterung der Frage schliesst, ob Textesnoten in antikem Geiste seien oder nicht. Die überlegenen Einwendungen gegen das achte Capitel *de choricarum personarum partibus et numero*, welches als das schwächste bezeichnet wird, sind sicher R.'s Eigenthum (er citirt die Stelle in seinem Aeschylusheft); ebenso die textkritischen Bemerkungen (zu Antiphanes, Nonnus, Callimachus, der Anthologie); und endlich die Beurtheilung der Latinität, welche mit einem Scherz über das altväterische *Bacchabus* im Titel schliesst, was auf Cicero's Zeitgenossen ungefähr denselben Eindruck gemacht haben würde, „als wenn wir bei unsern Altvordern lesen: von denen *Bacchantinnen*."

Zu S. 97. Einen kräftigen Ausdruck damaliger Stimmung, natürlich cum grano salis zu verstehen, enthalten die Zeilen an Niese 28. März 1833: „Die Zeit ist mir diesen ganzen Winter in einer argen Zersplitterung hingegangen, dass ich mir grosse Vorwürfe zu machen hätte, wenn ich mir nicht ein für allemal vorgenommen hätte, möglichst zufrieden mit mir selbst zu sein. Es wird aber Noth thun, dass mich bald eine bestimmte Arbeit und ein äusserer Zwang in spanische Stiefeln schnürt: ohne das bringe ich nie was vor mich. Entweder ein Buch drucken lassen, wozu ich zum ersten Bogen kaum das Manuscript, zum zweiten kaum das Material zusammen habe; oder wo anders hin versetzt werden und neue Collegien lesen, was ich hier aufgegeben habe."

Zu S. 99. Da die Ausgabe der Anabasis kaum bekannt ist, so möge wenigstens die Vorrede ihrem Hauptinhalte nach hier mitgetheilt werden. Sie ist datirt *Halis Saxonum m. Maio a. CIↃIↃCCCXXXIII* und trägt die Ueberschrift: *Librarius lectori s.* Die Lange'sche Ausgabe sei vergriffen, die Anmerkungen veraltet. Daher die neue Gestalt dieser vierten Ausgabe. Statt der Anmerkungen seien ausgewählte Varianten unter den Text gesetzt. *Quod non dubitamus quin terroris aliquantum, quum primum audierint, intelligentissimis quibusque rei scholasticae iudicibus iniecturum sit, quippe perniciosissimam scholarum pestem quandam criticae artis tractationem uno ore conclamantibus. Nec istud illi sane immerito. Verum enimvero non eae appositae sunt scripturae, quae criticum usum habeant, vel, si quando, certe non quod eum habent, sed delectum acri iudicio ex omni scripturae farragine, quicquid vel ad intelligendas scriptoris sententias vel ad pernoscendas addiscendasque leges linguae grammaticas facere videretur: id quod in scholastica disciplina cummaxime esse spectandum omnes consentiunt. Atqui illud profecto non poterit opprobrio verti, quod pars eorum, quae huic nostro instituto inservire*

voluimus, suapte natura etiam ad criticum genus pertinet: in pleraque ne hoc quidem cadit. Jene Varianten, zum Theil ungriechische Formen, fehlerhafte Structuren darstellend, seien zu dem Zweck beigefügt, um den Tertianern auf knappstem Raum Veranlassung zum Nachdenken, den Lehrern eine Anregung für den Unterricht zu geben. Vorzugsweise sei der etymologische Theil der Grammatik, die Lehre von den Accenten, den Dialecten, dem Atticismus, Flexion, Wortbildung und -Zusammensetzung ins Auge gefasst. Da aber nach der heutigen Methode *(ut praeclara hodie est ratio scholarum)* auch die Syntax in der Schule gelehrt werde, sei auch Stellung des Artikels, Gebrauch der Casus und Modi, der Präpositionen und Partikeln u. s. w. berücksichtigt. Sehr sparsam sei man mit Varianten gewesen, deren Beurtheilung über den Gesichtskreis der Schüler hinausgehe: wo z. B. feinerer Sprachgebrauch oder Synonymik ins Spiel kommen: *de quibus tantum adiecimus, quantum, ut stimulus discentibus adderetur, videretur satis esse.* Der Repetition wegen und weil selten oder nie von denselben Schülern die ganze Anabasis durchgearbeitet werde, habe man sich auch nicht gescheut, dieselbe Anmerkung mehrfach zu wiederholen.

Neu seien ferner die Inhaltsverzeichnisse der Capitel, in besserer Fassung als die Schneiderschen; *et vero Graeca scriptoris verba studiose elaboravimus ut quam possent emendatissima ederentur.* Natürlich schliesse sich bei aller Selbständigkeit der Text am meisten der Recension von Ludwig Dindorf an, dem die Anabasis mehr verdanke als allen früheren Herausgebern zusammengenommen. *Quod quidem non est huius loci uberius persequi.*

Zu S. 103. Das Verständniss für die Methode und Aufgabe wissenschaftlicher Bücherkunde tritt zum ersten Mal charakteristisch hervor in der zusammenfassenden Recension über das Handbuch der classischen Bibliographie von Schweiger, das bibliographische Lexicon der gesammten Litteratur der Griechen und Römer von Hoffmann sowie desselben lexicon bibliographicum, und Webers Repertorium der classischen Alterthumswissenschaft.[1]) Sie ist gleichfalls anonym, aber die Ausdrucksweise verräth den Verfasser, der sehr gesunde, praktische Gesichtspunkte über die Anlage bibliographischer Handbücher giebt. In einer Randbemerkung (von 1835) zu dem Heft über Geschichte der griechischen Poesie (vom Sommer 1830) citirt der Verfasser selbst jene Recension.

Anonym ist ferner die Anzeige der von Frotscher besorgten Ausgabe des Ruhnkenschen Rutilius Lupus. (Halle-

1) Halle'sche Allgem. Litt. Zeit. 1833 Januar Nr. 16 f. S. 121—134 mit der Chiffre 38.

sche Allgem. Litt. Zeit. 1832 Nr. 159 August S. 629—632). Es wird die „lächerliche Mikrologie" gerügt, womit der Herausgeber Ruhnkens „schon hinlänglich genaue Methode des Citirens" habe überbieten wollen; die überflüssige Zuthat von Verweisungen auf Werke älterer Philologen, womit Ruhnken nicht leicht zufrieden sein möchte: „denn er liebte im Citiren Maass und Wahl — — *numeris enim plebecula gaudet.*" Da Frotscher u. A. auch einen Abschnitt aus der Ranke'schen '*commentatio de Aristophanis vita*' hat abdrucken lassen, worin die Ruhnkensche Ansicht über den Kanon der Alexandrinischen Grammatiker in Zweifel gezogen wird, so erinnert der Rec. gegen Fr., dass Ranke („dieser fleissige und ängstlich-sorgfältige historische Forscher") mit dieser Erörterung die ganze Frage keineswegs bereits abgethan habe noch habe abthun wollen (vgl. Nr. 212 S. 413 f.), und berichtigt den Irrthum, als ob ein und derselbe Simonides in zwei Kanones (der Iambographen und der Lyriker) habe aufgenommen werden können.

Begonnen und vorbereitet war eine ausführliche Recension der Ranke'schen Abhandlung über Hesychius, versprochen für die Allgem. Schulzeitung (2. Octbr. 34). Vgl. S. 141.

Zu S. 108. Friedrich Dübner an Ritschl, Paris den 17. und 25. Februar 1833, berichtet über die Pariser Plautushandschriften, über handschriftliche Bemerkungen zu Plautus von Scaliger und Guyet. Gegen den Schluss heisst es: „Herr v. Sinner trägt mir auf Ihnen zu sagen, dass Boissonade Ihren Thomas Magister mit dem grössten Interesse ganz gelesen und namentlich die Prolegomena ein vollendetes Meisterstück genannt habe: er werde sich bemühen in seinem Ammonius ein würdiges Seitenstück zu geben."

Zu S. 128. Aus dieser Periode stammen folgende auf fliegenden Zetteln hingeworfene Notizen. „NB. Künftig so einzurichten: Plautus 5 (4)stündig, so dass gleich von vorn herein 4 (3)wöchentliche Stunden allemal der Interpretation gewidmet werden, eine wöchentliche der vollständigen Geschichte der römischen Dramatik: auf welche sonach etwa 14—16 Stunden im Semester kommen. Ganz desgleichen einzurichten bei Aristophanes, sowie bei Hesiodus (= Grundzüge der Mythologie und mythische Geographie.)" „Mit den Seminaristen einmal Paläographische Uebungen. Ein andermal gemeinschaftliche Bearbeitung eines philologischen Gegenstandes. (aus Geschichte der Grammatik.)"

Zu S. 131. Das in Anm. 1 vermisste eigenhändige Heft über Aristophanes' Frösche und Geschichte der grie-

chischen Komödie hat sich noch gefunden, die eine Abtheilung (Einleitung zu den Fröschen) datirt: Breslau 5. Nov. 1834; die andre, Geschichte der griechischen Komödie: Breslau 6. Nov. 1834. Es ist reichlich mit Nachträgen versehen, welche bis gegen Ende der fünfziger Jahre reichen.

Die Geschichte der griechischen Komödie behandelt nach gedrängter Uebersicht über Quellen und Litteratur die Anfänge der Gattung, besonders eingehend Epicharm, dessen Travestien des Mythus als treuherzige Uebertragungen desselben in das Leben des Spiessbürgers sowohl vom burlesken Satyrdrama als auch von den Parodieen bestimmter litterarischer Vorlagen in den Stücken der mittleren Komödie scharf unterschieden werden. Die politische Komödie des Aristophanes und seiner Zeitgenossen wird mit den Oppositionsjournalen constitutioneller Staaten, wie England und Frankreich, verglichen. Sehr anziehend weist eine lichtvolle Uebersicht über die ausserordentliche Mannigfaltigkeit der altattischen Komödie nach, wie sich in dieser alle Elemente vereinigt finden, die vor ihr einzeln dagewesen waren und die sich aus ihr nachher wieder zur Besonderheit herausgebildet haben. Denn „was man mittlere und neuere Komödie nennt ist nicht eine neue, vorher unbekannte Gattung gewesen, sondern nur die ausschliessliche Ausbildung einer Seite der alten Komödie, die alle Seiten umfasste." Politisch kann man die alte Komödie nennen, insofern politische Tendenz nirgends weiter als in ihr stattfand, nicht als wenn sie keine andre als politische Tendenz gehabt hätte.

Nach den allgemeinen Bemerkungen über die Entwickelung und die verschiedenen Spielarten der Komödie folgt in zweckmässiger Kürze eine Charakteristik der einzelnen Hauptdichter, welche zu dem speciellen Capitel über Aristophanes hinleitet. Gegen Ranke's Leichtgläubigkeit gegenüber den Fabeleien von des Dichters Herkunft aus der Fremde wird bemerkt: „so trüber Quellen Schlamm ist überall zu finden in der griechischen Litteraturgeschichte, wenn man Alles glauben will." Zur Untersuchung über die Anzahl der Aristophanischen Stücke: „Man kann bemerken, dass Aristophanes durchschnittlich jedes Jahr eine Komödie dichtete und zur Aufführung brachte, 38 in 39 Jahren von Ol. 88, 1 bis 97, 4. ... In den späteren Zeiten fällt zuweilen ein Jahr ganz aus, und in andren Jahren sind nachweislich zwei aufgeführt ... Man kann den Grund des Pausirens immer in der athenischen Zeitgeschichte finden." Ranke's Auseinandersetzung über das Verhältniss des Kallistratus und Philonides zu Aristophanes ist „einer der schwächsten Theile seines Buches." Angenommen wurden Hanows Resultate.

Die einseitigen, künstlichen, einander widersprechenden Auf-

fassungen der Tendenz der Wolken wurden mit gesunder Unbefangenheit widerlegt. „Als wenn alle Dinge mit einer Alternative und einem *tertium non est* abzumachen wären.“ „Es können beide (Sokrates sowohl als Aristophanes) bei Ehren bleiben. Wäre es denn das erste Mal in der Weltgeschichte, dass zwei edle Geister, beide mit den ehrenwerthesten Bestrebungen, sich verkannt hätten, entweder aus Missverständniss, oder weil sie auf ihrem Standpunkte die Berechtigung des andren einzusehen nicht fähig waren? (Diess ist die höchste Gabe, die einem Sterblichen vom Himmel werden kann, über den Einseitigkeiten ausgleichend erhaben zu stehen.) Dann wird ja bloss Schwäche des Urtheils, was man nur zu häufig als Schwäche des Herzens ansieht.“ ... „Es sind tief begründete Gegensätze, die durch Aristophanes und Sokrates repräsentirt sind. Jener der Praktiker, dieser der Theoretiker (die sich so selten verstehen); jener will den alten Glanz Athens herstellen durch Zurückrufung alter Sitte und Handlungsweise ... während doch das einmal Vergangene in der Weltgeschichte nie zurückgerufen werden kann; dieser will ein neues Fundament legen und auf diesem die Athener zu einem neuen Leben führen ... Diess aber hatte er unleugbar mit allen und jedem gemein, die damals wie er Philosophie trieben, d. i. mit den Sophisten“, die Setzung des Subjectiven, der Reflexion, an Stelle des durch Gesetz und Gewohnheit Geheiligten, des Objectiven. Also gilt Sokrates nur als der Repräsentant der ganzen philosophischen Richtung der Zeit. Das sehr frisch geschriebene Heft, welches die Geschichte der attischen Komödie bis auf die römischen Bearbeitungen verfolgt, ist am 25. März 1835 geschlossen.

In der besondren Einleitung zu den Fröschen wird die griechische ὑπόθεσις erläutert, dann die politischen und litterarischen Zeitverhältnisse, Zeit der Aufführung des Stückes. Ueber Ranke's Ansicht (gegen Ritschls Agath. c. 6): „ich verstehe Ranken, je mehr ich nachdenke, desto weniger.“ (Am Rande.) Tendenz, Anlage des Stückes. Natürlich wird die seltsame Ansicht von Thiersch verworfen. Bei Besprechung der Ausgaben: „Thiersch wollte fliegen, ehe er flügge war.“ Ueber Reisigs Coniectanea: „Hier ist zum ersten Mal eine eindringliche Forschung auf den Sprachgebrauch des Aristophanes gerichtet worden.“

Zu S. 132. Johannes Schulze an Ritschl 22. Febr. 1834: „Bernhardys Eintheilung hat mir nicht genügt; man muss ein Stockgrammatiker sein, um die Statuen und Kunstgebilde des griechischen Alterthums, worin sich der Geist desselben am schönsten und zugleich am adäquatesten geoffenbart hat, für Beiwerke halten zu können.“

Zukunftstitel: „Die neueste Entwickelung der Philologie in Grundzügen von D. Fr. Ritschl, ausserordentl. Professor an der Universität zu Breslau." (Andre Redactionen: „Grundzüge der neuesten Entw. der Ph."; „Ein Wort über die neueste Entw. der Ph."; „Das philologische Studium in seiner Einheit und Selbständigkeit"; „Andeutungen über die Einh. und Selbst. des philol. Studiums"). „Den theuren Freunden Ludwig von Lancizolle in Berlin und Carl Niese in Torgau in Liebe gewidmet von F. R."

Zu S. 133. Encyclopädie. Aeltestes eigenhändiges Heft am Rande mit den Daten: Breslau 22. Mai 1835, Breslau 21. Mai 1838, Bonn 6. Nov. 39, Bonn 24. Mai 1843.

Die Einleitung verspricht (nach kurzen Andeutungen über das Schwanken des Begriffs der Philologie, die dadurch begründete Nothwendigkeit einer Encyclopädie und summarischer, mit knappen Urtheilen begleiteter Aufzählung der Litteratur) die Mittheilung dessen, was R. „seit Jahren theils durch Nachdenken gefunden, theils durch Erfahrung gewonnen" habe. Seine theoretischen Grundansichten seien bereits öffentlich (anonym: vgl. S. 131) auseinandergesetzt. „Rücksichtlich der Praxis, d. i. Methodologie kann ich nach bestem Gewissen nichts andres thun als die selbsterfahrenen Resultate mittheilen, zumal ich Alles grösstentheils ohne Anleitung durchgemacht. Daher und noch aus einer andren Rücksicht werden diese Vorträge eine individuellere und subjectivere Farbe erhalten, als sonst gewöhnlich ist und als ich selbst es liebe. — — Die andre Rücksicht ist: dass gar häufig wird müssen auf Personalia der gegenwärtigen Zeit eingegangen werden: dergleichen muss nur in sachlichem, nicht persönlichem Interesse gegeben und aufgenommen werden" u. s. w. Der zu behandelnde Stoff wird eingetheilt in einen allgemeinen Theil, — Grundlegung der Philologie, und einen besonderen, Darstellung des in der Grundlegung gefundenen Inhaltes der Philologie, und zwar sowohl von genetischem als von systematischem Gesichtspunkte, mit gelegentlicher Einflechtung des Methodologischen.

I. Grundlegung. Bei der Begriffsbestimmung der Philologie darf nicht ausgegangen werden von apriorischen Bestimmungen, sondern von dem was historisch vorhanden ist und vorhanden war, also §. 1. ganz kurzer und nur vorläufiger historischer Ueberblick über die Entwickelung des philologischen Studiums. Hierbei wurde die in der „Entwicklung" gegebene Skizze zu Grunde gelegt. Hierauf zur vorläufigen Anwendung des gewonnenen Ueberblickes: §. 2. Nähere historische Betrachtung des jüngsten Gegensatzes. „Denn es ist nöthig,

grade den letzten Gegensatz in seinen Einzelnheiten näher ins Auge zu fassen, da das jetzt der grosse Angelpunkt ist, um den sich die heftigste Polemik in unsrer Wissenschaft bewegt; Streit zweier völlig auseinandergegangener und jetzt gegenübergetretener Schulen." In sehr lichtvoller und spannender, objectiver Darlegung wurde nun ausgeführt, wie der Gegensatz zwischen Böckh und G. Hermann vorbereitet, ausgebrochen, durchgekämpft, wie auch Welcker, O. Müller u. a. in den Kampf hineingezogen worden. §. 3. Würdigung des Gegensatzes. „Ganz bei Seite lassen können wir hier, dass Hermann die neuen Alterthumsforscher wie eine eng verbündete Partei und Secte ansieht, die ein Schutz- und Trutzbündniss gegen ihn geschlossen hätten. Sie antworten, dass das ein Wahn sei, der an Geisterseherei grenze. Auch ist nicht zu leugnen, dass niemand geneigter und gewohnter ist, das Moralische und Persönliche in die Wissenschaft hereinzuziehen bei seiner Beurtheilung, als grade Hermann. Freilich ist es natürlich, dass Gleichheit der Ansichten, zumal wenn sich diese erst Bahn brechen sollen oder gradezu bekämpft werden und unterdrückt werden sollen, eine Art geistiger Gemeinschaft begründen, durch ein unsichtbares Band geknüpft. Aber eben dieses als ein auf materiellen, persönlichen Interessen beruhendes anzusehen, ist etwas Unwürdiges, und zeigt zugleich wenig unbefangene Beobachtung von weltgeschichtlich geistigen Entwickelungen überhaupt. Andrerseits glaube ich hier die feste Ueberzeugung nicht verschweigen zu dürfen, dass so viele objective Ungerechtigkeiten Hermann auch begangen haben mag, doch subjectiv er sich nur von der reinsten Wahrheitsliebe und Begeisterung für die Sache glaubt leiten zu lassen: was freilich seinen Gegnern schwer wird und der Sache nach — wie immer bei persönlichen Spannungen, wer mitten im Kampf drin steht, nicht das freie Urtheil über ihn bewahren kann — schwer werden muss zuzugestehen; aber zu dieser bestimmten Aeusserung über seinen Charakter als Mensch habe ich ein Anrecht als selbst sein Schüler." Es wird nun auf die immer wiederkehrenden sachlichen Hauptvorwürfe H.'s gegen seine Gegner (Mangel an gründlicher Sprachkenntniss, an Klarheit der Begriffe, logischer Strenge der Beweisführung, Uebergewicht der Phantasie) übergegangen. „Selbst auf einen Augenblick ihre Richtigkeit zugegeben, so würde doch damit H. nicht das geringste gewonnen haben für seine Behauptung, dass die Sprache das Object der Philologie sei und dass die Sachen nicht dazu gehören. Denn wie, wenn nun ein Philolog aufträte, der die Sachen behandelte, aber ohne alle die gerügten Fehler?" Uebrigens aber wird Böckhs Sprachkenntniss und Methode gegen H. entschieden in Schutz genommen, eine fehlerhafte Thätigkeit

der Phantasie am meisten bei Welcker zugegeben, zum Theil auch bei Müller. Aber die blosse Verstandesthätigkeit bringt es nicht weiter als zur Erkenntniss der Unterschiede und Widersprüche, zur Skepsis; um ein positives Resultat zu erlangen muss zu ihr als der nothwendigen ersten Stufe die Thätigkeit des höheren Vermögens, der Vernunft, hinzukommen. Der rein rationalistische Standpunkt ist der, den Hermann einnimmt. Die neueren Alterthumsforscher bezeichnen ihr Verfahren als Anschauung des Alterthums, ein Ausdruck, den H. mit Unrecht bemängelt. Das Bemühen, sich mit möglichster Selbstentäusserung in die Verhältnisse des Alterthums hineinzuversetzen, sie sich gleichsam zu einer lebendigen Gegenwart zu reproduciren ist berechtigt; das Verfahren unerlässlich für jegliche productive, schöpferische Thätigkeit. Wie weit man ohne dasselbe kommt, zeigt Lobecks Aglaophamus. „Die Methode seines, von Seiten der Beobachtung, Gelehrsamkeit, Urtheilsschärfe einzig dastehenden Buches ist von der Art, dass er in der so grossartig und weitschichtig angelegten Untersuchung durchaus nicht weiter als bis zur Skepsis gekommen ist. Sein ganzes Resultat ist ein negatives; obwohl der Stoff nicht von der Art ist, dass man darauf verzichten müsste, weiter zu kommen, als auf das gelehrte Nichtwissen. Aber diese Methode, welche nichts glaubt, nichts wahrscheinlich findet, als was sich streng logisch beweisen lässt, trägt in sich selbst die nothwendige Beschränktheit, dass sie nur einreissen, niemals aufbauen kann. Wenn unsre Wissenschaft auf das beschränkt werden sollte in ihrem Inhalte, was sich beweisen lässt, so würde etwa die eine Hälfte ihres ganzen Inhaltes wegfallen, kann man behaupten. Ein ganz Andres ist es, dass die gewissenhafteste Scheidung überall gemacht werden muss zwischen dem bloss als wahrscheinlich Geglaubten und dem als bewiesen Gewussten, dass nie das erstere für das letztere genommen werde.“ Warnendes Beispiel: Creuzer. Sein Gegner Voss ganz auf dem Lobeckschen Standpunkte. — — Wenn die Sprachgelehrten den sogenannten Sachphilologen nicht gestatten wollen, über das durch ausdrückliche Zeugnisse Bewiesene, was oft so dürftig oder so schwankend ist, hinauszugehn: so verfallen sie in die grösste Inconsequenz. Die Wortkritik könnte auf diesem Wege nie weiter kommen als zu beweisen, dass eine Lesart nicht richtig sein könne. „Die Wortkritik aber zur Conjecturalkritik zu steigern, das würde ein durchaus vermessenes Unternehmen sein, nichts als ein müssiges Spiel der Phantasie. — — In der That ist zwischen einer Lesart und einem historischen Verhältniss des Staats-, Religionslebens u. s. w. durchaus gar kein wesentlicher Unterschied, beide sind Thatsachen, entweder klar und unverfälscht, oder verdunkelt und

verdorben überliefert. In letzterem Falle stehen nur Hypothesen zu Gebote, die nur möglichst viel innere Wahrscheinlichkeit haben müssen. Und mit welchem Rechte will H. für historische Ueberlieferung der sogenannten Realien Conjecturen oder Hypothesen verdammen und verpönen? er, der selbst unzählige Hypothesen oder Conjecturen gemacht hat für die historische Ueberlieferung von Lesarten, und darunter wahrlich nicht wenige, denen mit grösstem und grösserem Rechte der Vorwurf gemacht werden kann, dass sie mit subjectiver Willkühr, mit einem Uebergewicht der Phantasie oder mit Vernachlässigung der 'Sachgelehrsamkeit' aufgestellt sind. Ja, die Vergleichung lässt sich sogar noch weiter durchführen. Hermann hat oft genug, und mit vollem Rechte, den Grundsatz aufgestellt, dass ein rechter und ächter Kritiker sich so ganz in die Denk- und Sinnesweise, und in den Gedankenzusammenhang seines Schriftstellers hineinversetzen müsse, dass er gleichsam Nachschöpfer, Nachdichter werde und in congenialer Begeisterung das erfasse, was der Schriftsteller müsse gesagt haben an einer Stelle, wegen deren Corruptel wir nicht wissen, was er gesagt hat. Was aber, frage ich jeden, ist diese congeniale Thätigkeit anders, als wenn sich ein sogenannter Sachphilolog in den Zusammenhang von historischen Verhältnissen so hineindenkt, dass er sie gleichsam nachlebt und aus der Fülle dieser Anschauung heraus ein auf Wahrscheinlichkeit Anspruch machendes Resultat findet? Eins ist so gut wie das andre Anschauung oder Hypothese. Und doch wird das eine unbedingt verworfen und verdammt, und das andre versteht sich so von selbst, dass man es gar nicht erst der Vertheidigung für benöthigt hält!!! (Pfingst-Heiliger-Abend 6./6. 35.)"

§. 4. Positive Versuche einer Begriffsbestimmung der Philologie, nebst Kritik derselben. Nur drei sind überhaupt zur Sprache gekommen, welche die Wissenschaft der Philologie als selbständige hinstellen. (Nach der „Entwickelung".) Hermeneutik und Kritik ist die wichtigste Thätigkeit der Philologie, das beseelende Element, aber deshalb nicht der Zweck. Die dritte jener Ansichten, zu der Schellings Vorlesungen über das akademische Studium den Anstoss gegeben, hält R. für die richtige. Kurze Darstellung derselben. Hiernach gehört die Philologie zu den historischen Wissenschaften und zur Wissenschaft des Menschengeistes im Gegensatz zur Wissenschaft von der Natur. „Sie hat das geistige Leben, das Culturleben des classischen Alterthums zum Object. Vorläufig können wir sie als griechisch-römische Culturgeschichte bezeichnen." §. 7. behandelt das Verhältniss der Philologie zur Geschichte. Während alle übrigen Wissenschaften eine der vier Hauptseiten der Menschheit oder der Natur zum Inhalt haben, ist die Ge-

schichte, insofern sie nach der heute geltenden Bestimmung die Entwickelung der ganzen Menschheit zur Aufgabe hat, nur eine andre Auffassungsform für den Gesammtinhalt aller jener Hauptseiten des Menschenlebens. Wie sich dasselbe der Breite nach in jenen vier Hauptfunctionen entfaltet, so entfaltet es sich der Länge nach, im zeitlichen Fortgange, in einer Reihe von Entwicklungsstufen oder Perioden. Ebenso nun wie jene Functionen des Lebens der Breite nach zu einzelnen Wissenschaften (Theologie, Jurisprudenz u. s. w.) sich ausgebildet haben, ebenso haben die einzelnen Perioden in dem Maasse, in dem sie durch die Leistungen der Universalgeschichte klar hervorgetreten sind, das Recht sich selbständig zu constituiren. Am weitesten allen andren Perioden voraus ist durch die Leistungen der sogenannten Philologie das classische Alterthum, also der Name Alterthumswissenschaft Bedürfniss. Daneben der Name Philologie in Ehren zu halten, nur dass er in seiner Vieldeutigkeit den Inhalt der Wissenschaft selbst an sich nicht so bestimmt bezeichnet als jener. Ihre Gestaltung in Bezug auf die jetzt sogenannte Geschichte ist aber noch durchaus in flüssigem Zustande begriffen, eine reine und scharfe Grenzscheidung kann und muss erst von der Entwicklung der Zukunft erwartet werden.

Bei der Anordnung der einzelnen Disciplinen werden als propädeutische, formale vorangestellt: Hermeneutik und Kritik. Einen selbständigen Platz als Organon nimmt hierauf die Grammatik ein, das Mittelglied zwischen ihr und den materialen Disciplinen bildet die Metrik. Dann folgt die Masse derjenigen, welche die Darstellung des antiken Lebens selbst zum Inhalt haben: 1) Darstellung des wissenschaftlichen und poetischen Lebens: Litteraturgeschichte, 2) des gesellschaftlichen Lebens: politische Geschichte und Antiquitäten, beide einander ergänzend. Geographie gehört nur von ihrer ethischen Seite (Anbau und Cultur des Landes u. s. w.) in die Philologie als integrirender Theil der Antiquitäten; von der physischen Seite (Terrain, Flüsse u. s. w.) gehört sie zu den Naturwissenschaften, ist aber als nothwendige Hülfswissenschaft der Geschichte zu betrachten. Da alle Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens in viel höherem Grade als die der übrigen Lebensäusserungen durch Raum und Zeit bedingt ist, so ergeben sich zwei einleitende Capitel zu dieser Disciplin: a) Geo- und Topographie, b) Chronologie. 3) Darstellung des religiösen Lebens: Mythologie, d. i. Dogmengeschichte, und die Formen des Cultus: Liturgik. Den Römern eigenthümlich ist der enge Zusammenhang des Cultus mit dem Staatsleben, derselbe wird daher mit Recht als eine Hauptrubrik der römischen Antiquitäten behandelt. „Solche Accommodation ist so weit entfernt

unwissenschaftlich zu sein, dass sie grade dem wissenschaftlichen Historiker recht ziemt, — die speculativen Philosophen sind es, die gern Alles über einen Leisten schlagen." 4) Das künstlerische Leben, mit Ausschluss der Poesie: Archäologie. Welcker mag noch soviel gegen den Namen haben — jetzt ist er einmal recipirt. — „Im übrigen Deutschland ist man auch so einverstanden darüber, dass ich mich gewundert habe, in Schlesien so viel Unbekanntschaft mit dieser Unterscheidung zu finden." Anhangsweise: Numismatik, sofern der Hauptgesichtspunkt bei den Münzen ein künstlerischer ist.

II. Ausführung, besonderer Theil. A. Historisch-genetische Darstellung. Hiervon sind aus dem ersten Entwurf nur kurze Andeutungen, abgerissene Blätter erhalten. B. Systematischer Theil. Weitläufige Behandlung als unzweckmässig und unwissenschaftlich verworfen. „Wir ... werden es so machen, dass 1) der jetzige Standpunkt einer jeden Disciplin erhellt, 2) hier die methodologische Seite der Betrachtung ganz vorzugsweise hervortrete. Daher ich auch weit entfernt von bibliographischer Vollständigkeit. Erstlich kein Buch, was ich nicht selbst kenne; zweitens auch von diesen nur die bahnbrechenden und die für akademisches u. s. w. Studium wichtigsten." Allgemeine Bemerkungen eröffnen die Betrachtung. Den ganzen Umfang der Philologie in einem triennium selbstthätig zu studieren, geht über menschliche Kraft und doch gehört Alles zum Begriff des Philologen. Bei allem Studium kommt es an auf das rechte Maass und Verhältniss des productiven und des receptiven Studiums. Beides zu vereinigen ist die Hauptschwierigkeit. — Auf jene zwei Seiten läuft der ganze Unterschied der statarischen und cursorischen Lectüre hinaus. Beide nothwendig: wie im Einzelnen zu vereinigen, sehe jeder selbst zu: nur dass er das Ziel der Vereinigung stets im Auge habe. Für productives Studium empfehle sich vor allen Grammatik und Metrik als Grundlage aller übrigen Disciplinen, und die unentbehrlichen Kunstfertigkeiten der Hermeneutik und Kritik. Auch hier kann nur von einer theilweisen Productivität innerhalb der Gesammtgebiete, die Rede sein. Eine ebensolche partielle muss aber noch ausserdem geübt werden irgendwo in dem grossen Kreise der vier übrigen Hauptdisciplinen, — der Realdisciplinen. „Wo? ist an sich gleichgültig und kann von individueller Neigung abhängen. Im Allgemeinen kann ich aber nicht bergen, dass ich vor allen die alte Litteraturgeschichte für geeignet halte, die auf der Grenze zwischen Sprache und Realien dergestalt steht, dass sie in beide eingreift, für beide unentbehrlich ist. Das also was verlangt wird, ist: irgend eine Partie hier zum Gegenstande selbständigen Studiums einmal zu machen.

Man glaube nicht, dass so eine vereinzelte Uebung von wenig Belang sei. Es ist unglaublich, wie, eines Punktes sich einmal mit Aufbietung aller inwohnenden Kräfte bemächtigt zu haben, einflussreich auf die ganze zukünftige Thätigkeit wird. Ist's doch in der Grammatik eben so, oder in der Kritik: dieselben Momente in derselben Verbindung kehren nie wieder, aber Analogien überall. Keine solche Arbeit ist verloren, sondern trägt unübersehbare Früchte: der Sinn wird geschärft, auch das Neue, was sich bietet, nach schon gewonnenen Analogien anzugreifen und zu überwältigen; es wird das erworben, was man richtigen Takt, gesunden Blick nennt, ohne den nie etwas zu machen. Nun aber ist übrig, alles das — die grosse Mehrmasse natürlich — was nicht so selbstthätig durchgearbeitet und so angeeignet werden kann, so weit sich anzueignen, um den Zusammenhang der ganzen Wissenschaft zu übersehen, um sich — was ja als Aufgabe aller Philologie gefunden — das gesammte geistige Leben des Alterthums lebendig zu machen. Hier ist nur Receptivität möglich durch das Gedächtniss (was nur nicht in sclavischem Sinn zu nehmen). Woher aber zu nehmen? Zum Theil aus Büchern. Aber es giebt nicht überall welche, und auch wo es welche giebt, sind es doch nicht immer solche, die dem Standpunkte der Wissenschaft entsprächen; oder in der Auswahl, die dem Standpunkte des Lernenden entspräche. Hierdurch ist die Nothwendigkeit und das Bedürfniss der akademischen Vorlesungen gegeben, sowohl für die Disciplinen, wo gar nichts, als wo was existirt. Ich weiss sehr wohl, dass manche grundsätzlich davon ausgehen, lieber von einer Disciplin gar keine Notiz zu nehmen, als ohne eigne Selbstthätigkeit durch blosses 'mechanisches' Aufnehmen: aber ich kann auch dies Verfahren nicht anders als durchaus verwerflich finden. Gewöhnlich ist es mit den schönsten Vorsätzen verknüpft, später mit selbsteigner Kraft sich auf dergleichen zu werfen und sich so desselben viel nachhaltiger und eindringlicher zu bemächtigen. Aber man weiss auch, wie es mit dergleichen Vorsätzen zu gehen pflegt. Wenn aber auch eins und das andre (alles nie) später so nachgeholt würde, so geht grade die schönste Jugendzeit, in der man einen lebendigen Organismus mit Wärme in sich aufzunehmen, und in unauslöschlicher Anschauung und festem Bilde fürs ganze Leben sich einzuprägen vermag, für diesen Zweck verloren. Ausser in späteren Jahren und unter durchaus günstigen Verhältnissen und einer sehr eminenten Geistesfrische — die vor dem philisterhaften Selbsteinwiegen in ein beschränktes Amtstreiben bewahre — ist aber auch überhaupt gar kein solches Nachholen möglich. Am allerwenigsten während der Universitätsjahre selbst. Wo soll in aller Welt ein im ersten Stadium

des höhern wissenschaftlichen Lernens Begriffener die Zeit, die Geisteskräfte, ja selbst die äussern Hülfsmittel und die Routine in ihrem Gebrauche herbekommen, um sich dessen gleich wie im Fluge zu bemächtigen, um dessen Aneignung sich ein um Reihen von Jahren in der Bildung vorausgekommener Lehrer noch im Schweisse seines Angesichts abmühen muss? Dass aber ohne ein Fundament, welches in einer hinreichenden Summe von soliden Kenntnissen besteht, also ohne einen gewissen Umfang des Wissens nichts anzufangen ist, bedarf keines Beweises. Also: Orientirtsein im Ganzen, und selbständig im Einzelnen, das ist die Summe aller methodologischen Rathschläge."

Hermeneutik und Kritik. Aufgabe der Hermeneutik das Verstehen, der Kritik das Urtheilen. Da man nicht urtheilen kann, ohne verstanden zu haben, so wird von der Kritik die hermeneutische Aufgabe als gelöst vorausgesetzt. Sehr oft kann man aber das zu Verstehende auch nicht verstehen, ohne schon ein Urtheil über dessen Beschaffenheit gefasst zu haben: daher setzt das Verstehen auch die Lösung der kritischen Aufgabe voraus. So entsteht ein Zirkel, der in der Praxis immer wiederkehrt. Eintheilung der verschiedenen Seiten der Kritik: „Wenn man niedre Kritik die auf äusseren, höhere die auf inneren Gründen beruhende genannt hat, so ist das eine unlogische Unterscheidung, da beide nie getrennt sein können, und ungerecht, da keine vor der andern den Vorzug hat. Es ist nur eine Steigerung, die innerhalb einer jeden der obigen Arten von Kritik wiederkehrt." Zweierlei folgt aus Obigem für Methode im Allgemeinen: 1) falsches Verfahren, mit streng logischen Schlüssen zu Werke zu gehen; 2) Nothwendigkeit äussere und innere Kritik ins Gleichgewicht zu setzen. Die Kritik ist Jahrhunderte lang subjectiv geübt worden: glänzend Bentley. Einseitigkeit und Principlosigkeit, die zu jeder Willkühr führt, weil kein Anhalt. Historisch ist zu verfahren, nach den Quellen zu fragen, nach den objectiven Grundlagen — — die Geschichte des Textes zu erforschen, die glaubwürdigen von den unglaubwürdigen Handschriften zu unterscheiden, die Familien zu finden!

Grammatik. Kurze Uebersicht der neueren Leistungen. Jetzt sprachvergleichende, grossartige, historische Bestrebungen: Charakteristik der indogermanischen Studien. Von diesen Notiz zu nehmen: nicht Studium daraus zu machen. So ist als allgemeines Merkmal der neueren Bestrebungen die historische Auffassung der Sprache zu bezeichnen, als eines naturgemässen Organismus, der nicht mit dem logischen Verstande, sondern durch die gemeinsame Wirkung aller Geisteskräfte erwachsen ist. Damit ist auch der philosophischen Grammatik, die sonst herrschte, der Hals gebrochen. Hinterher kann der Gedanke kommen, und

nachweisen, wie die oder jene Gestaltung, die der Sprachbildung beliebt hat, den Gesetzen des menschlichen Geistes (aber nicht Verstandes) nicht zuwider ist, vielmehr wo sie darin ihren Grund findet, aber nicht vorschreiben, welchen Weg die Sprachbildung habe einschlagen müssen." — — Das Studium der Grammatik muss praktisch durch Lectüre ergänzt werden. „Einen gewissen Umfang der Lectüre alter Schriftsteller zu haben ist doch der Kern der ganzen philologischen Wissenschaft. Das kömmt immer mehr ab; die neuen Bücher nehmen zu sehr in Beschlag; deshalb deren Studium von vielen verdammt; ganz unwissenschaftlich; beides zu vereinigen; denn ohne die befruchtenden Ideen, die den Stoff beleben, ist alle Lectüre nur Stockgelehrsamkeit oder reines Amüsement." Hierauf eine Liste der Autoren und Schriften, die der Student ganz oder theilweise gelesen haben muss, cursorische und statarische Lectüre in Eins gerechnet, auf deren richtige Vertheilung Alles ankommt. — „Viel cursorische Lectüre ist nicht genug zu empfehlen: anders ist es gar nicht möglich, zu einigem Umfang solider Kenntnisse zu kommen, und Sicherheit *(facultatem et usum)* der Sprache zu erlangen. Nun aber, da es nicht genug ist, *ex usu* zu lernen, daneben tüchtige eindringliche, mit Kritik verbundene statarische Lectüre; eine gewisse Zahl von Hülfsmitteln ist nöthig, und nun mache mans so: u. s. w." [Die Ausführung wurde also improvisirt.]

IV. Metrik ganz kurz. „Existirte nicht vor Hermann. Dann Böckh. Ich halte beider Principien nicht für die richtigen. Gründe. Doch H.'s Einzelausführung praktisch höchst brauchbar." „Methodik. Vor allen Dingen prosodische Grundlage nöthig. Diese nur durch Uebung im Versemachen mit Sicherheit zu erwerben. Leider kommen diese Uebungen auf Schulen ab!"

V. Litteraturgeschichte. „In der alten Litteraturgeschichte spiegelt sich eine vollständiger Entwicklung des griechischen und römischen Geistes ab, die durchaus naturgemäss in Uebereinstimmung mit den übrigen Geistesäusserungen, und Stufe um Stufe sich bedingend vor sich gegangen. Das Bild dieser geistigen Entwickelung der Nationalität zu reproduciren, sofern sie in Schriftwerken sich offenbart, das ist die Aufgabe der Litteraturgeschichte."

Die Lücken der überlieferten Litteratur durch Fragmentsammlungen auszufüllen hat sich die neuere Philologie in Deutschland zur Aufgabe gestellt. — — „So dass ich diese Art von Thematis für überaus fruchtbar und wohlthätig zu Tirociniis halte: gründliches Eindringen in den allgemeinen Sprachcharakter einer Periode und einer Redegattung (worin der zu behandelnde Schriftsteller fällt, der mit den erhaltenen zu vergleichen ist), umfassende Lectüre des ganzen Kreises analoger Schriftsteller,

Aufforderung zur grössten Gründlichkeit in Grammatik (und Metrik bei Dichtern) in allen den einzelnen Punkten, worauf die Fragmente führen, die viel mehr Zweifel und Fragen stellen als eine vollständige Schrift; dann stete Kritik, Wort- und historische, und welch herrliches Feld für das Talent zur Conjecturalkritik! Weiter Verkehr mit andern Schriftstellern aller Zeiten und Gattungen, aus denen die Fragmente und andre Zeugnisse zu holen; Bücherkenntniss, die auch ohne gründliche Kenntniss jedes Buches überaus nützlich; und Routine in ihrem Gebrauch, damit man zu citiren und Citate zu finden wisse, sich in Ermangelung der rechten Ausgaben zu helfen wisse, endlich die stete Verknüpfung der Fragmentenbehandlung wie der Lebens- und Kunstdarstellung des Schriftstellers mit der politischen Geschichte, den Verfassungen, der Geographie, der Chronologie u. s. w., in denen allen man sich durch eine einzige solche Arbeit genug orientirt, um künftig Bescheid zu wissen und jede andre Arbeit darin in rechter Weise anzugreifen. (Ueber Volksstämme, Dialekte, Dichtungsgattungen hat man so Anlass, viel nachhaltiger sich zu orientiren, wenn man an einen speciell interessirenden Punkt anknüpft, und um dessen willen über jene Dinge Auskunft sucht. So lernt man viel interessanter synthetisch.) Zu allem diesem kommt, dass mit jeder solchen Leistung, selbst wenn vieles von dem Eigenen verfehlt und unhaltbar sein sollte, immer eine bestehende Lücke ausgefüllt wird, durch die blosse Sammlung und Zusammenstellung des Stoffes, wodurch allein Anerkennung und Benutzung nicht ausbleiben kann; während z. B. bei einer Untersuchung über einen einzelnen, grammatischen Punkt oder bei bloss kritischen Versuchen, sobald dort der Grundgedanke falsch befunden wird, oder hier die Conjecturen sich als unhaltbar ergeben, oft die ganze Abhandlung ihren ganzen Werth verliert." Hierauf reiche Uebersicht des noch zu Leistenden; u. A. Hinweis auf Panyasis und Pisander, die griechischen Tragiker, Historiker, Redner. „Die Philosophen wollen wir nicht als Regel aufstellen, sondern nur als Ausnahme gelten lassen: da hierzu besondre philosophische Studien nöthig, die individuelle Neigung erfordern. Aber ganze grosse Classe sind die Historiker der Philosophenschulen, namentlich der peripatetischen — — diese Eruditionsschriftsteller bilden den Uebergang zu den Grammatikern: ein fast ganz wüstes Feld (da Hemsterhuis in einer andren Richtung, als für die Litteraturgeschichte dafür thätig war, nämlich für die Wissenschaft der Grammatik selbst). Bei den Römern die einzelnen Komiker und Tragiker nach der zusammenfassenden Behandlung bei Bothe. „Selbst Plauti Fragmente noch nicht bearbeitet: d. h. so, dass aus den Fragmenten immer so viel als möglich ein Bild des Ganzen (d. i. des ein-

nachweisen, wie die oder jene Gestaltung, die der Sprachbildung beliebt hat, den Gesetzen des menschlichen Geistes (aber nicht Verstandes) nicht zuwider ist, vielmehr wo sie darin ihren Grund findet, aber nicht vorschreiben, welchen Weg die Sprachbildung habe einschlagen müssen." — — Das Studium der Grammatik muss praktisch durch Lectüre ergänzt werden. „Einen gewissen Umfang der Lectüre alter Schriftsteller zu haben ist doch der Kern der ganzen philologischen Wissenschaft. Das kömmt immer mehr ab; die neuen Bücher nehmen zu sehr in Beschlag; deshalb deren Studium von vielen verdammt; ganz unwissenschaftlich; beides zu vereinigen; denn ohne die befruchtenden Ideen, die den Stoff beleben, ist alle Lectüre nur Stockgelehrsamkeit oder reines Amüsement." Hierauf eine Liste der Autoren und Schriften, die der Student ganz oder theilweise gelesen haben muss, cursorische und statarische Lectüre in Eins gerechnet, auf deren richtige Vertheilung Alles ankommt. — „Viel cursorische Lectüre ist nicht genug zu empfehlen: anders ist es gar nicht möglich, zu einigem Umfang solider Kenntnisse zu kommen, und Sicherheit *(facultatem et usum)* der Sprache zu erlangen. Nun aber, da es nicht genug ist, *ex usu* zu lernen, daneben tüchtige eindringliche, mit Kritik verbundene statarische Lectüre; eine gewisse Zahl von Hülfsmitteln ist nöthig, und nun mache mans so: u. s. w." [Die Ausführung wurde also improvisirt.]

IV. Metrik ganz kurz. „Existirte nicht vor Hermann. Dann Böckh. Ich halte beider Principien nicht für die richtigen. Gründe. Doch H.'s Einzelausführung praktisch höchst brauchbar." „Methodik. Vor allen Dingen prosodische Grundlage nöthig. Diese nur durch Uebung im Versemachen mit Sicherheit zu erwerben. Leider kommen diese Uebungen auf Schulen ab!"

V. Litteraturgeschichte. „In der alten Litteraturgeschichte spiegelt sich eine vollständiger Entwicklung des griechischen und römischen Geistes ab, die durchaus naturgemäss in Uebereinstimmung mit den übrigen Geistesäusserungen, und Stufe um Stufe sich bedingend vor sich gegangen. Das Bild dieser geistigen Entwickelung der Nationalität zu reproduciren, sofern sie in Schriftwerken sich offenbart, das ist die Aufgabe der Litteraturgeschichte."

Die Lücken der überlieferten Litteratur durch Fragmentsammlungen auszufüllen hat sich die neuere Philologie in Deutschland zur Aufgabe gestellt. — — „So dass ich diese Art von Thematis für überaus fruchtbar und wohlthätig zu Tirociniis halte: gründliches Eindringen in den allgemeinen Sprachcharakter einer Periode und einer Redegattung (worin der zu behandelnde Schriftsteller fällt, der mit den erhaltenen zu vergleichen ist), umfassende Lectüre des ganzen Kreises analoger Schriftsteller,

Ausdehnung und Zusammenhang, wie wir anzunehmen durch die Schriftzeugnisse der Alten selbst gar nicht berechtigt sind ... ihr mystisches Element muss ihnen das ägyptisirende ersetzen. Der Lebenskern dieser und andrer Mythologen und Archäologen ist die Annahme, dass schon uralt die Idee von der Unsterblichkeit der Seele in Griechenland gewesen. [Diese ist von Lobeck Aglaoph. widerlegt, mehr wird Ambrosch ausführen: 'nicht vor Ol. 30' ... Alle Andeutungen für frühere Zeit erklären sich durch den Ritus von Todtencultus überhaupt]." Mit Emphase wird von dem „täglich wachsenden, einem ganz ungeheuren Umfange sich nähernden Stoffe" der Archäologie, von der ganz unübersehbaren Zahl der neuen Entdeckungen und Aufschlüsse auf diesem Gebiete gesprochen. „Jetzt das Neueste: Bemalte Architectur und Plastik." Dadurch habe die Geschichte der alten Kunst in ganzen weiten Räumen ein völlig verändertes Ansehen bekommen u. s. w. Dann die Vasenausgrabungen, ihre Bedeutung für Geschichte der Malerei und für Mythologie (Religion). Vergl. oben S. 203. Gerühmt wird die ungemeine Fruchtbarkeit des römischen instituto als Sammelpunkt der verschiedenen Entdeckungen, und das Verdienst des Müllerschen Handbuchs. Abschluss des Heftes: 24. August 1835. „Geschlossen nach mehrmaligem Dupliren 25. August 1835."

Sofort entwarf er den Plan, die diesmal nur zweistündig gehaltenen Vorlesungen in Zukunft sehr bedeutend zu erweitern. Derselbe ist auf einem Blatt folgendermassen skizzirt: „In der historisch-genetischen Ausführung der Grundlegung meiner Philologischen Encyclopädie, d. i. in der Geschichte der Philologie ist künftig mit besonderer Vorliebe und (wenn auch unverhältnissmässiger) Ausdehnung die erste Periode zu behandeln; mit andern Worten: es ist hier die Geschichte der Alexandrinischen und Byzantinischen Grammatik mit ziemlicher Gründlichkeit zu geben. Ist diese für die Encyclopädie einmal ausgearbeitet, so ist sie später als fertiger Kern einer 'Einleitung in die griechische Grammatik' zu benutzen, zu welcher noch hinzuzunehmen 1) Geschichte der griechischen Sprache. [Mit dem Capitel 'Kritik' können künftig paläographische Uebungen durch gemeinschaftliches Lesen Rehdigerscher Handschriften verbunden werden.] Es könnte auch beim Abschnitt Grammatik, sowohl griechisch als lateinisch, ein Verzeichniss der alten Grammatiker und ihrer erhaltenen Werke angebracht werden; aber besser ist überhaupt der folgende Plan: allmählig die ganzen Vorlesungen so auszudehnen, dass zwei vierstündige Collegia, auf zwei Semester vertheilt, den Stoff umfassen: das erste: die Grundlegung, die Geschichte, Kritik, Hermeneutik, Grammatik?, Metrik; das zweite: Grammatik?, Metrik, Litteraturge-

schichte, Antiquitäten, Mythologie, Archäologie." Vergleiche S. 243 f.

Zu S. 134. Die officielle Fassung der Preisaufgabe lautete: *Quum epicae poësis ab antiquissimis temporibus duo genera apud Graecos fuerint, quorum unum ad Homeri tamquam ducis et antesignani, ad Hesiodi nomen alterum refertur: quoniam in illo magna contentione nec sine successu elaboratum est, nunc de altero ita quaeratur, ut definita utriusque differentia singulorum tum poëtarum tum carminum, in Hesiodiorum numero habendorum, et recensio fiat et, accedente ad testimoniorum auctoritatem coniecturae probabilitate, adumbratio ac iudicatio.* (Renuntiationsprogramm der Sieger am 3. August 1836.)

Zu S. 140. In Halle begonnene, in Breslau allmählig fortgesetzte Liste von „Themata zu Programmen und Dissertationen."

1. *Chronologie des Protagoras.* [Vgl. opusc. I 429, und oben S. 285.]
2. *De Hesychio contra Welck. et Rank.* [Vgl. S. 141.]
3. *Scenae Plautinae suppositiciae* = 3. August 1835 (das Datum durchstrichen). [In die Abhandlung 'über die Kritik des Plautus' = opusc. II 1 ff. verarbeitet.]
4. *Etym. M. p.* 514, 4 κίναδος — παρὰ Μιλησίῳ. [Aus den Oros-Studien.]
5. *De doctrinae metricae scriptoribus Graecis.* [Vgl. S. 141.]
6. *De Gudiani Etym. fragmentis poeticis.*
7. *Ueber Ode* = *Volkslied* [opusc. I 245 ff. Vgl. oben S. 104.]
8. *De Aeschrione contra Naek.* [Unter Verweisung auf die Agathonica, wo die Bemerkung: „v. Naeke ⟨Choeril. S. 192 ff.⟩, der widerlegt werden wird." Im Heft über griechische Poesie keine Andeutung.]
9. *Agathonis fragmenta.* [Vgl. S. 143. 284.]
10. *Metrica: Glyconei. Geschichtliche Entwickelung?*
11. *Aesch. Sept. Chor. carm. I.* [Vgl. S. 318.]
12. *De Herodiano.* [Vgl. opusc. I 623 ff.]
13. *De Plauti Bacchidibus.* [Parerg. diss. VII. Vgl. oben S. 155.]
14. *Inedita Orionis.* [Vgl. opusc. I 589. 562. Scheidewin Coniectanea critica 1839.]
15. *Macedon. und Lacedaemon. Königsreihe.* [Vgl. opusc. I 415 ff. 707 ff.]
16. *Zeuxis. Hieronymus.* [opusc. III 827 ff. Parerg. 609 ff. Ursprünglich für Lectionskatalog 1835 bestimmt. Adversarien zu Zeuxis in den Agathonica.]
17. *Aristo Ceus. Versus Ciceronis.* [opusc. I 551 ff.]

18. *Marsyas.* [opusc. I 449 ff. Vgl. oben S. 145.]
19. *Harpocration.* [Vgl. S. 89. 143. 145. opusc. I 455 f.]
20. *Iambographi.*
21. *Versus politici.* [opusc. I 289 ff.]
22. *De Photio grammatico.* [opusc. I 618 Anm. Vgl. oben S. 145.]
23. *De grammaticis Graecis.* [Vgl. oben S. 144. 236.]
24. *Eudemus cum specimine.* [Vgl. opusc. I 667 ff.]
25. *Die Tragiker Philokles* u. s. w. [Vgl. S. 281 f. 285.]
26. *Poesis parodica.* [Vgl. oben S. 85.]
27. *Parabel vom ungerechten Haushalter.*
28. *Meletius.* [opusc. I 693 ff. 838 ff. Vgl. oben S. 145 f.]
29. *De Dionysii Halic. codicibus.* [opusc. I 472 ff. Vgl. oben S. 146. 233 f.]
30. *De Hesiod. Theog. Prooem.* [Vgl. opusc. I 729.]
31. *De Iphig. Aul. poeta.*
32. *De Anaximene Lamps.*
33. *De Schol. Vatic. Eurip.* [Vgl. Parerg. 323.]

Mit Rothstift sind für das „Ordinariat" in Aussicht genommen Nr. 18 und 21, „oder Punkte aus der Plautinischen Kritik (Miles)." Nr. 27 war eine Arbeit Graffunders, welche R. als Programm zu publiciren gedachte. An Graffunder 1. Februar 1836: „Nach Torgau" (an Niese) „habe ich gestern geschrieben: wenn sie Deine Blätter nicht bald abdrucken liessen, so würde ich ihnen zuvorkommen und die Exegese des ungerechten Haushalters zum Proömium eines der nächsten Lectionskataloge verarbeiten zum Aergernuss derer Theologi." Dass er u. a. mit der Erforschung Euripideischer Scholien (N. 33) beschäftigt sei, bemerkte R. in der Eingabe um Verlängerung des Urlaubs, Rom 12. Febr. 1837.

Als Themata für künftige akademische Reden sind verzeichnet:

a) über Wesen und Bestimmung der Universitätsseminarien.
b) dass für unsere Zeit der Wissenschaft allein gedeihlich sei die monarchische Staatsform, am ungedeihlichsten die demokratische. (Hierzu das Brouillon erhalten.)
c) Vergleichung der norddeutschen Universitäten mit den französischen, englischen, holländischen, russischen, österreichischen. „Vielleicht *de universitatum nostrarum propter instituta praestantia.*"
d) Wichtigkeit der Kunstbeförderung im Gegensatz zur Wissenschaft. „Museum in Breslau, wie in ganz Deutschland nur sehr wenige, von allen deutschen Universitäten nur zwei oder drei."
e) Bedeutung des akademischen Doctorgrades.
f) Specielle Bedeutung der Universität Breslau.

Die Anregung zu dem Entwurf einer Rede über die Vorzüge der absoluten Regierungsform für die Pflege der Wissenschaften war durch die Agitationen gegeben, welche in den dreissiger Jahren von Seiten der Stände (z. B. in Darmstadt und München) gegen die classischen Studien unternommen wurden. Namentlich hatte auch der dritte Schlesische Provinziallandtag (1830) Bevorzugung der Mathematik und der Naturwissenschaften, Beschränkung des Griechischen, grössere Berücksichtigung der lebenden Sprachen im Gymnasialunterricht verlangt, aber in Folge eines Promemoria von Altenstein abschlägigen Bescheid vom König erhalten. Der Entwurf geht davon aus, dass Wissenschaft und Kunst um ihrer selbst willen da seien, unabhängig von den *communes commoditates utilitates necessitates* ihren Werth haben, wenn diess auch vielleicht heutzutage und in Schlesien mehr als irgendwo im nördlichen Deutschland bezweifelt werde. Volksherrschaft sei *pernicies litterarum.* „*Si penes populum esset arbitrium, manerent medici, manerent* jetzt vielleicht noch *theologi,* die praktischen Juristen und praktischen Naturforscher: *exturbaremur philosophi, philologi* etc. — — Was hätten Karl d. Gr., Alfred, was die Mediceer geleistet, wenn sie das Volk gefragt hätten? ... Nicht würde jemals wo ein stupider Fürst ist, sich annehmen lassen, dass das Volk etwas thue." England und Frankreich seien generosere Nationen: und doch — wie werde von Einzelnen geklagt! Blüthe der Kunst und Litteratur in Griechenland zur Zeit des Pericles, in Rom unter August; der Gelehrsamkeit unter den Ptolemäern und Hadrian. Wenn man erst die Repräsentativverfassung werde gelernt haben, möge es besser gehen: jetzt übertreibe man im Sinne der Volksherrschaft.

Zu S. 141. Von der Recension der Leipziger Ausgabe (1832) des Gaisfordschen Hephaestion liegt ein Anfang vor. Unter Andrem werden die Worte im Eingang des Capitels über das ἀναπαιστικόν hergestellt wie in dem Aufsatz über die iambische Anakrusis (opusc. I 275). Bemerkung auf einem Zettel: „Die ⟨mit *R* unterzeichnete⟩ Rec. Jen. L. Z. ⟨1833⟩ Nr. 113 über Bamberger ⟨*de carminibus Aeschyleis a partibus chori cantatis*⟩ ist nicht von mir."

Zu S. 142. Von der „metrischen Kunst der Griechen" u. s. w. sind zwei Seiten Einleitung erhalten, in welchen die Aufgabe einer historischen Darstellung als gegeben durch den naturgemässen Stufengang, welchen die Entwickelung jener Kunst bei den Griechen (nicht so bei den Römern) genommen habe, nachgewiesen wird. „Wenn es also die genetische Ge-

schichte der griechischen Metrik ist, was sich als Vorwurf dieser Blätter ankündigt, so ist hier Metrik nicht als Wissenschaft genommen, sondern als Kunst, wie sie, ein freies Erzeugniss dichterischer Begeisterung in unmittelbarer Einheit mit dem Stoff der Poesie selbst erwachsen, durch die Schöpferkraft der hellenischen Dichterindividualitäten diejenige Gestaltung gewann, welche nach dem Absterben der Kunst das Object der Metrik als Wissenschaft wurde, die dann immerhin für sich wieder ihre eigne Geschichte haben kann."

Zu S. 148 (vgl. 81 f. 232). Die noch erhaltenen „einleitenden Vorträge zu des Plautus *Miles gloriosus*" vom Sommer 1832 geben eine ansprechende litterarhistorische Skizze der römischen Komödie vom damals gültigen Standpunkte aus. Von den fruchtbaren Gesichtspunkten und Entdeckungen, welche die Wissenschaft R. auf diesem Gebiete verdankt, noch keine Spur. [Noch in den „Vorlesungen über Plauti Trinummus" (Zuhörerheft von 1837/8, wiederholt in Bonn 1839/40) hat es bei den Namen 'Marcus Attius Plautus' sein Bewenden. Der Mercator-Prolog wird wegen der Form *Attii* in spätere Zeit gesetzt. Doch wird der Pseudo-Name 'Asinius' schon 1837/8 richtig erklärt wie Parerg. p. 3 ff.] Die Uebersicht über die Textgeschichte entbehrt noch eines festen Compasses. Die Nothwendigkeit einer neuen Collation des Mailänder Palimpsestes wird natürlich ausgesprochen. In Aussicht gestellt werden Ausgaben von dem Breslauer Schneider und von G. Hermann; von letzterem freilich erst nach dem Erscheinen des Aeschylus, „der schon seit 30 Jahren versprochen ist."

Zu S. 151. Dem Gedanken einer Proecdosis des Plautus stimmte G. Hermann bei am 16. April 1834: „Ich freue mich, dass Sie die Plautinische Reise nicht aufgegeben haben; stimme Ihnen aber ganz bey, dass Sie für jetzt einen Text mit Varianten geben wollen, die als Basis einer eigentlichen Bearbeitung gelten können. — — — Vor dem Vorwurfe einer sogenannten diplomatischen Ausgabe sind Sie bey dem Plautus hinlänglich gesichert, da es, wie Sie selbst bemerken, hier gar nicht möglich ist, sich an die oft ganz sinnlosen Lesarten der ältesten Bücher zu halten, sondern auf jeden Fall doch ein lesbarer Text, grade in dem Maasse, wie Sie es beabsichtigen, gegeben werden muss. — — — Der Plan, den Sie mir mitzutheilen die Güte haben, scheint mir durchaus richtig zu seyn. — — — Denn wenn ich auch oft aufgefordert bin, bald den Trinummus, der vergessen seyn soll, wieder herauszugeben, bald ein anderes Stück zu bearbeiten, so habe ich mich doch stets

eben deswegen vor dieser Arbeit gescheut, weil es noch an einer sichren Basis fehlte, und die, die ich aus dem Terenz schöpfen zu können glaube, doch noch besonders drey schwierige Punkte hat, welche bloss aus dem Plautus selbst bestimmt werden müssen, die Gränzen des Hiatus, die regelwidrige Accentuation, und die bey dem Terenz nicht vorkommenden Versarten. Ich freue mich daher sehr auf Ihre Ausgabe, nicht um Ihnen vorzugreifen, sondern um die Principien finden zu können, nach denen Plautus zu beurtheilen ist, und, wenn ich je einmal veranlasst werden sollte, an den Plautus zu denken, um höchstens an einem Stück zu versuchen, wie weit damit zu kommen sey. Denn davon bin ich ganz überzeugt, dass auch ein codex rescriptus, wie der von Mai verglichene, noch nicht viel helfen kann, sondern die Hauptsache immer durch einen richtigen Takt werde gemacht werden müssen, der aber gleichweit von mikrologischer Superstition, wie von Bentleyscher Imperiosität entfernt sein muss. — — — Sie preise ich glücklich wegen des Apparats, den Sie besitzen, und wegen der Ausdauer in so mühsamen Arbeiten, die Sie nun schon mehrmals auf so ausgezeichnete Weise gezeigt haben. Mögen Sie auch diese beschwerliche Arbeit vollenden. Anerkannt wird das gewiss werden, und vor allen von mir."

Zu S. 155 (vgl. 231). G. Hermann an Ritschl. Leipzig, den 16. März 1837. „— — — Weise hat mir den ersten Band seines Plautus geschickt, und, wahrscheinlich in der Meinung, dass ich sein Verfahren billigte, mich um eine Anzeige desselben gebeten. Diese Bitte habe ich erfüllt, und eine Beurtheilung in die Jahnschen Annalen ⟨1837 Band 19 S. 264 ff.⟩ gegeben, in der ich den Prolog und die erste Scene des Amphitruo, so wie auch die erste Scene der Bacchiden vorgenommen habe. Er wird aber wenig zufrieden sein, da ich sein Verfahren auf keine Weise gut heissen kann. Aber auch mit Ihren prosodischen und metrischen Ansichten kann ich mich nicht einstimmig erklären. Die Regeln können meines Erachtens nicht aus dem Texte des Plautus, auch wenn noch mehrere und weit bessere Codd. werden verglichen worden sein, genommen werden, sondern nur die Ausnahmen von den Regeln, und auch diese in viel geringerer Anzahl. Denn es scheint mir unglaublich, dass Plautus, wo er ein Wörtchen hinzusetzen oder weglassen, oder eine Wortstellung wählen konnte, das nicht gesehen haben sollte, und lieber harte, und der sonst von ihm selbst beobachteten Gewohnheit gänzlich zuwiderlaufende Rhythmen und prosodische Härten sich erlaubt hätte. Das würde ich nicht eher glauben, als bis eine authentisch von ihm selbst geschriebene Handschrift mich überzeugte. Mögen Sie bei voller

Gesundheit und nach gänzlich in Italien verschwundner Cholera recht erwünschte Ausbeute mitbringen. Dennoch wollte ich wetten, dass das Resultat eher meine Ansicht bestätigen, als wankend machen würde. Hier hat der aus Meissen hergekommene Professor der Archäologie Becker in seiner Habilitationsdisputation über den Plautus gesprochen, und den von mir bei der Opposition scharf bestrittenen Satz aufgestellt, dass Plautus vor jedem gleichlautigen Doppelconsonanten, wie *ll, mm, pp,* selbst in verschiedenen Worten, den Vocal kurz gebrauche. Wie ich höre, will er diesen Satz in einem Programm rechtfertigen. Das geht nicht an, und er wird es nicht durchführen können. Darin aber besteht die grosse Schwierigkeit, dass Vieles erlaubt und auch nicht erlaubt ist, und es immer auf die sehr mannigfaltigen Bedingungen ankommt, unter denen das Unerlaubte erlaubt, und das Erlaubte unerlaubt ist. Doch darüber wird erst dann sicherer gesprochen werden können, wenn ein besserer Apparat vorliegt."

Zu S. 156. Die Vergleichung der editio princeps der Breslauer Abhandlung *de Plauti Bacchidibus* mit der Ueberarbeitung in den Parerga ist nicht ohne Interesse. So heisst es z. B. gleich auf der ersten Seite (p. 3) 'non *ausim Pellio . . . mutare in Pollio*', in den Parerga p. 392: 'nunc *non ausim defendere in libris mss. proditum Pellio*'. Eben diese Form hat neuerdings die Didascalie zum Stichus bestätigt (vgl. Studemund 'de actae Stichi Plautinae tempore' in den 'commentationes philologae in honorem Theodori Mommseni editae' 1877 p. 800 f.). Natürlich zeigt übrigens die zweite Ausgabe durchweg einen weiter vorgerückten wissenschaftlichen Standpunkt. Von den argumenta acrosticha heisst es p. 11: *nondum potui adduci, ut cum Lingio . . . ab ipso Plauto profecta crederem,* Parerg. 429: *quis tandem adduci poterit, ut . . . credat?* Die Annahme eines zweisilbigen *filius* (p. 11 unten) ist weggefallen. Von einem doppelten Hiatus wird p. 21 noch zugestanden, dass er *minime carens exemplis ac defensus ab Lingio* sei, Parerg. 423 wird er als *male defensus ab L.* verworfen. Auch sonst tritt in der kritischen Behandlung der Verse der Fortschritt in der metrischen Erkenntniss mehrfach hervor. Statt *M. Atti* p. 21 steht Parerg. 424 natürlich *Macci.* Die Bestimmung der Geburt des Dichters *haud ita multo post initium sexti saeculi* wird nicht mehr schüchtern mit *natum esse oporteat* (p. 22) und Berufung auf Windischmann, sondern unter Verweisung auf diss. II zuversichtlich mit *constet* angesetzt. Vorsichtiger wird in den Parerga p. 393 angenommen, dass Varro im Stande gewesen sei, *certa annorum descriptione, si non omnes, at plurimas fabulas, earum*

potissimum plurimas, quae nunc superstites sunt, definire; während die erste Ausgabe ihm die Fähigkeit zutraut *certissima annorum descriptione singulas fabulas definire.* Aus manchen Einzelnheiten geht hervor, dass die Untersuchung 'de veteribus Plauti interpretibus' wenigstens schon im Werke war.

Zu S. 231. Um sich zu vergegenwärtigen, wie schrittweise die Erkenntniss der Plautinischen Verstechnik vorwärts ging, ist die Correspondenz zwischen Ritschl und Hermann beachtenswerth, welche sich an diesen Brief knüpfte. Jener hatte am Schluss seines Schreibens dem neu gewonnenen Standpunkte gemäss die Eingangsscene des Stichus in ziemlich künstlichen baccheischen Versen zu constituiren gesucht, Hermann dagegen in seinen Zusätzen (Zeitschr. für Alterthumswissenschaft 1837 S. 758 ff. = Ritschl opusc. II 197 ff.) mit allerdings überlegener Meisterschaft die echten Rhythmen hergestellt, aber — zu grossem Erstaunen Ritschls — unter Zulassung einer Reihe von Licenzen (*hĭnc, virĭ*, Positionsverletzung nach *decet, placet*), auf deren Ausmerzung aus allen Kräften derselbe grade ausging. Aber er fand auch sofort die ihm einzig annehmbar scheinende Lösung. „Wahrscheinlich machen Sie den stärksten Unterschied zwischen Dialog und Canticis, lassen die Regelstrenge, Gesetzmässigkeit und Eleganz des Versbau's, die Sie selbst so nachdrücklich zu behaupten pflegen, nur für jenen gelten, erlauben aber die Licenzen, mit denen die bisherigen Plautinischen Kritiker auch den Dialog ohne Bedenken verunstalteten, für die Cantica? Ist diess wirklich Ihre Meinung, die von Ihnen, soviel ich weiss, niemals bestimmt ausgesprochen worden ist, so würden Sie mich sehr verpflichten, wenn Sie mich würdigten, es gelegentlich mich selbst einmal von Ihnen hören zu lassen. Alsdann erst würde sich über ein Mehr oder Weniger innerhalb jener Grenzen disputiren lassen. Denn davon glaube ich ganz fest überzeugt sein zu dürfen, dass Sie im Trimeter ein *decĕt nec,* oder ein zweisylbiges *filios* und was dergleichen mehr ist, nicht dulden." (April 1838.) Und was antwortete Hermann, welchen sein Genius in jenem canticum so weise den richtigen Weg geführt hatte, auf diese Interpellation? Ganz kleinlaut schreibt er (4. Juni 1838): „Dass Sie viele Licenzen, die ich noch gestattet habe, verwerfen, freut mich, und auf Ihre Frage, ob ich einen Unterschied unter den Canticis und dem Dialog mache, gestehe ich ganz offenherzig, dass ich in den Canticis und den Anapästen nur aus Desperation solche Licenzen zugelassen habe. Mein Gefühl hat sich stets dagegen gesträubt, und ich hege die Hoffnung, dass, wenn Ihre Codd. auch nur einige solcher Dinge beseitigen, wir weiter gehen können, und auch

den Anapästen und Canticis dieselbe Prosodie wie dem Dialog vindiciren müssen. Ohne Kühnheit wird das freilich nicht möglich sein: aber steht nur erst die Regel fest, dass dergleichen Licenzen nicht statt haben können, so folgt daraus, dass Plautus so nicht könne geschrieben haben, folglich dass er entweder, was eine Conjectur darbietet, oder doch etwas andres geschrieben haben müsse. Fahren Sie daher nur getrost in der begonnenen Strenge fort, die doch zum Ziele führen muss."

Zu S. 242. Alexandrinische Bibliotheken. Lehrs an R. 13. Januar 1839: „Abgerechnet dass ein grosser Theil Ihrer Arbeiten meine Studien so nahe berührt, ist mir in allen Ihren Sachen vielleicht mehr als vielen andern ein Labsal bereitet, weil ich gegen einen grossen Theil jetziger philologischer Litteratur eine vielleicht krankhafte Aversion empfinde, und wenn solche Sachen kommen, mit Ihrer Klarheit des Zwecks und der Ausführung, baaren Gewinn bringend in dem grössten Theil der Resultate — doch was soll ich weiter ausführen —, so wird mir ordentlich wohl und gesund zu Muthe." Mehrere sachliche Bemerkungen aus dem langen inhaltreichen Schreiben sind von Ritschl in der zweiten Ausgabe seiner Abhandlung opusc. I 130. 160. 173 dankbar verwendet worden. Auf die Einwendungen über die den Homer betreffende Partie ist er nicht eingegangen. Abgesehen von Einzelnheiten sprach L. Bedenken aus gegen die von R. angenommene Bernhardysche Erklärung der Formel ἐξ ὑποβολῆς — nach untergelegtem Exemplar —, und gegen die Glaubwürdigkeit der Geschichten von Pisistrateischen und Solonischen Interpolationen. Vgl. *de Aristarchi studiis ed.* II p. 439—450, wo die ganze Nachricht von der Pisistrateischen Homerredaction stark in Zweifel gezogen wird. Bei Uebersendung des Büchleins hatte R. an Lehrs geschrieben (14. April 1838): „Gegen die concentrirte Bündigkeit Ihrer Untersuchungen sticht freilich die behagliche Breite des beiliegenden opusculi sehr ab; das liegt aber einmal in meiner Natur, und ich sehe nicht ein, warum nicht — innerhalb gewisser Grenzen — jede Natur ihr Recht haben und sich soll gehen lassen dürfen. Aber was von der Hauptsache selbst, dem Rettungsversuch der Pisistrateischen Homerredaction, zu halten, darüber möchte ich von keinem Menschen ein Wort lieber hören, als von Ihnen. Denn die Andren sind meist Partei und befangen; das letztere gilt auch von dem guten Nitzsch, der es sehr ehrlich meint, aber viel zu peinlich arbeitet, als dass er sich einer durch zehnjährigen Schweiss eroberten Meinung leicht entäussern könnte." Am 7. September 1839 schreibt er von Bonn aus: „Ich weiss es jetzt sehr wohl, und viel besser als alle Recensenten, beson-

ders der Hallische Eisenfresser, an welchen Schwächen mein homerisch-alexandrinisches Büchlein leidet, und wo es der Schuh drückt, auch ohne Nitzschs Bekämpfung; Gescheiteres hat aber doch niemand zur Ergänzung und Berichtigung gedruckt gesagt, als Sie geschrieben."

Zu S. 257. *Friderico Ritschelio Rhenanam cum Viadrina commutanti hoc grati animi monumentum posuerunt seminarii philologici socii. Adiecta est Rob. Engeri de responsionum apud Aristophanem ratione dissertatio. Vratisl. 1839.*

Die Praefatio lautet: *Relicturum Te esse, Friderice Ritscheli, hanc litterarum Universitatem ubi rumor urbem nostram pervolavit: quum permulti alii tum nos qui Seminarii philologici Te duce inde ab anno CIↃDCCCXXXIII. usque ad annum CIↃDCCCXXXIX. eramus sodales non potuimus non graviter commoveri. Ac Tibi commodius rem cessisse et maximo opere laetamur, et ex animo Tibi gratulamur: nobis incommodius cessit, qui tali orbemur praeceptore et duce et amico, quali vix paucis frui contingit. De eruditione atque doctrina tacemus: satis loquuntur publica quae posuisti monumenta. At aliud est ipsum esse doctum, aliud alios docere. Hoc est de quo egregie Tu praeter ceteros meritus es, quod non tantum doctrinae fontes aperuisti, sed etiam viam monstravisti, qua unusquisque ingredi debeat, singulorum indolem ac studia perspexisti, nitentes adiuvisti, verus denique extitisti studiorum moderator. Quid dicam de summa erga unumquemque liberalitate, comitate, facilitate, qua ita omnes excepisti, ut nisi doctiorem dimitteres neminem, omnes qui Te adiissent, egregie et consiliis et subsidiis adiuvarentur. Sed quid multa: Reverentiae et amoris hoc accipe signum, mutuae simul memoriae vinculum. Vale.*

Vratislaviae a. d. XVII Cal. April. CIↃDCCCXXXIX.

1. Guil. Schoenborn, *Conrect. schol. provinc. Crotocin.*
2. Jos. Spiller, *Collab. Gymn. Glivic.*
3. Theod. Lucas, *Collab. Gymn. Hirschberg.*
4. Dr. Jac. Prabucki, *Praec. sup. Gymn. Marian. Posnan.*
5. Dr. Rob. Enger, *Collab. Gymn. Matthiae. Vratisl.*
6. Ferd. Beissert, *Praec. Gymn. Glogav.*
7. Guil. Wolf, *Cand. phil.*
8. Aug. Stephan, *Praec. Gymn. Cielcens. Polon.*
9. Salom. Mende, *Collab. Gymn. Liegnic.*
10. Dr. Jul. Zastra, *Praec. Gymn. Matthiac. Vratisl.*
11. Guil. Passow, *Praec. Gymn. Meiningens.*
12. Dr. Pistoth. Tzschirner, *Praec. Gymn. Magdal. Vratisl.*
13. Ed. Glaeser, *Praec. Gymn. Frideric. Vratisl.*

14. Guil. Burghardt, *Cand. phil.*
15. Dr. Guil. Markscheffel, *Collab. Gymn. Magdal. Vratisl.*
16. Sim. Isaac, *Cand. phil.*
17. Jul. Fechner, *Praec. Gymn. Bromberg.*
18. Dr. Ant. Becker, *Cand. phil.*
19. Dr. Erdm. Kaemmerer, *Praec. Gymn. Olsn.*
20. Dr. Guil. Wagner, *priv. doc. in Univ. Vratisl.*
21. Ed. Roesinger, *Cand. phil.*
22. Dr. Jul. Schmidt, *Cand. phil.*
23. Dr. Jos. Szostakowski, *Cand. phil.*
24. Gum. Moessler, *Cand. phil.*
25. Henr. Wimmer, *Cand. phil.*
26. Jul. Haegele, *Stud. phil.*
27. Gust. Hartmann, *Stud. phil.*
28. Guil. Beisert, *Stud. phil.*
29. Laur. Mueller, *Stud. phil.*
30. Jul. Brix, *Stud. phil.*
31. Alb. Beinert, *Stud. phil.*
32. Jul. Gohlisch, *Stud. phil.*
33. Gust. Weigand, *Stud. phil.*
34. Ad. Tschepke, *Stud. phil.*

DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1881

Vorwort.

Nicht ohne Wehmuth gebe ich hiermit den zweiten Band, welcher das vor zwei Jahren zur Hälfte geförderte Lebensbild abschliesst, aus den Händen. Nun ich den Griffel niederlege und den so lange auf die geliebte Gestalt gehefteten Blick von ihr ablenke, scheint mir der Unersetzliche zum zweitenmal entrissen zu werden.

Ob es mir gelungen den Menschen wie den Gelehrten nach den verschiedenen Seiten seines Wesens, Wirkens und Könnens so darzustellen, dass die ihn am besten und tiefsten kannten an der Wahrheit der Züge nichts Wesentliches auszusetzen finden, muss dem Urtheil der Berufenen überlassen bleiben. Unter den wohlwollenden und beifälligen Stimmen, welche über den ersten Band laut geworden sind, hat es auch an einem mahnenden Zweifel nicht gefehlt, ob der Verfasser in seiner weiteren Darstellung auch dem Gebote objectiver Kritik genügen werde. Ich hoffe, man wird dem Biographen dasselbe Recht zugestehen wie dem Maler und dem Bildhauer, denen man nicht zumuthet grade die weniger gefälligen Theile eines Menschenantlitzes in scharfer Beleuchtung hervortreten zu lassen. Ein Werk der Pietät braucht kein Panegyricus zu sein: sie würde sich aber selbst verleugnen, wenn sie ihr Object auf den Secirtisch legen wollte. An geziemender Freimüthigkeit hab' ich es, denk' ich, nicht fehlen lassen: mag die Geschichte der Wissenschaft dereinst von höherem und höherem Standpunkt aus ihren Spruch fällen. Ich hatte nicht nöthig, ein Wort zu schreiben, welches der Verewigte nicht getrost, wenn er noch unter den Lebenden wäre, lesen dürfte. Und ich weiss, wie sich der Bescheidene über dieses Buch auslassen würde. So ungefähr, wie er unter

Anderem einst einem befreundeten Collegen schrieb, der die Verdienste seines Inschriftenwerkes zu populärer Kunde gebracht hatte. „Niemand kann mehr durchdrungen sein von dem lebhaftesten Bewusstsein dessen, was ihm fehlt, als ich. Womit ich mich schliesslich getröstet und das beunruhigte Herz wieder einigermassen ins Gleichgewicht gesetzt habe, das ist eine doppelte Erwägung. Erstlich, dass ich mir wohl ohne eitles Selbstlob das Zeugniss geben darf, dass, wie mangelhaft auch in vieler Beziehung das Vollbringen geblieben, doch der Wille gut und auch nicht ohne eine gewisse — sei es Stärke, sei es eigensinnige Zähigkeit war. Sodann sehe ich in Ihrer Auffassung vor Allem das, was doch eigentlich am meisten Werth hat im Menschenleben: die Liebe, sachliche wie persönliche, die redliche Bemühungen und nicht misrathene Leistungen mit einer gewissen Wärme und empfänglichen Theilnahme aufzunehmen fähig ist, wie sie in unserer egoistischen Zeit, wenn ich nicht irre, immer weniger häufig wird, und ohne die doch eigentlich gar keine rechte Freude am Leben ist. Ich sehe Ihre schönen Worte gleichsam vom Standpunkte eines Nekrologs an, der das Recht hat sich an die Lichtseiten zu halten, um ein Lichtbild zu entwerfen, was auch andere freut, während die Schattenseiten nicht geleugnet werden, aber nur grade bei dieser Gelegenheit sich nicht nothwendig in den Vordergrund schieben müssen.“ [1])

Dass nicht nur die mitgetheilten Thatsachen in ihrem Zusammenhang und ihrer Entwickelung, sondern auch die subjectiven Aeusserungen, Empfindungen und Beweggründe unseres Freundes urkundlich mit unbedingter Zuverlässigkeit verzeichnet werden konnten, das verdanken wir der schon früher im Vorworte zum ersten Band gerühmten Fülle des Materials. Den grösseren Theil hat er selbst hinterlassen: wohlgeordnete Personalacten; Specialsammlungen und Aufzeichnungen über einzelne besonders wichtige Lebensabschnitte, Unternehmungen und Beziehungen; Papiere mannigfachen

1) An Monnard 16. Juni 1863.

wissenschaftlichen Inhalts, Gedenkbücher, ein ganzes Archiv von Correspondenzen. Von den Acten des k. preussischen Cultusministeriums haben für diesen Band besonders die Berichte über das Bonner Seminar und über die Reorganisation der dortigen Bibliothek interessanten Ertrag geliefert, während die Darstellung der Conflictszeit lediglich aus R.s eignem Nachlass geschöpft ist. Ueber die Leipziger Periode standen mir ausser den Acten des k. sächsischen Cultusministeriums, den Archiven der philosophischen Facultät und der wissenschaftlichen Prüfungscommission mehrere Schreiben an des Herrn Ministers v. Falkenstein Exc. zu Gebote. Auch stellte der Rath der Stadt Leipzig ein wichtiges Gutachten in Schulsachen zu meiner Verfügung.

Reiche Ausbeute haben eigenhändige Briefe R.s geliefert, welche mir theils unmittelbar aus seinem Nachlass, theils durch die Güte der Empfänger oder ihrer Hinterbliebenen bekannt geworden sind, vor andern die an seine Eltern, an Jacob Bernays, Heinrich Brunn, Dübner (mitgetheilt von Herrn Adert in Genf), A. Fleckeisen, A. Graffunder, G. Hermann, C. Halm, M. Hertz, H. Keil, G. Kiessling, L. v. Lancizolle, K. Lehrs, G. Löwe, Eugen Mehler, Monnard, C. Niese, L. Pernice, Schneidewin, Stenzler, G. Welcker. Auf meine Bitte theilte mir die Leidner Universitätsbibliothek Briefe an Geel, das kais. archäologische Institut in Rom die an Emil Braun, das k. preussische Staatsarchiv und Herr Professor Varrentrapp solche an Johannes Schulze mit. Ausserdem haben mich mit besonders werthvollen Zusendungen und Mittheilungen unterstützt die Herren Brambach, Dziatzko, Eckstein, Fleischer, Jungmann, Wilhelm Schmitz, H. Stürenburg, Curt Wachsmuth. Allen, auch den nicht besonders Genannten, fühle ich mich zu aufrichtigem Danke verpflichtet. Durch strenge Ausscheidung alles Persönlichen ist der Discretion Genüge geschehen.

Mit charakteristischen Reliquien in den Beilagen bin ich vielleicht wie im ersten Bande dem Einen zu sparsam, dem Andern zu freigebig gewesen. Mit Bedauern musste Manche von allzugrossem Umfange oder allzuvertraulicher Fassung zurückgelegt werden. Auch den weitgreifenden Einfluss R's auf die

philologische Litteratur seiner Zeit in vollständigen Nachweisungen vorzuführen musste ich mir versagen.[1]) Noch sind die Wirkungen seines Beispiels und seiner Lehre nicht abgeschlossen. Ihnen nachzugehen wird ein anziehendes Capitel für eine dereinstige umfassende Geschichte der Philologie bilden, welcher auch eine „unparteiische" Würdigung der sogenannten R.schen Schule vorbehalten bleiben mag. Dass ihr Meister sie nicht für die alleinseligmachende ausgeben wollte, ist an gehöriger Stelle hervorgehoben worden, und schon darin begründet, dass von einer ausschliesslichen R.schen Methode ja nie die Rede gewesen ist und sein konnte. Er hat auch weder besondre Dogmen aufgestellt, auf welche er seine Jünger verpflichtete, noch wie ein Hippias von Elis sich berühmt, dass man Alles von ihm und nur von ihm lernen könne. Erziehen, anregen, den Weg weisen wollte er. Wie frei und vielseitig diese Anregung war, zeigen die Früchte, so verschieden nach Art und Güte, wie es die Natur der Individuen und der sie bestimmenden Umstände mit sich brachte. Für ein Glied dieser weit verzweigten und weit auseinandergehenden Familie würde es sich ebensowenig ziemen, gleichsam in öffentlicher Beichte Schwächen und Verirrungen als Vorzüge und Verdienste der Gesammtheit oder der Einzelnen aufzuweisen. Auch würde ja schon die Gerechtigkeit dann auch einen vergleichenden Blick auf andre Familien oder Schulen erfordern, wogegen doch der gute Geschmack Einspruch erheben müsste.

Das Bildniss, welches diesem Bande vorangestellt ist, gehört der Leipziger Zeit an: es giebt die Energie und Grossartigkeit der Züge am besten wieder, weniger die gewinnende Freundlichkeit und Beweglichkeit. Es war eben allezeit schwer diese lebensprühende Persönlichkeit gleichsam mit einem Blick ganz zu fassen. Von plastischen Abbildern ist ausser einer wenig gelungenen Büste von Afinger aus dem Jahr 1862 ein treffendes Medaillon aus der Leipziger Zeit, Jugendarbeit von Adolf Hildebrand, dem Neffen, und von demselben für das von Schülern gestiftete, am 29. Mai 1880

1) Ein vollständiges, wohlgeordnetes Verzeichniss von Ritschls eignen Schriften findet sich bekanntlich am Schluss des fünften Bandes der opuscula, deren vollendete Herausgabe Wachsmuth verdankt wird.

enthüllte Grabdenkmal[1]) gearbeitet eine mit grosser Feinheit modellirte Bronzebüste zu erwähnen, von welcher ein zweites Exemplar aus gleichem Material für die Räume des philologischen Seminars, eine Marmorcopie für die Aula der Universität Leipzig bestimmt ist.

Aufmerksamen und freundlichen Lesern des ersten Bandes verdanke ich manche Berichtigung und Ergänzung, einige sind mir auch selbst gelegentlich aufgestossen. Indem ich mich der Wohlthat 'minima non curat praetor' getröste, theile ich Erheblicheres im Folgenden mit.

Der S. 4 Z. 2 von oben erwähnte, etwa $1^1/_2$ Stunde von Weissensee gelegene Ort heisst Schallenburg, nicht 'Schallenberg'; der Kantianer S. 33 Gerlach (vgl. S. 278), nicht 'Gerhard'. Ob dagegen der S. 71 genannte, bekannte Jurist sich damals 'Blume', wie dort angegeben, oder vielmehr Bluhme nannte, ist keineswegs mit unbedingter Sicherheit zu sagen, denn „er hat, wie die alten Römer in seiner Orthographie periodenweise gewechselt" (R. an Fleckeisen 6. Mai 1855), so dass Ritschl selbst nie wusste, wie er augenblicklich den Namen zu schreiben habe, wie denn auch der Nomenclator philologorum zwischen beiden Formen die Wahl lässt. Dass ich aber den Sohn des Kanzlers Niemeyer einmal, S. 36, nicht Hermann, sondern 'Agathon' genannt habe, thut mir leid, seitdem ich durch Arnold Ruge[2]) weiss, dass dem „Chef" dieser sein Taufname ein unbequemer war, von dem er vorzog keinen Gebrauch zu machen. So ist denn auch der II 409 Anm. 2 erwähnte Hermann eben dieser verpönte „Agathon".

Zu den auf S. 41. 44. 45 genannten Reisigianern, von denen Hahn schon als Student zur Theologie übergetreten ist, kommen noch hinzu Blumenthal, Reinhard, Stern,

1) Die Vorderseite des schönen Postamentes trägt die Inschrift: FRIDERICO · RITSCHELIO | LITTERARVM · ANTIQ · LVCI | PRINCIPI · PRAECEPTORVM | AMICORVM · PRAESIDIO | DISCIPVLI · PIENTISSIMI | F · C

2) 16. Juli 1879: „Bei Ihrer Familiarität mit den Verhältnissen fällt Agathon etwas aus der Rolle."

Kahnt, alle todt, wie auch Parreidt. Der Erfurter Jugendfreund C. Schmidt (I 18) taucht in Briefen an R. aus den vierziger und fünfziger Jahren als Director in Bielefeld auf, der sich mit einem Buch über das griechische Verbum trägt. Der Antiplautiner auf S. 147 schrieb sich G. A. B. Wolff, nicht 'Wolf', die grosse Schauspielerin Julie Rettich (S. 168), nicht 'Rettig', der Czeche Palacky (S. 219), nicht 'Palazki'. — Als Beitrag zur litterarischen Mythenbildung ist bemerkenswerth, dass ganz dasselbe Dictum, welches S. 46 aus einer Halle'schen Disputation berichtet wird, nach C. Beyer, dem Biographen Rückerts[1]), von diesem bereits im Jahr 1811 bei seiner Jenaischen Habilitation dem Philologen Eichstädt erwidert sein soll. Da ich für meine Angabe die Autorität eines Augen- und Ohrenzeugen, G. Kiessling's, habe, so wird entweder jenen ungenannten „hochbetagten Jugendfreund" Rückerts sein Gedächtniss getäuscht haben, oder R. hat jenes geflügelte Wort sei es in bewusster, sei es in unbewusster Erinnerung wiederholt. — Dass die Chiffre *A. T.* unter der Agathonrecension (I 285) die seinige gewesen sei und *ἀγαθῇ τύχῃ* bedeutet habe, bezeugt mir Kiessling, 12. Juli 1879, obwohl er das Schriftstück selbst längst vergessen hatte. — Da die Aussicht von der Breslauer Promenade, wie ich höre, gegenwärtig nicht mehr so frei ist als sie auf S. 112 sich geschildert findet, so setze der geneigte Leser in Zeile 16 gewährte statt 'gewährt'.

In diesem zweiten Bande muss es auf S. 52 Z. 19 heissen: „der Vortrag" statt „sein Vortrag", denn R. liess das Manuscript Welckers durch einen der Secretäre verlesen. S. 235 Z. 17 lese man „von ihm" statt „vor ihm". Auch ist nicht zu verschweigen, dass die Personenvertheilung auf der ebenda erwähnten iambischen Grabschrift eine unsichere ist (vgl. Bücheler anthol. epigr. lat. specimen I p. 24). S. 337 Z. 9 ist „gegen ihn" zu streichen; 351 Z. 5 von unten zu lesen: „in offner Aussprache".

Leipzig, 6. April 1881.

1) Friedrich Rückert. Ein biographisches Denkmal. Frankfurt a/M. 1868 S. 42.

Inhalt des ersten Bandes.

Kindheit und Schule 1806—1825. S. 1—18.
Universitätsjahre 1825—1829. S. 21—60. Leipzig — S. 27. Halle — S. 57. Habilitation — S. 60.
Lehrthätigkeit in Halle 1829—1833. S. 63—108. Erste Erfolge — S. 69. Geselliges Leben — S. 80. Akademische Wirksamkeit und Arbeiten — S. 92. Noth und Erlösung — S. 98. Uebersicht der wissenschaftlichen Leistungen — S. 108.
Breslau, erste Periode 1833—1836. S. 111—160. Anfänge. Stadt und Gesellschaft — S. 118. Vorlesungen, Seminar, Studenten — S. 134. Nebenämter, Ordinariat — S. 140. Schriftstellerische Arbeiten — S. 157. Persönliches — S. 160.
Italien 1836/7. S. 161—223.
Zweite Breslauer Periode 1837—1839. S. 225—258. Rückkehr — S. 229. Publicationen — S. 243. Akademische Wirksamkeit. Persönliches. Versetzung — S. 258.
Beilagen S. 259—348.

Inhalt des zweiten Bandes.

Bonn, erste Periode 1839—1848. S. 1—154. Anfänge — S. 16. Erste Bonner Schule — S. 42. Philologenversammlungen, codex palaeographicus — S. 55. Persönliches, Niederländische und Pariser Reise — S. 72. Litterarische Thätigkeit — S. 137. Allgemein Akademisches, Eloquenz, Rectorat — S. 154.

Zweite Bonner Periode 1848—1865. S. 155—381. Reformen, Politik — S. 170. Plautus — S. 197. Inschriften, Napoléon — S. 250. Bibliothek — S. 266. Zweite Bonner Philologenschule — S. 299. Jubiläen, Rheinischer Alterthumsverein, Ino Leukothea — S. 309. Auszeichnungen und Berufungen — S. 316. Persönliches — S. 332. Conflict — S. 381.

Leipzig 1865—1876. S. 383—468. Im Hafen — S. 397. Wirksamkeit, Russisches Seminar — S. 408. Arbeiten — S. 440. Ausgang — S. 468.

Beilagen S. 469—568. Anhang S. 569—585.

Register S. 586—591.

Bonn, erste Periode

1839—1848.

Zu des Rheins gestreckten Hügeln,
Hochgesegneten Gebreiten,
Auen, die den Fluss bespiegeln,
Weingeschmückten Landesweiten
Möget mit Gedankenflügeln
Ihr den treuen Freund begleiten!

1. Anfänge.

Am 17. März 1839 wurde Breslau verlassen. Die Schnellpost führte die Reisenden zunächst nach Berlin, wo Ritschl im Ministerium Weisungen für sein neues Amt zu empfangen hatte. Einige Tage, bis zum 24., verweilten sie im Hause des Schwagers, freilich in wehmüthigen Gedanken an die geliebte Schwester, die es nicht mehr belebte. Dann begaben sie sich über Halle, Naumburg, Schulpforta (einen Abstecher nach Leipzig machte R. allein) zu längerem Aufenthalt nach Erfurt. Erst gegen Mitte April ging es westwärts der neuen Heimath zu.

Von Frankfurt kommend erblickten sie eines Abends den Rhein zum erstenmal, als sie über die lange Schiffbrücke in das lichterstrahlende Mainz einfuhren. „Mein Herz schlug vor Freude," meldet der Sohn an die Mutter.[1]) Mit der ersten Morgensonne war er auf und schwelgte im Anblick des breiten belebten Stromes, der sich zu seinen Füssen spiegelte. Der Civilgouverneur, Präsident v. Lichtenberg, den R. in Venedig kennen gelernt hatte, sorgte in liebenswürdiger Gastlichkeit dafür, dass den Reisenden der Rasttag auf das angenehmste verging.

Am Abend des 15. April trafen sie mit dem Dampfschiff in Bonn ein, bei unfreundlichem, neblig rauhem Wetter, welches den ersten Willkomm ein wenig verkümmerte und noch längere Zeit anhielt. Mit einigen Interimszimmern

1) Bonn 20. April 1839.

in der Wenzelgasse (bei einer Frau von Cler) mussten sie sich die ersten Wochen behelfen, bis sie gegen Ende Mai ihre eigentliche Wohnung im Erdgeschoss beziehen konnten, die freilich keine Aussicht auf Berge und Strom bot, aber doch ansehnliche Räume und eine stattliche Terrasse, die unmittelbar aus den Zimmern in den grossen, mit prächtigen Schattengängen versehenen Garten führte und von den kundigen Händen des neuen Bewohners alsbald mit freundlichen Blumenanlagen versehen wurde.

Ueber Land und Leute, insbesondere auch über die Bonner Universitätsverhältnisse war Ritschl durch sachkundige Schilderungen, die vielleicht etwas zu sehr ins Graue malten, hinlänglich vorbereitet.[1]) Die Stadt, welche bis 1819 ein erbärmliches Nest gewesen, war seitdem rasch aufgeschossen, hatte aber etwas Halbwüchsiges, Unfertiges an sich. Ein unharmonisches Gemisch getrennter Elemente erschwerte dem Fremden das Einleben in ungewöhnlichem Grade. Die kleinbürgerliche Bevölkerung krankte noch an den Nachwehen der Bettelwirthschaft, welche in den kurfürstlichen Zeiten geblüht hatte: Armuth neben Genusssucht, Mangel an Energie und Anmuth bei einiger Selbstgefälligkeit, Neigung zum Klatschen bei einer gewissen weltmännischen Bonhommie; der Sinn überwiegend nach aussen und auf die Oberfläche des Lebens gerichtet: im Ganzen doch ein gutartiges und wohlmeinendes Geschlecht dieses niederrheinische Völkchen, dem es an kernhafteren, zum Theil aus der Nachbarschaft zugewanderten Familien natürlich nicht fehlte.

Englische, französische, holländische Fremdencolonien, fortwährend wechselnd, in geringer Berührung mit den Einheimischen, vertheuerten das Leben, verdarben und verwöhnten das Gesinde. Der jungen Universität, so grossartig sie angelegt und aufgeblüht war, fehlte die historische Tradition und daher der geschlossene Corporationsgeist. Viel-

1) Klausen, seit Herbst 1838 Prof. der Philologie in Greifswald († daselbst 1840), durch mehr als zehnjährigen Aufenthalt und akademische Wirksamkeit völlig eingeweiht in Bonner Zustände, hatte sehr eingehende Mittheilungen geliefert, die er „jeden Augenblick drucken zu lassen" sich bereit erklärte, „wenn auch lieber anonym".

mehr zersplitterte sich der Kreis der Professoren in mannigfache Parteien und Coterien, was denn auch auf die geselligen Verhältnisse einwirkte. Die Katholiken gespalten in zwei Lager: hier die Ultramontanen, mit der Regierung zerfallen, dort die Hermesianer, sehr populär uud von oben begünstigt. Der grösste Theil des Lehrstandes, darunter auch die Philologen Franz Ritter und Ludwig Schopen, hatten sich dieser Fahne angeschlossen. Unter den Protestanten waren es theils ebenfalls politisch-religiöse Schattirungen, theils Gegensätze persönlicher Art, welche Spaltungen verursachten und bisweilen die Tüchtigsten aus einander hielten oder trennten. Aber eine stattliche Reihe verdienstvoller und geistreicher Männer zierte den Lehrkörper: die Theologen Nitzsch und Bleek, die Juristen Bethmann-Hollweg, Walter und Böcking, die Mediciner Nasse, Wutzer, Naumann, in der philosophischen Facultät Welcker, Brandis, Diez, Lassen, Löbell, Plücker, und der in fürstlichem Selbstbewusstsein über Alle sich erhebende A. W. v. Schlegel.

Der erste Eindruck der Ankömmlinge war: „wir werden nur sehr allmälig hier Wurzel schlagen; es scheinen hier schon zu sehr abgeschlossene und in sich befriedigte Kreise zu sein, die Niemand mehr zu ihrer Behaglichkeit bedürfen.“[1]) Schon die damals herrschende steife Ortssitte erschwerte rasche gegenseitige Annäherung. Denn zunächst hatte der Gatte allein etwa anderthalbhundert Besuche bei den Männern abzustatten, und erst in derselben Reihenfolge, wie diese erwidert wurden, führte er ihren Frauen die seinige zu, worauf denn endlich die Familien-Gegenbesuche zu erwarten waren. Die Geselligkeit war bunt und belebt, zum Theil, im Kreise wohlhabender, ja reicher Collegen, der Magnaten der Koblenzer Strasse, glänzend und luxuriös. So gab gleich im Mai der noch sehr geistesfrische und lebenslustige Theologe Augusti in seiner Villa vor dem Koblenzer Thor ein grosses Gartenfest. Es war eingeladen um 12 Uhr zum Dejeuner. Man speiste im grossen Gartensaal zwischen Blumen und Bäumen an kleinen Tischen, genoss im Garten oder in den Zimmern

1) R. an die Mutter 20. April 1839.

Kaffee oder Maitrank: hierauf folgte Komödie in kölnischem Dialekt, Musik (Gesang der verwittweten Frau Matthieu, die später Kinkels Gattin wurde), Tanz, Pfänder- und Espritspiele, — Alles bis zum Abend in einer Weise „lustig, wie es nur rheinischem, mit nichten schlesischem Naturell möglich ist".[1]) Ein Zug leichtlebiger Vergnüglichkeit, der eine intensivere Herzenswärme nicht im mindesten Bedürfniss schien, fröstelte die durch norddeutsche Gemüthlichkeit verwöhnten Naturen eher an, wie sehr auch namentlich Ritschl selbst der harmlosesten geselligen Heiterkeit immer noch zugänglich war.

Aber unwiderstehlich wirkten doch die bezaubernden Reize der rheinischen Landschaft, welche in Spaziergängen und Ausflügen zu Fuss und zu Schiffe durchgekostet wurden. Der von italiänischen Erinnerungen noch Erfüllte verglich die Partie von Koblenz bis Bingen mit dem Comersee, die obere von Bingen aufwärts mit dem Lago maggiore![2]) Auch die Vorzüge des Klima's, der zeitig eintretende Frühling, der lang andauernde Herbst, waren doch nicht zu verachten: gerade die ersten Winter waren besonders mild. Einen Geburtstag wie den 6. April 1842 hätte man in Breslau oder Halle nicht feiern können. Der Schwager Hildebrand war, von Belgien kommend, gerade eingetroffen, um die Seinigen nach längerem Besuch von Bonn abzuholen. An wunderschönem Tag betrat die Doppelfamilie um 1 Uhr das Dampfschiff, welches sie nach Königswinter führte. Man erstieg den Drachenfels, trank oben in brennendem Sonnenschein Kaffee, und kehrte auf dem rechten Rheinufer, die Männer marschierend, die Frauen zu Esel nach Hause zurück, wo dann noch bis Mitternacht bei der Maitrankbowle musicirt wurde.[3]) Und wie bequem und einladend zu raschem Verkehr lag das heitere Land offen vor der Thür! Auf der glänzenden Wasserstrasse führten die Dampfer auf- und ab reiselustige Schaaren, und bald wurde auch die Eisenbahn nach Köln eröffnet. Ein Glanzpunkt gleich des ersten Sommers war das Musikfest, welches in den Pfingsttagen

1) R. an Stenzler 18. Mai 1839. 2) An Stenzler 18. November 1839. 3) An die Mutter 23. April 1842.

(17—21. Mai) nach Düsseldorf lockte. Der Eindruck war ein überwältigend grossartiger: der jugendliche Mendelssohn dirigirte, und die Grazie und Sicherheit seines musikalischen Regimentes, die hinreissende Gewalt seiner ganzen Persönlichkeit begeisterte im höchsten Grade.[1])

Waren sonach die allgemeinen Lebensverhältnisse, in welche der Fremdling eintrat, zwar mannigfach reizvoll und anregend, aber doch zum Theil noch problematischer Art, so fand er den Boden für seine eigentliche Wirksamkeit trefflich bestellt und lohnende Früchte mit Sicherheit versprechend. Grade für die philologischen Studien war schon bei der Gründung der Rheinischen Universität (1818) glänzend gesorgt worden. Niebuhrs grossartige Vorträge über alte Geschichte hatten der historischen Forschung nach jeder Richtung einen weiten Horizont eröffnet und ihrer Methode die Bahn gebrochen. Eine streng philologische Zucht war gleich von Anfang an in dem unter Heinrichs[2]) kraftvolle und feste Leitung gestellten Seminar eingeführt worden. Wenn dieser schneidige Schüler Heyne's die universale Richtung seines Lehrers und des ihm selbst geistesverwandten F. A. Wolf vertrat, so pflegte neben ihm der treffliche Ferdinand Näke[3]), ein Zögling der Hermannschen Schule, die Kunst feiner Exegese und sorgfältig wägender Kritik. Ebenfalls gleich bei Errichtung der Universität (Herbst 1818) aus seinem Lehramt am Halleschen Pädagogium zu einer ausserordentlichen Professur und der Stelle eines Seminarinspectors berufen, dann sehr bald (1820) zum Ordinarius und Professor der Eloquenz befördert, hat derselbe durch das Beispiel seiner durchaus selbständigen und gewissenhaften, von lauterem Wahrheitssinn getragenen Forschung, besonders durch die Kunst beobachtender und ebenso geschmack- als massvoll combinirender Erklärung der Dichtertexte in hohem Masse neben Heinrich dazu beigetragen, dass für die grammatisch-kritische Seite der philologischen Studien in Bonn ein fester Grund

1) An Stenzler, Düsseldorf 18. Mai 1839. 2) Karl Friedrich Heinrich geb. 8. Febr. 1774, gest. 20. Febr. 1838. Vgl. Vortrag seines Sohnes in der Bonner Philologenversammlung (Verhandlungen S. 89 ff.). 3) Geb. 15. Mai 1788, gest. 12. September 1838.

gelegt und eine dauernde Tradition geschaffen wurde. Noch mehr fiel das Schwergewicht methodischer Schulung auf Näke's Antheil, als nach Heinrichs Tode Welcker in die Leitung des Seminars mit eintrat. Dieser, eine ganz eigenartige, tiefsinnige Natur, zum Künstler und Dichter angelegt, bot in seinen Vorlesungen über alte Kunstgeschichte, Mythologie, Litteraturgeschichte eine Fülle neuer, fruchtbarer, aus seherhaftem Verständniss des Alterthums entsprungener, freilich oft kühner, nur mangelhaft bewiesener Gedanken. Seiner grossartigen, phantasievollen Anschauung erschlossen sich verborgene Zusammenhänge in der Geschichte des antiken Genius, erstanden begrabene und zertrümmerte Gestalten der Kunst und der Dichtung in neu geschaffener Herrlichkeit. Der mehrfach stockende, dann wieder wie in plötzlicher Befreiung dahinbrausende Vortrag des ganz von der Sache ergriffenen Lehrers übte auf Gemüth und Vorstellung der Zuhörer einen erwärmenden, oft erhebenden, stets auch sittlich läuternden Eindruck, während in den Seminarübungen der Mangel an klar bewusster, ruhiger Methode und an formaler Sicherheit sich bemerklich machte. Hier nun war Näke, der die geistige Ueberlegenheit des unvergleichlichen Mannes im grossen Ganzen willig anerkannte, mit seiner exacten Grammatik (im umfassenden Sinne der Hermannschen Schule), frei von aller Einseitigkeit und Pedanterie ergänzend eingetreten.

Sein Nachfolger, der sich ja von der Exclusivität der Hermannianer strenger Observanz stets frei gehalten hatte, brachte dem neuen Amtsgenossen ein achtungsvolles Verständniss seiner Richtung und Geistesart und die gewinnende Wärme seiner eigenen Persönlichkeit entgegen[1]), so dass von Anfang an ein herzliches collegialisches Verhältniss begründet wurde. Schon von Breslau aus[2]) hatte er bekannt, dass ihm Welckers Arbeiten „vielfältig Förderer und Leitsterne" seiner eigenen Bestrebungen geworden seien, worauf dieser in treuherzigen Worten die Hoffnung auf ein glückliches Zusammenleben gründete.[3]) Immerhin war die Verschiedenheit der Naturen wie der Jahre eine beträchtliche. Welcker, ein Idealist vom

1) Vergl. I 251 f. 2) 17. Febr. 1839. 3) 12. März 1839.

reinsten Wasser, „in fast jungfräulichen Illusionen über Menschen und Welt befangen", weil ganz in seine selbstgegrabenen Gedankengänge vertieft, schwer zu überreden und zu beeinflussen, aber leicht verletzbar; auch in geselliger Unterhaltung zwar stets bedeutend, anmuthsvoll und mittheilend, aber mit dem Ausdruck ringend, getragen und gedämpft. Von der leichten Lebensart der Rheinländer hatte der cholerische Hesse keine Ader. Dagegen Ritschls scharf schneidiger Geist, die Präcision seiner Denk- und Ausdrucksweise, seine rasche praktische Art die Dinge anzufassen, und das bewegliche jugendliche Temperament, welches immer noch gern einmal ein wenig in Scherz und derbem Kraftgefühl über die Stränge hieb. Aber dem 18 Jahre älteren Collegen gegenüber, den er aufrichtig und in steigendem Grade verehrte, wusste er die Schranken zarter Rücksicht und bescheidener Schonung tactvoll und ohne doch der eignen Selbständigkeit das Geringste zu vergeben, innezuhalten. Auf gemeinschaftlichen Spaziergängen in der entzückenden Gegend, wo Welcker den Führer machte, kam man sich näher. Der ritterliche, wohlhabende Junggeselle lud wiederholt das junge Ehepaar zu Ausfahrten, nach Godesberg oder Rolandseck. Dann ging es wohl in der Abendkühle zu Fuss durch den Wald zurück, wenn grade der Mond, über dem Siebengebirge aufgehend, sein magisches Licht über die vornehme Landschaft warf. Genuss und Bewirthung der fremden Gäste, die während des Sommers schaarenweise Bonn durchströmten, theilte und tauschte man freundschaftlich mit einander aus. Ein Sonnabendkränzchen im engsten Kreise (nur Naumanns, Welckers vertraute Hausgenossen, wurden zugezogen) bildete sich schon im ersten Winter. Wissenschaftliche Arbeiten, Gedanken und Pläne besprachen die Beiden vertraulich mit einander, theilten sich handschriftliche Entwürfe zur Begutachtung mit. Noch näher vereinigte die gemeinschaftliche Pflege des Rheinischen Museums: denn etwaige Differenzen, wie sie bei litterarischen Bündnissen leicht entstehen, wusste der Eine wie der Andere mit glücklichem Tact unbeschadet der Sache zu vermeiden oder beizulegen. Auch in dem Grundsatz, die Seminarangelegenheiten „so ökonomisch hinsichtlich der Zeit

und der Dinte als möglich" zu behandeln, stimmten Beide harmonisch zusammen. Während der anderthalbjährigen Reise Welckers in Griechenland und Italien vertrat R. den Freund in unverdrossenster Gefälligkeit, wofür ihm dieser „die Krone der Collegialität" verhiess, und eine vertrauliche Correspondenz knüpfte das Band der Getrennten nur noch fester. Mehr als je erkannte da der Vereinsamte, was er an dem täglichen persönlichen Verkehr mit einem so reichen Geist und so edlen, theilnehmenden Charakter hatte, was er in seiner Abwesenheit entbehrte[1]); und Welcker, der Rückkehr und der frischen Wiederaufnahme eines innig verbundenen Zusammenlebens froh entgegensehend, schrieb: '*nil ego contulerim iucundo sanus amico*'.[2])

Wenn aber dieses Verhältniss von Anfang an auf gegenseitige neidlose Anerkennung gegründet war, so musste der gegen die Vorschläge von Facultät und Senat Berufene diesen hartköpfigeren Körperschaften gegenüber sich seine Stellung nicht ohne einige Mühe erkämpfen. Besonders die Professur der Eloquenz bot den Widersachern und ihrem Eigensinn ein offnes Angriffsfeld. In Senatssitzungen wurde verhandelt, ob der classische Wortführer der Universität *Guilelmus* oder *Wilhelmus*, *OE* oder vielmehr *Ö*, *quattuor* oder vielmehr *quatuor*, *ius* oder *jus* drucken zu lassen habe. Die Vertreter des Herkömmlichen beriefen sich auf den Vorgang von Heinrich und Näke, die doch sicher gewusst hätten, was lateinisch sei, wofür privatim auch die Variante vorkam: und das seien doch ganz andre Philologen gewesen. In Circularen erlaubte sich der Chemiker, der Anatom Vota abzugeben über den richtigen oder unrichtigen Gebrauch lateinischer Worte in Programmen oder Anschlägen. Auch der Curator von Rehfues stellte den geplagten Programmatarius zur Rede, dass er ihn einmal nur *Curatorem Nobilissimum* genannt hatte[3]), ja er verlangte, dass ihm jede Universitätsschrift auch rein wissenschaftlichen Inhalts vom Professor eloquentiae vor dem

1) R. an W. 18. Dec. 1842: „— und sehne mich nun mehr als je danach, wieder neben mir zu haben, mit dem sich akademische, litterarische, menschliche Interessen und Sorgen so schön theilen lassen wie mit Ihnen." 2) Rom 6. Januar 1843. 3) R. an Pernice 27. October 1841.

Druck zur Censur vorgelegt würde.[1]) Das lateinische Hochzeitsgedicht, welches R. im Februar 1840 im Namen der Bonner Universität zu Ehren des Prinzen Albert und der Königin Victoria hatte anfertigen müssen[2]), wurde gerade von den Ignoranten mit hämischer Kritik zerzaust. Ein Jurist wollte Prosodiefehler darin entdeckt haben, ein katholischer Theologe rieb sich an der „affectirten Orthographie", ein Professor der Geburtshülfe übte seinen Witz an der Aufspürung vermeintlicher Zweideutigkeiten u. s. w. Natürlich wehrte sich der Angegriffene seiner Haut und vergalt plumpe Bosheiten mit blanken, scharfen Schwerthieben.[3]) Es dauerte aber noch manches Jahr, bis die gelehrte Körperschaft seiner Autorität ganz traute. Als Professor eloquentiae hatte R. alljährlich die üblichen Berichte über den Erfolg der akademischen Preisaufgaben drucken zu lassen. Zum Behuf dieser Berichte lieferten die Decane die Urtheile ihrer Facultät lateinisch ein. Da dieses Latein indessen so von Incorrectheiten wimmelte, dass es eher wie Deutsch mit lateinischen Buchstaben aussah, so nahm sich R. ebenso wie in Breslau, wo es nie beanstandet worden war, die Freiheit, ihm durch veränderte Fassung ein manierlicheres und der Würde der Universität angemesseneres Ansehen zu geben. Die Herren verlangten aber hartnäckig den unveränderten Abdruck ihrer Aufzeichnungen. Es bedurfte erst der authentischen Interpretation eines Statutenparagraphs, auf den sich R. stützte, ehe er unangefochten an Stelle des ihm aufgedrungenen Küchenlateins ein classisches setzen durfte.[4])

Wie leidenschaftlich und gehässig die einfachsten Geschäftsfragen selbst von edleren Charakteren behandelt wurden, zeigt eine Auseinandersetzung R.'s mit dem greisen Philosophen Delbrück. Der zeitige Rector hatte durch Circular Umfrage gehalten, wer die übliche Festrede zum 3. August halten solle. Verpflichtet und berechtigt hierzu waren der Reihenfolge ihres Amtes nach sämmtliche Ordinarien; in der

---

1) R. an Pernice 21/5. Sept. 1840. 2) Opusc. V 687 ff. 3) An G. Hermann 17. Febr. 1840, an Lehrs 31. Oct. 1840. 4) R. an Joh. Schulze 30. Sept. 1847, 14. Febr. 1848.

Regel aber fiel diese Leistung dem Professor eloquentiae zu. Diesmal hatte sich Delbrück zum Worte gemeldet, obwohl er bereits früher geredet hatte, Andere aber noch zurückstanden. R. glaubte es seiner Stellung schuldig zu sein, gerade bei dieser ersten feierlichen Gelegenheit einer Pflicht, zu der er ja in doppeltem Grade berufen war, nachzukommen und sprach diesen Wunsch in einem nicht nur höflichen, sondern ehrerbietigen Brief in der Form einer bescheidenen Anfrage an Delbrück aus (18. Juni 1839). Die Antwort aber (vom 21. Juni) lautete nicht nur schroff abweisend, sondern erging sich in höhnischen Insinuationen, dass der Neuling die festliche Gelegenheit zur Habilitationsrede benutzen und die Aufmerksamkeit einer glänzenden Festversammlung von des Königs Majestät auf den antretenden Professor der Beredsamkeit lenken wolle, sprach von „Missgriffen und Misstritten", die derselbe zu bereuen habe: kurz der Verkündiger griechischer σωφροσύνη und καλοκἀγαθία vergass dem 40 Jahre jüngeren Amtsgenossen gegenüber die gewöhnlichsten Formen der Humanität. Dafür empfing er aber (am 23. Juni) eine classische Zurechtweisung in Lessingschem Stile, welche sachlich alle Einwände und Vorwürfe widerlegte und die würdigste Genugthuung durch die Erklärung nahm, dass der Beleidigte ihm sein Unrecht vergebe und den Zwist hiermit als geschlichtet betrachte. Sie sind auch weiterhin vollkommen gut mit einander ausgekommen.

In seinem Berufe zwar liess sich der Misshandelte von solchen und anderen Erbärmlichkeiten möglichst wenig anfechten, sondern ging ruhig seinen Weg fort; aber gar manchesmal regte sich die Sehnsucht nach dem freundlicheren Osten. Da fand er den allgemeinen Charakter des Bonner Stadt- und Universitätslebens „im allerhöchsten Grade untröstlich", fühlte sich im ganzen Lande „wildfremd, herausgerissen aus jeder Jugendgewöhnung"[1]), so dass er gegen Ende des ersten Semesters selbst mit geringerem Gehalte gern nach Halle gegangen wäre[2]); und diese Stimmung kehrte auch in den folgenden Jahren mehr oder weniger stark immer

1) An Kiessling 13. Sept. 1839. 2) An Pernice, Ende Juli 1839.

noch wieder.[1]) Scherzend, aber doch mit Seufzen schreibt er an Braun (10. Mai 1840): „ich kann mir gar nichts Glückseligeres denken, als dass ich mit meiner Bibliothek nach Rom zöge und in Gemeinschaft mit Dir zwischen philologischen und philologisch-antiquarischen Studien mich zu gleichen Theilen theilte. Könnte man doch in Rom eine Anstellung haben, die nicht zu viel zu thun gäbe ... bei der Diplomatie! *Ma si brama invano*". Und noch im Juni 1843 schwelgt er in dem Gedanken, für den Fall dass Bernhardy aus Halle fortginge dort neben Pernice zweiter Bibliothekar zu werden! Nicht mit Unrecht wurde ihm vorgestellt, dass jede Veränderung der Lebensverhältnisse nach dem 30. Jahre in gewisser Beziehung eine Verschlimmerung sei; dass was man einmal verlassen habe man niemals so wiederfinde, dass es auch in dem heiss geliebten Halle nicht mehr wie früher sei.[2]) In der That waren es die entflohenen Jugendjahre fröhlicher, freier Kameradschaft, nach denen der Blick sehnsüchtig zurückschaute. Denn was er am meisten vermisste, war ein gleichgestimmter Freund gleichen Alters, wie er in Halle so viele, in Breslau Stenzler gehabt hatte, mit dem er sich frei gehen lassen konnte in gleichgewogenem rückhaltlosem Austausch. Diese Lücke konnte dem angehenden Dreissiger ein bereits in der Mitte der fünfzig Stehender wie der treffliche Welcker, der doch immer mit einer gewissen Kunst behandelt sein wollte, nicht ausfüllen. Und noch weniger etwa der alte, obwohl ewig jugendliche Arndt, den nur zu sehen schon eine „wahre Herzstärkung" war. „Selbst zu Worte zu kommen, darauf muss man freilich bei ihm verzichten, so gut wie bei Schlegel; aber dem alten Turner hört man auch mit Freuden zu, wenn ihm die neuen, urkräftigen Wortbildungen in der Lebendigkeit und Begeisterung des Momentes wie Perlwasser aus klarem Bergquell heraussprudeln."[3])

Zu schätzen und auch zu nutzen wusste den gelehrten Philologen A. W. v. Schlegel, der im Jahre 1839 grade

1) An Pernice 25. April 1842, Juni 1843, an Niese 10. November 1844. 2) Meier an R. 8. Juni 1840. 3) An Stenzler 18. Mai 1839.

Decan war. Von den beiden Seiten seines Wesens kehrte er die angenehmere des geistesfrischen, witzigen, verbindlichen alten Herrn gegen die interessanten jungen Leute heraus, holte sie in seinem Wagen zu Spazierfahrten ab und zog sie in den auserlesenen Kreis, welchen er in seinem Hause versammelte. Er arbeitete damals grade an einer neuen Ausgabe seiner dramatischen Vorlesungen, deren Vollendung durch seine Theilnahme an der Publication der Werke Friedrichs des Gr. verhindert worden ist, und war eifrig mit Untersuchungen über die scenische Aufführung der griechischen Tragödien beschäftigt, welche er in besonderem gelehrten Anhang mit polemischen Ausführungen gegen Otfried Müller wie gegen G. Hermann behandeln wollte. Er hatte mit dem verstorbenen Näke gut gestanden und dessen vorsichtige und subtile Art hochgehalten, während er gegen Niebuhrs und Welckers Hypothesen in Epigrammen zu Felde zog. In weiterem Umfange hatte er die neueren Erscheinungen in der Philologie seit Jahrzehnten nicht mehr verfolgt und war eigentlich des Glaubens, dass dieselbe seit den Zeiten seines Lehrers Heyne nicht erheblich weitergekommen sei. Die umfassende Sach- und Bücherkunde des neuen Collegen, sein präcises, witziges Urtheil und die Klarheit aller seiner mündlichen und schriftlichen Aeusserungen musste dem alten Kritiker sehr willkommen sein. So zog er ihn denn fleissig zu Rathe. „Potztausend welche Gelehrsamkeit! nun weiss ich auch, warum Sie so mager sind!“ schrieb er in Bewunderung ausbrechend über eins der lehrreichen Billets, welche sein gefälliger promus condus ihm spendete. In „didaskalischen Conferenzen“ wurden controverse Fragen eingehender discutirt: über ἐκκύκλημα und ἐξώστρα, über die verschiedenen Formen und Anwendungen der Göttermaschine, über die Stellung der Pferde auf Wolkenwagen.

Am wenigsten bot für den Augenblick der Umgang mit jüngeren Fachgenossen an der Universität, da nicht nur ihre wissenschaftliche Befähigung, sondern auch ihre gemüthliche Stimmung unter dem Gefrierpunkt stand: sie glaubten sich zurückgesetzt und hielten sich mit anspruchsvollem Groll im Hintergrund oder halfen an der heimlichen Minirarbeit gegen

den unbequemen Eindringling. In dem ganzen Tross von Philologen zweiten und weiter absteigenden Ranges war nur der wackere Gymnasialdirector Schopen, ein Schüler Näke's, wissenschaftlich und menschlich geniessbar, eine echt niederrheinische, joviale Natur vom besten Schlage: nicht gerade von hochidealem Schwung und weitem Horizont der Interessen, aber trefflich geschult, ein feiner Kritiker und Exeget, gewiegter Latinist, vor Allem ein biederer, treuer Charakter.[1]) So war selbst in fachwissenschaftlichen Dingen der geistige Austausch sehr beschränkt. Wenn vollends Welcker auf Reisen war, wurden die Stossseufzer ganz desperat. „Ich wollte ich dürfte singen: sie sollen mich nicht haben. Ohne Sie ist es nun gar greulich hier. Auch alle philologischen Gedanken, Entdeckungen, Sympathien, Antipathien muss man ganz allein in sich selber hineinfressen.“[2]) Unter den übrigen Collegen fand er ja Geist, Wissen und ehrenwerthe Gesinnung genug, aber keine gleichgestimmte Natur. Von den Theologen sagte ihm der leichtlebige Augusti noch am meisten zu. Auch mit Bleek stand er auf freundlich geselligem Fusse. Weniger zugänglich wegen seines feierlich zurückhaltenden Wesens war ihm Nitzsch, am wenigsten Sack, wie überhaupt in den zwar höchst gebildeten, aber hochkirchlichen Kreis, dessen Mittelpunkt das Bethmann-Hollweg'sche Haus war, seine freiere Richtung nicht passte.[3]) Und doch übte grade dieser Kreis, aus den achtungswerthesten Elementen bestehend, indirect eine grosse moralische Gewalt aus, der man nicht ungestraft sich entziehen konnte.[4]) Unter den Juristen zog ihn vor allen der pikante Böcking an, stiess ihn aber durch seine berühmte Grobheit bisweilen noch energischer ab[5]); auch der Umgang mit Nicolovius, einem Sohn seines Berliner Gönners,

1) Vergl. Ritschl opusc. V 167 f. R. hat ihm ein Denkmal gesetzt in der opusc. V 168 mitgetheilten Grabschrift und den tief empfundenen Gedächtnissworten 167 f. 2) An Welcker 12. Dec. 1841. 3) R. an Lehrs 21. Jan. 1843: „In welch beneidenswerther frischer Bewegung leben Sie doch an Ihrem Ostseestrande, und wie einfarbig düster und muffig geht es hier am gefeierten Rhein zu, in Bonn wenigstens, wo man sich vor frommem Geruch nicht mehr lassen kann!“ 4) R. an Pernice 25. April 1842. 5) Sehr freundschaftliches Verhältniss zu R. bezeugen Böckings Billets von 1846 bis 1852.

verlief sich bald. Mit dem feinsinnigen und harmonisch gebildeten Löbell verbanden ihn mannigfache Interessen, aber eine gewisse Blutarmuth dieses übrigens sehr wohlgesinnten Collegen liess es zu einem recht vollen Verständniss doch auch erst langsam kommen.[1]) Noch weniger wollte ein dauerhaft warmer, auf wechselseitigem Vertrauen beruhender Familienverkehr gedeihen. Manches hoffnungsvoll begonnene Verhältniss wurde nach Monaten, nach Jahren aufgelöst: ein unbehagliches Anprobiren und Wiederablegen, dessen Ergebniss wiederholte Enttäuschung war.

2. Erste Bonner Schule.

Desto befriedigender von Anfang an gestaltete sich die Lehrwirksamkeit des neuen Professors, obwohl die Zahl der eigentlichen Philologen zunächst, wie zu Näke's Zeit, nicht über 40 bis 50 betrug und erst allmälig höher stieg. Die altangesessenen Privatdocenten und Extraordinarien gaben sich anfangs alle Mühe, den fremden Concurrenten zu tödten, indem sie ihre Vorlesungen auf dieselben Stunden mit den seinigen legten[2]); dennoch begann derselbe (am 6. Mai) mit 30 Zuhörern im Privatum (Aeschylus), während sich für das Publicum (Horazische Oden) sogar 86 aus allen Facultäten zusammenfanden. Als er aber durch diesen Erfolg ermuthigt im folgenden Winter zwei Privatcollegien (Römische Alterthümer, und Plautus' Trinummus) las, theilte sich die Schaar und kamen auf jedes derselben nur wenig über 20. Daneben las er sogar noch publice Encyclopädie vor 33. Nach dieser Erfahrung beschränkte er sich einstweilen in der Regel auf je ein Privatum, dessen noch nicht erledigter Stoff nicht selten im folgenden Semester als Publicum fortgesetzt wurde. Bis in die Fünfziger steigt die Zuhörerliste zum erstenmal im Winter 1845/6 (Geschichte der homerischen Gesänge vor 50, und Encyclopädie vor 52), der Sommer 1846 brachte für lateinische Grammatik sogar 64 (neben 41 im Aeschylus), eine Zahl, die aber so bald

1) Die „Charakteristiken und Kritiken" aus Bonn, welche für die alten Freunde Pernice, Kiessling, Stenzler, Braun in Aussicht genommen waren, sind ungeschrieben geblieben. 2) R. an Joh. Schulze 6. October 1839.

...gesetzten Versuch allmälig
... Ergebniss empirisch ge-
... Ausübung, so lehrte er, „kommt
... Gefühl, Takt, gesunden Sinn,
... Routine. Diese lassen sich
... lassen. Absehen, ablernen,
... gedeihen, wenn bedeutende
... sind: sonach geht die
... Ausübung. Folg-
... machen, absolute
... beschränken, weil sie
... punkte im Voraus
... ohne Reflexion ge-
... einschlagen wird".
... Uebersetzens führte
... und beurtheilte
... zunächst eine
... der deutschen
... ügen; dann erst
... setzung folgen:
... keit. Als Grund-
... pungirt so, dass

... träge gewesen, bei
... und die durch unab-
... gen und Anschauungen
... en drei- und viereckigen
... rüstet, welche kreuz und
... rieben waren, kam er ohne
... der. Mit naivem Erstaunen
... che erzählte er, wie während
... g an eine vieljährige, halb be-
Theorie mit reichster Fülle der
heiten ganz von selbst sich ge-
... gleichsam zuströme, und be-
... Entwickelung, die
... errasche, ihm eine
... ei.

natürliche Folge der mächtigen Zunahme an Erfahrung, der Erweiterung des Gesichtskreises und der steigenden Virtuosität in Handhabung der Technik. Schon die früher (I 245) gegebene Definition beider Disciplinen fand er nunmehr viel zu eng ausgedrückt. Er erklärte sie jetzt als „formale Disciplinen, welche lehren, wie der reale Inhalt der Wissenschaft zu gewinnen sei", insbesondere als „Anleitung zur Bewahrheitung und zum Verständniss der Ueberlieferung (nicht: des Ueberlieferten) nach Gestalt und Gehalt", beides zunächst unter Beschränkung auf die schriftlichen Quellen des griechischen und römischen Alterthums. Als Unterarten der subjectiven Kritik unterschied er die wählende, die negative, die divinatorische. Letztere charakterisirt er in einer eigenhändigen Randbemerkung folgendermassen (vgl. I 246): „Bei versteckten Verderbnissen kann nur die grösste Consequenz des Gedankens helfen, nie ein zufälliges Herumrathen. Es kann dann nur die schärfste Erwägung dessen, was stehen muss oder stehen kann, zu einem Ergebniss führen. Diese Nothwendigkeit muss in einem anschaulich festen Bilde vor dem Geiste stehen, zugleich müssen ihm alle Momente der objectiven Kritik und alle Heilungsmethoden gegenwärtig sein. Alles diess muss in einem Brennpunkt zusammengefasst sein". Von philosophischen Abstractionen, nach welchen diese „Kunstfertigkeiten" zu regeln seien, wollte er nichts wissen. Er schrieb an Niese[1]): „Was Du über Methode sagst, unterschreibe ich, nehme nur für mein Interesse und meine Aufgabe noch mehr in Anspruch als den allgemeinen Begriff von Methode, mit dem Ihr philosophirenden und speculirenden Köpfe (z. B. Du, Dein Bruder, Lanci, Graffunder) es immer allein zu thun habt; ich will sie auch im Einzelnen und Kleinen, und halte es für etwas recht Grosses, zu wissen, zu verstehen, zu lehren, wie sichern festen Schrittes und klaren Bewusstseins ein klassischer Text zu 'bewahrheiten' und zu erklären sei, lese auch grade jetzt mit besonderer Befriedigung Kritik und Hermeneutik, wozu mir Schleiermachers Allgemeinheiten herzlich wenig helfen". In seiner praktischen Weise fasste

1) 10. November 1844.

er die Theorie als das durch fortgesetzten Versuch allmälig erwachsende, nie abgeschlossene Ergebniss empirisch gewonnener Einsicht. Bei der Ausübung, so lehrte er, „kommt unendlich viel auf gebildetes Gefühl, Takt, gesunden Sinn, feinen Blick an, auf eine gewisse Routine. Diese lassen sich nimmer vollständig in Regeln fassen. Absehen, ablernen, nachmachen. Theorie kann erst gedeihen, wenn bedeutende Muster der Ausübung vorausgegangen sind; sonach geht die Theorie niemals tiefer als die jedesmalige Ausübung. Folglich kann die Theorie gar keinen Anspruch machen, absolute Regeln zu geben, muss sich auf relative beschränken, weil sie zu kurzsichtig ist, die Bahnen und Gesichtspunkte im Voraus zu berechnen, die die Praxis in bewusstlosem, ohne Reflexion geschehendem Vorwärtsschreiten noch einmal einschlagen wird".

Auch das Capitel von der Kunst des Uebersetzens führte er aus, gab die verschiedenen Richtungen an und beurtheilte die Leistungen. Für die Schule empfahl er zunächst eine wörtlich treue Uebersetzung mit Verrenkung der deutschen Sprache, um die antiken Denkformen einzuprägen; dann erst möge der Versuch einer geschmackvollen Uebersetzung folgen: damit anzufangen verführe zur Oberflächlichkeit. Als Grundsatz der Interpunktion stellte er auf: „Interpungirt so, dass der Satz deutlich ist, und dann ists gut".

Schon in Breslau waren es diese Vorträge gewesen, bei denen er sich am unmittelbarsten gab und die durch unablässige Uebung gewonnenen Erfahrungen und Anschauungen am freiesten reproducirte. Mit einigen drei- und viereckigen Zettelchen und Papierstreifen ausgerüstet, welche kreuz und quer mit Notizen flüchtig beschrieben waren, kam er ohne viel Vorbereitung auf das Katheder. Mit naivem Erstaunen über die psychologische Thatsache erzählte er, wie während der Stunde aus der Erinnerung an eine vieljährige, halb bewusstlos geübte Praxis die Theorie mit reichster Fülle der charakteristischen Besonderheiten ganz von selbst sich gestalte, anschaulich werde und gleichsam zuströme, und bekannte, dass diese Art der improvisirten Entwickelung, die mit ihren Resultaten häufig ihn selbst überrasche, ihm eine wahre Erquickung und Herzensfreude sei.

Von der Art, wie er in jenen Jahren die technische Ausbildung seiner Schüler für die Textkritik betrieb, und von den Gesichtspunkten, welche ihn dabei leiteten, giebt die gradezu für Seminarzwecke unternommene Publication des kleinen griechischen Lexikons[1]) eine Anschauung, welches er ehemals in Rom abgeschrieben hatte (I 203). Der unveränderte Abdruck mit allen Schreiberfehlern und Abkürzungen sollte den Anfängern einstweilen die Autopsie von alten Manuscripten ersetzen und ihnen unmittelbar, klarer als durch blosse Collationen oder theoretische Belehrung an einem handgreiflichen, compacten Beispiel ein Bild handschriftlicher Ueberlieferung vor Augen stellen. Da aber der Text durch blosse Vergleichung mit den übrigen Etymologicis leicht und sicher verbessert werden kann, so hatten die Studenten eine treffliche Unterlage, um gleichsam *in corpore vili* selbständig ihre ersten Heilversuche mit Erfolg und beständiger Controle anzustellen. Dass aber die Verbesserung der alten Schriftsteller zwar noch nicht die Philologie selbst, indessen die unerlässliche Vorbedingung sei, schärft der Herausgeber (p. III—V = opusc. I 676 f.) mit nicht genug zu beherzigenden Worten ein. Er vergleicht die hierfür erforderliche Technik mit der Grammatik. Wie diese uns durch Beobachtung des individuellen Sprachgebrauchs verstehen lehrt, was jeder Schriftsteller sagen will, so müssen wir die Gewohnheiten der Schreiber lernen und vollkommen mit ihnen vertraut sein, um ihre Irrthümer und Versehen zu erkennen, eine Routine, in welcher die Philologen früherer Jahrhunderte, als man seine Classiker nur in Handschriften las, den heutigen, die auf gedruckte Ausgaben angewiesen grossentheils nie auch nur einen Codex gesehen haben, weit voraus waren.

Unter den übrigen Vorlesungsstoffen beschäftigte R. in dieser Periode am meisten die homerische Frage, welche noch immer auf der Tagesordnung vielseitigster Discussion stand, wie sie denn zum Theil von ihm selbst (I 237 ff.) in neue Bahnen geführt worden war. Den in der Untersuchung

---

1) Etymologicon Angelicanum, in zwei Prooemien 1846/7 und 1847 = opusc. I 674—692. Vgl. V 783.

über das sogen. Plautinische Scholion angesponnenen Faden wieder aufzunehmen fand sich schneller, als erwartet war, Veranlassung. Die in jener Abhandlung (opusc. I 8) ausgesprochene Vermuthung, „sehr möglich, dass selbst das griechische Original der übersetzten Stelle" (des Scholions) „noch in einer der unzähligen Handschriften des Plautus aufgefunden wird", sollte sich nämlich schrittweise fast vollkommen bestätigen. Zunächst fand der Oxforder Cramer in einem Pariser Codex unter andern Excerpten περὶ κωμῳδίας, wie sie als litterarhistorische Einleitung dem Text des Aristophanes in Handschriften vorgesetzt zu werden pflegen, eine längere Notiz in griechischer Sprache, welche in der That dem grössten Theile des lateinischen Scholions sich wörtlich anschliesst.[1]) Die Ausbeutung dieses neuen Fundes erfolgte in dem Corollarium[2]) vom Sommer 1840, welches zugleich die gegen die frühere Schrift namentlich von Bernhardy erhobenen, grossentheils wenig überlegten Einwürfe zu erledigen[3]) und eine Epikrisis mancher Einzelfragen zu geben bestimmt war. Durch den von R. geführten Nachweis, dass beide so übereinstimmende Tractate aus einer gemeinschaftlichen Quelle abzuleiten seien, der lateinische aber dieselbe viel treuer wiedergebe, wuchs der Werth der letzteren. Auch die wichtigste Discrepanz, dass die Commission des Ptolemaeus nach dem griechischen Bericht die in der Bibliothek aufgehäuften Massen poetischer Litteratur verbessert hätte (διωρθώσαντο), während der lateinische von Sammlung und Ordnung der Schätze spricht, entschied R. aus den triftigsten Gründen zu Gunsten des Plautinischen Scholions. Den vollständigen Aristophanes-Commentar des Tzetzes fand mehrere Jahre später H. Keil, der Weisung Ritschls[4]) folgend, in der Ambrosianischen

1) Der Text bei Cramer anecd. Par. I 6, dem lateinischen gegenüber bei Ritschl opusc. I 124 ff. 2) *Corollarium disputationis de bibliothecis Alexandrinis deque Pisistrati curis Homericis.* Progr. zum Andenken des in diesem Jahr (1840) verstorbenen Ministers v. Altenstein = opusc. I 123—172. 3) Vgl. I 242, Anm. 4. 4) R. an Keil 16. Juni 1846: „Ad vocem Mailand. Könnten Sie nicht Ihre Tour über Mailand nehmen? Für diesen Fall mache ich Sie darauf aufmerksam, dass sicheren Nachrichten zufolge dort ein Aristophanes, d. h. wohl

Bibliothek zu Mailand. Wenn diese Fassung das gute Zutrauen, welches R. in die vergleichsweise Zuverlässigkeit des lateinischen Excerptes gesetzt hatte, in vielen Punkten bestätigte, so forderte sie doch auch manche wiederholte Erwägung der bisherigen Lösungsversuche wichtiger Fragen, woran er selbst sich indessen öffentlich nicht weiter betheiligt hat.[1])

Schon das Corollarium zusammenzustellen hatte ihm wenig Freude gemacht. „Nicht leicht," schrieb er an Lehrs[2]), „werde ich wieder dieselbe Materie zum zweiten Male durchkneten; es ist mir übel und weh geworden bei der Wiederkäuung. Wie ganz anders schneidet sichs aus dem Ganzen und aus frischem Holze!" Mit ähnlichen Worten[3]) bietet er G. Hermann dieses Programm nebst dem Winterproömium (1840/1) über Stichometrie und Heliodorus, als „Nachlesetraubchen, mit Aristophanes zu reden". Es war eben Erfüllung einer sachlichen Pflicht, die einmal angeregten Fragen in ihr neues Stadium zu begleiten. Wie weit der Verf. dabei von dem kleinlichen Motiv Recht zu behalten entfernt war, zeigt sein naives Bekenntniss an den oben genannten Freund: „Curios ist mirs mit Bernhardy gegangen. Ich hatte früher seine Recension ein einziges Mal durchgelesen, und hatte ihm gutmüthig genug auf sein Wort geglaubt. Wie ich nun an die einzelnen Punkte kam, und überall, wo es die Wahrheit erforderte, mein Zugeständniss offen aussprechen wollte,

---

ein Plutos mit ausführlichem Commentar des Tzetzes stecken soll, welcher die Quelle alles dessen sei, was über Pisistratus und über die Alex. Bibl. von mir aus dem Schol. Plaut. und von Cramer in den Anecd. aus dem Cod. Parisinus edirt worden. Das verlohnte doch der Mühe! Finden Sie es aber und geben es nicht seorsum heraus, so bitte ich mirs für das Rh. Mus. aus". Im 1. Heft des 6. Jahrganges erschien es. 1) Eine fertige Untersuchung über das Zeitalter des Aristarch wurde für später zurückgelegt, ist aber nicht erschienen. Vgl. opusc. I 168. 189. 2) 31. October 1840. 3) An Hermann 10. Sept. 1840: „Nicht leicht werde ich mich wieder entschliessen, über dieselbe Sache zum zweiten Male zu schreiben; alles Schlagende hat man sich schon vorweggenommen, und so geräth man in eine Zähigkeit und Breite hinein, die einen selbst anwidert. Da schneidet sichs doch aus ganzem und frischem Holze ganz anders".

Gleichheit der Farbe und des Tons, der Zusammenhang der Erzählung, die poetisch-künstlerische Einheit der Composition (vgl. I 306); daneben aber eingeräumt mannigfache Spuren formaler Ungleichartigkeit, kleine Widersprüche im Gang der Erzählung, Disharmonien, Verwirrungen, Sprünge, Wiederholungen, so dass die Antwort im Allgemeinen bejahend, im Besondern verneinend ausfiel. III. Der Zusammenhang von Ilias und Odyssee mit dem epischen Cyclus. Dass die homerischen Gesänge nicht als Theile jenes grossen Complexes von Heldengedichten zu betrachten seien, wurde aus dem Abstand der Zeiten, der localen Verhältnisse, der künstlerischen Richtungen klar gemacht, dagegen aus dem Anschluss der Kykliker an Homer die Folgerung gezogen, dass zur Entstehungszeit der ältesten kyklischen Gedichte (um den Anfang der Olympiaden) Ilias und Odyssee schon annähernd in ihrem gegenwärtigen Umfange (nicht bloss als Gerippe oder Urkern) bestanden haben müssen (vgl. I 304). IV. Ueber das Wesen der Rhapsodik sprach sich R. jetzt zurückhaltender als ehemals (I 307 f.) aus. Nur dass aus der erwiesenen Thatsache ursprünglich nicht schriftlicher Abfassung der homerischen Gesänge die Nothwendigkeit mündlicher Ueberlieferung, und zwar durch den Vortrag von Rhapsoden, sich ergebe, erkennt er als selbstverständliches Resultat an. Historischen Grund und Boden fand er erst V. in den Nachrichten über den Antheil des Pisistratus an der Zusammenstellung und Ordnung von Ilias und Odyssee, welche durch das sogenannte Plautinische Scholion einen festen Halt gewonnen haben. Er war es, der die ursprüngliche, allmälig durch Vereinzelung der Rhapsodenvorträge aufgelöste Ordnung der homerischen Gedichte durch die von ihm bestellte Commission Orphischer Dichter nach Möglichkeit, d. h. nach subjectiver Auffassung, mit Hülfe partieller Handschriften wieder herstellen liess (vgl. I 239), worauf dann Hipparchus einer früheren Bestimmung Solons, dass die Rhapsoden bei dem Vortrage ausgewählter Partien sich an die Ueberlieferung geschriebener (partieller) Exemplare zu halten hätten, die naheliegende Ergänzung gab, indem er anordnete, dass der nunmehr zusammenhängende Homer an dem Fest der Pan-

letzte Drittel oder Viertel der Ilias festhalten zu müssen, „wenn auch nicht für den Gesichtspunkt des gleichen Werthes und der gleichzeitigen Entstehung mit den andern Theilen“.[1]) Er arbeitete damals die ganze homerische Frage nach allen Seiten abschliessend durch. Seine Vorlesungen über dieselbe führten nicht nur in umfassender und kritisch durchleuchteter, sehr unparteiisch gehaltener Uebersicht in die weitläufige und verwickelte Geschichte der Homerforschung ein, sondern in kunstvoll berechnetem Bau gestaltete sich der Vortrag, der anfangs nur eine Geschichte der Meinungen verheissen hatte, zu einer allmälig vorschreitenden Geschichte der homerischen Gesänge selbst, in welche die haltbaren Ermittelungen der Forschung als Momente aufgenommen waren, bis am Ausgang die Resultate der dornenvollen und vielverzweigten Untersuchung wie reife Früchte gesammelt werden konnten. Was in dem mehrfach erwähnten Büchlein nur angedeutet war, wurde hier in beredter Begründung ausgeführt, in vielen Einzelzügen vervollständigt, in einigen Nebenpunkten auch wohl berichtigt. Nachdem die vorhomerische thrakisch-pierische Sängerschule dargestellt, die Vermittelung dieser didaktisch-mystischen Poesie mit der epischen in Thamyris, dem Sänger der κλέα ἀνδρῶν, gefunden, Zeitalter und Heimath Homers im Ganzen ebenso wie schon früher in Halle (vgl. I 305) bestimmt war, wurden fünf Hauptfragen, welche die Homerforschung seit F. A. Wolf beschäftigt haben, durchgenommen. I. Waren die homerischen Gesänge von Anfang an aufgeschrieben? Für Wolfs nur bis zu einer gewissen Wahrscheinlichkeit dargelegte Ansicht, dass dies nicht geschehen sei, wurde der entscheidende Beweis in der Biegsamkeit und dem Schwanken der überlieferten homerischen Sprachformen, besonders in den von Bentley entdeckten Anzeichen des äolischen Digamma gefunden, wovon sich im geschriebenen Text auch des Alterthums keine Spur fand. II. Die Planmässigkeit (nicht Einheit) der Ilias und Odyssee. Festgehalten und dargelegt wurde im Allgemeinen mit Nitzsch die wunderbare

1) An Welcker 10. Februar 1846.

Gleichheit der Farbe und des Tons, der Zusammenhang der Erzählung, die poetisch-künstlerische Einheit der Composition (vgl. I 306); daneben aber eingeräumt mannigfache Spuren formaler Ungleichartigkeit, kleine Widersprüche im Gang der Erzählung, Disharmonien, Verwirrungen, Sprünge, Wiederholungen, so dass die Antwort im Allgemeinen bejahend, im Besondern verneinend ausfiel. III. Der Zusammenhang von Ilias und Odyssee mit dem epischen Cyclus. Dass die homerischen Gesänge nicht als Theile jenes grossen Complexes von Heldengedichten zu betrachten seien, wurde aus dem Abstand der Zeiten, der localen Verhältnisse, der künstlerischen Richtungen klar gemacht, dagegen aus dem Anschluss der Kykliker an Homer die Folgerung gezogen, dass zur Entstehungszeit der ältesten kyklischen Gedichte (um den Anfang der Olympiaden) Ilias und Odyssee schon annähernd in ihrem gegenwärtigen Umfange (nicht bloss als Gerippe oder Urkern) bestanden haben müssen (vgl. I 304). IV. Ueber das Wesen der Rhapsodik sprach sich R. jetzt zurückhaltender als ehemals (I 307 f.) aus. Nur dass aus der erwiesenen Thatsache ursprünglich nicht schriftlicher Abfassung der homerischen Gesänge die Nothwendigkeit mündlicher Ueberlieferung, und zwar durch den Vortrag von Rhapsoden, sich ergebe, erkennt er als selbstverständliches Resultat an. Historischen Grund und Boden fand er erst V. in den Nachrichten über den Antheil des Pisistratus an der Zusammenstellung und Ordnung von Ilias und Odyssee, welche durch das sogenannte Plautinische Scholion einen festen Halt gewonnen haben. Er war es, der die ursprüngliche, allmälig durch Vereinzelung der Rhapsodenvorträge aufgelöste Ordnung der homerischen Gedichte durch die von ihm bestellte Commission Orphischer Dichter nach Möglichkeit, d. h. nach subjectiver Auffassung, mit Hülfe partieller Handschriften wieder herstellen liess (vgl. I 239), worauf dann Hipparchus einer früheren Bestimmung Solons, dass die Rhapsoden bei dem Vortrage ausgewählter Partien sich an die Ueberlieferung geschriebener (partieller) Exemplare zu halten hätten, die naheliegende Ergänzung gab, indem er anordnete, dass der nunmehr zusammenhängende Homer an dem Fest der Pan-

letzte Drittel oder Viertel der Ilias festhalten zu müssen, „wenn auch nicht für den Gesichtspunkt des gleichen Werthes und der gleichzeitigen Entstehung mit den andern Theilen".[1]) Er arbeitete damals die ganze homerische Frage nach allen Seiten abschliessend durch. Seine Vorlesungen über dieselbe führten nicht nur in umfassender und kritisch durchleuchteter, sehr unparteiisch gehaltener Uebersicht in die weitläufige und verwickelte Geschichte der Homerforschung ein, sondern in kunstvoll berechnetem Bau gestaltete sich der Vortrag, der anfangs nur eine Geschichte der Meinungen verheissen hatte, zu einer allmälig vorschreitenden Geschichte der homerischen Gesänge selbst, in welche die haltbaren Ermittelungen der Forschung als Momente aufgenommen waren, bis am Ausgang die Resultate der dornenvollen und vielverzweigten Untersuchung wie reife Früchte gesammelt werden konnten. Was in dem mehrfach erwähnten Büchlein nur angedeutet war, wurde hier in beredter Begründung ausgeführt, in vielen Einzelzügen vervollständigt, in einigen Nebenpunkten auch wohl berichtigt. Nachdem die vorhomerische thrakisch-pierische Sängerschule dargestellt, die Vermittelung dieser didaktisch-mystischen Poesie mit der epischen in Thamyris, dem Sänger der κλέα ἀνδρῶν, gefunden, Zeitalter und Heimath Homers im Ganzen ebenso wie schon früher in Halle (vgl. I 305) bestimmt war, wurden fünf Hauptfragen, welche die Homerforschung seit F. A. Wolf beschäftigt haben, durchgenommen. I. Waren die homerischen Gesänge von Anfang an aufgeschrieben? Für Wolfs nur bis zu einer gewissen Wahrscheinlichkeit dargelegte Ansicht, dass dies nicht geschehen sei, wurde der entscheidende Beweis in der Biegsamkeit und dem Schwanken der überlieferten homerischen Sprachformen, besonders in den von Bentley entdeckten Anzeichen des äolischen Digamma gefunden, wovon sich im geschriebenen Text auch des Alterthums keine Spur fand. II. Die Planmässigkeit (nicht Einheit) der Ilias und Odyssee. Festgehalten und dargelegt wurde im Allgemeinen mit Nitzsch die wunderbare

1) An Welcker 10. Februar 1846.

Gleichheit der Farbe und des Tons, der Zusammenhang der Erzählung, die poetisch-künstlerische Einheit der Composition (vgl. I 306); daneben aber eingeräumt mannigfache Spuren formaler Ungleichartigkeit, kleine Widersprüche im Gang der Erzählung, Disharmonien, Verwirrungen, Sprünge, Wiederholungen, so dass die Antwort im Allgemeinen bejahend, im Besondern verneinend ausfiel. III. Der Zusammenhang von Ilias und Odyssee mit dem epischen Cyclus. Dass die homerischen Gesänge nicht als Theile jenes grossen Complexes von Heldengedichten zu betrachten seien, wurde aus dem Abstand der Zeiten, der localen Verhältnisse, der künstlerischen Richtungen klar gemacht, dagegen aus dem Anschluss der Kykliker an Homer die Folgerung gezogen, dass zur Entstehungszeit der ältesten kyklischen Gedichte (um den Anfang der Olympiaden) Ilias und Odyssee schon annähernd in ihrem gegenwärtigen Umfange (nicht bloss als Gerippe oder Urkern) bestanden haben müssen (vgl. I 304). IV. Ueber das Wesen der Rhapsodik sprach sich R. jetzt zurückhaltender als ehemals (I 307 f.) aus. Nur dass aus der erwiesenen Thatsache ursprünglich nicht schriftlicher Abfassung der homerischen Gesänge die Nothwendigkeit mündlicher Ueberlieferung, und zwar durch den Vortrag von Rhapsoden, sich ergebe, erkennt er als selbstverständliches Resultat an. Historischen Grund und Boden fand er erst V. in den Nachrichten über den Antheil des Pisistratus an der Zusammenstellung und Ordnung von Ilias und Odyssee, welche durch das sogenannte Plautinische Scholion einen festen Halt gewonnen haben. Er war es, der die ursprüngliche, allmälig durch Vereinzelung der Rhapsodenvorträge aufgelöste Ordnung der homerischen Gedichte durch die von ihm bestellte Commission Orphischer Dichter nach Möglichkeit, d. h. nach subjectiver Auffassung, mit Hülfe partieller Handschriften wieder herstellen liess (vgl. I 239), worauf dann Hipparchus einer früheren Bestimmung Solons, dass die Rhapsoden bei dem Vortrage ausgewählter Partien sich an die Ueberlieferung geschriebener (partieller) Exemplare zu halten hätten, die naheliegende Ergänzung gab, indem er anordnete, dass der nunmehr zusammenhängende Homer an dem Fest der P

athenäen in bestimmter Reihenfolge vorgetragen werden sollte (vgl. opusc. I 57). Wenn aber auch vor Pisistratus zusammenhängende Rhapsodik nicht bestand, so wurde doch damit der früher geführte Beweis ursprünglichen Zusammenhanges der Gedichte selbst nicht umgestossen, vielmehr nur die Nothwendigkeit der Annahme eines vierfachen Stufenganges dargelegt: 1) der Einzelexistenz von Heldenliedern, 2) der innerlichen Vereinigung derselben zu organischen Ganzen vermittelst der künstlerischen That Homers, 3) äusserlicher Vereinzelung der Theile im Lauf der Zeit durch die Rhapsoden, 4) der schliesslichen äusserlichen Wiedervereinigung durch Pisistratus. In präcisester Form wurden endlich die gewonnenen Resultate in der Aufstellung folgender scharf charakterisirter Perioden zusammengefasst[1]):

„I. Periode. Existenz einzelner Heldenlieder von kleinerem Umfange, bald vom trojanischen Kriege an, den sie besingen, erst unter den Achäern im Mutterlande, dann in den kleinasiatischen Colonien.

II. Periode, etwa 900—800 v. Chr. Unverfälschter Gesang Homers und der Homeriden, ohne Schrift, mit der Aussprache des Digamma. Aus einer reichen Fülle epischer Einzellieder wählt der hervorragende Geist Homers eine Anzahl, verschmilzt sie mit eigenen und verknüpft sie kunstgemäss zu einem Ganzen, in welchem sich Alles auf einen Mittelpunkt, der eine ethische Idee enthält, bezieht. Es ist ein Verdienst, welches weit über eine blosse Zusammenstellung hinaus liegt; es ist die erste Schöpfung eines grossen organischen Ganzen. So entsteht der Umkreis der ächten Ilias und Odyssee, welche in geschlossenen Schulen fortgepflanzt wurden, während daneben auch die einzelnen Lieder, aus denen sie entstanden waren, fortgesungen werden.

III. Periode, 800—700 v. Chr. Vortrag der homerischen Gedichte noch immer ohne Schrift, aber mit allmäligem Ver-

1) Diese Sätze wurden mit Ritschls Genehmigung zuerst, aber nicht ganz correct, aus dem Heft eines Zuhörers veröffentlicht von Löbell: Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen (Leipzig 1846) I S. 600 ff. (vgl. 532), in authentischer Fassung wiederholt in Ritschls opusc. I 59 f. Anm.

schwinden des Digamma und Vereinzelung der Gesänge durch Rhapsodik, indem das Rhapsodiren nicht mehr bloss Eigenthum der Homeriden ist. Zugleich Erweiterung der Gedichte durch Einschaltungen.

IV. Periode, 700—600 v. Chr. in zwei Stufen.

1) Erste Aufzeichnung homerischer Gesänge im älteren Alphabet, ohne Digamma (denn die Alexandriner fanden keine Spur mehr davon); daneben weitere Vereinzelung der Gesänge durch Rhapsoden, aber ohne dass diese ihre eigene dichterische Thätigkeit dabei fortsetzen, welche zur Zeit des Pisistratus nicht mehr stattgefunden haben kann, da dieser die homerischen Gedichte als etwas Altes vorfindet.

2) Sammlung einzelner Theile zu grösseren Einheiten. Daneben noch mündlicher Vortrag, beliebige Vereinzelung und Verknüpfung, aber Sorge (Solons) für Nichtverfälschung durch Fixirung des Ueberlieferten in geschriebenen Exemplaren einzelner Gesänge, die immer häufiger werden.

V. Periode, 600—300 v. Chr. Der Fälschung, der Vereinzelung, der beliebigen Verknüpfung wird zugleich ein Ziel gesetzt durch des Pisistratus schriftlich fixirte Anordnung des Ursprünglichen, so weit es wieder zu gewinnen war; daneben, durch Hipparchs geordnete Einrichtung, zusammenhängender mündlicher Vortrag noch lange hin, zugleich aber Vervielfältigung der schriftlichen Exemplare des ganzen Homer; erste gelehrte Behandlung durch Liebhaber (ἐπαινέται), Umsetzung in das neue Alphabet.

VI. Periode. Die Thätigkeit der Alexandrinischen Kritiker."

Dem Bedenken, dass der Vorstellung von einem Homer als dem Zusammenfüger beider Gedichte die Verschiedenheit derselben, nicht nur die geschlossenere Composition der Odyssee, sondern besonders die in ihr ausgeprägten Spuren einer fortgeschrittenen Cultur und Weltanschauung entgegenständen[1]), begegnete eine Schlussbetrachtung über das Verhältniss zwischen Ilias und Odyssee. Dieselbe gelangte zu dem Resultat, dass von den beiden Sagenkreisen, welche in Einzelliedern vorgebildet waren, der der Ilias aus einer älteren Zeit, der der Odyssee aus einer

1) Vgl. Löbell a. O. 532. 602.

Periode vorgerückter Entwickelung stammen möge, welcher Homer selbst näher stand. Indem nun derselbe mit diesem jüngeren Stoffe freier und selbständiger schalten mochte, würde sich die vollendetere Composition der Odyssee erklären.

Den exegetischen Theil, Erklärung des zweiten Buchs der Ilias (bis zum Schiffskatalog), las R. im Sommer 1841 zum ersten Mal. Selbstverständlich wurde die Kritik und die Lehre Aristarchs ganz besonders ins Auge gefasst. Aber er gestand Lehrs, dem Kenner, (28. October 1841) dass er nicht damit aufs Reine gekommen sei. Die Lücken in dem gegenwärtigen Stande der Homerforschung konnten sich seinem durchdringenden Blick nicht entziehen, und er bezeichnete die dringendsten Aufgaben derselben (Monographien über Aristophanes von Byzanz, über die kritischen Zeichen, Herstellung eines genauen kritischen Apparats u. s. w.), wie sie dann auch der Reihe nach in Angriff genommen worden sind.

Mit dem ausdauernden Fleiss der Zuhörer und den Leistungen der Seminaristen erklärte sich R. schon in seinem ersten Bericht zufrieden, indem er namentlich hervorhob, dass „die jungen Leute hier zu Lande im Ganzen viel besser vorbereitet von den Schulen zur Universität kommen als dies in der Regel, besonders in der letzten Zeit, in Schlesien der Fall war".[1]) Ein weiterer und zwar der bedeutendste Vorzug war der, dass die lockende, jugendfrische alma mater des Rheins ihre Wirksamkeit nicht auf die Provinz beschränkt sah, sondern dass, schon durch Welckers Namen bewogen, aus dem übrigen deutschen Vaterlande, besonders aus Mittel- und Norddeutschland Lernbegierige sich einfanden, erst mehr vereinzelt, aber durch natürliche Anziehungskraft immer wachsend. Von Anfang an bethätigten die Söhne der Hansestädte und der Ostseeküste (Mecklenburger, Pommern, Schleswig-Holsteiner) einen starken Zug zum grünen Rhein, ihnen reichten die Hannoveraner, die Hessen und Frankfurter die Hände; Schlesier und Posener folgten dem steigenden Ruf des ehemaligen Breslauer Lehrers; auch die Berliner sehnten sich nach einem frischeren Athemzuge. Die zahlreichen Freunde aus der Leipziger und be-

1) An Joh. Schulze 6. October 1839.

sonders aus der Hallischen Studienzeit, welche hier und da an Gymnasien, zum Theil als Directoren, wirkten, sandten ihre Zöglinge. Durch Freund Rein in Crefeld wurden bald auch mit holländischen Familien und Schulen Verbindungen angeknüpft, durch L. Schmitz in Liverpool, den Uebersetzer von Niebuhrs römischer Geschichte, mit England. Für die Schweizer war die Strasse rheinabwärts von selbst gegeben. So zeigen die Listen schon des ersten Jahrzehntes fast Semester um Semester Namen, die in der Wissenschaft, in der Litteratur oder im praktischen Leben einen guten Klang gewonnen haben.

Wenn der hochgewachsene schlanke Mann mit dem scharfgeschnittenen Profil und der prachtvollen Stirn, über der das braune Haar in welligen weichen Flocken aufquoll, mit den unter der Brille leuchtenden Augen, und dem unbeschreiblich lebendigen Munde sich mit elastischem Schwung auf das Katheder hob und stehend mit lebhaften Gesticulationen in freier Reproduction sprach, wie es ihm aus der Seele quoll, so wurde auch der Stumpfere zur Aufmerksamkeit gezwungen und fasste für den Augenblick wenigstens ein Interesse an der Lösung wissenschaftlicher Fragen. Bei aller Präcision und Straffheit des Vortrags war die Haltung doch eine völlig zwanglose, fast familiäre. Wenn die unentbehrliche mächtige Schnupftabacksdose, welcher der Redner fleissig und sehr ausgiebig zuzusprechen genöthigt war, einmal vermisst wurde, so griff die Hand wohl über das Katheder hinweg auf die erste Bank und machte bei einem grade schnupfenden Zuhörer eine freundschaftliche Anleihe. Was dem Ton der hohen Tenorstimme, der durch den Nasenpolypen etwas gehemmt war, an Klang gebrach, ersetzte die Sylbe für Sylbe scharf articulirende, kräftige Aussprache, welche wiederum durch gewisse Eigenheiten des thüringischen Dialektes eine gemüthliche Färbung gewann. Alles Gemachte, Feierliche, Anspruchsvolle lag dem Vortrag fern. Keine blendende Form, weder Pathos noch Glätte. Er ging gar nicht darauf aus die Zuhörer zu erobern, ihnen zu imponiren: er liess die Sachen wirken, und weil sie ihm am Herzen lagen, zog er jene in seine Gedankenkreise hinein. Es kam ihm nicht

darauf an, einen angefangenen Satz wieder abzubrechen und von Neuem anzuheben etwa mit den Worten: „nein, ich will es lieber so sagen“. Im Einzelnen besann er sich nicht selten auf den Ausdruck, weil es der treffendste sein sollte, „aber er fand ihn stets“. Eben dadurch wurde der Hörer mit in die Gedankenarbeit hineingezogen. Denn nicht mit dogmatischer Steifheit wurden ihm abgeschlossene Resultate von oben herab dictirt, sondern in den lebendigen Fluss der Forschung wurde er eingetaucht. In die Werkstatt der Wissenschaft wurde ihm der Blick geöffnet, so dass er sah, mit welchen Mitteln sie arbeitet, auf welchen Wegen sie zum Ziele gelangt, welche Abwege zu vermeiden, welche Hindernisse zu beseitigen waren, welche Ziele noch vor ihr liegen und was noch einmal und wie es vollkommener zu machen sei. Der Meister gab sich selbst als immer von Neuem lernenden Gesellen, urtheilte über fremde Leistungen freimüthig und gerecht, ohne Zorn und Parteileidenschaft, sparte nicht mit lehrreichem Tadel und Spott, der wohl auch gelegentlich in ziemlich freien burschikosen Humor überging, aber ohne in die hässliche Monotonie hämischer Tadelsucht und galliger Verfolgungswuth zu verfallen.

Wie er selbst den besten Theil seines philologischen Könnens den praktischen Uebungen unter Leitung seiner Lehrer G. Hermann und Reisig zu verdanken bekannte, so legte er in seiner eignen Lehrthätigkeit stets, und in Bonn noch mehr als in Breslau, das Hauptgewicht auf sein Seminar: in ihm war er sich bewusst das Nachhaltigste und Greifbarste zu wirken. Wenn er nicht grade peinlichen Anstoss nahm, seine Vorlesungen um andrer dringender Arbeiten willen auszusetzen, so hielt er die Seminarstunden mit grösster Regelmässigkeit inne. Wie er über Zweck und Einrichtung dieser Uebungen jederzeit dachte, ist durch ein Gutachten aus dem Jahre 1863 zu weiterer Kunde gekommen, welches er für einen finnländischen Collegen aufgesetzt hat.[1]) Zu den Vorlesungen, welche immer nur von aussen durch Ueberlieferung des Lernstoffes auf die Zuhörer wirken können,

1) Abgedruckt opusc. V 33 ff.

muss als wesentliche Ergänzung diejenige geistige Zucht hinzutreten, welche durch selbstthätige Uebung der eignen Kräfte von innen heraus zu methodischer Fertigkeit in der Verwendung der angeeigneten Kenntnisse führt. Weder eine Fortsetzung des Gymnasialunterrichtes noch eine Anleitung zum praktischen Lehren soll das philologische Seminar bieten: vielmehr soll es die wissenschaftliche Fertigkeit üben, „auf bewusstem methodischem Wege, nach strengen Gesetzen und Grundsätzen einer sowohl sprachlichen als sachlichen Erklärung das richtige Verständniss der classischen Schriftsteller zu bewirken, und zwar so, dass die dazu erforderlichen geistigen Operationen in Fleisch und Blut übergehen und mit Leichtigkeit und Geläufigkeit gehandhabt werden". Dadurch werden die philologischen Seminarien, vorausgesetzt dass sie mit der gehörigen Tüchtigkeit und Geschicklichkeit, mit dem entsprechenden Maass „anregender Kraft und hingebender Liebe" geleitet werden, zu wahren Pflanzschulen brauchbarer, geistig regsamer und lebendiger Gymnasiallehrer. Als unerlässliche Bedingung freilich galt ihm, dass die Zöglinge sattelfest in der Grammatik beider alten Sprachen von der Schule zur Universität kämen. Auch hielt er, um durchgreifend auf die Einzelnen zu wirken, den ganzen Menschen zu packen und methodisch durchzubilden, eine continuirliche Schulung von mehreren, wo möglich nicht weniger als vier Semestern für erforderlich; eine erst im letzten oder den beiden letzten Studiensemestern eintretende Theilnahme an Seminarübungen könne wohl im besten Falle nützliche Direction für künftige Studien gewähren, aber keine wahrhaft innerliche und nachhaltige Wirkung üben. Hervorstechende Talente zog er ohne Bedenken auch älteren mittelmässig begabten vor, und begünstigte ihre frühzeitige Aufnahme, weil sich eine noch ganz bildsame Natur wie Wachs formen und in stetigem Fortschritt weiterbilden lasse, ferner weil er die Erfahrung gemacht hatte und immer von neuem bestätigt sah, dass durch solche Elemente, wenn sie für längere Zeit dem Seminar erhalten blieben, die ganze geistige Atmosphäre desselben gehoben, und ein edler Ehrgeiz der Nacheiferung in den nachfolgenden erweckt werde, während

bei raschem Wechsel des Personenstandes eine feste Tradition, ein gleichmässiges Niveau und der so heilsame Gemeingeist der Anstalt nicht gepflegt werden könne.

In Bonn war unter den traurigen Umständen des letzten Jahres vor R.'s Berufung das philologische Seminar etwas zurückgegangen. „Heinrich hatte schon geraume Zeit vor der Krankheit, die ihn ein ganzes Jahr auf das Haus beschränkte, an Kraft und Munterkeit verloren. Auch Näke hatte lange, bevor er sichtbar verfiel, unter dem Druck eines organischen Fehlers, mehr als er äusserte, aber nach seiner Stimmung und seinem Aussehen die Rüstigkeit eingebüsst, ohne die es schwer ist andre anzuregen und zu beschäftigen." Welcker selbst, der Ostern 1838 in die Direction eingetreten, war während des Sommers durch nervösen Kopfschmerz und Rectoratsgeschäfte verhindert so einzugreifen wie er gewünscht hätte. Er bemerkte mit Bedauern ein Nachlassen des Selbststudiums unter den Seminaristen, unfruchtbar einseitige Wortkritik, ein trocknes, manierirtes, beschränktes Wesen.[1]) Hier schuf nun der neue Director alsbald frisches Leben. Sein College mochte nicht Unrecht haben, wenn er den noch jungen, sehr bescheiden auftretenden Mann den Studenten als Einen vorstellte, von dem sie wohl noch Nichts gehört hätten. Sie sollten ihn bald genug kennen und schätzen lernen. Vor Allem führte er wieder grössere Strenge bei der Aufnahme der ordentlichen Mitglieder ein, und steigerte dieselbe, je besser die Auswahl wurde, die sich bot. Die statutenmässige Zahl derselben (8) wurde durch Ernennung aus der Classe der ausserordentlichen Mitglieder ergänzt[2]), welche ohne bestimmte Verpflichtung durch Einreichung wissenschaftlicher Arbeiten oder gelegentlich durch eine mündliche Interpretation oder Disputation sich den Directoren im Laufe der vorhergehenden Semester bereits bekannt gemacht und sich jener Auszeichnung würdig gezeigt hatten. Auch in diese zweite Classe wurden nur solche aufgenommen, welche durch eine Probearbeit ihre philologische Bildung bis zu einem ge-

1) Bericht Welckers an das Ministerium vom 9. November 1839.
2) Bei steigendem Zudrange wurde die Achtzahl um 1, auch um 2 überschritten, die aber kein Stipendium erhielten.

wissen Grade nachgewiesen hatten.[1]) Beide Directoren waren einig in dem Princip, dass es darauf ankomme, ein „lebendiges Ehrgefühl" in der Anstalt zu wecken, „dass eine Art von anfeuernder Tradition von Generation zu Generation forterbe" und jene selbst bedacht sei sich von allem Mittelmässigen frei zu halten. Vor Allem sollte „Respect vor den hohen Anforderungen wahrer Wissenschaft, Respect vor strenger Methode Gemeingut des Seminars werden, und diese Methode mindestens sich jeder, der ein paar Jahre darin verweilt habe, aneignen."[2])

In der That hatte schon nach Jahresfrist der Curatorialbericht (vom 4. September 1840) den „neuen Aufschwung" des Instituts zu rühmen. Gleich im zweiten Jahre fiel durch Welckers Reise nach Italien und Griechenland Ritschl die alleinige Leitung zu, was dem Seminar nicht zum Schaden gereichte, denn er benutzte die Zeit, um die Zügel noch straffer zu ziehen und seinem Ziel desto kräftiger nachzustreben.[3]) Mit besonderer Genugthuung durfte er in dem Jahresbericht über 1840/1 versichern, „in 21 Semestern noch nie ein so gutes Seminar geleitet zu haben, wie namentlich im letzten Sommer," und dieses Lob wurde im folgenden Jahre noch gesteigert. Natürlich war nicht in jedem Jahre der Zugang an guten Köpfen gleich befriedigend. Ab und zu traten wie in der Natur gleichsam Erholungspausen magerer Semester ein, welchen desto fettere folgten. Selbst eine kleinere Anzahl energischer, begabter Mitglieder spornte auch die minder begabten „zu ungewöhnlichen Anstrengungen eines ehrenwerthen Wetteifers" an. Der Curatorialbericht des Jahres 1845/6 rühmt die überaus befriedigende Wirksamkeit des Directoriums, deren wohlthätiger Einfluss auf die Beförderung gründlicher philologischer Studien fort und fort an Ausdehnung gewinne und immer reichere Früchte trage; und in dem Ministerialerlass vom 18. Januar 1847 wird „die

1) Die Zahl der von Auscultanten und ausserordentlichen Mitgliedern freiwillig eingereichten Arbeiten war beträchtlich, bis in die 30.
2) Bericht der Directoren an das Ministerium über das Jahr 1841/2.
3) Abermals hatte R. im Winter 1845/6, den Welcker wegen seiner Gesundheit im Süden zubringen musste, das Seminar allein zu leiten.

ungewöhnliche Blüthe des Studiums der classischen Philologie" auf der Universität Bonn anerkannt: dem Minister bleibe nur der Wunsch übrig „dass diese Blüthe des Instituts noch lange fortdauere und dadurch den Directoren für die hingebende Liebe, mit welcher sie die ihnen anvertraute Anstalt zu leiten fortfahren, die Genugthuung zu Theil werden möge, welche ihrer bescheidenen Sinnesart gewiss am meisten entspreche". Eine bemerkenswerthe Erscheinung war, dass hauptsächlich durch R.s vortreffliche Methode angezogen verhältnissmässig nicht wenige Studirende der katholischen Theologie, zum Theil schon geweihte Priester, entweder ganz zur Philologie übertraten oder das Studium derselben mit ihrem geistlichen Beruf vereinigten. Vorzügliche Talente aus ihrer Reihe thaten sich selbst im Seminar durch Eifer und Tüchtigkeit hervor, während Studirende der evangelischen Theologie sich weder hier noch in philologischen Vorlesungen blicken liessen. Immer mehr, so bemerkt der Jahresbericht über 1847/8 nachdrücklich, scheine sich unter diesen die Meinung zu verbreiten, dass sie von der Philologie sich fern halten dürften oder wohl gar müssten: eine Ansicht, die allmälig ihre Nachtheile zu entwickeln sicherlich nicht verfehlen werde.

Es lag auf jenem ersten Decennium der Bonner Philologenschule, auf das R. selbst in glänzenderen Zeiten mit einer gewissen Sehnsucht zurückblickte, ein besonderer Reiz jugendfrischer, frühlingswarmer Werdelust. Der engere Kreis begabter und begeisterter Jünger schloss sich vertraulicher an den Meister, dessen Kunst und Ruf von Jahr zu Jahr wuchs. Sie alle belebte und verband das gemeinsame Gefühl, dass sie am Anfang einer neuen Entwickelung der philologischen Studien standen, der die Zukunft angehöre.[1]) Noch war der Zudrang zum Seminar nicht gar zu gross, die Tüchtigen brauchten nicht lange zu warten, bis sie aufgenommen wurden.

Mit den Uebungen wurde es im Wesentlichen gehalten wie in Breslau. R. liess in wiederkehrendem Turnus

1) Hier lernte Brunn, *sine philologiae lumine caecutire archaeologiam*: praefatio seiner Dissertation '*artificum liberae Graeciae tempora*' (1843).

die Brüder des Terenz, den Dionysius von Halicarnass, Satiren oder Oden des Horaz, Aeschylus' Prometheus, Plautus, Aristophanes, Cicero's Brutus, gelegentlich auch Hesiods Theogonie, die Batrachomyomachie, Theognis, Vellejus, Lucrez, griechische Glossare behandeln. Die Einleitungen, welche die nöthigen thatsächlichen Voraussetzungen für Exegese und Kritik zusammenfassten, pflegten von den beiden ältesten Mitgliedern mit wetteiferndem Fleiss ausgearbeitet zu werden. Die handschriftlichen Varianten zu Plautus, Terenz, Dionysius, die aus Büchern nicht zu schöpfen waren, wurden, auf wenige gedruckte Blätter zusammengedrängt, unter die Studenten vertheilt, so dass alle im Besitz der unentbehrlichsten Grundlage waren. Im Uebrigen freilich musste man sich gar kärglich behelfen. Eine des Namens würdige Seminarbibliothek, die auch nur die nothwendigsten Texte und Handbücher geboten hätte, fehlte: ein kleiner, zufällig und planlos zusammengewürfelter Büchervorrath war durch Geschenke abgehender Seminaristen seit Heinrichs Zeit gesammelt worden; ihn hatte aus gänzlicher Verwahrlosung R. hervorgezogen, ordnen und katalogisiren lassen. Die noch sehr mässige Universitätsbibliothek war durch 8 philologische Docenten stark in Anspruch genommen. Aber den eignen Besitz stellte R. mit grösster Liberalität zur Verfügung: zwanzig bis dreissig seiner Bücher waren stets unter Studenten verliehen, mehr als man verlangte gab er Einem nach Hause, Einzelnen räumte er seine besten Zimmer zum ungestörten, stundenlangen Arbeiten Tag für Tag ein.

Den Disputationen wurden auch in Bonn Arbeiten kritisch-exegetischen Inhaltes zu Grunde gelegt, die, um den Stoff vollständig erschöpfen zu können, mässigen Umfanges, aber in der Sache wie in der Form sauber ausgeführt sein mussten. Beiden Seiten wurde eine besondere Besprechung in je einer Stunde gewidmet und für jede ein besonderer Opponent bestellt. Es war immer eine Art Feuerprobe und nicht der gelindesten Art, welche man in diesen Kämpfen zu bestehen hatte. Die schärfsten Geschosse kamen nicht vom Gegner, sondern vom Lenker der Schlachten, welcher ein unbarmherziges Kreuzfeuer nach beiden Seiten unterhielt und die

behäbige Sicherheit des Vortrages nach wohl vorbereitetem Concept nicht aufkommen liess. Namentlich bei dem Anfänger oder dem Fremdling ging es nicht ohne Wunden ab, zumal wenn er etwas eingebildet war und mit Anspruch auftrat. Die scharf articulirende Stimme Ritschls, welche im Lateinischen noch schneidiger klang, schonte keine Halbheit und Bequemlichkeit: beschämend war, wenn der virtuose Meister im Lateinsprechen, an dem richtigen Verständniss seiner zurechtweisenden Worte verzweifelnd, ausnahmsweise ins Deutsche überging, um nun allerdings dem Unglücklichen die Wahrheit desto unverblümter zu eröffnen. Doch hielt sich auch der herbste Tadel stets in den Grenzen sachlicher Verhandlung, keinen Stachel persönlicher Verletzung hinterlassend. So hat freilich eine solche Stunde Manchem bitteren Nachgeschmack gebracht, aber auch heilsame Erkenntniss seiner Mängel und des rechten Weges. Denn wo R. nur ernsten Willen und bescheidenes Streben zum Besseren erkannte, legte er dem wunden Gemüth den lindesten Balsam auf, erst unter vier Augen durch Zuspruch und freundlichen Rath, dann bei erster Gelegenheit durch bereitwillige Anerkennung des Fortschritts, der auch nach einem wenig versprechenden ersten Versuch nicht selten unerwartet schnell eintrat, und durch ermuthigende Förderung jeder Art. Seine Pädagogik, im Ganzen die glücklichste Mischung von eiserner Strenge und wohlmeinender Milde, verfuhr aber ganz individuell und erfand für jeden Fall ihre besonderen Mittel. Einmal, im Winter 1841/2, hatte er es mit einem durch Armuth Verbitterten, durch die Verhältnisse seiner Kindheit und Jugend in Starrheit und Abgeschlossenheit Versunkenen zu thun, der eine Eigenwilligkeit und Hartnäckigkeit entwickelte, „die um des allgemeinen Geistes der Anstalt willen um jeden Preis gebrochen werden musste; denn erst muss die Jugend glauben und folgen, ehe sie dem eigenen Urtheile vertrauen und sich selbständig fühlen darf." Da keine Vermahnung fruchtete, sah sich R., wie er berichtet, gezwungen, „ihn auf Anlass fortgesetzter Versäumnisse feierlich aus der Liste der Seminaristen zu streichen. Diese Execution, verbunden mit sehr ernsten, aber sehr freundlichen Privaterklärungen",

machte auf den Betroffenen einen solchen Eindruck, dass er von Stund' an ein andrer Mensch wurde, sich mit offenstem Vertrauen anschloss und im Seminar, in das er wieder aufgenommen wurde, sich fortan von der besten Seite zeigte. Nur ausnahmsweise geschah es, dass ein banausischer Schwachkopf sich beschwerte, dass dort zu gelehrte Dinge getrieben würden, von denen ein künftiger Schulmeister keinen Gebrauch machen könne: den liess R. mit gelindem Hohne laufen.[1])

An jedem Donnerstag Abend war in den ersten Wintern den vertrauteren Schülern das Haus des Lehrers geöffnet. In seinem Arbeitszimmer wurden sie empfangen, wo sie bis zum Abendessen verweilten. Das war die „Beichtstunde", wie sie von den jungen Leuten mit Recht genannt wurde, denn auch für Angelegenheiten persönlichster und vertraulichster Natur fanden sie Ohr und Herz des väterlichen Freundes offen, und des eingehendsten Rathes und Zuspruchs durften sie sicher sein. Auf die auch bei andern Besuchen regelmässig zu erwartende Frage „womit beschäftigen Sie sich?" musste man vorbereitet und im Stande sein, über die benutzten Hülfsmittel, den eingeschlagenen Weg Auskunft zu geben. Aber gleichsam auf Schritt und Tritt die Arbeiten seiner Jünger zu gängeln fiel ihm nicht ein. „Sie werden das schon machen" war die gewöhnliche Antwort auf schwankende Fragen, welche auch ihre Wirkung nicht verfehlte und zu neuer Anstrengung anspornte. Wem er etwas Tüchtiges zutraute, den liess er ruhig in seiner Bahn gewähren und sich selber durcharbeiten. Die Mannigfaltigkeit der Studien zeigt, wie freier Spielraum der Individualität gelassen war. So zählt der Jahresbericht 1845/6 folgende Autoren auf, die von Seminaristen während dieser Zeit behandelt seien: Homer Pindar Parmenides Aeschylus Sophokles Euripides Theokrit die Anthologie Heraklit, Herodot Thukydides Philolaus Plato Aristoteles Plutarch Parthenius Konon Herodes Atticus Sextus Empiricus Stobäus; Terenz Lucrez Catull Horaz Varro Cicero Tacitus Suetonius. Die in gewissen Perioden vorherrschende Strömung der

1) R. an Welcker 12. December 1841.

Wissenschaft oder auch persönliche Beziehungen der jungen Leute unter einander brachten es mit sich, dass wiederum zu andern Zeiten die besten Kräfte sich auf ein gemeinsames Gebiet concentrirten, so z. B. im Jahr 1847/8 auf die alten Philosophen, besonders Aristoteles. Ein abgegrenztes Thema aber zu einzelnen Arbeiten oder zu einer Doctordissertation hat R. abgesehen von den officiellen Preisaufgaben der Facultät nie gestellt. Diese liebte er mit bestimmter Beziehung auf diese oder jene befähigte Kraft und die besondere Richtung Einzelner zuzuschneiden.[1]) Uebrigens pflegte er Zumuthungen der Art entschieden abzuweisen. Die wissenschaftliche Reife und Selbständigkeit, welche ein Doctorand aufzuweisen hat, sollte sich auch in der Auffindung einer fruchtbaren Aufgabe offenbaren. Ein Anderes war die Nachweisung und für die individuelle Neigung oder Befähigung berechnete Auswahl lohnender Arbeitsfelder, wo noch etwas zu thun sei. Der Horizont philologischer Studien und Interessen, welchen R. übersah, war weit genug, um jeder Einseitigkeit vorzubeugen, während grade seine eignen Domänen zum grossen Theil noch so jungfräulicher Boden waren, dass es für die Hände der Gesellen auf lange Zeit hinaus über und über zu thun gab. Und auch auf ferner liegenden Gebieten war immer die Methode scharfer Kritik und Exegese, wie sie im R.schen Seminar geübt wurde, die Wünschelruthe, welche der Forschung die gesuchten Schätze erschloss.

Reichlich und ungezwungen floss an jenen Abenden der Strom vertraulicher Mittheilung aus dem Munde des freundlichen Wirthes. Er legte neue Bücher vor und hielt mit seinem Urtheil nicht zurück, liess sich wohl bei solcher Gelegenheit ausführlicher über die Aufgabe und Methode philologischer Studien aus, machte auch gern über die eignen Arbeiten, über nahe wie ferne Aufgaben, interessante Andeutungen. „Ich weiss, dass ich nicht alt werde, und muss daher meine Zeit eintheilen, aber den Plautus

1) Als Zweck der akademischen Preisaufgaben bezeichnet er in seiner letzten Bonner Rede (3. August 1865 = Opusc. V 682 f.) die Aufmunterung zu wahrhaft liberaler Beschäftigung mit der Wissenschaft, welche ohne einen bestimmten praktischen Zweck die Wahrheit um ihrer selbst willen suche.

natus factusque erschien, bezeichnete und alle Mittel zur Erreichung eines wirklich erstrebenswerthen Zieles mit unermüdlicher Gefälligkeit zu beschaffen wusste. Da wurden alle Fäden persönlicher Verbindungen, die R. mit besonderem Geschick von Jugend auf zu knüpfen und festzuhalten verstanden hat, in Bewegung gesetzt; und Alles so zu combiniren, dass ein Glied in der Kette helfend oder ergänzend sich an das andere schloss, machte ihm ein gewisses technisches Vergnügen. Freilich erwuchs darüber allmälig lawinenhaft eine Correspondenz, welche zu bewältigen und mit solcher Ausdauer zu unterhalten nur wahre Liebe zur Sache und zu den Menschen vermochte. Denn auch die Breslauer Schüler, die sich ihm einmal angeschlossen hatten, liessen nicht locker: sie wollten des Rathes und Zuspruchs und der thätigen Hülfe des treuen Lehrers auch in der Ferne nicht entbehren, und namentlich der gute Marckscheffel bekannte[1]), dass die Tage, in welchen jener Breslau verlassen habe, für ihn eben so schmerzlich gewesen seien als die Zeit, wo er zum erstenmal aus dem elterlichen Hause schied.

Am liebsten schaffte er, wenn es irgend ging, die besten seiner Schüler bei Zeiten nach Italien: da, pflegte er aus Erfahrung zu sagen, wird der ganze Mensch umgewendet; den Segen seiner zahlreichen dortigen Verbindungen liess er ihnen voll zu Gute kommen. So hat er vor Allen seinem zärtlich geliebten Heinrich Brunn die Stätte auf dem Capitol bereitet, wo mit der Zeit die Geschichte der griechischen Künstler und eine Pflanzschule der Archäologie geschaffen werden sollte. Mit Empfehlungsbriefen für Berlin Leipzig Halle Gotha beladen ging derselbe zu Ostern 1843 von Bonn ab; dem Freunde Emil Braun, der im Sommer als Gast dort verweilte, wurde die Sorge für ihn aufs Herz gebunden. Die Quelle ermuthigenden und berathenden Zuspruchs hörte nicht auf zu fliessen; keine Gelegenheit zur Erweisung väterlicher Freundschaft blieb ungenutzt. So gewohnt wurden solche als selbstverständlich gebotene Erweisungen liebreichster und einsichtsvollster Fürsorge, dass mancher Andere des Dankes mit der Zeit

1) An R. Ende November 1840.

äusserst anziehend sowohl durch die nicht selten prophetische Schärfe der Beobachtung wie durch das liebevolle Eindringen in die Individualität. So erhielt die Behörde eine von ihr sehr geschätzte Reihe geistreich und scharf gezeichneter Charakterbilder der dem höheren Lehr- und Gelehrtenstand nicht nur Preussens und Deutschlands allmälig von Jahr zu Jahr zuwachsenden hoffnungsvollen Kräfte. Besonders hervorgehoben wurden schon hier diejenigen, welche sich dereinst zu Gymnasialdirectoren oder Universitätsprofessoren eigneten oder deren wissenschaftliche Zwecke eine Unterstützung zu Reisen oder dergl. verdienten. Auch über den Erfolg der von ehemaligen Seminaristen bestandenen Doctor- und Staatsprüfungen, über den Werth ihrer Dissertationen, was nun weiter aus den Zöglingen geworden und was ferner von ihnen zu erwarten sei, wurde berichtet. So ist einem grossen Theil der gegenwärtig im Lehramt und in der Wissenschaft wirkenden philologischen Generation in jenen interessanten Skizzen ihr Prognostikon gestellt, und in bei weitem den meisten Fällen ist es eingetroffen.

Ritschls Empfehlungen verfehlten ihre Wirkungen bei Unbefangenen selten, weil sie aus dem Herzen kamen und den Empfänger für die Persönlichkeit des Empfohlenen oder doch für die Zwecke desselben zu erwärmen verstanden. Es ist wahr: wen er empfahl, den sah er mit dem Auge der Liebe an, verschönerte ihn daher etwas, aber es waren darum keine falschen Züge, die er ihm andichtete. Wie Einer in seinen besten Stunden sein oder wie er unter günstigen Umständen werden konnte, so stellte er ihn dar; und geschmeichelte Porträts dieser Art gab er wohl auch den Trägern offen mit zu lehrreicher Selbstbeschauung, da gute Naturen in dem ihnen ertheilten Lobe, je freigebiger es ist, erkennen, was ihnen fehlt und was sie zu erstreben haben.

Noch förderlicher war der umsichtige und mit energischer Hülfe unterstützte Rath, welcher dem Suchenden die rechten Wege wies, den Platz für ihn ausfindig machte, der grade für die individuelle Kraft und das Bedürfniss dieses Einen der passendste und gedeihlichste war, die Aufgabe, für welche derselbe, wie der stehende Kunstausdruck lautete,

natus factusque erschien, bezeichnete und alle Mittel zur Erreichung eines wirklich erstrebenswerthen Zieles mit unermüdlicher Gefälligkeit zu beschaffen wusste. Da wurden alle Fäden persönlicher Verbindungen, die R. mit besonderem Geschick von Jugend auf zu knüpfen und festzuhalten verstanden hat, in Bewegung gesetzt; und Alles so zu combiniren, dass ein Glied in der Kette helfend oder ergänzend sich an das andere schloss, machte ihm ein gewisses technisches Vergnügen. Freilich erwuchs darüber allmälig lawinenhaft eine Correspondenz, welche zu bewältigen und mit solcher Ausdauer zu unterhalten nur wahre Liebe zur Sache und zu den Menschen vermochte. Denn auch die Breslauer Schüler, die sich ihm einmal angeschlossen hatten, liessen nicht locker: sie wollten des Rathes und Zuspruchs und der thätigen Hülfe des treuen Lehrers auch in der Ferne nicht entbehren, und namentlich der gute Marckscheffel bekannte[1]), dass die Tage, in welchen jener Breslau verlassen habe, für ihn eben so schmerzlich gewesen seien als die Zeit, wo er zum erstenmal aus dem elterlichen Hause schied.

Am liebsten schaffte er, wenn es irgend ging, die besten seiner Schüler bei Zeiten nach Italien: da, pflegte er aus Erfahrung zu sagen, wird der ganze Mensch umgewendet; den Segen seiner zahlreichen dortigen Verbindungen liess er ihnen voll zu Gute kommen. So hat er vor Allen seinem zärtlich geliebten Heinrich Brunn die Stätte auf dem Capitol bereitet, wo mit der Zeit die Geschichte der griechischen Künstler und eine Pflanzschule der Archäologie geschaffen werden sollte. Mit Empfehlungsbriefen für Berlin Leipzig Halle Gotha beladen ging derselbe zu Ostern 1843 von Bonn ab; dem Freunde Emil Braun, der im Sommer als Gast dort verweilte, wurde die Sorge für ihn aufs Herz gebunden. Die Quelle ermuthigenden und berathenden Zuspruchs hörte nicht auf zu fliessen; keine Gelegenheit zur Erweisung väterlicher Freundschaft blieb ungenutzt. So gewohnt wurden solche als selbstverständlich gebotene Erweisungen liebreichster und einsichtsvollster Fürsorge, dass mancher Andere des Dankes mit der Zeit

1) An R. Ende November 1840.

vergass und die warme Sonne über sich scheinen liess, als müsse es so sein. Aber mehr als Einer hat dem Verfasser bekannt, dass er bei der Durchmusterung R.scher Briefe mit Staunen und Rührung aufs Neue eingesehen habe, welche Fülle thätigen Wohlwollens ihm aus jenem nie versagenden Born zugeströmt sei.

3. Philologenversammlungen.

Wenn das Heimischwerden in Bonn nur langsam und unvollkommen von Statten ging, so war der Verkehr in die Ferne desto schwunghafter. Die so bequem und offen an der Weltstrasse gelegene kleine Gelehrtenstadt, welche den rheinabwärts Fahrenden den letzten malerischen Ruhepunkt bietet, wurde im Sommer und Herbst von langen Zügen hervorragender Fremden aus allen Ländern der gebildeten Welt heimgesucht; und auch das R.sche Haus war bisweilen „wie ein Taubenschlag". Gleich im ersten Sommer (1839) kam ein gewaltiger Strom: Gerhard aus Berlin, der Onkel Panofka, David Schulz und Hoffmann von Fallersleben aus Breslau, Karl Witte aus Halle, Schneidewin aus Göttingen, das neuvermählte Hildebrandsche Paar, Anton Rein mit einer Herde von Zöglingen aus Crefeld, Bischof Thirlwall aus London. Fast unausgesetzt ging es noch fort bis Ende Octobers. Es riss gar nicht ab: wenn der eine zum Dampfschiff begleitet war, traf gewöhnlich nach wenigen Stunden schon ein neuer ein. Der liebste von allen Besuchen war der letzte: Emil Braun aus Rom, der acht Tage bei R.s wohnte und im Juli 1843 mit seiner liebenswürdigen Frau auf drei Wochen wiederkam. Im Sommer und Herbst 1844 gab es eine Fremdenfülle, wie sie noch kein Jahr in nur entfernt ähnlichem Maasse geliefert hatte. Monate lang lösten Besuche, darunter die liebsten und erfreulichsten, in ununterbrochener Reihenfolge einander ab. Das Buch, welches zur Verzeichnung der auswärtigen Gäste angelegt wurde, ergab mehr als 30 Nummern.[1])

Ebenso einladend als die gastliche Stadt für Fremde war für die Einheimischen der Bord der Dampfschiffe an der

1) An Niese 10. Nov., an Brunn 18. Nov. 1844.

Landungsbrücke zu Ausflügen stromauf und ab und in weitere Fernen. Bisweilen betrat ihn der Ruhebedürftige nur um aus dem rastlosen Gewirr des täglichen Treibens, aus der allzumächtig angeschwollenen Hochfluth zerstreuender Geschäfte und Pflichten sich in einen stillen Hafen zu retten, und angesammelte Briefschulden in sichrem Asyl zu erledigen oder eine Arbeit, die er im Kopfe trug, aus einem Gusse zu vollenden. Nicht immer freilich wollte es glücken. Die Bremse der Io schwirrte ihm nach. „Halb Bonn lag ja immer auf den Dampfschiffen"; er kam aus dem Regen in die Traufe oder gar in den Frankfurter Messtrubel.[1])

Im ersten Herbst (1839) lockte ihn das Mannheimer „Philologenmanoeuvre". Obwohl einer der Begründer[2]) dieser seit 1838 bestehenden Versammlungen (I 228), war er doch in Nürnberg nicht erschienen. Auch in Mannheim tauchte er nur als flüchtiges Meteor auf, in Begleitung seines neuen Schwagers Bruno Hildebrand, der damals Professor der Geschichte in Breslau war und sich mit der ältesten der drei Guttentagschen Töchter vermählt hatte. Mit ihm wanderte er Ende September 1839 von Koblenz durch das Rheingau, besuchte auch Worms und Heidelberg. In Mannheim fand er eine „Kernmasse deutscher Philologie vor, eingehüllt in reichliche Badensische Nussschalen"[3]); „alte Bänder wurden neu angezogen, neue geknüpft". Als aber „die eigentliche Wissenschaftlichkeit und Langeweile" begann, machte er sich mit seinem Gefährten aus dem Schulstaube und kehrte über das Siebengebirge nach Bonn zurück.[4])

Erst in Gotha fing er Feuer. „Ich habe," schrieb er an Lehrs (31. Oct. 1840), „diese philologischen Herbstmanoeuvres sonst, ehe ich eins mitgemacht, immer wie eine Art iocus angesehen, muss aber zu meiner Beschämung sagen, dass ich mit warmem Interesse für diese Institution zurückgekehrt bin.

1) R. an Pernice 28. März 1842. 2) Die Namen der „Gründer" sind verzeichnet in den Verhandlungen der 5. Philologenvers. in Ulm 1842 S. 3 f 3) Zugegen waren z. B. Thiersch, Schneidewin, K. F. Hermann, Creuzer, Bähr, Rost, Osann, W. Vischer, Gerlach und Roth aus Basel, Welcker, Sauppe, Döderlein, Haase aus Schulpforta, Walz. 4) An die Mutter 30. Sept. 1839.

Persönlich betrachtet, giebt es doch gar liebenswürdige Leute unter diesem Philologenvolke; und geistige Anregung kommt doch mehr heraus dabei als ich sonst gedacht. Das Gefühl allgemeiner Harmonie, wie es in der That alle beseelte, hatte etwas sehr Wohlthuendes." In gleicher Stimmung berichtete er an Pernice[1]): „Von dem Enthusiasmus und der allgemeinen Contentirung, die hier herrscht in diesen Tagen, kannst Du Dir keinen Begriff machen."

Die Zahl der Theilnehmer (81 in Nürnberg, 158 in Mannheim) stieg in Gotha bereits auf 210. Selbst Lachmann und G. Hermann hatten sich eingefunden.[2]) Gleich in der vorbereitenden Sitzung (29. September) beantragte Rost, der statt des ehrwürdigen, leider durch Taubheit behinderten Fr. Jacobs das Präsidium führte, eine lateinische Adresse an G. Hermann. Ritschls bereits fertiger Entwurf wurde sofort vorgelesen, durch Acclamation angenommen, und in der zweiten öffentlichen Sitzung (1. October) wurde die gedruckte Votivtafel dem allverehrten Philologenfürsten überreicht.[3]) Es ist eine der ersten und liebenswürdigsten Proben seines Lapidarstiles, dessen monumentale Feierlichkeit er so meisterhaft durch eine Verbindung von Prägnanz mit beredter Wärme zu beleben verstand.

Der praktische Zug seiner Natur machte sich gleich in den allgemeinen Verhandlungen geltend. Mit Recht fand er einen wesentlichen Zweck derselben in der Begründung und Förderung grösserer Unternehmungen, welche der Wissenschaft dauernden Nutzen versprechen. So eben war er während eines Ferienaufenthaltes in Erfurt von Graffunder auf eine neue Copirmethode aufmerksam gemacht worden, welche ein dortiger Lithograph Uckermann erfunden haben wollte. In der That überzeugte er sich durch einen in seiner Gegenwart vorgenommenen Versuch, dass es gelang, ohne müh-

1) Gotha, 1. Oct. Ebenso an Kiessling 2. Oct. 2) Von bedeutenderen Philologen nennt das Verzeichniss ausserdem Thiersch, Bernhardy, Nägelsbach, Schneidewin, Emperius, Fritzsche, Grotefend, K. F. Hermann, Bergk, Ahrens, Göttling, Nitzsch. Auch Spitzner aus Wittenberg, Ferd. Ranke aus Göttingen, Kritz aus Erfurt u. A. waren zugegen. 3) Abgedruckt in den Verhandlungen S. 42, jetzt opusc. V 705 f.

selige Durchzeichnung, durch eine einfache chemische Operation ganze Seiten alter, ein- oder mehrfarbiger Handschriften ohne die geringste Beschädigung derselben mit der Unmöglichkeit eines Fehlers, mit allen Mängeln und Zufälligkeiten des Originals auf ein dazu präparirtes Papier abzudrucken: von da auf eine Steinplatte übertragen könne die Copie, so versicherte der Erfinder, mit geringen Kosten in 2—3000 Abzügen beliebig vervielfältigt werden. Diese Entdeckung, welche durch Einfachheit, Wohlfeilheit und Genauigkeit des Verfahrens die glänzendsten Vortheile zu versprechen schien, begrüsste R. mit Begeisterung. Wie er selbst eine Handschrift von seltener Schönheit, männliche Festigkeit und Klarheit mit Eleganz verbindend, besass, so hatte er eine angeborne Vorliebe für anschauliche und exacte Darstellungen oder Nachahmungen sei es graphischer, sei es plastischer Art. Karten, Globen, Reliefs wie die tabula Iliaca[1]), Modelle von Gebäuden und dergleichen, Facsimiles von Hand- und Inschriften interessirten ihn ungemein. Hier nun leuchtete ihm die praktische Verwendbarkeit in grossartigen Dimensionen sofort ein und er beschloss gleich in Gotha das Eisen zu schmieden.

In der ersten öffentlichen Sitzung (30. Sept.) machte er Mittheilungen „über die Anwendbarkeit einer lithographischen Erfindung für wichtige philologische Zwecke".[2]) Er ging von der Ueberzeugung aus, dass, je höher sich in der Gegenwart die ideelle Seite der Philologie entwickele, desto fester daneben gehalten werden müssten die materiellen Grundlagen, auf denen alle Alterthumswissenschaft beruhe, d. h. die handschriftlichen Quellen der Ueberlieferung. Zuverlässige Collationen seien nothwendig. Alle Hemmnisse, welche sich bisher der Befriedigung dieses Bedürfnisses entgegengestellt hätten, seien mit einem Schlage aus dem Wege geräumt durch die Erfurter Erfindung, welche in schriftlichem Bericht des Erfinders kurz beschrieben und

1) R. an Lehrs 21. Januar 1843: „Ihr Verdienst um die Entdeckung des Urhebers der Tabula Iliaca — beiläufig eine Gattung von εὑρήματα, für die ich ein ganz besonderes tendre habe" u. s. w. 2) Gothaer Verhandlungen S. 33 ff. Vgl. opusc. V 577 ff.

durch zwei unter Ritschls Aufsicht nach Erfurter Handschriften angefertigte Proben erläutert und bestätigt wurde. Von diesem Verfahren empfahl nun der Vortragende eine doppelte Anwendung zu machen: erstens vollständige Facsimilirung ganzer Codices, von denen er für diesen Zweck mit Ausschluss der Palimpseste besonders 4 Classen hervorhob: 1) bisher unbekannte Texte, 2) Handschriften von sehr schwieriger oder verderbter Schrift, 3) alle codices unici, 4) die grundlegenden Handschriften wichtiger Autoren. Die Ausführung dieses Plans musste freilich vorläufig der Liberalität der Regierungen oder dem Ermessen reich fundirter Bibliotheken anheimgestellt werden. Weit näher liegend und mit geringen Mitteln sicher zu erreichen sei dagegen ein zweiter Zweck, nämlich die Herstellung eines codex palaeographicus, welcher als Hülfsmittel zum Selbstudium griechischer und lateinischer Paläographie für die grosse Masse der Philologen eine möglichst erschöpfende Auswahl von facsimilirten Probeblättern nach Handschriften aller Jahrhunderte, Länder, Schriftarten, Gattungen des Inhalts bieten solle, jedes immer eine vollständige Seite enthaltend zur Veranschaulichung aller von der Kritik zu berücksichtigenden Erscheinungen, wie Abkürzungen, Buchstabenverwechselungen, Correcturen, Rasuren, Marginal- und Interlinearbemerkungen u. s. w. Nur so, hob er mit Recht hervor, könne der bestehende fühlbare Mangel philologischer Technik wirksam gehoben werden, nicht durch Verzeichnisse einzelner Wörter, Sylben und Buchstaben wie bei Bast. Dass nur auf solchem Wege ein wirkliches Bild, eine lebendige Anschauung der handschriftlichen Ueberlieferung, das dem Kritiker so unentbehrliche Verständniss paläographischer Bedingungen, ja überhaupt eine Wissenschaft der Paläographie angebahnt werden könne, hat man eingesehen, seitdem die Photographie zu ganz gleichen Zwecken angewandt worden ist. Ritschls nächster Plan und Vorschlag war nun damals der, auf 50 Bogen in gross Quart gegen 200 solche Proben griechischer und über 200 lateinischer Schrift (soviel irgend möglich nur aus Classikern) zusammenzustellen, und so in historischer Anordnung eine vollständige Geschichte der Veränderungen

griechischer und lateinischer Schrift zu geben. Vorzugsweise sollten die deutschen Bibliotheken ausgebeutet, auch die holländischen und schweizerischen herangezogen, Italien und Paris nur für einige weltberühmte Stücke in Anspruch genommen werden. Eine vorauszuschickende Einleitung in die griechische und lateinische Paläographie sollte sich auf wenige Bogen beschränken, der Preis für 1 Exemplar nicht mehr als 5 Thaler betragen! Zur Ausführung des Planes in Gemeinschaft mit dem Erfinder des Verfahrens erklärte sich der Berichterstatter bereit, falls die Versammlung ihn gutheisse und durch eine vorläufige Subscription die erforderlichen Geldmittel sichern wolle. Beiden Voraussetzungen wurde entsprochen. Die Versammlung gab dem Plane ihren „vollen Beifall" und „beschloss, dieses Unternehmen in ihren empfehlenden und fördernden Schutz zu nehmen".[1]) Der aufgelegte Subscriptionsbogen erhielt 42 Unterschriften, so dass „mit Rücksicht auf die noch fernerhin in weiterem Kreise zu erwartende Theilnahme der seitens des Lithographen erforderliche Kostenaufwand gedeckt schien".[2]) Da sich aber bei näherer Besprechung mit demselben herausstellte, dass zur Aufnahme der Schriftzüge des Originals der vollständige Apparat einer typographisch-lithographischen Officin erforderlich sei, dieselbe also nicht, wie anfänglich vorausgesetzt, im Bibliothekslocal selbst von jedem Beliebigen vollzogen werden könne, sondern wenn auch nur für kurze Zeit eine Behandlung der Handschrift durch den Lithographen bedinge, so musste die Genehmigung, bezw. Vermittelung des Ministeriums zur zeitweiligen successiven Uebersendung der hierfür bestimmten codices von auswärtigen, zunächst deutschen Bibliotheken nachgesucht werden. Um in solchen Fällen, wo eine Versendung nicht zu erreichen wäre, wenigstens eine Durchzeichnung an Ort und Stelle zu unternehmen, gedachte R. einmal in den Osterferien 1841 Norddeutschland, das andre Mal zu gleicher Zeit im folgenden Jahre Süddeutschland zu bereisen. Bis zum Herbst 1842 sollten sämmtliche Tafeln fertig sein, so dass zu Neujahr 1843 das Werk erscheinen könnte.

1) Protokoll vom 3. Oct. 2) Bericht R.s an das Ministerium aus Erfurt, Oct. 1840.

Bei den sofort in Erfurt eingeleiteten Contractsverhandlungen machte aber der 75jährige Uckermann nachträglich so vielfache Umstände und Schwierigkeiten sowohl in Betreff des Kostenpunktes als auch der technischen Ausführung, dass R. das Geschäft mit ihm bereits vor dem Abschluss leid wurde und jener für seinen Theil auf das Unternehmen verzichtete (26. Oct. 1840). Es muss sich bei näherer Prüfung herausgestellt haben, dass die angebliche Erfindung weder neu noch zu dem beabsichtigten Zweck recht brauchbar war. Indessen gab R. das einmal gefasste Vorhaben nicht auf: freilich blieb dann nichts übrig als das gewöhnliche lithographische Verfahren nach sorgfältiger Durchzeichnung. Er liess sofort zwei Probeblätter aus einer Bonner Terenz- und einer Erfurter Ovidhandschrift herstellen. Ohne Hoffnung auf einen pecuniären Gewinn, im reinen Interesse der Wissenschaft war er sogar bereit, einen Theil des Risico's auf eigne Rechnung zu übernehmen. Unter die Mitglieder der Bonner Philologenversammlung vertheilte er „als bescheidenes ξεινήιον" zwei in je hundert Exemplaren abgezogene, in Bonn angefertigte Schrifttafeln von jenen beiden Codices, und begründete damit in seinem Bericht die Hoffnung, dass trotz der eingetretenen Hemmnisse „das unstreitig zeitgemässe Unternehmen mit andern Kräften und nach etwas modificirtem Plan glücklich werde zum Ziele geführt werden".[1])

Wegen des Verlages verhandelte er zuerst persönlich mit Perthes in Gotha, der seines hohen Alters wegen jedoch ablehnte, aber freundlichen und einsichtsvollen Rath gab. Einstweilen liess R. auf eigene Hand weiter arbeiten.[2]) Einen vorzüglich geschickten Zeichner hatte er in der Person seines Schülers Gläser gefunden, der die äusserste Akribie mit der saubersten Eleganz in der Ausführung verband.[3]) Das Ministerium interessirte sich sehr für das Unternehmen auch in seiner veränderten Gestalt, genehmigte[4]), dass von der Summe, welche der König für die Bonner Philologenversamm-

1) Bonner Verhandlungen S. 84 f. 2) An Welcker 12. December 1841: „Am ersten Heft meines cod. palaeogr. lasse ich tapfer arbeiten". 3) Gläser 20. April 1842 will demnächst die Breslauer Handschriften behufs der Facsimilirung vornehmen. 4) Auf R.s Antrag vom 29. Dec. 1841.

lung bewilligt hatte, der Rest im Betrage von 100 Thalern zu den Kosten jenes Werkes verwandt werde, und stellte die vorhandenen Kupferplatten des apparatus diplomaticus Koppianus für diesen Zweck zur Verfügung[1]).

Am 9. April 1842 schloss R. mit der Bonner Buchhandlung Henry und Cohen einen Vertrag nach dem modificirten Plan. Der „Codex palaeographicus Graecus et Latinus" sollte aus 144 lithographirten Blättern in Royalformat bestehen; jedes derselben ein mittels treuer Durchzeichnung herzustellendes Facsimile einer oder bei sehr kleinem Format zweier Seiten einer alten griechischen oder lateinischen Handschrift liefern. Zur Disposition standen 11 bereits gestochene Kupferplatten mit griechischer Schrift. Dazu sollte eine lateinisch geschriebene Einleitung auf 2—3 Bogen die nothwendigen Erklärungen und die motivirte Anweisung enthalten, nach welcher die Blätter chronologisch zu ordnen seien. Das Ganze, in 12 Lieferungen zu je 12 Blättern erscheinend, sollte 6 Thaler kosten. Schon im Lauf des bevorstehenden Sommers sollte eine erste Probelieferung, für welche jene bereits früher hergestellten Blätter (Terenz und Ovid) bestimmt waren, mit Prospectus und Subscriptionseinladung versandt werden. Wenn sich hiernach eine hinreichende Zahl von Subscribenten gefunden hätte, sollten im Laufe jedes Jahres mindestens zwei Hefte erscheinen.

Der wackere Schubart in Cassel begrüsste das Unternehmen als eins der wichtigsten der neueren Philologie, wodurch der diplomatischen Kritik eine Grundlage gegeben und eine ars critica erst möglich gemacht werde. Mit Recht legte er besondres Gewicht darauf, dass möglichst viel Proben aus datirten Handschriften gegeben würden[2]), und steuerte in diesem Sinne aus der unter seiner Verwaltung stehenden Bibliothek eine Probe der wichtigen Thukydideshandschrift mit Scholien bei.[3])

Noch im Spätherbst 1842 war R. an der Sammlung des

1) Ministerialschreiben an R. vom 17. Februar 1842. Vgl. Wachsmuth in Ritschls opusc. V 584. 2) An R. 7. Dec. 1841. 3) An R. 15. Nov. 1842. Schon am 19. Febr. desselben Jahres hatte er eine Probe des Servius geschickt.

Materials durch zahlreiche Correspondenzen thätig[1]), auch auf einer Reise nach Holland Belgien Paris behielt er sie im Auge, aber die Lust zu dem Unternehmen war bereits verraucht. Es wäre auch Schade gewesen, wenn er seine kostbare Kraft und Zeit auf längere Dauer einer rein technischen Mühewaltung zugewendet hätte, die durch die erforderliche doppelte Controle der Durchzeichnung und der Lithographie eine viel schwierigere geworden war, als bei Anwendung des Uckermann'schen Verfahrens der Fall gewesen wäre.[2])

Von den Annehmlichkeiten aller der hemmenden und verstimmenden Zwischenfälle, welche sich im Lauf solcher Unternehmungen, wobei man auf den guten Willen, Geschick und Einsicht mannigfacher Mitarbeiter angewiesen ist, einstellen, sollte R. damals die erste Erfahrung machen. Nach vielen Mühen und Zögerungen gelang es endlich 14 Blätter herzustellen, welche er am 21. Januar 1844 dem Ministerium einzusenden in der Lage war. Zugleich berichtete er, dass schon mehr als noch einmal so viel andre vorbereitet seien.

Der Anblick jener Schrifttafeln[3]) muss jeden Kenner mit Bewunderung erfüllen: so täuschend ist nicht nur der Charakter der Originale im Allgemeinen, sondern das kleinste Detail wiedergegeben; ja man muss gestehen, dass diese Klarheit und Treue selbst von photographischen Nachbildungen keineswegs erreicht wird.

Für die nächste Philologenversammlung war Bonn, zum Präsidenten Welcker, zum Vicepräsidenten Ritschl gewählt.

---

1) So z. B. bat er sich (2. Nov. 1842) von G. Hermann den Wittenberger Aeschylus zum Zweck des Facsimilirens aus. 2) So war es wohl gemeint, wenn R. am 2. Nov. 1842 an G. Hermann schrieb, dass, nachdem er sich einmal auf das Project eingelassen habe, er die Sache nun gegen seine Neigung irgendwie hinausführen müsse. „Beiläufig erlaube ich mir die Berichtigung, dass diese Abneigung keinesweges in Folge vereitelter Geldspeculation eingetreten ist, wie Herr Tischendorf seltsamer Weise in Paris erzählt hat, während mir der Gedanke an Gewinn nie eingefallen ist dabei." 3) Ein Verzeichniss von 12 Tafeln, welche im Besitz von C. Wachsmuth sind, hat dieser gegeben zu Ritschls opusc. V 583 f.

Sie fand vom 29. September bis 2. October 1841 statt, und wieder stieg die Zahl der Theilnehmer um ein halbes Hundert, auf 262. Koryphäen wie Immanuel Bekker und Lachmann erschienen neben den Stammvätern Fr. Thiersch und Rost[1]); der liebenswürdige Geel aus Leyden[2]) knüpfte bei dieser Gelegenheit das Band herzlicher Freundschaft mit R. Zu seinem und aller Versammelten Leidwesen war der Nestor G. Hermann durch eine undurchdringliche Dornenhecke von Geschäften und Obliegenheiten aller Art schliesslich verhindert der dringenden Einladung R.s[3]) zu folgen. Nachträglich beklagte er u. A. sehr[4]), nicht die Gesänge antiker und pseudoantiker Musik gehört zu haben, für die Heimsoeth gesorgt hatte.

Durch Welckers Abwesenheit kam R. in den Fall, den ganzen Umfang der Geschäfte allein übernehmen zu müssen. Des ersteren längst ersehnte und vorbereitete Reise nach Griechenland sollte grade in diesem Herbst endlich zur Ausführung kommen. Zwar hielt ihn das Ausbleiben des Urlaubs noch bis in den September hinein in Bonn zurück, doch verlangte sein körperlicher Zustand die sorgfältigste Schonung, so dass er, um sich überhaupt zu der weiten Wanderung nur zu befähigen, genöthigt war, vor den unvermeidlichen Anstrengungen und Aufregungen, welche die Theilnahme an der Versammlung und vollends die Leitung derselben mit sich geführt haben würde, sich in die Stille von Ems zurückzuziehen. In Worten wärmster Verehrung und Liebe gedachte sein Stellvertreter in der Eröffnungsrede des schmerzlich Vermissten, in herzgewinnender Weise führte er sich selbst ein, dem im rheinischen Boden feste Wurzel zu schlagen die Zeit noch nicht vergönnt habe, und bat, die vorübergehende Stellung, in die er gegenwärtig zu seinen neuen Landsleuten getreten sei, gleichsam als den Act seiner dauernden Nationalisirung betrachten zu dürfen.

Da eine Trennung in Sectionen damals noch nicht bestand, kam in den mannigfaltigen Vorträgen, die vor der

1) Ferner K. F. Hermann, Grotefend, Haase aus Breslau, Halm aus Speyer, die Baseler W. Vischer, Gerlach und Bachofen u. s. w. Auch Henry Benjamin aus Westindien. 2) Geel an R. 6. Juli 1842. 3) R. an Hermann 9. Sept. 1841. 4) An R. 6. December 1841.

gesammten Versammlung gehalten wurden, nicht weniger die Praxis als die strenge Forschung zu Worte. Letztere kam sogar neben den breitfluthenden Verhandlungen über griechische Lectüre, Parallelbehandlung der lateinischen, deutschen und griechischen Grammatik, Methode des Lateinunterrichts einigermassen zu kurz; und die Strebsameren beklagten, dass die anwesenden Heroen der Wissenschaft mit ihrer Gelehrsamkeit so hinter dem Berge hielten. Dass aber auch diesen praktischen Erörterungen der höhere Schwung der Begeisterung nicht fehlte, dafür sorgte die Beredsamkeit von Fr. Thiersch, der als hervorragende Autorität in pädagogischen und grammatischen Fragen den lebhaftesten Antheil an der Discussion nahm. R. selbst als Vorsitzender beschränkte sich auf abschliessendes Zusammenfassen der verschiedenen Ansichten. Nur einmal, als gar zu verwegen wegwerfende Behauptungen über das Griechische als eine schon beim Beginn der Litteratur absterbende Schriftsprache entwickelt waren, forderte er ausdrücklich zur Abwehr auf. Am tiefsten wirkte sein Vortrag einer von Welcker eingesendeten, gedankenvollen Betrachtung über die „Bedeutung der Philologie".[1])

Dem anwesenden Senior A. W. Schlegel wurde durch eine Adresse gehuldigt, welche der Vorsitzende mit weihevollen Worten überreichte; das Andenken Otfried Müllers wurde durch eine Denkmünze geehrt. Folgereich war die Gründung des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande, beantragt und in besonderem Vortrage näher begründet von Urlichs, der von längerem Aufenthalte in Italien in seine rheinische Heimath zurückgekehrt und von dem frischen Eindruck der segensreichen Wirksamkeit des in Rom blühenden archäologischen Instituts erfüllt war. Alsbald wurden die Statuten des neuen Vereins entworfen und der Vorstand gewählt. Am 18. Februar 1842 hat sich R. selbst ein Diplom als ordentliches, d. h. zahlendes Mitglied des Vereins ausgestellt.[2])

Die zur Unterhaltung und Bewirthung der Gäste getroffenen Veranstaltungen gelangen auf das Beste. Der König hatte die

1) Welckers kleine Schriften IV S. 1–16. 2) Unterschrieben sind als Vorstand: Ritschl Schopen Düntzer Urlichs Lersch.

Summe von 1000 Thl. zur Bestreitung der Kosten bewilligt. Mit Enthusiasmus wurde bei dem Festmahl in Königswinter (29. Sept.) der Toast auf den König aufgenommen, der, „mit begeisterter Neigung und tiefer Kennerschaft den Interessen moderner Bildung und der Blüthe moderner Kunst zugewendet, daneben den unvergänglichen Werth des classischen Alterthums vom grossartigsten und umfassendsten Standpunkt würdige, und durch solche Würdigung die erhebende Bürgschaft gewähre, dass diesen Studien wiederum auf eine lange Reihe von Jahren hinaus ihre Stellung als ewiges Fundament und wesentliche Ergänzung aller edlen Menschenbildung gesichert sei". Nicht minder freudigen Nachhall fand das humoristische Hoch auf Schopen als das „Urbild rheinischer Fidelität".[1]) Gewiss vollauf verdient und ebenso aufrichtig war die dankende Anerkennung, welche in der Schlusssitzung (2. Oct.) Thiersch im Namen der Versammlung der hingebenden Thätigkeit, der Gewandtheit und freundschaftlichen Gesinnung darbrachte, mit welcher der Vorsitzende Alles „eingeleitet, die Schwierigkeiten geebnet, das Widerstrebende vermittelt" habe; und mit voller Befriedigung durfte dieser in seinem Schlusswort auf die verflossenen Tage und den heitren, einträchtigen und erquicklichen Verkehr, den sie gebracht, zurückblicken. Auch in Briefen der heimgekehrten Gäste klangen die Empfindungen angenehmster Erinnerung nach.[2]) Nur ein Kölnischer Elementarschullehrer beklagte sich in zwei Bogen langer Epistel, dass sein Name im Mitgliederverzeichniss nicht mit abgedruckt worden und somit sein heiliger Beruf herabgesetzt sei, gab aber doch auch zu erkennen, dass er den Tact und die Gewandtheit des Vorsitzenden wohlgefällig bemerkt habe, „Gaben, die nicht häufig sind, zumal unter den deutschen, meist unpraktischen Stubengelehrten".

Wer sich selbst schon in ähnlicher Lage befunden, und diese Moira tritt früher oder später wenigstens an jeden Universitätsphilologen einmal heran, weiss, welche

1) Vgl. opusc. V 168 A. 2) Sintenis, der nicht selbst hatte dabei sein können, schreibt am 28. December: „Alle (warum soll ichs Dir nicht wieder sagen?) stimmen in der Anerkennung Deiner verdienstlichen Bemühungen nach allen Seiten hin überein."

Strapazen und Sorgen die Leitung einer solchen Jahresversammlung mit sich bringt. Auf dem, der in Bonn damals den genius loci zu vertreten hatte, mussten sie doppelt lasten, da er schliesslich consul sine collega war. So gestand er denn auch nach glücklichem Verlauf der Congresstage dem fernen Amtsgenossen, dass ihn „während derselben, sowie vorher und nachher von früh 4 bis Abends 11 Uhr" eine Hetzerei abgetrieben habe, von der ein Unbetheiligter unmöglich einen Begriff haben könne.[1]) „Suchen Sie darin keine Hyperbel; man könnte mir viel bieten, und ich übernähme dergleichen nicht zum zweiten Male. Trotz der ganz specifischen Zähigkeit meiner Natur bin ich doch hinterher in einen Zustand theils apathischer Erschöpfung, theils nervöser Gereiztheit verfallen, dass ich noch jetzt nicht darüber hinweg bin." Zur Erholung begab er sich, sobald seine unmittelbar nach dem Congress erkrankte Frau das Bett wieder verlassen konnte und die umständliche Abrechnung mit dem peinlichen Curator es gestattete, nach Erfurt und zu den Freunden in Gotha. Noch einmal besuchte er den liebenswürdigen alten Jacobs, der an Händen und Füssen gelähmt klagte, dass er nicht schreiben könne und beim Lesen, ohne die Feder in der Hand, vor Müdigkeit einschlafe. In Eisenach schlürfte er mit „dem alten und dem jungen Rein" Cyperwein. Er lernte das „prächtige Cassel" und Marburg kennen, das Urbild einer „echten deutschen kleinen Universität", welches ihm noch zauberischer wie Jena vorkam: denn er hatte eine platonische Liebhaberei für kleine Musensitze. Ueber Frankfurt führte ihn sein Weg wieder nach Hause.[2])

Seit jenen Bonner Tagen ist R. über zwei Jahrzehnte lang den Philologenversammlungen fern geblieben, wie sehr auch gegen seine Neigung und stets vermisst von alten und jungen Freunden, die sich wiederum untereinander in der Liebe zu ihm zusammenfanden. Besonders mächtig zog es ihn nach Dresden, wo G. Hermann die fasces führen sollte. „Zu den Füssen dieses Präsidiums zu sitzen ist Ehrensache," schrieb er an ihn[3]), „und ich freue mich im Voraus darauf, dass mir

1) An Welcker Cassel, 20. October 1841. 2) An Pernice 21. November 1841. 3) Erfurt, 18. October 1843.

die Theilnahme an dieser Versammlung hoffentlich nicht wieder, wie für Cassel, durch Asklepische Ordre vereitelt werden wird!" Auch gedachte der alte Herr gleich in der Eröffnungsrede des Abwesenden, als dem beschieden sei die ihm selbst dereinst von Reiz angetraute Braut (die Plautinische Muse) heimzuführen. Aber diesmal war es der Bau eines eigenen Hauses, was ihn daheim fesselte.

Persönliches.

Es war nicht das Gefühl innigen Wohlgefallens an der immer noch nicht gewohnten Heimath, nicht der Gedanke, in Bonn seine Lebenstage zu beschliessen, was ihn bewog, seinen Penaten eine feste Stätte daselbst zu begründen, sondern bewährte dortige Professorenpraxis und die durch eigne Erfahrung genährte Ueberzeugung, dass ein behagliches häusliches Dasein nur in dieser Weise und jedenfalls mit geringeren Kosten zu gewinnen sei. Grade weil er noch immer einen engeren persönlichen Anschluss, einen warmen Familienumgang vermisste, war ihm eigner Grund und Boden im fremden Lande, ein Garten, dem er seine Pflege zuwenden, Dach und Fach, wo er als sein eigner Herr hausen konnte, doppelt erwünscht.

Am 14. Januar des Jahres 1842 war ihm das erste Kind, ein Töchterlein Marie Louise Henriette geboren; am 7. August 1843 ein Knabe Georg Friedrich Ferdinand: dem „pausbackigen, schwarzäugigen Burschen" legte der damalige Prorector der Universität Halle, Pernice, eine Studenten-Matrikel in bester Form in die Wiege.[1]) Von Athen schrieb Welcker (10. Mai 42) auf die fröhliche Kunde von der Erstgeburt: „dass die Rolle des zärtlichen Papa, das Vorlachen und Vorsingen, das Wiegen und Tänzeln Ihnen sehr gut lassen wird, stelle ich mir lebhaft vor." Aber während der junge Familienbaum diese lustigen grünen Zweige trieb, verödete das Erfurter Elternhaus. Noch im Sommer 1842 hatte der treue Sohn die Freude gehabt, sechs Wochen lang seine Mutter[2]) bei

1) Datirt vom 23. December 1843. Dankschreiben R.s an Pernice 30. December 1843. 2) R. an Welcker 18. Juni, 13. Sept. 1842; an Pernice 15. August 1842.

des Geplagten vortrefflich zusagten. „Von welchen Ueberlegungen, Berechnungen, Sorgen, Wegen, Beaufsichtigungen, Anspornungen und unendlichen Beschäftigungen dieser Hausbau begleitet gewesen ist, darüber liesse sich ein Buch schreiben.“[1]) Nun kam im Sommer noch die Nothwendigkeit dazu, eine Interimswohnung auf dem Lande zu beziehen, wo nicht mehr Bücher Platz hatten als auf ein Studentenrepositorium gehen, während die übrigen auf den Speicher des noch mitten im Bau begriffenen Hauses logirt wurden, wo sie sich Monate lang nur auf Leitern erreichen liessen. Scherzend gestand er, dass er ihre Ruhe selten genug gestört habe, und rühmte die Gelegenheit, „seit Jahren wieder zum ersten Mal zu empfinden, wie wohl einem ohne Bibliothek zu Muthe ist.“[2]) Endlich zu Anfang October 1845 konnte die Familie den schmucken „palazzo Riccello“ beziehen[3]) welcher nach zwei Monaten noch einen neuen Bewohner, die am 10. December geborene kleine Ida Sophie Clementine in seinen freundlichen Räumen begrüsste.

So waren die Fundamente eines häuslichen Behagens gelegt, für dessen stillen Genuss der Familienvater von Jahr zu Jahr empfänglicher geworden war. Wie sehr der Zug ins Weite, die stürmische Lebenslust seiner Jugend gedämpft sei, war ihm zu seiner eigenen Ueberraschung bei seiner letzten Reise ins Ausland klar geworden. Auf Paris, wo er in den Osterferien 1842 zu wissenschaftlichen Zwecken einen sechswöchentlichen Aufenthalt zu nehmen gedachte, hatte er sich noch von ganzem Herzen gefreut. „Eine solche Abwesenheit von Bonn wird mich zu einem neuen Menschen machen, obwohl es freilich nicht Italien ist“, dachte er.[4]) Welcker und Braun hatten ihn mit Empfehlungsschreiben ausgestattet. Da aber der Arzt für den Herbst Nordseebäder verordnete, so wurden die Gesundheitspflichten mit dem wissenschaftlichen Vorhaben combinirt und die Pariser Reise verschoben.[5])

Nach einem höchst anstrengenden Sommer fuhr er am

---

1) An Niese Martini 1844. 2) An Lehrs 7. August 1845. 3) An Brunn 14. December 1845. 4) An Welcker 12. December 1841. 5) An Welcker 3. April 1842.

18. August von Bonn ab, kam den 19. Nachmittags nach Rotterdam und begab sich mit der Diligence über Delft nach dem Haag. Er gedachte das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, zwischen die täglichen Seebäder Ausflüge in die Umgegend zu schieben, um Land und Leute kennen zu lernen, und nach 14 Tagen für eben so lange Zeit nach Ostende überzusiedeln. Anfangs machte ihm Holland einen „ausserordentlich wohlthätigen Eindruck". Er glaubte in einem „immerwährenden Baumgarten oder Lustpark" mit „zauberhaftem Gemisch von Kanälen, Buschpartien, Windmühlen, Wäldchen, Lusthäusern" zu fahren. Und in dem bunten Gewimmel der Städte „Mijnheer so wohlbedächtig einherschreitend mit seiner Thonpipe und dem runden Bäuchlein." Den holländischen Comfort wusste er sehr wohl zu schätzen, bewunderte die „Vereinigung von geschmackvollster Zierlichkeit und erfreulichster Solidität". Aber, bemerkte er schon am ersten Tage, „Alles hat doch seine Zeit, auch das Reisealter. Ehe ich michs versehe, überfällt mich doch jetzt ein Gefühl der Oede, Einsamkeit, der Sättigung, der Sehnsucht nach Heimathsruhe; ich lasse mir die Dinge alle recht wohl gefallen, aber der alte Reisejubel (wie in Italien) ists nicht mehr! Tempora mutantur et nos etc.!!" Um die Melancholie („wenn ich nicht zu alt und zu steif zu so was wäre, dächte ich, es wäre Heimweh") zu verjagen, suchte er, nachdem er in $1\frac{1}{2}$ Tagen den Haag so durch und durchgelaufen hatte, dass er ihn auswendig wusste, Abwechselung in Scheveningen, was er freilich auch wieder schon am ersten Nachmittag auswendig gelernt hatte, da er stundenlang in dem Labyrinth der Sanddünen umhergelaufen war, ein paar andere Stunden sitzend unter einem Zeltdach auf einem Strandhügel, bei einer Tasse Thee zur Thonpfeife, in das „einförmige, blaugraue, unfruchtbare Meer" geguckt, dann Muscheln gesucht hatte, bis er auf einen von den Strandschiffern zusammengekehrten mannshohen Haufen derselben stiess, was ihm das Vergnügen verdarb. „Ich kenne mich gar nicht wieder," schrieb er am Abend des 21. August in sein Reisetagebuch, welches, wie das italiänische, für die Familie bestimmt war, „dass ich so eine ruh- und rastlose Natur geworden bin. .... Weder Ge-

legenheit zum Amusement noch Lust zum Arbeiten noch geduldige Genügsamkeit zu haben — das sind wirklich zu viele Mängel auf einmal. Es kribbelt und krabbelt immer in mir wie lauter Meerquappen und Seekrebse, nach immer Neuem und Anderem; 's ist als sollte ich die Welt im Trabe durchlaufen wie der ewige Jude." Um mit den Scheveninger Bauersleuten einigen Verkehr pflegen zu können, las er eine holländische Grammatik durch, da er zwar der Kochfrau seine Bedürfnisse durch blosse Gesticulation klar gemacht hatte, aber auf ebenso glücklichen Erfolg für andere Fälle auf die Dauer nicht rechnen konnte. Als er denn so am ersten Abend ganz still und einsam in seinem Stübchen sass, „der Mond prächtig zum offnen Fenster hereinschien und ein milder Seewind die Zweige eines grossen Maulbeerbaumes an die Scheiben schlug; die tiefe Stille nur unterbrochen von dem tönenden Summen und Schwirren des siedenden Theekessels" neben ihm auf dem Fussboden über der Kohlenpfanne: „es klang so heimlich und wieder so unheimlich wie fernes Glockenläuten und Kirmestanz und wieder Grabgeläute und Wehmuthsschluchzen, als wenn ganze zauberhafte Romane von Achim v. Arnim sich vor dem innern Auge gestalteten und abwickelten." Dabei wurde ihm auch wieder ruhiger. Vorher hatte es ihn noch in das Sonntagsgewühl hinausgetrieben.

Noch denselben Abend setzte er sich auf die Diligence und war am andern Mittag in Leyden. Da fand er denn die denkbar freundlichste Aufnahme, vornehmlich bei dem trefflichen Oberbibliothekar Geel, der ihn bereits erwartete[1]), und dem Director des antiquarischen Museums, Janssen, die beide deutsch sprachen. Lateinische Conversation führte er mit Peerlkamp, „dem mildesten und liebenswürdigsten Greise", der einmal, im Sommer 1839 in Bonn als Hospitant einer scharfen Vorlesung R.s über seine Horazkritik ohne dessen Wissen bei-

1) Am Schluss einer liebenswürdigen lateinischen Epistel vom 6. Juli 1842 schreibt Geel an R.: „Ich habe keine lat. Worte um Ihnen zu sagen wie herzlich willkommen Sie mir seyn werden. Kommen Sie doch! und lassen Sie Ulm" (die Philologenversammlung) „liegen: wozu nützen die travaux forcés in einer Festung? Sie haben deren schon genug durchgestanden in den Congresstagen des vorigen Jahres."

gewohnt hatte.[1] „Still und sanftmüthig, nicht ohne behaglichen Humor, gerieth er nur in Zorn gegen Obbarius, der ihn einen litterarischen Jacobiner und kritischen Sansculotten genannt habe."[2] Drei junge Doctoren der Philologie, „zum Theil ausgezeichnet in der Wissenschaft", Hecker, van der Kapellen und Hamaker, wurden ihm förmlich als Adjutanten zur Disposition gestellt. Nicht nur standen ihm alle Sammlungen und Museen zu jeder beliebigen Stunde offen, auch zehn griechische und lateinische Handschriften bekam er in den Gasthof geschickt.[3] Nach einem heitren Abend bei Geel fuhr er am folgenden Mittage (Dienstag den 23. August) in Begleitung von diesem, Janssen und Geels Neffen, der an der K. Bibliothek im Haag Custos war, nach Scheveningen. Hier liess sichs Geel nicht nehmen, die Gesellschaft an der Badehaustafel mit „delicatestem Seefisch und ältestem Rheinwein" königlich zu tractiren, wobei es sehr vergnüglich zuging. „Das Band der philologischen Studien und des constitutionellen Interesses vermittelte die innigste Sympathie", R. hatte das Gefühl, an diesen Leydenern wahre Freunde für das ganze Leben gewonnen zu haben. Den Beleg liefert die anmuthigste Correspondenz mit Geel, der sich in humoristischem Gemisch von elegantem Latein und etwas fremdartigem Deutsch erging, dann in der Fülle freundschaftlicher Empfindung ganz deutsch wurde, zuletzt aus Bequemlichkeit ins Holländische fiel.

Aber auch von Leyden selbst empfing der Reisende die wohlthuendsten Eindrücke. Ueberall die „sprechendsten Erinnerungen an die grossartige Gesinnung und Thatkraft der denkwürdigsten Vorzeit". Im Stadthause konnte er sich bei Betrachtung des schönen Bildes, welches eine Hauptscene aus der glorreichen Belagerung der Stadt darstellt, „der heftigsten inneren Bewegung nicht enthalten". „Und wie nun nach den unsäglichsten Leiden und Anstrengungen eines hochherzigen Patriotismus endlich Befreiung gewonnen ist, und den Bürgern zum Lohne entweder Ab-

1) Rein an R. 27. Oct. 1840. 2) R. an G. Hermann 2. Nov. 1842. 3) In einem Brief an M. Hertz vom 17. Dec. 1842 nennt er „die Humanität und Liberalität von Geel gradezu sine exemplo und wahrhaft herzerquickend".

gabenfreiheit oder eine Universität geboten wird, da wählen sie — Universität!!" Im Senatssaale derselben sah er die Portraits von Grotius, Scaliger, Salmasius, Hemsterhuis, Ruhnken, Wyttenbach herabschauen: „ein Heiligthum der Philologie, wie auf Erden kein zweites". Und in der grossen Aula stellte er sich auf dasselbe Katheder, von dem Ruhnkenius herab gesprochen, und „musste dem Geel, der das Publicum vorstellte, eine kleine lateinische Rede improvisiren". Noch einmal fuhr er auf einen halben Tag herüber, den er theils mit Geel, theils im Gasthof mit einem Haufen von Handschriften zubrachte, aus denen er sich aussuchte, was er künftig einmal, hauptsächlich für seinen codex palaeographicus, nach Bonn haben wollte. Dem einförmigen Badeleben in Scheveningen entrann er wenigstens für die zweite Hälfte jedes Tages durch einen Gang nach dem Haag, wo er zu Mittag speiste und Leute traf, mit denen er deutsch oder französisch sprechen konnte. Denn trotz seiner grammatischen Studien im Holländischen ging die Verständigung mit den Scheveningern gar kläglich von Statten. Er nahm sich vor, sollte er je zum zweiten Male, was er freilich kaum glaubte, auf den Gedanken kommen Holland zu bereisen, sicherlich vorher die Sprache des Landes zu lernen.

Sehr wohlthätig war bei der andauernden trostlosen Langeweile von Scheveningen der Scenenwechsel, den er nach Ablauf der ersten 14 Tage vornahm. Am 5. September breitete sich das malerische Antwerpen vor seinen erwartungsvollen Blicken aus. Der Contrast der hellen, heiteren und doch in mittelalterlicher Solidität ehrwürdigen Stadt gegen den „düstren holländischen Salonputz", das bunte behende Gemisch von Holländisch, Französisch, Deutsch, Vlämisch sprach ihn erfrischend an. In der Malerakademie vor dem grossen Trio der Kreuzesabnahme, der Kreuzesaufrichtung und der Kreuzigung, lernte er Rubens zum erstenmal lieben und bewundern. In Ostende am 7. September kaum angekommen begegnete er auf dem Wege zum Gasthofe Göttling aus Jena nebst seiner Schwester, die beide ebenfalls hier badeten. „Die gegenseitige Freude war gross," da beide Theile sich mit Schmerzen nach einem Menschen gesehnt hatten.

Sie verkehrten nun täglich vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit einander, und der frische Humor Göttlings liess trotz des schlechten Wetters keine melancholische Stimmung wie in Scheveningen aufkommen. Sie machten einen gemeinsamen Ausflug nach Brügge, wo van Eyck und Memling mit grösstem Interesse studiert wurden, dieselben flandrischen Meister, welche unsern Freund noch in Antwerpen ganz kalt gelassen hatten: „so wahr ist es, dass man in jedem genre das Höchste und Oberste sehen muss, um erst zu einem wahren Urtheil berechtigt und nur befähigt zu sein." Auch Gent und Mecheln besuchte er. Die ganze Reihe belgischer Handelsstädte, freilich Bilder gefallener Grösse, trat ihm in ihrer welthistorischen Bedeutung klar vor die Augen, als er wie einst in Italien in den Strassen und öffentlichen Gebäuden auf Schritt und Tritt den Spuren einer imposanten Vergangenheit begegnete.[1])

Indess war der Erfolg der Seebäder gar kein befriedigender, so dass es zweifelhaft wurde, ob der ursprüngliche Plan, noch für einige Wochen nach Paris zu gehen, sich ausführen liesse.[2]) Dennoch kam es dazu. Er ging über Brüssel und verweilte viertehalb Wochen in der Weltstadt. Leider fehlen uns über diesen Aufenthalt ausführlichere Aufzeichnungen. Um seine Zwecke zu erreichen musste er seine Zeit, die ihm so knapp zugemessen war, sehr zusammennehmen, und bei den ungeheuren Entfernungen war nicht daran zu denken, einzelne Halbstunden oder Stunden zu still beschaulicher Briefstellerei auszusparen. Durch Hase's Güte war er in der Lage, die Morgenstunden von 6 oder 7 bis Mittag 12 oder 1 Uhr auf seinem Zimmer (5 Treppen hoch in der rue Richelieu, Hôtel Valois) in aller Ruhe dem Studium der ihm geliehenen Handschriften widmen zu dürfen[3]), um den ganzen Rest des Tages im Strom des Pariser Lebens zu schwimmen. Mit gewohnter Rührigkeit suchte er von allen Seiten, vom Montmartre und vom Arc de triomphe, von

1) Leider ist der holländische Reisebericht nicht zu Ende geführt. 2) An Welcker, Ostende 13. Sept. 1842. 3) Er studierte u. A. die handschriftlichen Bemerkungen Scaligers zu Plautus, verglich den Coislinianus zu Dionysius Buch 1 und 2, den Regius zu Buch 1–3,

der Julisäule und vom Père la Chaise, vom Pantheon und von Notre Dame aus Ueberblicke über das gewaltige Ganze zu gewinnen. Nur auf die Besteigung der Vendomesäule verzichtete er nothgedrungen, weil er grade keinen Begleiter hatte und allein Niemand mehr hinauf gelassen wurde, seitdem sich so viele Engländer von da hinuntergestürzt hatten. Uebrigens war das Wetter öfters abscheulich, er selbst erkältet, und die wiederkehrende Tagebuchnotiz: „den ganzen Tag elendiglich herumgetrieben" lässt auf keine sonderliche Erhebung des Gemüthes schliessen. Er fand „Alles leer und öde in dieser Jahreszeit". Er fühlte sich einsam und hatte Heimweh: jene freie empfängliche Reisestimmung, die ihn einst über die Alpen getragen hatte, war zu seiner eigenen Verwunderung mit den Jahren verflogen. Auch fehlte ihm die rechte Uebung im Französischsprechen, die sich in so kurzer Zeit nicht erwerben liess. Höchst liebenswürdig und zuvorkommend als Bibliothekar wie als College und Mensch erwies sich Benedict Hase, ein thüringischer Landsmann, an den R. durch Braun empfohlen war. Wenn die verbindliche Anmuth seines Wesens, eine Naturgabe, welche er besonders in Italien recht con amore zur Virtuosität ausgebildet hatte, das Herz seines Gastfreundes gewann, so eroberte er es doppelt durch die ritterlichen Huldigungen, welche er der „Nichte" des alten Herrn, Mademoiselle Zoé, darbrachte. Derselbe erschöpfte sich in Beweisen zuvorkommender Liebenswürdigkeit. Und so wurde er auch eines schönen Tages der Ehre einer Einladung zu dem Restaurant Frères provençaux gewürdigt, wo der Genuss eines exquisiten Diners noch erhöht wurde durch die Gegenwart einer Marquise, einer „Jugendfreundin" Hase's, welche dem deutschen Gelehrten einen Geschmack von einer Pariser grande dame geben und dafür, wenn es ihr gefiel, das Bild eines geistreichen deutschen Professors entgegennehmen sollte. Leider ist über das Tischgespräch kein Protokoll geführt

untersuchte die Handschriften des Terenz, mehrere des Gellius. An M. Hertz 17. Dec. 1842: „ich habe nicht alle Codices untersucht, aber Nr. 5765 (und 8664), die ich vor kurzem selbst einsah, lohnen allein die Mühe des Vergleichens in hohem Grade."

worden. R. hat dem „liebenswürdigen Deutsch-Franzosen“ stets eine warme Pietät bewahrt; seine Schutzbefohlenen, besonders seine Schüler, wenn sie nach Paris kamen, wurden von dem gefälligen Herrn mit zuvorkommender Freundlichkeit überhäuft und in allen ihren wissenschaftlichen Zwecken nach Möglichkeit gefördert. Auch mit Koreff, Letronne, Raoul-Rochette, Guigniaut, Cousin, Boissonade, Walckenaer, Lenormant, Lebas, Miller, Burnouf, d'Avezac machte R. Bekanntschaft, zum Theil bei Gelegenheit einer Sitzung des Institut, wo ihn Hase einführte. Dauernden Verkehr pflegte er besonders mit Dübner, dessen Gefälligkeit er seitdem bei mannigfachen Anlässen für seine philologischen Zwecke in Anspruch genommen hat. Auch Egger und Ludwig v. Sinner sah er viel. Letzterer trug wegen seiner Gewohnheit, vor Tische den Magen durch ein Glas Absinth, ein sogen. Cναψικόν, zu stärken, in diesen philologischen Kreisen den classischen Beinamen Cναψιδίων.

Am Schluss des dreiwöchentlichen Aufenthaltes musste der Spröde denn doch bekennen, dass Paris und Rom, zwar verschieden wie zwei Pole, doch die beiden grossartigsten Dinge seien, die er gesehen und äusserlich erlebt habe. „Nur,“ fügt er hinzu, „dass ich an Paris für dieses Leben genug habe, und in Rom immer leben könnte. Bloss, um etwa einem Nahestehenden als Führer durch diese Herrlichkeiten zu dienen (z. B. Sophien), könnte ich mich wieder zu einer Reise nach Paris entschliessen.“[1])

Den Rückweg nahm er über Metz, „das herrliche Trier“, von da zu Lande durch die Berge nach Coblenz, „durch das schöne Lahnthal“ nach Marburg, um seine seit drei Monaten dort bei der Schwester weilende Frau nebst den inzwischen gross gewordenen Kleinen abzuholen.[2]) Ende October genoss er „zufrieden und befriedigt“, auch „sichtbar gestärkt und erfrischt“[3]) wieder in Bonn die altgewohnte häusliche Ruhe und Stille, nach der er sich sehr gesehnt hatte.[4]) Er hatte seine Lust, fremde Länder zu sehen, für immer gebüsst:

1) An die Eltern 10. October 1842. 2) An Pernice 30. Oct. 1842. 3) An Welcker 3. Nov. 1842. 4) An die Mutter 23. Oct. 1842.

höchstens die gar zu nahe Schweiz einmal zur Erfrischung, aber in Gesellschaft zu besuchen hatte noch einigen Reiz für ihn, und dann — so oft als möglich — die Einkehr in die alten vertrauten Freundesstätten im lieben Deutschland.

Ausserdem freilich machte die Pflege des Leibes ihre gebieterischen Ansprüche geltend. Brunnencuren, oft zweimal im Jahr, sowohl zu Hause als an der Quelle, waren schon seit der ersten Bonner Zeit feste Regel. Wiederholt, zuletzt im Frühling 1844 mit Frau und Kindern, wurde Ems aufgesucht, was nur leider immer grade so lange half, als die Cur dauerte, keinen Tag länger. Von ausserordentlich günstiger Wirkung erwies sich eine Zeit lang der Karlsbader Sprudel, so dass der Glückliche, nachdem er zum erstenmal während des Sommersemesters 1844 künstlichen in Bonn gebraucht hatte, ein Gefühl von Gesundheit spürte, wie er es „seit Jahrzehnten" nicht gekannt hatte. Er glaubte in ihm eine Panacee gefunden zu haben[1]) und wallfahrtete Jahr für Jahr getreulich zu der wohlthätigen Nymphe. Da es an guter Professorengesellschaft in Karlsbad nie fehlte, so war der Aufenthalt auch geistig und gemüthlich anregend. Auf der Hin- oder Rückreise wurde manches zärtliche Rendezvous mit dem Hallenser Busenfreund (Pernice) veranstaltet, bald in Köthen, welches von letzterem besonders geliebt, weil regiert wurde, bald in Leipzig, wohin der Altmeister Godofredus als stärkster Magnet zog. Halle wurde vermieden wegen der dort wüthenden Parteikämpfe. In traulichem Zwiegespräch mit dem vielvermögenden, welterfahrenen Freunde, der unter dem bureaukratischen Brustpanzer sich ein warmes und treues Herz bewahrt hatte, wurden bei perlendem Cham-

1) An Lehrs 13. Januar 1845: „Kommen Sie diesen August nach Karlsbad .... Lassen Sie Sich wenigstens gesagt sein, dass ich alle Töpfe und Büchsen der Apotheken, alle Flaschen und Gläser der Brunnen und Wannen der Bäder vergeblich durchprobirt habe, bis sich mir erst in diesem Spätherbst meine Panacee im Karlsbader Sprudel (künstlichem) eröffnet hat. Wenn das das dürre Holz thut, was wird erst das grüne thun! Und den grossen Schelling, der Karlsbad allen Ernstes für das Urwasser hält, finden wir da zum Ueberfluss auch, und lassen uns von ihm in die Samothrakischen Mysterien einweihen."

pagner alte Zeiten wieder jung, und unzählige Dinge besprochen.

Auch in dem ungemüthlichen Bonn wurde doch nun von Jahr zu Jahr die Temperatur behaglicher. Gleich im ersten Winter war, von R. ausgehend, die Bildung eines wissenschaftlichen Männerkränzchens gelungen, an dem Bethmann-Hollweg Nitzsch Sack Brandis Loebell Perthes Mendelssohn Ritschl Theil nahmen. Hier hielt der letztgenannte z. B. am 3. Januar 1840 einen Vortrag über den angeblich von Doederlein entdeckten, in der That aber längst bekannten zweiten Schluss der Terenzischen Andria[1]); hier wird wohl auch das Plautinische Convivium mit Theologen abgehalten sein, dessen humoristische Beschreibung den Breslauer Freunden zu Gesicht kam.[2])

Ein neuer Kreis zu gleichem Zweck, „Freundeskränzchen“[3]) genannt, kam im Herbst 1843 zu Stande. Am 20. November einigte sich R. erst mit Naumann und warb noch an demselben Tage Dechen (den Berghauptmann) Dahlmann Welcker Bluhme, und man kam überein, zunächst in diesem kleinen Kreise während des Wintersemesters alle 14 Tage am Sonnabend bei einem der Mitglieder sich zu versammeln. Der jedesmalige Wirth hatte für die geistige Verpflegung durch einen wissenschaftlichen Vortrag wie nachher für die leibliche durch ein Souper, dem die Hausfrau präsidirte, zu sorgen. Zum erstenmal trat dieses Kränzchen am 25. November bei Dechen zusammen. Nach wenigen Tagen bot auch der Curator v. Bethmann-Hollweg seinen Beitritt an, im Januar folgte Noeggerath, im Herbst 1844 (nach Dahlmanns sehr beklagtem Ausscheiden) G. Bischof und Seebeck, der Führer des in Bonn studierenden Erbprinzen von Meiningen, im November 1846 Argelander; dagegen trat Bethmann-Hollweg „überhäufter Geschäfte

1) R. an G. Hermann 17. Februar 1840. Der Stoff wurde dann zum Proömium für den Sommer 1840 bearbeitet = Parerga 583 ff. 2) David Schulz an R. 21. Nov. 1840. 3) Die „Chronik des Bonner Freundeskränzchens“, von Dr. Moritz Naumann den Mitgliedern desselben zum 25jährigen Jubiläum gewidmet und als Manuscript gedruckt (bei Carl Georgi 1868), bildet ein splendides Quartheft von 79 Seiten.

wegen" zeitweilig, factisch für immer aus. Neunmal in fünf Wintern hat Ritschl in diesen Zusammenkünften das Wort geführt. Am 9. März 1844 sprach er „über die Verwandtschaftsabstufungen der indogermanischen Sprachfamilie im Allgemeinen und über die logisch-psychologischen Elemente der lateinischen Declination insbesondere". „Ueberaus anziehend," so berichtet die etwas laienhaft geschriebene Chronik, „war die Entwickelungsgeschichte der Casus nach dem Gesetze der Nothwendigkeit, namentlich die Betrachtung über die obsolet gewordenen, antiken Casusformen des Locativus und des Instrumentalis." Dahlmann aber schrieb am Tage darauf, sich für den gestrigen „belehrenden und vortrefflichen Vortrag" bedankend: „das würde ich nun sehr weise finden, wenn Sie etwas der Art einmal dem Drucke übergäben, um es auch Uneingeweihten anschaulich zu machen, wie nahe jedem Gebildeten die sprachlichen Untersuchungen treten." Am 27. April desselben Jahres kam (wie weiland in der Breslauer Philomathie) eine „meisterhafte, fliessende und gefällige" Uebersetzung des Miles gloriosus zum Vortrag, „nebst scharfsinniger Erläuterung". Den Zuhörern war das lateinische Original zum Nachlesen in die Hand gegeben worden. Am 28. November wurde das Thema aus der Metrik genommen, „deren Principien auf musikalische, in den Sprachschatz aufgenommene Elemente zurückgeführt wurden. Namentlich wurden die Gesetze entwickelt, welche die Succession von Zeitmomenten beherrschen, und die Bedeutung des Sylbenmaasses, des Rhythmus, des Accentes und des Klanges erörtert; endlich wurde versucht, die Nothwendigkeit des Reimes in den romanischen wie in den germanischen Sprachen nachzuweisen". Am 8. März 1845 folgte nach einer „lichtvollen Einleitung, die über den Geist und den Charakter der Plautinischen Dramen im Allgemeinen Aufschlüsse gab und auf die von dem Dichter benutzten Vorbilder hinwies", eine „meisterhafte" Uebersetzung des Trinummus, welche „allgemeinen Beifall" fand. Am 29. November handelte sichs um „die Anfänge der Geschichte der Philologie; dabei wurde ausführlich von der grossen Bibliothek und von dem Museum in Alexandrien gesprochen; die Einrichtung der beiden Haupt-

abtheilungen dieser Bibliothek im Bruchium und im Serapeum, und der mit ihnen verbundenen Unterrichtsanstalten fanden ihre Erledigung." Am 14. März 1846 wurden die Zuhörer in die Frage über die Einheit oder Vielheit Homers eingeführt. „Die sehr scharfsinnigen Folgerungen, zu denen der Redner überging, suchten die Ansichten von Wolf und von Welcker sinnreich zu vereinigen." Am 2. Januar 1847 kehrte der Redner wieder zur Metrik zurück. Nach einer scharfen Kritik der Grundsätze von G. Hermann und Boeckh entwickelte er „mit vielem Geschick" sein eignes System, „das mehr auf psychologische als auf grammatische Principien sich stützt." Am 4. December bewährte er „abermals sein grosses Talent der Darstellung", indem er auf Grund des kürzlich aufgefundenen Verzeichnisses die gesammte Schriftstellerei des Varro auseinandersetzte.[1]) Am 25. März 1848 endlich unter allgemeiner Verstörung „über die furchtbaren Nachrichten aus Berlin" zog er eine Parallelle zwischen Plautus und Terentius, „besonders in Beziehung auf Originalität und Erfindungsgabe", wobei auch die Verschiedenheit ihrer griechischen Vorbilder besprochen wurde. Ausserdem fungirte er am 11. März desselben Jahres bei einem Vortrage Nöggeraths über die murrhinischen Gefässe als Assistent desselben. Bei Gelegenheit derselben Zusammenkünfte sprach Welcker u. A. über Sappho (1. Mai 1844), erläuterte die Giebelfelder des Parthenon (14. December), gab wiederholt Mittheilungen aus seinen griechischen Reisetagebüchern, entwickelte einzelne Capitel seiner mythologischen Forschungen u. s. w.

Auch an der meist sehr aufgeräumten Tafelrunde war der Freund ein höchst belebendes Element. „Ritschl war ausgelassen lustig" steht am 13. December 1845 verzeichnet. „Er und

1) Dieser Vortrag, zur Abhandlung erweitert, erschien im Rheinischen Museum VI (1848) S. 481—560 = opusc. III 419 ff., und unter besonderem Titel: „Die Schriftstellerei des M. Terentius Varro und die des Origenes. Nach dem ungedruckten Kataloge des Hieronymus. Bonn 1847. Den verehrten Freunden und geduldigen Zuhörern, Herren F. Argelander, G. Bischof, F. Bluhme, H. v. Dechen, M. Naumann, J. Nöggerath, F. G. Welcker zum Danke gewidmet."

Nöggerath schraubten sich gegenseitig mit dem grössten Humor." Ein andresmal gab er „kräftige Geschichten" von Leo in Halle zum Besten. Oder er debattirte stürmisch über Constitutionalismus, führte eine lebhafte Discussion über gothische Baukunst, belehrte aus dem Stegreif über Darstellungen germanischer Krieger und Frauen auf römischen Kunstwerken, sprach mit einer dem Chronisten „unbegreiflichen Begeisterung" über W. v. Humboldts Briefe an eine Freundin; berichtete als Rector (1846) über interessante Studentenvorkommnisse wie die von ihm vorgenommene dreifache Relegation. Besonders angenehm wusste er es den Gästen in seinem eignen Hause zu machen, unterstützt von der geistsprühenden Herrin desselben. Die Chronik rühmt, wie beim Abendessen Herr und Frau R. „in heiteren Witzen und Neckereien wetteiferten" (8. März 1844). Dankbar wird berichtet, dass bei einer Kälte von 12 Grad unter Null (2. Januar 1847) die liebenswürdige Wirthin im Esszimmer „eine äusserst behagliche Temperatur" bereitet hatte und die Unterhaltung in entsprechendem Grade zu beleben wusste. Einmal sogar schien Welcker durch die grosse Heiterkeit „fast beunruhigt zn werden" (28. Nov. 1844). Auch für Seebeck, der in Bonn eines eignen Herdes entbehrte, stand das Ritschlsche Haus offen, wenn die Reihe an ihn kam; und seine Briefe bezeugen, mit welcher Liebe er auch nach seinem Scheiden (1845) an demselben festhielt.

So ging es in anregendem und behaglichem Flusse fort, bis die politischen Stürme am Horizont aufstiegen und endlich im März 1848 sich das Gewitter entlud. Da wurde durch die Wallungen des politischen Gesprächs die bisherige Harmlosigkeit und Eintracht grausam zerrissen. Mit einer „bitteren Discussion" am 25. März 1848 schlossen die Zusammenkünfte einstweilen ab, den nächsten Winter und noch die grössere Hälfte des folgenden (1849/50) blieben sie ausgesetzt. Als sie aber am 14. Februar 1850 wieder eröffnet wurden, hatte Ritschl aus nicht überlieferten Gründen seinen Austritt erklärt.

Uebrigens bot das kleine Bonn eine weit über seine Dimensionen reichende Fülle anregender, heiterer, zum Theil glänzender Geselligkeit. Nachdem Brandis mit seiner Fa-

milie aus Griechenland zurückgekehrt war, bildete sein gastfreies Haus einen der angenehmsten Vereinigungspunkte: sei es dass bedeutende Fremde wie Bunsen, Heinrich v. Arnim, Tocqueville u. a. den Anlass zu rasch improvisirten Zusammenkünften gaben, sei es dass man sich an gemeinsamer Lectüre Shakespearescher Stücke erfreute, wobei Ritschl die komischen Rollen zufielen. Täglich in den Abendstunden zwischen 6 und 8 sammelte sich ein Kreis näherer und fernerer Bekannter um den Theetisch der Gebrüder Boisserée. Auch hier traf man in der Regel interessante Ausländer. Wenn Sulpiz frisch und energisch manchmal etwas derb in die Unterhaltung hineinfuhr, wusste die feine stattliche Hausfrau mit leisen, aber festen Händen eine mehr neutrale Salonatmosphäre herzustellen, die geeignet war, die mannigfach gemischten Elemente in einer Zeit beginnender politischer und religiöser Gährung bei ruhigem Wellenschlage zu erhalten. Am bedeutendsten zugleich und behaglichsten waren wohl die allwöchentlichen Abende bei Dahlmann, dessen scheinbar finstres Antlitz sich im häuslichen Kreise zu herzlicher Freundlichkeit und schalkhaftem Humor aufhellte. Studenten wie Professoren, auch die in Bonn studierenden Prinzen mit ihren Begleitern fanden sich hier zu zwanglosem Austausch zusammen, und manches ernste politische Wort liess der gedankenvolle Historiker vernehmen.

Noch waren die Zeiten harmlos genug, um über confessionelle Gegensätze im persönlichen Verkehr hinwegzusehen. So bestand gute Nachbarschaft zwischen dem Ritschlschen Hause und dem Walters, des katholischen Kirchenrechtslehrers, eines der witzigsten und gewandtesten Gesellschafter. Ein herzliches Verhältniss zu der Familie Löbell hatte sich früh gebildet; jüngere Collegen wie Urlichs, Albrecht Ritschl bewährten bei mannigfachen Gelegenheiten ihre geselligen Talente. Im Rectoratsjahr 1847 feierte man in den behaglichen Räumen des Walterschen Hauses Carneval durch ein freundschaftliches Picknick. Eine Darstellung des Jahrmarktes zu Plundersweilern, nach freier Bearbeitung mit allerhand eingelegten Rollen und Couplets, bot für heitere und geistreiche Einfälle und Episoden, für leichte und derbere

Pritschenhiebe offenes Feld. R. trat als Ahasver, seine Gattin als Esther auf, der theologische Vetter trug als Bänkelsänger mit seiner trefflichen Stimme eine selbstverfasste Mordgeschichte vor, Walter bildete die Rolle des Marmotte in allerliebstem Französisch mit lustigen Taschenspielerscherzen auf das anmuthigste aus. Auch der preussische Prinz Friedrich Carl, der damals in Bonn studierte und um die Erlaubniss gebeten hatte, dem fröhlichen Feste beizuwohnen, erschien in reichem Tscherkessencostüm, begleitet von seinen beiden Gouverneuren, Major v. Roon und Graf Bismarck-Bohlen. Letzterer hatte sich in einen braunen Phantasiefrack geworfen, den er bei einem Maskenverleiher aufgetrieben: mit höchstem Gaudium erkannten die Professoren hierin das ehemalige Galakleid ihres seligen Collegen Schlegel, welches sich derselbe einst für eine Berliner Hofsaison hatte anfertigen lassen. An der Picknickstafel entwickelte sich eine wahrhaft rheinische Carnevalslustigkeit, und ein schwärmender Komos der Herren (unter ihnen R.) begab sich (zu Wagen freilich) noch bei später Nachtzeit im Jahrmarktscostüm in die Häuser befreundeter Collegen, um nach Landessitte ihnen mit improvisirten Vorstellungen aufzuwarten.

Litterarische Thätigkeit.

Dass auch im stillen Studierzimmer die Verbindungen mit der philologischen Aussenwelt in weit umfassendem und immer wachsendem Maassstabe gepflegt wurden, dafür war durch das wissenschaftliche Organ gesorgt, welches R. vom zweiten Jahre seiner Bonner Zeit an bis an sein Lebensende in treuer Obhut behalten hat, das Rheinische Museum für Philologie. Durch Näke's Tod war diese von Niebuhr gegründete Zeitschrift eines ihrer beiden Herausgeber beraubt worden. Da eine zeitweilige Unterbrechung eintrat, so hatte sich bereits das Dioskurenpaar Lersch und Düntzer entschlossen, das verwaiste Kind zu adoptiren.[1]) Die Ausführung dieses grossmüthigen Gedankens scheiterte an R.s Berufung. Nun hatte Welcker zunächst die Einsetzung einer vierköpfigen Redaction

1) R. an Lehrs 25. Nov. 1840.

beabsichtigt, wovon aber jener aus naheliegenden Gründen nichts wissen wollte.[1]) Erst im Herbst des Jahres 1840 war die weitere Fortdauer unter ausschliesslicher Leitung von Welcker und Ritschl gesichert.[2]) Sofort betrieb dieser mit gewohnter Energie die Anwerbung tüchtiger Mitarbeiter. Die Hauptform der Beiträge sollten Abhandlungen bleiben, aber in billiger Beschränkung des Umfangs, „und zwar solche, die frisch und lebendig in den Zusammenhang der heutigen Entwickelung unserer Wissenschaft eingreifen", so dass Alles fern bleiben sollte, was der Zeitschrift den „Anstrich eines Magazins" geben würde. Recensionen sollten „in der Regel durch ein besonderes Interesse motivirt sein müssen, willkommen aber immer sein Collectivanzeigen, beurtheilende Uebersichten über die litterarischen Erscheinungen irgend eines weiteren oder engeren, selbst engsten Kreises der Philologie". Endlich sollte „Miscellen aller Art ein weiter Spielraum" gegeben werden.[3])

Der Schwerpunkt der geschäftlichen Verwaltung fiel von Anfang an auf R.s Schultern, und dass in ihm alle Bedingungen zu einem solchen Vorhaben vereinigt seien, erkannte Welcker[4]) freudig an. Natürlich kam viel darauf an, gleich die ersten Hefte der „Neuen Folge" möglichst reichhaltig und glänzend auszustatten. R. gedachte „die Jüngeren von strenger Schule" als „eine geistig verbundene philologische Hetärie" um das Banner seines Museums zu schaaren. Unter den zur Mitarbeit Eingeladenen war Lehrs einer der ersten[5]), und dieser stellte bereitwillig eine Reihe vielversprechender Stoffe (Ate und Theoblabie, Joseph Scaliger, Herodianea u. s. w.) zur Auswahl.[6]) Braun bot eine Quintessenz aller Ausgrabungsberichte an.[7]) Vor Allem liessen die beiden Herausgeber sich angelegen sein, ihr Museum mit den würdigsten Gaben zu schmücken. Welcker eröffnete das erste Heft mit einer schönen Abhandlung über die Vorstellungen

---

1) R. an Braun 10. Mai 1840. 2) Contract vom 21. November 1840. R. an die Mutter 3. November 1840. 3) R. an Lehrs 25. Nov. 1840. 4) Rhein. Mus. N. F. I S. 2. 5) R. an Lehrs 25. Nov. 1840. 6) R. an Lehrs 28. October 1841. 7) 5. December 1840.

der Giebelfelder und Metopen an dem Tempel zu Delphi, im Vorwort des Freundes O. Müller gedenkend, welchen der Pfeil des Pythischen Gottes, dessen Wesen und Walten seinen Geist so viel beschäftigt, kürzlich getroffen hatte. Es folgt Ritschls grosser Aufsatz über die Plautinischen Didaskalien mit seinen ergebnissreichen Excursen. Hierauf mit kürzeren Beiträgen eine Vierzahl nah verbundener Freunde: Bergk mit Conjecturen zu Aristophanes, Braun über Kunstvorstellungen des etruskischen Tages, Schneidewin über den Thyestes des Varius, von Sintenis briefliche Bemerkungen zur Kritik der Plutarchischen Biographien. Die Miscellen füllte, abgesehen von Beiträgen Schwencks zu Hesychius, ganz allein Ritschl, einerseits mit einer stattlichen Reihe interessanter Mittheilungen aus lateinischen und griechischen Handschriften, theils aus Briefen von Theodor Oehler[1]), der damals belgische und englische Bibliotheken durchsuchte, theils aus eigenem Vorrath[2]); andrerseits durch Textverbesserungen zu Aeschylus, Euripides, zur griechischen Anthologie, zu Xenophon, zu Donatus, zur vita Terentii von Sueton, zu Cicero de republica; denn alle sind sie von ihm, obwohl einige mit andern Chiffern versehen.[3]) Im zweiten Heft handelte er über Aristo den Peripatetiker.[4]) Auch in diesem sind die Miscellen fast alle aus seiner Feder: erstens eine Auswahl kleiner, aber wichtiger Aufsätze metrischen Inhalts[5]): über das Spondiacum des Terpander, die iambische Anakrusis, Neuerungen des Archilochus, metrum prosodiacum, accentuirte Verse (politische Verse, Choliamben, das Lesbische Müllerlied); zweitens wiederum aus Mittheilungen von Oehler ein längeres prosaisches Bruchstück aus der Zeit Hadrians, durch die vereinigten Bemühungen von Ritschl, Welcker und Schopen lesbar gemacht, dessen Wichtigkeit für die Lebensgeschichte des Dichters Florus ein bündiger Commentar des Herausgebers ins Licht setzte.[6]) Endlich, um Kleineres zu übergehen, brachte das 4. Heft an seiner Spitze

1) Vgl. opusc. III 835—845. 2) Vgl. opusc. I 753 ff. 758 f. 3) Vgl. opusc. I 746 ff. 748 f. 755. 756. III 795 ff. Parerga 637 f. opusc. III 812. 4) Vgl. opusc. I 551 ff. 5) Opusc. I 271—299. 6) Opusc. III 729—742.

die interessante Untersuchung über die Vermessung des römischen Reiches unter Augustus.[1])

„Das Rheinische Museum stellt sich glänzend heraus, es ist ein herzerfreuendes Büchlein geworden" schrieb Braun nach Lesung des ersten Heftes (15. Juni 1841). Als hervorragende Genossen traten in den folgenden Lieferungen noch hinzu Ahrens Emperius Haupt Bamberger Lehrs u. A. Freilich mussten auch um des Friedens willen einige unumgängliche Collegen aus nächster Nähe, oder Schützlinge Welckers mit in Kauf genommen werden. Denn wie „der phantasiereich sinnende Mann nicht nur alle Geneigtheit, sondern auch Fähigkeit" hatte, „divergirende Thätigkeiten in der Philologie nicht bloss gelten zu lassen, sondern mit Enthusiasmus anzuerkennen"[2]), so war er bald aus persönlichem Zartgefühl, bald um individueller Sympathien willen schwer zu den rigoroseren Grundsätzen R.s zu bestimmen.

Letzterer, der grade, weil er die Hauptredaction in Händen hatte, einzelnen bestimmten Wünschen des befreundeten Collegen ἄκοντί γε θυμῷ nachgeben musste, versprach den Seinigen im Vertrauen, dass die Gesellschaft „immer gewählter werden solle", zumal wenn er während Welckers Abwesenheit in Griechenland ein Jahr freie Hand habe.[3]) Diesen bat er um kurze, pikante Reiseberichte über archäologische Funde, nur andeutend, die gelehrte Ausführung vorbehalten.[4]) Welcker sandte eine interessante Inschrift über die Genossenschaft der Dionysischen Künstler, und warb Ross und Ulrichs, die ebenfalls in Athen waren, zur Mitarbeit an.[5]) Ueberhaupt war der zweite Band reich an Epigraphicis. Leider ging das Versprechen, welches der König von Griechenland bei Tafel gab, Ausgrabungen im Dionysostheater veranstalten zu lassen, damals nicht in Erfüllung. Einige schöne Beiträge lieferte auch Lachmann.[6])

Sehr wichtig für das Redactionsgeschäft war, dass es R. gelang, den Druck der Zeitschrift (vom zweiten Bande an)

---

1) Vgl. opusc. III 743—787. 2) R. an Lehrs 25. Nov. 1840. 3) R. an Lehrs 28. October 1841. 4) R. an Welcker 1. Febr. 1842. 5) Welcker an R. 24. März 1842. 6) Lachmann an R. 13. Mai, 2. Juli 1842.

nach Bonn zu verlegen[1]); und eine Aufmunterung für den bisweilen besorgten Sauerländer, dass ihm seit dem Jahr 1845 das preussische Ministerium 40 Exemplare abnahm.

An erheiternden Zusendungen, wie sie allen Herausgebern öffentlicher Organe von Zeit zu Zeit als anmuthige Herzstärkung erblühen, fehlte es auch unserem Museum nicht. Es wird immer Leute geben, welche wissenschaftliche Zeitschriften, zumal wenn sie nicht das Gorgonenhaupt der Exclusivität drohend an der Stirn tragen, als eine Art Bedürfnissanstalten oder Commissionsbureau's betrachten, und je weniger sie zu bieten haben, desto vornehmer sich gebehrden. Da hatte ein einsamer Forscher die „für alle teutischen Leser", wie er meinte, „spannende und anregende Entdeckung" gemacht, dass die römische plebs „teutischer Sprache und Religion" gewesen sei und dass der Text der Plautinischen Lustspiele eine „sprachliche Doppelheit" darstelle, nämlich neben dem Lateinischen eine für den eingeweihten Plebejer wohlverständliche, durch veränderte Sylbenabtheilung und andre Geheimmittel hervorzulockende „teutische" Geheimsprache voller revolutionärer Ausfälle auf die Unterdrücker. Ein Andrer bot Meditationen über das gegenseitige Verhältniss der virtus und fortuna bei den einzelnen römischen Historikern an, und verlangte die Kleinigkeit von 4—500 Separatabzügen seiner Arbeit.

Von der Herbstreise 1842 brachte R. einen Plan mit, den er mit grossem Feuer sofort in Angriff nahm. Schon Droysen hatte eine philologische Revue als Beigabe des Museums gewünscht.[2]) Die Zimmermann'sche Zeitschrift entfremdete sich mehr und mehr alle Gemüther, und die Jahn'schen Jahrbücher waren mit ihrem „endlosen Gewäsch über Religions- und mathematische Schulbücher längst aller Welt zum Verdruss". Das Bedürfniss nach einem auf der Höhe der Wissenschaft stehenden Blatt, welches in gleichem Geiste kurze scharf charakterisirende Uebersichten über alle Erscheinungen der philologischen Litteratur liefere, war wiederholt mündlich und schriftlich gegen R. ausgesprochen

1) R. an Welcker 6. April 1842. 2) An R. 22. September 1841.

worden. In Ostende hatte er mit Göttling, in Paris am letzten Tage mit Schneidewin, in Marburg mit Bergk die Frage verhandelt. Man begegnete sich in dem Gedanken, dass ein solches kritisches Litteraturblatt, nicht für sich bestehend, sondern als ergänzender Anhang zu einer Zeitschrift wie das Rheinische Museum, welche mit selbständigen Leistungen die Wissenschaft vorwärts bringe, alle Interessen befriedigen und auch die Verbreitung des Museums fördern würde. Gegenüber so vieler mattherziger Kritik erschien „ein neues Schwert der Gerechtigkeit" wünschenswerth. Man dachte die einzelnen Fächer unter die competentesten Kenner zu vertheilen. Ein als Manuscript gedruckter Prospect gab in scharfen Umrissen von Zweck, Richtung und Form des Unternehmens eine Anschauung. Nach R.s Meinung sollten alle Artikel anonym sein: dagegen erklärte sich Ahrens entschieden für Nennung der Namen, damit man gleich schwarz auf weiss sehe, dass hier nicht Krethi und Plethi ihr Wesen treiben. „Vivat die Oeffentlichkeit in Ständeversammlungen, in dem Gericht und in der Litteratur!" rief er aus. Des Recensirens wie überhaupt der zersplitternden Betheiligung an Zeitschriften hatte sich R. seit der Halle'schen Periode, abgesehen von kurzen anonymen Artikeln, enthalten. Dennoch erklärte er sich bereit, die Redactionsgeschäfte und die Fächer der Encyclopädie, der Metrik und der römischen Dramatiker selbst zu übernehmen. In einem ausführlichen Schreiben vom 20. November 1842 an Welcker entwickelte er diesem den Plan. W. antwortete (2. December) zustimmend und versprach seine Mitwirkung im Fach der Mythologie. Je näher der Zeitpunkt der Ausführung rückte, desto mehr drängte sich freilich auch die Besorgniss vor neuer Arbeitslast und Zerstreuung[1]) auf. Da, während noch Alles in Gährung war, übernahm Bergk die Redaction der ehemaligen Zimmermannschen Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft, wodurch eine unvorhergesehene Concurrenz hervorgerufen wurde. R. fand es mit Wolf unbequem sich da finden zu lassen, wo es so gedrang herging und so scharf gelaufen

1) R. an Welcker 18. December 1842.

werden sollte. Er schlug vor, die Sache einstweilen noch ein Jahr lang ruhen zu lassen und abzuwarten, wie sich die Dinge gestalteten.[1]) So hat das Rhein. Museum sich des berufsmässigen regelmässigen Recensirens ganz enthalten, in Ausnahmsfällen aber Recensionen, welche die wissenschaftliche Arbeit selbständig weiter führten, nicht von der Hand gewiesen, noch öfter auf Veranlassung neuer Schriften daran anknüpfende Abhandlungen geliefert.

Im Jahr 1846 trat ein zweiter Nebenbuhler auf und zwar ein sehr gefährlicher, mit einer Schaar sehr bedeutender Genossen, der Göttinger Philologus, so dass nunmehr 4 philologische Zeitschriften in Deutschland dem Mittheilungsbedürfniss der Gelehrten zu Gebote standen. R. fand diese Fülle „mehr als genug", und wünschte mit manchem Stossseufzer, ohne sich die Unmöglichkeit zu verhehlen, seiner verantwortungsvollen Redaction loszuwerden. Er tröstete sich indessen mit dem Gedanken, dass es mit den Zeitschriften ähnlich sei wie mit den vielen Universitäten in Deutschland: besser eine zu viel als eine zu wenig, man müsse keine Brennpunkte irgend welcher geistigen Kräfte zerstören, so lange sie sich noch selbst helfen; der grösste Feind des Guten sei das Beste, und jenes immer besser als dieses, wenn man es nicht haben könne.

Dem dritten Jahrgang (1845) war zum erstenmal ein Verzeichniss der Mitarbeiter vorangeschickt, in welches R. mit besonderem Vergnügen die Namen seiner Schüler eintrug, vorläufig noch ein kleines Häuflein: H. Brunn in Rom[2]), G. Curtius in Dresden, R. Enger in Oppeln, Gläser in Breslau. Uebrigens war eine Elite bewährter und ausgezeichneter Philologen und Archäologen darin zu finden: Ahrens Bamberger Bergk Braun E. Curtius Droysen Dübner Emperius Geel Gerhard Göttling G. F. Grotefend F. Haase M. Haupt K. F. Hermann O. Jahn Lachmann Lehrs Ross Sauppe A. W. v. Schlegel Schneidewin Sintenis Ulrichs u. A. Im folgenden kamen u. A. hinzu W. A. Becker in Leipzig, W. Henzen und Th. Mommsen in Rom

1) R. an Welcker 23. Januar 1843. 2) R. an Brunn Mai 1845: „ich habe . . . Ihren Namen unter die Mitarbeiter gesetzt und nun müssen Sie mich rechtfertigen . . . . ich hätte gern die Studiengenossen einer schönen Bonnischen Zeit in diesem Sammelpunkt vereinigt."

Preller in Jena, Roth in Basel, A. Schaefer in Dresden, und von Bonner Schülern H. Keil und Prien, seit 1847 Jacob Bernays, der sehr bald auch thätigen Antheil an dem Redactionsgeschäft nahm, und andre.

So mehrte sich von Jahr zu Jahr der Kranz der Genossen, während freilich die Theilnahme des kaufenden Publicums zu dem Werth der gebotenen Gaben in dauerndem Missverhältniss blieb, so dass manche ungeduldige Laune des Verlegers, manche Krisis zu beschwören war.

Die eignen litterarischen Arbeiten unseres Freundes verfolgten in den ersten Bonner Jahren noch zum Theil die alten in Halle und Breslau angesponnenen Fäden. Concentration auf die eine Hauptaufgabe, den Plautus, war vorläufig besonders durch die Ansprüche, welche die Pflege der Zeitschrift an ihn machte, erschwert. Aber bei seiner vielseitigen, erregbaren Natur und dem schnellen Blick, der jeder interessanten Frage den springenden Punkt sofort abzugewinnen wusste, war überhaupt die geradlinige, unentwegte Verfolgung eines einzigen Arbeitszieles eigentlich nicht seine Sache. Ohne diese Neigung zu philologischen „Spaziergängen" hätte ihn das Feuer, welches er an jede Thätigkeit setzte, die ihn wirklich anzog, schnell verzehrt. So beruhigt er in seiner halb ironischen Weise Welckers Sorge, dass er sich mit Arbeiten übernehmen möchte.[1]) „Ich habe ein sehr grosses Talent, von jeher, einen litterarischen Müssiggang zu treiben, und verbringe viele ganze und halbe Tage mit luxuriirendem Herumschnüffeln ohne bestimmten Zweck, wobei gar nichts herauskommt. Es muss mir immer erst auf die Finger brennen, ehe ich mich wirklich einmal concentrire. Drum bringe ich auch nicht leicht etwas Grösseres zu Stande. Gott bessers .... Nun, jeder treibts eben wie er kann, und ultra posse —." Er vergleicht sich[2]) mit Emil Braun: „Sein Feuereifer, mit dem er eine neue Idee ergreift und Pläne darauf baut, ist ungeheuer: er ist aber so verstrickt in

1) An Welcker 1. Februar 1842. 2) An Welcker 3. April 1842.

Tausenderlei, dass weniges zur Erfüllung kommt. Ich leide übrigens in gewissem Grade an derselben Schwäche, bin indess neulich einmal sehr ernsthaft mit meinem Innern deswegen zu Rathe gegangen, und habe mir vorgesetzt, consequenter als bisher verführerische Nebenwege zu meiden, und mich mit Concentration auf einem Wege zu halten. Man kann nur schwer gegen die Natur!"

Halb auf Liebhaberei halb auf freundschaftlicher Gefälligkeit beruhten zunächst die in sehr gemässigtem Tempo fortgesetzten archäologischen Versuche unseres Freundes. Sein römischer Mentor besass eine unvergleichliche Gabe, Andre in seine Bahnen zu locken, zur Förderung seiner Ideen anzuspannen und anzuspornen, wie es denn, um diese Aufklärung nachzuholen (vgl. I 223), eben dieses Talent war, in dessen Anerkennung ihm die römischen Freunde Lepsius, Ritschl und Lanci im Jahre 1838 zu seinem Geburtstage ein Diplom in prächtigstem Italiänisch als Rittmeister 'di tutte quante le cavallerie degli Stati di Settentrione, Grande Scudiero di tutte le Corti del mezzogiorno, e Cavallerizzo maggiore di tutti i principati di Levante e Ponente' ausgestellt hatten. Der Gedanke kam sicherlich von Ritschl, und auch in der Ausführung erkennt man die geübte Hand des professor eloquentiae. Beim Abschied in Italien hatte derselbe allerhand weitere archäologische Beiträge für das Institut versprochen, zu denen Braun das Monumentenmaterial, namentlich Vasenzeichnungen, liefern sollte, wofür R. eine ausgesprochene Vorliebe hatte.[1] Zunächst sollte ein Aufsatz über die Grazien kommen, der aber vergeblich erwartet wurde[2], desgleichen einer über das Parisurtheil. Zur Aufmunterung mochte einstweilen die sinnige 'strenna nuziale' dienen, welche der Rittmeister zum 28. August 1838 dem jungen Ehepaar widmete, einige Darstellungen grade des giudizio di Paride, freilich eines 'argomento erotico per eccellenza', kurz behandelnd. Das schwerere Geschütz blieb noch lange dem gelehrten Philologen vorbehalten, besonders

1) Vgl. I 203. R. an Lehrs 28. Oct. 1841. 2) Braun an R. 17. März 1838.

die eingehende Erklärung des Reliefs in der villa Lu
Mit Spannung und Verlangen sah der Rittmeister noch bis in den Frühling des Jahres 1842 dem verheissenen Aufsatz entgegen.[2]) „Schön, Herr Admiral, lassen Sie den Paris nur unter Segel gehn. Hier wird er erwartet. Hübsch wenig Noten und weichen" (so!) „Text!" schrieb er noch am 22. Januar 1842. Aber am 19. April, dem Schlusstage des Lustrums seiner Rittmeisterschaft, sah er kleinlaut ein, dass er „selbst werde vor die Klinge müssen. Wie kann ein Admiral so unpünktlich sein!" Dieser aber wusste während des Decanatsjahres seiner armen Seele keinen Rath. „Es wäre Alles gut," klagt er[3]), „wenn man nur Zeit kaufen könnte und Geld genug dazu hätte. Noch nie ists mir mit dem Artikel so kläglich gegangen wie in diesem Jahre. Wenn das nicht besser wird, so läuft einem das bischen Leben ab ehe man sichs versieht, und man hat am Ende gar nichts gemacht."

Das membro ordinario dell' instituto di corrispondenza archeologica[4]) hatte indessen schon längst seinen schuldigen Tribut durch Einlieferung einer gründlichen und geschmackvollen Erklärung der Pelopsvase in Ruvo gezollt, welche ihm von Braun gleich in den ersten Bonner Wochen (21. Mai 1839), als ob er nichts Eiligeres zu thun hätte, zugewiesen worden war. Nach Jahresfrist schrieb er an diesen (10. Mai 1840): „Gestern bin ich mit einer Plautinischen Arbeit zum Abschluss gekommen, und morgen geht es auf die Bibliothek, um die Materialien zur Erklärung der Oenomausvase zusammenzusuchen. Binnen vier Wochen hast Du sie." Wenigstens doch im August traf das Manuscript ein mit einer „colossalen Dedication" an Braun und Welcker, die indessen nicht abgedruckt worden ist.[5]) Es war bereits vor dem

1) Braun an R. 15. Juni 1841. 2) Braun an R. 16. September, 4. December 1841. 3) An Braun 16. Juni 1842. 4) Diplom vom 9. December 1839. Unterschriften: Bunsen, Segretario Generale. Kestner, archivista Alberto Thorwaldsen. 5) Der Druck war beendigt im Juli 1841: Braun an R. 21. Juli 1841. Die Abhandlung erschien italiänisch im 12. Bande der Annali 1840 p. 171—197, auch in besonderem Abzug in Quartformat: Vaso del Pelope illustrato da Federigo Ritschel (so). Con due tavole in rame. Die ursprünglich

Corollarium und dem Winterproömium in mehrwöchentlicher Arbeit entstanden.[1]) Von streng philologischen Genossen wie Lehrs wollte er sie als unschuldige „Spielerei" betrachtet wissen[2]); nebenbei aber den vornehmen Archäologen zeigen, „dass es mit den Bildern eben auch keine Hexerei sei".[3]) Das ist ihm auch mit der anmuthigen und methodischen Behandlung des Hauptbildes (der Opferscene vor dem Wettrennen zwischen Pelops und Oenomaos) vollkommen geglückt. Wenn er aber mit der Beziehung des Uebrigen auf bakchische Mysterien nur zu sehr der damals beliebten, von Millin, Böttiger und Creuzer eingeführten Manier symbolischer Deutelei nachgab, so war auch das ein Tribut, welchen er der Freundschaft seines archäologischen Mentors, Braun, zollte, des eifrigen Aufspürers hochzeitlicher Mysterienbeziehungen. Selbstverständlich ist der Verfasser von dieser Jugendthorheit später so entschieden zurückgekommen, dass er bei der Aufnahme der Abhandlung in den ersten Band seiner Opuscula den ganzen Abschnitt cassirte und sich „von der für immer zu Grabe getragenen Verirrung" unumwunden lossagte.[4])

Dass er im Grunde nur ein „archäologischer Naturalist" war, auf fremdem Boden wirthschaftend so gut es sein guter Hausverstand vermochte, seine philologische Methode auf jenen übertragend, das fühlte er sehr wohl. Noch einmal, nach 17 Jahren, ist er zu den künstlerischen Darstellungen des Pelops-Oenomaos-Mythos zurückgekehrt, um die unternommene Zusammenstellung durch eine Nachlese der inzwischen theils neugefundenen theils durch neue Erklärung hinzugekommenen Monumente zu vervollständigen. Grade das römische Sarkophagrelief, welches er in den Mittelpunkt seiner Erörterung stellte, hatte noch Braun zur Publication zeichnen lassen, „als die Götter an ihm den wehmüthigen Spruch wahr machten ὃν οἱ θεοὶ φιλοῦσιν, ἀποθνήσκει νέος".[5]) Im December 1857 wurden einige Tage

deutsche Fassung, aber umgearbeitet und ohne den Schluss von S. 185 = 17 (unten) an in opusc. I 795—814. 1) R. an Pernice 31. August 1840. 2) An Lehrs 28. October 1841. 3) An G. Hermann 10. September 1840. 4) Opusc. I 814 Anm. 5) So in der Einleitung des Aufsatzes opusc. I 816.

auf die Vorstudien gewandt[1]), die Ausarbeitung verzögerte sich noch einige Zeit.[2])

Der unbequemen, aber löblichen Institution preussischer Universitäten, dass das Lectionsverzeichniss jedes Semesters von Seiten des Professor eloquentiae durch ein lateinisches Proömium geschmückt wird, verdankt die Philologie neben vielem Vergänglichen einen Schatz der belehrendsten und anmuthigsten Abhandlungen, die zum Theil Epoche in der Wissenschaft gemacht haben. Keinem ist sie auch nach dieser Seite zu grösserem Danke verpflichtet als dem Bonner programmatarius, der während einer 26jährigen Wirksamkeit nicht weniger als 53 solcher Proömien ausser 16 grösseren Festprogrammen geliefert hat. Fast alle sind kleine abgerundete Kunstwerke (Gemmen vergleichbar), mit Lust und Liebe gemacht, mit festem Ziel, von durchschlagender, oft bahnbrechender Wirkung und glänzendem Ertrage. Er entledigte sich seiner Pflicht nicht wie eines opus operatum, indem er etwa Theile eines im Druck befindlichen Buches bogenweise abziehen liess, benutzte auch nicht die Gelegenheit zu Gallenausbrüchen über philologische Collegen, noch suchte er in orakelhafter Kürze einen vornehmen Nimbus oder kramte einen Ueberfluss wohlfeiler, citatenreicher Gelehrsamkeit pedantisch aus oder sprudelte in springender Hast unbewiesene Paradoxa hervor oder ermüdete durch langweilige Begründung leicht fassbarer Dinge. Vielmehr gab er meisterhafte Proben fruchtbarer Methode und formvollendeter Darstellung, angemessen der Fassungskraft reiferer Studenten, zu mitthätigem Nachdenken reizend, und selbst für Nichtphilo-

1) R. an Brunn 7. December 1857: „Binnen 2—3 Tagen erfolgt nun wirklich das Ms. der Spiegazione des Pelops-Reliefs. Mit den Studien, die mich doch etliche Tage gekostet, bin ich fertig, habe also nur noch aufzuschreiben." 2) An Brunn 25. December 1857: „Die Relieferklärung erfolgt sicher innerhalb dieser Ferien. Sie wäre fertig, hätte ich nicht plötzlich für 2 Bogen Museumsmanuscript, da nichts Fremdes in Bänken war, selbst sorgen müssen." Erschienen ist der italiänische Text nach Brunns Uebersetzung in den Annali Band 30 (1858) p. 163—173. Die ursprüngliche deutsche Fassung in opusc. I 815—827.

logen durch die Kunst der Beweisführung ebenso anziehend als lehrreich.

Die Reihe dieser Schriften eröffnete[1]) er mit einer warmen Apologie der Einrichtung selbst gegen ihre Verächter, welche die Beschränkung auf philologische Specialitäten als exclusiv und den Studierenden gegenüber wirkungslos verwarfen und dafür Allocutionen allgemeiner Art verlangten, etwa gewürzt durch artige Anekdoten, wie sie F. A. Wolf anmuthig und behaglich vorzutragen wusste, oder erbauliche Paraphrasen von Sentenzen der Alten, worin einst der gute Eichstädt u. A. geschwelgt hatten. R. wies nachdrücklich auf die propädeutische Stellung hin, welche die Philologie den übrigen Disciplinen gegenüber einnehme, als unentbehrliche Grundlage und Rüstzeug derselben. Daher könne aus einer philologischen Untersuchung, wenn sie nur mit der richtigen Methode geführt werde, Jeder etwas lernen: freilich gebe es Kleines und Grosses in der Wissenschaft, aber nichtig an sich sei Nichts (*nihili esse nihil*). Jene eleganten Gemeinplätze seien bald erschöpft, indessen wolle er für diesmal den Liebhabern derselben zu Gefallen sein und ihnen eine ganze Schüssel von diesen Leckerbissen auftragen, an der sich auch der hungrigste Magen satt essen könne. Er gab nämlich eine Sammlung griechischer Apophthegmen heraus, welche ihm Haupt vor Jahren aus einer Wiener Handschrift abgeschrieben hatte, liess aber auf den Text und kritisch-exegetischen Commentar dazu eine höchst lehrreiche und anregende, obwohl nur die Spitzen der umfassenden Frage kurz berührende Erörterung folgen über die Quellen in der älteren Litteratur, aus welchen dergleichen späte Spruchsammlungen möglicherweise abgeleitet sein konnten. Er hob schon hier das dringende Bedürfniss einer Untersuchung über die Quellen des Laertius Diogenes hervor. Als Hauptfundgrube der Spruchweisheit bezeichnete er, die Kreise der Umschau immer enger ziehend, die alten Biographen, insbesondre die der Philosophen, demnächst die Sammler

1) Gnomologium Vindobonense, Proömium zum Winterverzeichniss 1839/40 = opusc. I 560 ff.

von kleinen Geschichten aller Art, wies dann auf jene Schriftsteller hin, welche speciell die Zusammenstellung von Apophthegmen, wiederum in gewissen Spielarten, von Gnomen, von Sprüchwörtern sich zur Aufgabe gemacht hatten. So eröffnete er einen weiten Ueberblick über ein zum grossen Theil noch wenig oder gar nicht, auch heute noch lange nicht erschöpftes Gebiet litterarhistorischer Forschung, und schloss, ganz nach dem Sinne jener Unzufriedenen, mit einem stolzen Einzelspruch für die Commilitonen, den er aus der Menge heraushob: οἱ πεπαιδευμένοι τόcον διαφέρουcι τῶν ἀπαιδεύτων, ὅcον θεὸc τῶν ἀνθρώπων, oder, nach Aristoteles, ὅcον οἱ ζῶντεc τῶν τεθνεώτων.

Im Zusammenhang mit diesen gnomologischen Studien steht ein früher geschriebener, aber etwas später (1841) veröffentlichter kleiner Aufsatz des Rheinischen Museums über Aristo, den Peripatetiker aus Keos[1]), dessen Unterscheidung von dem gleichnamigen Stoiker aus Chios eine combinirende Betrachtung der beiderseitigen Schriften und des Charakters derselben veranlasste.

Aus demselben Jahr haben wir eine der interessantesten Digressionen zu verzeichnen. Schon den Hallenser Studenten hatte Geographie und insbesondere Geschichte der alten Geographie angezogen (I 40. 55); die Breslauer Vorlesungen über römische Antiquitäten (I 130) hatten dieses Interesse wach erhalten. In Rom ward er durch Braun auf die „vielleicht älteste" Handschrift der Cosmographia des sogenannten Aethicus und die in ihr enthaltene merkwürdige Ausfüllung einer Lücke am Anfang aufmerksam gemacht worden. Hierauf zurückzukommen wurde er angeregt durch die Schrift seines ehemaligen Breslauer Collegen Huschke über den zur Zeit der Geburt Jesu Christi gehaltenen Reichscensus (1840). „Da sind mir grosse Lichter aufgegangen," schrieb er am 21. November 1841 an Pernice, dem er meldete, dass er eben „darauf versessen" sei, „als Ergänzung" zu jener „sehr vor-

1) Ausführung der zweiten These zu den schedae criticae, die aus den Agathonstudien entsprungen war (s. opusc. I 556): vgl. I 339 no. 71 und oben S. 74.

züglichen Schrift“ eine „Abhandlung über die allgemeine römische Reichsvermessung unter Augustus“ zu machen. Im December war sie fertig[1]), um das vierte Heft im ersten Jahrgang des Neuen Rheinischen Museums (1842) zu eröffnen.[2]) Die Quintessenz dieses Aufsatzes fasste er zusammen auf einem Blatt, welches er nach Rom an Welcker und Braun schickte, um sie zur Beschaffung oder Vermittelung einer genauen Copie der Vaticanischen Handschrift des Aethicus zu gewinnen, die ihm zu weiterer Verfolgung des interessanten Gegenstandes als Grundlage dienen sollte.

„Lange genug haben sich die Theologen gequält mit dem ‘allgemeinen Reichscensus’ beim Evang. Lucas, da die Geschichte von einem solchen nichts wusste. Sehr vortrefflich hat ihn in einem eigenen Büchlein neulich Huschke nachgewiesen, unter Augustus. Aufs Engste hängt aber damit zusammen eine allgemeine Reichsvermessung, von der die geläufige Historie auch nichts weiss. Cäsar ordnete sie an, wie er auch die Zeitrechnung, ordnete; er verwendete dazu 4 namentlich bekannte gelehrte Griechen d. i. Feldmesser mit mathematisch-astronomischen Kenntnissen und Fertigkeiten, denen er den orbis terrarum auf ganz eigenthümliche Weise zu diesem Behuf vertheilte. Die bürgerlichen Unruhen brachten die Sache ins Stocken. Augustus nahm sie wieder auf, den Verwaltungszweck einer allgemeinen Besteuerung, eines durchgreifenden Steuersystems daran knüpfend. Agrippa stand an der Spitze des Unternehmens, der zugleich einen geographisch-chorographisch-wissenschaftlichen Gesichtspunkt dabei fasste. Wir wissen, in welchem Jahre jeder der 4 festgesetzten Theile des Orbis fertig gemessen war. Alle Resultate legte Agrippa in Commentariis nieder, welche im Staatsarchiv secretirt, später aber dem Plinius zugänglich wurden. Zugleich fasste Agr. den Plan, aus diesen Aufzeichnungen eine grosse Weltkarte anfertigen zu lassen, hinterliess aber bei seinem Tode

1) R. an Welcker 12. December 1841. 2) Die Vermessung des römischen Reichs unter Augustus, die Weltkarte des Agrippa, und die Cosmographie des sogenannten Aethicus (Julius Honorius). Vgl. oben S. 75.

nur den Riss und die testamentarische Bestimmung, dass seine Schwester den Porticus, worin der Orbis pictus angebracht werden sollte, ausführen sollte. Augustus aber wurde der wirkliche Vollender. Ganz Rom schaute jetzt zum ersten Male den ganzen Erdkreis auf einer ungeheuren Landkarte (von Mosaik, wie ich glaube). Von hier datirt alle genauere geographische Kenntniss als Gemeingut des römischen Volks. Kleinere Copien des Originals wurden gemacht, in den Schulen beim Unterricht zu Grunde gelegt, in den Provinzen verbreitet, in Compendien commentirt; im Laufe der Zeit nahm man die Veränderungen, die Resultate erweiterter Kenntniss etc. auf. Auf keiner andern Grundlage beruht selbst die Peutingersche Tafel. Einen solchen erläuternden Text aber besitzen wir noch, aus dem — bei gehöriger Combination aller Ueberlieferungen und dessen, was die Natur der Sache als nothwendig herausstellt — die meisten der hier behaupteten Sätze rückwärts geschlossen werden können. Dieser Text ist — der sogenannte Aethicus, richtiger Julius Honorius orator, gedruckt zuletzt an der 2. und 3. Gronovschen Ausgabe des Mela. Dessen vielleicht älteste Handschrift ist die Vaticanische No. 3864, worin er nach den Büchern de bello Gallico unter der Aufschrift 'Cronica Caesaris' steht. Davon hat mir Braun einmal den Anfang mitgetheilt, der eine Lücke ausfüllt, wodurch allein meine ganze Betrachtung möglich geworden ist. Ich habe nämlich hier einen Auszug aus einem gewiss 3 Bogen starken Aufsatze gegeben, der im 4. Heft des Rh. Mus. erscheinen soll. Nichts könnte mir nun erwünschter sein, als eine genaue Abschrift jener ganzen Cronica Caesaris, eines Stückes von geringem Umfange. Findet sich ein fähiger Abschreiber, so würde ich demjenigen sehr dankbar sein, der mir die Copie auf meine Rechnung machen liesse. Dixi.

F. R.“

Um aber zu verstehen, wie jene Sätze gewonnen sind, worin die Ergänzung der Huschke'schen Arbeit besteht, welche Fragen insbesondere R. erledigte, muss auf den Gang seiner Untersuchung noch etwas näher eingegangen werden. Wenn Huschke aus einer höchst spärlichen und trümmerhaften

Ueberlieferung vereinzelter Nachrichten bei meist späten und spätesten Schriftstellern durch glänzende Combination „den innern und nothwendigen Zusammenhang einer zum Behuf eines allgemeinen Steuersystems vorgenommenen und mit vollständiger Ermittelung der Kopfzahl verbundenen Flächenvermessung, sowie einer darauf gegründeten Vermögensschätzung“ vor Augen gestellt hatte, so unterwarf R. das Werk der Reichsvermessung und die darüber erhaltenen Details einer nähern Prüfung. Mit Hülfe der noch nicht benutzten Vaticanischen Handschrift ergänzte er den Bericht des sogen. Aethicus in einem sehr wesentlichen Punkte und gewann Sicherheit für Berichtigung der arg entstellten Zahlen. Die unerklärten Angaben über die zur Vermessung der verschiedenen Reichstheile aufgewandten Zeiträume sehr verschiedener Ausdehnung bezog er auf successive Vollziehung des ganzen Geschäftes, so dass die in dem Bericht verzeichneten Fristen alle von einem gemeinsamen festen Datum an gerechnet und die von da an verflossenen Jahre bis zum Abschluss jedes Theils der Aufgabe zu verstehen sind. In diesem allmäligen Fortschreiten des Werkes lehrte er Cäsars ursprünglichen Plan und seine vorbereitenden Anordnungen von den durch Augustus angegebenen Modificationen unterscheiden. Ferner wies er nach, dass auch in Beziehung auf den Länderumfang der römischen Monarchie der alte Bericht mit den geschichtlichen Thatsachen sehr wohl vereinbar sei. Statt denselben (die sogen. Expositio) mit Mannert als werthlos zu verwerfen, beseitigte er die entgegenstehenden Bedenken durch Erklärung der eigenthümlichen Beschaffenheit jener Quelle, deren Redaction und Vervielfältigung für den praktischen Zweck mannigfache Entstellungen, Irrthümer und Zusätze herbeiführen konnte. Diese Erörterung gipfelt in der schönen Combination, dass die Cosmographia nichts andres ist als ein für Schulzwecke hergerichteter erklärender Text zu der Weltkarte des Agrippa, die in kleineren Copien durch das Reich verbreitet wurde. Da Agrippa auch von den entlegenen Grenzländern, welche nicht zum römischen Reich gehörten, Messungen, wenn auch nur auf ungefährer Schätzung beruhend und auf mannigfachen Wegen gewonnen, in seinen

commentarii, einer für das Archiv bestimmten, die Resultate der Messungen enthaltenden Staatsschrift, niedergelegt hatte, so erklärt sich daraus die Aufnahme jener Länder in der Expositio, während die scheinbar willkürliche Aufzählung italischer Provinzen auf die vermuthlich zum Zweck der Vermessung von Augustus angeordnete Eintheilung Italiens in 11 regiones zurückgeführt wird. Ja auch die seltsame Gestalt des orbis terrarum, wie sie aus der Expositio hervorgeht, insbesondere die wunderliche Bestimmung der nordischen Länder, erklärt sich aus der für bequemere Betrachtung beliebten Zusammenpressung der für die Wände von Säulenhallen bestimmten Karte, wie dies durch die Gestalt der Peutingerschen Tafel, eines späten Abbildes jener Weltkarte, veranschaulicht wird.

Die interessante Entwickelung zeigt aufs Neue, wie klar auch auf diesem Gebiete die Anschauungen des Verfassers waren, mit wie praktischem Realismus er sich in grossartige, halb wissenschaftliche halb politische Unternehmungen des Alterthums wie jenen Cäsarischen Plan und dessen Ausführung hineinzudenken verstand. Echt historische Betrachtungsweise ist niedergelegt in dem Satze (S. 777): „keine bedeutende Erscheinung im culturgeschichtlichen Gebiete steigt fertig gleichsam aus der Erde empor und ist mit einem Male da, sondern sie ist bedingt durch Vorstufen und erwächst im Zusammenhange eines stätigen Fortschrittes; ebenso wenig geht aber auch ein wesentlicher Fortschritt, eine Leistung, welche die Keime weiterer Entwickelung in sich trägt, spurlos verloren und bleibt jemals ohne Gewinn für die Folgezeit."

Auf weiteres Eingehen in die Einzelnheiten eines Stoffes, der noch zu mancher interessanten Betrachtung einlade, verzichtete der Verf. vorläufig, bis die Benutzung handschriftlicher Mittel sicherere Schritte erlaube. Da ihm aber sein Breslauer Schüler Gläser mittheilte, dass er den späteren lateinischen Geographen seine Studien zugewendet habe und mit der Rehdigerschen Handschrift des Aethicus beschäftigt sei[1]), so überliess er diesem das Weitere, und ermunterte ihn

1) Gläser an R. 20. Sept. 1841. Vgl. opusc. III S. 782 f. Anm. 40.

zu dem leider nicht ausgeführten Plan einer „Gesammtausgabe der kleineren lateinischen Geographen".[1]) Der an Einzelproblemen reiche Gegenstand jener Abhandlung ist später von Anderen nach mannigfachen Seiten erörtert und weitergeführt worden.

Das in Breslau mit Ambrosch angeknüpfte Band zum Zweck gemeinschaftlicher Herausgabe des Dionysius (vergl. I 146. 233 f.) war durch den Fortgang R.s und damit zusammenhängende Umstände persönlicher Natur gelöst. Die bis dahin in seinen Händen befindlichen Collationen waren an Ambrosch auf dessen Verlangen zurückgeliefert.[2]) Bald kam ein neuer Anstoss aus Rom von dem projectenreichen Freund Braun. Man jammere allgemein nach einem neuen Dionysius, Fea behaupte die Varianten zum Chigianus zu haben, die zum Vaticanus und Hudsonianus (Urbinas) wolle er (Braun) schaffen, Canina verspreche viele und reiche Beiträge sachlicher Art.[3]) R. ging auf den Gedanken einer Verbindung zu diesem Zwecke ein: der Verlag wurde in beider Namen durch Fr. Haase in Paris der Didotschen Firma für ihre Collection classischer Autoren angetragen. Letzterer war das Anerbieten eben so erwünscht als unerwartet. Fr. Dübner, der spiritus familiaris der Didotschen Autorensammlung, führte die Verhandlungen[4]), und es kam ein Vertrag zu Stande, welcher den Herausgebern das Recht vorbehielt, den Text wo und wieviel mal sie wollten abdrucken zu lassen. Inzwischen aber hatte Braun schon wieder einen neuen Geburtshelfer für sein Schoosskind ausfindig gemacht;

1) Entworfen im Rhein. Mus. II (1843) S. 159 f. Vgl. Wachsmuths Bemerkung in Ritschls opuscula III 788. In Briefen an R. vom 14. Januar und 20. April 1842 spricht Gläser von seinem Vorhaben. Die Absicht, Wernsdorfs poetae Latini minores neu zu bearbeiten, wozu er mit der Ausgabe des Calpurnius den Anfang gemacht, hatte ihn zunächst auf die geographischen Gedichte und weiter auf den Gedanken an ein Corpus Geographorum geführt. Drückende persönliche Verhältnisse liessen ihn nicht zur Ausführung kommen. 2) R. an Ambrosch 13. April 1839. 3) Braun an R. 10. April 1840. 4) Dübner an R. 17. Januar, 12. März 1841.

aber es schien in den Sternen geschrieben, dass die Stunde für dessen Auferstehung noch lange nicht gekommen sei. Ein junger reicher Amerikaner aus Brittisch Guiana, Namens Benjamin, der sich seiner Gesundheit wegen in Italien aufhielt, hatte sich in den Kopf gesetzt oder setzen lassen, seinen Namen durch eine Ausgabe des Dionysius zu verewigen, zu der er selbst weiter nichts als sein Geld herzugeben gedachte, während die Arbeit von Andren gethan werden sollte. Der römische Mago, an den sich der Nabob gewendet hatte, schlug als „Textordner" seinen kritischen Freund vor; einen ergiebigen und zweckmässigen Commentar hoffte er selbst „unter Mitwirkung von verschiedenen Collegen zusammenzutreiben". Alle Unkosten für Collationen (einschliesslich einer Reise nach Paris zu diesem Zweck), für Honorar, Druck in England oder Deutschland versprach der Amerikaner zu tragen.[1])

Der Phantasie Brauns schwebte bereits die fertige Ausgabe als „ein Compendium" oder „Repertorium der römischen Archäologie" vor. Für den Commentar sollten Männer wie Göttling, Borghesi, Canina, der Leipziger Becker und „vielleicht noch ein handfester Jurist" geworben, alle „topographischen Untersuchungen mit lichtvollen Plänen und Karten erläutert werden", — „Alles so recht herrlich, zweckmässig und fördernd".[2]) Sogar der Besteller, „ein budelnerscher Kerl, vom besten Willen und fleissig, nicht ohne Talent, aber freilich ohne Fundament", sollte als eine Art servus litterarius sein Scherflein Arbeit beitragen nicht nur durch Excerpte, sondern alle topographischen Punkte sollte er an Ort und Stelle untersuchen.[3]) R. ging auf den Benjamin-Braunschen Plan ein, hauptsächlich weil er Geld brauchte und — weil die Pariser Reise ihn lockte. Letzteres gestand er seinem philologischen Beichtvater G. Hermann, versprach ihm aber zugleich, das solle das letzte Parergon sein, welches ihn verleite, und lange solle es ihn auch nicht in Anspruch nehmen, da er fest entschlossen sei, so sehr es auch gegen seine Natur laufe, sich

1) Braun an R. 18. Februar 1841. 2) Braun an R. 23. Februar 1841. 3) Braun an R. 15. Juni 1841.

Gewalt anzuthun und sich zu zwingen, nicht über das Maass einer Bekkerschen oder Dindorfschen Bearbeitung hinauszugehn.[1]) Eine solche Fabrikarbeit taliter qualiter auf Bestellung zu machen lief aber eben so sehr gegen seine Natur, dass sie nie zu Stande gekommen ist. Braun hatte dem Amerikaner gegenüber gut versprechen, in einem Jahre solle sein Dionysius zum Druck fix und fertig sein: beinahe hat er vielleicht selbst daran geglaubt, obwohl doch noch Alles, die Collationen mit eingeschlossen, zu beschaffen war.

R. wollte, dass zunächst der Text allein gedruckt werde und als Vorläufer der grösseren Ausgabe bei Didot erscheine: mit dem Commentar wollte er nichts zu thun haben.[2]) Benjamin zog vor, das Denkmal seines wissenschaftlichen Eifers einem englischen Verleger, unter der Aegide der Universitäten Oxford oder Cambridge, anzuvertrauen, indem er das Vorurtheil des englischen Publicums gegen Bücher aus Deutschland als „zu gelehrt, zu tief, zu dunkel" vorschützte. Die Engländer wollten sich aber auf keinen Contract einlassen, ehe sie nicht das fertige Manuscript oder bestimmte Zusicherungen über die Lieferungsfristen in Händen hätten. Aber schon mit den Collationen ging es langsam genug vorwärts. Zwar die römischen Handschriften nahm Braun gleich selbst in Angriff, später gab er die Revision in andre Hände: zu Ende des Jahres 1841 aber war Alles fertig, wenigstens zu seiner höchsten Zufriedenheit.[3]) Desto schleppender ging es mit den Pariser Handschriften. R. konnte sie während seines kurzen Aufenthaltes (Herbst 1842) nur zum kleineren Theil bewältigen (S. 63 A. 3). Den Rest der Arbeit band er dem Herrn v. Sinner auf die Seele, der versprach, sie durch einen Griechen, Namens Sypsomos, ausführen zu lassen; Dübner sollte sie controliren. Hiervon war am 1. Januar 1843 noch nichts erfüllt: R. erweiterte seine Bestellung für den ganzen Rest[4]) und fügte hinzu: „unendlich viel liegt mir daran, dass

1) An Hermann 5. Juni 1842. 2) R. an Braun 22. Sept. 1840. 3) Braun an R. 23. Juli, 16. Sept., 4., 23. December 1841. 4) An Dübner 1. Jan. 1843.

alles so schnell gehe, wie es die erforderliche Akribie und die sonstigen Verhältnisse nur zulassen.“ Wieder vergingen 9 Monate, als Dübner auf erfolgte Mahnung gestand, er habe den Brief entweder verlegt oder verloren, und um erneuerte Instruction und Stellung eines bestimmten Termins bat. Beides wurde ihm in bündigster Weise zu Theil[1]), der Byzantiner liess die Collation des Coislinianus bis zum Jahresschluss, des Regius bis Ende Februars 1844 in sichre Aussicht stellen. Eitle Hoffnung. Als Mitte Mai herangekommen war, erfolgte ein neuer Schmerzensschrei des Harrenden[2]), aber ohne Erfolg. Inzwischen steigerte sich die Ungeduld des Amerikaners, der fortwährend zwischen Italien Frankreich Deutschland England Amerika Griechenland hin- und herpendelte, seine Standquartiere in Rom Paris London Konstantinopel Athen hatte, oft aber durch Briefe gar nicht zu erreichen war, von Semester zu Semester. „Wenn man mir am Anfange gesagt hätte, dass dieses Werk 4 Jahre zur Vollendung brauchte, so hätte ich es nicht gethan,“ schrieb er in seinem unbeholfenen Deutsch. Zu seiner Beruhigung sendete R. im Sommer 1845 die erste Probe seiner Textrecension nach London, vermuthlich die ersten 30 Capitel, welche im Herbst des folgenden Jahres als Universitätsprogramm erschienen.[3]) Der Amerikaner war entzückt über — die Handschrift: „chiaro come libro stampato. Mit einer Handschrift, deren Anordnung so einfach, geistreich und deutlich ist, haben wir völlig Recht das Vollkommenste zu erwarten, und dafür ist nur die Sorge nöthig“, schrieb er aus Aachen.[4])

Genauere Vergleichungen der römischen Handschriften und erneuertes Studium hatte das frühere Urtheil über den relativen Werth der beiden Hauptcodices (vgl. I 234) wesentlich modificirt. Zwischen Chigianus und Urbinas stellte sich

1) R. an Dübner 6. October 1843. 2) R. an Dübner 18. Mai 1844. 3) Im Buchhandel unter dem Titel: Dionysii Halicarnassensis Antiquitatum Romanarum libri I capita XXX priora ex optimis codicibus emendata, mit Weglassung des griechischen Textes und der lateinischen Uebersetzung von Lapus wieder abgedruckt in opusc. I 490 ff. 4) 4. Sept. (1845?)

die Wagschale nunmehr ziemlich gleich, nur dass doch immer noch ceteris paribus das grössere Zutrauen sich dem ersteren als dem treueren, durch keine neuere Correctur berührten Zeugen zuwandte. Das Hauptgewicht der Entscheidung musste hiernach im einzelnen Falle mehr inneren Kriterien als handschriftlicher Autorität zufallen. Indem die eigentliche emendatio noch vorbehalten wurde, begnügte sich der Herausgeber für diesmal den Text des 10. oder 11. Jahrhunderts nebst den handschriftlichen Zeugnissen in einer abermaligen umfangreicheren Probe darzustellen, und hier und da durch beigefügte sprachliche Beobachtungen zu rechtfertigen.

Das günstigere Urtheil über den Urbinas, dem er schon diesmal durch Aufnahme mehrerer vorzüglicher Lesarten Ausdruck gegeben hatte, rechtfertigte er im folgenden Jahre[1]) ausführlich gegen den Einspruch von Cobet und Sintenis, und formulirte das Verhältniss der beiden Handschriften so, dass er den Chigianus für das bessere Exemplar einer schlechteren, den Urbinas für den schlechteren Repräsentanten einer besseren Classe erklärte. In der That bewies er durch eine planmässig geordnete lange Reihe schlagender Beispiele die glänzenden Vorzüge des Urbinas, durch welchen allein eine bedeutende Anzahl Lücken (von längeren Satzgliedern bis zu einzelnen Wörtern) trefflich ausgefüllt werden, während er zur Beglaubigung seiner Quelle in andern Ergänzungen mit dem Chigianus Hand in Hand geht. Dazu eben so treffliche Wortverbesserungen, wo in den andern Handschriften sinnlose oder schlecht verklebte Corruptelen; Wortumstellungen, durch welche das wichtige Stilgesetz, den Hiatus zu vermeiden, gewahrt wird. So waren die sicheren Grundlagen für eine völlige Umgestaltung des Textes gelegt und der richtige Mittelweg für die Verwerthung der beiden Haupthandschriften gewiesen.

Da nun aber zur Fortsetzung der Arbeit die Pariser

---

1) Bonner Programm zum 15. August 1847: De codice Vrbinate Dionysii Halicarnassensis disputatio = opusc. I 516 ff. Vgl. p. 517. 518 Anm.

Collationen nicht länger zu entbehren waren, so erging wieder einmal eine bewegliche Mahnung[1]) an Dübner: „Was meinen Sie, wäre es nicht allgemach Zeit ernstlich an den Dionysius zu denken? Ich meinerseits habe jetzt den besten Willen dazu, und wäre es auch nur, um mich nach Abstossung dieser Verpflichtung ungetheilt dem Plautus widmen zu können. Aber auch abgesehen davon: es sind so herrliche Sachen im Dionysius zu machen, der Kerl mit seinen fleissigen Notizen und langweiligen Reden kriegt ein so neues, reinliches Habit, dass ich mit wirklichem Interesse an die Sache gehe. Aber, Sie wissen es ja seit nunmehr 4 Jahren, ich kann es nicht ohne Ihre Hülfe. Ich brauche die Collationen der 2 Regii, die Ihr perfider Βυζάντιος so oft versprochen und nie gemacht hat. So ein langes Hinzerren hat doch etwas höchst peinliches. Nehmen wir also, bitte ich, nochmals einen letzten herzhaften Anlauf und suchen das Ding zu Stande zu bringen."

Aber wiederum verging der Sommer, ohne dass die ersehnte Sendung aus Paris ankam.[2]) Inzwischen hatte sich R. in seinem Schüler Jacob Bernays einen Assistenten für die verdriessliche Arbeit herangezogen. Während er selbst in Karlsbad war, machte dieser die schon erwähnte Publication vollends für den Druck zurecht.[3]) In besondren Abzügen, welche eine Widmung[4]) an Monsignore Laureani, den von der italiänischen Reise her wohlbekannten (I 196) scrittore der Vaticana trugen, kam sie in den Buchhandel. Auch der cunctator Sypsomos hatte doch endlich wenigstens die Hälfte seiner Arbeit geliefert, aber immer blieb noch vom Regius Buch 8—10, vom Coislinianus Buch 8—11 ausstehen. Am 10. October 1847 bei Uebersendung des Dionysiusprogramms (zum Zeichen dass er weiter vorrücke, zugleich aber auch wie unentbehrlich ihm die weiteren Collationen seien) schrieb R. an Dübner: „Sie haben mir einmal gesagt, wenn Ihre Freunde etwas von Ihnen haben wollten, dürften

1) 12. April 1846. 2) R. an Dübner 13. October 1846. 3) R. an Bernays 4. Sept. 1846: vgl. opusc. I 517: 'ego et assumptus in operis societatem Iacobus Bernays meus.' 4) Die Widmung opusc. V 760.

sie durchaus nicht mit schonender Zartheit zu Werke gehen, sondern müssten Ihnen die Pistole auf die Brust setzen. Das thue ich also, indem ich drohentlich ankündige, dass Sypsomos die Collationen bis spätestens Anfang des Jahres 1847 post Christum natum fertig haben muss. Ich beschwöre Sie, thun Sie ein Ding, und lassen mich nicht im Stich!" Die Emendation des Textes und Zusammenstellung des Apparates ging unter Beihülfe von Bernays auch während des unruhigen Sommers 1848 ihren Gang. Man stand im 6. Buch, in dem R. zahlreiche Lücken vermuthete.[1]) Dem jungen Gelehrten, der im Begriff war sich in Bonn als Privatdocent zu habilitiren, rieth der in freundschaftlichster Weise für ihn sorgende Lehrer dringend den Abschluss des Ganzen allein zu übernehmen. „Sie müssen den Dionysius fertig machen, das geht gar nicht anders. Theilen Sie sichs ein, dass ihre übrigen Zwecke dabei nicht zu kurz kommen; ein paar Stunden täglich, neben dem Dociren, Studiren, Zeitungslesen etc. bringen weit bei consequenter Durchführung. Ich würde Ihnen das rathen, wenn ich und mein Interesse auch gar nicht dabei betheiligt wären .... Was steht entgegen ausser ein bischen Unlust? Nun, das ist doch nicht das erstemal, und wird nicht das letztemal sein, dass die ein tapfrer doctor philosophiae zu überwinden bereit und fähig sein muss."[2]) In der That übernahm B. die Aufgabe. Und so konnte am 28. Februar 1849 die Meldung an Braun ergehen, dass Buch 7—9 fertig geworden sei. Wiederum musste wegen des für die Fortsetzung erforderlichen handschriftlichen Materials in Paris angeklopft werden.[3]) Endlich zu Anfang des Jahres 1850 ging auch das letzte Manuscript druckfertig an den englischen Verleger ab.

Während so das Benjaminsche Werk gemächlich seiner Vollendung entgegenreifte, erhob gegen Ende des Jahres 1849 Didot, der finden mochte, dass das legitime 'nonum prematur in annum' nunmehr reichlich erfüllt sei, einen un-

1) R. an Bernays, Pfingstwoche 1848. 2) R. an Bernays 24. Juli 1848. 3) R. an Dübner 9. März 1849.

geduldigen, nicht allzu verbindlichen Mahnruf. Aber vor dem Erscheinen jener grösseren Ausgabe, deren beste Grundlage, die Collation der römischen Handschriften, auf Kosten des Amerikaners beschafft war, den blossen Text ohne Einwilligung desselben bei einem andren Verleger drucken zu lassen, konnte weder billig noch ehrenhaft erscheinen. R. liess also durch den erprobten Vermittler Dübner[1]) dem drängenden Sosius anheimstellen, sich entweder einen andren Bearbeiter des Dionysius zu wählen oder sich bis Ostern 1851, wenigstens bis zum Ablauf des Jahres 1850, zu gedulden. Fürwahr ein kühnes Versprechen, wenn man bedenkt, dass zugleich seine volle Kraft durch die Herausgabe des Plautus in Anspruch genommen war, an die er durch „eiserne Contraktsfesseln" gebunden war, und die fünfstündige Homervorlesung grade im laufenden Sommer ein ungewöhnliches Maass von Vorbereitung forderte. Zu Allem kam, dass der Text des redseligen Historikers sich bei tieferem Eindringen weit schlimmer verderbt herausstellte, als man geahnt hatte, dass auch die besten Handschriften nur für einen Theil der Schäden Hülfe boten, während bei den tiefer gehenden aller Grund unter den Füssen zu wanken schien. Nur mit Beihülfe von Bernays, die er ausdrücklich anmeldete, war die Möglichkeit, den genannten Termin einzuhalten, denkbar. Aber auch Ostern 1852, das äusserste Ziel, bis zu dem das gemeinsame Werk unter die Presse gehen sollte, brachte keinen Dionysius. Auch der Druck der Benjaminschen Ausgabe wollte noch immer nicht zu Stande kommen. Der wunderliche Amerikaner hatte sich dem Genuss von Laudanum ergeben. Nachdem er, offenbar in einem Anfall von Geistesstörung, einmal einen äusserst brutalen Ton angeschlagen hatte, liess er nichts weiter von sich hören, kam auch seinen Verpflichtungen nicht mehr nach. Am 27. Mai 1852 meldete Braun seinen Tod: es musste noch mit der Wittwe wegen Abwickelung der Angelegenheit verhandelt werden.[2])

1) R. an Dübner 6. Mai 1850. 2) Bernays schreibt mir, von einem Druck des Dionysius seitens des Amerikaners sei ihm nie etwas zu Ohren gekommen. Eine Druckprobe wenigstens auf

Vergeblich suchte schon vorher R. seinen getreuen Genossen zu bewegen, sich „für das vergebliche Harren auf die Druckverewigung seiner bisherigen Lucubrationen“ durch Uebernahme des Didotschen Dionysius zu entschädigen, wenigstens gleich nach Erledigung des Lucrez.[1]) Auch Sintenis, der durch werthvolle Beiträge seinen Beruf für die Aufgabe bewiesen hatte, ging doch auf den Vorschlag, sie zu übernehmen, nicht ein.[2]) Erst nach Ablauf von abermals 10 Jahren[3]) war R. in der Lage, dem Pariser Verleger, dessen Ungeduld von Jahr zu Jahr wuchs, einen andren seiner Bonner Schüler, Adolph Kiessling, als seinen Stellvertreter vorzuschlagen, den er zu dieser Aufgabe eigens herangezogen und, nachdem derselbe mit einer Dissertation über den Dionysius promovirt, durch Ueberantwortung seines ganzen Apparates gleichsam zum Erben der Dionysianischen Masse eingesetzt hatte. Eben (1860) hatte derselbe in der Teubnerschen Classikerbibliothek den ersten Band einer Textausgabe geliefert, war jetzt in Rom mit abermaliger Revision der Fea-Braunschen Collationen beschäftigt, und konnte gleich nach seiner Rückkehr im Sommer mit voller Kraft daran gehn, auf der gewonnenen Grundlage „den zierlichen und saubren Bau einer Didotiana comme il faut aufzurichten“. Zur definitiven Einigung mit dem Verleger war R. durch Kiessling ermächtigt; und mit dieser Cession ist wenigstens sein Antheil an der Leidensgeschichte des unglücklichen Autors erledigt. Aber im Seminar hat er nie aufgehört, die Kritik des alten Schutzbefohlenen zu pflegen und tüchtige Arbeiter auch auf diesem Felde heranzuziehen.[4])

Schon in Breslau hatte R. den Plan, die Textausgabe des Plautus durch eine Reihe von Einzeluntersuchungen

---

einem Blatt liegt vor: Text, darunter Varianten, und in zwei Columnen gebrochen die lateinische Uebersetzung. 1) R. an Bernays 6. April 1851. 2) Sintenis an R. 11. Juli 1857. 3) R. an Dübner 1. Januar 1861. 4) Noch einmal, als die alten Abhandlungen für den ersten Band der opuscula zu revidiren waren, wurde Dübners Hülfe zur Richtigstellung einiger Zweifel in Anspruch genommen: R. an Dübner 1. August 1866, vgl. opusc. I 479. 480 f. 490.

sowohl kritischer als litterarhistorischer Art theils vorzubereiten, theils zu begleiten. In mehreren Bänden solche „Beiwerke" dereinst zu vereinigen lag von Anfang an in seiner Absicht. Giebt es doch in der ganzen römischen Litteratur kaum einen zweiten Schriftsteller, welcher die Forschung nach so vielen Seiten hin anregt als Plautus. Es war ein fast jungfräulicher, schon für sich reichsten Ertrag verheissender Boden mit einem weiten blühenden Hinterlande, welches zu den lohnendsten Streifzügen einlud. Man kann sagen, dass R. der Entdecker dieser Provinz geworden ist. Seine Untersuchungen haben über die Geschichte des gesammten römischen Drama's und der Bühne ungeahntes Licht verbreitet, und der Forschung über römische Litteraturgeschichte der republicanischen Zeit überhaupt die Wege gewiesen und angebahnt.

Gleich die Schrift *de veteribus Plauti interpretibus*[1]), das Einladungsprogramm zur Habilitation am 7. September 1839, ergab nach der stumpf-mechanischen Compilation des Holländers Suringar und den gedankenlosen Vorarbeiten Anderer eine mustergültige Probe, wie die auf griechischem Gebiet geübte kritische Methode auf das römische, wo die Forschung damals noch in den ersten Anfängen stand, anzuwenden sei. In scharfer Begrenzung des Begriffes der *interpretes* wurden als eigentliche Erklärer des Plautus im Alterthum nur Scaurus und Sisenna anerkannt und ihre Leistungen auf Grund der überlieferten Zeugnisse in richtiges Licht gestellt. Wichtige Beiträge und Winke zur allgemeinen Geschichte der römischen Grammatiker, zur Quellenforschung, zur Verbesserung der Texte ergaben sich. Eine besondre Untersuchung über Plautinische Pinakographen wurde in Aussicht gestellt.

Ueber Person, Leben und Wirksamkeit des Dichters gab es zwar allerhand äusserliche Zusammenstellungen, aber keine tiefer eindringende Untersuchung. Auch Lessings flüchtige Skizze hatte die eigentlichen Probleme grösstentheils unberührt gelassen, andre kaum obenhin gestreift. Nicht einmal die Namen waren bisher ins Reine gebracht. Der ehr-

1) Parerga S. 535—587.

liche *Sarsinas* (aus Sarsina oder Sassina in Umbrien) war durch eine Kette wunderlicher Zufälle und Missverständnisse allmälig zu einem 'Assisius', dann gar zu einem 'Asinius' und 'Asinus' geworden. Diese schrittweis fortgebildeten Entstellungen wusste R. im Proömium[1]) des Sommers 1841 in kunstgemäss, Buchstab für Buchstab so zwingender Beweisführung aufzudecken, dass G. Hermann eine „wahre Herzstärkung" davon empfand.[2])

Aber den vulgären 'M. Accius Plautus' hielt doch auch R. in diesem Jahre noch fest. In der Abhandlung über die Plautinischen Didaskalien erwähnt er zwar die abweichende Lesart des Mailänder Codex T. MACCI PLAUTI als auffallend[3]), aber ohne ihr weitere Folge zu geben. Da kam G. Hermanns Programm 'de L. Attii didascalicon libro'[4]), welches zu beweisen suchte, dass diese Schrift in trochäischen Septenaren abgefasst gewesen sei. Die nähere Betrachtung der Reste regte blitzartig in R. den Gedanken an, dass der T. Maccius seines Palimpsestes durch richtige Behandlung jener Acciusverse zu Ehren zu bringen sei.[5]) Er sah sich nach anderweitigen Zeugnissen des Alterthums um und fand, dass dem fehlerhaften Versausgang im Mercator-Prolog durch die Verbesserung *Macci Titi* (statt des vulgären 'Marci Accii') geholfen werde, und auch im Asinaria-Prolog entpuppte sich der wahre Maccius aus 'Marcus'. Wie 'Agellius' durch unwissende Abschreiber aus A. Gellius zusammengezogen, so war 'Maccius' durch ähnlichen Unverstand in 'M. Accius' zerlegt worden. Diese ebenso einfache als überraschende Belehrung brachte das Königsprogramm[6]) zum 3. August 1842. Mit Verwunderung liest man, wie nichtig die scheinbaren Spuren sind, aus welchen die ersten Herausgeber (Saracenus und Pius) die von den Nachfolgern allzu gläubig angenommenen Namen 'M. Accius' geschöpft haben. Mit guter Zuversicht konnte der Entdecker bei Uebersendung der schönen Abhandlung an den Altmeister G. Hermann die

1) Parerga S. 3—9. 2) Hermann an R. 3. April 1841. 3) Rhein. Mus. I 61: „was ja wohl wieder Reste des wunderlichen T. MACCI PLAUTI sein werden"; Parerga 297 dagegen: „was offenbar wieder Reste von T. MACCI PLAUTI sind." 4) Opusc. VIII 390 ff. 5) R. an G. Hermann 5. Juni 1842. 6) Parerga S. 9—43.

Frage richten, ob ihm „bei genauer Leichenschau der M. Accius wirklich so todt scheine, wie er ihn todtgemacht zu haben denke“ (15. August 1842). Aber nicht in der einfachen Richtigstellung der Thatsachen, welche früher oder später auch Andere aus den Handschriften hervorgezogen haben würden, liegt das Verdienst jener berühmten Schrift, sondern in der siegreichen Schärfe der Kritik, womit der Irrthum in allen seinen Schlupfwinkeln aufgesucht und aus ihnen vertrieben wird, so dass diese Darlegung eines vollkommen gesicherten Fundes für alle Zeiten ein besonders erfreuliches und lehrreiches Muster philologischer Methode bleiben wird. Ahrens schrieb damals[1]): „Du verstehst zu beweisen, eine Kunst, von der leider viele unserer Philologen kaum eine Ahnung haben.“ Und eine interessante Bestätigung lieferte nachträglich Bergks schöne Beobachtung über die Gewohnheit des Plinius, in den Quellenverzeichnissen zu seiner Naturgeschichte jeden Schriftsteller immer nur mit zwei Namen zu bezeichnen, so dass also auch hier die landläufige Schreibung 'M. Accius Plautus' mit Nothwendigkeit auf Maccius Plautus führt.[2])

Ein zweites war die schärfere, endgültige Bestimmung der Lebenszeit des Dichters[3]): sie führte zugleich zu klarerem Verständniss seiner Lebensumstände, der Grenzen und Stufen seiner Bühnenwirksamkeit, kam auch chronologischen Entscheidungen über andre Dichter, wie Naevius, zu Gute. Die Ausbeute ferner, welche der Palimpsest für die Zeitbestimmung einzelner Stücke liefert, wurde in dem Aufsatz über die Plautinischen Didaskalien[4]) besprochen. Leider nur zwei solcher Notizen sind in dem Mailänder Codex erhalten, von denen die eine zum Pseudulus gehört, die andre von Mai auf ein Terenzisches Stück bezogen wurde, während Windischmann zuerst auch sie dem Plautus zugewiesen hatte. Nach den entsetzlich schwachen und oberflächlichen Faseleien, welche bisher deutsche wie französische Gelehrte über diese Frage ausge-

1) Aus Ilfeld 3. Juli 1843. 2) Bergk an R. 30. März 1844: vgl. Parerga 39 f. 3) De aetate Plauti, Sommer 1841 = Parerga 45—70. 4) Rhein. Mus. 1 (1842) 29—88.

schüttet hatten, schaffte erst R. festen Boden, indem er aus der Lage und Zusammengehörigkeit der rescribirten Blätter nachwies, dass jene Didaskalie, da auf dem vorhergehenden Blatte der Schluss des Rudens gestanden habe, dem Stichus vorgesetzt sein müsse. Die eindringende Erörterung des genau revidirten Textes, welche unter vergleichender Heranziehung der reichlich erhaltenen, aber bisher schmählich vernachlässigten Terenzischen Didaskalien das Verständniss, die methodische Ergänzung und Verwerthung dieser für das römische Bühnenwesen so wichtigen Urkunden begründete, ergab als gesichertes Resultat das Aufführungsjahr 553 der Stadt. Alle Zweifel an der so glücklich entdeckten Thatsache sind durch Studemunds sorgfältige Nachprüfung endgültig widerlegt worden. Auch die Pseudulus-Didaskalie, deren falsche Lesung durch Mai Anlass zu manchen irrthümlichen Deutungen gegeben hatte, wurde auf Grund einer mit scrupulöser Genauigkeit genommenen Copie in fruchtbarer Weise commentirt. In die bis dahin in grösster Verwirrung und Nebel befangene Frage, welche öffentlichen Spiele in Rom eigentlich scenisch, d. h. ausser andern Belustigungen mit Bühnenvorstellungen verbunden und wie sie organisirt waren, wurde mit erschöpfender Quellenkenntniss und hellem Blick für die realen Verhältnisse Klarheit und Sicherheit gebracht. Eine Reihe trefflicher Excurse führte Einzelnes noch weiter aus: so wurde der nicht einmal von Niebuhr richtig verstandene, höchst wichtige Begriff der Erneuerung (*instauratio ludorum*) durch methodische Untersuchung des Sprachgebrauchs festgestellt und im Zusammenhang damit die regelmässige Dauer der ludi Romani und plebei ermittelt, ihre allmälige Erweiterung und Entwickelung chronologisch bestimmt. Besonders lehrreich und interessant ist die Auseinandersetzung über das eigenthümliche Verhältniss der amtlichen Festgeber zu den Schauspielunternehmern und dieser zu den Dichtern: das ganze Geschäft, welches zwischen diesen verschiedenen Factoren geschlossen wurde, wusste der Scharfsinnige zur evidenten Anschauung zu bringen. Auch die Terenzischen Didaskalien, über die eine besondere Untersuchung versprochen wurde, gingen nicht leer aus: nament-

lich wurde die schwierige Frage nach dem Original oder den Originalen der Hecyra beleuchtet, obwohl nicht erledigt. G. Hermann war von dieser neuen Gabe ganz hingerissen. „Gleich am Abend des 7. noch“ (unmittelbar nach dem Empfang), schreibt er am 9. August 1841, „habe ich mit grossem Vergnügen Ihre ganz herrliche Abhandlung über die Plautinischen Didaskalien durchgelesen. Immer begieriger wird man auf die Ergebnisse Ihrer so mühsamen, aber auch so fruchtbringenden Arbeiten.“

Keiner unter den Gelehrten des römischen Alterthums hat dem Drama überhaupt und insbesondere dem Plautinischen so eingehende und umfassende Studien zugewendet als M. Terentius Varro, der Aristoteles der Römer. Natürlich dass diese bedeutenden Arbeiten, von denen leider nur zerstreute Brocken vorhanden sind, das Interesse des grossen Plautusforschers fesselten, dass er ihren Inhalt und Zusammenhang, ihre Methode, soweit es noch möglich ist, zu ermitteln suchte und auf diesem Wege ein Bahnbrecher für die Ergründung der gesammten Varronischen Schriftstellerei geworden ist. Schon die Abhandlung über die alten Erklärer des Plautus, dann der Excurs über die letzten Quellen der Plautinischen Didaskalien hatte Anlass gegeben der Varronischen Leistungen zu gedenken und sie zu verwerthen. Einem Hauptproblem war die grosse Abhandlung über die fabulae Varronianae des Plautus gewidmet, welche in den Jahren 1843 und 44 geschrieben, aber erst 1845 gedruckt ist.[1]) Nämlich die gewaltige Masse Plautinischer Komödien zu sichten, das echte Eigenthum des Dichters zu ermitteln, diese Aufgabe hatte schon bald nach dem Tode desselben die Liebhaber philologischer Studien lebhaft beschäftigt und war endlich durch Varro zu einem gewissen Abschluss gebracht worden. Aber das berühmte Gelliuscapitel (III 3), welches einen ziemlich verworrenen Bericht über die widerstreitenden Ansichten der alten Kenner enthält, bedurfte der kritisch-exegetischen Behandlung eines Meisters, um eine Ausbeute zu liefern, wie sie R. aus ihm gewonnen hat. In-

1) Parerga S. 71—245.

dem er aus den überlieferten spärlichen Andeutungen über die ersten Bühnenversuche des Komikers, seine Schicksale und weiteren Erfolge ein klares Bild seiner Wirksamkeit und der allgemeinen Bühnenverhältnisse seiner Zeit, auf deren Aehnlichkeit mit der Shakespeareschen hinweisend, entwickelte, und ebenso anschaulich den Zustand der komischen Bühne in den zunächst folgenden Perioden vor Augen stellte, machte er zunächst verständlich, wie schon 30 Jahre nach dem Tode des beliebten Dichters in einer unfruchtbaren Zeit die Anziehungskraft seines Humors noch einmal von frischem gewirkt, wie dann aber grade die Wiedererweckung seiner Muse Schauspieldirectoren und Dichterlinge zu bewusster und unbewusster Fälschung verführt hat, so dass Plautus zu einem Collectivnamen für eine bunte Masse von Lustspielen namenloser Epigonen wurde, und eben dadurch bei dem fast gleichzeitigen Erwachen des durch den Pergamenischen Gelehrten Krates in Rom angeregten philologischen Interesses (ähnlich wie in Alexandria) die ersten, noch ganz dilettantischen Versuche hervorgerufen wurden, die Spreu vom Weizen zu sondern und Verzeichnisse der echten Plautuskomödien festzustellen. Auf die schwankende Basis so ungünstiger Vorbedingungen und so ungenügender Vorarbeiten gründete Varro sein Unternehmen. Die von ihm eingeschlagene theils actenmässige, theils subjective Methode und die Kriterien, nach denen er in dreifacher Abstufung der Sicherheit eine immer noch sehr beträchtliche Menge von Stücken (100) dem Plautus zuwies, werden durch die einleuchtendste Combination ermittelt und begründet. Es ergiebt sich, dass höchst wahrscheinlich grade die 21 in Handschriften ehemals geretteten Stücke (von denen die Vidularia zwischen dem 6. und 11. Jahrh. nach Chr. verloren gegangen ist) dieselben sind, welche Varro in die erste Classe setzte als diejenigen, über deren Echtheit kein Zweifel erhoben war, leicht begreiflich, wenn eben sie, wie sich aus anderen Indicien ergiebt, den beiden letzten Jahrzehnten des Dichters, also seiner Glanzzeit angehören; ohne dass übrigens durch diesen Umstand einer schärferen Prüfung der einzelnen Stücke vorgegriffen wäre. Der scharfsinnige Versuch, aus dem Wust der überlieferten Titel zunächst die 19 Nummern

der zweiten Classe zu ermitteln, bleibt natürlich zum Theil hypothetisch. Als gesichertes und fruchtbares Resultat ergiebt sich aus der sorgfältigen Durchmusterung der römischen Komödientitel, dass schon durch die Form derselben die Entwickelung der römischen Palliata im grossen und ganzen angedeutet ist: der mehr oder weniger enge Anschluss an das griechische Original drückt sich nämlich auch in der griechischen oder lateinischen Form des Titels aus, so dass Plautus durchweg lateinische, Terenz und Turpilius durchweg griechische Titel haben, während die Mischung bei Caecilius die Phase des Ueberganges darstellt. Diese ganze Abhandlung mit ihrem reichen, fein durchgearbeiteten Detail ist die wichtigste Vorarbeit für eine noch zu erwartende kritische Sammlung der Plautinischen Fragmente, für deren Behandlung der erste Excurs ein Muster giebt; und auch für die Reste der übrigen Dramatiker, Tragiker wie Komiker der Republik, enthält sie zahlreiche und werthvolle Fingerzeige.

Aber am glänzendsten sind die Lichter, welche der dritte Excurs über das Fortleben des Plautus auf der Bühne der litterarhistorischen Forschung sowie der Textkritik aufsteckt. Es sind die erhaltenen Prologe zu den Plautinischen Stücken, aus deren scharfer Prüfung und Erklärung die überraschendsten Thatsachen entspringen. Gleich die Behandlung des merkwürdigen Casinaprologs, seine Zeitbestimmung, führt mitten in die Geschichte der Palliata hinein, wo noch so gut wie Alles genauer Feststellung bedurfte (auch die Togata und die Mimen des Syrus werden gestreift). Die Umtaufung jenes und eines andren Stückes (Poenulus) bei wiederholter Aufführung liefert einen Anhalt zur Bestimmung der Zeitperiode (das siebente Jahrh. der Stadt), in welche die nichtplautinischen Prologe und andre Einschiebsel im Texte zu setzen sind. Die fernere Erörterung verschiedener historischer Kriterien (Erwähnung der basilicae, der pistores als Bäcker, der Sonnenuhren), welche späteren Ursprung einzelner Stellen erkennen lassen, führt auf die weitgreifende Untersuchung über die Zuschauerplätze des römischen Theaters, die nach verfehlten Anläufen Früherer zu sicherem Abschluss gebracht wird. Durch den überzeugenden Nachweis, dass nach mancherlei merkwürdigen Zwischenfällen

erst seit dem Anfang des 7. Jahrh. (wahrscheinlich 607 durch Mummius) ein vollständiger Theaterbau mit Sitzstufen in Rom bestand, wird ein unfehlbares Kriterium gewonnen für den nachplautinischen Ursprung der Prologe zum Poenulus, Amphitruo, zu den Captivi. Weiter lehrt die genaue Beobachtung des Sprachgebrauchs, dass die Anführung des Namens Plautus (statt *poeta*) sowie die Angabe des griechischen Originals späterer Zeit angehört. So ist in diesen schwachen Producten einer ephemeren Muse eine Fundgrube der Forschung eröffnet, welche auch Nachkommenden, die an R.s unübertrefflicher Kunst gelernt, noch manches nützliche Korn geliefert hat.

Dies sind die Arbeiten, von denen der Verf. am 17. Mai 1844 an Braun schrieb: „Ich habe diesen Winter mühselige Kalmäusereien über Geschichte des ältesten römischen Theaters gemacht und schöne Dinge, wie ich meine, gefunden, auch ausgearbeitet."

Um aber den künstlerischen Entwickelungsgang des Dichters verfolgen zu können, ist die Bestimmung der Zeitfolge seiner Stücke von entscheidender Bedeutung, freilich eine schwierige und schlüpfrige Aufgabe. Bei der Armuth an authentischen Zeugnissen ist die Forschung in den meisten Fällen auf indirecte Spuren angewiesen, deren Ermittelung und Combination klares und ruhiges Urtheil erfordert. Die schwachen Vorgänger R.s hatten sich meist mit ganz vagen Allgemeinheiten und handgreiflich unlogischen Argumentationen begnügt. In scharfem Gegensatz hierzu zeigte die Untersuchung *de actae Trinummi tempore*[1]) (1843), wie hinfällig jene Träumereien seien und wie man es anzufangen habe, um zu sicheren Resultaten zu gelangen. Einen festen Ausgangspunkt bildet die Erwähnung „neuer Aedilen" (V 2, 148). Da die Aedilen an den Iden des März ihr Amt antraten, so muss der Trinummus am nächstfolgenden Bühnenfest, also im April an den Megalensischen Spielen aufgeführt sein. Diese sind aber erst seit dem Jahre 559 d. St. mit dramatischen Aufführungen verbunden, also kann der Trinummus nicht vor diesem Jahr dargestellt sein, gehört mithin in die letzte Lebensperiode des Plautus († etwa 570).

1) Parerga S. 337–354.

Von diesem festen Punkte aus gewinnen denn auch andre Beziehungen ihr richtiges Licht, z. B. die Klagen über Amtserschleichung, von denen aus den Quellen nachgewiesen wird, dass sie in jenem letzten Jahrzehnt besonders berechtigt waren. Die auf solchem Wege ermittelte Thatsache, dass unter den erhaltenen Stücken eine Reihe der besten im Greisenalter des Dichters entstanden ist, lässt uns die Frische und Spannkraft seines Talentes erkennen. Die am Schluss des Programms verheissene Abhandlung über die Chronologie der übrigen Plautinischen Komödien, welche zugleich die Kunst des Verfassers eingehend im Ganzen wie in den einzelnen Stücken entwickeln sollte, ist leider nicht erschienen.[1])

Römische Topographie hatte unseren Freund schon in Breslau angezogen: in seinen Vorlesungen über römische Alterthümer war sie mit Vorliebe behandelt worden (I 130). An Ort und Stelle hatte er dann seine Anschauung gebildet und sich überzeugt, wie wenig den anspruchsvollen Autoritäten dieses Gebietes zu trauen sei (I 207). Litterarisch betrat er es nur zweimal seinem Plautus zu Liebe. Das Verdienst, zu der ersten dieser beiden kleinen Abhandlungen die Anregung gegeben zu haben, gebührt dem Leipziger Topographen W. A. Becker. In der Liste der römischen Thore, deren Namen und Lage zu bestimmen eine zum Theil dornenvolle Aufgabe ist, führten nämlich die Antiquare auch eine porta Metia auf, deren Legitimation allein auf zwei Plautusstellen beruhte. In seinen Nöthen sich mit ihr pflichtgemäss auseinanderzusetzen nahm Becker in einem umständlichen Schreiben (30. December 1841) seine Zuflucht zu R.s handschriftlichen Schätzen: der Ambrosianus sollte helfen, in dem aber die betreffenden Stellen gar nicht erhalten sind. R. bewies nun unwiderleglich[2]), dass dieser Name an der einen, der Casina-Stelle, nichtssagend, dass er schon wegen der verschiedenen Prosodie (in der Casina: *Mētia*, im Pseudulus: *Mĕtia*) unmöglich, dass er ausschliesslich der Conjectur eines alten Herausgebers (Saracenus) zu verdanken sei, da im

1) Einzelne Andeutungen finden sich in den praefationes zu den Ausgaben einzelner Stücke. 2) De porta Metia quae fertur urbis Romae, 1842 = opusc. II 375 ff.

Pseudulus alle Handschriften ohne Ausnahme ganz unverfänglich '*extra portam mi etiam currendumst prius*' bieten, in der Casina die Lesart der Pfälzer Handschriften *metuam* zu der evidenten Verbesserung führt, vermöge welcher dem Gatten nachgesagt wird, er wünsche seine Frau zu sehen '*ardentem . . extra portam mortuam*'. Becker bemerkte demzufolge in einer Anmerkung seines Handbuchs[1]), der Name 'porta Metia' sei durch R. „für immer beseitigt", wie sich denn auch G. Hermann (11. Mai 1842) „für die so schön zertrümmerte porta Metia" bedankte.[2])

Die zweite der topographischen Untersuchungen[3]) knüpfte an das Intermezzo im Curculio an, wo der Garderobenmeister die Zuhörer mit einer satirischen Schilderung des in den verschiedenen Gegenden des Forums und der angrenzenden Stadttheile wimmelnden Strassenpublicums unterhält. Die nähere Bestimmung dieser Localitäten und die Kenntniss ihrer Geschäfte hat für Plautus noch das besondre Interesse, weil daraus sichere Kriterien für Echtheit oder Unechtheit gewisser Verse und Versgruppen zu gewinnen sind. Die Abhandlung erörtert nur einen der in Betracht kommenden Punkte, Lage und Geschichte der sogenannten tabernae, der Verkaufsbuden, welche auf der Süd- und Nordseite des Forums angebracht waren. Ursprünglich Fleischerbuden sind beide Gruppen zu derselben Zeit, spätestens in der ersten Hälfte des 5. Jahrh. der Stadt (vor 444) in Wechslerbuden umgewandelt worden, indem bei zunehmender Eleganz die Metzger wahrscheinlich in abgelegene Winkel und Seitengassen des Marktes zurückgedrängt wurden. Die Unterscheidung zwischen *veteres* und *novae* aber beruht darauf, dass die der Südseite (die veteres) nach einem Brande, welcher grosse Theile des Forums verheerte, früher (545 der Stadt), die der Nordseite (die novae) später wieder hergestellt sind (vor 570). Wer die Confusion und Willkür kennt, welche in topographischen Abhandlungen zu herrschen pflegt, und die trostlose Langeweile gekostet

1) I 178 A. 267 (1843). 2) R. an Welcker, Frankfurt a. M. 3. April 1842: „In Rom liegt auch ein neues lumpiges Programm von mir, worin ich eine der portae Servianae um ihre Existenz gebracht." 3) De tabernis fori Romani, 1845 = opusc. II 385 ff.

hat, welche den Leser beim Durchirren dieses Dickichts plagt, der weiss die feste Hand eines solchen Wegweisers doppelt zu schätzen. Immer ist es im wesentlichen der gesunde, einfache und klare, aber umsichtige Menschenverstand, die praktische Anschauung, die sorgfältig und unbefangen eindringende Erklärung der Zeugnisse, welcher ebenso schlichte als sichre Ergebnisse verdankt werden. Aber dass man den Weg zu diesem Ziele gern zurücklegt und mit der Ueberzeugung wirklichen Verständnisses sich desselben bemächtigt, bewirkt der künstlerisch überlegte Aufbau der Beweisführung und die hinreissende Grazie der Discussion, kurz das Gefühl, dass man denken und verstehen lernt, nicht nur mit neuen Thatsachen belastet, sondern innerlich gefördert wird.

Nun aber die Herstellung des Plautinischen Textes selbst, eine Aufgabe, welche Scharfsinn und dichterische Phantasie so vielfach in Anspruch nimmt. Der im Jahr 1835 geschriebenen Abhandlung *de Plauti Bacchidibus* war am Schluss eine Fortsetzung in Aussicht gestellt, welche sich mit dem verlorenen Anfang des Stückes beschäftigen sollte (I 156). Noch in Breslau, gleich im ersten Jahr nach der Rückkehr aus Italien, im Winter 1838/9 fand der Verf. Zeit diesen Plan wenigstens grösstentheils auszuführen. Es fehlte nur der letzte Schluss, als seine Versetzung nach Bonn die Arbeit abbrach.[1]) Dort blieb sie vorläufig liegen: selbst im ersten Bande der Parerga (1845), in welchem jener erste Theil wiederholt ist, fand sie keine Aufnahme, sondern wurde für den Anfang des zweiten zurückgestellt.[2]) Erst im Jahre 1845 wurde sie vollendet und zur Veröffentlichung zunächst im Rheinischen Museum reif gemacht, dessen vierter Band sie unter dem Titel „Die ursprüngliche Gestalt der Plautinischen Bacchides“ als Zierde der beiden letzten Hefte brachte.[3]) Den Grund legt der im ersten Abschnitt geführte Nachweis, dass in der gegenwärtigen Gestalt des Stückes weder das eigentliche Sachverhältniss, um welches sich die ganze Handlung dreht, noch insbesondre

1) An G. Hermann 3. August 1845. 2) Parerga I 427: 'in exordio enim Bacchidum coniecturae ope instaurando Dissertatio XI versabitur.' 3) S. 354–376. 567–610 = opusc. II 292–368.

die Anfangsscene selbst klar und verständlich sei, dass der Zuschauer durch dieselbe nicht sowohl mit dramaturgischer Feinheit in medias res, sondern „wie mit verbundenen Augen in eine Gesellschaft geführt werde, von der ihm Ort, Personen, Zweck und Anlass fremd sind", und das in einem Stück, welches rücksichtlich der künstlerischen Anlage sonst zu den vollendetsten gehört. Die genaue Erwägung der Scene ergab eine durchgreifende Berichtigung der Personenabtheilung, welche durch einen Abdruck des Textes in kritisch gereinigter Gestalt zur Anschauung gebracht wurde. Damit legte der Verf. zugleich eine Probe seiner neu gewonnenen metrisch-prosodischen Grundsätze vor, welche in gewaltigem Fortschritt gegenüber jenem ersten Hallischen Versuch vollkommene Uebereinstimmung mit G. Hermanns Ansichten bekundete, wie dies in überraschendem Zusammentreffen die fast gleichzeitig (1845) mit dem Abdruck des Ritschlschen Aufsatzes erschienene äusserst elegante Textrecension der Bacchides bewies, welche der Grossmeister (es war seine letzte Plautusspende) mit einer ebenso liebenswürdigen als anmuthigen lateinischen Epistel an den, in dessen von ihm abgetretene Rechte er hiermit eingriff, zu höchster Freude des Adressaten[1]) geschmückt hat. Nachdem im zweiten Abschnitt die Fragmente der verlorenen Partie kritisch hergestellt sind und ihre mögliche Beziehung zu der Exposition durch methodische Erklärung gesichert ist, werden dieselben im vierten zu einer sorgfältigst erwogenen Reconstruction des Inhalts der verlorenen Scenen verwendet, deren Umfang nach wohl begründeter Schätzung auf ein paar hundert Verse veranschlagt wird. Der Verf. bekannte seinen Freunden[2]), dass diese Reconstruction zu den Sachen gehöre, die ihm „am meisten Nachdenken und Kopfzerbrechen in seinem Leben gekostet haben", wenn man's ihr auch vielleicht nicht ansehe. In der That gehört ja diese Seite der philologischen Arbeit, welche dicht an poetische Nachschöpfung grenzt und doch an die subtilste Erwägung aller in dem Rahmen gegebener Bedingungen denkbaren Möglichkeiten gebunden ist,

1) R. an Hermann 3. August 1845. 2) An Lehrs 15. September, an Fleckeisen 1. October 1846.

zu den subjectiv reizvollsten und objectiv undankbarsten Beschäftigungen. Von grösserer Tragweite sind die in den letzten Abschnitten entwickelten Gedanken über die Act- und Scenenabtheilung der römischen Komödie. Für die Bestimmung der Actschlüsse, über die jede Ueberlieferung fehlt, werden mit sichrem Blick die Gesetze der fortschreitenden dramatischen Handlung und der Illusion, d. h. der realen Wahrscheinlichkeit geltend gemacht.

Auf die Interpolationen, welche den Text des Plautus entstellen, hatte längst G. Hermann die Aufmerksamkeit gelenkt, aber in erschöpfendem Zusammenhange war dieses wichtige Capitel noch nicht behandelt. Die Abhandlung *de interpolatione Trinummi* hatte R. bereits im Jahre 1840 „im Kopfe und in Notaten soweit fertig, dass er sie erst für das Herbstproömium auszuarbeiten gedachte, dann für die Fortsetzung der Hermannschen 'Acta societatis Graecae' bestimmte, welcher er gern einen Tribut seiner Pietät zollen wollte.[1]) Aber erst 1844 kam er dazu, dem verehrten Manne in andrer Form und bei andrer Gelegenheit die beabsichtigte Huldigung mit dieser Schrift darzubringen. Der Philologenversammlung, welche in jenem Jahre unter Hermanns Präsidium in Dresden tagte, sandte er, an persönlichem Erscheinen durch häusliche Verhältnisse verhindert, zum Gruss die längst geplante Schrift unter besonderem Titel (*Atheteseon Plautinarum liber I*), mit einer lateinischen Widmungsepistel[2]) an den ehrwürdigen Präsidenten, der ihm ausser dem brittischen Genie allein als Führer und Licht in dem Irrsal der Plautinischen Studien gedient habe.[3])

In grösserem Maasstabe beabsichtigte R. alle von ihm ermittelten Interpolationen im Text des Plautus mit Ausschluss der kleinsten (einzelner Wörter und Verstheilchen) und der grössten wie der Schlussscene des Poenulus, in zwei gesonderten Untersuchungen zu behandeln. Einmal wollte er die verschiedenen Arten der Interpolation in systematischer Ordnung durchgehen und mit ausgewählten Beispielen aus

1) An G. Hermann 10. September 1840. 2) Opusc. V 758 f. 3) An G. Hermann 24. September 1844: „Der Gedanke" (der lateinischen Epistel) „ist mir schnell gekommen und schnell ausgeführt: nehmen Sie also freundlich und nachsichtig vorlieb."

sämmtlichen Stücken des Dichters erläutern; ausserdem aber den Umfang der Fälschung an einem einzigen Stücke wie dem Trinummus durch erschöpfende Darlegung sämmtlicher Fälle zur Anschauung bringen. Die erste dieser beiden Abhandlungen (als Diss. XIV für den zweiten Band der Parerga bestimmt) ist in dem beabsichtigten Umfange nicht erschienen. Nur ein Ausschnitt „Parallelstellen als Ursache von Glossemen“[1]) in einer kunstvoll geordneten Reihe theils urkundlich sichrer theils durch innere Gründe schlagender Beispiele ziert den ersten Band des Schneidewinschen Philologus. Er bietet wichtige Belelehrung über die Entstehungsweise mancher weichselzopfartiger Wirrsale unserer Ueberlieferung. Für den Trinummus wies die erwähnte ausführliche Schrift drei Hauptclassen der Interpolation nach: erstens irrthümliche Wiederholung gleicher Verse, zweitens absichtliche oder zufällige Variationen desselben Satzes, drittens Erweiterung eines Gedankens zum Zweck der Erklärung. Desto nachdrücklicher aber vertheidigte er im zweiten Capitel eine Reihe unschuldig verdächtigter Stellen gegen wilde Interpolationsjäger wie sein alter unverständiger, nie mehr genannter Widerpart einer war — ‘*insipiens ille* (κάρτ’ ὢν ἐπώνυμος).’[2]) Diese mit sehr schneidigen Waffen geführte Vertheidigung betonte mit Recht, dass bei einem Lustspieldichter wie Plautus die blosse Entbehrlichkeit dieser oder jener Stelle unmöglich als ein Kriterium ihrer Unechtheit gelten könne, beseitigte übrigens andre Anstösse theils durch glückliche Emendation theils durch richtige Erklärung, und lieferte treffliche Muster gediegener Textkritik. Besonders überzeugend ist der Nachweis der Lücken, welche die Ueberlieferung im Trinummus verschuldet hat.[3])

Dass die Entdeckung der ursprünglichen Blätterlagen im Palimpsest eine bedeutende Hülfe für die Wiederherstellung der richtigen Scenenfolge im 3. und 4. Act der Mostellaria sein würde, hatte R. bereits in Mailand vorausgesehen (I 176) und in dem Sendschreiben an Hermann ausgesprochen (I 230).

1) In Aussicht gestellt de interpol. Trin. p. 12 = Parerga S 525, geschrieben im Januar 1846 = opusc. II 274—291. 2) Vgl. Parerga 539 f. 3) Weiter ausgeführt in besondrem ‘epimetrum de lacunis Trinummi’ p. 576—579.

Den Beweis brachte das stattliche Königsprogramm zum 15. October 1843: *de turbato scenarum ordine Mostellariae Plautinae*[1]), dem noch eine wohlgefüllte *mantissa emendationum* (hauptsächlich Versumstellungen und Athetesen) angehängt ist. Wenn Lachmann und Ritschl unabhängig von einander bereits aus den Gesetzen der dramatischen Composition so ziemlich das Richtige erschlossen hatten, so wies nunmehr letzterer aus dem ursprünglichen Gefüge der Mailänder Handschrift mit fast mathematischer Sicherheit nach, dass die vermuthete Scenenfolge dort in der That so überliefert gewesen sein müsse. Selbst die verlorenen Blätter der kostbaren Urkunde, da auf jeder Seite die gleiche Zeilenzahl stand, dienten zur Berechnung des ursprünglichen Versbestandes, dessen Vergleichung mit dem vorhandenen verschiedene Ausfälle ergab. Die Bestimmung der Lücken, ihrer Stelle wie ihres Umfanges (z. B. einer von 24 Versen), auch die hypothetische Ausfüllung derselben, bildet den Inhalt des zweiten Capitels. So gesellte sich in diesem Muster einschneidender und zugleich productiver Kritik die treueste und geschickteste Verwendung urkundlicher Thatsachen zu der genialen Kühnheit und Erfindsamkeit eines nachdichtenden Kunstverstandes. Niedergeschrieben sind die 50 Quartseiten der Abhandlung grösstentheils in den Nebenstunden eines vierwöchentlichen Curaufenthaltes in Ems während der Herbstferien 1843. Ausser seinen Collationen, einigen Ausgaben und der Schrift des Acidalius hatte der Verf. keine Bücher bei sich. Das Manuscript ging von dort blätterweise in die Druckerei.[2])

Wie in Seminar und Vorlesungen die Plautinische Textkritik gelehrt und geübt wurde, zeigt am anschaulichsten das Winterproömium 1841/2, in welchem die kunstmässige Herstellung des akrostichischen argumentum zum Miles gloriosus[3]) Punkt für Punkt auf das sorgfältigste erörtert und den Studenten gleichsam vorgemacht wird. Es wird bewiesen, dass der Verfasser dieser Inhaltsangaben denselben

1) Parerga diss. VIII p. 433—508. 2) Das Programm trägt die Unterschrift: 'Scr. in Thermis Emacensibus m. Sept.'. 3) Opusc. II 404 ff.

metrisch-prosodischen Grundsätzen folgte wie Plautus selbst, und die strenge Verstechnik nach G. Hermanns Vorbild glücklich durchgeführt. Die Frage nach dem Verfasser der metrischen Inhaltsangaben wurde erst 8 Jahre später im Schlusscapitel der Prolegomena zum Trinummus[1]) beantwortet, welches aber nur einen Auszug der längst geführten Untersuchung gab. Von den zwei Zeiträumen, welche für Productionen jener Art geeignet scheinen konnten, der von litterarhistorischen und grammatischen Studien bewegten Periode des 7. Jahrh. d. St., in welcher Plautus wieder ein Liebling des Publicums wurde, und dem gleicher Liebhaberei zugeneigten Zeitalter der Antonine, giebt R. dem letzteren den Vorzug einmal wegen des affectirt archaisirenden Stils der einen (nicht akrostichischen) Gruppe jener Verse, dann wegen der Analogie, welche die damals von Sulpicius Apollinaris verfassten metrischen Inhaltsangaben zu den 12 Büchern der Aeneis bieten.[2])

Auch den Terenz verlor der sospitator Plauti nicht aus dem Auge. Ueber die Adelphi las er publice (Winter 1840/1, 1843/4). Die handschriftlichen Collationen wurden vervollständigt, die Vorbereitungen zur Zusammenstellung des kritischen Apparates fortgesetzt.[3]) Durch eine sehr flüchtig hingeworfene Publication Döderleins wurde die Abhandlung *de gemino exitu Andriae Terentianae* veranlasst.[4]) In manchen Handschriften sonst untergeordneten Ranges ist eine auch von Donat erwähnte eigenthümliche Schlussscene der Andria erhalten, ein sicheres Beispiel doppelter Bearbeitung, sei es von der Hand des Dichters, sei es von einem Späteren auf

---

1) P. CCCXVI—CCCXX = opusc. V 524—527. 2) Dass die Frage ganz von Neuem wieder aufzunehmen sei, deutet die Anm. opusc. II 404 an. 3) Die vorläufige Zusammenstellung aus alten Ausgaben, auch Collation dreier Rehdigerscher Handschriften war Gläser in Breslau anvertraut, der am 18. Mai 1840 die erste, am 12. Juni die zweite Hälfte seiner Arbeit einsandte. Bei der Vergleichung einer Berliner Handschrift, welche Lachmann vermittelte (16. März 1841), kam natürlich nichts heraus. Von Braun erwartete R. eine Abschrift der Randscholien des Bembinus (an Welcker 12. December 1841). 4) Sommerproömium 1840 = Parerga diss. X.

Anlass wiederholter Aufführung in republicanischer Zeit. Weder Döderlein noch G. Hermann[1]) ahnten, dass jene Verse, freilich sehr verwahrlost, längst in gedruckten Ausgaben standen. R. stellte zuerst die diplomatische Beglaubigung sowie das litterarhistorische Urtheil darüber fest und gab dem vergessenen Text eine lesbare Gestalt, ohne dabei mit den beträchtlichen Unterlassungs- und Begehungssünden seiner Vorgänger in dem rigorosen Ton heutiger aretalogi ins Gericht zu gehen. Die erbetenen Emendationen von Hermann kamen zu spät, um sofort noch Verwendung finden zu können[2]), wurden aber beim Wiederabdruck der Abhandlung in den Parerga als besondres Epimetrum hinzugefügt. (Vgl. S. 67.)

Die verwickelte, auf Grund der Didaskalien herzustellende Chronologie der Terenzischen Stücke und ihrer wiederholten Aufführungen, Untersuchungen über die Prologe, über die Rollenvertheilung, — Alles in so engem Zusammenhange mit den Plautinischen Forschungen — beschäftigten ihn in jenen Jahren lebhaft.[3])

Die litterarhistorischen Forschungen über altrömisches Drama, deren Mittelpunkt Plautus war, führten mit Nothwendigkeit auf eindringende Beschäftigung mit so wichtigen Quellenschriftstellern wie Sueton und Hieronymus. Das leider nur zum kleineren Theil erhaltene biographische Werk des ersteren, *de viris inlustribus*, wenigstens in dem Abschnitt *de poetis* soweit als möglich zu ergänzen musste als eine der lockendsten Aufgaben erscheinen. Ja eine glänzende Aussicht schien aufzutauchen den verlorenen Schatz mit leichter Mühe zu heben. Ludwig Tross hatte in der Leydener Bibliothek eine der ältesten Copien jener unter Pabst Nicolaus V. aus einem deutschen

1) An R. 10. Jan. 1840. 2) R. theilte Hermann am 17. Februar 1840 brieflich seine Herstellung der Scene mit, Hermanns Antwort kam erst Ende Februar, am 27. März bat R. um die Erlaubniss, sie für die Parerga verwerthen zu dürfen. 3) Ein hinterlassenes Convolut giebt Zeugniss davon. An Fleckeisen schreibt R. 13. April 1857 (als ihm die Emendation der vita Terentii zu schaffen machte), dass er über die verwickelte Chronologie der Terenzischen Stücke „vor Jahren viel gedüftelt" habe, was er aus seinen Papieren zusammensuchen müsse.

Kloster nach Italien gebrachten Handschriften entdeckt, welcher allein man den Besitz des Dialogus de oratoribus, der Germania und eines Theils der Suetonischen Litteraturbiographien verdankt. In seiner Ausgabe (1841) war auch die merkwürdige Notiz mitgetheilt, welche der Italiäner Jovianus Pontanus, der gelehrte Abschreiber jenes verschollenen Archetypus, an den Rand gesetzt hatte, dass nämlich ein Paduaner des 15. Jahrhunderts, Namens Secco Polentone, bekannt durch ein grosses, auch jetzt nur zum kleineren Theil gedrucktes, compilatorisches Werk 'Scriptorum illustrium latinae linguae', die verlorenen Theile der Suetonischen Schrift de oratoribus und de poetis wieder aufgefunden, aber aus Missgunst und Hochmuth verbrannt habe. Was lag auf den ersten Blick näher als der Argwohn, dass er dies nur gethan habe, um seinem eigenen Machwerk desto mehr Ansehn und Ruhm zu sichern, dass er die unschätzbaren Nachrichten Suetons auf das reichlichste darin ausgebeutet haben werde und mithin nach Abzug etwaiger Phrasen und Thorheiten der echte Kern antiker Litteraturkunde sich aus allem Wust müsse herausschälen lassen. Und auf welche stattliche Reihe altrömischer Dichter, die gleichsam wieder Leben für die Wissenschaft gewinnen würden, durfte man rechnen, wenn man die Chronik des Hieronymus durchlief, dessen magre Artikel ja, wie schon Scaliger gesehen, aus keiner andren Quelle als den Suetonischen Biographien geschöpft sind! Also eine Handschrift des Polentone in Italien aufzutreiben, vorläufig wenigstens einige Excerpte zur Probe daraus zu nehmen schien unsrem eifrigen Schatzgräber so unermesslich wichtig, dass man zuvörderst gar nicht danach zu fragen habe, woher das Geld dazu kommen solle. In diesem Sinne wurde Welcker, der einen Theil des Winters 1842/3 in Rom zubrachte, zu Hülfe gerufen.[1])

Wie misslich es aber mit der Benutzung des vermeintlichen Fundamentes nicht nur für römische Litteratur-, sondern für allgemeine Geschichte, ich meine der Chronik des Hieronymus stehe, das durchschaute R.s unbestechlicher

1) R. an Welcker 10. Febr. 1843.

Scharfblick im Verlauf dieser Studien vor allen seinen Zeitgenossen. Der von den damaligen Philologen fast ganz ungekannte, seltene Commentar des Bischofs Pontacus (1604), den er nach jahrelangem Suchen endlich für ganz kurze Zeit in seine Hände bekommen hatte, verschaffte ihm bald die Einsicht, dass die chronologischen Angaben, wie sie in Scaligers Text verzeichnet stehen, durch die willkürliche Stellung der Data zu diesem oder jenem Jahre im allerhöchsten Grade unsicher seien, dass demnach unzählige chronologische Untersuchungen, und grade die genauesten und gewissenhaftesten, die auf solcher Basis geführt sind, einer durchgreifenden Revision bedürften, vor Allem aber eine neue kritische Bearbeitung der Chronik des Eusebius-Hieronymus dringend nothwendig sei, welche die oft um 4—10 Jahre differirenden Angaben der Handschriften treu und übersichtlich verzeichne.[1]) Ja er selbst ging schon im Jahr 1842 mit dem Plane um, sich dieser Aufgabe zu unterziehen. Leider ist sein Anerbieten, eine Ausgabe als Theil des von Niebuhr angeregten, unter den Auspicien der Berliner Akademie besorgten Corpus Byzantinorum zu liefern[2]), nicht zur Ausführung gekommen, vielleicht aus äusseren Gründen. Einige Decennien später hat einer seiner Schüler, Alfred Schoene, den Gedanken einer kritischen Ausgabe verwirklicht.[3])

Zunächst regte die sehr flüchtige Publication der Suetonschen Schrift von Tross einen Aufsatz für das Rheinische Museum[4]) an, in welchem der Verf. seine Ansichten über den ursprünglichen Bestand des Suetonischen Werkes de

1) R. an Welcker 10. Februar 1843. 2) Lachmann an R. 13. Mai 1842: „Die Byzantiner-Commission, die jetzt nur aus Bekker, Boeckh und mir besteht, hat sich über Ihr Anerbieten wegen des Chron. Hieron. besprochen. Wir finden es durchaus dankenswerth und annehmlich. Nur scheint es auch bedenklich den Umfang der Sammlung noch mehr zu erweitern. Da dies Bedenken aber nur buchhändlerisch ist, so scheint es uns am natürlichsten die Sache Ihnen und Weber" (dem Verleger) „zu überlassen. Findet er gut Ihre Arbeit als einen Band des Corpus zu geben, so können wir uns nur darüber freuen und Ihnen herzlich danken." 3) Der zuerst, 1866, erschienene zweite Band ist Mommsen und Ritschl gewidmet. 4) II (1843) S. 615 ff. = Parerga 609 ff.

viris inlustribus entwickelte, die ausschliessliche Benutzung desselben durch Hieronymus, und wiederum Varro's Bücher de poetis als Quelle für den betreffenden Abschnitt des Sueton nachwies. Wie trügerisch aber, auch abgesehen von der Scaligerschen Textgestaltung, die chronologischen Data des Hieronymus seien, zeigte er, indem er die erhaltenen Theile des Suetonischen Werkes als Maassstab anlegte und nachwies, dass die Ansätze des ehrenwerthen Kirchenvaters, wo sein Gewährsmann ihn im Stiche liess, auf den oberflächlichsten, ungefähren Schlüssen aus Lebensumständen und oft ganz zufälligen Zusammenstellungen beruhten. Um so nachdrücklicher machte er auf den zu hoffenden Gewinn aus der Compilation des Polentone aufmerksam. Und wirklich gelang es dem Spüreifer Heinrich Brunns, der sich damit gewissermassen seine italiänischen Sporen verdienen sollte, eine Handschrift des kostbaren Werkes in Florenz aufzutreiben. Eine vorläufige Notiz aus dem vorgesetzten Inhaltsverzeichniss enttäuschte freilich schon einigermassen, da Sueton grade von den ältesten Dichtern viel mehr behandelt hatte, als hier verzeichnet stand. Aber vielleicht war die Handschrift, oder doch der Index unvollständig. Die zu erwartenden Abschriften und Auszüge, auf die R. wegen seiner grade brennenden Untersuchungen über die Dichter des 6. Jahrhunderts äusserst gespannt war, mussten ja Alles aufklären.[1]) Aber diese schönen Illusionen wurden auf das grausamste zerstört durch die erste Probe[2]), welche ein alter Zuhörer, J. Resler, von dem Laurentianus einsandte: „nicht ein Wort ist alt an dem ganzen, höchst inhaltleeren Geschwätz", schrieb R. an Brunn (17. Mai 1844), und verbat sich, nachdem die Sache hiermit gründlich aufs Reine gebracht war, alle weiteren Mittheilungen. Das lockende Irrlicht einer Gelehrtenanekdote, wie sie die Lust der Italiäner am Fabuliren zu erzeugen pflegt, war eben erloschen.

Alle bisher erwähnten Abhandlungen, welche sich um Plautus und Terenz gruppiren, waren nach bewusstem

1) R. an Brunn 1. Januar 1844. 2) Vgl. Parerga 632.

Plane[1]) innerlich untereinander zusammenhängend geschrieben, um dereinst ein Buch als Vorhalle für die Textrecension beider Dichter zu bilden. Der grössere Theil derselben, in diesem Sinne geordnet, wurde für den ersten Band dieser Parerga bestimmt: kaum werde ihm das ἔργον ebensoviel Arbeit kosten, meinte damals der Verfasser.[2]) Während des besuchreichen Sommers 1844 wurde der Druck, zum Theil auch noch die Ausarbeitung, da auch fast alles früher Erschienene umgearbeitet und erweitert wurde, gefördert.[3]) Im Februar 1845 konnten die ersten Exemplare des über 40 Bogen starken Buches versendet werden. Es war gewidmet dem langjährigen Gönner Joh. Schulze zu besonderer Herzstärkung, deren er unter dem Eichhornschen Regiment bedurfte[4]), und den beiden väterlichen Freunden, dem Schwiegervater und dem Stettiner Onkel. Noch war die Zahl derer, welche sich für Plautus und Plautinische Fragen interessirten, klein, und noch kleiner die der gründlichen Kenner und einsichtigen Beurtheiler. Dass aber kein anderes Buch die Erforschung der römischen Litteraturgeschichte so bedeutend fördere als diese Parerga, darüber war von jeher unter den Kundigen nur eine Stimme. Treffend schrieb Joh. Schulze, nach der Lectüre dieser durch ihre Methode so ausgezeichneten Untersuchungen könne er sich den wohlthätigen Einfluss erklären, welchen der Verf. bildend und leitend auf seine Schüler übe.[5]) Dass ein zweiter Band, in welchem

1) R. an Joh. Schulze 15. Februar 1845: „Das Buch ist nicht gemacht, weil die Abhandlungen geschrieben waren, sondern diese sind geschrieben worden um das Buch zu bilden, und dieses kann sich wenigstens rücksichtlich dieser Entstehungsart mit einem berühmten Beispiel, dem des Aglaophamus, trösten." 2) An M. Hertz 17. Febr. 1845. 3) Praef. p. IX. 4) Boeckh an R. 30. März 1845: „Schulze'n habe ich zufällig seit der Zeit, da ich Ihr Werk erhalten, nicht gesehen; ohne Zweifel wird ihm aber Ihre schöne Dedication viele Freude gemacht haben. Ich finde dieselbe um so passender, je weniger darin unter den jetzigen Verhältnissen eine Gunstbuhlerei liegt; grade denjenigen muss man Ehre und Aufmerksamkeit erzeigen, von denen man keine Vergeltung mehr erwarten kann, und deren Einfluss und Wirksamkeit in der Vergangenheit liegt, von der Gegenwart aber ohne deren Schuld verkümmert wird." 5) Himmelfahrtstag 1845.

das Verhältniss des Gedruckten zum Ungedruckten das umgekehrte des ersten sein sollte, nicht erschienen ist, war nicht seine Schuld.[1])

Bei Uebersendung der Parerga an Hermann sprach der Verf. die Absicht aus, vielleicht noch im laufenden Jahre die Ausgabe eines Plautinischen Stückes zu liefern.[2]) Aber die Homervorlesung, die Varronischen Studien, die Dionysiusverpflichtungen und die von Jahr zu Jahr sich mehrenden Amtsgeschäfte nahmen fast alle Zeit in Anspruch. Im Sommerproömium 1846 publicirte er ein für die Plautuskritik hochwichtiges altes Glossarium.[3]) Den kritischen Werth dieses Verzeichnisses, welches sich damit begnügt aus den einzelnen Stücken des Dichters die in jedem vorkommenden Adverbia ohne weitere Erklärung oder Anführung der Stelle einfach zu verzeichnen, hatte sein Scharfblick mit voller Sicherheit darin erkannt, dass diese Wörter nach der Ordnung des Textes aufeinanderfolgen, so dass sie nicht nur zur Verbesserung einzelner Irrthümer, sondern namentlich zur Aufdeckung von Lücken von entscheidendem Nutzen sind. Denn der Verfasser jenes Registers hatte, wie aus seinen Anführungen hervorgeht, noch die ganze Vidularia, unverkürzt auch Amphitruo Bacchides Aulularia und Cistellaria vor sich, lebte also vor der Zeit Priscians, wo Aulularia und Bacchides bereits verstümmelt waren. Auch ergab sich aus der Aufeinanderfolge der Stücke, dass in der Handschrift des Glossators noch ebenso wie im Ambrosianus die Bacchides nach streng alphabetischer Reihenfolge auf die Aulularia folgten, während sie später an die Stelle nach dem Epidicus gesetzt sind. Ausser diesen wichtigen Fingerzeigen brachte jenes Proömium vorläufig nur den verbesserten Wortlaut des Glossars nebst allen Varianten der Handschriften; die weitere Ausnutzung, eine treffliche Uebung auch für das philologische Seminar, blieb für das nächstemal vorbehalten. Da indessen die Geschäfte des Rectorats in den beiden fol-

1) Das baldige Erscheinen wird in der Vorrede zum ersten Bande p. XXXII versprochen: vgl. opusc. II p. XXI. 2) An G. Hermann 10. Febr. 1845. 3) Opusc. II 228 ff.

genden Semestern den Abschluss dieser Arbeit verhinderten, dann aber wieder neue Probleme lockten, so kam der Verfasser erst bei Zusammenstellung des zweiten Bandes seiner opuscula (1868) dazu, seine „seit vier Lustren" verborgen gehaltenen Schätze mit den inzwischen nöthig gewordenen Veränderungen, auch mit neuen Zuthaten vermehrt herauszugeben.

Während er so von den verschiedensten Seiten her die Wege für sein grosses Ziel, die Plautusausgabe, ebnete und immer neue Entdeckungen machte, immer neue Gesichtspunkte für das Verständniss des Dichters und die Herstellung seiner Werke eröffnete, während unter allen Sachverständigen nur eine Stimme war, dass der Verfasser der Parerga und kein Andrer der berufene sospitator Plauti sei, musste er nicht wenig überrascht sein, als er wenige Wochen nach dem Abschluss jenes letzten interessanten Proömiums einen vom 10. Februar datirten Brief des Professors Eduard Geppert in Berlin erhielt, der in wunderbar naivem Ton meldete, er habe im Herbst den Mailänder Palimpsest mit einer beinahe für ihn selbst überraschenden Schnelligkeit verglichen, gedenke nunmehr (wahrscheinlich in entsprechender Geschwindigkeit) nacheinander eine Reihe Plautinischer Stücke in Einzelausgaben mit kritischem Apparat, denen sich vielleicht zum Schluss eine Gesammtausgabe anreihen werde, zu veröffentlichen, und wünsche zu wissen, was man in Bezug auf Plautus von R. zu erwarten habe, damit nämlich das Gute, was dieser der gelehrten Welt etwa zugedacht habe, durch ihn nicht auf irgend eine Weise beeinträchtigt würde.[1])

Man thut dem damals noch jugendlichen Heisssporn nicht Unrecht, wenn man sagt, dass sein Selbstvertrauen in umgekehrtem Verhältniss zu seinen wissenschaftlichen Leistungen und Erfolgen stand. Dilettantisch angelegt und ungenügend geschult hatte er den Ernst strenger Arbeit weder selbst erprobt noch an Andren würdigen gelernt. Die von

1) Der vollständige Brief steht zu lesen Rhein. Mus. V 128 = opusc. II 202 ff. A.

Tieck unter Friedrich Wilhelm IV. angeregte und gepflegte Reproduction altgriechischer Dramen auf moderner Bühne (wagte man sich doch sogar an die Frösche des Aristophanes) hatte den strebsamen Privatdocenten, der auch etwas vom Schauspielregisseur in sich verspürte, auf den nicht neuen Gedanken gebracht, Plautinische Komödien im Urtext durch Studenten vor einem erlesenen Publicum zur Aufführung zu bringen. Der Erfolg war wohl geeignet, ihm in den Kopf zu steigen. Gleich der ersten Aufführung der Captivi spendeten der König selbst und der Prinz von Preussen, Humboldt, Savigny, Eichhorn und andre Grössen begeisterten Beifall. Um den einmal erweckten Enthusiasmus nicht erkalten zu lassen[1]), hatte der betriebsame dominus gregis in rascher Folge auch den Trinummus, die Menächmen, den Curculio seinen jungen Histrionen einstudiert, die aus allen Facultäten zusammengetrommelt von Plautinischer Prosodie und Metrik genau soviel verstanden wie er selbst. Indessen schadete das nichts: „unser Publicum", versicherte er, „ist nicht so verwöhnt und lässt sich den Hiatus überall gefallen, ohne sich um seine Legitimität zu kümmern." Freilich sassen auch Männer wie Lachmann und Meineke unter den Zuhörern, aber über den fröhlichen Convivien, welche auf den classischen Genuss folgten, wurde eine Handvoll fehlender oder überzähliger Sylben oder auch Versfüsse leicht wieder vergessen. Die gedruckten Textausgaben mit deutscher Uebersetzung, welche dem Verständniss nachhelfen sollten, waren ephemere, fingerfertige Fabricate, für alte und junge Laien bestimmt, ohne jeden wissenschaftlichen Werth. Darauf allein beschränkten sich die Verdienste desjenigen, der als Concurrent Ritschls für die Bearbeitung des Plautus auftrat, aber nicht einmal die Parerga angesehen haben konnte, wenn er mit schonendem Zweifel die Frage an denselben richtete, ob er auch jetzt noch so vollständig von den kritischen Ueberzeugungen in Beziehung auf Plautus durchdrungen sei, die er im Schreiben an G. Hermann ausgesprochen, ob ihm auch jetzt noch die von Bentley durch-

1) Geppert an R. 5. Nov. 1844.

geführte Correctheit in prosodischer Hinsicht das Ideal sei, nach dem die Kritik bei Plautus zu streben habe. Dem Schreiben folgte nach wenigen Wochen, im April, die verheissene Ausgabe des Rudens, mit einer Vorrede, welche die ersten Proben der neuen Palimpsestcollation brachte und den metrisch-prosodischen Standpunkt des Verfassers mit kindlicher Unbefangenheit darlegte. Ein Blick genügte dem Kundigen, um den Werth des Machwerks erkennen zu lassen. R., der ohnehin seinem Freund Schneidewin einen Beitrag für den kürzlich gegründeten Philologus versprochen hatte, setzte sich, obgleich „eben im ersten fervor der Collegien“[1]), augenblicklich hin, um in Form eines offnen Briefes an den Göttinger Collegen dem Berliner Pfuscher die gebührende Antwort zu ertheilen. Unter der Hand wuchs ihm der Stoff an, so dass eine Art Recension daraus würde, die er nun der schnelleren Veröffentlichung halber unter dem Titel „Ueber die jüngsten Plautinischen Studien. An Professor Schneidewin in Göttingen“, dem eben im Abschluss begriffenen Heft des Rheinischen Museums rasch noch einfügte.[2])

Es war eine grausame, aber verdiente Execution. Geppert hatte sich gegenüber den Ermittelungen der Stubengelehrten auf seine Bühnenerfahrung berufen. „Man muss die Verse des Plautus, die für die Bühne und nicht für das Studierzimmer bestimmt sind, selbst gesprochen und oftmals gehört haben, um zu bemerken, wie sehr der Dialog durch diesen Mangel an Correctheit dafür an Lebendigkeit, Energie und Deutlichkeit gewinnt.“ Es bedürfe „eines oftmaligen und gewissenhaften Anhörens der Verse“, um „der Plautinischen Sprache ihren eigenthümlichen Klang abzulauschen“. Mit Recht machte sich R. darüber lustig, „was so eine praktische Bühnenroutine für grammatische und metrische Wunder bewirke, und nicht nur möglich, nein schön mache, was wir bisher im Studierzimmer für pure Unmöglichkeit und Abscheulichkeit gehalten haben“. Er führt eine hübsche Schaar

1) An Schneidewin 29. April 1846. 2) Rhein. Mus. V (1846) S. 128—150 = opusc. II 202—227.

solcher „kleiner und grosser Ungeheuer", auf gutes Glück ohne vieles Suchen aus dem Geppertschen Text herausgegriffen, vor, welche ein Sündenregister knabenhafter Schnitzer darstellen und wonach die Theorie des neuen Herausgebers auf den einfachen Satz hinausläuft, dass „so ziemlich jeder Fuss für jeden Fuss" stehen könne. Das Wunder aber, durch welches jene Bestien in „wohlgezogene, liebliche Hausthiere" verwandelt werden und Vertauschungen, wobei dem Gelehrten im Studierzimmer die Haare zu Berge stehen, im Munde der gelehrigen Histrionen auf der Bühne so schön klingen, offenbart sich als das bekannte 'keine Hexerei, meine Herren, nichts als die pure Geschwindigkeit'. Nur seien diese Taschenspielerstückchen nicht neu, sondern bereits von den Herren Weise und Lindemann hinreichend verwerthet. Zu verwundern bleibe nur, dass eine so weitherzige Theorie sich noch irgend einen Zwang anthue und den Plautinischen Vers nicht in ähnlicher Weise definire wie neuerlich der Saturnische Vers definirt sei, „als der Vers, dessen Gesetz darin bestehe kein Gesetz zu haben". In weiterer Entwickelung der neuen Erkenntniss werde man es wohl noch erleben, „dass nicht nur *vicissitudinibus* für einsilbig, sondern vielleicht auch *est* für einen Proceleusmaticus erklärt werde".

Das völlig nichtssagende, verworrene und begriffslose Geschwätz des Herausgebers über die Berechtigung des Hiatus führt dann zu einer Beleuchtung seiner „kindlichen Vorstellungen von Kritik", welche zu folgendem Schluss gelangt: „Es giebt ein Wort, worin der Inbegriff aller philologischen Kunst und Wissenschaft liegt, das aber Herr G. nur vom Hörensagen kennt. Herr G. hat keinen Begriff von Methode. Das ist der Schlüssel zum Verständniss seiner ganzen Thorheiten." Da sich aber derselbe für seine „kecken Lehrsätze" auf das Zeugniss des Palimpsestes berufen und damit die Glaubwürdigkeit der R.schen Vergleichung in Abrede gestellt hat, so wird ihm durch eine Menge der auffallendsten Berichtigungen und Nachträge zu nur einer Palimpsestseite nachgewiesen, dass die Hälfte der Varianten übergangen, die Hälfte falsch angegeben sei. „Fragte man ihn aufs Gewissen, gewiss er würde bekennen, dass der Mailänder Palimpsest der erste

codex manuscriptus ist, den er in Händen gehabt hat.“ Schliesslich stellt der Verfasser in Aussicht, dass er sich auch den folgenden kritischen Einzelausgaben des Herrn G. „als treuen Begleiter und stetigen, wenn auch freilich nachhinkenden Mitarbeiter“ durch ähnliche Ergänzungen wie hier zum Rudens unmittelbar anschliessen werde, eine Drohung, welche er freilich weder ausgeführt noch ernst gemeint hat, denn dieses eine Exempel genügte vollkommen, um den Urtheilsfähigen zu zeigen, was von Geppertschen Plautusausgaben zu halten und zu erwarten sei. Es ist die vernichtendste Kritik, die er je an einem Gegner geübt hat, sachlich durchaus zutreffend, in der Form allerdings sehr gesalzen und nicht höflich, aber gerechtfertigt durch die Selbstüberschätzung des Unberufenen, der ihm in die langgepflegte Ernte einzufallen drohte[1]): in späteren Jahren gestand er selbst, dass er sie „heutzutage vermuthlich anders wählen würde.“[2]) Die Berliner, welche die Geppertschen Bühnenleistungen mit so lebhaftem Beifallklatschen belohnt hatten, waren über so respectswidrigen Ton aus der Provinz einigermassen verschnupft. Als R. im August mit Schelling in Karlsbad zusammentraf, entspann sich bei der ersten Begrüssung folgender Dialog.[3]) „Ich habe von Ihnen gehört in Berlin.“ — „Das kann wohl sein, Herr Geheimerath, ich höre auch von Ihnen in Bonn.“ — „Ich habe gehört, Sie hätten dem armen Geppert arg mitgespielt, dem Ich mich, ich gestehe es, sehr verpflichtet fühle für die äusserst gelungenen theatralischen Aufführungen, durch die er uns die antike Komödie ungemein lebendig vergegenwärtigt hat.“ — „Es thut mir leid, Ihnen dieses Vergnügen durch meine unabsichtliche Bosheit vergällt zu haben; aber ich habe auch nicht seine Verdienste als Schauspieler. und maître de plaisir angefochten, sondern nur den Philologen und Kritiker zurechtgewiesen, und nicht leiden wollen, dass er die Schauspielerei auf dieses Gebiet herüberpflanze.“ — „So; das verstehe ich freilich nicht.“ — „Ich aber ein wenig, wie ich mir einbilde.“

---

1) R. an Joh. Schulze 21. Juli 1846. 2) Anmerkung zu opusc. II 202. 3) R. an Lehrs 15. Sept. 1846.

Der Zurechtgewiesene selbst fand doch nöthig, noch einmal nach Mailand zu gehen, um dort seine Collationen nach Kräften zu revidiren. Er hat sich dann in einer von seiner sonstigen Harmlosigkeit sehr abstechenden, bösartigen Schrift an seinem Gegner zu rächen gesucht, der aber auf weitere Discussionen mit ihm sich nie eingelassen und die Entscheidung getrost der Zeit anheimgestellt hat.[1]) Auch gegenüber dem gänzlich verunglückten Versuch, die begrabenen falschen Namen des Dichters wieder ins Leben zurückzuführen, überliess er die kunstgerechte Widerlegung der langmüthigen Feder von M. Hertz: er selbst begnügte sich bei Gelegenheit[2]) in heitrem Ton einige Schlaglichter auf die eigenthümliche Gelehrsamkeit des Berliner Professors zu werfen, welchen ein hochberühmter College desselben noch vor wenigen Jahren (1850) in seinem bedeutendsten Werke, die Eingeweihten behaupteten, aus freilich tief versteckter Ironie, als „hochgelehrt" (*doctissimus*) verewigt hatte.[3])

Die Parerga trugen dem Verfasser die Wahl zum correspondirenden Mitgliede der Berliner Akademie ein[4]), gleichzeitig mit Lehrs. Uebrigens war es die erste bedeutendere Auszeichnung dieser Art, welche seinen wissenschaftlichen Verdiensten von einer gelehrten Corporation gezollt wurde. Denn die Aufnahme unter die Membri ordinarj des archäologischen Instituts in Rom war wohl mehr ein Act der Courtoisie gewesen, veranlasst durch Braun, gleichsam eine Aufmunterung zu fleissigen Beiträgen. Sonst war ihm bisher nur ein schön verziertes Ehrendiplom des Wetzlarschen Vereins für Geschicht- und Alterthumskunde[5]) und die Anerkennung der K. Pr. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt zu Theil geworden, welche in dem neuen Mitgliede eine Bürgschaft mehr dafür gewonnen zu haben hoffte, „dass die Palme der Wissenschaft auch Früchte für das Leben trage".[6])

1) Proleg. ad Trin. p. XII f. = opusc. V 290. praef. ad Stichum p. VIII. 2) Praef. ad Mercatorem (1854) p. XI f. 3) Lachmann Lucr. p. 159. 4) Diplom vom Februar 1845. 5) Vom 10. Juni 1840. 6) Diplom vom 12. October 1840.

Nicht würdiger und bedeutungsvoller konnte der neu erwählte Berliner Akademiker der gelehrten Körperschaft, zu deren Mitglied er berufen war, Dank und Huldigung darbringen, als durch die inhalt- und ergebnissreiche Abhandlung über Varro's Disciplinarum libri.[1]) Dieselbe zeigte, dass jener Kreis der sieben freien Künste (Grammatik Rhetorik Dialektik Arithmetik Musik Geometrie Astronomie, in verschieden überlieferter Reihenfolge), in welchen das encyclopädische Wissen des Mittelalters eingeschlossen war, zuerst von dem römischen Polyhistor beschrieben ist, nur dass derselbe ursprünglich noch Medicin und Architektur, also 9 Disciplinae umfasste, von denen jeder ein besonderes Buch gewidmet war. Von Isidor rückwärts bis auf die Quelle verfolgte R. die Ausflüsse und Leitungen dieser encyclopädischen Tradition, und gewann somit neue Fundgruben, um unsere Kenntniss Varronischer Gelehrsamkeit aus ihnen zu bereichern. Zunächst galt es aus directen Citaten und geschickter Combination derselben eine feste Grundlage zur Bestimmung des näheren Inhaltes der einzelnen Bücher, der Behandlungsweise und der Anordnung herzustellen. Schwieriger war die Ausfüllung dieses Rahmens durch Brocken, welche ohne ausdrückliches Zeugniss dennoch in sachlicher Verwandtschaft dazu zu stehen schienen. Da nämlich Varro, ehe er im Greisenalter, als ein hoher Achtziger (wie am Schluss nachgewiesen wird) die Summe seiner umfassenden Gelehrsamkeit in diesem letzten Werke vereinigte, die einzelnen Wissenschaften (besonders Grammatik Metrik Geographie) in mannigfachen Specialschriften bearbeitet hatte, kam es darauf an, aus den ungesichteten Resten Varronischer Erudition diejenigen auszuscheiden, welche auf Grund umsichtiger Erwägung mit Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit jenem encyclopädischen Werke, welche dagegen andren Schriften zuzuschreiben seien. Wenn auch Vieles hier problematisch bleiben musste, so eröffneten sich doch manche interessante

1) Bonner Programm zum 15. October 1845 = opusc. III 352—402. Die Abhandlung war bereits Anfangs Mai fertig ausgearbeitet: R. an Hertz 4. Mai 1845.

Einblicke in die Gliederung des Varronischen Wissenschaftssystems, während durch die negativen Resultate die nähere Erkenntniss und schärfere Unterscheidung seiner wissenschaftlichen Sonderschriften gefördert wurde. So lernte man z. B., dass Varro unter den Begriff der Geometrie nicht nur u. A. die Optik in engerem Sinne, sondern in ihrem praktischen Theile ausser der Gromatik (der Feldmesserkunde) auch die Geographie, insbesondere Geodäsie eingeschlossen hat.

Wie R. durch Plautus auf Varro's Studien über denselben Dichter und das gesammte altrömische Drama geführt war und in wie fruchtbaren Zusammenhang er die bezüglichen Forschungen des grossen römischen Litterarhistorikers mit denjenigen Problemen gebracht hatte, die ihm selbst zu lösen am Herzen lag, ist bereits angedeutet worden (S. 103). Aber die einmal betretene Spur führte ihn tief hinein in den weiten Bereich der Varronischen Schriftstellerei. Die zahlreichen Bruchstücke derselben zu sammeln, zu sichten und in den richtigen Zusammenhang zu bringen hat R. in einer Reihe musterhafter Untersuchungen den mächtigsten Anstoss gegeben. Ueber die Anfänge der Bühne (*de scaenicis originibus*) hatte Varro eine Schrift in mehreren Büchern verfasst, welche, wie es nach einer Anführung bei Servius scheint, auch den Titel *Scaurus* trug. Nach wem war sie so benannt? in welcher Beziehung stand diese Person zu jenem Stoff? und woher der Doppeltitel? Diese Fragen führten zu der interessanten Untersuchung über die sogenannten logistorici Varro's, jene ethisch-historischen Essays über die mannigfachsten Capitel menschlicher Wissbegierde oder Reflexion. Sie war bereits abgeschlossen, als R. seine Vorrede zu den Parerga schrieb[1]), wurde im Frühling 1845 zu Papier gebracht[2]) und erschien nach mehreren Monaten als Proömium[3]) für den Winter 1845/6. Die mit grosser Sicherheit in ruhig fortschreitenden Schlüssen ermittelten Resultate stellten als Kriterien jener Gruppe Folgendes fest.

1) Parerga praef. p. XXXIII, datirt vom November 1844. 2) R. an G. Hermann 3. Aug. 1845. 3) opusc. III 403—418: vgl. p. 416. Die Anfänge dieser Studien über die logistorici lassen sich durch das Mittelglied des Aristo Ceus bis auf die Halle-Breslauer Zeit zurückverfolgen: vgl. opusc. I 553.

Die Form der Doppeltitel ist den Varronischen logistorici mit den Satiren gemein. Während aber der Inhalt dieser stets in griechischen Worten angegeben war, hatten jene stets zwei lateinische Titel, von denen der eine ein Personenname, der andre sachlich war, z. B. 'Catus de liberis educandis'. Jener Personenname war fast ohne Ausnahme ein cognomen, der Träger desselben stand sowohl zu dem Inhalt des Buches in sachlicher als zu dem Verfasser in freundschaftlicher Beziehung. Aus der Musterung dieser Namen und der sehr glücklichen näheren Bestimmung der von dem Verf. gemeinten Persönlichkeiten ergiebt sich, wie weit der Kreis mehr oder weniger bedeutender Zeitgenossen war, welche an den Studien des universalen Gelehrten Antheil nahmen und dafür mit der Ehre einer litterarischen Dedication, welche jedesmal den besonderen Neigungen und Verhältnissen sinnig angepasst war, bedacht wurden. Durch die gewonnenen Kriterien war es möglich, 18 verschiedene logistorici festzustellen, und die Musterung der Personen, welchen dieselben gewidmet sein mögen, ergab auch eine gewisse Lebensperiode (um das Ende des 7. und den Anfang des 8. Jahrhunderts) als Zeit der Abfassung.

Sämmtlichen Untersuchungen über Zahl, Inhalt und gegenseitiges Verhältniss der Varronischen Schriften sollte aber bald durch eine so werthvolle wie unverhoffte Entdeckung zum erstenmal ein urkundlicher Anhalt geboten werden. Man wusste, dass Hieronymus in einem seiner Briefe an Paula ein Verzeichniss der Schriften des Varro entworfen hatte, „um zu zeigen, wie weit die Fruchtbarkeit dieses grössten römischen Polygraphen dennoch zurückstehe hinter der des Origenes". Aber leider hatte Rufinus in seiner gegen Hieronymus gerichteten Apologie, in die grössere Stücke aus jenem Brief wörtlich aufgenommen sind, grade bei Beginn des Varronischen Schriftenverzeichnisses sein Excerpt abgebrochen. Niemand ahnte, dass sich der wichtige Abschnitt des Hieronymusbriefes unversehrt in eine Einleitung zu Homilien des Origenes über die Genesis gerettet hatte, welche in einer Handschrift der Stadtbibliothek zu Arras zu lesen ist. Ein Abdruck derselben auf einem Doppelblatt in Folio fiel Urlichs

in die Hände, als er im Sommer 1847 die durch Hänels Manuscripten-Katalog bekannten handschriftlichen Schätze des Sir Thomas Phillipps zu Middlehill durchmusterte. Ein Exemplar dieses Druckes (das letzte der noch vorhandenen) gelangte durch den glücklichen Finder an Ritschl, der sich beeilte, dieses κειμήλιον im Rheinischen Museum (1848) nicht nur zu veröffentlichen, sondern mit einem ungemein reichhaltigen, aus dem Vollen geschöpften Commentar[1]), wie nur er ihn liefern konnte, zu begleiten, nachdem er schon vorher den Genossen des Kränzchens, wie oben (S. 69) berichtet, Vortrag darüber gehalten hatte. Leider hat selbst Hieronymus unter dem Vorwande, seinen Lesern die Langeweile zu ersparen, die Aufzählung der Varronischen Schriften nicht zu Ende geführt, so dass auch so gar manche Frage noch schwebend bleiben musste; aber dennoch war der Gewinn noch gross genug, den der Verf. unter folgenden vier Gesichtspunkten zusammenfasste: die Kunde neuer Büchertitel; die Bestätigung schon bekannter, aber angezweifelter, und Scheidung solcher, die man zusammengeworfen hatte; neue oder richtigere Bestimmung der Bücherzahl einzelner Werke; die jetzt erst gegebene Möglichkeit, den Gesammtumfang der Varronischen Schriftstellerei annähernd zu berechnen. So entfaltet nun die eingehende Beleuchtung der neugefundenen Urkunde ein wahrhaft grossartiges Bild von der staunenswerthen Vielseitigkeit des Varronischen Talentes, „nicht nur innerhalb der Grenzen wissenschaftlicher Forschung, sondern auch im Gebiete freier Darstellung in Prosa wie in Poesie". Man lernte den zwischen phantastisch-humoristischer Gestaltungslust und umfassender Gelehrsamkeit wunderbar getheilten Mann als schaffenden Dichter in mehreren Gattungen kennen. Ein erstaunliches Beispiel, in welchem Maass die Begriffe von dem Umfange seiner Production in einzelnen Gattungen corrigirt wurden, liefert der Ansatz von 76 logistorici, deren die bisherige Forschung nur 18 zu ermitteln gewusst hatte. Mit welcher Umsicht und Gelehrsamkeit nun der Verfasser die gewaltigen Massen durchdringt, jedem Werk seinen an-

1) Die Schriftstellerei des M. Terentius Varro = opusc. III 419–505.

gemessenen Platz anweist, die Vertheilung des Stoffs durch die einzelnen Bücher, z. B. des grossen sprachwissenschaftlichen Werkes (de lingua latina) feststellt und was von Nachrichten oder Bruchstücken erhalten ist zur näheren Bestimmung zu verwerthen weiss, kann hier unmöglich im Einzelnen ausgeführt werden. Zu beklagen ist nur, dass einem Forscher von so weitem, durchdringendem Blick und so viel besonnener Maasshaltung im Combiniren die Zeit gefehlt hat zu einer vollständigen Bearbeitung der Varronischen Fragmente, einer Aufgabe, welche der Verfasser auch bei dieser Gelegenheit wieder als ein dringendes Bedürfniss der Wissenschaft bezeichnete: leider ist es noch immer nicht befriedigt. Wer aber einst die schwierige Arbeit, bei der schon so Mancher ermüdet ist, glücklich zu Ende führen wird, der findet auf Schritt und Tritt leitende Gesichtspunkte und Fingerzeige in dieser durchsichtigen und ungemein frischen Abhandlung. Besonders fein ist die Schlusscombination. Nachdem die ungefähre Schätzung des Gesammtumfanges der Varronischen Schriftstellerei zu der Zahl von höchstens 74 Werken in etwa 620 Büchern geführt hat, erhebt sich die Frage nach der Quelle, aus welcher Hieronymus sein Verzeichniss geschöpft haben mag, und es wird bis zur Evidenz wahrscheinlich gemacht, dass er es nirgends anders her hatte als von Varro selbst und zwar aus dessen Selbstbiographie (de vita sua), wodurch denn der unschätzbare Werth des merkwürdigen Fundes vollends besiegelt wird. Eine genaue und für den Theil, welcher Varro angeht, facsimilirte Copie jener Einleitung nach der Arraser Handschrift (aus dem 12. oder 13. Jahrhundert) von August Schleicher für R. angefertigt, brachte das Winterproömium 1849/50.[1]) Später kamen durch eine Publication von Chappuis zwei neue Quellen für die kritische Sicherstellung des Textes hinzu, da sich auch in der grossen Pariser Bibliothek zwei Handschriften jener Homilien mit dem Katalog gefunden hatten. Den nicht unwichtigen Ertrag derselben verfehlte R. nicht den Lesern seines Rheinischen Museums (1857) mitzutheilen und zu erläutern.[2])

1) Opusc. III 506 f. 2) Rhein. Mus. XII S. 147—154 = opusc. III 522—530.

Eines war unter den Varronischen Werken, an dem R. gewissermassen ein individuell persönliches Interesse nahm, das waren die Imagines. Bildnisse berühmter Männer, besonders von Gelehrten und Schriftstellern zu sammeln hatte ihm von jeher Vergnügen gemacht. Er liebte sein Studierzimmer mit den Porträts verstorbener und lebender Philologen zu schmücken, und die Freunde nah und fern mussten ihm behülflich sein, die Lücken zu füllen. Nun wusste man aus dem Bericht des Plinius, dass Varro ein Album von 700 Bildnissen berühmter Männer zusammengestellt hatte, und aus anderweitigen Quellen, dass, nach der Siebenzahl in Gruppen (Hebdomaden) geordnet, sowohl ausländische als römische Dichter, Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Feldherren und Staatsmänner darin vertreten waren und jedes einzelne Bildniss mit einem metrischen Epigramm und erläuterndem Prosatext versehen war, ein für jene Zeit grossartiges Unternehmen, dessen Neuheit und Bedeutung Plinius in überschwänglicher Rhetorik feiert. Durch Hieronymus erfuhr man nun, dass dieses Werk nicht, wie man auf gutes Glück angenommen, aus 100, sondern aus 15 Büchern[1]) bestanden hatte. Mit diesem Anhalt nun die Oekonomie und Tendenz des Ganzen durch Combination zu ermitteln, das weite Fachwerk, soweit die geringen Notizen auf die Spur helfen, im Einzelnen auszufüllen, reizte die Phantasie nicht weniger als den Scharfsinn R.s, so dass er diesen Zweig seiner Varronischen Studien allein auch in späterer Zeit noch weiter gepflegt hat, bis die Frage zu einem gewissen Abschluss gelangt war. Des Zusammenhangs wegen sei es gestattet, dieses Capitel hier weiter zu verfolgen, wenn auch der folgenden Periode damit vorgegriffen wird.

Das in dem oben erwähnten Aufsatz über die Schriftstellerei des Varro nur kurz berührte Problem (opusc. III 452) wurde zum Gegenstand einer besonderen Untersuchung gemacht in dem Proömium[2]) für den Winter 1856/7. Die anregende und treibende

1) In dem Katalog von Phillipps steht 51 durch einen Schreibfehler, welchen die Collation sowohl der Arraser als der Pariser Handschriften berichtigt: opusc. III 507. 509. 2) Wiederholt in Prooemiorum Bonnensium Decas (1861) n. VI und opusc. III 508—522.

Kraft, welche der Methode und der Darstellungsweise des Verfassers eigen war, brachte auch diesmal eine fruchtbare Discussion[1]) in Fluss, so dass „gleichsam unter den Augen des Publicums" die anfangs so dunkle und schlüpfrige Frage Licht und festen Boden gewann. Es wird nicht ohne Interesse sein, an diesem einen Beispiel zu zeigen, wie auch in der Philologie die Ἔριc ἀγαθή allmälig aber stetig dem Ziele näher führt.

Durch Gellius weiss man, dass im ersten Buch der Hebdomades von Varro nach seiner mystisch-doctrinären Weise über die Bedeutung der Siebenzahl gehandelt war, ebenso wie andren Werken desselben Verfassers (den libri divinarum rerum, humanarum rerum, de lingua latina) je ein einleitendes Buch mit allgemeinen theoretischen Erörterungen vorausgeschickt war. Wie waren nun die 100 Hebdomaden auf die übrigbleibenden 14 Bücher vertheilt? Die mit grosser Consequenz durchgeführte Liebhaberei des Sammlers für symmetrische Anordnung lässt nur eine Möglichkeit zu, nämlich die Vertheilung von je 7 Hebdomaden (49 Bildnissen) auf jedes einzelne Buch. Wenn sich hieraus eine Gesammtsumme von nur 686 Porträts ergab, so bot sich zunächst nur die Auskunft, dass Plinius diese Zahl willkürlich zu 700 abgerundet haben möge. Eine zweite Hauptfrage war die Aufeinanderfolge der Bücher nach ihrem Inhalte. Einen Wink hierüber giebt Ausonius, welcher 7 griechische Architekten aufzählt, die im 10. Buch der Varronischen Hebdomaden zusammengestellt seien. Nun lässt sich nach der bekannten Ambition der Römer überhaupt und des Varro besonders mit Sicherheit voraussetzen, dass er Griechen und Römer, oder vielmehr Italer (d. h. römische Staatsangehörige) und Ausländer (letztere natürlich mit dem Schwergewicht auf Griechenland) nicht bunt durcheinander geworfen, sondern in der bestimmten Absicht in geschlossenen Gruppen gegenübergestellt habe, um zu erweisen, dass seine Landsleute es den Fremden insgesammt in der Zahl der

1) Die Actenstücke sind durch C. Wachsmuth zusammengestellt in opusc. III 508—592.

Berühmtheiten gleich gethan haben. Hieraus ergab sich eine Anordnung der 14 Bücher nach 7 Dyaden, so dass immer in zwei aufeinanderfolgenden Büchern dieselben Kategorien der Römer und der Fremden parallelisirt waren, ein Princip, das z. B. in der historischen Beispielsammlung des Valerius Maximus, vermuthlich nach Varronischem Muster, durchgeführt ist. Freilich war es dem ehrgeizigen Römer nur dadurch möglich das gewünschte Gleichgewicht herzustellen, dass er die Verdienste seiner Landsleute auf gewissen Gebieten überschätzte, auch eine Niederlage auf dem einen durch einen Sieg auf dem andren ausglich, wie er denn auch bei der Auswahl der Bilder auf den disponiblen Vorrath angewiesen war. Nach jenem Wink des Ausonius müssten also die Bücher mit graden Zahlen den Fremden, die mit ungraden den Römern gewidmet gewesen sein. Zwar erwähnt Gellius, dass im ersten Buch die Zeit Homers bestimmt war: er könnte aber das einleitende nicht mitgerechnet und das erste der eigentlichen Imagines gemeint haben. Für theilweise Ausfüllung der einzelnen Hebdomades boten sich die Listen griechischer Aerzte, griechischer Erzbildner bei Plinius, welche letzteren Brunn auf Varro zurückführte.

So weit R. in dem erwähnten Proömium. Die beiden schwachen Punkte seiner Auseinandersetzung griff Mercklin[1]) mit Erfolg an und brachte sie mit einem Schlage zu erfreulichem Abschluss. Wenn schon Urlichs und Hertz in Briefen[2]) übereinstimmend sich der an der Gesammtsumme von 700 imagines fehlenden doppelten Siebenzahl durch die Unterstellung von 14 Titelvignetten angenommen hatten, so combinirte Mercklin dieses Deficit mit dem von R. etwas künstlich umgedeuteten Zeugniss des Gellius über Homer, und nahm dafür den von ihm verworfenen Gedanken auf, dass auf die theoretische Erörterung im ersten Buch auch noch zur vorläufigen Exemplification eine Doppelgruppe von je 7 Bildern, paradigmatische Repräsentanten der sämmtlichen Kategorien darstellend, gefolgt sein möchte. Den Quellen für Ermittelung der Hebdomaden auf litterarischem Gebiet

1) Prooemium indicis scholarum Dorpatensium a. 1857 = opusc. III 530—544. 2) Vgl. opusc. III 529 f. R. an Hertz 30. Nov. 1856.

fügte er mit glücklichem Blick das 10. Buch des Quintilian hinzu, wie später M. Schmidt[1]) auf einige Hebdomaden bei Hygin hinwies.

Dem Mercklinschen Vorschlag, betreffend das erste Buch, stimmte R. im Proömium[2]) für den Sommer 1858 freudig zu, um nunmehr die 7 Kategorien berühmter Persönlichkeiten, welche in den 7 Doppelbüchern (2—15) dargestellt waren, nach allgemeinen Gesichtspunkten möglichst zwingender Art festzustellen. Den Anschauungen des gesammten Alterthums sich anschliessend schied er zunächst öffentliches und Privatleben: jenem sprach er als Hauptfelder des Ruhms zu: Krieg und Politik, diesem Litteratur und Künste; letztere nach den 3 Gruppen der Erzbildner, Bildhauer und Maler. In der ersteren fügte er zu Poesie und künstlerischer Prosa (vertreten durch Redner, Historiker, Philosophen) mit geschicktem Griff als dritte Reihe die Fachwissenschaften, disciplinae, hinzu. Da Varro nach eignen Angaben die Imagines nach zurückgelegtem 77sten, die Disciplinarum libri im 83. Lebensjahre herausgegeben hat, so mochte ihm schon bei jenem wenig früheren Werk der Gedanke an die disciplinae nahe liegen, deren Neunzahl für den vorliegenden Zweck leicht auf sieben zu reduciren war. Wie in jenem encyclopädischen Werk wird die Architektur zu den Wissenschaften, nicht zu den Künsten gerechnet sein, desgleichen Musik nebst Medicin und Grammatik. Mithin war (nach Ausonius) die 5. Dyas den disciplinae gewidmet, und es ergiebt sich folgende Disposition der 7 schön in einander greifenden Dyaden: 1. Könige und Feldherrn, 2. Staatsmänner, 3. Dichter, 4. Prosaiker, 5. Gelehrte, 6. Künstler, 7. Miscellen. Nun erst wird verständlich, warum der von Varro selbst veranstaltete Auszug grade 4 Bücher[3]) umfasste, nämlich je 2 auf einander folgende Dyaden und die letzte für sich in je 1 Buch zusammengezogen.

Das Princip der Anordnung für die einzelnen Bilder innerhalb ihrer Kategorien wurde, wiederum in unbewusster Uebereinstimmung

1) Rhein. Mus. XX (1865) p. 298 f. = opusc. III 591 f. 2) Wiederholt in Prooemiorum Bonnensium Decas n. VII = opusc. III 544—563. 3) Noch leichter würde sich freilich die einfache Siebenzahl erklären: vgl. opusc. III 529 Anm.

stimmung, von Brunn und Mercklin gefunden[1]), wodurch manche Schwierigkeiten im Einzelnen sich lösten. Wenn nämlich schon R. darauf hingewiesen hatte, dass Varro das Moment der Zeitfolge nicht werde ausser Acht gelassen haben, so ergab sich nunmehr bei weiterer Ueberlegung, dass zunächst im ersten Buch der paradigmatischen Bilderreihe der Gesichtspunkt nicht des geistigen Ranges, sondern der chronologischen Folge zu Grunde gelegt war, so dass die dort aufgenommenen Vertreter der einzelnen Classen die Urväter derselben waren. Dasselbe Princip aber beherrschte, wie Mercklin weiter bemerkte, sowohl die Anordnung ganzer Bücher wie auch die Reihenfolge der Bilder innerhalb der einzelnen Hebdomaden. Brunn[2]) aber zog aus der Vergleichung zweier Blätter der Wiener Dioskorides-Handschrift, enthaltend je 7 Porträt-Figuren von Botanikern und Medicinern, nachvarronisch, aber vermuthlich nach dem Vorbilde Varro's, den schönen Schluss, dass auch in den Imagines jeder der 100 Hebdomaden des Textes ihr eignes Titelblatt mit den dazu gehörigen 7 Bildnissen beigegeben sein möge.

Wie kam aber der römische Polyhistor eigentlich auf den Gedanken einer solchen Sammlung? Diese Frage beantwortete Urlichs.[3]) Im Jahre 715 d. St. triumphirte Asinius Pollio über die Parthiner, und aus der Kriegsbeute gründete er die erste öffentliche Bibliothek in Rom, die er mit Bildnissen berühmter Männer schmückte: der einzige Lebende, der durch Aufnahme seines Porträts geehrt wurde, war Varro. Da nun dessen Imagines grade in derselben Zeit oder ein wenig später entstanden sind, so scheint es, dass der Autor dieses Werkes durch einen Auftrag Pollio's, für ihn die Bilder auszuwählen, die Anregung zu seinem Unternehmen erhalten hat.

Den problematischen Charakter dieser ganzen Untersuchung stellte R. keinen Augenblick in Abrede. Aber er gehörte nicht zu den vornehmen und bequemen Verächtern

1) Varronische Briefe im Rhein. Mus. XIII (1858) S. 460—477 = opusc. III 565—584. 2) Vgl. R. an Brunn 18. April 1858. 3) Rhein. Mus. XIV (1859) p. 606—612 = opusc. III 584—591.

hypothetischer Versuche, selbst aus geringfügigen Linien und Punkten die Umrisse untergegangener Werke des Alterthums wiederherzustellen. Er mochte nicht auf die Freude verzichten, durch eignes Vorgehen Andre zum Wetteifer anzureizen und allmälig, indem der Kreis der Möglichkeiten sich mehr und mehr verengerte, doch wenigstens das Wahrscheinlichste zu ermitteln oder die Grenzen des Wissbaren annähernd zu erkennen.[1]) Dem jugendfrohen Motto: *nil tam difficilest quin quaerendo investigari possiet*, welches er in den vierziger Jahren unter sein Bild setzte, ist er bis in sein Alter treu geblieben.

6. Allgemein Akademisches.

Aber nicht auf Lehre und Forschung blieb die Thätigkeit des überall frisch und klug Eingreifenden beschränkt. Zunächst seine Stellung als Wortführer der akademischen Corporation legte ihm nicht nur, wie schon erwähnt, zahlreiche wissenschaftliche Spenden auf: auch als Festredner musste er auftreten, wenn sich kein andrer unter den Collegen dazu bereit fand, und alle öffentlichen Kundgebungen der Universität in Anschlägen, Diplomen, Adressen bei allerhand Anlässen, als Ermahnungen an die gesammte Studentenschaft, Verkündigungen von Relegationen und andren Urtheilen, Bezeugungen der Trauer oder der Freude, des Beileids oder der Glückwünsche sei es in Prosa oder in Versen waren auf seine Feder angewiesen. Mit ebensoviel Vorliebe als Meisterschaft führte er den lapidaren Griffel. Unbequemer waren ihm die solennen Festreden. Als nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. zu der bisherigen Feier des 3. August, welche dem Gründer der Universität galt, auch

1) Opusc. III 578 f. Vgl. p. 544 Anm. An Brunn 18. April 1858: „Ihr Dioskorides-Inventum ist ja ganz allerliebst und für mich äusserst ansprechend . . . Ich lasse alles abdrucken wie es ist, mit etlichen Bemerkungen; es ist doch jedenfalls Ferment und stimulans für weitere — wo nicht Forschung, doch 'imaginatorische' Combination. Haben unsere Hypothesen keinen andren Werth, so behalten sie den der instructiven Exemplification und der Ausschliessung von 100 vagen Möglichkeiten, die als Unmöglichkeiten nachgewiesen werden."

noch der Geburtstag des regierenden Königs (15. October) hinzukam, setzte der Ueberladene es durch, dass wenigstens für diesen Tag das gesammte übrige Personal der ordentlichen Professoren solidarisch einzustehen und in dem Sinne der ursprünglichen Bestimmung den Redner aus seiner Mitte durch Umfrage zu stellen hatte.[1]) So wahrte er sich wenigstens für die Herbstferien die nöthige Freiheit.

Von diesen gelegentlichen oratorischen Leistungen, die meist rasch hingeworfen waren, dachte er zu bescheiden, um sie regelmässig durch den Druck zu verewigen.[2]) Nur ausnahmsweise, wenn grade eine wissenschaftliche Gabe nicht zu Gebote stand, liess er eine und die andre seiner Reden als Lectionsproömium erscheinen. Die wenigen erhaltenen Proben[3]) haben abgesehen von der trefflichen Form als Zeugnisse der allgemeinen Anschauungen des Redners über Wissenschaft und Staatsleben ihren Werth. Zum Politiker von Hause aus nicht angelegt hatte er doch ein lebhaftes patriotisches Interesse und war den liberalen Ideen überwiegend zugewandt, ohne das Verständniss für entgegengesetzte Standpunkte, zumal wenn sie ihm durch eine sympathische Persönlichkeit vermittelt wurden, zu entbehren. Die rheinische Atmosphäre, wo unter dem frischen Luftzuge, der von Frankreich herüberwehte, unter vorgeschritteneren Institutionen in der ganzen Bevölkerung die Gewohnheit des politischen Freidenkens sich entwickelt hatte, übte auch auf den „Mutterländer", wie der Altpreusse damals genannt wurde, ihren bestimmenden Einfluss aus. Durch den Umgang mit Welcker, Arndt, später Dahlmann u. A., besonders seit der lebhafteren Erregung der Geister unter dem neuen König, wurden seine Sympathien immer entschiedener dem Liberalismus zugeführt. Er gewann die Ueberzeugung, dass in nicht allzulanger Zeit „eine unermessliche Umgestaltung aller unserer Zustände bevorstehe", und fühlte sich „berufen mitzugestalten", ja es wandelte ihn die Lust an, selbst „ab und zu als Deputirter auf den Landtag

1) Schreiben R.s an Rector und Senat vom 16. Juli 1842. 2) Die Vergleichung mit den Boeckhschen Reden weist er zurück in dem Vorwort zu Nr. 5 opusc. V S. 654 Anm. 3) Opusc. V 638—679.

zu gehen".[1]) Am meisten natürlich beschäftigte ihn auch auf diesem Gebiet was seines Amtes war, die Gestaltung des öffentlichen Unterrichts, die Verfassung der Universitäten, die Freiheit wissenschaftlicher Arbeit, und er verfolgte wie die meisten angesehenen Vertreter des Gelehrtenstandes die überkirchlichen Tendenzen einer mächtigen Partei, die tastenden Reformversuche und ungeschickten Eingriffe des Eichhornschen Ministeriums mit ernstlicher Sorge. Immer fester bildete sich die Meinung, dass der Nachfolger Altensteins seinem Amte nicht gewachsen sei und den auf ihn gesetzten Erwartungen nicht entspreche. Zwischen ihm und dem bisher so einflussreichen Rath, Joh. Schulze, bestand keinerlei Sympathie. Von allen Seiten vermisste man eine feste, zielbewusste Lenkung des Staatsruders. „Sie verstehen die Zeit nicht und die Geschichte und die Rechte des Geistes", schrieb R. an Welcker 1. Februar 1842. „Sie möchten gern helfen, wissen aber nicht wie. Die es wissen, deren Wege einzuschlagen fehlt es an Courage. Indem man die Bewegungen der Gegenwart weder versteht noch zu beherrschen weiss, klammert man sich mit einer Art von Verzweiflung ans Alte an. Daher auch jetzt Eichhorns Hinneigung nicht zum Pietismus, aber doch zu den edleren, aber doch immer befangeneren Häuptern des Pietismus." Das von den Trabanten des Ministers in begünstigten Blättern erhobene Geschrei über die verderbliche Emancipation der Philologie vom Christenthum, [illegible] Nothwendigkeit den philologischen Gymnasialunterricht wieder „unter die Gemeinsamkeit mit und Abhängigkeit der Theologie" als [illegible] dem einzigen Heil [illegible] erschien [illegible] wie [illegible] in hohem Grade [illegible] Es war [illegible] Abscheu der trüben Gegenwart [illegible] leuchtendes [illegible] gegen- über [illegible] als R. in der [illegible] Lob W. [illegible] zum Gegenstand [illegible] beklagt, dass von [illegible]

keit desselben im Einzelnen noch so wenig bekannt sei, gedenkt er der Einrichtung der preussischen Provinzialstände als eines verheissungsvollen Anfanges grösserer Oeffentlichkeit in politischen Verhandlungen. Die begeisterte Schilderung der geistigen Universalität seines Helden, als deren Grundlage er die liebevolle und unablässige Beschäftigung mit dem griechischen und römischen Alterthum bezeichnet, führt ihn zum Schluss auf die Widersacher dieser Studien, von denen er drei Classen unterscheidet: die durchaus verächtlichen Utilitarier, die Nationalen, welche in patriotischem Eifer, aber ohne historischen Sinn, um das Vaterland auf eigene Füsse zu stellen, nichts von den Alten mehr wissen wollen; endlich die allerschlimmsten, die frommen Dunkelmänner (*tenebriones*), welche von den Griechen und Römern, den Vertretern der Humanität, Gefahr für das Christenthum besorgen.[1]) Denselben Gefühlen gab R. im nächsten Jahr in dem lateinischen Gratulationsschreiben[2]) Ausdruck, welches er Namens seiner Universität an die Königsberger Schwester zur Feier ihres 300jährigen Jubiläums zu richten hatte. Wie auf ein Signal wurden bei dieser Gelegenheit von allen Seiten die Stimmen der Opposition laut. Im Angesichte des Königs sprach Lobeck jene Flammenworte über die Eumeniden der Glaubenszwietracht, die er von neuem aus ihrem Dunkel emporsteigen sah.[3]) Aus zahlreichen Adressen ertönte ein Chor bitterer und klagender Stimmen, welche an hoher Stelle ungnädig vermerkt wurden, besonders die Auslassungen von Breslau und Halle. Ein neckischer Zufall wollte, dass die Bonner Adresse, welche nicht ohne heftigen Kampf im Senat

1) Boeckh an R. 28. Mai 1844: „Nicht minder dankbar bin ich Ihnen aber auch für das, was Sie über Wilh. v. Humboldt gesagt haben, und ich wünsche nur, dass es von denen gelesen werde, die sich darnach zu richten hätten. Diese finden es aber zweckmässig manches zu ignoriren, d. h. zu thun, als hätten sie es nicht gelesen. Es gilt jetzt seine Ueberzeugung zu vertreten; steht man aber ganz vereinzelt, so verliert man wo nicht den Muth, doch die Lust; daher kann mir nichts erwünschter seyn, als in Ihnen einen Gleichgesinnten zu finden, der nicht verstummt." 2) Opusc. V 700—702. 3) Auswahl aus Lobecks akademischen Reden. Herausgegeben von Albert Lehnerdt. S. 164 ff.

durchgegangen war[1]), in Königsberg zwar von Argelander überreicht, aber nicht wie die übrigen abgedruckt, sondern ohne Sang und Klang in den Acten begraben wurde.[2])

Während eines Zeitraums von vollen 25 Jahren hat R. das Gedächtniss des Stifters der Fridericia Guilelmia Rhenana unverdrossen gefeiert, bald die Tugenden des Königs bald die Verdienste seiner grossen Rathgeber, bald insbesondere die ihm zu verdankende Pflege der Künste und Wissenschaften, des öffentlichen Unterrichtswesens beleuchtend.[3]) Als Wortführer seiner Corporation hat er es trefflich verstanden den Freimuth seiner persönlichen Ueberzeugung, ohne ihn zu verhehlen, in ein discretes, urbanes Gewand zu kleiden: keine einseitig subjectiven Ergüsse, keine polternden Philippiken, kein Liebäugeln nach rechts oder links, sondern ein würdevoll festlicher, bescheiden sachlicher und doch geistreich belebter Ton durchklang die meisterhaft geformte Rede. Gegenstände aus seinem besonderen Fach hat er nie bei diesen Gelegenheiten verhandelt. Aber gern lenkte er das Wort auf das Gebiet wissenschaftlicher und akademischer Interessen. So ging eine (1842) zwischen dem regierenden König und dessen Vater gezogene Parallele[4]), die sich, wie es nicht anders sein konnte, in feinen Umrissen hielt, in eine theoretische Betrachtung über die Methode des Vergleichens über. Er wandte sich gegen die beliebte Frage, wer von Zweien dem Andern vorzuziehen sei, als eine in den meisten Fällen verkehrte und unfruchtbare, und verweilte bei dem Rangstreit der Wissen

1) R. an Lehrs 29. Mai 1845, an Pernice 27. Dec. 1844. 2) An Lehrs 13. Januar, 29. Mai, 2. Juni 1845. Burdach an R. 6. Juni 1845. Rosenkranz an R. 7. Juni 1845. 3) In der letzten, kurz vor seinem Abgange am 3. August 1865 gehaltenen Rede (opusc. V 679—684) wirft er einen kurzen Rückblick auf die mannigfachen Themata, welche er in einem Zeitraum von 26 Jahren (? 680 scheint 'quindecim annorum' Rechnungsfehler) zum Gedächtniss Friedrich Wilhelms III. behandelt habe: die lange gesegnete Regierung, die Privattugenden des Königs, Pflege der Künste und Wissenschaften, das öffentlichen Unterrichtswesens, die Verdienste seiner grossen Rathgeber Altenstein, Humboldt, Stein, Scharnhorst. 4) Herausgegeben als Prolusio zur Winter-Lectionsverzeichniss 1842/3 — opusc. V 644 - 654

schaften unter einander. Ausgehend von den überwundenen Gegensätzen der Wort- und Sachphilologie, deren Vereinigung erst die wahre Philologie ergebe, tadelte er die Anmassung der abstracten Philosophie, welche sich gegenwärtig als Herrin gebehrde und nur zu oft das Beispiel des Aristoteles, der das empirische Wissen zu schätzen wusste, vergesse; ebenso die wechselseitige Geringschätzung, welche zwischen Vertretern der Natur- und der sogenannten Geisteswissenschaften geäussert werde. Dergleichen Gebahren erscheint dem Redner so geschmacklos und so verderblich für alle Wissenschaft, dass er erklärt als sichersten Maassstab der allgemeinen wissenschaftlichen Bildung eines Gelehrten dessen Verhältniss zu den übrigen Disciplinen ausserhalb seines Specialfachs zu betrachten.[1]) Auch die Theologen sollen nicht glauben, dass sie vor den Andern etwas voraus haben, denn Gott ist in uns Allen und ihn suchen wir Alle, nur auf verschiedenen Wegen, wenn man auch nicht unaufhörlich dabei an Gott denkt, was er gar nicht verlangt.[2]) Ebenso wird der Rangstreit unter den Künsten und auf geistigem Gebiete unter den Nationen als einseitig verworfen und auf Goethe's universalen Blick verwiesen.

Seit seinem Eintritt in akademische Ehrenämter, der sehr bald erfolgte, hat R. mit steigendem Einfluss an der

1) Opusc. V 651: *Qualia iudicia mihi quidem tam insipida videntur tantaque esse tamquam pestis doctrinae, ut ex animi sententia perhorrescenda et homine liberaliter educato prorsus indigna censeam, atque adeo omnium primum, simulatque de homine litterato, quem nondum norim, mentio iniecta sit, sciscitari illud soleam, quae penes illum sit ceterarum, in quibus ipse non habitet, artium litterarumque existimatio: qua quidem re certissime videmur veram doctrinam politioremque humanitatem censere* u. s. w. 2) Opusc. V 651 f.: *Nec theologia sicubi principatum quendam affectat, magis tolerabili fastu agit: deus enim, ut paucis complectar, in omnibus; et quaerimus deum omnes: ad eundemque perveniunt, qui dum id agunt, ut rerum varietatem sive historiae luce illustratam sive mentis acie enucleatam animo comprehendant, non sane solent sine ulla intermissione de deo cogitare, id quod ille ne postulat quidem: itemque altera ex parte qui illud ipsum, ut deum quaerant, spectant et moliuntur, non nisi per easdem has ambages, in quibus cum voluptate reliquae litterae morantur, id quod volunt assequuntur, recta illuc pervenire omnino nequeunt.*

Verwaltung und Regierung der Universität mitgearbeitet. Sein lebendiger Eifer, sein praktisches Geschick, die Schärfe seines Blicks und seine Herrschaft über die Form sicherten ihm eine gewichtige Stimme im Rath der „Alten", sobald er sie brauchen wollte. Zum erstenmal wurde er im Herbst 1841 zum Decan gewählt, in den Senat gleich nach Ablauf dieses Amtes. Als Decan betrieb er auf das eifrigste die Berufung von Dahlmann.[1]) Es kam darauf an, die auf 588 Studenten herabgekommene Universität (an welcher Verminderung allein die philosophische Facultät keinen Antheil hatte) zu heben.

In den Verhandlungen über so manche Projecte des Ministers fand sich Gelegenheit die Lebensinteressen der Wissenschaft und der Hochschulen in schneidigen Voten zu vertheidigen. Mit tiefem Bedauern gewahrte man das Bestreben die preussischen Universitäten ihrer freien Bewegung, der sie ihre Blüthe verdankten, zu berauben und in Reglementsfesseln zu schlagen, wie sie die österreichischen Schwestern trugen. Das Princip des Misstrauens, fürchtete man, sei zur Herrschaft erhoben. Namentlich gegen die Absicht, die Termine der Immatriculation, der Annahme, des Beginns und Schlusses der Vorlesungen streng zu regeln und einer scharfen Controle zu unterwerfen, Zwangscollegien einzuführen, sprach sich R. in einem ausführlichen Gutachten[2]) an den Rector aus, welches im Gegensatz zu jenem Misstrauen von oben herab dem Eifer und den Kenntnissen der lebenden Generation der studierenden Jugend auf Grund langjähriger Beobachtung und Vergleichung ein ehrenvolles Zeugniss ausstellte. Ohne das Bestehen einzelner Missbräuche zu leugnen und zweckmässige Maassregeln zur Abstellung derselben verwerfen zu wollen, trat er mit ganzem Gewicht ein für die Erhaltung der Universitätsferien in ihrer bisher üblichen Ausdehnung. Grade den gewissenhaftesten, productiv arbeitenden Professoren sei nach der „Leib und Seele im wörtlichsten Sinne erschöpfenden Geistesarbeit eines Semesters eine längere Pause nicht nur billig zu vergönnen, sondern zur Wiederbelebung und

1) An Welcker 1. Februar 1842. 2) Vom 27. December 1842.

Erstarkung der abgespannten Kraft ganz unentbehrlich nothwendig". Immer und immer wieder vergesse man, dass mit der geistigen Anstrengung der akademischen Lehrthätigkeit kein anderer Beruf zu vergleichen sei, dass hier vom Abarbeiten vorliegender Pensa, überhaupt von Fertigwerden nie die Rede sein könne, dass nur die Musse der Ferien jene freie Geistesstimmung gewähre, welche zur Vollendung litterarischer Werke unerlässlich sei. In fast komischer Verzweiflung ruft er aus: „Wird denn noch nicht genug gearbeitet und gelernt in Deutschland? ist denn für den Deutschen das Leben nur dazu da, um sich in immer gesteigertem Grade abzuquälen? ist es immer nur Mittel, nie Zweck?" Er weist auf den so viel ausgedehnteren Feriengenuss hin, den man sich in England Frankreich Holland Belgien Italien gönne. Es seien die reinen Praktiker, „die den Universitätsprofessor nur nach dem engen und falschen Maasstabe ihrer eignen Verhältnisse zu messen wissen, welche Vorlesungen für Ablesungen halten", aus deren Kreis solche Verkümmerung immer wieder angeregt werde. Es sei ein Unglück, wenn ein Unterrichtsministerium keinen Rath in seinem Schosse zähle, „der als gewesener Universitätsprofessor die liberaleren Bedingungen des akademischen Lebens, Lehrens und Wirkens aus eigner Erfahrung kenne."

Die Tendenz Eichhorns, die Erfolge des akademischen Unterrichtes durch Einführung repetitorisch-conversatorischer Uebungen zu sichern[1]), begegnete grade bei den bedeutendsten Universitätslehrern entschiedener Missbilligung. Ein anonymer Artikel aus R.s Feder[2]) wies auf die längst bestehenden Seminare und sogenannten Gesellschaften hin, auf den Vorzug des didaktischen Vortrages vor dem dialogischen, der eine sehr vermehrte Stundenzahl erfordern und zur Folge haben würde, dass der Studierende immer mehr genöthigt wäre sich auf sein specielles Fach zu beschränken: also der Verlust der weiteren akademischen Lernfreiheit, eine thatsächliche Beschränkung auf das Brodstudium sei zu

1) Ministerialerlass vom 17. April 1844. 2) Augsburger Allgem. Zeitung 1844 N. 147, 26. Mai, Correspondenz aus Bonn vom 20. Mai (§).

befürchten. „Sind der Herr Geheimde Rath," so interpellirte den Hallischen Curator sein sarkastischer Freund[1]), „hitzig im Repetiren, Dialogisiren und Conversiren mit den Herren Studiosibus drinnen? Ist doch ein schönes Institutum das, zumal mit der lockenden Perspective des Sokrates-Ordens." Der Verpflichtung, Colloquien mit den Studenten zu halten, entledigte er sich auf seine Weise. Er kündigte gehorsam für den Sommer 1846 'colloquia philologica privatissime et gratis' an, hielt sie aber in der anmuthigen Form von gelegentlichen kleinen Abendgesellschaften ab, und berichtete darüber (6. December 1846) dem Curator in aller Offenheit.

Zu den mannigfachen Reformfragen, welche vom Minister angeregt und den akademischen Körperschaften zur vorläufigen Begutachtung vorgelegt wurden, gehörte auch die Abschaffung der lateinischen Sprache für den akademischen Gebrauch. Zuerst kam die Frage der Beschränkung 1846 in der philosophischen Facultät zur Verhandlung. R. stimmte gegen die Neuerung und hielt „mordicus am Latein fest für jeden Gebrauch innerhalb der Corporation".[2]) In einem ausführlichen Gutachten vom 24. October erkannte er von den vorgebrachten Gründen nur diejenigen für stichhaltig an, welche sich auf die öffentlichen Festreden beziehen. Uebrigens schien ihm selbst die bedingte Concession, in Disputationen z. B. über naturwissenschaftliche Thesen die deutsche Sprache anzuwenden, einer Aufhebung des ganzen Actes gleich zu kommen, und wie ein Versuch das Princip der Realschulen auf die Universitäten zu verpflanzen, zu deren Wesen es in innerlichstem und geschichtlichem Gegensatz stehe. Nur wenn man wolle, dass sich die Kenntniss des Latein, d. h. dasjenige Maass lateinischer Bildung, welches auch heutigen Tages gelehrte Wissenschaft in keinem Fache entbehren könne, von den Universitäten möglichst verschwinde, dürfe man mit gutem Gewissen dem zustimmen. Wozu denn auf Gymnasien eine so breite Grundlage lateinischen Unterrichts, wenn auf der Universität nicht darauf fortgebaut werde? Endlich sei die Forderung des Latein bei Doctor-

1) An Pernice 17. Mai 1844. 2) An Pernice 15. Juli 1846.

disputationen eine heilsame Schutzwehr gegen die täglich wachsende Masse sogenannter Litteraten, welche sonst, ohne gründliche Gelehrsamkeit, sich leicht durch Zungenfertigkeit und Schönrednerei eindrängen oder einschleichen würden. Auch Welcker sprach sich in ernsten und tiefen Worten zu Gunsten der classischen Form aus. Aber der unaufhaltsame Realismus der Zeit, welcher nun einmal der todten Sprache als mittelalterlicher Antiquität abgeneigt ist, liess nicht ab, dieses Bollwerk humaner Bildung zu unterwühlen, und es gelang ihm mit der Zeit selbst geborene Vertreter derselben auf seine Seite zu bringen. Als im Jahr 1859 abermals dieselbe Frage allen Facultäten und Senaten preussischer Universitäten vom Ministerium vorgelegt worden war, siegte in der Bonner Philosophenfacultät die Ansicht, dass in Zukunft der Gebrauch der lateinischen Sprache für Preisbewerbungsschriften, Dissertationen und Disputationen nicht mehr verbindlich sein, sondern nach Belieben der Facultät die deutsche gestattet werden möge, und das Curatorium, bestehend aus dem zeitigen Rector (O. Jahn) und dem Universitätsrichter (Willdenow), befürwortete diesen durch ein Promemoria von Löbell begründeten Antrag (7. October 1859). Das Hauptmotiv aber war die notorische Unfähigkeit der nichtphilologischen Studenten, namentlich der naturwissenschaftlichen, selbständig in erträglichem Latein ihren Gedanken Ausdruck zu geben. R., welcher gerade diesen Sommer sehr leidend und zur Zeit des Facultätsbeschlusses (am letzten Tage des Sommersemesters, 15. August) mit Urlaub (in Berlin) abwesend gewesen war, erfuhr erst kurz vor Weihnachten davon durch einen Schmerzensruf aus Halle[1]), war mit Recht „ausser sich vor Erstaunen“ und fühlte sich in dieser ihn so nahe berührenden Sache durch sein Gewissen bewogen, nachträglich ein Separatvotum, und zwar mit Umgehung der gewöhnlichen Geschäftsform gleichzeitig an das Ministerium, den Senat und die Facultät einzureichen.[2]) Es handle

1) Pernice an R. 17. Dec. 1859. R. an Pernice 19. Dec. 1859.
2) 27. December 1859. Er dachte sogar daran über die Lateinfrage eine besondere kleine Schrift zu veröffentlichen: an Pernice 20. Januar 1860.

sich nicht um den Gebrauch des Latein in der Litteratur, in Vorlesungen oder bei öffentlichen Festfeiern, wofür der Vorzug des Deutschen unbedingt eingeräumt wird, sondern um den Nachweis der humanen Bildung, zu deren Pflege die Forderung der lateinischen Sprache ein heilsamer Sporn sei. „Wenn es Pferde giebt, die gegen jeden Sporn unempfindlich sind, so hebt das nicht die Nützlichkeit des Sporns auf. Ueberall wird nach der Natur der menschlichen Dinge die Forderung höher stehen und stehen müssen als die durchschnittliche Erfüllung; um dieser Unvollkommenheit willen die an sich begründete Forderung selbst aufheben, heisst meines Erachtens die Sache auf den Kopf stellen." Uebrigens bezog sich der Verf. auf sein und Welckers Gutachten von 1846. Das dürfe man sich nicht verhehlen, dass, wenn dem Antrag der Facultät Folge geleistet würde, in kurzer Frist lateinische Dissertationen und Disputationen mit einziger Ausnahme vermuthlich der in die classische Philologie einschlagenden nur noch eine historische Erinnerung sein werden. „Es möge nur nicht verkannt werden, dass die scheinbar untergeordnete Frage als innersten Kern einen Principienkampf in sich birgt. Die Naturwissenschaft hat ihre glänzenden Erfolge, die sehr möglicherweise dermaleinst, wenn die Gegenwart als Vergangenheit überschaut wird, als die wesentliche Signatur unserer Periode anerkannt werden, nicht ohne einen mehr oder weniger bewussten Gegensatz auch zur Einseitigkeit und Uebertreibung gesteigert. Aber eben so natürlich ist es, dass die historische Wissenschaft das Recht und die Pflicht fühlt, ohne Hass und ohne Feindschaft, aber tapfer und überzeugungstreu ihren von ihr als eben so nothwendig erkannten Posten zu vertheidigen und nicht in gutmüthiger Sorglosigkeit ihre Bollwerke ohne Noth preiszugeben. Zu diesen aber, so leicht es auch ist darüber zu lächeln, gehört auch die Aufrechthaltung des Latein als akademische Forderung: nicht als einer Einzelheit an und für sich, sondern im principiellen Zusammenhange des Ganzen, weil eben in diesen Gebieten eines am andern hängt, und die schliessliche Consequenz der von der historischen Wissenschaft sich unbehindert loslösenden und sie widerstandlos zurückdrängenden

Strömung der Zeit keine andere sein würde, als die Universität in ein Polytechnicum zu verwandeln."

Allgemeine Gedanken über Universitätswesen entwickelte er in seiner Rectoratsrede[1]), beim Antritt des Amtes am 18. October 1846. Sie beleuchtet die bescheidenen Reste akademischer Machtbefugniss und Selbständigkeit, welche von der ehemaligen Majestät der Universitäten noch übrig geblieben sind. Indem er einräumt, dass der moderne Staatsbegriff den Bestand unabhängiger Corporationen als Staaten im Staat nicht vertrage, meint er doch, dass man, wie es zu gehen pflege, aus einem Extrem in das entgegengesetzte gefallen sei, den Universitäten zu viel genommen, dem Staat zu viel gegeben habe. Auf zwieträchtiger Eintracht, d. h. auf dem Gleichgewicht entgegengesetzter Rechte und Pflichten beruhe das Heil, die Geschichte der Universitäten aber habe mehr Kämpfe als Siege zu verzeichnen. Zu hoffen sei, dass die Geburten des Argwohns, welche in den Karlsbader Beschlüssen zu Tage getreten seien, mit der Zeit wieder entfernt würden. Im Gegensatz zu der seitdem bestehenden Einrichtung ausserordentlicher Regierungsbevollmächtigter wird das altherkömmliche, durch glänzende Namen bewährte Amt von Universitätskanzlern oder Curatoren als höchst zweckmässig und segensreich gepriesen, da es nicht zur Unterdrückung, sondern zur Pflege der Hochschulen bestimmt durch die Ständigkeit sichren Ueberblick der Geschäfte und durch die Uebertragung an einen Nichtprofessor Unparteilichkeit verbürge. Aber leider seien auch die Curatoren in Deutschland nicht selten aus Beschützern der Universitäten Werkzeuge einer tyrannischen Regierung geworden. Wende man nun seinen Blick auf diejenige Behörde, welcher von jeher die eigentliche Leitung zukomme, auf Rector und Senat, so sei zu beklagen, dass erstens die Competenzen und Beziehungen dieser beiden Behörden nicht scharf genug umschrieben und geschieden, und dass manche Seiten der akademischen Verwaltung ihrer Einwirkung entrückt seien. Auf drei Punkten besonders beruhe die akademische Frei-

1) Opusc. V 663—670.

heit: auf eigner Gerichtsbarkeit, auf Lehrfreiheit und auf Selbständigkeit der Verwaltung. Von der Lehrfreiheit könne man sagen, dass trotz mancher theils offner theils verdeckter Versuche, das höchste Gut des Menschengeschlechtes, das Licht des Wissens den vergänglichen Ansichten des Staates oder der Kirche dienstbar zu machen, trotzdem dass einzelne Vertreter der Wissenschaft solchen Angriffen unterlegen seien, dennoch im Allgemeinen, Oesterreich ausgenommen, im Vaterlande noch gestattet sei, seine Gedanken auszusprechen und seine Ueberzeugungen in frei gewählter Form und Methode zu lehren. Viel weniger noch sei die andre Seite der Lehrfreiheit, die Befugniss sie Andren (durch Gewährung der Habilitation) zu ertheilen, in Wirklichkeit erschüttert oder beschränkt, während bei der Besetzung von Lehrstühlen, wo die Verwaltung ein Wort mitzusprechen habe, die Freiheit der Wahl und das Recht des Einspruchs schon mehr bestritten sei. Gar traurig aber sei es mit der Verfügung über den eigentlichen nervus rerum, die Geldmittel bestellt: die oberste akademische Behörde habe nicht nur keinen Theil daran, sondern befinde sich über alles Dahingehörige in tiefster Unkenntniss, wodurch ihr eine Hauptquelle, Gutes zu wirken, abgeschnitten sei. Unter solchen Umständen sei der Rector vor der Hand darauf beschränkt, beim Amtsantritt seinen guten Willen zu geloben. Nur eins sei noch übrig, worin er den eigentlichen Glanzpunkt seiner Würde erkenne, das väterliche Verhältniss des Rectors zu der studierenden Jugend, die Befugniss sie in ihren Rechten und Freiheiten zu schützen.

In dieses Gebiet gehörte recht eigentlich das noch immer von oben herab beargwöhnte akademische Verbindungswesen. Hierüber hatte R. als Rector Anlass sich eingehend auszusprechen in einem Bericht an das Curatorium vom 25. August 1847, betreffend ein Memorandum „über die geheimen Studentenverbindungen". Auf Grund seiner Erfahrungen, die er sowohl während seines eignen Studentenlebens wie auch als Docent an verschiedenen Universitäten gesammelt hatte, nahm er sich entschieden der im Gegensatz zu den Corps mit unverdienter Ungunst beurtheilten Burschen-

schaften an, hob das idealere Streben der letzteren hervor und versicherte die Unschädlichkeit ihrer politischen Interessen, deren natürliche Berechtigung er mit beredten Worten vertrat. Das einzige Mittel, dem gegenwärtigen unerträglichen Zustand der Lüge und der Demoralisation ein Ende zu machen und den tiefgewurzelten Krankheitszustand der Genesung entgegenzuführen, sei die gesetzliche Anerkennung der Verbindungen, sofern dieselben durch Einreichung der Statuten die Unschädlichkeit ihrer Zwecke dargethan haben. Als Herzpunkt der ganzen Reform aber sei die Gültigkeit der Ehrengerichte zu betrachten, nicht bloss unter den Mitgliedern derselben Verbindungen, sondern auch ausserhalb dieses Kreises. Ihre Aufgabe müsse nicht sein, das Duell unbedingt auszuschliessen, sondern nur, ihm nach Kräften zu steuern und eine Ausgleichung wo möglich zu bewirken. Vor Allem müsse dem Skandal der Pro-patria-Duelle und Einpaukungen gesteuert werden, was nur zu erreichen, wenn bei gesetzlicher Freigebung der Studentenvereine das Prinzip der antilandsmannschaftlichen Verbindungen mindestens ebenso stark vertreten sei wie das der landsmannschaftlichen. Duelle, die ohne vor das Ehrengericht gebracht zu sein oder gegen die Entscheidung desselben zur Ausführung gekommen seien, müssten unerbittlich mit den härtesten Strafen (Relegation) belegt, die gegentheiligen mit sehr viel grösserer Milde behandelt werden.

Von sonstigen Geschäften hatte der Magnificus „leider nur multa, nicht multum“ zu besorgen. Den mit ihrer Bedeutung in so ungleichem Verhältniss stehenden Verlust an Arbeitsmusse und Stimmung empfand er lebhaft und gab seiner Ungeduld in humoristischer Uebertreibung gelegentlich kräftigen Ausdruck: er verwünschte die „unaufhörlich sich jagenden Senatsversammlungen, Facultätssitzungen, Kassenrevisionen, Wittwenversorgungsanstaltsberechnungen, Lesevereinsberathungen, Turnvereinsbesprechungen, Rescriptsbeantwortungen, Antragstellungen, Studentenunruhenbesänftigungen, Duellbeilegungen, Unterstützungsgesuchsunterstützungen, Ehrendinersabessungen, Armensuppenvertheilungsballbesuchungen, Fackelredenabhaltungen und was der verfluchten

Ungungen mehr ist, war und sein wird, bis man wieder in seines Nichts gebührende Privatstellung zurückgesunken sein wird"; klagte, dass er „nichts, aber auch durchaus nichts neben diesen gefrässigen Ungeheuern ausser der dringendsten Collegien- und Seminar-Nothdurft zu Stande bringen oder auch nur vornehmen könne".[1]) Am 21. September 1847 hatte er noch den König, der bei Brühl Manoeuvres abhielt, in Bonn zu begrüssen, und es gab viel Kopfzerbrechens und Hin- und Herfragens über das Costüm, in welchem der Rector zu erscheinen habe, da die Wohlthat der Amtsroben den Sterblichen damals noch nicht beschieden war.

An sich fand er die „Rectorei gar nicht so schwer, wie es scheinen sollte, wenn man die Nöthe so vieler ungeschickter Regimenter ansieht". *„Colla buona maniera,* wie es in Italien immer heisst, das ist die Hauptsache."[2]) Aber am Schluss seines Jahres erklärte er: „einmal Rector und nicht wieder [oder aber: immer]". „Wenn der Tyrann gescheiter als die Repräsentanten," fand er, dem absolutistischen Freunde zur Genugthuung, die constitutionelle Verfassung vom Uebel.[3]) „Jede Administration, wenn sie gedeihen soll, muss mit vollkommenstem Absolutismus, immerhin hinterher mit Verantwortlichkeit, geübt werden. Nichts schauderhafter als ein Collegium mit vollkommener Stimmengleichheit und ohne rechtliche Präponderanz des Präses."[4])

Nachdem er seit etlichen Jahren erst annäherungs- und vorbereitungsweise, im letzten gründlich und erschöpfend die Genüsse des Regierens, Einflusshabens und Herrschens und einer davon unzertrennlichen Geschäftsthätigkeit durchgekostet hatte, gab er sich selbst offne Rechenschaft über die mit einander streitenden Neigungen seiner Natur. Er bekennt[5]), dass die Geschäfte keineswegs derselben zuwider und jene Genüsse nicht ohne Reiz für ihn seien. „Aber soviel ist gewiss: niemand kann zween Herren dienen; die

1) An Schneidewin 29. Januar 1847. 2) An Pernice 10. Januar 1847. 3) An Pernice 6. September 1847. 4) An Pernice 20. November 1847. 5) Ebenda.

Studien kommen dabei zu kurz." Wenn ihm aber die freie Wahl gestellt würde zwischen der theoretischen Wirksamkeit und einem praktischen Leben, so müsse es doch, wenn er sich für letzteres entscheiden sollte, eine wirklich lohnende Praxis sein, im Gebiete des Universitätslebens etwa eine Stellung wie eine Art von Rector perpetuus, oder die eines Curators. Gegen die kleinen Triumphe eines gewöhnlichen Rectorats gehalten seien Erfolge und Behagen des wissenschaftlichen Lebens so viel erheblicher, dass er aus diesem Grunde fest entschlossen sei, sich mit der Niederlegung des Rectorats von allem Geschäftsleben vollständig zurückzuziehen.

Am 15. October 1847 hielt er seine Schlussrede[1]), welche ganz von der Sehnsucht nach Musse zu wissenschaftlicher Production erfüllt ist. Sie entwickelt einen Gedanken, der vielleicht im kommenden Jahrhundert einmal zur Ausführung gelangen wird. Nach einigen Bemerkungen im Eingang über die Fortschritte, welche der Staat im Innern während des letzten Jahres durch die Berufung des vereinigten Landtages und die Einführung der Geschwornengerichte in den alten Provinzen gemacht habe, geht der Redner auf die viel besprochene Frage der Universitätsreform über. Eine viel gehörte Klage sei, dass manche alternde Professoren nicht Schritt hielten mit dem Fortgang ihrer Wissenschaft, und die eigentlichen Förderer derselben, die Jüngeren, sie nicht zu lehren hätten. Zwar sei diesem Uebelstande einigermassen begegnet durch das vortreffliche Institut der Privatdocenten, das wahre Lebenselement (*vis vitalis*) der Universitäten, aber abgesehen davon, dass es leider immer noch gewisse Zwangscollegia gebe[2]), sei das aus mehr als einem Grunde ein mangelhafter Ersatz. Es gebe noch einen andren Gesichtspunkt. Nicht nur die geistige Kraft nehme im Alter ab, sondern durch die Macht der Gewohnheit erschlaffe allmälig auch die Energie und damit die Wirkung des Vortrags. Je vorgerückter an Jahren, desto ferner stehe man der Jugend, desto weniger vermöge man auf sie einzugehen. Ein gewisser Ueberdruss am Lehren

1) Opusc. V 670–679. 2) *quo instituto nihil nostra sententia cogitari perniciosius potest*: p. 673.

stelle sich ein, zugleich aber wachse von Jahr zu Jahr die Liebe zur Wissenschaft, die Sehnsucht nach Forschung und litterarischer Production, welche durch gewissenhafte Erfüllung des Lehramtes nur zu sehr gehemmt werde. Daher die Erscheinung, dass sehr beliebte Docenten oft litterarisch unfruchtbar und berühmte Schriftsteller wiederum schlechte Lehrer seien. Man könne sagen, in erster Linie müsse für den Universitätslehrer die Ueberlieferung der Wissenschaft stehen, neue Entdeckungen zu machen sei Sache der Akademien. Aber diese wollen nicht einmal wie die Universitäten alle Wissenschaften umfassen, sondern schliessen eine Reihe derselben aus. Frägt man aber weiter nach ihrer Wirksamkeit, so kann von vornherein die Pariser Akademie wegen ihrer ganz besondren Organisation, die in nationalen Verhältnissen beruht, nicht in Betracht kommen. Während sie vermöge der französischen Centralisation der Mittelpunkt aller geistigen Bestrebungen des Reichs ist und alle hervorragenden Kräfte an sich zieht, ohne dass in der Hauptstadt oder den Provinzen Universitäten ähnlicher Bedeutung wie die unsrigen ihr zur Seite stehen: giebt es in Deutschland kein anerkanntes Centrum, die Wissenschaft ist nach allen Radien zerstreut, und die eigentlichen Herde derselben sind die einzelnen Universitäten. Was neben ihnen die Akademien leisten, geht grösstentheils von jenen aus, deren Lehrer zum Theil diesen Körperschaften als Mitglieder angehören; die Werke, welche man ihnen verdankt, könnten ebensogut von den Universitäten geliefert werden, wenn diesen die nöthigen Geldmittel zu Gebote stünden. Mögen aber immerhin Akademien ihren Nutzen haben, so sind doch Universitäten ungleich nützlicher, weil hier die Wissenschaft in Verbindung tritt mit dem praktischen Leben und zwischen Forschern und Lernenden eine erfrischende Wechselwirkung stattfindet. Um also jenen Zwiespalt im Beruf des älteren Universitätsprofessors zu schlichten, hebe man die Akademien auf und verlege sie auf die Universitäten, so dass jede derselben ihre besondre Akademie habe, alle Specialakademien zusammen aber einer Generalakademie als ebensoviel Glieder angehören. Die Mitglieder aber nehme man aus den be-

jahrten Universitätsprofessoren, welche des Lehrens müde sind und ganz der Wissenschaft leben wollen. Man entbinde sie von der Pflicht Vorlesungen zu halten, ohne ihnen das Recht dazu zu nehmen. So werden Lehrstühle für frische Kräfte frei, ohne die Staatskasse allzusehr zu belasten, wenn die Einkünfte der Akademien auf die Universitäten vertheilt werden; und auch in die Akademien, deren älterer Schwester (in Berlin) eine billige Prärogative zuzugestehen, wird ein neues Leben einkehren.

Zweite Bonner Periode

1848—1865.

1. Reformen.

Der stille Friede gelehrter Arbeit wie das Behagen des geselligen Verkehrs wurde durch die Stürme der Märzrevolution im Jahre 1848 gewaltsam unterbrochen. Ein Fest, welches die abgehenden Prinzen vorbereitet hatten, wurde in letzter Stunde abgesagt. Dahlmann ging nach Frankfurt, die zurückbleibenden Professoren bildeten zum Schutz ihrer grossentheils vor der Stadt gelegenen Häuser Nachtposten, patrouillirten und zogen mit Flinten bewaffnet auf die Wache. Man fürchtete Ueberfälle von Seiten der Bauern, die durch communistische Wühlereien aufgehetzt schon Säcke bereit halten sollten, um ihre Beute heimzutragen! Die Aengstlichen, in Erinnerungen an die Zeit des französischen Terrorismus versenkt, verübelten den Muthigeren ihre Unerschrockenheit als Radicalismus. Die Politik beherrschte alle Kreise, Frauen wie Männer, zerstörte freundschaftliche Verhältnisse und schuf ganz neue Gruppirungen. Je unklarer die Vorstellungen der Meisten, je kurzsichtiger die Anschauungen, desto ausschweifender die Hoffnungen und Befürchtungen, desto leidenschaftlicher die Aufregung der Gemüther in Liebe und Hass.

Zwei Zielpunkte waren es, in welchen die wärmsten Wünsche Ritschls mit denen aller Liberalgesinnten zusammentrafen: erstens Abschaffung des Polizeistaates und Ausbildung einer freiheitlichen Selbstregierung des Volkes, in echt deutschen, nicht französischen Formen; zweitens ein einiges Deutschland mit einem starken Preussen.[1]) Mit Spannung verfolgte er die Verhandlungen in Berlin und Frankfurt:

1) An Pernice 14. August 1848.

am liebsten hätte er selbst in einer der beiden Versammlungen mitgetagt.[1]) Aber als Protestant, Nicht-Rheinländer und Professor hatte er in seiner Provinz weder Aussicht gewählt zu werden noch überhaupt in öffentliche Berathungen über politische Fragen mit Erfolg einzutreten. So griff er zur Feder und machte im April auf eigne Faust einen Verfassungsentwurf für Deutschland unter Beifügung eines selbstfabricirten Kärtleins, welches die Gestaltung des Reiches, wie er sie sich dachte, illustriren sollte, die Mitte haltend zwischen dem bisherigen „Hackefleisch" und der französischen Centralisirung, Alles zu Handen des in das Frankfurter Parlament gewählten Schwagers Hildebrand.[2]) Auch an andren guten Rathschlägen liess er es nicht fehlen. Nachdrücklich warnte er vor den Ultramontanen, deren Pläne er in nächster Nähe studiert hatte und mit vollkommener Klarheit durchschaute.[3]) In den Ferien unternahm er selbst eine Wallfahrt zur Paulskirche.

Auch eine Reform der deutschen Universitäten stand auf der Tagesordnung, und hier fühlte er sich durch Erfahrung und Einsicht in erster Linie berufen mitzuwirken. War er doch besonders seit seinem Rectoratsjahre an der Leitung der Bonner Universitätsangelegenheiten, soweit bei der bestehenden Verfassung von einer solchen die Rede sein konnte, als anerkannt geschickter und so zu sagen unentbehrlicher Geschäftsmann in hervorragendem Grade betheiligt. Als nun Graf Schwerin Minister wurde, setzte R. in einem ostensiblen Brief an Joh. Schulze, welcher auch an seine richtige Adresse kam, ausführlich seine Ansichten über das, was im Gebiete der Universitäten zunächst zu thun sei, auseinander. Auch ein Promemoria über das Gymnasialwesen trug er im Kopfe. Gern hätte er bei den erwarteten Reformen auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichtes mit eingegriffen, gleichgültig in welcher Form, nur um der Sache zu dienen.[4])

Mit ihm und auf seinen Antrieb traten gleich zu Anfang

1) An Kiessling, Pfingstwoche 1848. 2) R. an Hildebrand 26. April 1848. 3) R. an Hildebrand 2. Juni 1848. 4) An Bernays 28. Juni 1848.

Aprils zehn befreundete Bonner Universitätsprofessoren zusammen, um sich über die von der Zeit geforderten Reformen zu besprechen. Der Austausch ihrer Wünsche und Gedanken führte zu dem Entwurf einer an das Ministerium zu richtenden Vorstellung, welcher bestimmt war zunächst dem Senat und dem Plenum der Universität als Unterlage für weitere Berathungen angeboten zu werden. Aber gleich am ersten Tage (dem 18. April), an welchem die Versammlung der ordentlichen Professoren in solcher Absicht zusammentrat, wurde sie von einem entgegenkommenden Erlass des Ministers (vom 15. April) in Kenntniss gesetzt, in Folge dessen eine Commission zu ausführlicher Berathung sowohl der in Aussicht gestellten als der noch ausserdem erforderlichen Reformen gewählt wurde. Ihr wurde jene Vorarbeit in der Form eines von R. redigirten[1]) gedruckten Promemoria's (vom 20. April) zu freier Benutzung überwiesen und demnächst auch in andren betheiligten Kreisen weiter verbreitet.[2]) Fast selbstverständlich war der von R. ausgegangene und abgefasste Senatsantrag auf augenblickliche Abschaffung der ausserordentlichen Regierungsbevollmächtigten, als einfache Consequenz der bereits vom Bundestag beschlossenen Aufhebung aller Ausnahmsgesetze. Jener Entwurf fasst eine doppelte Aufgabe ins Auge, einerseits zeitgemässe Reform, andrerseits Schonung des eigenthümlichen Charakters der deutschen Universitäten. Er will sich auf die „dringendsten Bedürfnisse" beschränken, trägt aber denn doch neben einigen unbedingt nothwendigen Anträgen (wie u. a. Freigebung der Studentenverbindungen) in Manchem den „breiten Stempel" jener reformseligen Zeit. Ein neu zu begründendes Curatorium sollte die illusorisch gewordene Bestimmung der Statuten zur Wahrheit machen, wonach unter Mitwirkung des Curators Rector und Senat in allen Gesammt-Angelegenheiten der Universität die Leitung und Entscheidung habe. Die Verwaltung sollte „aus einer

1) R. an Kiessling Pfingsten 1848. 2) Wünsche und Vorschläge Universitätsreformen betreffend. Bonn, gedruckt bei Carl Georgi. 1848. 12 S. in 4.

heimlichen eine öffentliche, aus einer einseitigen eine vertheilte", die Corporation sollte mündig erklärt und zur Mitwirkung bei der Verwendung des Universitäts-Vermögens berufen werden. Als „eine der wohlthätigsten und nothwendigsten Verbesserungen" wird wunderbarer Weise die Feststellung von Normalgehalten für alle, auch die ausserordentlichen Professoren, sowie „für die persönlichen Gehaltserhöhungen der möglichst ausschliesslich geltende Grundsatz des Dienstalters" empfohlen. Da es für eine vollkommen gerechte Abstufung wissenschaftlichen Verdienstes einen ausreichenden äussern Maasstab überhaupt nicht gebe, so könne nur vermittelst jener Normen „dem Misstrauen, ob persönliche Gunst oder unparteiische Anerkennung des Verdienstes eine (zumal geheime) Verwendung von Fonds bewirkt habe, vorgebeugt, dem ganzen widrigen Gefolge dieses Misstrauens gesteuert werden". Ein bindendes Vorschlagsrecht der Universität bei der Wahl und Berufung ihrer Lehrer wird gefordert, sowie die Befugniss die Verhandlungen einzuleiten und in stätem Einvernehmen mit der Staatsbehörde zu der schliesslich von dieser ausgehenden Entscheidung zu führen. An Stelle des bisherigen akademischen Senats soll wieder das Plenum der ordentlichen Professoren treten, welches sich nur für die besondren Geschäftskreise in verschiedene frei gewählte Ausschüsse zu gliedern habe. Auch für die ausserordentlichen Professoren und die Privatdocenten wird eine angemessene Vertretung in den sie berührenden Angelegenheiten beansprucht. Vor Allem sei das vielfach erschütterte Vertrauen zu der akademischen Gerichtsbarkeit durch eine Reform derselben wieder herzustellen. Es wird ein processualisches Verfahren nach den Normen der rheinischen Gesetzgebung vorgeschlagen: Antheil der Studierenden an der Wahl des Richtercollegiums, sofern dasselbe aus Universitätslehrern bestehe; Zuziehung von Studierenden zur Rechtsprechung selbst; Gestattung der freien Wahl eines Vertheidigers aus dem Kreise der sämmtlichen Universitätsgenossen. Unter allen Umständen geboten sei die unverweilte Vernichtung der jetzigen Stellung und Competenz der Universitätsrichter, wie solche erst in Folge der Karlsbader Beschlüsse ins Leben gerufen sei. Wie un-

würdig der Universität und wie unzweckmässig dieselbe sei, wird mit scharfen Worten ausgeführt, da man wohl grade in Bonn schlimme Erfahrungen gemacht hatte. Was der akademischen Gerichtsbehörde Noth thue, sei lediglich ein Gehilfe etwa in der Stellung, wie sie in der Rheinprovinz die Beamten des öffentlichen Ministeriums den regelmässigen Gerichtsbehörden des Staats gegenüber einnehmen. Für das eigentlich wissenschaftliche Leben endlich erfordere der Grundsatz, dass die Wissenschaft und ihre Bekenner keine Bevormundung ertragen, gebieterisch die Abschaffung der Zwangscollegien und der qualificirten Zeugnisse von Seiten der Docenten, wofür eine angemessene Gestaltung der Prüfungen Ersatz zu bieten habe 1) durch Oeffentlichkeit derselben, 2) durch Zuziehung der betreffenden Professoren zu den verschiedenen Prüfungscommissionen des Staates, nach dem Vorbilde der für die Prüfungen des höheren Schulfachs bereits bestehenden Commissionen. Späteren Aeusserungen bleibt vorbehalten das Verhältniss zwichen den Staatsprüfungen und den akademischen Promotionen und die Erörterung der Mittel, „durch welche die Ertheilung der akademischen Grade gehoben und theils gleichmässiger theils bedeutungsvoller gemacht werden kann". Zuletzt wird dem Minister anheim gegeben, freigewählte Abgeordnete sämmtlicher preussischer Universitäten zu mündlicher Berathung der gesammten Reformfrage um sich zu versammeln.[1])

Inzwischen brachte die Bonner Commission, deren thätigstes Mitglied R. war, in 7 Sitzungen Grundlagen einer neuen Universitäts-Verfassung und -Verwaltung zu Stande.[2]) Die Redaction dieser Vorlage nebst den Motiven stammt aus seiner Feder.[3]) Hiernach wird die Oberleitung des Universitätswesens mittels organischer Gesetzgebung der Reichsgewalt, die Ver-

1) Zu einer solchen Conferenz mitberufen zu werden wünschte R. eine Zeit lang lebhaft: an Kiessling, Pfingsten 1848. 2) R. an Hildebrand 26. April 1848. 3) Ein Pfingstbrief R.s an Bernays (1848) berichtet, dass „die eben gedruckten 'Grundzüge einer verbesserten Universitätsverfassung: Vorlage für die Berathungen der Plenarversammlung' hauptsächlich und in der Form ganz" seine Arbeit seien. Das Manuscript von seiner Hand liegt uns vor.

waltung der einzelnen Universitäten den Einzelstaaten zugewiesen. Bei jener sollen die Universitätsinteressen durch eine besondere Abtheilung des Reichsschulrathes vertreten sein, welcher sich alle zwei Jahre an dem Sitze der Reichsgewalt versammelt und die von ihm berathenen Gesetzesvorschläge dem Reichsminister des Unterrichtes zu seiner oder erforderlichen Falles zur Beschlussnahme des Parlamentes vorzulegen hat. Jene Abtheilung für Universitätswesen ist zu bilden durch Abgeordnete der Universitäten, deren jede ein aus ihrer Mitte frei gewähltes Mitglied entsendet, und durch je einzelne Abgeordnete der betreffenden Staatsregierungen. Den einzelnen Universitäten soll das Recht einer verfassungsmässigen Theilnahme an ihrer Verwaltung verbürgt werden: namentlich in Bezug auf Feststellung oder Abänderung der Sonderstatuten, Einrichtung der wissenschaftlichen Institute, Berufung der Lehrer und alle Personalanstellungen, Verwendung der Geldmittel. Das Corporationsvermögen der einzelnen Universitäten wird an den Staat abgetreten, der ihnen dafür die Höhe des hiervon bezogenen Einkommens gewährleistet (eine Bestimmung, welche für den Preis einer Entlastung von Geschäften die Zukunft der Universitäten mit ihren wachsenden Bedürfnissen denn doch allzusehr von dem guten Willen der Regierung abhängig macht). Die venia docendi erwirbt man durch öffentliche Ablegung wissenschaftlicher Leistungen, für die der Reichsschulrath eine allgemeingültige Norm festzusetzen hat; einmal erworben kann sie auf jeder deutschen Universität ausgeübt werden. Unbedingte Lehr- und Hörfreiheit, nur mit Festsetzung einer Altersgrenze (wenigstens das 18te Lebensjahr) für die Hörer, wird gewährleistet. Die Staatsprüfungen, öffentlich und von gemischten Commissionen zu vollziehen, sind Reichssache und ihre Ergebnisse gelten für das ganze Reich. Die akademische Gerichtsbarkeit ist aufgehoben, doch übt die Corporation disciplinare Gewalt in gewissen, noch zu regelnden Grenzen und Formen aus.

Mit warmen Worten sprechen sich die Motive gegen Centralisation und Uniformirung nach französischem Muster und für möglichst schonende Erhaltung der Sonderverwaltung

der einzelnen Universitäten durch die betreffenden Staaten aus; sie berufen sich auf die Thatsache, dass „dieselbe vielgestaltige Mannigfaltigkeit, die, in Deutschlands geschichtlicher Entwickelung begründet, seinen politischen Verfall verschuldet hat, auf rein geistigem Gebiete den eigenthümlichsten Vorzug unseres Vaterlandes bildet". Die Wohlthaten, welche demselben „aus der bisherigen naturwüchsigen Mannigfaltigkeit für einen regen geistigen Wetteifer, für vielseitige und selbständige wissenschaftliche Anregung sowie für gleichmässigere Verbreitung der Bildung erwachsen sind", sollen bewahrt werden.

Nur so zu sagen die „Grundrechte" der deutschen Universitäten sollten in jenem Verfassungsentwurf festgestellt werden; zahlreiche Einzelfragen (wie die Sonderung in Facultäten, Erweiterung des Kreises der Lehrgegenstände, die Normen für Ertheilung akademischer Grade, Verhältniss der ordentlichen und ausserordentlichen Professoren, Gebrauch der lateinischen Sprache u. s. w.) blieben einer geordneten Berathung und Vereinbarung der vollständig und gleichmässig vertretenen Universitäten vorbehalten; über die daraus hervorgegangenen Anträge sollte der Reichsschulrath beschliessen. Abschaffung der mit dem fortgeschrittenen Zeitbewusstsein unvereinbaren Reste einer vererbten Zunftmässigkeit ebensowohl als besonnene Erhaltung der aus dem innersten Wesen des deutschen Geistes hervorgegangenen Eigenthümlichkeiten als Grundlage einer fruchtbaren Weiterbildung wurde als leitender Gesichtspunkt für diese Reformen aufgestellt. Das Grundrecht der Freizügigkeit auch auf dem Gebiete des wissenschaftlichen Lebens wird besonders im Hinblick auf die zu erwartende freiere Entwickelung eines selbständigen Gemeindelebens empfohlen. Jeder engherzige Universitätszwang, der in übelverstandenem Sonderpatriotismus die künftige Anstellung an den Besuch einer Landesuniversität knüpft oder gar den Besuch bestimmter vaterländischer Universitäten den Landeskindern verpönt, soll fallen. Gegen die von anderer Seite geforderte Unentgeltlichkeit akademischer Vorlesungen wird der wohlthätige Einfluss der Concurrenz zwischen staatlichen und privaten Bildungsmitteln geltend gemacht, welcher

mit Aufhebung des Honorars wegfallen würde. Während die Ausarbeitung eines allseitig genügenden Disciplinarcodex für die Universitäten der gemeinschaftlichen Fürsorge der Reichsminister des Unterrichts und der Justiz auf Grund der Vorschläge dss Reichsschulraths überwiesen wird, findet die Vorlage für angemessen, im Hinblick auf vergangene trostlose Zeiten, der akademischen Jugend durch ausdrückliche Versicherung des Rechtes freier Vereinigung von vornherein eine Beruhigung zu gewähren.

Unterdessen berieth auch diese eifrig über eine Umgestaltung des Studentenwesens und die ihrerseits der akademischen Behörde vorzutragenden Reformwünsche. Ihr Vertrauensmann und Vermittler war ohne sein Zuthun Ritschl; sie wollten ihn sogar durchaus zu ihrem förmlichen Präsidenten machen[1]), was er aber aus mannigfachen Gründen zu hintertreiben wusste, obwohl er es factisch in den alle Wochen mehrmals stattfindenden Versammlungen bereits war. Ueberall und zu jeder Zeit hat er es meisterlich verstanden, mit den jugendlichen Brauseköpfen umzugehen, namentlich auch solchen Sausewinden, welche allzuflott auf den Wogen des Verbindungslebens dahinschwammen, wirkungsvolle Vermahnungen zu appliciren. „Um auf solche Bursche zu wirken, dazu kömmt mir immer trefflich zu statten, dass ich selbst kein Theekessel war, sondern Lusate in Leipzig, und ihnen das *experto crede Ruperto* zurufen kann, was natürlich ganz anderes Vertrauen gewinnt, als wenn der alte Mucker auch ein junger war und nun Moral predigt.“[2])

Von dem Reformeifer aber in Sachen der Universitäten war er nach Jahresfrist bereits gründlich zurückgekommen. Die weise Erwägung, dass ein Umbau in grösseren Dimensionen leicht den Grundplan und eigenthümlichen Charakter dieser Institute in verhängnissvoller Weise angreifen könne, dass gar manche der im ersten Anlauf erstrebten Aenderungen viel mehr Verschlechterungen sein würden, hatte inzwischen die Oberhand gewonnen. So vertrat er in der Reform-Com-

1) R. an Kiessling, Pfingsten 1848. 2) An Pernice 7. Februar 1853.

mission wie im Senate den Gesichtspunkt, möglichst viel beim Alten zu lassen, der auch durchdrang.[1])

Uebrigens so lebhaft er auch in jenen bewegten Zeiten an den naiven Discussionen über Neugestaltung von Staat und Reich Theil nahm, so liess er sich doch durch den politischen Meinungskampf seine persönlichen Verhältnisse zu alten vertrauten Freunden nicht stören. „Sollen uns denn, lieber Alter," schrieb er an Pernice (21. Juli 1848), „diese Zeitläufte, die alles Gewohnte zerschneiden, auch in unser Privatleben hineinschneiden? Was geht die denn unser persönliches Verhältniss an? Ich wenigstens weiss diese Gebiete wie immer zu trennen; haben wir uns doch nun bereits ein paar Decennien die gegenseitige Freiheit der Ansichten und Ueberzeugungen gestattet, so auseinandergehend sie auch waren, und ihnen einen Einfluss auf unsere Freundschaft niemals eingeräumt, weil wir beiderseits von einander wussten, dass eines jeden Standpunkt der einer ehrlichen Ueberzeugung war. Bekehren werden wir uns freilich wohl gegenseitig niemals; lassen wir also das, worin wir nicht zusammentreffen, auf sich beruhen, und halten uns an das, was davon unabhängig nach wie vor bestehen kann. Es würde uns schwerer werden, wenn wir uns tagtäglich im Leben oder gar in Geschäftsverhältnissen berührten, die entschiedene Parteinahme, der sich keiner von uns entziehen wird, ohne Störung und Trübung des rein menschlichen Verhältnisses durchzuführen; aber dafür wenigstens ist die Entfernung, sonst kein Beförderungsmittel der Freundschaft, günstig und heilsam."

Und als ihm derselbe Freund eine beiläufige Warnung vor Aufrechterhaltung des Polizeistaates übel genommen hatte, wie freundlich, ohne doch seiner Ueberzeugung etwas zu vergeben, war er beflissen, derselben jede persönliche Schärfe zu nehmen (14. Aug. 1848): „Mit dem 'Polizeistaat' meinte ich nichts weniger als Deine individuelle Natur, dachte auch ganz und gar nicht an ein altes Karlsbader Gespräch, sondern hatte ganz einfach das grosse Princip im Sinne, dem

1) An Pernice 27. März 1850.

Du mit hundert andern ehrenwerthen Männern aus Ueberzeugung anhängst, und das ich von jetzt an, trotz möglicher Rückschläge von vorübergehender Dauer, für verloren halte. In Anwendung auf den speciellen Fall: alle Präventivmaassregeln gegen möglichen Missbrauch der Rede- und Gedankenfreiheit, die Einschnürung der letztern selbst in die Wickelbänder sogenannter loyaler Gesinnung, die argwöhnische und bevormundende Ueberwachung jeder freimüthigen Aeusserung, die doch, wenn sie die Wahrheit für sich hat, trotz Aechtung, Ungnade und Strafverfahren sich Bahn bricht, wenn nicht, unschädlich verhallt, sich selbst vernichtet und nicht so viel Aufhebens verdient. Ich drücke das Alles natürlich vom Standpunkte meiner Anschauungsweise aus und weiss recht gut, wie sich's ungefähr vom entgegengesetzten ausnimmt und anhört, will und wollte auch darüber gar nicht streiten. Aber für den Augenblick ist einmal das andere Princip Sieger, welches doch NB. kein unsittliches ist, wenn man es selbst für falsch hält; wer sich in das alte eingelebt hat, wird, mit je ehrlicherer Ueberzeugung er ihm ergeben ist, desto leichter Gefahr laufen, sich von leidenschaftlicher Auffassung beschleichen zu lassen, ohne dass er sich's bewusst ist, und sich in bester Meinung Ungelegenheiten und Verdriesslichkeiten schaffen, die er, da sich's eben nicht um einen Gegensatz von absolut gut und absolut schlecht handelt, sich weiser ersparte."

Schon Ende Juli, nach der Rückkehr von Frankfurt, wandte er sich wieder fruchtbareren Gedanken in seiner Studierstube und der Pflege seines Gartens zu. Als vollends der politische Himmel sich immer mehr und mehr in ein düsteres Aschgrau hüllte, die Unfähigkeit der Linken immer hoffnungsloser hervortrat und jedem Freund edleren Geisteslebens klar werden musste, dass die Zukunftsideale der Radicalen damit nicht vereinbar seien, zog er sich von einem Felde, für das er sich nicht berufen fühlte, ein für allemal zurück. Nur an organisatorischen Berathungen für das Unterrichtswesen in grösserem Stil hätte er sich immer noch gern betheiligt. „So sehr ich," schrieb er an Lancizolle (18. Februar 1849), „von politischer Thätigkeit im Grossen und Allgemeinen

zurück- und zu sehr bescheidener Selbstschätzung gekommen bin, so belohnend finde ich noch immer praktische organisirende Thätigkeit in dem engen Kreise, den man mit gründlicher Einsicht beherrscht. Bescheide mich übrigens sehr gern, dass es viele tüchtige Kräfte giebt, und dass nicht jeder berufen sein kann in Wirksamkeit zu kommen. Hingegen zu Plauto bin ich berufen. Diese Auffassungsweise, dünkt mich, wird Dir sehr zusagen." Sie wird noch weiter in Folgendem illustrirt. „Die guten alten Zeiten! Die wären denn nun wohl unwiederbringlich vorüber, und die neuen werden noch manchen Tag ins Land gehen lassen müssen, ehe sie ihrerseits gut werden. Denn das sei Gott geklagt, dass sie's jetzt nicht sind. Wen die letzten vier Monate nicht curirt haben, der ist incurabel. Du thust mir zwar bei Weitem zu viel Ehre an, wenn Du mich als 'straffen Republikaner' in Anspruch nimmst; ich habe es niemals, selbst nicht stundenweise, auch nur zu einem schlaffen gebracht. Mein Liberalismus hat sich auf die Opposition gegen den Polizeistaat beschränkt. Insofern aber eine nicht weiter gehende Opposition jetzt Reaction heisst, habe ich die Ehre Reactionär zu sein. Da ich zu denen gehöre, die ein bischen geistigen und leiblichen Besitz zu verlieren haben, mache ich natürlich Front gegen die Democraten, deren wahnsinnige Verblendung sie auch für den Theil ihrer Bestrebungen, mit dem sie Recht haben, um die Sympathie aller Vernünftigen bringen muss. Und da heutzutage die Dinge so stehen, dass, wer sich auf den Justemilieu-Boden stellen zu können vermeint, nothwendig wie ein Gehenkter zwischen Himmel und Erde zu schweben kommt, so bleibt vor der Hand nichts übrig, als mit der Regierung zu gehen, auch auf die Gefahr hin, dem Rückschritt vorläufig wieder einigermassen in die Hand zu arbeiten. In diesem Sinne nehme ich denn Partei, wie und wo es an mich gebracht wird, bekümmere mich aber übrigens um die weltlichen Dinge nur äusserlich, lese jeden Tag meine Kölnische Zeitung und das Bonner Wochenblatt und weiter gar nichts, erfahre daher auch οὐδὲ γρῦ von Hallischen oder sonstigen Vorkommnissen, habe mit blutendem Herzen auf deutsche Einheit verzichtet, habe durch die theils phantastischen theils

brutalen Maass- und Grenzenlosigkeiten unserer Volksbeglücker die Ueberzeugung gewonnen, dass diejenigen leider Recht haben, die uns ein Volk von unpraktischen Träumern und Ideologen nennen, tröste mich mit der Rolle, die das (Deutschland sehr vergleichbare) Griechenvolk den barbarischen Römern (den europäischen Slaven der Zukunft) gegenüber zu spielen die Mission hatte, finde es äusserst unbehaglich, sein Herz an Dinge zu hängen, auf deren Gestaltung der Einzelne sich gestehen muss nicht den geringsten dirigirenden Einfluss üben zu können, und fühle mich weit befriedigter durch den idealen Absolutismus, der mir wie Goethen Bedürfniss ist, und mit dem ich gewiss bin meinen eigenen kleinen, aber scharf begrenzten Kreis unbedingt nach meinen Berechnungen und Absichten, und nach einem rationellen Causalnexus von Ursachen und Wirkungen zu regieren. Habe alsogestalter Weise mich mit Macht auf Plautum geworfen, Tag und Nacht darüber gesessen, dass mir Hören und Sehen vergangen ist, bin ein Sclav des Pressbengels gewesen, dass ich die besten Freunde darüber vernachlässigen musste, bin aber an einem Rastpunkte angelangt, der mir ein kurzes Ausschnaufen vergönnt, benutze das kleine Intermezzo von Musse, um die etwaigen Schatten, die sich zwischen mich und meinen alten besten Freund gelagert haben könnten, zu verscheuchen, biete beikommend zur Besiegelung eines erneuerten Correspondenz-Cartells eine kleine Opfergabe dar, und verhoffe mit dieser verwilderten Situationskarte die hervorragendsten Marksteine meines äussern und innern Lebens vorläufig zu einiger Befriedigung bezeichnet zu haben."[1])

Tief ins Herz schnitt ihm, dem damals „nichts über den Frieden in jedem Sinne des Wortes" ging, dass durch Schuld beider Seiten der Bürgerkrieg heraufbeschworen wurde. „Von Königswinter, wohin ich mich für zwei Ferientage zur Erholung geflüchtet habe, schreibe ich Dir am wunderschönsten Sonntagmorgen diese Zeilen, zwischen feierlichstem Glockengeläute, vor mir die Aussicht auf den grünen Godesberg und auf den ruhigen grünen Spiegel des klaren Rheins: Bilder,

1) An Pernice 10. Februar 1849.

die gar wenig passen zu dem unschönen, wüsten Treiben, was er an seinen obern Ufern jetzt schauen muss. Wo ist der Anfang des Endes? Werden wir es noch erleben? *intra peccatur et extra* — und *quicquid delirant reges, plectuntur Achivi* — beides Sprüche, die der Philolog jetzt allzupraktisch interpretiren lernt."[1]) Seinem idealistischen Schwager Hildebrand, der in Stuttgart noch immer die Fiction eines deutschen Parlamentes aufrecht zu halten half, verhehlte er seine Befürchtungen nicht.[2]) Dass die Schöpfung eines einigen Deutschlands nichts andres als eine Machtfrage sei, war ihm klar. „Trachtet vor Allem nach der Macht, dann wird euch das andre von selbst zufallen .... Hierin liegen vielleicht arge Ketzereien für den muthmasslichen Defensor des legitim-patriarchalischen Kleinstaatenthums — oder ist's nicht so? — es ist nun aber einmal meine Religion."[3])

Unablässig verfolgte er als aufmerksamer Zuschauer den Gang der öffentlichen Dinge. War doch das gesellige Gespräch nicht nur, sondern die Thätigkeit vieler der hervorragendsten Collegen von den grossen Tagesfragen in Staat und Kirche so in Anspruch genommen, dass ein so lebhafter Geist wie R. sich diesen Einwirkungen gar nicht entziehen konnte. Dazu kam, dass seinen philologischen Forschungstrieb die Aufspürung des Ursprungs dieses und jenes Artikels, dieser und jener grade Aufsehen erregenden Brochure reizte, besonders in der Conflictszeit 1862: dann ruhte er nicht, seinem Leibspruch 'nil tam difficilest' getreu, bis er durch Combination oder Benutzung aller ihm zugänglichen, nahen oder fernen Quellen den wahren Verfasser entdeckt hatte.

Gleich bei Beginn der „neuen Aera" in Preussen fasste er die Aufgaben der Zukunft für Deutschland scharf ins Auge. Seine lateinische Ansprache an die Studierenden[4]) auf Anlass des preussischen Thronwechsels im Januar 1861 schliesst mit dem Wunsche, dass unter der neuen Regierung

1) An Pernice 10. Juni 1849. 2) 16. Juni 1849. 3) An Pernice 15. December 1849. 4) Opusc. V 696 f.

die Einheit Deutschlands Fortschritte machen möge.[1]) Die Kreuzzeitung witterte darin sehr richtig „das Nationalvereins-Programm in lateinische Rhetorik übersetzt". Der Verfasser antwortete in einem anonymen Artikel[2]): ideelles Mitglied des Nationalvereins zu sein, sei eben ein Loos, das ungezählte Tausende theilten und so lange theilen würden, als es noch eine Kreuzzeitungs-Partei gebe. Italiens Beispiel machte ihn sehr annexionslustig. Er schrieb an Brunn in Rom (3. Januar 1861): „Gewiss ist, dass wir wünschen, wir hätten an Wilhelm I. einen Victor Emanuele, am Prinzen von Hohenzollern einen Cavour, an einem neuen Blücher einen Garibaldi, und annectirten den ganzen nichtsnutzigen Rattenkönig von kleinen Raubstaaten Deutschlands, Ihr glorioses Dessau mit inbegriffen!" Aber keine Einheit, die alle Besonderheit verschlinge. „Dieses ist übrigens sehr wahr, was Sie über die gelehrtenfreundliche Kleinstaaterei sagen, und von noch viel grösserer Tragweite nach andren Seiten hin. Es ist das ein Satz, über den wir in meinem Hause längst d'accord geworden sind. Also: nur Krieg und Frieden und auswärtige Vertretung einheitlich, alles Uebrige particularistisch, unbedingt wenigstens alle Culturformen und -Institutionen. Denn wo sonst noch Einheit unbedingt Noth thut — Handelsgesetzgebung vor allem — da macht sie sich ganz von selbst durch den Drang des Interesses und braucht gar nicht decretirt zu werden. *Ceterum censeo Slesv. Hols. esse annectendam.*"[3]) Von letzterem Satz war er so durchdrungen, dass er ihn in wiederholten anonymen Zuschriften dem Leiter der preussischen Politik ans Herz legte.

2. Plautus.

Grade die Stürme des Jahres 1848 sollten den Anstoss geben, dass die lange vorbereitete Plautusausgabe endlich

---

1) *praeter cetera autem illud contingat bonis omnibus exoptatissimum desideratissimumque, ut mox artiore quam nunc vinculo cum Borussici nominis auctoritate flos et robur, honos et dignitas, salus et incolumitas Germaniae universae contineantur.* 2) Kölnische Zeitung 30. Januar 1861 Nr. 30. 3) An Bernays 11. October 1864.

flott wurde und mit vollen Segeln vom Stapel lief. Um gegenüber den zerstreuenden Einwirkungen der Politik seinem litterarischen Gewissen eine Art dictatorischer Stimme zu sichern, vollzog er, nachdem Reimer abgelehnt hatte (22. April), am 25. Mai einen Contract mit einem Bonner Verleger, Namens Bernhard König, der freilich mehr zum Sklavenzüchter als zum Buchhändler geschaffen war. Derselbe wusste die allgemeine Geschäftsstockung und Muthlosigkeit schlau zu benutzen, um für einen Spottpreis den arglosen Gelehrten in buchstäblichem Sinn an sich zu fesseln, und so kam es, dass ein Lebenswerk, welches der deutschen Wissenschaft zu gerechtem Stolze gereichen sollte, unter der schäbigen Fahne eines an der Schwelle des Bankrottes stehenden Aussaugers auf den Markt kam, der noch dazu durch ganz singuläre Marotten den Absatz sich selbst verkümmerte und allen Seiten zu unzähligen Klagen über seine absurde Geschäftsbehandlung Anlass gab. Die schlimmste Ruthe band sich der sanguinische Herausgeber auf Veranlassung eines thörichten Rechtsfreundes selbst, indem er sich gegen eine Busse von 5 Frsd'or für jedes fehlende Stück (ein Fünftel des Honorars!) verpflichtete alle Jahre wenigstens drei Comödien zu liefern. Nur ernstliche Krankheit oder eine durch ärztlichen Ausspruch für durchaus nothwendig erklärte Gesundheitsreise oder eine amtliche Abberufung von seinem Wohnorte oder dergleichen rechtliche Abhaltungen überhoben ihn der Strafe, doch machte er sich ausdrücklich dafür verbindlich, die so entstandene Versäumniss, soweit es in seinen Kräften stehe, durch gesteigerte Thätigkeit wieder einzubringen. Obendrein hatte er gleich beim Beginn des Geschäftes dem Verleger auch noch eine Schulausgabe eines Plautinischen Stückes mit erklärenden Noten und einem deutsch geschriebenen Abriss der Plautinischen Metrik versprechen müssen. Da Fleckeisen in derselben Weise den Trinummus für Reimer zu bearbeiten vorhatte, so ersah sich R. vorläufig den Miles dazu.[1]) Auch später noch hatte er starke Neigung, „wo nicht alle, doch einige Stücke mit

1) An Fleckeisen 10. Juni 1849.

ordentlichem Commentar herauszugeben[1]); sogar 1862 hielt er den alten Wunsch und Plan noch fest, den Miles mit ausführlichem deutschem Commentar zu begleiten.[2])

Für die grosse kritische Ausgabe wurde zuerst, wie längst beabsichtigt, der in wiederholten Vorlesungen und eindringenden Untersuchungen tractirte Trinummus ernstlich in Angriff genommen und der Druck frischweg im Herbst begonnen. Auf zwei, höchstens drei Bogen einer Vorrede sollten die allerunentbehrlichsten Notizen und Grundzüge gegeben werden. Unter der Hand aber, „während der Pressbengel nie ruhte, sondern unersättlich täglich neue Speise forderte“[3]), wuchsen dieselben zu mehr als 20 Bogen langen Prolegomena an, welche ausser 7 Capiteln über die diplomatische Geschichte des Textes und die hieraus folgenden Grundsätze der Kritik eine für jene Zeit nahezu vollständige systematische Darstellung der Plautinischen Prosodie und Metrik enthielten. Schon am letzten December des Jahres 1848 konnte der Verfasser die Hälfte davon Freunden wie Schneidewin, Joh. Schulze u. a. als gedruckten Neujahrswunsch senden, und Ende Februar 1849 folgte der Rest sammt dem Trinummus. So aus einem Guss, so in voller Stimmung war das Ganze hingeworfen, recht nach gewohnter Art in ununterbrochener Arbeit „von früh bis spat“, dass, als es nun fertig vor ihm lag, er an der eignen Schöpfung wie an einer überraschend gelungenen Improvisation seine helle Freude hatte. „So wunderlich spielt der Zufall mit einem. Das Jahre lang geplante, ausgedachte, vorbereitete kömmt (wie oft!) nicht zur Ausführung und das beste wird fast autoschediastisirt. Denn es mag an sich sein wie es will, das fühle und weiss ich jetzt auf das bestimmteste: es ist, subjectiv und objectiv, das beste was ich je gemacht habe und je machen werde, und wenn diese 20 Bogen Prolegomena gedruckt sein werden, kann ich mich eigentlich schlafen legen, da nun den Text selbst zurechtmachen jeder kann.“[4]) Letzteres erschien ihm

1) An Fleckeisen 1. März 1853. 2) An Brunn 7. December 1862. 3) An Brunn 28. Februar 1849. 4) An Schneidewin 31. December 1848.

hiernach „mehr wie ein Amusement als wie eine Arbeit: er rechnete mit Zuversicht darauf, jedes Jahr 4—5 Stücke liefern zu können".[1]) So wenig ahnte er damals, was noch vor ihm lag, und zu wie gewaltigen Leistungen seine Kraft noch berufen war.

Aber in die Befriedigung über die prächtige helle Vorhalle, die er dem Wiederaufbau der Plautinischen Kunstwerke vorangestellt hatte, mischte sich die Wehmuth über eine zu Grabe getragene Hoffnung. Grade an jenem Sylvester, von dem die angeführten Zeilen datirt sind, starb Gottfried Hermann. Ihm, als dem einzigen Führer nach Bentley[2]), war der erste Plautusband gewidmet, ihm sollten insbesondre diese grundlegenden Bogen als reife Frucht seiner Lehre dargebracht werden, und nun waren die glänzenden Augen gebrochen, welche vor allen berufen waren sie zu prüfen und zu würdigen. Nun schrieb der trauernde Schüler an den Freund[3]): „Gefällt Dir meine Sache, so freut mich das aufrichtig; sonst werde ich eben nicht nach Vielen fragen. Ich bin in der Beziehung sehr abgestumpft geworden, da mir die Hauptfreude durch des lieben Alten Heimgang zerstört ist, den ich noch immer gar nicht verwinden kann. Speciell für ihn ist das Meiste in den Prolegomenen geschrieben und darauf berechnet, seine Aeusserungen und Entscheidungen, berichtigend, widersprechend, beistimmend herauszulocken als eben so viele Stufen zum Weiterklimmen in der Erkenntniss des Wahren. Darum ist so Manches zweifelhaft ausgedrückt, darum sind öfters verschiedene Möglichkeiten nebeneinandergestellt, um die Probe zu machen, ob seine Entscheidung so ausfallen würde, wie ich sie bei mir und nach meinem Standpunkte hinlänglich festgestellt hatte. Diese unerschöpfliche Quelle der Belehrung und wachsenden Einsicht ist mir nun für immer versiegt. Auch werde ich's ohne die imponirende Beihülfe seiner Autorität jetzt viel schwieriger haben, meinen Ansichten Eingang zu verschaffen". „Man wird sich jetzt solche," schrieb er nach

1) An Joh. Schulze 31. December 1848. 2) GODOFREDO HERMANNO | AD EMENDANDVM PLAVTVM | POST MAGNVM BENTLEIVM | DVCI VNICO U. S. W. Vgl. prolegom. ad. Trin. p. LVI f. = opusc. V 316 f. 3) An Schneidewin Ende Februar 1849.

ganz ähnlicher Klage an Joh. Schulze (9. Februar 1849), „die ein gleich eingehendes Verständniss dieser wenig betretenen Bahnen theilen, erst selbst zuziehen müssen: ein langsamer Weg und eine spärliche Befriedigung!" Nicht einmal die „kleine Nebenfreude" war ihm gegönnt, zu erfahren, ob der liebe alte Herr seinen Taufpathen, der doch schon Anfang Decembers in Leipzig angelangt war, „noch gesehen und angesehen" habe.[1]) Immer inniger hatte sich R.'s Verhältniss zu dem Heimgegangenen mit den Jahren gestaltet. Unser jüngeres Geschlecht wird für diese Kindespietät und bescheidene Unterordnung eines bereits zu den Höhen des Ruhms Hinansteigenden kaum noch Verständniss haben. Der Verfasser der Parerga, eines Buches, welches über die Grenzen der Hermannschen Schule weit hinausging, — wie glücklich wäre er gewesen, wenn er in der Nähe des verehrten Meisters, gleichsam unter seinen Augen, oder wenigstens in Halle hätte arbeiten und thätig sein können! „Seit meinen Universitätsjahren ist es mir nicht wieder beschieden gewesen, unter dem unmittelbaren Einfluss eines begeisternden Musters zu stehen; ohne Rath und Leitung habe ich mir selber fort- und durchhelfen und gar manche Irrwege durchmachen müssen. Und diese letzteren sind grade von der Art, dass consilia in Ihrem Sinne mich davor hätten bewahren können. Darum ist auch, seit ich zur Erkenntniss jener Irrgänge gekommen bin, meine Bewunderung und Verehrung gegen Sie fortwährend gewachsen, und hat nun freilich dadurch, dass ich mich einigen persönlichen Wohlwollens von Ihnen erfreuen durfte, eine Wärme und Innigkeit angenommen, dass sie ein Stück meines Daseins ausmacht."[2]) Und später bei Gelegenheit einer dringenden Einladung zur Bonner Philologenversammlung bittet er: „Nehmen Sie mich nur auch recht streng in die Schule, wo Sie mich auf falschem Wege sehen. Ihre nachsichtigen Aeusserungen über meine Arbeiten freuen mich natürlich sehr und sind mir ein grosser Sporn,

1) An Lehrs Ende Februar 1849. 2) An G. Hermann 27. März 1840. Andre Aeusserungen R.s über Hermann theilt Lehrs mit in den Wissenschaftlichen Monatsblättern 1877 V p. 54.

aber beschämen mich dennoch jedesmal, da ich mich immer hinter dem, was ich möchte, so zurückbleibend fühle."[1])

Kaum war der Trinummus erschienen, so steckte der Herausgeber schon wieder tief im Miles drin[2]): es war eine Art von „Plautophagie"[3]) über ihn gekommen, und der Genius verliess ihn nicht. „Es fleckt mir Seite für Seite mit wesentlichsten Conjecturumgestaltungen des Textes dergestalt zu meiner eigenen Ueberraschung, dass ich bestimmt fühle jetzt erst in den rechten und wahren Zug dafür gekommen zu sein, während mich beim Trinummus unsres Alten Autorität (noch dazu so zweifelhafte Autorität aus dem vorigen Jahrhundert) bei jedem Schritt fast mehr gehemmt und beirrt als gefördert hat. Ich würde schon jetzt Vieles viel anders machen."[4]) Freilich die Nothwendigkeit „wie in einer Tretmühle Tag für Tag ein bestimmtes Pensum abzuarbeiten, um den vertragsmässigen Termin einzuhalten", gestattete kein langes Verweilen und Besinnen: „was nicht gleich auf den ersten Wurf gelingt, tritt sogleich vor der perdomatio der in dicker Saat folgenden Ungethüme so zurück in meinem eigenen Gedächtniss, dass ich's selbst kaum wieder finde."[5])

Bereits im September wanderte der Bramarbas „in seiner neuausgebürsteten und zurechtgeflickten Montur" in die Welt. „Er hat eine tüchtige Walke durchzumachen gehabt, insonderheit aber so viele 'Blokaden' (wegen Mangels an fetter Schrift in der Druckerei), dass sich nur darum die Ausrüstung 4 Monate und darüber hingeschleppt hat, ehe er marschfertig geworden ist."[6]) Nie zuvor, ehe er selbst an das regelrechte Ausklopfen ging, hatte er das alte Gewand für „so verschlissen und zerlumpt" gehalten, wie er nun gefunden. Die Aufgabe des Trinummus war gering dagegen. So wollte er gern dieses Stück als Entscheidungsprobe gelten lassen, ob sich wo nicht an sich, doch durch seine Hand der Plautus überhaupt taliter qualiter herstellen lasse.[7]) Unterdessen waren auch die *procaces* Bacchides, für die schon Hermanns

1) An G. Hermann 9. Sept. 1841. 2) An Brunn 28. Febr. 1849. 3) An Pernice 10. Febr. 1849. 4) An Schneidewin 20. März 1849. 5) Ebenda. 6) An Pernice 23. September 1849. 7) An Fleckeisen 27. August 1849; ähnlich an M. Hertz 15. Sept. 1849.

geniale Divination so trefflich gesorgt hatte[1]), schon wieder „seit Wochen" in neuem Aufputz fertig geworden[2]), so dass im December der erste stattliche Plautusband mit 3 Comödien und den Prolegomena vorlag. „Nun kannst Du Dir den ersten Band binden lassen," schrieb der gehetzte Herausgeber an Pernice (15. Dec.), „mir gratuliren, dass ich glücklich so weit gekommen bin, und mir wünschen, dass ich Dir eben so glücklich dereinst das letzte Heft des letzten (vom Text vierten, incl. Commentar sechsten) Bandes zuschicken möge. Dann werde ich mein Haupt zur Ruhe legen." Auch uns Zuschauern der rastlosen Arbeit sei vergönnt, hier ein wenig zu verschnaufen und die lang ersehnte Gabe in näheren Augenschein zu nehmen.

Die Prolegomena geben in 19 Capiteln Rechenschaft über die der Herstellung des Plautustextes zu Grunde gelegten Hülfsmittel und Principien. In den ersten Abschnitten, welche von den Handschriften, ihrem gegenseitigen Verhältniss und relativen Werth, von der Methode ihrer Ausbeutung handeln, werden die früher von dem Verf. selbst bereits veröffentlichten Ermittelungen, vielfach im Einzelnen noch berichtigt, theils zusammengefasst theils in praktischer Weise lehrreich ausgeführt. Mit begeisterten Worten werden auch hier Bentley und G. Hermann als die einzigen, aber leuchtenden Führer gepriesen: nach ihrem Vorbilde könne allmälig durch vereinte Anstrengung Vieler der Plautustext seiner ursprünglichen Gestalt näher geführt werden[3]); als Einer derselben und zwar als der, welcher die Mittel bereite und den Grund lege, will der bescheidene Herausgeber sich angesehen wissen. Aus der Geschichte und dem Wesen der Ueberlieferung ergiebt sich, dass die Kritik des Plautus keine conservative, der handschriftlichen Autorität ängstlich anhängende sein oder nach Art eines Rechenexempels gehandhabt werden kann. Wenn die erhaltenen Spuren vom fünften

1) Ritschl praef. Bacchidum p. IX f. 2) An Brunn 4. August 1849. 3) p. LVII = opusc. V 317: *ut iam sperandum sit fore ut multorum coniuncta industria sui similior Plautus evadat: quando nec unius aetatis fuit nec hominis est unius emendare Plautum, qui persanari quidem vereor ut umquam possit.* Vgl. opusc. II Vorrede p. VIII.

bis 11ten Jahrhundert nach Chr. eine fortschreitende Verderbniss in verwickelten Verhältnissen offenbaren, so wird kein Denkender glauben, dass die vorhergehenden Jahrhunderte seit dem Tode des Dichters glatt über seinen Nachlass hinweggegangen seien. Wenn aber der gesunde Verstand (*ratio*) keine Bedenken trägt die Gedanken und die sprachliche Form auch gegen den Buchstaben der Abschreiber zu verbessern, so wäre es inconsequent, bei Beurtheilung der metrischen Form sich jenen unzuverlässigen Zeugen gefangen zu geben, oder auf halbem Wege stehen zu bleiben und aus Aberglauben eine halbe Barbarei sich gefallen zu lassen. Mit bewundernswerther Feinheit und einer Klarheit, die auch dem Anfänger verständlich ist, werden nun die fundamentalen Eigenheiten des Plautinischen Versbaues entwickelt, an Beispielen erläutert, die zarten Grenzen gesetzlicher Freiheit innerhalb der festen Normen festgestellt und die Schlüsse, welche der Kritiker zu ziehen hat, gerechtfertigt. Von unbedingter Gültigkeit für die Erforschung einzelner prosodischer Thatsachen sind die methodischen Regeln, welche scharfe Unterscheidung der Versmaasse nach ihrem besonderen Charakter vorschreiben und verbieten eine sicher nachweisbare Erscheinung durch laxe Analogie zu generalisiren oder aus Vereinzeltem durch missbräuchliche Einführung einen festen Gebrauch zu machen.[1])

Besonders eindringlich, mit scharfem Spott gegen die Licenzenjäger (*licentiarii*) wird nachgewiesen, dass der Hiatus nicht etwa ein gesuchtes Schönheitsmittel, sondern vielmehr eine nur unter bestimmten Bedingungen gerechtfertigte Concession zu höheren Zwecken des Gedankens oder der sprachlichen Form sei. Die Geheimnisse der Rhythmik werden berührt bei den Fragen über das Verhältniss des Wortaccentes zum Ictus und die Verbindung der logischen mit der metrischen Betonung. Hier galt es mit feinem Ohr den Einfluss jenes „mächtigsten und ideellsten Factors der Plautinischen Verskunst" zu erlauschen, der ist „wie ein Geist, der über den Wassern schwebt".[2]) Der Irrthum, als ob in der älteren

1) p. CXXI = opusc. V 371. 2) Opusc. II p. XI.

römischen Poesie der Hochton auf Kosten der Sylbenmessung regiere, wird für immer widerlegt: auch für den Plautinischen Vers ist ein bestimmtes Maass langer und kurzer Sylben die feste Grundlage, aber geregelt nach der Aussprache jener Zeit; nur soweit als es mit den unverbrüchlichen Forderungen der Metrik und Prosodie zu vereinigen ist, erstrebte der dramatische Dichter, um den Klang der alltäglichen Redeweise nachzuahmen, eine Annäherung an die natürliche Betonung der Wörter und der Gedanken. Ganz eigenthümlich ist dem Verfasser die geistreiche Combination, welche die Gesetze der feineren Technik im iambischen Senar und trochäischen Septenar aus den Wirkungen der Cäsur herleitet. Eine Fülle neuer, lehrreicher oder anregender Einzelheiten, von gleich hoher Bedeutung für den Sprachforscher wie für den Metriker und Kritiker, und doch nie erdrückend oder ablenkend, wird im Fluss der durchsichtigen Auseinandersetzung ausgeschüttet.

Nicht sanft freilich ist der Ton, in dem der Verf. mit seinen ungenannten Antipoden umgeht, und sehr nachdrücklich am Schluss seiner Prolegomena die Vermahnung an den lernbedürftigen Leser, mit dem Glauben anzufangen, nicht mit dem Zweifel. Dennoch, als er so mit noch jugendlichem Muthe den kühnen Wurf wagte, die Lehre der Plautinischen und damit der gesammten altlateinischen Prosodie und Metrik zum erstenmal in einem wissenschaftlichen Zusammenhange darzulegen, war er sich „dabei sehr wohl bewusst, zwar einen haltbaren Grund gelegt, auf diesem aber erst ein vorläufiges Gerüst aufgeschlagen zu haben, welches nur durch einen Verein vieler Kräfte nach allen Seiten hin zum fertigen Hause auszubauen wäre".[1]) Manches in der That hat spätere Forschung anders bestimmt oder doch anders erklärt: z. B. die von Hermann übernommene sogenannte Ekthlipsis[2]), einsylbige Aussprache zweisylbiger Wörter durch Ausstossung eines inlautenden Vocals; auch diese und jene Schranke, manche Beobachtung oder Auffassung im Einzelnen ist gefallen. Aber meistentheils war es R. selbst, der, wir werden sehen von welchen neuen Gesichtspunkten aus, mit

1) Opusc. II p. VIII. 2) Vgl. opusc. II p. X. 717.

unablässig vorwärts dringendem Scharfblick die eigenen Irrthümer als Durchgangspunkte für eine reinere Erkenntniss zuerst überwand und die wahre Lösung der Räthsel entdeckte, wo Andre nicht über unfruchtbaren Widerspruch oder flache Meinungen hinausgekommen waren. So erhob sich der zunächst nur ein Erläuterer (*probabilis interpres*) der Lehren Bentley's und Hermann's hatte sein wollen, zu der Höhe eines selbständigen Eroberers in der Wissenschaft. Und wenn sich auch manches harte Ohr jenen Lehren gegenüber unempfänglich gezeigt und manche vorwitzige Hand an jenem Gerüst zu rütteln versucht hat: im Grossen und Ganzen ist doch unter dem heutigen Philologengeschlecht und in weiteren Kreisen desselben ein besseres Verständniss der altrömischen Verstechnik und der Plautinischen Sprache verbreitet als vor einigen 30 Jahren, und das verdanken wir den Prolegomena.

Wie gewaltig der Text gefördert ist, erkennt man schon bei oberflächlicher Vergleichung mit der Vulgata. Reich und glänzend war die Ausbeute aus den Handschriften, hier und da auch aus andren Quellen der Ueberlieferung, manches verschmähte gute Korn wurde aus den Arbeiten der Vorgänger hervorgezogen und zu Ehren gebracht, aber das beste musste Seite für Seite die eigne Divination thun. Die kritische Herstellung eines so verwahrlosten Dichtertextes wie der Plautinische ist mit saubrem Putzen und Glätten nicht abgethan: sie erheischt gewissermassen ein Nachdichten desselben. Nicht nur in Verstechnik und Sprachgebrauch bis in die feinsten individuellen Gewohnheiten, in den Plan und den Gang der Handlung, die Charaktere der Personen und alle dramaturgischen Bedingungen, sondern auch in die geheimen Werkstätten der Erfindung und des Witzes muss der Wiederhersteller Plautinischer Komödien eindringen. Aus der Seele des Dichters heraus muss er dessen Schöpfung Zug für Zug im Geiste nachbilden, während seine eigne Gestaltungskraft von der erhaltenen Vorlage und den oft bis ins Monströse entstellten Spuren des Grundtextes beengt und streng im Zaume gehalten wird. Der Herausgeber hat in allen Beziehungen, namentlich auch in glän-

zenden Emendationen, Bewundernswerthes und Höheres geleistet als irgend einer der Lebenden, nach Hermann, hätte zu Stande bringen können. Vier Hauptgesichtspunkte waren es, deren scharfe Beobachtung ihm für die Plautuskritik als unverbrüchliches Gesetz galt: Reinheit der Sprache, Correctheit der Rhythmen, Gesundheit des Gedankens und individueller Stil des Dichters.[1]) Dass man mit ängstlichem Conservatismus nicht weit komme, wurde ihm immer festere Ueberzeugung, nur müsse die unvermeidliche Kühnheit durch bewusste Methode geleitet und gezügelt sein, während die abergläubische Verehrung des überlieferten Buchstabens nur zu dem weit bodenloseren Wagniss führe, Ungesundes und Unmögliches mit halsbrechenden Kunststücken zu vertheidigen.

Allerdings gehörte er nicht zu denjenigen, welche ihre Aufgabe für gelöst erachten und sogar die Tugend weiser Entsagung zu üben meinen, wenn sie sich begnügen den Text nach der verhältnissmässig ältesten oder treusten handschriftlichen Ueberlieferung abzudrucken, höchstens die allerzweifellosesten Verbesserungen aufzunehmen, die übrigen Wunden und Räthsel aber mit einem resignirt-andächtigen Kreuz zu verzieren, gleichsam als Warnungspfahl, dass sich Niemand an der heiligen Stätte versündige. Sein Ziel war, den Autor lesbar zu machen, soweit es mit besonnener Kühnheit und consequenter Durchführung der als richtig erkannten Principien ohne halsbrechende Schrankenlosigkeiten geschehen konnte.[2]) Er verhehlte sich nicht, dass er bei diesem Geschäfte das gemeinsame Menschenloos theilte, welches grade auf dem Gebiete der divinatorischen Textkritik einen „unberechenbaren Wechsel von glücklichen Eingebungen, die niemand commandiren kann, und unvermeidlichen Fehlgriffen“ mit sich führt.[3]) Zu völligem Abschluss kann daher eine Aufgabe wie die beschriebene eigentlich nie gebracht werden, am wenigsten durch einen Einzelnen, und R. war der Erste, dies anzuerkennen. Wenn es schon fast unmöglich

1) Praefatio zum Miles p. XXI = opusc. II 191: '*integritas linguae latinae, concinnitas numerorum, sententiae sanitas, consuetudo Plautina*', im Folgenden weiter ausgeführt. 2) Vgl. opusc. III 166 f. 3) Opusc. III 171.

ist, dieselbe gespannte Aufmerksamkeit auf das Kleinste wie auf das Ganze von Anfang bis zu Ende zu bewahren, jeden Fehler und jede Unebenheit zu erkennen, jede grammatische, metrische, sachliche Einzelfrage mit gleicher Geduld und Umsicht endgültig zu erledigen, so reicht auch die genialste Divinationsgabe nicht aus, um eine solche Masse schwierigster Räthsel, wie sie der Plautustext aufgiebt, hintereinander zu lösen. Am wenigsten in dem hier gebotenen Sturmschritt, wo es hiess: durch über Klippen und Gestrüpp, und eine Sphinx die andre ablöste. Ueberhaupt, wenn wir unbefangen fragen, ob die Kraft unsres Helden am heilsamsten zum Frommen der Wissenschaft verwendet worden wäre, wenn er wirklich den ganzen Plautus bewältigt hätte, so müssen wir ehrlich mit Nein antworten. Ganz abgesehen von der zwar keineswegs mechanischen, sondern viel Ueberlegung erfordernden und mustergültig bewerkstelligten, aber doch immer untergeordneten, obwohl höchst mühseligen und aufreibenden Arbeit der Variantenzusammenstellung hatte er noch mehr und Höheres für die Philologie zu thun als alle zwanzig Dramen des fruchtbaren Sarsinaten herauszugeben. Genug und besser, wenn der Meister selbst die handschriftlichen Quellen blossgelegt und nutzbar gemacht, die Methode gewiesen, an einem oder zwei Stücken ein leuchtendes Beispiel aufgestellt, die übrigen aber bei Zeiten erprobten Schülern in der Reihe der Generationen zur Fortsetzung des Werkes unter seinen Augen übergeben hätte, während er fortfuhr mit Monographien der Forschung neue Bahnen zu öffnen und die Kritik da zu fördern, wo sie eines Oedipus bedurfte.

Die radicale Reform, welche der Herausgeber mit dem Texte vornahm, und das neue Material, welches zuerst dem Publicum vorgelegt wurde, musste zu mannigfachen Bedenken, Einwänden, Vorschlägen herausfordern. Die Plautinische Forschung gerieth erst jetzt eigentlich in Fluss, und zog Mitarbeiter an, berufene und unberufene, θυρσοφόροι wie βάκχοι.[1]) Wenn R. beklagt hatte, dass er die Stimme des

1) Vgl. opusc. II p. VIII.

gewichtigsten Richters, G. Hermanns, nicht mehr vernehmen konnte, so hielt dafür dessen Göttinger Namensvetter, Karl Friedrich, von Spöttern αὐτός oder ὁ πάνυ genannt, in Plautinischen Dingen jedoch bisher keine Autorität, mit seiner Missbilligung nicht zurück. Er beschwerte sich nachdrücklich über die Verfolgung des Hiatus und schloss mit den warnenden Worten, er würde es „schwer beklagen, wenn nach so verdienstlichen Mühen R.s Name in Zukunft doch vielmehr den Interpolatoren als den Emendatoren des Plautinischen Textes beigezählt werden sollte".[1]) Er verlangte, dass der Entscheidung rhythmischer Controversen, zu welcher doch die Prolegomena hatten beitragen wollen, durch die Kritik in keiner Weise vorgegriffen werden solle: das hiess die Lehren des Palimpsestes (I 231) in den Wind schlagen, auf schöpferisch divinatorische Herstellung verzichten und ungefähr auf den Standpunkt der Hallischen Bacchides-Ausgabe (I 153) zurückkehren. Um zu verhindern, dass eine solche Ansicht an die Oeffentlichkeit trete und durch das Gewicht eines so angesehenen Namens die urtheilslose Menge verführe, die Anhänger des Alten in ihrem Wahn bestärke, entwarf R. während eines Emser Badeaufenthaltes im September 1849 ein ziemlich derbes Sendschreiben an den Göttinger Collegen, welches die Grundlosigkeit seiner kritischen Beängstigungen aufdeckte: es ging aber in vielfach gemilderter Form ab.[2]) Wie viel feiner und vorsichtiger wusste doch ein Kenner wie Lachmann seine Bedenken anzudeuten! „Bewundernd" erkannte er „den ungeheuren Fortschritt" an, und wenn er principielle Einwendungen auf dem Herzen hatte, so fand er doch, man müsse vor Allem erst lernen und den Schöpfer eines neuen Werkes auf dem betretenen Wege ungestört weiter gehen lassen.[3]) Die Prolegomena erst gründlich zu lesen nahmen sich wohl die Wenigsten Zeit: man stürzte sich über den Text und war schnell mit seinem Besserwissen bei der Hand. Aber die Widersprüche der Beurtheiler untereinander zeigten, wie chaotisch die principiellen

1) R. an Fleckeisen 10. Juni, 27. August 1849. 2) An Fleckeisen 16. März 1850. 3) An R. 1. Dec. 1850 bei Uebersendung seines Lucrez.

Fragen noch in den Köpfen gährten und wie unmöglich es beim besten Willen war, es einer so vielköpfigen Menge recht zu machen.[1]) Zu den wenigen treuen und dankbaren Lesern gehörte der biedre Schneidewin, der über die mit jedem Stück wachsende Meisterschaft der Behandlung seine neidlose Freude hatte. Auch besass er Bescheidenheit genug, nicht jedem eignen Einfall, der ihm kam, zu trauen und sich zu sagen, dass Improvisationen der Art wohl auch dem Herausgeber möchten aufgestossen, aber aus bestimmten Gründen von ihm verworfen sein. „Mir ist es nicht gegeben," schrieb er nach dem Studium des Pseudulus (15. März 1851), „bei solchen Büchern, wo so viel Glänzendes mich anzieht, so viel Neues mich belehrt und erquickt, auf die kleinen Mängel Jagd zu machen und mir dadurch den Genuss der Hauptsache zu verbittern." Viel Anregendes wenigstens und einiges entschieden Förderliche brachte Bergks Recension.[2]) Mit dem liebevollsten Verständniss ging Fleckeisen auf die Gesichtspunkte des Herausgebers ein, wozu ihn seine eignen sorgfältigen Studien vorzugsweise befähigten. Schon seit seiner Erstlingsschrift war der ausgezeichnete Schüler Schneidewins mit dem Plautinischen Meister in Verbindung getreten[3]), der sofort an der Methode einen hoffnungsvollen Mitarbeiter in seinem Sinn erkannte.[4]) Je mehr er selbst sich auf die Plautinische Textkritik concentrirte, desto enger wurde das persönliche Band zwischen beiden Genossen, desto fruchtbarer ihr wissenschaftlicher Verkehr. Der junge Freund, damals Lehrer am Gymnasium zu Weilburg im Nassauischen, gehörte zu den Wenigen, auf deren Urtheil in diesen Dingen R. etwas gab: ja er bestimmte ihn zum Nachfolger seines Werkes, wenn er vor Vollendung desselben sterben sollte.[5]) Einstweilen half das unübertroffene Muster philologischer Akribie unermüdlich mit Correcturen, dankenswerthen Nachweisungen und Beiträgen aller Art, während er selbst seinen Plautustext für Teubner feststellte. Die inhaltreiche epistula critica

1) R. an Fleckeisen 16. März 1850. 2) Vgl. R. an Fleckeisen 27. Aug. 1849. 3) Erstes Schreiben Fl.s an R. 25. Sept. 1842. 4) R. an Fleckeisen 5. Nov. 1842, 12. Febr. 1845. 5) An Fleckeisen 27. August 1849. An den Minister 14. Dec. 1850.

an Ritschl, womit er im Juni 1850 den ersten Band seiner eignen Ausgabe einleitete, ist ein bleibendes Denkmal dieses schönen Bundes, bei dem doch keiner von beiden seine selbständigen Ueberzeugungen opferte, und wurde von jenem mit aufrichtiger Freude begrüsst[1]); nicht minder die bedeutende Recension, welche Fleckeisen dem ersten Bande des R.schen Plautus widmete.[2])

Es lag in der Natur einer so colossalen Arbeit, dass während ihrer allmäligen Ausführung der wissenschaftliche Standpunkt des Herausgebers sich nach und nach verschob, dass er selbst unmittelbar nach Erledigung eines einzelnen Stückes und durch dieselbe bereits über dem eben vollendeten Werke stand und Mancherlei zu ändern fand.[3]) Hätte er vor Beginn des Drucks erst alle 20 Stücke im Manuscript fertig machen, nach Vollendung des letzten nochmals die vorhergehenden 19 überarbeiten und dann erst die Prolegomena dazu schreiben wollen, so hätte daraus freilich wohl etwas Vollendeteres entstehen können, — wenn er nicht darüber gestorben oder aus Ueberdruss zu einer andern Aufgabe übergegangen wäre. So wäre das Beste wieder einmal der Feind des Guten gewesen. Es kam vor Allem auf einen ersten Wurf im Grossen und Ganzen an. So ging es denn einstweilen rastlos fort, Tag und Nacht, auch in den Ferien. Im Januar 1850 begann bereits der Druck des Stichus[4]), Ende März waren schon wieder zwei Drittheile des heillos verderbten und noch dazu ungewöhnlich langen Pseudulus erledigt, der bis Ende April druckfertig vorliegen musste[5]), und richtig, am 24sten waren die 1330 Verse absolvirt, nachdem noch die drei cantica am Schluss „tüchtiges Kopfweh gekostet“ hatten.[6]) Am ersten Mai versandte er an Pernice

1) An Fleckeisen 24. Sept. 1850. 2) An Fleckeisen 30. Dec. 1850. 3) Schon mit dem zweiten Bande treten manche orthographische Neuerungen auf, mit jedem folgenden Stück gewann der Text ein alterthümlicheres Ansehn, zum Theil eine Folge der grösseren Werthschätzung, welche der Herausgeber mit der Zeit den Pfälzer Handschriften zollte. Vgl. praef. ad Stichum p. XV f. 4) R. sendet an Fleckeisen den ersten Correcturbogen 25. Januar 1850. 5) An Pernice 27. März 1850. 6) An Fleckeisen 25. April 1850.

das erste Exemplar des Stichus: der zweite Band, dessen Anfang er bildete, war — aus tiefstem Herzen — dem Andenken des unvergesslichen Lehrers Reisig gewidmet.[1]) Sofort ging die erste Scene des Pseudulus unter die Presse[2]), und Ende September wurde das „kapitale Stück" ausgegeben[3]), nachdem im August schon wieder die Menaechmi abgeschlossen waren.[4]) Anfangs Mai 1851 erschienen dieselben.[5]) Langsamer ging es mit der Mostellaria vorwärts, die noch während der Herbstferien in den Anfängen steckte[6]), erst wegen der „endlosen Promotionen und Eloquenzlasten" des Sommers, nachher aus andern Gründen, die sogleich zu berichten sein werden. Im December machte ihm die „mit allen Künsten des Verstandes auszufüllende Lückenhaftigkeit" des Stückes arg zu schaffen.[7]) Erst am 1. December 1852 konnte er das fertige Exemplar an Fleckeisen versenden.

War es die Ideenverbindung mit der Plautinischen Tretmühle, oder der Zweck die zeitraubenden Gesundheitsspaziergänge durch eine intensivere Bewegung der trägen Verdauungsorgane zu ersetzen, oder wirkte beides ineinander? Genug, seitdem der Plautustext unablässig in der Schmiede war, ging der rastlose Freund des Schaffens zu einer ganz neuen Liebhaberei für seine Erholungsstunden über, zur Drechselbank. „Meinerseits hätte noch zu melden," berichtet er an Braun (28. Februar 1849), „dass, wenn's weder mit Plautus noch etwa mit Kunstgärtnerei fortwill, in der wir jetzt firm sind, die Drechselbank Frau und Kind ernähren muss, welches edle Handwerk demnächst mit Energie betrieben wird." Im obersten Geschoss seines Hauses wurde eine ordentliche Werkstatt hergerichtet, ein ehrsamer Drechslermeister engagirt, welcher dem anstelligen Lehrling die Kunstgriffe beibringen musste; feine Hölzer aller Arten wurden aus den renommirtesten Lagern Deutschlands verschrieben, Modellzeichnungen zu

1) An Pernice 2. Juli 1850. Vgl. I 52 Anm. 2) An Fleckeisen 4. Mai 1850. 3) An Fleckeisen 24. September, an Pernice 27. October 1850. 4) An Fleckeisen 24. September 1850. 5) R. an Fleckeisen 13. Mai 1851. 6) R. an Fleckeisen 9. September 1851. 7) R. an Pernice 7. December 1851.

allerhand anmuthigem Luxusgeräth wurden herbeigeschafft, und man konnte eine Reihe von Jahren hindurch den sinn- und erfindungsreichen Erneuerer Plautinischer Verskunst mit gleichem Eifer und fröhlichem Stolz in seiner Dachkammer an der kunstgerechten Herstellung niedlicher Nadel- oder Zündholzbüchschen, hübscher Dosen von allen Kalibern bis zu imposanter Grösse, aller Formen von Leuchtern, ja sogar eleganter Putztische mit wohlgedrehten Füssen und schöngemaserten Platten arbeiten sehen. Und es war keine geringe Auszeichnung, wenn man sich rühmen konnte, aus dieser illustren Werkstätte ein und das andre Stück als erlesenen Liebesbeweis zum Geschenk erhalten zu haben.

Uebrigens erlitt die Plautusarbeit eine Unterbrechung für wenige Monate durch das Begehren des Verlegers, welcher, um der kleinen Ausgabe einen reicheren Absatz zu schaffen, seinen rastlosen Sklaven vermochte, eine kurzgefasste deutsche Darstellung der Plautinischen Prosodie und Metrik zu entwerfen. Sie sollte, in straffer Paragraphenform, nur Resultate, keine Untersuchungen geben, machte aber eben deshalb zehnmal mehr Mühe als der Verfasser gedacht hatte: denn natürlich kam er besonders für die principielle Grundlegung wieder auf neue Gedanken.[1]) So entstanden während der ersten Wintermonate des Jahres 1850 die „Grundzüge der lateinischen Prosodik", deren demnächstiges Erscheinen einer der Plautinischen Excurse[2]) verhiess. Leider sind sie ungedruckt geblieben, zunächst „weil *dies diem docebat*"[3]), und der Verfasser auch später Bedenken trug, „den Schwachen im Geist ein zweischneidiges Werkzeug in die Hände zu geben".[4]) Hinterlassen ist, vollkommen ausgear-

---

1) An Fleckeisen 30. December 1850. 2) Rhein. Mus. VIII (1851) p. 153 (an Fleckeisen) = opusc. II 535. 3) Ritschl opusc. II 535 Anm. An Fleckeisen 9. September 1851: „Die 'Grundzüge' habe ich seit langer Zeit fast ganz fertig. Aber während der Ausarbeitung selbst sind mir eben so viel neue Gesichtspuukte gekommen, von denen aber jeder eine eigene zeitraubende Untersuchung und Durcharbeitung erfordern würde, dass ich mich bis jetzt nicht habe entschliessen können, das Geschriebene zum Druck zu geben, und noch zur Stunde nicht weiss, wofür ich mich entscheide." 4) Opusc. IV 411.

beitet, ein allgemeiner Theil, die principiellen Anschauungen des Verfassers über quantitirende und accentuirende Dichtung und die Mittelstufen schön entwickelnd und auf diesen Grundlagen das Verhältniss des Plautinischen Verses zur Kunstpoesie feststellend; ferner vom besondren Theil das erste Hauptstück von der „Neigung das Lange zu kürzen und das Starke zu schwächen", und der Anfang des zweiten („Verschmelzung des Getrennten beim Zusammenstoss vocalisch aus- und anlautender Wörter", Synalöphe). Das dritte sollte von der Herrschaft des Accentes handeln, und als Zugabe des zweiten Bandes der kleinen Textausgabe sollte ein „Abriss der Plautinischen Stichopöie" folgen. Das Hinterlassene ist für die eigenthümliche Kunst des Verfassers, die Masse der praktisch beobachteten Thatsachen von innen heraus zu erklären und in den Zusammenhang der sprachhistorischen Entwickelung einzuführen, so charakteristisch und für die Kenntniss seines schon damals gewonnenen Standpunktes, der über die Prolegomena bereits bedeutend hinausging, so lehrreich, steht sogar in den meisten Punkten so auf der Höhe seiner gereiften Erkenntniss[1]) und fasst die behandelten Abschnitte in so glücklicher Weise zusammen, dass es grade einem weiteren wissenschaftlichen Leserkreis noch willkommen sein dürfte.

Noch etwa 4 Jahre rechnete R. im Herbst 1851 bis zur Vollendung der Plautusausgabe. Allmälig sehnte er sich doch gar sehr nach der Zeit, wo er „das langwierige Sisyphuswerk" werde abgewälzt haben (warum mussten uns auch grade 20 Stücke erhalten sein!) um sich dann andren Arbeiten zu widmen, in denen er inzwischen mehr und mehr seine wahre Lebensaufgabe erkannt zu haben meinte. Er fühlte, wie das „jahrelange ununterbrochene Arbeiten an stets einem und demselben Stoff, in einer und derselben Form" ihn mit der Zeit geistig und körperlich ermüde. Seine Natur bedurfte der Abwechselung, zumal es ihn mehr und mehr drängte, die grossen neuen

1) Die Ergebnisse der sortes und der archaischen Inschriften (Consonantenabwurf) sind schon verwerthet, aber die Ekthlipsis (z. B. *q'dem*) noch nicht völlig aufgegeben.

Gesichtspunkte und Entdeckungen, welche ihm während seiner Plautinischen und der daraus hervorgegangenen epigraphischen Studien aufgingen, zu verfolgen und in angemessener Form ans Licht zu stellen.[1]) Seit ein paar Jahren war er auf reiches Material und immer neue Gesichtspunkte zu einer totalen Umgestaltung der lateinischen Grammatik und zu einer Geschichte der ältern lateinischen Sprache gekommen. In zerrissenen Nebenstunden des Jahres 1851 beschäftigten ihn lebhaft die noch so gut wie gar nicht für solche Zwecke ausgebeuteten lateinischen Inschriften.[2]) Wenn ihm nur während zweier Jahre der unwürdige Zwang, auf dem aber der Verleger mit brutalster Hartnäckigkeit bestand, in solchem Zeitraum 6 Plautusstücke zu liefern, erlassen würde, hätte er gar zu gern Beiträge zur Geschichte der lateinischen Sprache und Verskunst ausgearbeitet, zwei bis drei Hefte, jedes auf 12—15 Bogen berechnet, in freier Folge, aber geschlossener Systematik.

Endlich zeigte sich die Morgenröthe der Freiheit. Ein Elberfelder junger Buchhändler, Friderichs, trat, um sich eine Grundlage für seinen wissenschaftlichen Verlag zu schaffen, mit König in Unterhandlung und kaufte ihm u. A. auch den Plautus ab, R. aber entband er wenigstens mit der Zeit von den drückendsten Verpflichtungen seines Contractes.[3]) Bei ihm erschien nun zunächst der Persa (statt des erst beabsichtigten Rudens), an der Spitze des dritten Bandes, der Welcker zur Begrüssung bei seiner Rückkehr von Rom gewidmet war.[4]) Wenigstens das folgende Heft, der Mercator, welches freilich erst im August 1854 fertig wurde[5]), präsentirte sich zur Zufriedenheit des Herausgebers doch in etwas anständigerer Gestalt, auf besserem Papier, mit

---

1) An Fleckeisen 1. März 1853. 2) An Brunn 4. September 1851. 3) R. an Fleckeisen 1. 12. 21. März 1853. Vgl. Fleckeisen an R. 8., 26. März 1853. 4) FRID · THEOPHILO · WELCKERO | PER · TRIVM · LVSTRORVM | CONSORTIVM · BONNENSE | CONLEGAE · IVCVNDISSIMO | SOCIO · LABORVM · CONCORDI | AMICO · CANDIDO | FRIDERICVS · RITSCHELIVS | D · D | ROMA · REDVCI · FELICITER. Die Vorrede ist datirt vom 30. März 1853. 5) Unter der Presse schon im Februar: R. an Bernays 3. Februar 1854. An Fleckeisen übersendet 7. August 1854.

neuen, scharf geschnittenen Typen. Denn in wenig ansprechender Erscheinung war der neue Plautus in die Welt getreten: graues lappiges Papier, stumpfe Lettern, unsaubrer Druck, abschreckend gradezu die überfetten Buchstaben, welche die Handschriften bezeichnen. Nun, in hübscherem Gewande, der Fesseln entledigt, mochte das Schmerzenskind mit grösserem Behagen sich entwickeln und seinen Weg machen. Daneben war, schon zu Anfang des Jahres, der Plan einer einfachen Textausgabe sowohl des Plautus als des Terenz aufgetreten: ein Vertrag über dieses Unternehmen war mit Tauchnitz abgeschlossen (19. April 1854). Nach so bedeutend berichtigter und erweiterter Einsicht wollte der Eroberer dieses Gebietes lieber „auf seine eignen Schultern treten, statt andre darauf treten zu lassen".[1]) Nun jedoch machte erst das neu übernommene, zeitraubende Amt der Bibliotheksverwaltung sowie die Vorbereitung des Inschriftenwerkes, demnächst aber das über den Armen hereinbrechende schwere Leiden einen Strich. Dem ungeduldigen Verleger schlug er einmal vor, die Vollendung des Werkes Fleckeisen zu übertragen, der aber, wie zu erwarten, ablehnte.[2]) Unter stiller Vermittelung des Freundes ging endlich im März 1858 der Verlag an die Teubnersche Firma über[3]), was R. selbst längst gewünscht hatte. Nun hoffte er wieder die ganze Ausgabe etwa mit jährlich zwei Stücken zu Ende zu führen, und ging rüstig an den Poenulus, von dem als Proben im Winterproömium 1858/9 ein Canticum[4]) und im Sommerproömium 1865 eine Dialogscene[5]) erschienen sind. Schon war das Manuscript bis zur Hälfte druckfertig ausgearbeitet[6]): aber wiederholte Rückfälle im Herbst, die ihn selbst Nachts unbeweglich auf seinen Sessel bannten, machten jede Fortsetzung unmöglich.[7]) Auch als wieder leidlichere Perioden eintraten, die productives Arbeiten gestatteten, erwies sich doch trotz der lebhaftesten Neigung grade die Plautusarbeit als gradezu unmöglich wegen der gar zu vielen Bücher, die unaufhörlich dazu nöthig und doch

1) An Hertz 30. Januar 1854. 2) Fleckeisen an R. 10. und 14. März 1857. 3) R. an Fleckeisen 7. März 1858. 4) Opusc. V 552 ff. 5) Opusc. V 560 ff. 6) R. an Löwe 19. October 1875. 7) R. an Fleckeisen 17. October 1858.

dem in freier Bewegung allzusehr Gehemmten unzugänglich waren.[1]) Schon damals, in schwerer Krankheitsnoth, dachte er an eine Vertheilung der Aufgabe unter eine Anzahl seiner Schüler mit Fleckeisen an der Spitze, es wurde ihm aber wieder ausgeredet.[2])

„Es ist ganz unübersehbar und überrascht mich selbst noch täglich, welche Massen neuen Stoffes der lateinischen Sprachkenntniss und der wissenschaftlichen Grammatik durch eine kritische Bearbeitung des Plautus zugeführt wird," so schrieb der Herausgeber am 31. December 1848 an Joh. Schulze. Für die allmälige Auslegung dieser Schätze waren von Anfang an Plautinische Excurse[3]) im Rheinischen Museum bestimmt. Auch einzelne Programme der Jahre 1854/5 griffen mit ein.[4]) So brachten die Jahre 1849 bis 1857 eine Reihe höchst anregender und ergebnissreicher Erörterungen[5]) ohne systematisches Band, hervorgewachsen aus Einzelfragen, welche der fortschreitenden Arbeit am Plautustext bei ihrer Vertiefung in die handschriftliche Ueberlieferung aufstiessen. „Vermöge ihrer ganz gelegentlichen, immer nur auf augenblicklicher Anregung beruhenden Entstehung" waren sie „so sporadisch im Inhalt und rhapsodisch in der Folge, wie heuristisch, selbst erotematisch in Form und Methode."[6])

Ihrer Anlage und Haltung wie ihrer ausgesprochenen Absicht nach luden sie zur Discussion offener Fragen und zur Betheiligung an ihrer wissenschaftlichen Beantwortung ein. Fleckeisens und Bergks Recensionen, auch Lachmanns Lucrezcommentar hatten eine Menge wichtiger Punkte bezüglich Plautinischer Sprach- und Versbildung berührt, die zu einem abgeklärten Resultat noch keineswegs verfolgt waren.[7]) R. selbst, in unablässigem Fortschreiten begriffen, aus der combinirten Bearbeitung der altrömischen Inschriften und des

1) An Fleckeisen 23. Mai 1859. 2) Fleckeisen an R. 13. Juli 1859. 3) Opusc. II 436—661. 4) Opusc. II 395—403. 423—435. Vgl. meinen Bericht in Fleckeisens Jahrbüchern 1858 p. 181 ff. 5) Opusc. II 436—661. 6) Opusc. II 436. 7) Vgl. opusc. II 534. 604.

Plautus einen überreichen Stoff zu neuen Untersuchungen schöpfend, von Entdeckung zu Entdeckung die Zusammenhänge der geschichtlichen Entwickelung des alten Latein immer heller durchschauend hatte das Bedürfniss, neu gewonnene Ansichten und Auffassungen ohne den Tross vollständiger Belege und das Gefolge aller möglichen Anwendungen, kurz hingeworfen, nicht als abgeschlossene Ergebnisse den Lesern seiner Zeitschrift gleichsam zur Erwägung zu stellen. Die Freiheit Einzelnes zurückzunehmen, zu modificiren, nachzutragen, den Gesichtskreis allmälig zu erweitern blieb hierbei in vollem Umfange gewahrt. So blickt man unmittelbar in eine regsame Werkstatt der Forschung: die Funken sprühen, edles Metall wird gehoben und verarbeitet, das wachsende Häuflein verstehender Genossen wird durch den Reiz des neuen Gewinnes zu wetteifernder Thätigkeit herangezogen. Was heute noch räthselhaft schien, ist morgen gelöst; immer neue Momente treten auf, brennenden Fragen immer grössere Tragweite, immer bedeutendere Vertiefung gebend; Vereinzeltes tritt in geschlossenen Zusammenhang. Der Meister, Allen voran mit beherrschendem Ueberblick, immer bereit auch das Kleine, was ihm von andrer Hand geboten wird, anerkennend einzureihen wo es sich fügt. Die vereinzelten Beiträge reichen weit über ihr nächstes Feld hinaus: sie zeigen der historischen Sprachforschung Wege und Mittel, aus welchen Quellen ein wissenschaftlich begründetes Verständniss der lebendigen Sprache zu gewinnen sei, nicht ohne verdienten Spott über dilettantische Faseleien der alten Schule wie über die oft ebenso bodenlosen Phantasmen gewisser ins weite schweifender Sprachvergleicher.[1])

Aus dem Schutt und Schmutz der Plautinischen Handschriften wurden werthvolle Bereicherungen des Wortschatzes, verdunkelte oder verschollene Wortformen und Bildungen gewonnen, welche der Herstellung des Textes, der Befestigung der metrisch-prosodischen Gesetze zu Statten kamen, Charakter und Gewohnheiten des Plautinischen Stiles, Bildung und

1) Ἐνδοτενὲς *epoptarum arbitrium omnituens omniparens numquid in hac caussa decreverit, incompertum nobis:* opusc. II 423.

Entwickelung der gesammten vorclassischen Sprache immer klarer erkennen liessen. Ein Ende gemacht wurde der oberflächlichen Vorstellung, als handle es sich bei der Beobachtung verschiedener Schreibungen desselben Wortes und derselben Form um eine mehr oder weniger gleichgültige Aeusserlichkeit graphischer Besonderheiten, und dagegen die richtige Grundanschauung zur Geltung gebracht, „dass Schrift der Ausdruck des Lautes ist und mit ihm im ganzen und grossen Hand in Hand geht trotz aller untergeordneter Schwankungen, jede graphische Veränderung uns also auch eine Sprachveränderung lehrt", dass wechselnde Schreibungen des Alterthums „nur die Zeugen wechselnder Erscheinungen innerhalb des ewigen Flusses der sich fortbildenden Sprache als einer gesprochenen sind", und „das herkömmliche Kapitel über 'Orthographie' aus einer wissenschaftlichen, d. h. historischen Grammatik zu verschwinden" hat.[1])

Einige Beispiele mögen einen flüchtigen Einblick gewähren. Die Wortform *trapezita* sträubte sich gegen den Plautinischen Vers, und doch warnte die Wiederkehr desselben Anstosses an übrigens tadellosen Stellen vor gewaltsamem Eingriff. In gemeinsamer Ueberlegung mit Fleckeisen (σύν τε δύ' ἐρχομένω bewährte sich auch diesmal wieder: opusc. II 533) fand R. die Lösung[2]) in der Annahme einer Consonantenumstellung: *tarpezita*, welche mit einem Schlage alle Schwierigkeiten beseitigt. Weitere Umschau ergab nach und nach zahlreiche Analogien zunächst dorisch-äolischer Bildungen, welche die Anwendung auf das verwandte Latein so nahe legen und in der That erfahren haben. Wiederum traf die Beachtung handschriftlicher Winke mit den Geboten der Prosodie zusammen, um Formen wie *corcodilus* u. a. selbst für spätere Dichter wie Martial ausser Frage zu stellen. Weiterhin aber lehrte die Vergleichung mit den romanischen Sprachen und ihren Dialekten, wie sehr jene Umstellung zu allen Zeiten der Zunge des Italiäners geläufig gewesen und geblieben ist.

---

1) Opusc. II 510. 602 A. 631 f. 2) Opusc. II 524 ff.

Auch die römische Culturgeschichte ging nicht leer aus bei den mit besonderem Eifer und Erfolg gepflegten Untersuchungen über Vocaleinschaltung im Inlaut griechischer Lehnwörter und Eigennamen. Von der Form *drachuma*, welche schon Bentley wegen des Positionsgesetzes für Terenz in Anspruch nahm, R. in eine Reihe Plautinischer Verse wieder einführte, gingen sie aus. Einmal aufmerksam gemacht fand man in Handschriften mannigfacher Autoren, auf Inschriften, bei Grammatikern eine beträchtliche Zahl analoger Beispiele, andre wurden durch prosodisch-metrische Indicien entdeckt. Wie Krystalle schossen die Beobachtungen nach und nach an den einmal gegebenen festen Kern, bis sich die Frage aufdrängte, aus welchem Gesichtspunkte es zu erklären sei, dass jene so reichlich bestätigte Analogie doch nicht als feste Regel für alle verwandten Wörter (die nämlich im Inlaut einen Guttural mit λ μ ν oder mit μ ν nach einem kurzen Vocal haben) durchgeführt sei. Die Lösung ergab sich aus einer lebensvollen zusammenfassenden Betrachtung über die verschiedenen Epochen und allmäligen Uebergänge, welche die Aufnahme griechischer Wörter in Sprache und Litteratur der Römer durchzumachen hatte.[1])

Eine „fast unübersehbare Masse von Erscheinungen" der altlateinischen Sprache und Sylbenmessung wird durch den Fundamentalsatz erklärt, „dass das alte Latein eine grosse Schwerwuchtigkeit der Sylben durch gedehnte Vocale hatte, vor allem, aber keineswegs allein im Auslaut"; und dass „in der allmäligen Abschwächung solcher Vocallängen zu Kürzen" (nicht umgekehrt in der Dehnung von Kürzen!) sich einer der durchgreifendsten Processe der weiteren Entwicklung offenbart.[2]) Nicht minder weitgreifend ist das Lautgesetz[3]), dass in der Fortbildung der lateinischen Sprache *e* der ältere, *i* der jüngere Vocal ist und jener in diesen ebenso übergeht (und zwar durch den Mittelton *ei*) wie *o* in *u*. Um einmal an dem Faden irgend eines bestimmten Falles den Weg in das ziemlich wirre Dickicht jener Vocale zu zeigen, gab R. eine

1) Opusc. II 491 ff. Vgl. 519 f. 2) Opusc. II 635. 586. 641 f. 3) Opusc. II 622 ff.

subtile Geschichte der drei neben einander erhaltenen Formen der Partikel *ne nei ni*, welche zugleich eine andere öfters wiederkehrende Erscheinung illustrirt, „dass ein ältestes durch ein jüngeres verdrängt wurde und dieses wiederum dem früheren weichen musste, so dass dieselbe Form zugleich die älteste und die jüngste ist".[1])

Es ist nicht zu sagen, wie nach allen Seiten hin das kritische Studium der lateinischen Sprachdenkmäler aller Art durch solche Arbeiten des genialen Forschers angeregt, gefördert, zum Theil erst begründet worden ist. In erster Linie natürlich die Kritik der altlateinischen Litteraturreste, besonders der Poesie; aber auch für die classischen und nachclassischen Schriftsteller und ihre Texte erwiesen sie sich fruchtbar. Das Auge wurde für Beachtung der bisweilen unscheinbaren, bisher übersehenen Spuren antiker Schreibung geschärft: was früher für ausschliesslich archaisch galt, kam nun auch für spätere und späteste Zeiten zum Vorschein, theils als dauernd recipirte, regelrechte Sprachform, theils als den Schreibern geläufige Gewohnheit des Vulgärlateins. Und so erkannte man, wie gleichsam in unterirdischem Gange das Erz der alterthümlichen Sprache, ungebrochen durch den Meissel der nationalen Litteratur, fortläuft und wieder an die Oberfläche hervorbricht, als die einbrechende Barbarei dem Volksmund das grosse Wort wiedergiebt.[2])

Wie Vieles was seitdem in viel gebrauchten Büchern, Grammatiken und Commentaren, obwohl noch lange nicht genug in Saft und Blut der Schule übergegangen ist, verdankt man den hier geschilderten Ermittelungen! Freilich verstanden nicht Alle, welche die angedeuteten Gesichtspunkte weiter verfolgten, Maass zu halten. Mancher Heisssporn warf Saturnische und Plautinische Zeiten durch einander und übertrug die Rohheiten des primitiven Altlateins ohne Auswahl auf eine durch Verkehr und Bildung schon geglättete Sprache.[3])

Vor Allem gerieth durch die freiere Form der Debatte die Forschung in einen lebendigen und gedeihlichen Fluss.

1) Opusc. II 627. 2) Vgl. opusc. II 507. 3) Vgl. opusc. II 445.

Was schadete es, wenn dieser oder jener, der unbetheiligt von aussen zusah, so fruchtbare Verhandlungen für unsichres Schwanken hielt und sich einbildete, die Grundlagen seien gelockert, „als wenn eine Verbesserung — Reinigung, Klärung, Vertiefung — von Ansichten gleich wäre mit ihrer Aufgebung“.[1]) Zu einer umfassenden Revision der grossen Hauptfragen, wie sie R. in einer Reihe offener Briefe an Fleckeisen vorzunehmen gedachte, kam es zwar vor der Hand in dieser Form nicht, wohl aber unter andrer Adresse und in andrem Zusammenhang.[2]) Dagegen wurden gewisse Grundprincipien der Methode den Zweiflern und Widersachern gegenüber sehr ausgiebig erörtert. Lehrs bewunderte R.s „zähe Geduld, Hingeworfnes gegen Ueberlegtes, oder gar unlogisch und confus Gedachtes und Ausgedrücktes zu zerlegen und zu widerlegen: er besitze sie nicht“.[3]) Besonders war es der Weg der Induction, dessen Berechtigung und Begrenzung zu erläutern derselbe nicht müde wurde. Was an einer weit überwiegenden Anzahl sichrer Fälle beobachtet ist, muss als Regel anerkannt werden, der sich eine verschwindende Minderheit widerstrebender unter übrigens gleichen Umständen zu fügen hat. Im Mannigfaltigen die Einheit aufzusuchen, eine Mehrheit analoger Erscheinungen auf ein gemeinsames Gesetz zurückzuführen war das Ziel seiner Methode[4]); aber er drängte der Sprache nicht auf was sie nach einer vorgefassten Meinung hätte thun müssen, sondern lernte ihr ab, was sie gethan habe[5]); und was im gegebenen Falle in der Absicht des Dichters gelegen haben möge, war ihm eine Sache feinster individueller Abwägung.[6]) Aufs eindringlichste warnte er davor, „ohne die vorsichtigste Individualisirung der Fälle vom allgemeinen aufs besondre oder auch vom besondren auf ein allgemeines zu schliessen“, und empfahl vielmehr „alle Folgerungen aus gewissen Aehnlichkeiten, die wie ein zweischneidiges Schwert sind, von der nüchternsten Erforschung des Thatbestandes regieren zu lassen“.[7]) Mit einem blos logischen Raisonnement oder mit der trügerischen Entscheidung unsres

1) Opusc. II p. IX. 2) Opusc. II 534. 3) R. an Fleckeisen 9. Sept. 1851. 4) Opusc. II 636. 5) Opusc. II 590. 6) Vgl. opusc. II 615. 7) Opusc. II 598.

modernen oder irgend eines andren fremdartigen Sprachgefühls über ein Gebiet hinzufahren, wo „der generische und der individuelle Sprachgebrauch in seinen oft sehr leisen Schattirungen oder sehr beharrlichen Eigensinnigkeiten unbefangen und mit einer gewissen Feinhörigkeit erlauscht sein“ will, das war nicht seine Art.[1])

Es wär unmöglich gewesen jeden einzelnen in den Prolegomena berührten Punkt dort ausführlich zu beweisen, wenn sie nicht ins Unermessliche ausgedehnt werden sollten, wodurch die beabsichtigte vorläufige Grundlegung ebenso lange hingezogen worden wäre als der Text, wenn er nicht ohne rechtfertigenden Commentar erscheinen durfte.[2]) Wenigstens einige Hauptsätze gegen Angriffe oder Missdeutungen zu vertheidigen unternahmen die Excurse. Besonders die Einwürfe von Bergk waren es, welche die schönen Auseinandersetzungen über die Unterschiede der scenischen und der dactylischen Poesie[3]) hervorriefen. Dass die Dichtersprache und Sylbenmessung eines Ennius und Lucretius von der versificirten Umgangssprache des Plautus und seiner Fachgenossen scharf zu scheiden, und die Gesetze der einen dieser Gattungen eben so wenig auf die andre anwendbar seien, wie die der tragischen und lyrischen Poesie der Griechen auf den Dialog der attischen Komödie, ist ein methodischer Grundsatz, der zwar an sich einleuchtend genug ist und auch in den Prolegomena[4]) schon gebührend hervorgehoben war, aber doch immer wieder verleugnet und vergessen wurde. Ein charakteristisches Merkmal der dactylischen Kunstpoesie ist „nicht sowohl die Bestimmtheit der Sylbenquantität — denn diese hatte die scenische Poesie in ihrer Weise ausreichend — als vielmehr die quantitative Bestimmtheit der Thesen, die jetzt hinzutrat zu der längst uneingeschränkt herrschenden quantitativen Bestimmtheit der Arsen“. Hierzu aber half als eine Hauptstütze des Metrums die Verlängerung des kurzen Vocals vor muta cum liquida, welche der Bühnenvers nicht kennt. R. durfte seine langmüthigen, mit dem

1) Opusc. II 611 f. 2) Opusc. II 591 f. 3) Opusc. II 581 ff.
4) p. CXLIII = opusc. V 390.

vollen Uebergewicht umfassender Kenntniss, ruhiger Beobachtung und consequenter Logik, ohne Beimischung persönlicher Schärfe geführten Auseinandersetzungen getrost schliessen mit den Worten: „was wahr ist von treu gesuchtem und überlegt gefundenem, bricht sich schon Bahn, von welcher Seite es auch komme: τὰ δ' ἄλλα cυγχεῖ πάνθ' ὁ παγκρατὴc χρόνοc."[1])

3. Inschriften.

Schon fast gleichzeitig mit den Anfängen der Plautusausgabe regte sich in den Gedanken des Autors ein weiterer Plan, für den er in der Stille die geeigneten Kräfte ausersah und heranzog. Für die lateinische Sprachforschung, die bei der Plautuskritik so innig betheiligt ist, stellte sich als entschiedenes Bedürfniss heraus, die sämmtlichen Reste der alten Sprachperiode, soweit sie nicht in vollständigen Schriftstellerwerken bestehen, aus ihrer bisherigen Zerstreutheit und unzuverlässigen Gestalt zu einem kritisch gesichteten Corpus, einem Thesaurus latinitatis antiquae zu vereinigen als zu einem Urkundenbuche, welches allen grammatischen und lexicalischen Untersuchungen zur Grundlage dienen könnte. Ein starker Band sollte die sämmtlichen archaischen Inschriften und die Fragmente der Schriftsteller, mit Einschluss der Varronischen Fragmente, vereinigen, d. h. nur den urkundlich und nach Conjectur gereinigten Text nebst kürzestem, aber vollständigem Nachweis des kritischen Apparates. Die litterarhistorischen Untersuchungen, die freilich der Anordnung und Emendation vielfältig vorausgehen und ihr zu Grunde liegen mussten, sollten einem zweiten Bande vorbehalten bleiben. Die für eine Kraft allerdings zu grosse Aufgabe sollte durch Theilung so ermässigt werden, dass sie binnen wenigen Jahren bewältigt werden konnte. So waren anfangs z. B. Heinrich Keil die Epiker (Livius Andronicus, Naevius, Ennius) oder die Varroniana, oder am liebsten beides zugedacht[2]); Cato stand ohnehin schon auf seinem Programm. Den Tragikern hatte sich bereits O. Ribbeck zugewandt, um

1) Opusc. II 646: vgl. 771. 2) R. an Keil, Bad Ems 12. Sept. 1849: Keil antwortete am 10. October begeistert für den Plan, lehnte aber aus Mangel an Musse seine Betheiligung ab.

dann die Komiker ihnen folgen zu lassen (1855). Wenn der Plan auch in der ursprünglich beabsichtigten Form nicht zur Ausführung gelangte, so hat er doch zu einer eifrigen Pflege jener alten Litteraturreste geführt und ist allmälig fast vollständig, wenn auch nicht in einheitlicher Zusammenfassung, aber in einer Reihe von Einzelwerken zur Ausführung gelangt. Zunächst schloss sich die Bearbeitung des bellum Poenicum von Naevius und des Ennius durch Vahlen (1854) hier an. Vom Lucilius schreckte Jahr um Jahr die in Aussicht gestellte postume Ausgabe von Lachmann zurück, von der man, durch das Gerücht irre geleitet, Abschliessendes erwartete. Höchst wirksam griff in den ganzen Studienkreis die umfassende Recension der lateinischen Grammatiker durch H. Keil ein, welche mit dem Priscian von Hertz (1855) eröffnet wurde. Mit lebhaftester Theilnahme und stets bereitem Rath[1]) begleitete R. das ersehnte Werk, wie denn seinem energischen Drängen und seiner Vermittelung namentlich die unentbehrlichen Register verdankt werden.[2]) Die Vervollständigung der Sammlung[3]) durch Varro, Festus, Nonius, die Glossare behielt er stets im Auge. Für letztere sollte Vahlen, mit Reisemitteln für Leyden und Paris versehen[4]), das Material sammeln; doch kam Hildebrand mit der Ankündigung eines gleichen Unternehmens in die Quere. Varro's grammatischen Nachlass übernahm und besorgte mit der Zeit (1864) August Wilmanns.[5]) Eine Textausgabe des Lucrez „mit genauen und vollständigen Varianten der alten Quellen" hielt R. auch nach der Lachmannschen für ein Bedürfniss zu Nutz und Frommen sprachlicher Studien, und hätte gern Jacob Bernays, der die Ueberlieferung des Textes so gründlich und scharfsinnig durchforscht hatte, dazu vermocht, dasselbe zu befriedigen.[6]) Auch als dieser sich von dem „Fanatiker der Verwesung" losgesagt hatte, gab R. die Absicht, auf andre Weise für die Verwirklichung seines Wunsches zu sorgen, nicht auf.[7])

1) R. an Keil 28. December 1851, 10. April 1853. 2) R. an Fleckeisen 11., 17. Januar 1860. 3) R. an Keil 28. December 1851. 4) R. an Fleckeisen 4. März 1853. 5) R. an Fleckeisen 17. Januar 1860. 6) An Bernays 3. Febr. 1854. 7) Goebel ging 1855 mit einer solchen Ausgabe um, den sachlichen Commentar sollte Reisacker liefern: R. an Bernays 8. Jan. 1855.

Den Meister selbst führten die eigenen Studien mit zwingender Gewalt vor Allem auf die altlateinischen Inschriften als einen noch so gut wie ungehobenen Schatz für historische Sprachforschung. Seit dem unbedeutenden spicilegium epigraphicum, womit er 1838 einige Aehren seiner italiänischen Reiseernte zum Besten gegeben (I 234 f.), hatte er nur noch einmal, im Winterprooemium 1848, ein epigraphisches Monument, welches für die Geschichte der griechisch-römischen Komödie nicht ohne Interesse ist, kritisch behandelt.[1]) Auf einem im Hirpinerlande ausgegrabenen Cippus berichtet ein Municipalbeamter aus alter Familie, M. Pomponius Bassulus, in zierlichen iambischen Senaren, dass er in seinen Mussestunden einige Menandrische Komödien übersetzt und auch eigne gedichtet, aber aus Schwermuth und Lebensüberdruss wegen körperlicher Leiden sich selbst den Tod gegeben habe. Theodor Mommsen hatte die anziehende Grabschrift zuerst mit einem flüchtig aufgenommenen Facsimile veröffentlicht[2]), war aber mit der Restituirung des Textes, dessen Buchstaben in der Mitte der Zeilen mehrfach verscheuert und unleserlich geworden sind, nicht sonderlich zurecht gekommen. R. wies aus allgemeinen litterargeschichtlichen Gründen nach, was später auch durch antiquarische Thatsachen bestätigt ist, dass die archaisirende Inschrift der Zeit des Trajan, nicht erst dem dritten Jahrhundert n. Chr. zuzuschreiben sei, und stellte auf der unsichern Grundlage mit einer Kühnheit, welche die Einschaltung eines ganzen Verses nicht scheute, einen eleganten, wenn auch nicht sehr urkundlichen Text her.[3])

Zu grösseren Dingen sollte ein glücklicher Zufall den Anstoss geben. Im Sommer 1851 entdeckte R. bei Welcker eine sorgfältig gezeichnete Copie der grossen im Museum von Parma befindlichen Bronzetafel, welche, seit Puchta unter dem Namen der lex Rubria bekannt, den leider verstümmelten Text einer Municipal-Gerichtsverfassung für das cisalpinische Gallien enthält. Das geschickte Facsimile, welches einst

1) Opusc. IV 16—33. 2) Rhein. Mus. VI 139 ff. 3) Vgl. Bücheler anthol. epigr. lat. spec. I (1870) n. XXIX.

(1841) der Director des Parmenser Museums, Michael Lopez, Welcker zu gelegentlicher Veröffentlichung verehrt hatte, erweckte R.s Interesse in dem Grade, dass er es sich zu diesem Zwecke von seinem Collegen ausbat und zu einer Prachtpublication im Octoberprogramm bestimmte. Dieselbe wurde das Muster einer kritischen Ausgabe von einer inschriftlichen Urkunde ersten Ranges: dem auf authentischer Grundlage des lithographirten Facsimiles festgestellten Text ist eine reiche grammatisch-kritische adnotatio beigegeben, vorauf geht eine kurz gefasste, aber vollständige Geschichte der bisherigen Bearbeitungen. In besonders glänzender Ausstattung und mit Zusätzen versehen wurde es der Bayrischen Akademie zugeeignet, zu deren auswärtigem Mitgliede der Herausgeber im Jahre 1850 ernannt worden war.[1])

Das Octoberprogramm war noch nicht fertig, als der Verfasser sich im August mit seiner Familie nach dem stillen Nordseebade Blankenberghe bei Brügge begab, um hier allen „seit Jahr und Tag eingesammelten Bücher- Acten- und Auditorienstaub" gründlich abzuwaschen, Stärkung für sich wie für die Seinigen „in seligem Vergessen aller grauen Gelehrsamkeit" zu holen und die im Drange der Geschäfte lange unterbrochene Correspondenz mit den fernen Freunden wieder aufzunehmen.[2]) Eben hier war es[3]), wo er den Plan fasste einer „vollständigen Zusammenstellung aller alten (d. h. etwa bis zum Anfang des 8. Jahrhunderts d. St. gehenden) Inschriften in chronologischer Folge". Solche 'Annales epigraphici priscae latinitatis' würden „eine ohne Worte redende Geschichte der Sprache" darstellen. Es stand ihm bereits fest, dass diese Folge in überraschender Weise zu gewinnen sei, wenn man von den datirten ausgehe und nach inneren sprachlichen Kriterien die übrigen einordne, wobei man freilich oft genug zufrieden sein müsse nach Jahrzehnten zu rechnen, statt nach Jahren. „Es ist nicht zu sagen," fährt er in dieser ersten Mittheilung fort, „welche ungeahnten Lichter so auf zahlreiche Erscheinungen

1) Vgl. opusc. IV 34 Anm. 2) An Pernice 30. August 1851; an Lehrs 7. September 1851. 3) R. an Pernice 7 Januar 1853.

und ihre Zusammenhänge fallen." Aber zweierlei fehlte ihm, was zur Ausführung des Planes unentbehrlich und ohne fremde Hülfe nicht erreichbar war. Dazu sollte ihm der getreue Brunn helfen als der zuverlässigste und thatkräftigste von Allen, an die er gedacht hatte, und an ihn waren die obigen Andeutungen wie die folgenden Wünsche gerichtet.[1]) Im Voraus schwelgte seine Phantasie in der grossen Aufgabe, welche eine Folge weitgreifender wissenschaftlicher Arbeiten in sich trug, wo er regieren und organisiren, auf das er mit voller Befriedigung seine Kräfte concentriren konnte.[2])

Die lateinische Inschriftenkunde lag damals noch gar sehr im Argen. Nachdem längst die antike Numismatik ihren Eckhel, die griechische Epigraphik ihren Boeckh gefunden hatte, lehrten für die lateinische „zwei einsam leuchtende Wegweiser" die einzuschlagenden Richtungen, Marini und Borghesi: „sie fanden keinen Schüler, der ihre Anregung und ihr Beispiel in einigermassen grösserem Maasstabe zu fruchtbarer Anwendung zu bringen die Einsicht, Hingebung und Arbeitskraft gehabt hätte; am wenigsten in Deutschland"[3]), — ausser dem trefflichen Henzen auf dem Capitol und Theodor Mommsen, der aber mit den Früchten seiner colossalen Arbeitskraft noch wenig hervorgetreten war. Das Material war in einer „fluthenden Masse von grossen und kleinen, guten und schlechten Büchern", in unzähligen, meist schwer oder gar nicht erreichbaren Monographien, in Localsammlungen oder Zeitschriften auf das unbequemste zerstreut, zum grossen Theil auch noch gar nicht veröffentlicht. Die Methode der Veröffentlichung aber war in den meisten Fällen eine durchaus dilettantische. Von dem Werth der Autopsie, von der schwierigen Kunst des Inschriftenlesens und -abschreibens, und von der Pflicht exacter Wiedergabe hatten die Wenigsten einen Begriff. Man verliess sich auf ungenaue Abschriften oder willkürlich modernisirende

1 E. an Brunn 4. September 1851. 2. An Pernice 6. September 1851, wo aber die Sache selbst noch nicht genannt ist. 3. Ritschl opusc. V 552 in der Anzeige von Mommsens I. R. N.

Zeichnungen und Stiche aus älterer Zeit: Einer schrieb vom Andren ab oder machte sich aus mehreren einander widersprechenden Mittheilungen nach eignem Gutdünken aus freier Hand einen Text zurecht. War doch selbst die K. Preussische Akademie in Gefahr, auf diesem und keinem andren Wege vermittelst der Papierscheere ein sogenanntes *Corpus inscriptionum Latinarum* fabriciren zu lassen. Daher ein unerfreulicher Wust einander widersprechender Varianten, welcher den Bearbeiter in Verzweiflung setzte. Von eingehender Beobachtung der Buchstabenformen, des Erhaltenen und Zerstörten, der orthographischen Besonderheiten, und der unzähligen unscheinbaren Einzelheiten des äussern Typus war nicht die Rede; daher denn auch die Kunst Echtes und Unechtes zu unterscheiden fast unbekannt war und untergeschobene Machwerke massenweise den harmlosen Antiquar täuschten. An einigermassen getreue, graphische Reproduction der altlateinischen Schriftdenkmäler und deren Wichtigkeit für die Forschung hatte vollends Niemand gedacht.[1]) Zwar für das Oskische, das Umbrische, selbst das Etruskische war die Einsicht längst durchgedrungen, dass man sich, um diese Idiome zu erforschen, nicht bei litterarischer Publication ihrer alten Denkmäler zu beruhigen habe, sondern dass deren facsimilirende Nachbildung ein unabweisliches Bedürfniss sei. Werke wie die von Lepsius, von Mommsen, von Aufrecht und Kirchhoff hatten diesem Bedürfniss längst Rechnung getragen. Nur der vornehmste aller italischen Dialekte, das Latein, war einer gleichen Herausgabe und Bearbeitung seiner ältesten Sprachmonumente noch nicht theilhaftig geworden. Und doch war ohne eine solche Grundlage die historische Entwicklung der Sprache einer exacten Forschung, wie sie R. vorschwebte, ganz unzugänglich.

Wie merkwürdig fügte es sich nun, dass fast zu derselben Zeit (zwei Tage nach dem R.schen Brief) bei demselben Brunn ein Brief von Theodor Mommsen aus Leipzig (vom 12. Sept.) eintraf, worin dieser mittheilte, er

1) Vgl. opusc. V 584 ff. Wachsmuth Vorrede zu opusc. IV p. X.

habe durch O. Jahn, der die pränestinische Cista in besondrer Publication allseitig behandeln wolle, angeregt, seine republicanischen Inschriften wieder vorgenommen, und gedenke sich, um aus den Buchstabenformen chronologische Indicien zu gewinnen, mit der Zeit eine Holzschnittsammlung von Inschriften bis auf Augustus anzulegen. Auch er nahm Brunns Gefälligkeit für erneute Revision der Originale, in erster Linie grade auch wie R. der Scipionengräber, in Anspruch. Dieser verfehlte nicht, Jedem der beiden Anzeige von den Absichten des Andern zu machen und zu gemeinsamem Bunde, zunächst wenigstens zum Zweck der Beschaffung des Materials, aufzumuntern.[1])

Vor der Hand galt es nach der Rückkehr in Bonn die lex Rubria für den königlichen Geburtstag schnell fertig zu stellen. Es gelang mit äusserster Kraftanstrengung. „Blattweise ist das Manuscript in die Druckerei gewandert, blattweise gesetzt, blattweise corrigirt, dass mir das Blut aus den Fingerspitzen spritzen mochte; gestern Abend vor 8 Tagen kam das erste Manuscript in die Druckerei, und diese Nacht sind die in noch nicht acht Tagen, aber von 3 gleichzeitigen Setzern gedruckten drittehalb Quartfoliobogen fertig gebunden worden. Seit meiner Doctordissertation", so gestand der Verf.[2]), „habe ich nichts Aehnliches prästirt." Das Opus wurde, zum Theil in Prachtexemplaren, u. A. auch an die juristischen Notabilitäten Berlins wie Savigny Keller Dirksen Rudorff versendet, um das Interesse an derartigen Publicationen und das Verlangen nach Fortsetzung derselben anzuregen, so den Boden für eine zu bewilligende Staatsunterstützung zu bereiten, vorläufig ohne jeden directen Antrag, nur mit der hingeworfenen Bemerkung, den Lieblingsgedanken einer Sammlung inschriftlicher Denkmäler in ähnlicher Ausführung werde man sich wohl müssen vergehen lassen, so lange sich nicht etwa ein reicher Liebhaber oder eine liberale Corporation oder eine erleuchtete Regierung dafür interessire. Feuer fingen zunächst Keller und Joh. Schulze.[3]) Die auf ersteren ge-

1) Brunn an R. 29. Oct. 1851. 2) An Pernice 14. Oct. 1851. 3) R. an Pernice 23. Nov. 1851. Keller an R. 9. November 1851.

setzte Hoffnung verwirklichte sich indessen nicht. Letzterer hatte sich durch Vergleichung des neu constituirten Textes mit dem Spangenbergschen in den Monumenta legalia „aufs Neue von der Nothwendigkeit überzeugt, dass unsere römischen Juristen noch weit mehr, als bis jetzt der Fall ist, die Hülfe und Belehrung unserer Philologen in Anspruch nehmen müssen", und bat den Herausgeber dringend, den Gedanken einer vollständigen Sammlung und Bearbeitung nach dem gelieferten Meisterstück auszuführen, deutete auch die Bereitwilligkeit der Regierung zur Bestreitung der erforderlichen Kosten an.[1]) In gleichem Sinne schrieb Savigny (22. März 1852), er wisse kaum einen grösseren Dienst, welcher der Jurisprudenz erwiesen werden könne, als die Ausführung des R.schen Planes.

In diesem Stadium der ersten Vorbereitung war der einzige Weg allmälig vorwärtszukommen der, die Gelegenheit akademischer Programme zu benutzen, auf Universitätskosten die dazu gehörigen Tafeln lithographiren zu lassen, die Steine dann aus Privatmitteln anzukaufen. Für die nächste Zeit waren die Scipionengrabschriften, die uralten Weihinschriften von Pesaro, das Grabmal der Furier aus Tusculum, dann vor Allem der Genueser Spruch der Minucier ins Auge gefasst, wozu die römischen Freunde um sorgfältigste Copien angegangen wurden.[2]) Es gelang einen sehr talentvollen Zeichner und Lithographen in Bonn, Namens Penning, zu gewinnen, welcher von R. mit unsäglicher Mühe ganz für diesen Zweck herangezogen und angelehrt, zunächst unter seiner Leitung nach einem Papierabklatsch ein sehr gelungenes Facsimile der Mummiusinschrift für das Osterprogramm herstellte. In demselben Winter setzte sich R. auf Brunns Veranlassung mit Mommsen selbst in Verbindung mit der Bitte um gefällige Mittheilung von Inschriftabklatschen seines Besitzes, worauf dieser den Vorschlag einer Vereinigung zu gemeinsamer Arbeit machte.[3]) R. schlug in die gebotene Hand ein. Schon am 20. Januar 1852 meldet

1) Schulze an R. 13. Nov. 1851. 2) R. an Brunn 23. Oct. 1851. 3) Dies und der weitere Bericht über die verschiedenen Stadien der Unternehmung ist aus hinterlassenen Aufzeichnungen R.s geschöpft.

er an Brunn, dass ihn und Mommsen Ἑρμῆς εὐλόγως ξυνήγαγεν. „Wir sind über Plan, Umfang, Grenzen, Einrichtung unsrer gemeinschaftlich zu edirenden '*Priscae latinitatis monumenta epigraphica, cum commentariis grammaticis*' vollkommen einig, sowie über die Vertheilung der Arbeit, und gehen so rührig der Sache auf den Leib, dass Ende 1854 das opus in die Welt gehen soll, so Gott will." Auch hat er bereits die begründetste Aussicht, für die Beschaffung der in grossem Maasstabe beabsichtigten Facsimiles eine namhafte Unterstützung aus königl. preussischen Staatsmitteln zu gewinnen. So sicher glaubt er derselben zu sein, dass er schon jetzt auf seine eigne Gefahr einen nicht ängstlich limitirten Credit eröffnet, um namentlich der grossen Gesetzesurkunden, die den Berliner Juristen vor allem am Herzen liegen, habhaft zu werden. Man soll die Scudi nicht sparen, und das römische Institut soll seine Autorität einsetzen, um Zeichner zu gewinnen, besonders für die grossen Bronzen in Neapel und Genua. In Rom und der Umgegend sollen die dortigen Freunde auf Alles, was durch Buchstaben- oder Sprachformen oder Inhalt oder metrische Abfassung und dergleichen irgend Interesse bietet, Jagd machen; besonders wird das Kirchersche Museum empfohlen, wo noch allerhand kleinere Kostbarkeiten versteckt waren. Vorhandene Stiche wie die der Scipionengräber von Piranesi sind wenigstens genau zu revidiren. Die gemeinsamen heissen Wünsche weiss er dem Freunde nicht besser zu veranschaulichen als unter folgendem Bilde. „Denken Sie sich ein zweiköpfiges Unthier mit unersättlichem Magen, das zwar nur alte Speise frisst, aber davon so viel und so vielerlei als es nur immer haben kann; das aber auch aus der Noth eine Tugend macht und nicht mehr verschlingt als es kriegen kann, ohne unzufrieden zu werden auch über das Mässige, das man ihm verabreicht, im Gegentheil mit dankbarer Verdauung auch des Wenigen, worauf es etwa durch sein ungünstiges Geschick beschränkt wird."

Der schriftlichen Einigung wurde in den Osterferien 1852 durch persönliche Zusammenkunft das Siegel aufgedrückt. In den ersten Tagen des April begab sich R. nach Leipzig, wo er 5 Tage lang mit Mommsen conferirte, der sich eben zur

Uebersiedelung nach Zürich rüstete. Sie kamen überein, dass R. „das Ikonische und das ganze Grammatische, Mommsen das Historische und Litterarische übernehme"; d. h. dieser übernahm „die Zusammenstellung und kritische Annotirung der in Druckschrift wiederzugebenden Inschriften, jener den grammatischen Commentar (als eignen, für sich bestehenden Theil) und die gesonderte Zugabe eines Atlas von lithographirten Facsimiles".[1]) Von Leipzig begab er sich mit einführenden Briefen an alle möglichen Hochmögenden versehen nach Berlin, um den Minister für das Werk zu gewinnen und die nöthigen Gelder aus Staatsmitteln von ihm zu erbitten. Sollte dies nicht gelingen, so dachte er an den König zu gehen, dessen Thür ihm Männer wie Humboldt, Rauch, Cornelius öffnen sollten. „Ich reise diesmal auf Inschriften und grosse Männer" schrieb er. Ein in Leipzig ausgearbeitetes, vom 31. März datirtes Promemoria an den Minister über den Plan des Werkes war ihm vorausgegangen. Da indessen Mommsen wegen der Leipziger Vergangenheit damals in Preussen noch persona ingrata war, so erlaubte Joh. Schulze nicht seinen Namen in die officiellen Verhandlungen hineinzubringen[2]); vielmehr trat R. als der alleinige Autor auf, was ja bei der angegebenen Theilung der Arbeit kein Bedenken hatte, insofern der Staat eben nur seinen Antheil unterstützen sollte. Sein Gesuch fand bei dem Minister v. Raumer, welcher die wissenschaftliche Bedeutung des Unternehmens wie des Unternehmers sehr wohl zu schätzen wusste, entschieden günstige Aufnahme. Es wurden ihm zwar erst vorläufige, aber doch bestimmte Zusicherungen einer recht anständigen Unterstützung aus Staatsmitteln gemacht.[3]) Da indessen die K. Akademie längst mit dem Plan eines Corpus sämmtlicher lateinischer Inschriften umging, so verfiel Joh. Schulze, in bester Absicht, vielleicht um diesem Schmerzenskinde früher zu der von Vielen ersehnten Geburt

1) R. an Pernice 7. Januar 1853. 2) Auch bei den Verhandlungen mit den Italiänern, besonders in Neapel, durfte Mommsens Name vorerst nicht genannt werden. Denn man war ingrimmig über seine I. R. N., und nannte ihn *il mostro cimbrico*. Henzen an R. 15. Juli 1853. 3) R. an Brunn und Henzen, Berlin 12. April 1852.

zu verhelfen, selbständig auf den Gedanken, bei jener anzufragen, ob sie geneigt sei, aus ihren Fonds einen Beitrag zu dem R.schen Werke zu bewilligen. Dadurch entstanden Verzögerungen und Verwickelungen, welche der reinen Durchführung des ursprünglichen Planes keineswegs günstig gewesen sind.[1]) Indessen erhielt R., der immer auf das tapferste fortarbeiten liess und dafür bereits nicht unbeträchtliche Summen aus eigener Tasche aufgewendet hatte, auf seine Vorstellung an den Minister eine erste Rate von 500 Th. angewiesen und die Zusicherung einer weiteren Summe, wenn die erste erschöpft sei.[2]) Joh. Schulze aber gab noch vertraulich für den Fall, dass eine Verständigung mit der Akademie nicht gelingen sollte, das Versprechen, dass die erforderliche weitere Unterstützung nichtsdestoweniger gewährt werden solle.[3]) Bald darauf traf die Antwort jener Körperschaft ein.[4]) Sie lautete wie zu erwarten war: da sie selbst ein analoges Unternehmen beabsichtige, könne sie jenes andre nur unter der Bedingung unterstützen, dass es einen integrirenden Theil des damals unter der wenig hoffnungsreichen Leitung des jüngeren Zumpt schwebenden akademischen Corpus inscriptionum ausmache und demgemäss einer Revision des Plans unterzogen werde, ein Vorschlag, der wiederum aus naheliegenden Gründen R. unmöglich zur Befriedigung gereichen konnte. Am günstigsten war eigentlich die Stellung, welche gleichviel aus welchen Gründen Boeckh von Anfang an zu der Sache einnahm. Seine Meinung war, Akademie wie Ministerium solle R.s Unternehmen unbedingt als ein selbständiges, von dem „weitaussehenden" akademischen Inschriftenwerk, dessen Förderung ihm zunächst nicht so sehr am Herzen lag, ganz unabhängiges unterstützen. Seine Zweifel, ob

1) Dirksen an R. 10. October 1852: „Leider hat Ihr preiswürdiges epigraphisches Unternehmen es erfahren müssen, dass es etwas noch bedeutend unwillkommneres giebt als akademische Lethargie, nämlich akademische Wachsamkeit. Während der bezüglichen Verhandlungen wollte die Geduld mir schier ausgehn; wie viel von dieser Gottesgabe mag Ihnen denn zur Verfügung geblieben sein!" 2) Ministerialerlass vom 18. Aug. 1852. 3) Schulze an R. 14. Aug. 1852. 4) Datirt vom 30. Juli 1852.

jener die fragliche Verbindung gern eingehen würde, wusste man indessen zu beschwichtigen, so dass er dem endlichen Beschluss, obwohl derselbe seiner ursprünglichen Ansicht nicht entsprach, nicht entgegen war.[1]) R. selbst kam durch den doppelten Zweck, den er im Interesse der Wissenschaft mit Feuer verfolgte, sein eignes Werk und zugleich das umfassende der Akademie flott zu machen, gewissermassen in Gefahr zwischen zwei Stühle zu gerathen.

Um Verständniss und Interesse des Publicums für echt wissenschaftliche Behandlung der römischen Epigraphik frisch anzuregen und an entscheidender Stelle Mommsens Beruf für die Herstellung eines Corpus in glänzendes Licht zu setzen, schrieb R. im Winter 1852 für Zarncke's litterarisches Centralblatt, welches damals seine ersten scharfen Pfeile versandte, eine begeisterte Anzeige der *Inscriptiones regni Neapolitani latinae*, jener eben erschienenen bewunderungswürdigen Sammlung, welche zeigte, was Energie und Kraft eines einzelnen Privatgelehrten auf diesem vernachlässigten Gebiet vermöge. Die Anzeige war anonym, aber jeder Kundige errieth aus der eindringlichen Charakteristik leicht den Verfasser[2]); und jeder Unbefangene wünschte seiner Absicht, gegen die kleinlichen Rücksichten und Interessen, welche damals in gewissen Kreisen Berlins die Oberhand hatten, der guten Sache solider Wissenschaft zum Siege zu verhelfen, den besten Erfolg.

In begeisterten Worten begrüsste der Artikel die erste siegreich bahnbrechende Leistung von epochemachender Bedeutung, „ein schwer zu erreichendes, schwerer zu überbietendes Musterbild für die zukünftigen Bauleute“ eines vollständigen und planmässigen *Corpus inscriptionum latinarum*. Ja der Referent sagte grade heraus, dass die Berliner Akademie eine allseitig befähigtere Kraft für ein solches Werk nicht finden könne. Denn worin er das entscheidende Kriterium seiner Befähigung erkannte, das war die „kritische Methode, die, eine unbestrittene Errungenschaft der deutschen

1) Boeckh an R. 10. Juli 1852, 31. März 1853. 2) Sie ist aufgenommen in opusc. V. 584—592.

Philologie, sich bisher an den Schriftstellertexten herausgearbeitet und deren Umgestaltung bewirkt habe, nun zum erstenmal mit gleich klarem Bewusstsein wie sichrer Kunstübung auf die Inschriftentexte angewendet sei".

Indessen war der Gordische Knoten der akademischen Verhältnisse noch immer ungelöst. Eine Coalition mit Zumpt war wissenschaftlich undenkbar, der sachlich richtigen mit Mommsen standen noch unüberwundene Schwierigkeiten persönlicher Natur entgegen. Es kam darauf an, mit Klugheit und Delicatesse wenigstens einen Nothbehelf ausfindig zu machen. Monate lang beschäftigte den gewandten Vermittler dieses Problem.[1]) Endlich entschloss er sich zu einem ausführlichen Schreiben an Boeckh, als den vorsitzenden Secretar der Classe (24. Februar 1853). Indem er offen erklärte, dass nach der eingreifenden Betheiligung, welche Mommsen schon bisher seinem Unternehmen gewidmet habe, dessen Name nicht mehr von demselben zu trennen sei, wies er auf die Verschiedenheit der Zwecke hin, welche das Corpus der Akademie und seine Sammlung verfolge: diese sei in erster Linie auf Erkenntniss der Sprache gerichtet, jenes solle allen Seiten der Philologie dienen. Er gedenke ein leicht zu handhabendes, leicht anzuschaffendes, einzeln (ohne den Atlas) verkäufliches Hülfsbuch philologischer Studien zu möglichst grosser Verbreitung im Kreise der Philologen, namentlich auch der Schulmänner zu liefern, welches demnach auch in Quartformat gedruckt werden solle[2]), während doch ein akademischer Thesaurus nicht ohne eine gewisse Stattlichkeit und nicht anders als in folio erscheinen könne. Als einziges Mittel, den Schwierigkeiten, welche aus der Verschiedenheit der beiderseitigen Principien sowohl in der Anordnung des Stoffes als auch vielleicht in der Methode der Behandlung erwachsen könnten, bezeichnet er die Form

1) An Pernice 17. December 1852, 7. Januar 1853. 2) Es war auf 30, höchstens 40 Bogen berechnet, sollte die Inschriften in Druckschrift, wenn auch nicht mit ganz gewöhnlichen Typen bieten, woneben der Atlas als eine Art Luxuswerk für Bibliotheken und wohlhabende Leute gedacht war: R. an Fleckeisen 1. März 1853. Vollständiger index vocabulorum, sowie Schrift- und Alphabettafeln waren auch für das deutsche Buch beabsichtigt.

eines neben dem grossen Corpus selbständig hergehenden Prodromus. Dadurch sei letzterem auch die Möglichkeit gegeben, über die Grenzen der Republik, wenn auch mit grosser Maasshaltung, hinauszugehen und Einiges aus der Kaiserzeit in den Kreis der Behandlung zu ziehen. Das Bedürfniss zu einer solchen Erweiterung habe sich erstlich in grammatischer Beziehung aufgedrängt: zahlreiche Thatsachen der älteren Sprache könnten erst Licht, Bedeutung und scharfe Begrenzung erhalten durch Vergleichung des Gegensatzes und Aufweisung der Unterschiede. Zudem sei für gewisse Classen von Inschriften, wie für die tesserae, die sortes, ein sichres Verständniss nur durch den Ueberblick über ihre Gesammtheit möglich. Drittens sei für die Zwecke der lateinischen Epigraphik in ihrem weitesten Umfange eine Ausdehnung der lithographischen Facsimilirung auf die Kaiserzeit, ausschliesslich in Bezug auf den Charakter der Schrift, überaus wünschenswerth. Eine nicht allzugrosse Anzahl wohl gewählter Inschriftenproben, worin fast Decennium für Decennium vertreten wäre, könne eine förmliche Geschichte der Schriftveränderungen in überraschend deutlicher Stufenfolge vor Augen stellen. Damit sei ein Kriterium gegeben, um Tausende von undatirten Inschriften späterer Zeit der Regierungsepoche eines bestimmten Kaisers zuzuweisen. Noch deutlicher erklärte der Verf. dieses Schreibens am 26. Februar dem Minister, dass es ihm nach vielfachen reiflichen Ueberlegungen immer zweifelhafter erscheine, ob ein Anschluss seines Werkes an das der Akademie dem Gelingen seiner Aufgabe förderlich sei, ob nicht die freie, unabhängige und selbständige Durchführung desselben den wesentlichen Zwecken seiner Arbeit am reinsten und erfolgreichsten entsprechen würde. Eine derartige Verbindung wenigstens, wonach sein Werk gradezu als erste Abtheilung des Corpus erscheinen würde, sei unmöglich und nach beiden Seiten hin beeinträchtigend; nur die Form eines Prodromus mit relativer Selbständigkeit bleibe übrig, worüber er sich auf das Privatschreiben an Boeckh bezog. Die Antwort des Ministers (7. April) entsprach vollkommen seinen innersten Wünschen: derselbe überliess ihm von dem fraglichen Anschluss an die Akademie

gänzlich abzusehn, die von ihm mit glücklichem Erfolge begonnene Arbeit frei, unabhängig und selbständig durchzuführen und zu vollenden; worauf denn die Akademie für den Fall, dass eine Verbindung mit ihr nicht zu Stande komme, den von ihr in Aussicht gestellten Zuschuss zurückzog (12. Mai). Man kann im Interesse unsres Freundes und seiner eigenthümlichen wissenschaftlichen Zwecke beklagen, dass er die ihm so wiedergegebene Freiheit nicht hartnäckiger festgehalten hat, zumal da ihm grade zu derselben Zeit, zwei Tage nach Abgang des Februarschreibens, ein entgegenkommender Antrag der Teubnerschen Firma für den selbständigen Verlag seines Werkes gemacht war, zu dessen Annahme Joh. Schulze selbst rieth[1]), wie er ihn auch veranlasst hatte.[2]) Leider glaubte sich R. damals durch unglückliche Conjuncturen, welche mit den drückenden Beziehungen zu seinem Plautusverleger zusammenhingen, verhindert darauf einzugehen.[3]) Auch Boeckhs Antwort vom 31. März 1853 lautete sehr entgegenkommend: „Ich kann es nur billigen, dass Sie an das Ministerium in der von Ihnen bezeichneten Art geantwortet haben; kommt die Sache, wie nicht zu bezweifeln ist, an die Akademie und will die Classe auch unter den obwaltenden Umständen Ihr Werk als Prodromus unsres weitaussehenden Corpus gelten lassen, so ist alles im Reinen; will sie es nicht, so werde ich dabei bleiben, dass Ihr Werk, auch ohne ein solcher Prodromus zu seyn oder zu heissen, die Unterstützung der Akademie und des Ministeriums verdiene."

Inzwischen aber knüpfte ein einflussreiches Mitglied der Akademie mit R. eine Correspondenz an[4]), welche, die günstige Gelegenheit für die Erfüllung lang gehegter Wünsche benutzend, auf der Basis, dass dessen Wünschen und der unbedingten wissenschaftlichen Nothwendigkeit entsprechend die Herausgabe des Corpus von Zumpt auf Mommsen und

1) An R. 26. März 1853. 2) Fleckeisen an R. 21. Februar, 18. April 1853. „Teubner versicherte mir, er wolle Ihrem Werke eine Ausstattung geben, wie noch keins aus einer deutschen Presse hervorgegangen sei." 3) An Fleckeisen 1. März 1853. 4) Vom 23. April bis 18. November 1853.

Henzen übertragen werde, das Ziel verfolgte, dennoch das Tafelwerk an das akademische als einen Theil desselben zu fesseln. R. fiel hierbei die Rolle zu, namentlich Mommsen in die erst halb geöffneten Arme der Akademie durch discrete Vermittelung nach beiden Seiten zurückzuführen. So gelang es dieselbe zu dem förmlichen Beschluss[1]) zu bringen, dass gemäss dem Antrage R.s Mommsen und Henzen gegen ein festes Jahrgehalt die alleinigen Herausgeber des Corpus sein und ausschliesslich nach ihrer Wahl Mitarbeiter sollten zuziehen können. Unter so veränderten Umständen hielt sich R. für moralisch verpflichtet, selbst mit pecuniären Opfern, unter Verzichtleistung auf die immer wiederholten vortheilhaften Anträge Teubners[2]), seine Mitwirkung zu gewähren. Er willigte also ein, dass sein Werk als Prodromus des Corpus erscheine, wofür die Akademie einen Antheil der Kosten zu den Tafeln übernahm[3]) und sogleich 300 Th. dazu anwies. So war durch den entscheidenden Anstoss, welcher durch R.s grossen Plan gegeben war, und durch seine eben so uneigennützige als geschickte Mitwirkung das grosse Unternehmen eines lateinischen Inschriftencorpus endlich in die rechten Hände gebracht und damit in den sichren Hafen gesteuert.

Während aller dieser Kreuz- und Querverhandlungen waren die Arbeiten an dem beabsichtigten Werk in Bonn Zürich Wien Rom, in ganz Deutschland und Italien, wo immer Material und ein brauchbarer Gehülfe zur Hand war, mit wahrem Feuereifer gefördert worden, und in dieser Temperatur ging es nun Jahre lang weiter. Briefe, Depeschen und Packetsendungen in allen Formen wanderten unablässig über die Alpen[4]); besonders zwischen Bonn und Zürich (später Breslau) erhielt sich ein ununterbrochener schrift-

1) Classenbeschluss vom 4. Juli: Lepsius an R. 15. Juli 1853. 2) R. an Fleckeisen 9. September 1853. 3) Schreiben der philos.-histor. Classe an R. vom 16. Nov. 1853. Im Ganzen hat die Akademie 800 Th., das Ministerium mehr als das Doppelte beigesteuert. 4) An Pernice 16. Juni 1853: „Aber die Zeit, die mich das kostet! Jede Woche mindestens 7 Briefe nach Neapel Rom Florenz Paris London Wien etc., um das Material zusammenzuschaffen."

licher Dialog.[1]) Denn R. war unermüdlich und unabweislich mit Fragen, Aufträgen, Mahnungen, Erinnerungen, die er mit unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit, in den mannigfaltigsten und anmuthigsten Wendungen zu insinuiren wusste. Er sparte keine Schmeichelworte und keine Beschwörungen, um zum Ziel zu gelangen, scheute sich nicht auf Desiderien oder Zweifel immer wieder zurückzukommen, bis sie erledigt waren, spendete dann aber auch überfliessenden Dank, wenn ein lang Ersehntes und schwer Erreichbares endlich doch erobert war. Denn eine Kleinigkeit war es nicht, den so zu sagen über den orbis terrarum verstreuten, bis in die elendesten Provinzialnester versplitterten, oft in unzugänglichen Localitäten oder doch an unbequemer Stelle befindlichen, bisweilen von missgünstigen oder misstrauischen Arguswächtern gehüteten oder ganz verschollenen epigraphischen Kleinodien nachzujagen, und eine so genaue Copie von ihnen zu erbeuten, dass sie vor den unerbittlichen und durchdringenden Augen in Bonn Gnade fand. Welche Weitläufigkeiten machte allein die Erlangung der verschiedenen permessi, um in den zahlreichen Museen, Palästen, Villen und Vignen Italiens die vorhandenen Denkmäler untersuchen und copiren zu lassen! Wie viel Instanzen von oben bis unten waren da zu durchlaufen, wie viel Formen zu beobachten, Huldigungen (*omaggi*) darzubringen, Briefe zu schreiben, Empfehlungen und Vermittelungen zu gewinnen, wie viel Klippen diplomatisch zu umschiffen, wie viele Empfindlichkeiten zu schonen!

Auch die Eifersucht missgünstiger Privatbesitzer war bisweilen *colla buona maniera* zu besiegen. Der Erfahrene unterliess nicht, eine besondere Summe für sogen. *buone*

1) Epigraphische Briefe (an Mommsen 1858) = opusc. IV 323: „Seit jenen lichten Tagen, in denen jede Post zwischen Bonn und Zürich epigraphische ζητήϲειϲ und λύϲειϲ wechselte und ein fröhlicher Gedankenaustausch wie im Spiel zum Ernste führte, ist viel Freud und Leid über uns hingegangen, stilles und offenkundiges. Mehr und mehr ist das sorgenlose Spiel der harten Arbeit gewichen, hat sich der Ernst, nicht immer in rosiger Färbung, in den Vordergrund gelagert und sein kühler Luftzug das frische Gewächs einer täglich neusprossenden Briefmittheilung entblättert."

mani zur Disposition zu stellen, wenn es einmal gelten sollte, einen Rahmen von einer Bronze abzunehmen oder Kitt von einem Steine, oder nach der Schlusszeit in einem Museo zu arbeiten. Wo es auf Hauptschläge ankomme, sei, meinte er, Liberalität Sparsamkeit und Knickerei Verschwendung.[1]) Auf die Wiederauffindung des SC. de Tiburtibus im Barberinischen Palast zu Rom legte er den höchsten Werth. „Setzen Sie einen Preis auf die Wiederfindung, wenn das angebracht ist und wo es das etwa ist, z. B. bei einem schlauen und einflussreichen cameriere u. dgl.: ich will ihn herzlich gern zahlen, weil ich meine sehr aparten Gedanken über das Monument habe, für die mir's durchaus auf authentische Kenntniss des Originals und der Schriftformen ankömmt, wofür Visconti gar nichts hilft."[2]) Natürlich ging eine so liberale Behandlung der Sache nicht ohne ganz beträchtliche Zuschüsse aus eigner Tasche ab: sämmtliche Briefporti (und nicht selten ging täglich mehr als ein Brief über die Alpen) wurden ohnehin aus der Privatcasse R.s bestritten.[3]) Wer immer von deutschen Philologen, Freunden und Schülern über die Alpen zog, bekam einen epigraphischen Wunschzettel mit und betheiligte sich mit Stolz an den kleinen Diensten und Geschäften, welche die grosse Sache fördern konnten. Wie viele Gelehrte, Museumsvorstände, Bibliothekare des In- und Auslandes wurden ausserdem in Bewegung gesetzt! „Unweiche oder träge Gemüther anzufeuern" dienten die schmucken, zum Theil brillanten Probeexemplare der nach und nach hergestellten Tafeln. Die an neuer Belehrung so reichen epigraphischen Programme imponirten allgemein, so dass es zur unbedingten Ehrensache wurde, auch nur ein Bröcklein zu dem Prachtbau beizutragen. O. Jahns damaliger Aufenthalt in Wien zum Zweck seiner Mozartbiographie kam auch den Inschriften zu Gute: er besorgte Abgüsse der dortigen Bronzen, verhalf auch zu Copien von Pariser und Londoner Denkmälern.[4]) In Genua erwies sich die archäologische Patronin Frau Mertens-Schaaffhausen, welche das römische

1) An Henzen 8. Juli 1852. 2) An Brunn 24. Juli 1852. 3) An Brunn 30. Juni 1860. 4) Jahn an R., Wien 5. November 1852, 15. März, 29. April 1853.

Institut mit Stolz 'la nostra membro' nannte, hülfreich. Die Hauptmassen aber brachte doch der eigentliche chargé d'affaires in Rom zusammen.

Was für ein Glücksfall, dass damals auf dem Capitol neben dem erfahrenen Meister der epigraphischen Wissenschaft, Henzen, der durch seine Kenntnisse und Verbindungen die richtigen Wege wies und ebnete, ein Schüler R.s residirte von der persönlichen Hingebung, der praktischen Einsicht und Energie des Willens, der Gewissenhaftigkeit und der körperlichen Rüstigkeit wie H. Brunn, der eine wahre Säule für den materiellen Aufbau des stolzen Thesaurus geworden ist! Es gab keine Hindernisse für diesen Heros: er trotzte der Sonnengluth des süditalischen Himmels wie den Nachstellungen der Banditen. Einmal in den Abruzzen zogen ihn dieselben wirklich aus und nahmen ihm Alles — bis auf seine Inschriften. Dafür erhielt er von seinen Freunden den wohlverdienten Titel eines *Hercules Saxanus*, des Patrons der Arbeiter in Steinbrüchen.[1]) Es kam ihm nicht darauf an, nach einem Marsch in der Junisonne auf freiem Felde in ein antikes Brunnenhaus hinabzusteigen und dort bis an den Nabel im Wasser stehend, von oben mit sanftem Regen gekühlt, kaltblütig den calco anzufertigen. Im Neapolitanischen gerieth er, da er eine Thorinschrift abklatschte, mit einer wohllöblichen Polizei in Collision, die ihn auf grossen Umwegen in 24stündiger Tour nach Neapel zurückescortirte, trotz der Ueberzeugung, dass er nichts verbrochen habe.[2]) Durch Sturm und Regen, dem Wind entgegen, auf hohen, halsbrecherischen Leitern stehend gewann er Thürmen Mauern Brücken die epigraphische Beute ab. Das ganze Museo Borbonico plünderte er in 14 heissen Junitagen (1853) „mit Dampfkraft". An Dankbarkeit liess es der Bonnische Plagegeist aber auch nicht fehlen. „Dass Sie arbeiten wie ein Hercules, müssen Ihnen die Musae lapidariae im Himmel gutschreiben . . . *macte virtute tua!*"[3]) „Mein viel Theurer und Δαιμόνιε! . . . Das zweite Prädicat der Anrede verdienen Sie wahrlich trotz Odysseus. *Tui qui-*

1) Vgl. Bibliothèque universelle et Revue Suisse. Genève 1863 nr. 65. 2) Brunn an R. 26. Juli 1853. 3) R. an Brunn 7. Aug. 1853.

dem edepol omnes mores ad venustatem valent: Cedo tris mi homines aurichalco contra cum istis moribus.[1]) Man könnte aber lange suchen, ehe man zu dem einen gefundenen noch zwei dazu fände ... Kurz Sie πολύτροπος *non eris, sed es mihi magnus Apollo*, dem ich eine besondere Privat-Kapelle in meinem Haus- und Herzenscultus vovire und dedicire."[2]) Eine Unterbrechung in dieser so wirksamen Hülfe trat ein, als der gewaltige Stöberer im Herbst 1853 Rom verliess, um sich in Bonn zu habilitiren, bis diese Episode durch seine Rückkehr auf das Capitol nach Brauns Tode (Herbst 1856) ihren Abschluss gewann. Nun ging mit ungeschwächten Kräften die rastlose Arbeit von Neuem an.

Jede transalpinische Sendung wurde wie eine Weihnachtsbescherung klopfenden Herzens erwartet, ausgepackt und mit schwelgerischem Behagen genossen. Die grossmüthige Hausfrau hatte das schönste Zimmer im Hause, ihren Saal, zum „epigraphischen Atelier" hergegeben, wo Amanuensen wie Bücheler, Schmitz, Brambach dem Meister behülflich waren; und wenn die durchreisenden Fremden die in diesem Heiligthum aufgespeicherten Schätze bewunderten und den Ruf von dieser Sehenswürdigkeit Bonns in die Welt trugen, durfte sie sich rühmen: *je t'ai lancé dans le monde.*[3])

Welcher Kummer dagegen, wenn durch Schuld der Posten oder der Zollbeamten ein unschätzbares Kistchen oder ein Blechtubus verloren zu sein schien! Alle Behörden bis zu den Ministerien und Gesandtschaften wurden dann mit Reclamationen in Bewegung gesetzt. Mit welchem Jubel wurde der verloren geglaubte Schatz begrüsst, wenn er endlich doch noch, selbst nach Jahr und Tag, auf ungeahnten Wegen auftauchte! *Ci vuol pazienza* rief man vom Capitol aus dem Dränger wohl einmal zu. „Das weiss ich sehr wohl," antwortete er, „und lasse mir's auch mit aller pazienza gefallen. Aber allen den impacci gegenüber, mit denen Sie selbst zu kämpfen haben und denen ich alle mögliche Rechnung trage, ist doch einige — wenn auch nicht tiefsitzende, aber doch

1) Plautus mil. 659 f. 2) An Brunn Sept. 1853. 3) Frau R. an R. 19. Juni 1853.

in der Form zu Tage tretende — *impazienza* sehr wohl angebracht, wenn man überhaupt vorwärts rücken will.“[1]) „*Pazienza* und *impazienza* im schönen Verein kommen schon zum Ziel.“[2]) Und so liess er es seinerseits an *pazientissima impazienza*, an zäher Ausdauer in Fragen, Aufträgen, Erinnerungen nicht fehlen. Er ruhte nicht mit Mahnungen in allen Tonarten, bis auch das letzte vermisste Scherflein eingeheimst war. „Indem ich so schliesslich noch einmal einen musternden Rückblick auf das ganze Material werfe, choquirt mich nur immer und immer wieder die Terentius-Varro-Inschrift, die hier beiliegt. Fano liegt doch nicht aus der Welt; das Institut mit Henzens italienischem passe-partout einerseits, die Unwiderstehlichkeit des Hercules Saxanus andererseits haben so vieles Unmögliche möglich gemacht, dass man doch eigentlich nicht verzweifeln sollte. Wäre ich an der Stelle dieser beiden Grossmächte, ich glaube ich capricirte mich mit allem Eigensinn und aller Energie, deren ich fähig wäre, darauf die Hebung auch noch dieses letzten Schatzes zu einem point d'honneur zu machen. *Sapienti sat.*“[3]) Und richtig: der Exorcismus half. „Herrlich, herrlich, herrlich, Liebster,“ erklang es, „und den schönsten Dank für die liebliche Beute! Eigentlich müsste Ihr Bild — als Hercules Saxanus — vor mein Werk kommen, als das des Hauptwohlthäters.“[4]) Um vollends aufzuräumen, plante er selbst schon im Anfang des Jahres 1853 eine kürzere Reise nach Italien, gab sie aber bald wieder auf, weil er es nach allen Seiten vernünftiger und förderlicher fand, lieber noch ein Jahr zu warten und dann, nach Welckers Rückkehr, am liebsten mit halbjährigem Urlaub alles in einer Continuität abzumachen.[5]) Leider sollte aus diesem Aufschub ein Verzicht für immer werden.

Wie der Appetit während des Essens kommt, so erweiterten sich mit logischer Nothwendigkeit die Wünsche und Absichten des Unermüdlichen während der Arbeit. All-

---

1) An Brunn 24. Juni 1852. 2) An Brunn 21. Aug. 1852. 3) An Brunn 27. Juni 1857. 4) An Brunn 27. Juli 1857. 5) An Brunn 18. Januar 1853.

mälig stellte sich heraus, dass es wünschenswerth sei, nicht nur alles Republicanische facsimiliren zu lassen („da, wenn irgendwo, hier das *omne nimium nocet* nicht gilt"), wenigstens soweit die disponiblen Fonds dazu ausreichten, also jedenfalls das Material in unbegrenzter Vollständigkeit zu sammeln, sondern auch nach sprachgeschichtlichen Gesichtspunkten eine Serie von Kaiserinschriften anzulegen, womöglich noch unter Trajan und Hadrian herab. Und auch die Pompejanischen Graffiti mitaufzunehmen hatte er Mommsen schon halb und halb versprochen.[1])

Nach Herbeischaffung des massenhaften Materials gab die angemessene Vertheilung der Inschriften auf die einzelnen Tafeln zu denken und zu sorgen. Es kam auf Combination verschiedener Gesichtspunkte, der Zusammenordnung des Gleichartigen und der angemessenen Raumfüllung an: *in fugam vacui* musste ein und das andre passende Stück gesucht werden. Eine grosse compacte Masse bildeten die Gesetzesurkunden, ihr wurde vorangeschickt der reiche Vorrath kleinerer Denkmäler aus Erz Blei Horn Thon, die grossentheils die allerältesten Zeiten repräsentiren. In besonderen Gruppen wurden ferner Münzen Spiegel Becher Töpfe u. s. w. zusammengestellt, immer mit dem Gesichtspunkt, im Grossen und Ganzen den Faden der chronologischen Zeitfolge nach fünf Perioden möglichst festzuhalten[2]), so dass die Nachbarschaft der sicher datirten Inschriften von selbst die Bestimmung der andern ergab.[3])

Manche bedauerliche Folgen hatte indessen die mit Mommsen verabredete Arbeitstheilung schon deshalb, weil sie bei der selbständigen Natur beider Genossen doch nicht rein durchgeführt werden konnte. Während es der Wissenschaft nur vortheilhaft sein konnte, wenn Jeder von beiden gelegentlich auch einmal über seine engeren Grenzen hinübergriff, so gereichte es ihr zum Schaden, wenn z. B. die Facsimilirung der römischen Familienmünzen bei dem Einen unterblieb, weil der Andre Holzschnitte

1) An Brunn 18. Januar 1853. Dieselben sind bekanntlich, auf R.s Anregung, von Zangemeister im 4. Bande des Corpus zusammengestellt, das R.sche Werk giebt nur einige Proben. 2) Vgl. enarr. p. V. 3) Vgl. enarr. p. VI.

derselben für seinen Band in Aussicht genommen hatte, sich aber später anders besann und sie wegliess.[1])

Bei weitem die mühseligste und delicateste Arbeit war die Feststellung des Textes. Die Tafeln sollten das Original ersetzen: also war vollkommenste Genauigkeit der Copie das oberste Gesetz. Denn „etwas andres ist es bei wörtlicher Beschreibung, etwas andres bei bildlicher Wiedergebung; dort kann man mit Stillschweigen übergehen was man nicht accurat weiss, hier hat man nur die Alternative, entweder die ganze Wahrheit oder etwas nicht ganz Wahres zu setzen: *medium non datur.*“[2]) „Sage ich's nur heraus: meine Seele hat keine Ruhe, wenn nicht alles vollkommen ist bis auf die Nagelprobe.“[3]) „Ob ein Strich etwas länger oder kürzer, dicker oder dünner, gerader oder schiefer oder gebogener, — diese kleinsten Details in ihrer strengsten und schärfsten Wahrheit sind es doch, durch deren Composition die Treue des Gesammtbildes bedingt ist. Ich glaube gern, dass so strenge Ansprüche bei Inschriftenfacsimiles bisher noch nicht gemacht sind, aber wir machen sie. Das SC. de Bacanalibus ist jetzt von mir im Probedruck, vom Lithographen auf dem Stein zum sechstenmale durchcorrigirt und vervollkommnet worden, weil noch immer kleinste Kleinigkeiten sich zu bessern fanden. Einen Unterschied zwischen Wichtigem und Unwichtigem statuiren wir nicht.“[4])

Unsägliche Geduld erforderte die Correctur der Tafeln, welche R. durchgängig selbst besorgte, und zwar mit der peinlichsten Akribie.[5]) Von den grossen Gesetzesurkunden erforderte jede einzelne Foliotafel 4—5 Correcturen und jede einzelne Correctur 4—5 Stunden, also eine Doppeltafel wie die der Bronzen von Heraklea zusammen einen Zeitaufwand von 40—50 Stunden an blossen Correcturen, „für die auch gar keine Erleichterung durch fremde Hülfe zulässig war.“[6]) Jedes

1) Enarratio p. 101. 2) An Brunn 24. Juli 1852. 3) An Brunn 21. August 1852. 4) An Brunn 12. April 1853. 5) Daher der Unmuth des gewissenhaften Herausgebers, dass ein Mann wie Rudorff, der sich doch zu den philologisch gebildeten Juristen zählte, die authentischen Copien im Thesaurus weder recht zu benutzen noch zu würdigen verstand. Vgl. enarr. p. 103. opusc. IV 738 ff. 6) Bericht R.s an den

Strichelchen und Häkchen, jede Verletzung des Originals bis auf die geringsten scheinbaren Zufälligkeiten wurde, oft mit Hülfe des Mikroskops [1]), unter Vergleichung von Abdrücken und Zeichnungen jeder Art controlirt und festgestellt. Hier hatte R.s angeborene Neigung zum Technischen und sein besonders fein ausgebildeter Sinn für das Graphische rechten Spielraum. In Gemeinschaft mit seinem anstelligen Lithographen machte er unermüdlich Experimente, durch was für Kunstgriffe und Methoden die zuverlässigsten Abdrücke auf Papier, in Stanniol [2]) oder Gips zu gewinnen, wie danach die getreuesten Abbilder zu verfertigen seien. Zu grosser Genugthuung durfte es ihm denn auch gereichen, dass die Platten unter so geschickten und sorgsamen Händen ganz herrlich ausfielen. Vollends die Bronzetafeln, deren täuschende Nachbildung mit vertiefter Schrift und natürlicher Farbe des Metalls nach vielen Experimenten in noch ungekannter Vollkommenheit gelang, erweckten die Bewunderung jedes Kundigen, auch in der Akademie. [3])

Minister 9. Juli 1859. Für die Stanniolcorrecturen leistete der sorgfältige Wilh. Schmitz, damals in Düsseldorf, erwünschte Hülfe. R. an Schmitz 6. Dec. 1854. 1) Enarr. p. IV. 2) An Braun 12. April 1853. 3) O. Jahn an R., Leipzig 11. Mai 1853: „Ich muss Ihnen gleich meine Freude über Ihre prächtige Sendung ausdrücken, lieber Freund. So schön und stattlich hatte ich mir die Sammlung doch nicht gedacht, wie sie mir nun in den reinlichen Abdrücken vorliegt. Das SCtum ist ein wahres Meisterstück und ich freue mich meines Einfalls nun doppelt; denken Sie denn auch andre Bronzen ähnlich zu machen? Ganz vortrefflich sind auch die Parallelen aus Piranesi, die Angabe der Monumente im Kleinen; kurz es wird ein musterhaftes Werk in der Vereinigung des praktischen und schönen. Da kann ich mir denken, wie viel Freude Sie haben die Sachen weiter auszubilden und zu immer grösserer Vollkommenheit zu bringen. Uebrigens sind Sie auch darin glücklich, einen so geschickten Lithographen gefunden zu haben; dem Manne lasse ich mein Compliment sagen. Der Atlas wird ja nun wohl im Format der grösseren Tafeln erscheinen, so dass von den kleineren je zwei auf ein Blatt kommen? aber mit der lex Rubria wird es etwas kneifen, wenn Sie nicht überhaupt das Papier etwas grösser nehmen; denn Brüche werden Sie doch nicht statuiren? Dass Sie aber so schöne An- und Absichten für die Abbildung des 'monumentalen Theils' haben, danke ich Ihnen noch besonders; es ist auch gewiss sehr erspriesslich, wenn die Vorstellung des Kunstwerkes, an dem die Inschrift sich befindet, zugleich lebendig wird."

Bereits am 31. Mai 1856 konnte R. einen Folioband mit 82 Probetafeln dem Ministerium überreichen. Aber erst im Frühling des Jahres 1858 begann der Druck, und damit ging die Arbeit von Neuem an.[1]) Kaum sollte man es für möglich halten, dass dem Autor eines solchen Werkes unter solchen Auspicien nicht erspart geblieben ist, mit dem Verleger peinliche Verhandlungen über die Wahl der Papiersorte für die Tafeln durchzufechten, wodurch der Beginn des Druckes um mehrere Monate verzögert wurde und einen schleichenden Gang anzunehmen drohte. Ja es kam dahin, dass Angesichts der Gefahr, durch diese Verschleppung den ganz auf die Herstellung der Tafeln eingeschulten Lithographen zu verlieren und das ganze Unternehmen scheitern zu sehen, R. der Akademie ein Ultimatum stellte, nach dessen Ablauf er die Verbindung mit ihr aufzuheben und sein Werk einem anderen Verleger zu übergeben drohte.[2]) Im Juli waren 30 Tafeln gedruckt[3]); trotz schwerer Erkrankung des Herausgebers ging das Werk auch während des folgenden Winters gedeihlich vorwärts.[4])

Endlich musste abgeschlossen werden: aber nun galt es noch vor Thorschluss die Nachzügler einzufangen. Ein letzter Mahnruf: „Was Ihr thun wollt und könnt, das thuet bald, ehe denn es zu spät wird!“[5]) Grade während der Ausführung des Werkes, „wohl mit darum, weil das Bekanntwerden eben dieses epigraphischen Unternehmens die Aufmerksamkeit auf archaische Stücke anregte und schärfte“, floss ein so reiches Material zum Theil neuentdeckter oder schwer erreichbarer Inschriften hinzu, dass es nothwendig wurde, die ursprünglich veranschlagte Zahl der Tafeln erheblich zu überschreiten.[6])

In demselben Frühjahr 1858 ging der Herausgeber an

1) R. an Brunn 18. April 1858: „Seit einigen Wochen wird an den Tafeln der P. L. M. E. gedruckt, in 700 Exemplaren. Die Beaufsichtigung dieses Drucks macht mir aber ganz unsagbare Rackerei, wie ich es nie gedacht hätte; ich dachte über den Berg zu sein mit den Zeichnungen, aber weit gefehlt!“ 2) R. an die Akademie 19. Januar 1858. 3) An Brunn 26. Juli 1858. 4) An Brunn 10. Januar 1859. 5) An Brunn 6. März 1859. 6) Bericht R.s an das Ministerium vom 9. Juli 1859.

Wiedererstattung der Mehrausgabe (durch den Minister) als eine Pflicht erscheinen möchte.[1])

Aber ehe dasselbe an die Oeffentlichkeit treten konnte, sollte es noch manchen Schweisstropfen und manchen Seufzer kosten. Im Herbst 1859 ergriff den Verfasser sein gewohnter 'furor Teutonicus' den Text zu vollenden, der ihn „mehrere Wochen blind und taub gegen alles Andere" machte. So hatte er um die Mitte Octobers doch 67 Tafeln hinter und nur noch 29 vor sich[2]), und konnte im November sein Manuscript abschliessen.[3]) Immer neue Funde hatten in der Form von Holzschnitten nachträglich in den Text eingeschoben werden müssen. Aber auch ganze Supplementtafeln und mehrere Bogen Text wurden noch zu guterletzt nöthig durch allerhand „allerliebste Sächelchen"[4]) und höchst interessante Denkmäler, welche während der langen Periode des Druckes noch zum Vorschein kamen. Erst am 7. October 1861 wurden auch diese Zuthaten, welche der Herausgeber alle aus eigner Tasche zu bestreiten hatte[5]), abgeschlossen.[6])

Aber „eine der verzweiflungsvollsten Qualarbeiten" seines Lebens war ihm noch zum Schluss vorbehalten, die Anfertigung der *indices palaeographici*. Nachdem sich durch einen verunglückten Versuch ergeben hatte, dass diese allerdings besonders schwierige Aufgabe über Amanuensenkräfte gehe[7]), machte er sich selbst daran, um Scaligers Stossseufzer recht in tiefster Seele nachzuempfinden. „Also auch darin," so schrieb der Biograph des französischen Philologenfürsten (11. April 1862), „wird Ihr zukünftiger Biograph eine Aehnlichkeit mit Scaliger nachweisen können, dass Sie auf der Höhe Ihres Lebens und Wirkens wie ein *claudus sutor* über einem Index hocken müssen."[8]) Die ganzen Osterferien des Jahres 1862 „an den Schreibtisch genagelt" und auch noch die folgenden Wochen, ja selbst die für lieblichere Freuden be-

1) Bericht vom 23. Nov. 1859. 2) An Brunn 14. Oct. 1859. 3) Unterschrift der enarratio p. 88: 'scripsi et typographo exscribenda tradidi a. 1859 m. Nov.' 4) An Brunn 25. März 1860. 5) An Marcus 25. Oct. 1862. 6) Unterschrift der supplementa p. 106: 'scripsi Bonnae a. 1861 N. Oct.' 7) An Bernays 8. April 1862. 8) Scaligeri epist. p. 376: vgl. Plautus Aulul. I 1, 34.

stimmten Tage der heiligen Geistausgiessung wandte der Arme „mit Todesverachtung, aber dennoch wahrer Verzweiflung“ auf dieses Martyrium. Endlich, am 10ten Juni konnte er verkünden: „die Indices sind, Gott sei ewig gedankt, am ersten Feiertage sub auspiciis spiritus sancti glücklich oder unglücklich fertig geworden. Aber nun der Druck! dieser Druck! diese Typen- und Figurenschneiderei! diese Correcturen! Möge die vorgestrige Geistausgiessung vorhalten!“[1]) Aber die Krone blieb nicht aus. Denn während er so in scheinbar ideenlosestem Stoff mit Entsagung vergraben die verschiedenen Nuancen der Buchstabenformen mühselig zusammenstellte, sprang ihm auf einmal beim Buchstaben *S* „wie ein Sonnenstrahl durch graues Gewölk“ von selbst das Princip entgegen, wodurch das ganze Chaos Licht und Sinn erhielt[2]), jene schönen Gedanken „zur Entwicklungsgeschichte der lateinischen Buchstabenformen“, welche er demnächst, in den Herbstferien, für das Rheinische Museum zu Papier zu bringen gedachte[3]), thatsächlich aber erst viele Jahre später (1868 in Leipzig) ausführte.[4])

Zuletzt ging es an die Vorrede. Am letzten December war sie fertig.[5]) Mit ganz besonderem Behagen und charakteristischer Sorgfalt stellte der Verfasser sämmtliche Wohlthäter seines „Tafelbuches“ zusammen[6]): eine „stattliche Legion — circa 60 Mann! — der bene meriti“. Es verstand sich, dass 5 Offiziere vorangingen, ganz apart für sich: der Generalfeldmarschall Heinrich Brunn, der Divisionsgeneral Wilhelm Henzen, der Generalmajor Theodor Mommsen, und die Obersten Principe von Sangiorgio, Giulio Minervini und Rafael Garrucci. Auch manche Dornen sind zwischen den Zeilen versteckt: ein objectiver Bericht actenmässiger Thatsachen[7]) giebt an, ohne persönlich einem Einzelnen zu nahe zu treten, warum es zu den ursprünglich beabsichtigten *commentarii grammatici* nicht gekommen sei, welche als die eigentliche Blüte aus der so mühsam und aufopferungs-

1) An Bernays 10. Juni 1862. 2) An Bernays 27. April, an Brunn 12. Juni 1862. 3) An Brunn 13. Juni 1862. 4) An Brunn 15. Juli 1868. 5) Unterschrift p. VII: ‘scripsi Bonnae prid. Kal. Ian. a. 1862.’ 6) Praef. p. V. 7) Praef. p. VII.

voll aufgebauten Grundlage der Monumenta hervorgehen sollten.

Contractmässig verbunden war R. nur die Tafeln zu liefern und einen das Grammatische besprechenden Text dazu, worunter sich ebensogut ein ausführlicher Commentar wie kürzere Andeutungen verstehen liessen. Die Misshelligkeiten, welche die Wissenschaft leider um den Besitz des Grösseren gebracht haben, entstanden, wenn wir nicht irren, aus einer Differenz der Anschauungs- und Empfindungsweisen auf beiden Seiten, welche durch Vorstellungen eher verschärft als ausgeglichen werden musste. R. war immer geneigt auch in geschäftlichen Dingen, in Berichten wie Verhandlungen ein persönlich individuelles, gemüthliches, irrationales Element einzumischen, was auf der andren Seite ebenso leicht gemissdeutet werden konnte als er selbst sich durch trockenen Geschäftston zurückgestossen fühlte. Auch sein Verhältniss zur Akademie fasste er mehr persönlich als geschäftlich auf. Es war von Anfang an ein halbes und schiefes dadurch, dass sein Unternehmen, obwohl ganz selbständig von ihm ausgehend, zu einem noch dazu verhältnissmässig kleinen Theil von der Liberalität einer so vielköpfigen, schwerfälligen und damals unbemittelten Corporation abhing, welche nach ihren eigenthümlichen Rücksichten und Gesichtspunkten die Modalitäten der Publication einseitig regelte, und die Interessen des Andren ihm selbst überliess. Durch fremden, gutgemeinten Eifer gedrängt, dann durch die Verkettung der Umstände mehr und mehr gebunden, durch die Rücksicht auf das endliche Zustandekommen eines würdigen Corpus der lateinischen Inschriften geleitet hatte der an unabhängige Arbeit Gewöhnte seine Selbstbestimmung aus der Hand gegeben und aus übertriebener Delicatesse oder aus Stolz versäumt, sich zu rechter Zeit formell allen Instanzen gegenüber sicher zu stellen, seine gerechten Ansprüche offen zur Geltung zu bringen.

Noch in letzter Stunde waren drei Concurrenten aufgetreten, welche sich zum Theil unter glänzenden Anerbietungen um die Ehre bewarben, das Werk R.s verlegen zu dürfen. Ging man darauf ein, so war letzteres in seiner Integrität gesichert. Sie wurden aber abgewiesen, dagegen

die Bestimmung über den Commentar durch Beschluss der Akademie kurzer Hand einer künftigen Einigung des Autors mit dem akademischen Verleger überlassen[1]). Dieser aber weigerte sich nunmehr, ihn überhaupt als Theil des gemeinsamen Unternehmens aufzunehmen, und wollte sich nur auf ein kurzes Inhaltsverzeichniss mit den nöthigsten factischen Angaben zu den Tafeln einlassen. Dem bitter enttäuschten Autor jedoch ging es gradezu gegen sein schriftstellerisches Ehrgefühl, dem Publicum gegenüber „als der rein mechanische Ausführer, gewissermassen Penning der zweite oder eine Art Oberlithograph" zu erscheinen.[2]) Nur durch ein neues Opfer von seiner Seite, indem er auf jedes Honorar verzichtete, kam wenigstens die *Enarratio tabularum* zu Stande, welche in knappster Kürze, aber doch auf mehr als 16 Foliobogen alle wesentlichen Nach- und Hinweisungen enthält, und dazu die unvergleichlichen Indices, in denen die eigentliche Seele des Werkes, die Grundlage eines Handbuchs der lateinischen Epigraphik, steckt. Eine Grammatik des älteren Latein, wie es aus den Inschriften hervorgeht, in bequemer Form für populären Gebrauch verhiess der Verfasser in kürzester Frist auf eigne Hand herauszugeben[3]): leider ist die erweckte Hoffnung nicht in Erfüllung gegangen.

Auch ohne den Commentar ist das Werk im buchstäblichen Sinne des Wortes ein 'monumentum aere perennius', wie Lehrs als Motto darauf setzen wollte.[4]) Welche Früchte aber die *commentarii grammatici* gebracht haben würden, wenn mit derjenigen Freudigkeit ausgearbeitet, welche R. im Feuer des Schaffens noch über das Ziel, welches er sich gesteckt, hinauszuführen pflegte, ist nicht zu ermessen. Wir müssen uns mit der stattlichen Reihenfolge bewundernswerther Einzeluntersuchungen begnügen, welche neben der grossen Arbeit in Programmen und Aufsätzen für das Rhein. Mus. herlaufend die philologische Welt durch eine quellende Fülle der fruchtbarsten Entdeckungen immer von Neuem

1) Vgl. praef. p. VI f. mit Mommsens praef. zum CIL. vol. I p. II. 2) An Brunn 22. Mai 1859. 3) Praef. p. VII. 4) An R. 2. Januar 1863.

überraschte. Freilich sind nicht in jeder dieser Monographien die Resultate völlig abgeschlossen, so wenig als das immer neu zuströmende Material. „In der frischen Freude des Findens wird das Einzelne, wie es gehoben war, Stück für Stück vorgeführt“[1]): *dies diem docebat*, und eben das erhöhte die frohe Spannung, mit welcher die Lernbegierigen und Mitforschenden diese aus scheinbar trockenstem Stoff das frischeste Leben weckenden Spenden erwarteten und begleiteten.

Eine zusammenfassende Uebersicht des Inhaltes und der Ergebnisse dieser Abhandlungen zu geben kann nicht im Zweck dieser Darstellung liegen. Auch können sie nur von dem gewürdigt werden, der mitten im Strom der wissenschaftlichen Bewegung stehend das Einzelne in die Hand nimmt, den Wegen, auf denen es gefunden ist, nachzugehen und den Zusammenhang mit dem Ganzen, die Stellen der Erkenntniss, in die es eingreift, zu übersehen, der anregenden Discussion über controverse Fragen zu folgen vermag. Nicht genug etwa, dass hier unübertroffene Muster einer Methode vorliegen, welche von den historisch datirten Denkmälern ausgehend aus der combinirten Beobachtung und Analyse der durch sie überlieferten sprachlichen Thatsachen und der paläographischen Kriterien den chronologisch unbestimmten Inschriften ihre Zeit oft haarscharf zuweist[2]), wodurch es gelingt, das Aufkommen, Herrschen und Verschwinden einander verdrängender Sprachformen innerhalb gewisser Zeitgrenzen zu verfolgen; nicht genug, dass ganze Perioden gleichsam verwitterter, vorlitterarischer Sprachentwickelung in festeren Umrissen aus dem Dunkel emporsteigen, dass Laut-, Form- und Wortbildungslehre durch Ketten gesicherter Thatsachen und zwingende Combination ungeahntes Licht erhalten und auch für die späteren Jahrhunderte bis in die Kaiserzeit hinein eine Reihe wichtiger Erscheinungen in ihrem Stufengange nachgewiesen wird: weit über den sprachwissenschaftlichen Gesichtskreis hinaus

1) C. Wachsmuth in der Vorrede zu opusc. IV p. XI f. 2) Vgl. des Verfassers Bericht in den Jahrbüchern für Philologie 1857 (Bd. LXXV) S. 310.

reicht die geistvolle Verarbeitung jenes epigraphischen Rohstoffes zum Verständniss der archaischen Litteratursprache, besonders der Bühnendichter und ihrer auf der lebendigen Aussprache beruhenden Verstechnik, nicht weniger auch zur genaueren Feststellung der Gesetze des Saturnischen Versmaasses. Inschriften, handschriftliche Spuren und Grammatikerzeugnisse greifen in einander und eröffnen Blicke in die Werkstatt des natürlichen Sprachgeistes wie in die autoritative Wirksamkeit gesetzgeberisch eingreifender Sprachmeister.[1]) Man sieht handgreiflich, wie die Gestaltung der Sprache und der Schrift abhängig wird von den tonangebenden Vertretern der höheren, d. h. der poetischen Litteratur, wie die lateinische Sprache in Gefahr war, sich vorzeitig zu todten, beugungslosen Wurzeln abzustumpfen, bis dieser Schmelze gleichsam in letzter Stunde ein wohlthätiger Einhalt geboten wurde, indem nämlich Ennius die gebieterischen Gesetze des griechischen Hexameters in die Poesie einführend eine Reihe wohl erwogener und durchgreifender Reformen vollzog, welche die alte Bequemlichkeit familiärer Redeweise verdrängten und die Herrschaft der classischen Formen anbahnten[2]); wie dann Accius und Lucilius ihren bestimmenden Einfluss, wenn auch lange nicht so nachhaltig, übten.[3]) Man lernte gewisse „nach längerem Schwanken ins Bewusstsein getretene und mit diesem Bewusstsein graphisch fixirte Sprachveränderungen" (gleichsam καταστάσεις, wie sie in der Geschichte der griechischen Musik heissen) unterscheiden und in ihren Wirkungen verfolgen.[4])

Freilich konnte solche Resultate nur gewinnen, wer es verstand durch geschickte Verknüpfung der Thatsachen Lücken der Ueberlieferung auszufüllen und Brücken zu schlagen, durch innere Anschauung verlorene Zusammenhänge wieder-

1) Vgl. opusc. IV 226. 2) Vgl. des Verfassers Bericht in den Jahrbüchern für Philologie 1862 S. 371. 3) Mommsen Rhein. Mus. IX 468 findet, die engste Verbindung der römischen Litteraturgeschichte „mit der Geschichte der Sprache und der Schrift nachgewiesen zu haben und immer weiter aufzuhellen" sei, wenn nicht das bedeutendste, doch „für den Historiker eines der anziehendsten Ergebnisse" der R.schen Untersuchungen. 4) Vgl. opusc. IV 222.

zugewinnen, zersplitterte und trümmerhafte Einzelheiten in ein einheitliches Bild zu fassen, und so ein todtes Material zu vergeistigen und lebendig zu machen. Jene bornirte Actenmässigkeit, welche über den bezeugten Buchstaben hinaus nicht zu denken wagt und nach Bezeugung fragt, wo es der Natur der Sache nach keine geben kann, wird es freilich zu einem historischen Verständniss von Thatsachen nie bringen.[1]) Einige Beispiele mögen diese allgemeinen Andeutungen erläutern.

Wenn einige vereinzelte Stimmen selbst von Berliner Akademikern[2]) das Facsimiliren von Inschriften mehr für Sache des Luxus als des wissenschaftlichen Bedürfnisses zu halten geneigt waren[3]), so konnte die Wohlthat dieses Verfahrens nicht einleuchtender veranschaulicht werden als durch den dritten der epigraphischen Briefe.[4]) R. hatte gefunden, dass die graphische Verlängerung zur Bezeichnung der Naturlänge für den Vocal I (die sogen. I longa) erst in der Sullanischen Periode aufkomme. Gegen dieses wichtige paläographische Kriterium hatte Mommsen die aus sachlichen Gründen um ein halbes Jahrhundert ältere Inschrift des Popillischen Meilensteines von Adria geltend gemacht, wo nach der gangbaren Publication POPILLIVS zu lesen sein sollte. Das verstiess nicht nur gegen die sonst ermittelten monumentalen Thatsachen, sondern gegen das mit diesen in vollem Einklang stehende ausdrückliche Zeugniss eines so glaubwürdigen Grammatikers wie des Marius Victorinus, wonach in der Zeit des Accius, dessen Neuerungen seit dem Jahr 620 d. St. sich 50 Jahre lang in der Herrschaft behaupteten, für naturlanges I stets EI geschrieben worden ist. Der Streit, dessen principielle Bedeutung einleuchtet, wurde durch den Augenschein zu Gunsten R.s entschieden: denn jeder Unbefangene muss sich durch einen Blick auf das Facsimile überzeugen, dass jene vermeintliche I longa ein ganz gewöhnliches I ist mit einem zufällig irgendwie entstandenen klecksartigen

1) Nach Ritschls schöner Bemerkung opusc. IV p. VI f. 2) Vgl. I. Bekker Homer. Blätter 180, der spöttisch auf die „unübertreffliche Erfindung des Facsimilirens" hindeutet. 3) Opusc. IV 367. 4) Opusc. IV 354 ff.

Zapfen darüber. Nur durch die Bequemlichkeit allseitiger, unter mannigfacher Beleuchtung wiederholter Untersuchung des Abdruckes und der danach gefertigten Copie war es möglich, über Fragen so subtiler Art Gewissheit zu erlangen.[1]) Wie nachahmenswerth dieselbe Methode auch für die griechische Epigraphik sei, liegt auf der Hand, und R. unterliess nicht es hervorzuheben.[2])

Für die charakteristischen Nuancen der antiken Buchstabenformen besass R. ein ausserordentlich feines, man möchte sagen künstlerisches Verständniss; seine Beschreibungen solcher Besonderheiten zeigen, wie selbst so geringfügige Aeusserlichkeiten mit Geist, Geschmack und Humor behandelt werden können.[3]) Dabei war er auch in diesen Beobachtungen frei von jener pedantischen Engherzigkeit, welche Alles rigoros über einen Kamm scheren will: er liess dem Individuellen und Zufälligen, den Bedingungen des Materials und des besonderen Zweckes ihr Recht.[4])

Auf die Beobachtung des allgemeinen Schriftcharakters und einzelner Buchstabenformen[5]) gestützt gelang es ihm, auch im Vorübergehen nicht wenige Inschriften richtiger und schärfer zu datiren (es handelte sich in einigen Fällen um ein Jahrhundert früher oder später), von andren nachzuweisen, dass sie nur jüngere Copien eines älteren Exemplares seien, andre auch von erhobenen Verdächtigungen zu befreien.[6]) Mit nicht weniger durchschlagendem Erfolge machte er sie geltend, um selbst gegen die Gläubigkeit eines Mommsen die Unechtheit mancher Inschriften zu beweisen. Bei der Marcellus-Inschrift von Nola wird den schwersten Bedenken, welche von Seiten der Schreibart und der Geschichte erhoben sind, schliesslich die Krone aufge-

---

1) Vgl. opusc. IV 342. 2) Opusc. IV 390 Anm. 3) Man lese z. B. die anschauliche Beschreibung des modern gezierten „dickköpfigen, kurzbeinigen" *R* auf der Baseler Schieferplatte, „das mit seinem hinten angehängten zierlichen Wedelschwänzchen" darauf berechnet zu sein scheint, „das heitere Lächeln des Beschauers hervorzurufen": opusc. IV 344 f. 4) Vgl. opusc. IV 344 ff. 5) Verzeichniss der wichtigsten Kriterien, abgedruckt aus PLME. opusc. IV 765. 6) Vgl. opusc. IV 339 ff.

setzt durch den Nachweis der völlig unantiken Form einzelner Buchstaben wie des *M*, welcher jeden Rettungsversuch auf immer daniederschlägt. Einen glänzenden Triumph feierte R.s unbestechlicher Blick durch Henzens Ermittelung, dass die von Mommsen mit antiquarischen Gründen hartnäckig als echt vertheidigte, von R. entschieden angezweifelte Baseler Schieferplatte[1]) mit der interessanten Juno-Seispes-Inschrift nichts anderes als eine moderne Wiederholung eines allerdings echten Originals sei, welches sich in der römischen Campagna, in einer Vigne bei dem alten Lanuvium fand. Dieses aber zeigte bei vollkommener Uebereinstimmung in allem Uebrigen „den normalsten Schriftcharakter, wie er in den mittleren Jahrzehnten des siebenten Jahrh. d. St. üblich war, ohne eine einzige der Abenteuerlichkeiten, wie sie die Baseler Nachbildung aufzeigt“ (p. 350). Hiermit fielen nun aber auch alle antiquarischen Vermuthungen von selbst weg, welche theils an den angeblichen Fundort, theils an die Gestalt der Baseler Schieferplatte geknüpft worden waren: es konnte nicht mehr von einem römischen Tempel der Juno Sospita und der Weihtafel eines dorthin gestifteten Geschenkes die Rede sein, sondern es lag ein Gebälkstück vor von der Vorderseite einer der berühmten Juno Lanuvina heiligen kleinen Kapelle.

Wie fruchtlos, weil auf Sand gebaut, alle Epigraphik ohne Autopsie und Zurückgehen auf die Denkmäler selbst ist, lehrt die Untersuchung über die columna rostrata[2]) vom Jahre 1852. Trotz einer langen Reihe vorhergegangener Publicationen und gelehrter Abhandlungen war bis auf R. durchaus nicht bekannt, was auf der im Conservatorenpalast zu Rom eingemauerten, Allen zugänglichen Marmorplatte eigentlich zu lesen stehe oder nicht stehe; und doch war ohne genaue Kenntniss des factischen Bestandes jeder Ergänzungsversuch von vornherein bodenlos, ohne sicher geprüften und ergänzten Text war wiederum eine Untersuchung über Alter und Ursprung, also über die Echtheit der mit Archaismen überfüllten Inschrift nicht ausführ-

1) Vgl. opusc. IV 337 ff. 2) Opusc. IV 183 ff.

bar.[1]) Da aber möglicherweise in früheren Zeiten noch mehr an den Rändern erhalten sein konnte, so mussten auch ältere Abschriften, so ungenügend sie an sich waren, verglichen werden, und so erforderte die einfache Feststellung der Ueberlieferung ein diplomatisch-kritisches Verfahren, ganz wie bei handschriftlich überlieferten Texten. Erst auf dieser Grundlage konnte dann in einer zweiten Untersuchung[2]) (1861) durch paläographische und grammatische Gründe der unumstössliche Beweis geführt werden, dass die viel gemissbrauchte Triumphalinschrift keineswegs aus der Zeit des Duilius stamme, sondern eine nach dem Untergange des Originals zur Zeit des in Grammatik dilettirenden Kaisers Claudius von den damaligen gelehrten Antiquaren unternommene und nach dem Maasse ihrer Kenntnisse nicht besonders glücklich ausgeführte Neuschöpfung sei.[3])

Aus eingehender Vergleichung der Sprachformen, nachdem einmal die charakteristischen Unterschiede der Perioden ermittelt waren, ergab sich die scheinbar paradoxe, aber siegreich selbst gegen Mommsens hartnäckigen Widerspruch erwiesene Thatsache, dass die Aufschriften der beiden ältesten Scipionengrabmäler durch eine scharfe Grenzlinie zweier wesentlich verschiedener Sprachperioden von einander getrennt sind, und zwar so, dass die für den Sohn als die ältere diesseits, die für den Vater, welche erst nachträglich unter specieller Aufsicht eines der neuernden Richtung anhängenden Grammatikers gefertigt sein muss, jenseits derselben fällt.[4])

Am meisten befriedigt war der Verf. selbst von den beiden epigraphischen Abhandlungen, welche nach einander im Jahr 1852 erschienen und dann zu einer besonderen Publication von ihm vereinigt wurden.[5]) „Haben Sie die Monumenta epigraphica tria einmal durchgeflogen?“ fragt er Fleckeisen (1. December 1852). „Ich pflege mir wenig genug auf meine Sachen einzubilden, und bin, wenn sie mir gedruckt vorliegen, nur allzubald gar unzufrieden mit ihnen. Aber von jenen zwei combinirten Abhandlungen meine ich aus-

1) Vgl. opusc. IV 193. 2) Opusc. IV 204 ff. 3) Vgl. auch Neue Plaut. Exc. I 3 f. 4) Opusc. IV 213 ff. 5) Opusc. IV 115—182.

nahmsweise doch einmal, dass ich etwas Besseres noch nicht gemacht habe. Oder täuscht mich doch wider Gewohnheit die Vaterzärtlichkeit, wenn mir diese Methode der Inschriftenbehandlung ebenso neu und durchgreifend fruchtbar für die lateinische Epigraphik wie für die lateinische Grammatik oder meinetwegen Geschichte der Sprache vorkömmt? Eine Kunst ist's freilich nicht, wenn man einmal die leitenden Gedanken gefasst und das Material zusammen hat; es ist eben das Ei des Columbus, was aber schon lange hätte so gestellt werden sollen." Er meint die Ausbeutung der sogenannten orthographischen Eigenthümlichkeiten für Erforschung der alten Sprachformen, z. B. der Schreibungen mit *O* für *V*, *E* für *I*, *OI* für *OE* und *V*, *AEI* für *AE*, *OV* für *V*, *G* für *C*, *QV* für *C*, des Abfalls auslautender Consonanten, die Phasen der Consonanten- und Vocalverdoppelung, der Aspiration, der Einschaltung und Unterdrückung von Vocalen, der Synkope, die lichtvollen Darlegungen über das System der von Accius eingeführten Neuerungen, die fruchtbaren Beiträge zur Geschichte der Flexionen wie Entdeckung verschollener Declinationsformen (*leibereis* u. a.), die Erläuterung alter Verbalbildungen (*danunt*), die Bestimmungen über die Gebrauchsepochen von *posivi posui posii posi*, *hic* und *hice* u. s. w. Es war die Absicht, in diesen wie in andren vorhergegangenen und nachfolgenden Abhandlungen der lateinischen Sprachforschung einen neuen Weg zu weisen[1]), und sie strotzen von den ergiebigsten und anregendsten Resultaten, welche denn auch verdaut oder auch unverdaut von Dankbaren oder auch Undankbaren benutzt worden sind.[2])

Kostbare Beiträge zur Bearbeitung einer epigraphischen Anthologie, einer kritischen Sammlung aller in Versen abgefassten Inschriften, die später auf seine Anregung Bücheler[3])

---

1) Opusc. IV 182: *Quibus significationem fieri volumus, qua via esse insistendum putemus, si qui hac aetate bene merere de emendanda ratione grammaticae latinae animum induxerint.* 2) „Das sind unglückliche Bücher, die aus halbem Stoff halbwahre Resultate ziehen: wohin vor allen Corssen gehört." R. an Bernays 26. Nov. 1862. 3) R. an Fleckeisen 21. Mai 1857. Bücheler an R. (ohne Datum): „Beifolgend die Anzeige der Henzenschen collectio inscr." (Jahrb. f. Phil. 1858.)

übernahm, lieferten ausser dem Bassulus-Programm (1847) in den Jahren 1852 und 1853 die Abhandlungen über den titulus Mummianus, über das Epigramm von Sora, über die Scipionen-inschriften und vornehmlich das corollarium[1]), wo u. A. der rührende Abschiedsdialog (in schönen alterthümlichen, aber leider verstümmelten Senaren) zwischen der hinterbliebenen Familie (Gatte und Kinder) und der geliebten Mutter so meisterhaft hergestellt ist. Auch die Verskunst des Lambäsitanischen Lagercommandanten Alfenus Fortunatus, welcher in der Kaiserzeit (vielleicht unter den Antoninen) auf Anweisung des ihm im Traum erschienenen Vater Bacchus diesem als dem Genius seines Hauses eine neue Altarbasis weihte mit der Bitte um baldige ehrenvolle Heimführung nach Rom, ist erst durch den geübten Blick R.s zu Ehren gekommen, welcher, obwohl selbst schwer an dem ersten Anfall seines Fussleidens daniederliegend[2]), in den nicht abgetheilten Zeilen sofort tänzelnde Anakreonteen erkannte. Der vor ihm zuerst geltend gemachte Satz, dass *carmen* stets gebundene Rede bedeute, eröffnete für die Vorgeschichte der römischen Poesie einen umfassenden Blick über eine Fülle ritualer Formeln, monumentaler Weihe- und Gedenksprüche, auch populärer Weisungen in metrischer Fassung, welche die öde Prosa von 5 Jahrhunderten vor dem Eintritt einer Kunstlitteratur doch einigermassen belebt. Erregungen und feierliche Erhebungen des Gemüthes in Furcht Trauer Verwünschung oder in Hoffnung Bitte Glückwunsch oder in Mahnung Verpflichtung Verordnung sprachen sich in rhythmischer Form aus, welche die Worte als nothwendige Glieder eines geschlossenen Ganzen in fester Reihenfolge band. Den so einleuchtenden Grund-

„ich hoffe, dass Ihnen einige Aenderungen und Herstellungen gefallen, und wünsche, dass Sie sehen mögen, wie ich aus Ihrem bahnbrechenden *corollarium anthologiae latinae*" (1853) „und der Seminarstunde, in der Sie mir das πλέον ἥμισυ παντὸς vorhielten, zu lernen bemüht gewesen bin." 1) Opusc. IV 238 ff. 2) Die Abhandlung opusc. IV 309 ff. beginnt mit der humoristischen Betrachtung: *Numquam melius e poetari quam podagrum si Rudinus vates vel gloriari vel iocari potuit, fatendum est haud paullo incommodiore condicione philologum uti testudinea tarditudine a librorum aditu et tamquam commeatu litteratae supellectilis interclusum.*

satz, dass, um die Gesetze des ältesten nationalen Versmaasses[1]) der Römer, des Saturnischen, festzustellen, von den inschriftlichen Denkmälern als urkundlich sichersten Texten ausgegangen werden müsse, hat R. zuerst ausgesprochen und mit entsprechendem Erfolge durchgeführt. Längst war er diesen Resten Saturnischer Poesie, welche den Metriker wie den Grammatiker in gleich hohem Grade interessiren, eifrig nachgegangen. Die Vergleichung jener alten Elogien mit den Bruchstücken der Gedichte des Livius Andronicus und Naevius führte auf gewisse Unterschiede der Technik und der Perioden, welche erst übersehen werden konnten, wenn eine vollständige kritische Sammlung aller erhaltenen oder doch wiederherstellbaren Reste Saturnischer Poesie vorlag. In der Abhandlung über die columna rostrata hatte er eine Anzahl sichrer Beispiele nachgewiesen und nach G. Hermanns Vorgang gezeigt, wie leicht es sei, alte Weihinschriften und Ritusformeln bei Livius aus der modernisirenden Redaction des Geschichtschreibers auf ihre ursprüngliche metrische Fassung in Saturniern, entsprechend den früher von ihm aufgestellten Gesetzen, zurückzuführen. Aufmerksames Suchen ergab immer mehr Material.[2]) Diesen Weg gedachte er weiter zu verfolgen und eine reiche Aehrenlese altsaturnischer Verse aus den Bruchstücken und Umbildungen alter carmina, wie sie in der Litteratur verstreut sind, zu sammeln. Eine erste Garbe[3]) erschien 1854. Der alte Cato Censorius hat für seinen Sohn eine Art Vademecum in Kernsprüchen aufgeschrieben, betitelt *carmen de moribus*, woraus gelegentlich hier und da Bruchstücke in modernisirter Fassung angeführt sind. Zuerst hatte Kärcher den vernünftigen Gedanken ausgesprochen, dass jenes Spruchbüchlein in Versen abgefasst gewesen sei. Er dachte an trochäische Tetrameter, und Boeckh gab sich Mühe die von seinem badischen Landsmann gelieferten Proben kunstgemäss auszufeilen, Fleck-

1) Diese Gesetze sind zuerst formulirt in der Schrift 'titulus Mummianus' (Ostern 1852) = opusc. IV 82 ff. 2) Dies ward angedeutet in anthol. lat. coroll. epigraphicum p. III = opusc. IV 238. 3) Poesis Saturniae spicilegium = opusc. IV 297 ff.

eisen aber glaubte in der Form der Sotadeen, dem schlottrigen Lieblingsmaass der verlotterten griechischen Salonlitteratur, die Lösung des Problems gefunden zu haben. R., der grade in Karlsbad war, erhielt die elegante Schrift seines Frankfurter Freundes im September 1854 und warf sofort, ohne weitere Bücher, seine längst festgestellte[1]) Ansicht auf einige Blätter hin, die für das Octoberprogramm bestimmt wurden.[2]) Er zeigte nämlich, dass Cato sich des urwüchsigen, nationalen Saturnischen Metrums bedient habe, ein Ergebniss, welches sich durch die Evidenz der Einfachheit ohne Weiteres empfiehlt, und psychologisch ebenso einleuchtend als mit den erhaltenen Resten in besten Einklang zu bringen ist.

Das schönste Beispiel, wie durch diese Forschungen das Verständniss altlateinischer Sprachgeschichte und Verskunst zugleich gefördert wird, lieferte der fünfte der epigraphischen Briefe.[3]) Aus einem römischen Fortunatempel stammt eine Anzahl Orakelsprüche (sortes), von welchen im Original nur zwei (auf Täfelchen gravirte, wie sie ehemals in Tausenden von Exemplaren handwerksmässig angefertigt sein müssen), die übrigen 17 nur in mehr oder weniger ungenauen Copien erhalten sind, natürlich durch Versehen und Ungenauigkeiten aller Art entstellt. R. sprach seine Ansicht über die metrische Abfassung derselben bereits im Winter 1851/2 in einem Brief an Mommsen aus, deutete sie auch öffentlich (1852) in dem Programm über den titulus Mummianus an.[4]) Zur Ausarbeitung kam er erst viel später, im Jahr 1858. Er erkannte in ihnen dactylische Hexameter, welche aber sowohl in prosodischer als metrischer Beziehung in merkwürdiger Weise die Principien der durch Ennius für dieses Versmaass eingeführten Principien vernachlässigen und sich dagegen denen der Bühnenpoesie anschliessen, erstens in der weitgehenden Anwendung der durch die Aussprache des täg-

1) Am 17. October 1852 bittet er M. Hertz um Gelliusvarianten zu den Citaten aus den XII Tafeln und aus Cato de moribus; am 11. Sept. 1854 von Karlsbad aus um die Varianten aus Macrobius, Plinius und Priscian für seine Arbeit. 2) R. an Fleckeisen, Karlsbad 13. Sept. 1854. 3) Opusc. IV 395 ff. 4) Opusc. IV 107.

lichen Lebens gerechtfertigten prosodischen Freiheiten, zum zweiten in der Auflösungsfähigkeit der Arsen. So bilden diese „demotischen" Hexameter, wie sie R. im Gegensatz zu den kunstmässigen des Ennius nennt, ein interessantes Bild der Vulgärmetrik des sechsten und siebenten Jahrhunderts d. St., und nehmen eine durchaus eigenthümliche Mittelstellung ein zwischen den beiden entgegengesetzten Kreisen des Drama's und der von Ennius begründeten Kunstpoesie. Dieser für den Litterarhistoriker wie für den Sprachforscher und Textkritiker gleich wichtige Gegensatz, den R. zuerst hervorgehoben hat und in schärfstes Licht zu setzen nicht müde geworden ist, machte sich namentlich auch in der Behandlung der Endsylben geltend. Wenn die ältere Sprache des Volkes ähnlich wie das Umbrische der Neigung, im Auslaut der Wörter die Vocallängen zu Kürzen abzuschwächen, und den Wortkörper (nach inschriftlichen Belegen schlagendster Art) durch Abstossung eines oder mehrerer auslautender Consonanten geschmeidiger und beweglicher zu machen, in einem Grade nachgab, dass sie bereits auf dem besten Wege war in ein dem heutigen Italiänisch sehr ähnliches Idiom überzugehen, so machte eben von diesen Gewohnheiten die Bühne mit Maass und in gewissen Abstufungen, weit ungenirter aber jene populäre Orakelgöttin Gebrauch. Dadurch sind eine Menge sogen. Positionsverletzungen im dramatischen Vers, welche die Prolegomena zum Trinummus durch Annahme einer Vocalausstossung zwischen Consonanten zu erklären suchten, erst sprachhistorisch verständlich gemacht: der weitaus bedeutendste Fortschritt, welchen die altlateinische Prosodie seit den Prolegomena gemacht hat. So erkannte man, dass nicht die subjective Willkür des Individuums jene scheinbar regellosen Messungen zuliess, sondern „die objective Gestalt der sich frei bildenden Sprache selbst es war, welche der Dichter einfach als den im wirklichen Leben des Volkes vorgefundenen Stoff aufnahm und für seine Verskunst zur Verwendung brachte."[1]) Im schärfsten und bewusstesten Gegensatze dazu stand die Reform des Ennius, deren innerstes

1) Opusc. II p. X.

Wesen es ist, aller Unbestimmtheit durch die beiden grossen Kategorien, lang oder kurz, ein Ende zu machen.[1])

Leider bricht die Reihe dieser „offenen Sendschreiben" hiermit ab: wenn Musse und Lust zur Fortsetzung lange genug vorhielten, wollte der Verf. noch über manche andere Materie in dieser Weise mit dem epigraphischen Genossen verhandeln, auch über seine Theorie des Saturnischen Verses, von deren Richtigkeit er fest überzeugt war, und die er gegen nichtige Einwendungen zu vertheidigen dachte.[2]) „Aber es ist liegen blieben."

Dagegen hat er auch nach Vollendung des grossen Werkes nicht aufgehört, neu gefundenes Material, welches seine römischen und andre Freunde zu seiner Kenntniss brachten, in gleicher Weise wie das frühere zu verarbeiten, um Interesse und Verständniss für die Pflege lateinischer Epigraphik nach seinem Sinne mehr in Aufnahme zu bringen. So hat er bis zu seinem Abgang von Bonn in den Jahren 1862 bis 1864 noch fünf Supplementa mit beigefügten Facsimiles in Programmen geliefert, welche zum Theil auch Nachträge zu den früheren Publicationen und Erwiderungen auf polemische Einwände Mommsens enthalten.[3])

Das letzte derselben[4]) (vom Winter 1864/5) zeigt, wie auch Probleme der Kunstgeschichte durch die Evidenz grammatischer und paläographischer Kriterien endgültig gelöst werden können. Fast einstimmig waren Archäologen und Dilettanten der Meinung, das Mausoleum der Julier bei St. Remy, Architectur wie Reliefschmuck, gehöre der späteren Kaiserzeit, etwa des Commodus oder Septimius Severus an.[5]) Niemand hatte daran gedacht, die Inschrift, welche mitten auf dem Fries in colossalen Buchstaben eingehauen ist, auf ihr Alter zu prüfen; der Text selbst stand so wenig fest, dass es nicht weniger als 12 verschiedene Lesarten

1) Vgl. opusc. IV 401. 2) Opusc. IV 426. An Fleckeisen April 1859 (?): „Uebrigens dass ich nicht *tenax meorum* bin, kann jeder wissen; aber die Theorie der Saturnier ist so sicher wie $2 \times 2 = 4$ ist. Wie lange habe ich schon vor, mich darüber publice auszulassen; aber wann — *si modo* — werde ich dazu kommen?" 3) Opusc. IV 494 ff. 4) Opusc. IV 557 ff. 5) Im Schreiben der Pariser Akademie an R. vom 23. August 1864 wird hervorgehoben, dass Renier und Egger die Inschrift stets für weit älter gehalten haben.

davon gab, zum Theil abenteuerlichster Art. Nach R.s exacten Ermittelungen bewies schon der Gebrauch des Diphthongs EI in dem Dativ SVEIS und dem Nominativ IULIEI, dass sie eher vor als nach der Augusteischen Zeit verfasst sein müsse. Sobald aber die Buchstabenformen in getreuer Nachbildung vorlagen, ergab sich mit zweifelloser Gewissheit, dass nur an die letzte Zeit der Republik oder höchstens die ersten Jahre der Kaiserherrschaft zu denken sei[1]); und dasselbe Votum gaben ohne Verzug auch Henzen und de Rossi ab. Brunn aber, der damals grade in Paris war und auf R.s Wunsch einen Abstecher nach St. Remy machte, bestätigte, dass der unbestimmte Charakter der Architectur gegen das entscheidende Gewicht so positiver Indicien jedenfalls keinen Einspruch erhebe.[2])

Den Orientalisten zeigte den richtigen Weg der Inschriftenerklärung das Beispiel einer dreisprachigen Inschrift Sardinischer Salinenpächter, zu deren Behandlung sich R. mit seinem Bonner Collegen Gildemeister verbündete.[3]) Während die Orientalisten den punischen Text zu Grunde gelegt und nicht weniger als fünf verschiedene Uebersetzungen davon geliefert hatten, von denen nun wieder jede für die Auffassung des Lateinisch-Griechischen massgebend sein sollte, nahm R., wie sich eigentlich von selbst verstand, die festen epigraphischen Normen der lateinisch-griechischen Fassung als alleinigen Ausgangspunkt auch für die Deutung und Zeitbestimmung des punischen Textes.

Lange vorbereitet und mit besonderer Liebe gepflegt war die Abhandlung über die römischen Gladiatorenmarken, welche die Denkschriften der Münchener Akademie schmückt.[4]) Aus dem römischen Alterthum ist eine grössere Anzahl vierseitiger, oblonger Stäbchen von Knochen oder Elfenbein auf uns gekommen, welche auf jeder Langseite eine Schriftzeile

---

1) R. an Brunn 11. Dec. 1863: „Ich habe Photographie und Facsimiles des ganzen Monumentes und der Inschrift. Letztere ist unwidersprechlich aus dem 7. Jahrh. d. St., also Millins Zeitbestimmung nothwendig falsch. Wie wird man aber mit seinen technischen Bedenken fertig?“ 2) Brunn an R. 23. Febr. 1864. Vgl. opusc. IV 562. 3) Rhein. Mus. XX (1865) S. 1 ff. = opusc. IV 657 ff. 4) Die Tesserae gladiatoriae der Römer. 1864.

in gleichmässiger Fassung führen und sich von der Sullanischen Periode an über einen mehr als anderthalbhundertjährigen Zeitraum bis in die Zeit des Vespasian hinein erstrecken.[1]) Das chronologische Interesse, welches sie bieten, sowie die Frage nach ihrer eigentlichen Bestimmung hatte Gelehrte und Dilettanten längst vielfach beschäftigt, und Fälscher hatten zur Mehrung des interessanten Stoffes eifrig beigetragen. Schon im August 1852 hatte R. eine demnächstige Publication sowohl der sortes als der tesserae beabsichtigt, aber damals von beiden Gattungen erst eine kleine Anzahl aufgetrieben. Die erforderlichen Abdrücke und Zeichnungen mussten durch weitläufige Correspondenz aus verschiedenen Städten Italiens, aus Paris London Leyden verschrieben werden: das damals gesammelte Material wurde dann in den Thesaurus aufgenommen. Auch Mommsen hatte dasselbe im ersten Bande des akademischen Inschriftenwerkes zusammengestellt und „durch die wohlthätige Schärfe seiner negativen Kritik" zum Theil nach Borghesi's Vorgang die kleinere Hälfte (etwa 30) als unecht oder verdächtig ausgeschieden. Wenn man aber bisher seit geraumer Zeit darin übereingekommen war, jene tesserae auf das öffentliche Auftreten des genannten Individuums in bestimmten Gladiatorenspielen zu beziehen, so hatte Mommsen gegen diese Auffassung als eine unerwiesene, ja sogar erheblichen Bedenken unterliegende sich dermassen skeptisch verhalten, dass er selbst den üblichen Namen 'tesserae gladiatoriae' mit dem farbloseren 't. consulares' vertauschte. Die Absicht der Abhandlung, welche R. im Sommer und Herbst 1863 ganz in Anspruch nahm[2]), geht dahin, Mommsens Zweifel zu heben

1) Opusc. IV 572 f. 2) Von Brunn erwartet er die römischen tesserae: 29. Juni 1863; Ende September (23.) steckt er tief in der Untersuchung, die Knopffrage beschäftigt ihn sehr (vgl. an Bernays 6. Oct.). Am letzten December schickt er das letzte Manuscript ab: an Bernays 1. Jan. 1864: „Gestern endlich habe ich das letzte Manuscript einer verteufelten Arbeit abgeschickt, der kein Mensch ansehen wird, was drin stickt. Es war vielleicht nicht so vieler Mühe werth; aber einige Leute, wie z. B. Sie und ich, können ja nun einmal nicht mit dem Farbenpinsel wirthschaften ohne 1) gründliche

und die herkömmliche Vorstellung mit neuen Beweismitteln in ihr Recht wieder einzusetzen.

Zu diesem Ende gab er auf drei Tafeln eine, so weit es irgend erreichbar gewesen war, fast vollständige Sammlung sorgfältig revidirter Facsimiles nach den Originalzeichnungen und Abdrücken, wodurch vielfache Berichtigungen der Texte gewonnen wurden. Ein ganz neues Kriterium der Echtheit glaubte er in der Art zu erkennen, wie die Durchbohrung des am Vorderrande der Stäbchen befindlichen Knopfes vorgenommen ist. Er fand, dass dieselbe auf den allermeisten Stücken von der zweiten nach der vierten Seite geht, ganz entsprechend, wenn als Zweck angenommen werden dürfte, die tessera als Decoration an einer Schnur um den Hals zu tragen, so dass die Hauptseite mit dem Namen des Decorirten nach vorn gewendet war. Hiernach stellten sich ihm auf einen Blick mehrere Exemplare als gefälscht heraus und erhielten die übrigen Verdachtsgründe eine durchschlagende Bestätigung. Uebrigens ist es unmöglich, die Fülle neuer Belehrung, welche aus der scharfen, überaus umsichtigen Musterung des ganzen Vorrathes sich ergiebt, hier auch nur anzudeuten: keine Seite der epigraphischen Studien geht leer aus. Von allgemeinerem Interesse sind dann die gegen Mommsen gerichteten Bemerkungen des letzten Abschnittes über die Bestimmung der tesserae. Nach glücklicher Widerlegung untergeordneter Bedenken fand der Verf. den entscheidenden Beweis für die Wahrheit der älteren Ansicht in der relativ vollständigsten Aufschrift eines jüngst aufgefundenen Exemplares aus Arles SPECTATΛΛΛ und deren von ihm vorgeschlagener Deutung: *spectatus munere.* Hierauf gründete er, freilich mit Vorbehalt, die geistreiche Hypothese, dass jene „Tapferkeitsmedaillen" mit so genauer Angabe von Jahr und Tag des Kampfes nicht blosse Ehrenauszeichnungen waren, sondern als urkundliche Beweismittel dienten, indem die Erwerbung einer vorgeschriebenen Zahl solcher Marken dem 'satis spectatus' den Anspruch auf

Untermalung und 2) säuberliche Lasur. Viel Dank bei dem δῆμος hat man freilich nicht davon; item man weihet eben seine kleinen Sachen, nach grossem Muster, auch τῷ χρόνῳ."

Pensionirung, d. h. Aufnahme in die Veteranenclasse sichern mochte. Und wenn es auffallend schien, dass es keine vorsullanischen Tesseren gebe, während sie doch dann auf einmal in so dichtgedrängter Folge auftreten, so führte dieser Umstand auf die Vermuthung, dass jene Einrichtung eines geordneten Pensionswesens eben in die Sullanische Periode falle, nachdem die Organisation ständiger Fechterbanden und ständiger Fechterspiele zu festem Abschluss gelangt war, — Alles in schönstem Einklang mit den allerdings spärlichen Nachrichten aus jener Zeit. Allgemein war man von der gewinnenden Darlegung überzeugt und sah die Frage als abgemacht an.[1]) Und doch ist das Hauptergebniss dieser so schön in sich zusammenhängenden Untersuchung hinfällig, wenn eine später, zuerst von Garrucci veröffentlichte Tessera[2]) vom Jahr 661 d. St., demnach die älteste von allen, wirklich echt ist, was nur durch Autopsie oder Facsimile entschieden werden kann. Das dort voll ausgeschriebene SPECTAVIT, im Einklang mit mehreren andren zum Theil von R. verdächtigten Exemplaren, würde die Erklärung der Abkürzungen durch *spectatus* und damit das entscheidendste Indicium für Fechterspiele entkräften, dafür aber ein neues Räthsel aufgeben, dessen endgültige Lösung nur ein glücklicher Fund bringen kann. Denn auch dieses Beispiel lehrt von Neuem, wie misslich es selbst für den grössten Scharfsinn ist, aus unvollständigen Prämissen die Wahrheit zu ermitteln.

Aus der Abhandlung über die Gladiatorentesseren wie aus früheren kleinen Publicationen geht hervor, dass R. wie früher für die Zeiten der Republik, so nun weiter auch für die Jahrhunderte der Kaiserzeit den leitenden Gedanken verfolgte, jede sprachliche Erscheinung in ihrer chronologisch-historischen Entwicklung klarzustellen. Zu diesem Zweck hatte er seit 12 Jahren allmälig eine sehr umfassende Sammlung aller datirten oder datirbaren Kaiserinschriften in

1) Bücheler an R. 24. Juni, E. Hübner 18. Mai, Stephani 15/27 Sept. 1864 u. s. w. 2) Vgl. Ephem. epigr. III 203.

chronologischer Folge angelegt; ja er dachte, wie wir gesehen haben (S. 210. 218), schon damals daran, auch diese in Facsimiles zu einem Thesaurus zu vereinigen. Henzen[1]) fand den Gedanken vortrefflich: er empfahl die Serie bis in die spätesten Zeiten hinabzuführen. R. wollte bei Kaisern von längerer Regierungszeit aus jedem Decennium je eine Inschrift auswählen, Henzen fügte hinzu: wo möglich eine von jeder Monumentengattung, wenn auch, um das Werk nicht ins Ungeheure auszudehnen, nur ein Bruchstück. Ohnehin berechnete er es auf 200 und mehr Nummern. Im März 1853 war die Arbeit des Aufsuchens in vollem Gange, am 4. Juni waren bereits 190 Stück beisammen; und in der Vorrede zu seinen 'Priscae latinitatis monumenta epigraphica' unterliess er nicht zu bemerken, dass ihm für einen zweiten Band, der von Augustus bis Justinian herabreichen würde, das Material zu Gebote stehe.[2]) Die Sammlung immer vollständiger zu machen war das unausgesetzte Bestreben des Unermüdlichen.[3]) Zwar nachdem er den „schweren Mühlstein" seines republicanischen Thesaurus cum pulvisculo, im wörtlichen Sinne, endlich abgewälzt hatte, erklärte er in vorübergehender Misstimmung: „Zum zweitenmal mache ich so was auch nicht wieder; Aerger und Verdruss, Noth und Kummer aller Art verhalten sich zu der etwaigen Befriedigung oder relativen Genugthuung wie $^3/_4$ zu $^1/_4$."[4]) Das hinderte ihn aber nicht, schon im nächsten Sommer die ernsthaftesten Schritte zur Verwirklichung jenes alten grossen Planes zu thun.

Es war am 1. Juni 1863, dass Giesebrecht als Mitglied der Münchner wissenschaftlichen Commission Halm mittheilte, der Zeitpunkt scheine ihm günstig, um die schon früher ver-

---

1) An R. 6. December 1852. 2) Praef. p. IV: *Nam etsi huius quoque (imperii) sat larga materia in promptu est tamque lecta mihi ectyporum chartis expressorum supellex suppetit per Caesarum a divo Augusto ad Iustinianum tempora pertinens, ea ut facile alteri volumini sufficiat non minus amplo vel etiam ampliori, tamen vela esse contrahenda ratus nunc quidem in ea parte substiti, quam apparet suapte natura gravissimam esse.* 3) An Brunn 2. Juni 1864. 4) An Keil 5. November 1862.

traulich besprochene Unternehmung in die Hand zu nehmen. Auf den Wunsch des Ministers sandte R. einen Entwurf (vom 11. Juni) ein, und auf Giesebrechts Antrag beschloss die Commission, dem König Max I. die Bewilligung einer Summe von 5000 fl. für die Herausgabe eines Bandes facsimilirter Kaiserinschriften von Augustus bis Justinian oder wenigstens Diocletian zu empfehlen. Er sollte unter dem Titel 'Imperii Romani monumenta epigraphica selecta' in dem Format des Thesaurus etwa 50 Tafeln mit ähnlich kurzem, wenn auch etwas selbständigerem Text umfassen. Leider lehnte der König den Vorschlag ab[1]), und R. hatte nun im Interesse der Wissenschaft zu beklagen, dass er aus patriotischen Gründen eine früher gebotene, sichere Gelegenheit von der Hand gewiesen hatte.

Der Sommer 1853 nämlich brachte dem Ritschlschen Hause die Bekanntschaft einer ausgezeichneten Französin, welche auch für die wissenschaftlichen Bestrebungen unsres Freundes nicht ohne Bedeutung bleiben sollte. Madame Hortense Cornu[2]), Gattin eines Malers, Tochter einer Kammerfrau der Königin Hortense, war die Milchschwester Louis Napoléons und mit diesem zusammen in Deutschland erzogen. Aus der kindlichen Kameradschaft entwickelte sich in Italien eine innige Freundschaft. Dem Gefangenen in Ham hat sie mit mannigfachen Opfern und Gefahren nach allen Seiten ihren Beistand geliehen, ihn mit Büchern für seine kriegswissenschaftlichen Studien unterstützt, mit ihm gearbeitet. Seine Wahl zum Präsidenten begrüsste sie als die Verwirklichung gemeinsamer republicanischer Jugendideale und liess sich auch durch die französische Occupation Roms in dem Glauben an die gleiche Gesinnung des Jugendgespielen nicht irre machen. Erst der 2. December brachte ihr Klarheit und bewog sie das langjährige Band zu lösen. Sechs Jahre später hat sie die Frau Orsini's unter ihren Schutz genommen, als dieselbe nach Paris kam, um die Begnadigung ihres Mannes zu erbitten. Wäh-

1) R. an Brunn 7. August, 20. October 1863. Correspondenz von Halm an R. vom 1. Juni bis 14. October 1863. 2) Das Folgende aus einem Brief R.s an Pernice vom 13. Januar 1861 und nach mündlichen Mittheilungen.

rend langer Tage martervollen Harrens hat sie der Unglücklichen im Hôtel Louvre unter den spionirenden Augen der dort einquartirten Polizei zur Seite gestanden. Sie war es, welche dann der Wittwe die Ablehnung des kaiserlichen Gnadengeschenkes in die Feder dictirte. Wohl erkannte Napoléon die grossartige Spur seiner Gegnerin, die er zugleich liebte und in ihrem Stolz ehrte und fürchtete. Immer wieder liess er sie bestürmen sich mit ihm zu versöhnen; aber erst nach Jahren, als sein Sohn heranwuchs, als der Kaiser ihr wieder sagen liess, der Vater sehne sich, ihr „sein Kind, sein Alles" zu zeigen, gab sie dem Drang ihres Herzens, welches schmerzlich unter der Trennung gelitten hatte, nach. Zudem verfolgte sie hohe Ziele der Humanität und der Wissenschaft, vor Allem die Einführung des Laienunterrichtes in der Volksschule, Ziele, deren Erreichung einzig in des Kaisers Hand lag, wodurch sie seine Gewaltthat in Segen zu verwandeln hoffte. So ist nach ihrem Rath für den Prinzen der Erzieher gewählt worden. Aber trotz der Erneuerung des alten vertrauten Jugendverkehrs brachte die Republicanerin ihren politischen Ueberzeugungen nicht das Opfer, sich dem Hof anzuschliessen oder für sich etwas anzunehmen: sie fuhr fort bescheiden zu leben und ist arm gestorben, von Tausenden beklagt, die sie gefördert hat.

Sehr klug und unterrichtet, daher ausserordentlicher Weise zum beisitzenden Mitglied der Akademie gewählt, sah sie die bedeutendsten Männer von Paris in ihrem Salon und unterhielt auch mit auswärtigen Gelehrten einen regen Verkehr. Zuerst im Sommer 1853 also trat sie mit Empfehlungen von Hase und Dübner versehen in das Ritschlsche Haus. Bald entwickelte sich eine innige Freundschaft zwischen den Frauen, und der warmherzige, gemüthvolle Gast, welcher der deutschen Sprache vollkommen mächtig war und deutsches Wesen verstand, gewann eine zärtliche Anhänglichkeit an die ganze Familie. Fast jeden Sommer führten sie seitdem ihre Badereisen zu den Freunden nach Bonn, wo sie stets mit Jubel aufgenommen auch den von ihr hochverehrten Welcker traf. Und wenn Ritschl ihre Bekanntschaft mit manchem deutschen Gelehrten (z. B. mit Sybel und Mommsen) vermittelte, die

sie später in Paris aufsuchten, so brachte wiederum mancher interessante Franzose oder Italiäner Grüsse von der treuen Freundin. Dieses innige Verhältniss hat selbst den Krieg überdauert: mitten in der Belagerung hat sie die immer lebhaft geführte Correspondenz fortzusetzen versucht, und eine nach dem Frieden von ihr gewünschte Begegnung, welche die schriftlich mit liebevoller Zartheit angedeutete Differenz zwischen deutschem und französischem Patriotismus durch persönliche Aussprache ausgeglichen hätte, hat nur ihr Tod vereitelt.

Durch diese seltene, ideal gesinnte Frau also wurde nach langen Jahren der Freundschaft das Verhältniss R.s zum Kaiser der Franzosen eingeleitet. Es war die Zeit, als Napoléon sich mit grossem Eifer auf historisch-antiquarische Forschungen warf, welche das „Leben Cäsars" vorbereiten sollten. Er betrieb dieselben, vielleicht mit etwas Ostentation, um grossen Vorbildern hierin nachzukommen, in dem Grade, dass er, wenn vertieft in seine Quellenstudien oder in eine Conferenz mit einem seiner gelehrten Amanuensen, auswärtige Gesandte stundenlang auf eine Audienz warten liess, bisweilen auch plötzlich eine Conseilsitzung unterbrach und sich in sein Arbeitszimmer zurückzog, um eine Classikerstelle, die ihm durch den Kopf ging, nachzuschlagen. Nun wusste er sich in manchen antiquarischen Problemen, die ihm aufstiessen, nicht zu helfen; die Auskünfte seiner Akademiker befriedigten ihn nicht immer. Unter Andrem kam er nicht darüber hinweg, wie eine Bevölkerung von einer Million oder mehr es möglich gemacht habe, gleichzeitig auf einem so engen Raume, wie das Forum war, abzustimmen. Hierüber wünschte er Auskunft von dem berühmten Bonner Philologen, und Mad. Cornu übernahm es, demselben den Wunsch ihres Jugendfreundes zu übermitteln, wie auch das erbetene Exposé ohne Begleitschreiben durch ihre Hände befördert wurde.

So hat also nicht Ritschl Napoléon gesucht, sondern umgekehrt. Andere litterarische Aufzeichnungen von R.s Hand kamen dem Kaiser auf demselben Wege zu, lediglich durch Anregung von Seiten der gemeinsamen Freundin, welche um die Erlaubniss bat, auf römisches Alterthum bezügliche Arbeiten des grossen Gelehrten jenem, dessen reges Interesse

für diese Studien sie kannte, mittheilen zu dürfen. Hierauf war es Napoléon, der zuerst mit dem Verfasser jener Aufsätze eine Correspondenz eröffnete, indem er ihm brieflich seinen Dank für die empfangene wissenschaftliche Belehrung und Anregung aussprach.[1]) Mag sein, dass mancher deutsche Rigorist von härterem oder gröberem Stoff dem verdächtigen Erbfeind die discret erbetene litterarische Hülfe stramm verweigert und in seine akademische Toga gehüllt dem Dilettanten stolz den Rücken gekehrt haben würde. R. empfand unbefangen und menschlich genug, um in gleichsam collegialischer Hülfe kein Arges zu finden. Er dachte wohl wie der biedere Ennius:

homo qui erranti comiter monstrat viam,
quasi lumen de suo lumine accendat, facit:
nihilo minus ipsi lucet, cum illi accenderit.

Ja es braucht nicht geleugnet zu werden, dass der Philolog an dem Studieneifer des Imperators seine Freude hatte, sich manche, wenn nicht directe, doch indirecte Förderung seiner Wissenschaft davon versprach und in deren Dienst es für seine Pflicht hielt, die gebotene Hand, welche ihm für grosse Unternehmungen, wie er sie im Kopfe trug, höchst nützlich werden konnte, zu ergreifen.

Ganz in diesem Sinne war er auch, im Gegensatz gegen bedenklichere Collegen, welche sich später doch zu seinen Anschauungen bekehrt haben, gern bereit seine Hülfe für die Herausgabe der hinterlassenen Werke des grossen Epigraphikers Borghesi zu gewähren und der Einladung zum Eintritt in die von der französischen Regierung zu diesem Zweck gebildete Commission[2]) Folge zu leisten. Er begrüsste den Plan als ein „glorioses Unternehmen" und fand es „brav" von dem Kaiser, dass er die Anregung dazu gegeben und die Ausführung in die Hand genommen habe. Hatte er doch selbst vor 6—8 Jahren daran gedacht[3]), im Bunde mit Mommsen

1) Napoléon an R. 27. Nov. 1860. 2) Die kais. Commission, bestehend aus den Mitgliedern Renier, de Rossi, Noël des Vergers, Desjardins, hatte die Befugniss sich durch Wahl auswärtiger Gelehrten zu ergänzen: sie zog hinzu Cavedoni Henzen Minervini Mommsen Ritschl und Rocchi. 3) An Brunn 16. Juni 1860.

eine solche Ausgabe zu bewerkstelligen. Da nun die Kosten von der französischen Staatscasse bestritten wurden, das Pariser Institut die Ausführung leitete, so sah er die Aufgabe mit Recht als eine objectiv wissenschaftliche an, deren würdige Lösung eine Ehrensache aller betheiligten Gelehrten sei.[1])

Für die Darstellung der Feldzüge Cäsars am Rhein bedurfte der Kaiser umfassender topographischer Untersuchungen; besonders kam es ihm auf Ermittelung der Lage des alten Aduatuca an. Er bat den preussischen Geschäftsträger, Prinzen v. Reuss, ihm zu diesem Zweck einen deutschen Alterthumsforscher zu empfehlen. Von ihm wurde R. ersucht Vorschläge zu machen.[2]) Derselbe nannte einen Militär und einen Philologen, Urlichs, und den durch kriegswissenschaftliche Arbeiten grade auf diesem Gebiete schon bewährten Obrist v. Cohausen: beide sollten nach seiner Meinung gemeinschaftlich das Kriegstheater bereisen, aufnehmen, untersuchen. Napoléon beschloss indessen sich mit einem zu begnügen und wählte, da die Philologen den Cäsar nun schon seit Jahrhunderten ausgelegt hätten, den Offizier.[3]) R. selbst lehnte die dringende und wiederholte Einladung, zum Zweck „Cäsarischer Besprechungen" für einige Zeit als Gast des Kaisers nach Paris zu kommen, natürlich ab.

Der Wunsch des letzteren, die deutsche Uebersetzung seines Werkes unter den Augen seines berühmten Rathgebers entstehen zu lassen, war hiernach ein naheliegender, und eben so begreiflich, dass, ehe noch die ersten Bogen in Wien unter der Presse waren, das Zeitungsgeklätsch sich der pikanten Neuigkeit bemächtigte. Eine Erklärung R.s in den Fachjournalen belehrte das wissbegierige Publicum über seinen Antheil.[4])

Es mag wohl an fertigen Zungen nicht gefehlt haben, welche aus bester Quelle von Paris her über die Beziehungen des Kaisers zu dem 'célèbre philologue de Bonn' nach Deutschland berichteten. Und doch hatte derselbe, um das Nationalgefühl

1) An Brunn 22. Juli 1860. 2) Prinz v. Reuss an R. 18. März 1862. 3) Prinz v. Reuss an R. 1. April, 15. April 1862. Cohausen an R. 11. Mai, 16. Dec. 1862. 4) R. an Halm 18. Januar 1865.

nicht zu verletzen, auf den lockenden Vorschlag verzichtet, seine beabsichtigte Sammlung von Kaiserinschriften unter den Auspicien der Pariser Akademie auszuführen und sich zu dem Ende mit Renier zu verbünden. Erst nachdem die Hoffnung auf München gescheitert war und man anfing Napoléon bessere politische Gesinnungen gegen Deutschland zuzutrauen, kam er auf den von Mad. Cornu angeregten Gedanken zurück.[1]) Ein Vertragsentwurf von seiner Hand über den Verlag des Werkes liegt vor: die Ausführung wird durch die politischen Verwickelungen der nächstfolgenden Jahre vereitelt sein.

4. Bibliothek.

Neben diesen epochemachenden Arbeiten, welche die Kraft des Meisters während eines Zeitraums von anderthalb Decennien in Anspruch nahmen, lief die ausserordentliche Mühwaltung eines neu übernommenen Amtes, welche das Organisationstalent desselben zu schönster Entfaltung bringen sollte.

Die Anfänge der Bonner Universitätsbibliothek fallen mit der Gründung der Hochschule zusammen. Aus der Vereinigung dreier ansehnlicher Büchersammlungen war gleich von vornherein ein tüchtiger Stock von 30,000 Bänden geschaffen worden. Um die weitere Ausbildung des wichtigen Instituts, Vermehrung und Nutzbarmachung des Bücherschatzes hat sich nach allen Seiten des weitverzweigten Geschäftes hin Welcker als der erste Oberbibliothekar während einer 35-jährigen Verwaltung (1819—1854) nicht zu unterschätzende Verdienste erworben.[2]) Als R. nach Bonn kam (1839), fand er die Bibliothek weniger reichhaltig als die Hallenser und vollends die Breslauer mit ihren alten Schätzen. Kataloge fehlten noch fast ganz, ein philologischer Realkatalog diente zum ausschliesslichen Gebrauch der Bibliothekare; übrigens wurde seit undenklicher Zeit höchst behaglich auf das Ziel der Katalogisirung „ganz aus der Ferne zugewandelt". Das dürftige Personal, aus zwei Beamten, einem Hülfsarbeiter und einem Diener bestehend, reichte nur grade für den laufenden Geschäftsbetrieb aus, von dem es ganz absorbirt wurde. Das

1) An Brunn 2. Juni 1864. 2) Vgl. Kekulé, Leben Welckers S. 171.

Factotum war der letzterwähnte Diener, der die unverstandenen Büchertitel im Kopf und mit seinem fabelhaften Localgedächtniss jedes Buch auf einen Griff zur Hand hatte. Ohne ihn hätte man kein Buch finden können, weil keins numerirt war.[1]) Der Oberbibliothekar sorgte zwar für die idealen Interessen des Instituts durch einsichtige Anschaffungen sehr gut, aber die eigentliche Geschäftsführung sagte seiner Natur niemals sehr zu.[2]) Wenn der Treffliche nach dem Mittagstisch im Stern unter seinen Untergebenen erschien, so fuhr zwar nicht selten ein Ungewitter mit Donner und Blitz unter das erschrockene Häuflein, hinterliess aber nicht immer einen reinigenden und befruchtenden Segen. War er vollends verreist, so stand Alles still. Dem in Rom von den Herrlichkeiten Griechenlands noch ausruhenden Collegen sandte R. (18. Dec. 1842) einen zarten Seufzer: „Ein Institut, für welches Ihre Rückkehr auch ein rechter Segen sein wird, ist die Bibliothek. Die beiden alten Herren sind wirklich gar zu klapprig, peinlich und illiberal. Sie werden im Fache der Philologie Mancherlei nachzuschaffen finden, wonach jetzt oft schmerzliche Sehnsucht ist. Wenn aber philologische Novitäten der Bibliothek zugeschickt werden, so pflegt der sonst gutmüthige, aber Kantianisch verstockte Schramm zu sagen: 'Philologie? *Quantum est in rebus inane!*' (ipsissima verba) und schiebt alles bei Seite." Tröstend erwiderte Welcker (6. Januar 1843): „Also der gute Schramm ist ritirello was die philologischen Bücher betrifft. Er hat Recht: quantum est in rebus inane. Nur denke ich, so lange ich noch selbst von diesen irdischen Nichtigkeiten einen Theil ausmache, mich unter ihnen, so lang als es geht, zu regen. Was Sie nur wünschen, schaffe ich an, wenn ich komme."

Der Anblick dieser stagnirenden Zustände weckte bald in R.s Seele seine alte Sehnsucht nach einer mässigen bibliothekarischen Thätigkeit, die er schon in Halle und Breslau geäussert hatte, wieder auf. Durch mehrfache Bewerbungen Auswärtiger um eine Anstellung an der Bonner Bibliothek sah er sich bereits im Mai 1841 veranlasst,

1) R. an Stenzler 18. Nov. 1839. 2) Kekulé a. a. O.

Welcker (als dessen grosse Reise nach Griechenland bevorstand) in einem vertraulichen Schreiben seinen Lieblingswunsch zu eröffnen; die Antwort lautete, dass derselbe „unter verschiedenen Bedingungen und Umständen" nicht jetzt, aber künftig in Erfüllung gehen könne. Dass er den Gedanken fest hielt, verrathen die halb scherzenden Worte, die er in einem Ausbruch unwirscher Stimmung an Lehrs schrieb (21. Januar 1843): „Wenn Sie hören, dass man irgendwo einen Bibliothekar braucht, so empfehlen Sie mich; ich bin des troknen Tons nun satt, mag nicht länger — Professor sein. Werd's aber doch nolens volens bleiben müssen."[1])

Einstweilen musste er sich mit der Pflege seiner schon recht ansehnlichen Privatbibliothek begnügen, die eine werthvolle Bereicherung erhielt an einem sehr bedeutenden philologischen Bücherschatz, namentlich schönen holländischen Ausgaben, aus dem Nachlass seines im Sommer 1850 verstorbenen Schwiegervaters, der nach guter alter Weise neben seiner ärztlichen Praxis das Studium der alten Classiker mit ausdauernder Liebe fortgesetzt hatte. Seitdem trieb er auch selbst etwas Luxus in diesem Fach, kaufte viel seltene alte Sachen aus England und Italien[2]), sorgte für schöne Einbände, wozu er sich sogar von andren Städten, z. B. Halle, Modelle kommen liess[3]); denn brochirte Bücher, die man nur halb benutzen kann, hasste er.

Erst das Jahr 1854 brachte mit dem Rücktritt Welckers die Erfüllung wiederholter Zusagen: ein Ministerialschreiben vom 18. März meldete die erfolgte Ernennung R.s zum Oberbibliothekar[4]), zugleich zum Director des akademischen Kunstmuseums und des Rheinischen Museums vaterländischer Alterthümer: beide seit Schlegels Tode unter einer Leitung zweckmässig vereinigte Anstalten hatte er schon einmal, während Welckers griechischer Reise (1841/2) verwaltet. Durch 15jährige Beobachtung war ihm die Nothwendigkeit einer gründlichen Bibliotheksreform nahe genug getreten, Welcker selbst hatte ihm die Uebelstände offen vorgewiesen und ihre Beseitigung

1) Vgl. R. an Pernice 10. Juni 1843: oben S. 13. 2) An Pernice 15. Oct. 1851. 3) An Pernice 27. April 1852. 4) Bestallung vom gleichen Datum.

ans Herz gelegt. Mehrwöchentliche eindringende Beschäftigung mit dem Detail, worauf er täglich 5—6 Stunden verwendete, reichte hin, um ihm volle Klarheit über das, was zunächst Noth that, zu schaffen. In einem ausführlichen Memorandum (9. April) an den zeitigen Rector (Sell), welches er durch denselben zur Kenntniss von Joh. Schulze bringen liess, begründete er seine Anträge. Vor Allem war eine namhafte Verstärkung der Arbeitskräfte erforderlich. Eine Bibliothek, welche nach der Zählung vom März des Jahres 1854 schon etwa 115,000 Bände enthielt[1]), von allen Bibliotheken der preussischen Monarchie nach der Berliner die am stärksten benutzte (etwa 12,000 Bücher wurden jährlich verliehen), musste sich noch immer, abgesehen vom Oberbibliothekar, mit zwei litterarisch gebildeten Beamten begnügen, von denen der eine ein schwerhöriger, gedächtnissschwacher, zitternder Greis von 80 Jahren war. Kein Wunder, dass die seit 36 Jahren begonnene Katalogisirung nur schneckenmässig vor sich ging und Monate lang ganz stockte. Ehe nur der Realkatalog fertig gestellt war, konnte, wenn es so fortging, leicht noch ein Jahrzehnt vergehen, da zu den 87 bisher zu Stande gekommenen Foliobänden noch etwa 30, die grössere Hälfte des geschichtlichen und gut zwei Drittel des juristischen Fachs fehlten, und dann erst konnte zum alphabetischen Katalog vorgeschritten werden. Um nur vorläufig einigermassen aufzuräumen, entband der neue Chef seine beiden einzigen Beamten wochenlang von allen laufenden Geschäften und erledigte sie selbst. Dadurch erwarb er die nöthige Erfahrung und den sichren Ueberblick, um den gesammten Dienst beurtheilen, anordnen, überwachen zu können. Ein zweiter schreiender Uebelstand war die Mangelhaftigkeit der für die eigentliche Geschäftsführung bestimmten Localitäten. Ausser den beiden schönen Büchersälen und einem mässig grossen Lesezimmer gab es nur noch einen einzigen zweifenstrigen Raum, in welchem die Registraturen, die Actenschränke, die Münzsammlung, die Kataloge und Hunderte von Kapseln, sämmt-

1) Ungerechnet die Handschriften, Programme und Dissertationen.

liche Arbeitspulte des gesammten Personals, alle noch einzutragenden Bücher, alle zur Kenntnissnahme der Docenten in Fächern ausgestellten Novitäten in harmonischem Durcheinander untergebracht waren. Hier versammelte sich tagtäglich in den öffentlichen Stunden das bücherbedürftige Publicum, einschliesslich der Studenten und Docenten, sammt den abholenden Bedienten, Stiefelwichsern und Mägden, die Laufburschen der Buchhändler und Buchbinder, Handwerker, durchreisende Fremde (namentlich Engländer), welche die Bibliothek sehen oder den Oberbibliothekar besuchen wollten, und Alle, die sonst ein Anliegen hatten. In diesem Gewimmel musste gearbeitet, mussten die nöthigen Besprechungen mit Ruhe geführt, die Anordnungen ertheilt werden. Jedes laute Wort, jede Ermahnung oder Rüge, die von Seiten des Vorgesetzten ertheilt wurde, gehörte ohne Weiteres der Oeffentlichkeit an und wurde Gegenstand des Stadtgesprächs.

Jene erste Vorstellung wurde von Joh. Schulze nicht eben sehr geneigt aufgenommen: er erklärte sie für verfrüht, und obwohl er die Schilderung der Uebelstände als klar und überzeugend anerkannte, hatte er doch an den gemachten Vorschlägen im Einzelnen allerhand auszusetzen.[1]) Aber eine weitere vertrauliche Darlegung (16. April), dann eine Reihe von Berichten und Eingaben den ganzen Sommer hindurch, endlich R.s zweimalige persönliche Anwesenheit in Berlin, vor und nach einer Karlsbader Cur im August und September, brach das Eis[2]), so dass am 28. September umfassende Bewilligungen erfolgten, welche geordnete Zustände herbeiführten.[3]) Durch den inzwischen (26. August) erfolgten Tod des alten Bernd wurde die Secretärstelle frei, welche

1) Sell an R. 13. April 1854. 2) R. an seine Frau, Berlin, Sonntag 27/8 (1854) früh 5½ Uhr: „Meine Affairen stehen sehr gut; ich suche vergeblich nach einem Bruchstückchen von meinen Wünschen, welches unerfüllt bleiben zu wollen schiene. Gestern früh war ich vor 9 bei J. S., Mittags hielt er dem Minister Vortrag, um 3 ass ich bei J. S., von 5—9 ging ich mit ihm (allein) nach Schönhausen zum bairischen Biere; der Minister hatte Alles genehmigt, es lag ihm bereits zur Unterzeichnung vor" u. s. w. 3) Die folgenden Schilderungen sind grossentheils wörtlich aus R.s Jahresberichten und den sie begleitenden Curatorialberichten von 1854—1864 entlehnt.

dem Privatdocenten der Philosophie, Karl Schaarschmidt übertragen wurde. Für die Besetzung der neu geschaffenen Custodenstelle traf es sich gut, dass Heinrich Brunn grade Rom verliess und sich in Bonn habilitirte: so traten neben dem erfahrenen Bibliothekar Pape zwei Gehülfen von erprobter Gesinnung, wenn auch im bibliothekarischen Dienst noch ungeübt, dem Reorganisator zur Seite. Zunächst galt es Ordnung und Platz zu schaffen. Monate lang hatten Schreiner, Schlosser, Handwerker aller Art damit zu thun. Von der anstossenden Curatorialwohnung, die zum Glück seit Jahren leer stand, wurde das nächste Zimmer zur Bibliothek geschlagen und dem Oberbibliothekar zugewiesen: ohnehin gehörte es zu der Partie, welche nach ursprünglicher zweckmässiger Absicht zur Amtswohnung für den Leiter des Instituts bestimmt gewesen und nur durch Welckers Verzicht dieser Bestimmung entfremdet worden war. Das Ausleihegeschäft wurde in das Lesezimmer verlegt und dort durch angemessene Schranken eine Räumlichkeit hergestellt, welche der Studentenwitz mit dem Namen der „Conditorei" auszuzeichnen pflegte. So wurde das mittlere Zimmer entlastet und für stille Arbeit des Beamtenpersonals zugerichtet. „Hauptsächlich aber galt es, für jede von den 100 kleinen Verrichtungen, aus deren streng in einander greifender regelmässiger Folge sich die grosse Mechanik einer vielgegliederten Verwaltung zusammensetzt, eine gesonderte und unveränderliche Räumlichkeit mit zweckdienlicher Vorrichtung herzustellen, so dass jede gegenseitige Störung, jede Vermengung und Verwirrung des Verschiedenartigen abgeschlossen und Alles ohne Ausnahme unter seiner bestimmten Rubrik auf den ersten Blick und Griff mit nie fehlender Sicherheit gefunden würde. Zu diesem Ende wurden weitbauchige Schränke, in welchen der selige Prof. Bernd seit unvordenklichen Zeiten ganze Ladungen von beschriebenen und bedruckten Papieren, Büchern, Journalen, Brochuren, Dissertationen, Karten, Kupferstichen, heft- und lieferungsweise in wahrhaft kaleidoskopischer Mannigfaltigkeit aufgespeichert, über- und durcheinander gepackt und für Jedermann eifersüchtig verschlossen gehalten hatte, aufgebrochen, ihres

bunten Inhaltes, der vielfältig zu so interessanten und werthvollen wie überraschenden Entdeckungen Anlass gab, entledigt und zu offenen Fachwerken umgestaltet. Aus Repositorien mussten Schränke, aus Schränken Repositorien werden, jede Kategorie von Gegenständen erhielt, mit den gehörigen alphabetischen oder numerischen Etiketten und Signaturen versehen, ihre besonderen Fächer und Kasten, so dass nun streng auseinander gehalten waren Bücher, Kupferwerke, Journale, Programme und Dissertationen, Titelzettel, Acten, gebundene und ungebundene Bücher, eingetragne und einzutragende, bindefertige und auf Fortsetzung wartende, eingeordnete oder noch ungeordnete Zettel, und wie die durch einen so complicirten Geschäftsbetrieb und dessen stätige Ordnung und pünktliche Vollziehung bedingten Rubriken weiter heissen."[1])

Durch Anschaffung zweckmässig angelegter Manualbücher, wie eines Accessions-, eines Bestell-, eines Briefjournals, Listen für Fortsetzungen, für Defecte, Controlbücher über Einlieferung der Pflichtexemplare, Buchbinderbücher u. s. w., gedruckter Formulare, welche für alle Zweige der Verwaltung, besonders das Ausleihegeschäft, zeitraubende Schreibereien ersparten, wurden die laufenden Geschäfte in bequemeren und gesicherteren Gang gebracht. Um die Bibliothek selbst nutzbarer zu machen wurde eine Generalumstellung der Bücher durch genaue Messungen und Proportionsberechnungen aller einzelnen Fächer vorbereitet, ein durchgreifender Fachschematismus für die gesammten Bücherschätze entworfen. Viele Wochen lang hatten fast sämmtliche Beamte nur damit zu thun, gebundene Bücher aller Fächer (mehr als 2000), die an den verschiedensten Stellen ohne jede Ordnung umherstanden, nie in den Realkatalog eingetragen und daher jedem Gebrauch entzogen gewesen waren, einzuordnen und zu katalogisiren; die wilden Massen der Berndschen Schränke, gegen 1000 Werke, namentlich ausländische Kupfer- und Prachtwerke, zu sichten, ihre Vollständigkeit oder Unvollständigkeit zu ermitteln; mindestens 10000 verstreute Titelzettel zu registriren, aus den ungeordneten Acten einer

1) Jahresbericht vom 20. Januar 1855.

36jährigen Verwaltung eine regelrechte Registratur herzustellen, die zur Erhaltung der Ordnung nöthigen Journale und Listen anzulegen.

Jetzt erst, nachdem in dem „Augiasstall“[1]) gründlich aufgeräumt war, konnte eine zweckmässige Organisation der Arbeit durch Vertheilung der Geschäfte unter die Beamten eingeleitet werden. Um aber die Vollendung des Realkatalogs zu beschleunigen, wurde aus der Zahl der jungen Doctoren, Docenten und Gymnasiallehrer Bonns eine auserlesene Truppe intelligenter Hülfsarbeiter ausgehoben (darunter die Namen Nasse Ueberweg Vahlen Brandis). Ihnen reihte sich eine Schaar Freiwilliger an, sämmtliche ordentliche Mitglieder des philologischen Seminars, an ihrer Spitze der Senior Anton Klette, der nach Brunns Fortgang (1856) in die Custodenstelle einrückte und bei entschiedener Begabung für das bibliothekarische Fach vortrefflich einschlug. Auf ihren besonders dringlichen Wunsch wurden auch einige der ausserordentlichen Mitglieder zugelassen. Diese widmeten unentgeltlich als Amanuensen täglich eine Stunde der Bibliothek ihre Dienste, wofür ihnen das Betreten der sonst nur den Docenten zugänglichen Büchersäle behufs ihrer besondren Studien und eine sechs- statt vierwöchentliche Frist für die Zurücklieferung der entliehenen Bücher verstattet wurde. Ihre einheitliche Aufgabe war die Herstellung eines alphabetischen Nominalkataloges. Zunächst wurden mindestens 200,000 Titelzettel, die ohne weiteren Vermerk in Kapseln aufgehäuft waren, von 10—12 dieser modernen Heinzelmännchen mit wahrem Ameisenfleiss in alphabetische Ordnung gebracht, eine Arbeit, die 6 volle Monate erforderte. Denn „in Kisten und Kasten, Fächern und Pulten, Ecken und Winkeln aller Art, zu ebener Erde und auf Schränken unter der Decke fanden sich Packete von Titelzetteln, eingewickelt oder lose, mit oder ohne Aufschrift, aus ältester und

1) R. an Brunn 16. August 1854: „Welckern gehts gut; ich glaube mit darum, weil er sich nicht mehr soviel auf der Bibliothek ärgert. Ich habe aber dafür auf ihr diesen Sommer arbeiten müssen wie ein Pferd, meist 5—6 Stunden täglich. Der Augiasstall war fürchterlich. Sie werden manches aufgeräumt und angebahnt finden.“

jüngerer Zeit, den verschiedensten Kategorien und Fächern angehörig, signirte und nicht signirte, ursprüngliche, nachgeschriebene oder bloss verweisende Zettel, die allesammt nur das Eine miteinander gemein hatten, dass sie der Vergessenheit verfallen waren."[1])

Energisch und umsichtig wurde auch die Benutzung der Bibliothek geregelt. Für den Anfang war ein Uebergewicht gesetzlicher Strenge über nachsichtige Milde unumgänglich, denn vor Allem kam es darauf an, die unerlässliche Ordnung und Controle herzustellen. Der Zutritt zu den Büchersälen, welcher bisher Jedermann gestattet gewesen war, wurde auf bestimmte Kategorien beschränkt. Die festgesetzten Fristen für Ablieferung der entliehenen Bücher wurden mit unnachsichtlicher Strenge beobachtet. Besondere Schwierigkeiten bereitete die Eintreibung derselben von Auswärtigen. Aber auch die Docenten wurden angehalten, wenigstens am Ende des Semesters dieselben zurückzustellen, was freilich nicht ohne leidenschaftliche Reclamationen mancher Collegen abging, die sich darauf beriefen, dass sie bisher in zehn- bis zwanzigjährigem Besitz von Bibliotheksbüchern gewesen und stets ohne Mahnung darin belassen seien. Am meisten gefürchtet war die Höflichkeit, in welche der neue Tyrann seine dringendsten Mahnungen einzukleiden wusste. Am Schluss jedes Semesters pflegte er sich für eine halbe Stunde oder mehr an den Ausleihetisch neben den Assistenten zu setzen, um sich von der Genauigkeit der Geschäftsführung zu überzeugen. Er selbst begab sich jeder subjectiven Einwirkung.

Um dagegen jedes dringende Bedürfniss gleich befriedigen zu können, wurde ein Desiderienbuch zu freier Benutzung angeschafft. Allwöchentlich wurden während eines ganzen Morgens sämmtliche im Lauf der Woche eingegangenen Novitäten, auch alle Auctions- und Lagerkataloge zugleich mit den jüngsten Programmen und Dissertationen zur Ansicht im Lesezimmer aufgelegt, um jeden Docenten in den Stand zu setzen, das ihm wünschenswerth Erscheinende sogleich auf bereitliegenden Empfehlungszetteln zur Anschaffung vorzuschlagen. Von

1) Erster Jahresbericht 1855.

Ostern an wurden auch alle neu angeschafften Bücher, nachdem sie eingebunden von den Buchbindern abgeliefert und in den Realkatalog eingetragen waren, zur Kenntnissnahme der Universitätsmitglieder aufgestellt.

Für die Anschaffungen wurden leitende Grundsätze durchgeführt: 1) strenge Ausschliessung aller Brochüren und Flugschriften von nur ephemerem Anlass und vorübergehendem Interesse, sowie möglichste Beschränkung im Ankauf kleiner und untergeordneter Publicationen überhaupt, da sich diese im Einzelnen jeder Private leicht selbst anschafft, im Ganzen aber ihre Häufung den Fonds auch einer grösseren Anstalt in eben so beträchtlichem Grade zersplittert, wie consequente Entsagung darin ihn zur Erwerbung grosser und kostbarer Werke zusammenhält; 2) möglichste Berücksichtigung der von den Docenten geltend gemachten Desiderien; 3) allmälige Vervollständigung solcher Partien, die sich in einem fühlbaren Rückstande befanden; 4) im Lauf der Jahre möglichst gleiche Betheiligung aller Fächer an der Vermehrung. Auch das Bestreben aber hatte seine Berechtigung, einzelne vorgefundene Glanzpartien nach Möglichkeit und Gelegenheit zu weiterer Vollkommenheit auszubilden, z. B. die reiche Collection von Terenz-Ausgaben.[1])

Bernays in Breslau war einer der vertrauten „Geheimenräthe“[2]) für Anschaffungen, half Kataloge durchsehen (da er ja aus alter Zeit auswendig wusste, was die Bonner Bibliothek hatte und was nicht), und genoss dafür in Benutzung derselben die Privilegien eines Bonner Doctor legens.[3]) Der gewiegte Director der Münchner Hof- und Staatsbibliothek, Halm, weihte den Freund in die Geheimnisse billiger Einkäufe ein[4]), und Brunn trieb, als er wieder auf dem Capitol hauste, buchhändlerische Raritäten mit gleichem Erfolge wie Inschriften auf. Wie stolz war dann der gelehrte Diener Karig, wenn die Bibliothek wieder einmal eine schöne „Acquisation“ gemacht hatte und noch dazu für ein „Minium“![5])

Wahrlich nicht ohne Genugthuung durfte der 98 Folio-

1) R. an Fleckeisen 29. Oct. 1857. 2) R. an Bernays 6. October 1863. 3) R. an Bernays 2. October 1854. 4) R. an Fleckeisen 15. November 1857. 5) R. an Bernays 22. Mai 1864.

seiten umfassende Bericht vom 20. Januar 1855 auf die Arbeiten und Reformen des ersten Jahres, wie sie in den Hauptsachen auf den vorhergehenden Blättern geschildert sind, hinweisen. Auch der Curatorialbericht (26. Februar) rühmte, dass der neue Oberbibliothekar „ein so reiches Mass von Einsicht, hingebendem Eifer und Thatkraft, verbunden mit ungemein glücklichem praktischen Tact" entwickelt habe, dass die Universität diesem Gelehrten für das Verdienst, welches sich derselbe in einer neuen Richtung seiner Thätigkeit um eines der wichtigsten akademischen Institute erworben habe, zur grössten Dankbarkeit verpflichtet sei.

Im zweiten Jahr wurde die im vorigen angebahnte Umstellung und Neuordnung des gesammten Büchervorrathes während einer Frist von 9 Monaten durch den neu angestellten, sehr brauchbaren Diener (Karig) fertig gebracht. Ein System von Buchstabensignaturen neben fortlaufenden Nummern, welche als Etiketten in verschiedenen Farben den Rücken der Bücher aufgeklebt wurden, war berechnet zugleich auf die kürzeste Standortsbezeichnung in den Nominalkatalogen und Uebereinstimmung derselben mit der Foliirung des Realkatalogs. Entsprechende Fachetiketten und Nummern wurden an sämmtliche 296 Repositorienabtheilungen angeklebt. Dieses Geschäft des Numerirens und Aufklebens wurde während der 6 Sommermonate zum Theil durch Waisenknaben und Gymnasialschüler besorgt. Auch der Neuling sowie ein ganz unlitterarischer Subalternbeamter sollte künftig jedes verlangte Buch in wenigen Minuten sicher aufzufinden und zur Stelle zu schaffen, jedes gebrauchte eben so rasch wieder an seinen Ort zu bringen in den Stand gesetzt werden.

Diese Neuordnung führte zu zahlreichen Entdeckungen von Doubletten und verloren geglaubten Büchern, so dass die erste wirkliche Bibliotheksrevision, welche überhaupt seit Bestehen der Anstalt stattgefunden hat, im Herbst des Jahres 1855, über Erwarten günstig ausfiel. Die grosse amtliche Revision seitens der Behörde im Jahr 1859 ergab keinen einzigen Defect.[1]) Aus dem Verkauf der Doubletten

1) R. an Brunn 22. Mai 1859.

wurden Mittel flüssig gemacht, um die Katalogisirung noch mehr zu fördern. In der That gelang es während des laufenden Jahres nicht weniger als 22 Foliobände zu 500 —700 Blättern statt der in Aussicht genommenen 10 fertig zu stellen. Im folgenden blieben nur 4 im Ganzen noch rückständig, zu Ostern 1857 standen alle 124 Folianten vollendet da. Zugleich wurden auch viele einzelne der älteren Kataloge von Sachkundigen revidirt, ergänzt oder ganz umgearbeitet, z. B. die Musikalien von R. und Jahn, die portugiesische und spanische Litteratur von Leopold Schmidt. Ebenso nahmen sich im folgenden Jahr Hälschner und Anschütz der juristischen an, Hopf ordnete den diplomatisch-heraldisch-sphragistisch-genealogischen Apparat, Brunn die Kupferstiche und Karten; 1858 katalogisirte Springer die in Druckwerken befindlichen Holzschnitte, und Klette die schon früher von Brunn und Bücheler in Angriff genommenen Manuscripte. Am lebhaftesten aber ging es in der Schaar der jugendlichen Amanuensen zu. In ungefähr 3000 Arbeitsstunden (von Ostern 1854 bis zum Beginn des Wintersemesters 1855) war der alphabetische Zettelkatalog durch die Bemühung von 10—12 philologischen Seminaristen vollendet, der dann in 70 Schubfächern eines dazu gebauten Schrankes untergebracht wurde.[1]) Damit nahm aber die schwunghafte Betriebsamkeit dieser Hülfstruppen keineswegs ein Ende: sie dehnte sich nur noch weiter und in grösseren Dimensionen aus. Im Winter 1855/6 standen nicht weniger als 23 Amanuensen unter dem Commando des Oberbibliothekars. Abgesehen von gewissen ständigen Functionen Einzelner waren dieselben zum Behuf verschiedener Katalogisirungsarbeiten in 4 Sectionen getheilt, deren jeder einer der Reiferen als Dirigent vorstand, während die Generalaufsicht über alle der schon genannte Klette führte. Man möchte

1) R. an Brunn, Karlsbad 11. August 1855: „Wie in neuer Luft aber werde ich ja athmen, wenn ich vor dem gefüllten und geordneten Zettelschranke stehen werde. Denn dass ich ihn fix und fertig finde, geht mir aus Schaarschmidt's Nachweisungen deutlich hervor. Grüssen Sie die noch anwesenden Amanuensen, die sich diese Verdienstkrone geflochten haben, obenan Herrn Dr. Lübbert."

in dieser Organisation die praktische Illustrirung der so erfolgreich betriebenen Studien über das Alexandrinische Museum und dessen πίνακες erkennen, wie denn auch R. erklärte, dass er jetzt seinen classischen Collegen von dort vollkommen nachempfinde, welchen eigenthümlichen Genuss ihnen ihr scheinbar trocknes Geschäft bereitet haben möge.[1]) Die erste Section wurde gebildet von den Kalligraphen, welche die Realkataloge ins Reine schrieben; die zweite bestand aus den durchaus zuverlässigen, mit dem Mechanismus der Bibliothek schon vertrauten: sie hatten den Zettelkatalog zu revidiren, um völlige Zuverlässigkeit desselben zu sichern; die dritte fertigte alphabetische Specialregister zu den einzelnen Fachkatalogen an; der vierten endlich unter Leitung des Dr. Lübbert (der noch insbesondre im Jahr 1856 einen Specialkatalog der Patres verfasste) lag die wichtige Aufgabe der Zusammenstellung eines Kataloges der Programme und Dissertationen ob, und natürlich wurde der Anfang mit den philologischen gemacht, die schon im folgenden Jahr beinahe absolvirt wurden. Der ganze ungeheure Ballast von etwa 80,000 Abhandlungen, in 3—4000 Kapseln vorläufig untergebracht, war zu sortiren, um Hunderte von Miscellanbänden daraus zusammenzustellen. Mit der vollständigen Bewältigung dieser Riesenarbeit, die ja auch nicht so dringend war, ging es denn freilich nicht so ganz schnell. Auch die Ausfüllung mannigfacher Lücken in dieser fliegenden Litteratur liess sich R. sehr angelegen sein.

Am einleuchtendsten zeigten sich die wohlthätigen Folgen der bewundernswürdigen Verwaltung in dem von Jahr zu Jahr steigenden Grade der Benutzung der Bibliothek von Seiten des Publicums. Die Zahl der öffentlichen Stunden war verdoppelt worden. Im Jahr 1854 betrug die Zahl der ausgeliehenen Werke nur 10,668, im folgenden schon 13,741, 1856 hob sie sich auf 15,645, im nächsten auf 20,084, 1858 auf 22,222, bis sie im Jahr 1862 die Höhe von 24,196 erreichte. Der Curatorialbericht vom 20. Februar 1860 hebt den günstigen Einfluss hervor, welchen die Universitäts-

1) An Lehrs 12. August 1855.

bibliothek durch liberale Versendung litterarischer Hülfsmittel auf das geistige Leben der gesammten Provinz äussere. Nach dem Vorbilde seines ehemaligen Breslauer Collegen Wachler hielt sich der Oberbibliothekar für verpflichtet, den Mitgliedern der Universität alles von Litteratur zu beschaffen, dessen sie bedürftig seien, möge nun die eigene Bibliothek dazu ausreichen oder eine fremde anzugehen sein.[1]) Besonderer Segen aber erwuchs auch für die Studien der Universität. Wenn R. in früheren Zeiten schon deshalb eine Betheiligung an der Bibliothek gewünscht hatte, um sie den Studenten zugänglicher zu machen[2]), so war dieser Zweck jetzt für seine Philologen in befriedigendster Weise erreicht. Die jungen Amanuensen waren in den Stand gesetzt, sich in ausgedehntem Maasse die so unentbehrliche und so schwer zu erwerbende Bücherkunde anzueignen und in den litterarischen Schätzen zu schwelgen.[3]) Freilich fehlte es auch nicht an Drohnen in diesem Bienenschwarm, welche die Vortheile ausnutzten, ohne Entsprechendes zu leisten.

Aber die unermüdliche Lust Neues zu schaffen begnügte sich mit diesen Erfolgen nicht. Nach dem Vorbilde der italiänischen Annexionspolitik wurde von der anstossenden, noch immer leer stehenden Curatorialwohnung ein und der andere lockende Raum zur Bibliothek gezogen. Bereits im Jahr 1859 wurde die Hälfte eines grossen Vorsaals in ein apartes Ausleihzimmer mit einer um das Doppelte erweiterten „Conditorei" verwandelt. Im Sommer 1860 genehmigte der Prinz-Regent, dass 5—6 unvermiethete Räume zur Bibliothek geschlagen würden, jedoch unter der verhängnissvollen Bedingung, dass dieselben auf Verlangen jederzeit zurückzugeben seien.[4]) Die so gewonnenen grossen Zimmer wurden mit Zeitungen und Zeitschriften aller Fächer, mit Apparaten u. dergl. angefüllt.[5]) Sehr zweckmässig war auch, dass einer der Bibliotheksdiener auf R.s Anordnung bei dem besten Meister Bonns die Buchbinderei hatte erlernen müssen und (wie im Vatican) in einer

1) R. an Bernays 21. Oct. 1854. 2) An Pernice 6. December 1852. 3) Vgl. opusc. V 28. 4) Ministerialerlass vom 27. August 1860. 5) An Brunn 3. Januar 1861.

wohleingerichteten Werkstätte im Bibliotheksgebäude selbst installirt war.

Auch der äussere Schmuck der ansehnlichen Sammlung wurde nicht vernachlässigt, so dass sie immer mehr die Aufmerksamkeit der Fremden auf sich zog. In schönen, hellen, noch bedeutend erweiterten Räumen des stattlichen ehemals kurfürstlichen Schlosses sauber und lichtvoll aufgestellt lud sie recht eigentlich zum Besuch und zur Betrachtung ein. Mit entschiedener Liebhaberei und von Jahr zu Jahr wachsender Passion war R. bemüht, eine möglichst reiche Collection von Porträtbüsten berühmter Gelehrten und Schriftsteller aller Gattungen, alter wie neuer Zeit, zu sinniger Vertheilung wie schützende Genien an den Wänden und in den Gängen zusammenzubringen. Schon Welcker hatte einen Anfang gemacht. Manches, zum Theil Originale in Marmor, wurde geschenkt. Das Lesezimmer erhielt Bildnisse illustrer Bibliothekare, z. B. Muratori Bandini Lessing Geel Jacobs, beide Grimms.[1]) Benedict Hase, den R. um seinen Rath anging, ertheilte Antwort durch Verehrung seines eigenen prächtigen Porträts, welches der mehr als achtzigjährige Mann zu diesem Zweck von einem der ersten Maler in Paris hatte anfertigen lassen.

Leider hielten die Geldbewilligungen von Seiten der Regierung nicht gleichen Schritt mit so umfassenden Verbesserungen; auch die mit grösster Emsigkeit betriebene Doublettenjagd lieferte keine Ausbeute mehr. Der Jahresbericht für 1858 klagt, das Gleichgewicht der Finanzen habe nur dadurch bewahrt bleiben können, „dass denjenigen zum Theil sehr lebhaften Desiderien von Universitätsmitgliedern, welche auf ungewöhnlich kostbare Anschaffungen gerichtet waren, seitens der Verwaltung aus bittrer Noth eine hartnäckige Apathie entgegengesetzt wurde.“ Uneigennützig wendete der Dirigent manche ihm persönlich bestimmte Büchergeschenke der Bibliothek zu, z. B. die Schriften der bayrischen Akademie, die ihm nach seiner Wahl als Mitglied derselben zur Verfügung gestellt wurden[2]), sein

1) „Aber Pertz will ich nicht“: an Bernays 13. Juli 1860.
2) R. an Thiersch 21. Sept. 1855.

eignes grosses Inschriftenwerk in zwei Exemplaren. Bücher, auf die er einen besondren Werth legte, überwies er der Bibliothek, damit sie nicht später in fremde Hände kämen. Freilich hat es empfindliche Autoren gegeben, welche ihm auch das als eine Missachtung ihrer Gaben bitter übel nahmen. Auf seinen Antrag wurden 1859 die Gehälter sämmtlicher Beamten erhöht, selbstverständlich erbat und erhielt er für sich nichts: es blieb bei der bescheidenen Summe von 300 Thalern, womit sein Aufwand an Zeit und Kraft mehr symbolisch honorirt wurde.

Alle seine Untergebenen bis herunter zum Diener, der in R. seinen „grössten Wohlthäter und wahren Vater“[1]) erblickte, arbeiteten unter einem so durchgreifenden und liebenswürdigen Chef mit wahrer Begeisterung. Er wusste Energie mit Humanität und zarter Rücksicht zu vereinigen, welche so weit ging, dass er z. B., um einen sonst von ihm geschätzten Beamten nicht durch wiederholte Mahnungen zu beschämen, sich selbst der Anfertigung einer untergeordneten Arbeit in der Stille unterzog. Um die stockende Katalogisirung in irgend einer Partie in rascheren Gang zu bringen, bestellte er sich wohl bei einer befreundeten Behörde, etwa dem Halleschen Curatorium, eine officielle Anfrage, ein Auskunftsbegehren, welches dem Zögernden einen heilsamen Sporn und dem Chef ein unverfängliches Motiv gab, einen Termin zu setzen.

Durch sein unübertroffenes Geschick, Hülfsarbeiter, auch ausserhalb der akademischen Kreise, für den Dienst der Anstalt zu gewinnen und in kurzer Zeit heranzubilden, erzog er eine stetig wachsende Anzahl geschulter Bibliothekare (Klette Dziatzko Brambach Wilmanns Zangemeister Ständer), welche seine Grundsätze und Einrichtungen auf andere Bibliotheken übertragen haben. Zugleich hat er aber auch an seinem eigenen Beispiel glänzend gezeigt, dass die rechte Kraft und der rechte Wille sehr wohl noch anderen Obliegenheiten neben den Pflichten des Bibliothekars vollauf genügen kann. Seitdem die Ausübung anderer Liebhabereien früherer Zeiten dem Leidenden nicht mehr gegönnt war, fand er in der Pflege

1) Karig an R. 7. April 1856, 8. August 1859.

dieser Schöpfung (in den Abendstunden von 6—8 Uhr) seine liebste Erholung. Auch gar manchen Freundesbrief hat er aus seinem Museum, 'de bybliotheca'[1]) oder archaisirend 'de bublioteca' datirt. „Eine Bibliothek", schreibt er an Fleckeisen (24. März 1860), „wächst einem nach und nach ans Herz wie ein Kind, dass man sich nur mit Schmerzen trennt und es mit keinem andren noch so brillanteren vertauschen möchte." Und an Bernays (28. Oct. 1860): „Schade, dass ich nicht unsere Bibliothek seit 20 Jahren habe und noch 20 Jahre zu regieren Aussicht habe. Trotz unserer armen Mittel wollte ich sie zu einem bijou comme il faut machen. Aber unter 2—3 Stunden täglich geht es freilich nicht ab, alles inclusive, auch die bibliographischen Studien."

5. Zweite Bonner Philologenschule.

Immer blühender und reicher ging die seit einem Jahrzehnt so ausdauernd und einsichtig ausgestreute Saat der philologischen Lehre und Schule an der Universität auf. Die heimgekehrten und ausgereiften Zöglinge, zum Theil nun auch schon wenigstens in den Anfängen praktischer Wirksamkeit stehend, verbreiteten in begeisterten Schilderungen den Ruf der Bonner Philologie und ihres Hauptvertreters, dessen Plautus noch mehr als bisher die Augen der gelehrten Welt auf ihn hinlenkte. Unter den Lebenden war keiner, der wie R. es verstand, die studierende Jugend zu elektrisiren und zugleich nachhaltig zur Wissenschaft zu erziehen. G. Hermann, dessen Wirkung auf dem Katheder ohnehin während seines hohen Alters sehr abgenommen hatte, war todt, und kein Ebenbürtiger war ihm gefolgt. Auf der Höhe seines Ruhmes schied (1851) Lachmann, der immer nur eine kleinere Schaar (freilich sehr intensiv) angezogen hatte, aus dem Kreise der Lebenden, und zwei Jahre zogen sich die Verhandlungen über seinen Nachfolger hin. Die etwas schwerfällige Polymathie K. F. Hermanns in Göttingen imponirte zwar den Studenten gewaltig, nährte und übte

1) So geben, wie er ermittelt hatte, ganz richtig, die Inschriften der besten Kaiserzeit immer, auf älteren kommt das Wort nicht vor.

aber weniger ihren Geist, während sich Schneidewin, obwohl ein ehrenwerther Kritiker und Exeget, mit der leuchtenden Genialität seines Bonner Freundes nicht messen konnte. In den Jahren 1855 und 1856 starben auch sie rasch hintereinander. Die verdriesslich nörgelnde Natur des gelehrten und geistreichen Bernhardy in Halle konnte Niemanden begeistern. Königsberg, Breslau, Greifswald, wo tüchtige, zum Theil bedeutende Männer wirkten (Lobeck und Lehrs, Haase, Schömann), waren schon durch ihre geographische Lage auf die Grenzen ihrer Provinz beschränkt. Die Gunst dieser Zeitverhältnisse rühmt ein Schreiben an Joh. Schulze vom 14. Mai 1851: „Diese Bonner Philologie hat gegenwärtig Ursache, den Regierungen dankbar zu sein, welche (in Leipzig) die besten Philologen absetzen und (in Berlin) die Stellen bester Philologen nicht wieder besetzen. Denn die sehr bemerkte Folge davon ist der gesteigerte Zufluss philologischer Studiosen aus dem östlichen Deutschland, der uns Auditorien von nahe an 100 Zuhörern für Privatvorlesungen verschafft und dem Seminar die besten Köpfe zuführt. Die wachsende Zahl theils ausgezeichneter, theils guter philologischer Doctordissertationen von Bonn wird Ihrer geneigten Aufmerksamkeit nicht entgehen. Wir haben die Aussicht, einen immer grösseren Theil des Rheinischen Museums mit den Kräften zu bestreiten, die wir uns selbst zuziehen.“ Keine der Schwesteranstalten vereinigte damals und noch eine lange Reihe von Jahren hindurch so viel glückliche Elemente, um grade die classische Philologie in besondren Aufschwung zu bringen. Die magnetisch anziehende Persönlichkeit Ritschls wurde aufs glücklichste ergänzt durch Welckers umfassenden Geist, seine Gedankentiefe und künstlerische Anschauung, sein auf dem Alter beruhendes Ansehen und die Berühmtheit seines Namens. Da dieser fast allein in der griechischen Welt lebte, so konnte R., den die Wucht seiner Lebensaufgabe wenigstens für productive Forschung mehr und mehr in das Römerthum gedrängt hatte, sich darauf mit aller Kraft concentriren. Und weil Welcker eben gar kein Kritiker war, beengte er den eminenten Meister im Seminar gar nicht, so dass dieser in seinem Gebiete als Alleinherrscher waltete, während im

Collegialischen und Persönlichen die freundschaftlichste Harmonie zwischen beiden bestand. Es gab keine Rivalität zwischen ihnen, vielmehr illustrirten ihre gemeinsamen Schüler aufs beste die wohlthätigen Wirkungen einer so glücklichen Coalition. Allmälig wuchsen auch aus der Bonner Schule frische, zum Theil viel versprechende Lehrkräfte heran, welche ausfüllend und unterstützend in das fröhlich gedeihende Werk mit eingriffen. Dazu die schon früher berührte Anziehungskraft, welche für Deutsche aller Gauen und für Ausländer eine Universität in den Rheinlanden, in solcher Gegend, und zwar eine preussische haben musste. Denn auf Preussen als das Land der Hoffnung waren nun doch einmal trotz vorübergehender Wirrniss, Trübe oder Finsterniss, woran es ja auch in den übrigen Theilen des Vaterlandes nicht fehlte, aller Augen in Deutschland erwartungsvoll gespannt.[1]) Welch mächtiger Hebel für die Ausbildung von Philologen mit der Zeit die Bibliothek wurde, haben wir gesehen. Sie wurde zum Centrum einer auserlesenen Schaar, beförderte den durch gute Tradition ohnehin gepflegten Gemeingeist, nährte wissenschaftlichen Sinn und Respect vor exacter, saubrer Arbeit.

Schon im Wintersemester 1848/9 stieg die Zuhörerzahl (von nur 41 im Sommer) wieder auf 60, im nächsten Winter auf 95. Der bescheidene Lehrer wunderte sich selbst über solchen Aufschwung. „Der Philologenzug nach Bonn" (so schreibt er an Pernice 8. November 1850) „nimmt mit jedem Semester zu: wir haben viel mehr als Berlin. Aber lasse nie eine Sylbe über Deine Lippen gehn, dass ich dergleichen Aeusserungen thue: ich hasse das sehr und finde es eben so unklug. Aber wahr ist es, und ich muss mir oft sagen, wie seltsam sich das im Leben gegensätzlich gestaltet: sonst mehr Verdienst als Lohn, jetzt mehr Lohn als Verdienst. Ich habe mirs früher allerdings sauer werden lassen mit meinen Vorlesungen, und mir rechte Mühe gegeben, ohne dass es Jahrzehnte lang mehr als mässig be-

1) Die Hauptzüge der obigen Darstellung sind einem Briefe R.s an Pernice vom 19. September 1849 entnommen.

friedigende Erfolge gewesen wären; jetzt, da ich eigentlich nichts mehr dafür thue und auf meinen Lorbeeren ruhe, fällt mir's zur Ungebühr zu; eine curiose Ausgleichung." Die wissenschaftliche Lorbeerernte hatte ja aber seit kurzem erst recht aus dem Vollen begonnen. Immer sichrer wurde er sich nun seiner Macht über die lernbegierige Jugend bewusst, und vertraute, dass sie ihm auch unter veränderten Umständen treu bleiben würde. „Ich bin ein sehr demüthiger Mensch," heisst es in einem spätren Brief an denselben Vertrauten (2. December 1852), „aber diese Zuversicht habe ich allerdings und kann mich gegen den Eindruck so vieljähriger Erfahrungen nicht wehren. Es ist das gar nicht mein Verdienst, sondern eine reine Gabe Gottes, dass ich die vor mir sitzende Jugend (seit einigen Jahren mehr als je) förmlich wie im Bann meiner Rede oder Persönlichkeit halte, dass sie mir zufliegen wie die Vögel der Klapperschlange. Es kömmt mir selbst manchmal ganz magisch-dämonisch vor." Im Wintersemester 1855/6 nahm die philosophische Facultät in Bezug auf die Zahl die erste Stelle unter ihren Bonner Schwestern ein, wozu die Menge der Philologen vorzugsweise beitrug. Ueber 100 Zuhörer fanden sich im Winter zu den Vorlesungen über Aeschylus ein, und seit dem Sommer 1860 gehen die Listen fast für jedes Colleg weit darüber hinaus.

Auch die Ausländer mehrten sich: am meisten lieferte Grossbritannien und America, aber auch Franzosen, Holländer und Belgier, Italiäner und Griechen, Russen und Wallachen fanden sich ein. Der Curatorialbericht von 1861 (unterz. Beseler) erkannte an, dass die Blüthe des philologischen Studiums an der Bonner Universität, welches eine grosse Anzahl von jungen Männern aus allen deutschen Landen daselbst vereinige, an erster Stelle dazu beitrage, die Bonner Hochschule über den Charakter einer Provinzialschule zu erheben. Die höchste Zahl der Zuhörer wurde im Winter 1862/3 erreicht mit 156, aber noch im letzten Semester 1865 waren 134 eingezeichnet.

Durchschnittlich am stärksten besucht waren die Vorträge über lateinische Grammatik. Pflegte doch der

biedere Bibliotheksdiener, der sich mit den Bestrebungen seines verehrten Chefs ganz zu identificiren gewohnt war, den neu ankommenden Philologen die Ermahnung ans Herz zu legen: „die lateinische Grammatik müssen Sie durchaus hören, das ist unser bestes Colleg.“[1]) Die Absicht war, von dem lebendig fortschreitenden Forschungsprocess, welcher durch die Combination der Plautuskritik mit der grammatischen Ausbeutung der Inschriften geweckt war, anschauliche Kenntniss zu geben, die Fülle der bereits gewonnenen Resultate zum Gemeingut zu machen, weiter aber zur Betheiligung an der gemeinsamen grossen Arbeit, die fortwährend so reiche Ausbeute gewährte, methodisch anzuleiten. Diese Vorträge waren nach einem zwei Semester umfassenden Plan angelegt, der mit manchen Modificationen bald enger, bald weiter umspannt wurde. Eine grosse Einleitung erörterte in 6 Abschnitten die Perioden der Litteratur und ihr Verhältniss zur lateinischen Sprachgeschichte, die Wirkungen der Metrik auf die Sprache (nach 3 Perioden des saturnischen, des dramatischen, des dactylischen Verses), die Bedeutung der Handschriften, die Inschriften als neuerschlossene Fundgrube, die Zeugnisse der römischen Nationalgrammatiker als Quelle, die Vergleichung der Dialekte und der verwandten Sprachen. Hierauf folgten ausgewählte Theile der lateinischen Grammatik: in der Elementarlehre eine Geschichte der Schrift und der Laute, wobei auch die Aussprache ihre Stelle fand, dann die Declination und Conjugation.[2]) Nicht um die in einer bestimmten Periode ausgebildete, sondern um die werdende Sprache handelte sichs, die in ihren Phasen und Zickzackwegen verfolgt wurde. R. verglich sie mit einem Lavastrom, der willkürlich und nach Zufall bald hier bald dort erkaltet, bis er allmälig ganz erstarrt, um von der Theorie als todter Körper zergliedert zu werden. Die Schleichersche Anschauung, welche in der Sprache nur ein Naturgewächs sieht und die Sprachwissenschaft als einen Zweig der Naturwissenschaft betrachtet, wies er als Uebertreibung ab, ebenso wie die ein-

1) Perthes an R. 19. Juli 1875. 2) Vgl. Brambach: Friedrich Ritschl S. 22.

seitig logische, welche auf Nothwendigkeits-Kategorien ausgeht. Drei Factoren der Sprachbildung nahm er an: den organischen Bildungstrieb, welcher der Sprache eingeboren ist, ihr lebendiges Wesen bildet und dasselbe nach bestimmten Gesetzen vorwärts treibt, wie die Pflanzenwelt in verschiedenen Zonen und Klimaten sich verschiedenartig, aber doch nach festen Gesetzen entwickelt; zweitens den an die leiblichen Sprechorgane gebundenen Menschengeist, Denken wie Phantasie; drittens untergeordnet der Zeit wie der Ausdehnung nach die theoretische Festsetzung durch reflectirende Theorie. Nachdrücklich betonte er und wies es an zahlreichen Beispielen nach, dass die Entwicklung der einzelnen Sprache nicht immer in grader Linie und gleicher Richtung ununterbrochen verläuft, sondern oft stehen bleibt, zu älteren Bildungen zurückkehrt, dann den verlassenen Weg wieder aufnimmt, Sprünge macht, sich in gleich berechtigte Formen spaltet.[1]) Eine Fülle schöpferischer Gedanken und neuer Belehrungen im Einzelnen gab diesen Vorträgen einen ganz originellen Werth und weithintragenden Ruf.

Dass manche Ergebnisse mühsamer Forschung von einem und dem andren Zuhörer gelegentlich als Gemeingut adoptirt oder als eigner Fund ausgegeben wurden[2]), war eine Erfahrung, auf die wohl jeder öffentliche Lehrer gefasst sein muss. Aber gar zu naiv war es doch, wenn ein Schweizer, um seine Schulden zu bezahlen, eine Ausgabe der R.schen Vorlesungen in zwei Bänden öffentlich ankündigte und von dem Autor nicht nur die Genehmigung, sondern auch die Sammlung von Subscriptionen beanspruchte. Die scharfe Abweisung, welche er erfuhr, bestimmte ihn denn freilich den Plan aufzugeben.

Zu praktischer Einführung in das Studium der Inschriften begann R. seit 1860 mit einer Auswahl (Anfangs 10—12, später doppelt soviel) seiner jungen Philologen epigraphische Leseübungen anzustellen, jeden Sonntag von 11—1 Uhr auf der Bibliothek.[3]) Der Zudrang war sehr lebhaft,

1) In der Vorrede zu opusc. IV p. VIII f. sind einige Grundsätze der R.schen Sprachforschung nach seinen hinterlassenen Aufzeichnungen mitgetheilt. 2) Vgl. opusc. IV 335 Anm. 414 Anm. 3) An Brunn 5. October 1861.

das Interesse gross, weil hier geboten wurde, was die Meisten sonst nie zu sehen bekommen hätten. Der Cursus fing nach altbewährter Methode immer mit den Scipioneninschriften an. Ein herrlich eingerichteter Schrank mit hunderten von Schubfächern, worin sämmtliche Abklatsche (auch der Kaiserinschriften) wohlgeordnet untergebracht waren, dazu in Kästchen, Schachteln u. s. w. die Stanniole, Gipse und dgl., barg einen epigraphischen Apparat ohne Gleichen. Für Ergänzung des Abgängigen, Erweiterung und Vervollständigung wurden die grade in Italien auf der Weide befindlichen ragazzi angespannt, unter der Leitung des kundigen Hercules. „Das Commandeurkreuz des neu zu stiftenden Bibliotheksordens wird nicht ausbleiben für Ihre Verdienste, Sie grosser calcatore", so hiess es, als die ersehnte Sendung in stattlichster Fülle eingetroffen war.[1])

Die kritisch-exegetischen Vorlesungen über Aeschylus und Plautus waren durch den Fortschritt der Wissenschaft auf neue Grundlagen gestellt. Die grosse Plautusausgabe begleiteten gesonderte Textabdrücke der einzelnen Dramen zum akademischen Gebrauch. Nachdem auch der Text des Aeschylus durch G. Hermann (1852) und der alten Scholien durch W. Dindorf (1851) eine neue Gestalt gewonnen hatte, besorgte R. eine Specialausgabe der „Sieben" (1853), welche bestimmt war, seinen Zuhörern das unentbehrlichste Rüstzeug der Kritik übersichtlich und zuverlässig vor Augen zu stellen.[2]) Um nicht den lebendigen Entwicklungen des Vortrags durch Vorausnahme des Ergebnisses vorzugreifen, hat der Herausgeber seine eigenen Verbesserungen zurückgehalten und den Hermannschen Text unverändert wiedergegeben.[3]) Hinzugefügt sind die Mediceischen Scholien mit

1) R. an Brunn 11. December 1863. 2) Aeschyli Septem ad Thebas ex recensione G. Hermanni cum scripturae discrepantia scholiisque codicis Medicei scholarum in usum edidit Fridericus Ritschelius. Elberfeldae B. L. Friderichs sumptus fecit a. MDCCCLIII. 3) Ausführlich spricht sich der Herausgeber hierüber aus in der praef. p. III (vgl. p. V der zweiten Ausgabe). Einmal dachte er auch an Facsimilirung einer maassgebenden Handschrift nach Durchzeichnung oder Photographie, mit gegenüberstehender *lectio emendata*: so wollte er die Septem nach dem Mediceus, den Miles nach dem Vetus herausgeben,

nützlicher Unterscheidung neuerer Zuthaten und Hinzufügung brauchbarer Brocken Byzantinischer Erklärung. Die Textvarianten der Mediceischen Handschrift sind nach neuen, wiederholt revidirten Vergleichungen so vollständig und genau, als irgend zu erreichen war, mitgetheilt; als Grundlage für die litterarhistorische Einleitung dient die alte Biographie und das Dramenverzeichniss aus derselben Quelle, gleichfalls in möglichst urkundlicher Form wiedergegeben. Weit reicher ausgestattet erschien diese Ausgabe im Jahr 1875.[1]) Die Lesarten der genannten Handschrift, deren vollständige Ausbeutung wegen der Masse verschiedenartiger Correcturen eigenthümliche Schwierigkeiten bietet[2]), sind von Neuem aufs genaueste durch Ludwig Mendelssohn verificirt, einige letzte Zweifel durch zwei junge italiänische Philologen gehoben. Ausserdem sind der Biographie die sämmtlichen übrigen Zeugnisse des Alterthums über Leben und Poesie des Dichters beigegeben[3]), in übersichtlicher Ordnung kritisch zusammengestellt von Fritz Schöll.

Von den immer frisch reifenden Früchten der Interpretation brachten die fünfziger Jahre zwei köstliche Proben. Aus den Wintervorlesungen von 1856/7 theilt das Proömium für den folgenden Sommer[4]) die Behandlung einer längeren sehr verdorbenen Stelle (V. 254—265) mit, deren zum grossen Theil schlagende Verbesserung durch sinnreiche Benutzung der Scholien neben scharfer Analyse des Ausdruckes und der Gedanken gelungen ist. Von weiter reichender Bedeutung

---

verhehlte sich aber freilich nicht die Schwierigkeiten, welche die Wiedergabe der Rasuren, Doppelhände u. s. w. verursachen werde, und — den Kostenpunkt: an Brunn 27. Juni 1857. Die Ausgabe des Agricola von Urlichs (1875) führt diesen Gedanken nur unvollkommen durch.

1) Aeschyli Septem adversus Thebas ex recensione Godofredi Hermanni cum scripturae discrepantia scholiisque codicis Medicei accuratius conlati in usum scholarum suarum iterum edidit Fridericus Ritschelius. Praecedunt de Aeschyli vita et poesi testimonia veterum composita a Friderico Schoell. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MDCCCLXXV.

2) Praef. p. VIII f.

3) Die praef. p. XVI verheissenen *Syllogae curarum criticarum in Aeschyli VII adv. Th. positarum*, welche ein junger Philologe vorbereitete, sind leider nicht erschienen.

4) Opusc. I 365—377. Vgl. Jahrbücher für Philologie 1862 S. 378 ff.

war die schon früher, im Jahr 1854 gemachte Entdeckung, dass die sieben Berichte des Boten und die sieben Erwiderungen des Königs vom Dichter in eine bewusste Symmetrie gesetzt seien, „dergestalt, dass sich die zusammengehörigen Paare ebenso regelmässig mit gleichen Verszahlen entsprächen wie die kurzen Zwischenreden des Chores, durch die sie getrennt sind, und wie die Gegenreden zwischen Eteokles und dem Chor, die auf sie folgen.“[1]) Während eines Curaufenthaltes in Gastein (1855) sprach R. die Sache mit Schneidewin durch, der damals eine Ausgabe des Stückes vorbereitete, und hinterliess ihm zu freiem Gebrauch für seine Textbearbeitung eine kurze Aufzeichnung über die Hauptpunkte. Inzwischen nahm zu seiner Ueberraschung Carl Prien in einem Lübecker Osterprogramm (1856) die Erörterung des ganzen Gegenstandes vorweg[2]), so dass er selbst vorläufig die Lust verlor, öffentlich darauf zurückzukommen. Nur den wiederholten Vorstellungen Fleckeisens nachgebend entschloss er sich in den allerletzten Tagen einer trübseligen Badezeit in Aachen im Frühling 1857 an die Ausarbeitnng zu gehen, so weit dieselbe ohne Bücher möglich war. Wie gewöhnlich führte sie ihn tiefer und tiefer, so dass er die Abhandlung unvollendet mit nach Bonn nahm.[3]) Sie blieb liegen, um erst ein Jahr später, Ende August 1858, in der Nassauer Kaltwasseranstalt zum Abschluss[4]) und demnächst zur Veröffentlichung[5]) zu kommen. Eine Anzahl ursprünglich beabsichtigter Excurse, z. B. über die Reihenfolge der sieben Thore, ist leider unterblieben.[6]) Wer aber vermöchte sich dem Reiz der fesselnden Untersuchung zu entziehen, die an leuchtendem Beispiel zeigt, wie ohne die sorgsamste Exegese und methodisch-divinatorische Kritik im Einzelnen die tieferen Geheimnisse eines poetischen Kunstwerkes nicht enthüllt werden

1) Opusc. I 300 f. 2) Auch Heiland „Metrische Mittheilungen“ (1855) hatte darauf hingewiesen. 3) R. an Fleckeisen, Aachen 29 April, 1. Mai, Bonn 21. Mai, 25. October 1857. Vgl. opusc. I 361 Schluss. 4) R. an Fleckeisen, Nassau 27. August 1858. 5) Als Sendschreiben „an Professor Fleckeisen“ datirt: Bad Aachen, im April 1857, in dessen Jahrbüchern für Philologie 1858 S. 761—801 = opusc. I 300—361. 6) Opusc. I 361 Anm.

können! Dem Verf. gereichte es zur Genugthuung, dass ein unbefangener Richter und Kenner wie Wilh. Dindorf dem Aufsatz sein bewunderndes Lob zollte: *a laudatis viris laudari summa laus*, schrieb der Belobte an Fleckeisen (2. April 1859). Uebrigens hat der bedeutende Fund, welcher durch die Stilgesetze der antiken Poesie und Kunst bestätigt wird und auf die Composition des dramatischen Dialoges ein neues Licht geworfen hat, ebenso entschiedenen, ja leidenschaftlichen Widerspruch erfahren als zu eifrigen Nachforschungen auf verwandten Gebieten angeregt, die freilich vom Geist des Vorgängers verlassen leicht Gefahr liefen in mechanische Grübeleien zu verfallen. Gegen die Wahrheit, dass das Gesetz der Symmetrie, in unendlicher Mannigfaltigkeit von Abstufungen, welche die künstlerische Freiheit fordert, auch die antike Dichtkunst in viel höherem Maasse beherrscht, als unsrem modernen Naturalismus auf den ersten Blick einleuchten mag, kann sich kein Sehender sträuben, wenn er sich nicht gewaltsam die Augen verschliessen will.

Durch Nichts wird das philologische Studium so erschwert als durch die Systemlosigkeit der Alterthumswissenschaft, welche einer fest geordneten, in einander greifenden Folge der einzelnen Fächer und Stufen entbehrt, so dass der Anfänger, mitten in den von allen Seiten auf ihn eindringenden Stoff hineingeworfen, nur zu oft rathlos hin und her irrt, um erst nach bittren Erfahrungen am Ende seiner Studienzeit des Weges gewahr zu werden, der ihm vor den Füssen lag und ihn sicher durch die Wildniss würde geführt haben. Nicht jedes Semester kann Encyclopädie der Philologie gelesen werden, und doch kommen in jedem Neulinge auf die Universität. Der gefeierte Meister der Bonner Philologenschule fühlte daher, seitdem er auf der Höhe seines Wirkens angelangt war, mehr als je die Pflicht und das Bedürfniss, auch die methodischen Grundsätze des philologischen Studiums zur Anweisung für die Anfänger wie zur Stärkung für die Uebrigen recht aus dem Innern heraus warm und anschaulich, gleichsam in väterlicher Vertraulichkeit zu entwickeln. Im Wintersemester 1856/7 gedachte er bald nach Neujahr 8—10 Stunden hierauf zu verwenden und die Vor-

träge, wie sie von einem Stenographen aufgezeichnet wären, unmittelbar in Druck zu geben, „alten und künftigen Zuhörern gewidmet", „Alles dem Inhalt nach ganz praktisch, ohne alle Ideologie, der Form nach vollkommen in dem naiven Hauskleide und der ganzen populären Parrhesie", wie er zu seinen „Jungens" zu sprechen pflegte, „jetzt doch schon einigermassen wie ein Alter". „Scharfe und derbe Dinge," das sah er voraus, „über Personen und Sachen, Lebendiges wie Todtes, Mächtiges und Unmächtiges, werden freilich darin vorkommen, und ich weiss, man sticht in ein Wespennest. Aber was schadets am Ende? Man redet sich doch hunderterlei Verdruss mit heiterm Behagen einmal von der Seele herunter, kann auf Schule, Staat und Kirche, Eitelkeiten, Brutalitäten, Thorheiten und Verkehrtheiten losgehen nach Herzenslust, und die in der Irre wandelnden Schafe sollen doch wenigstens mit dem Faustschen Scolaren sagen: man sieht doch wie und wo."[1]) Zu einem solchen Büchlein, welches wohl nicht geringes Aufsehen gemacht haben würde, ist es freilich nicht gekommen, aber einige Grundzüge desselben, die der Verfasser flüchtig, ohne Ordnung und Zusammenhang auf das Papier geworfen hatte, sind aus dem Nachlass veröffentlicht worden.[2]) Es sind goldene Sätze, Ausflüsse echter Begeisterung für die Wissenschaft, Ergebnisse einer reichen Erfahrung, zugleich charakteristisch für die Ansichten des Verfassers über Erziehung und Gymnasialwesen, wie er sie schon in jüngeren Jahren (I 139. 244 f. 332 f.) sich gebildet und unverrückt festgehalten hat. Nicht als den allein selig machenden wollte er seinen Weg empfehlen, sondern als einen unter andren, aber einen berechtigten und bewährten, und so gestalteten sich seine Winke von selbst zu einer Art Apologie seiner eignen Schule. Er vertraut auf die „unverwüstliche Magnetkraft der classischen Alterthumsstudien" „trotz allen Geschreies von Sichüberlebthaben". Die Philologie als Wissenschaft, nicht nur als Stoff bezeichnet er als das einzig

1) R. an Kiessling 6. November 1856. 2) Opusc. V 18 ff. Vgl. Vorrede p. VII. Der Titel sollte lauten: „Acht bis zehn Vorträge über das akademische Studium der Philologie von F. R. Meinen Zuhörern gewidmet", insbesondre denen von 1854.

richtige auch für künftige Schulmänner während ihres Universitätsstudiums, nicht die unfruchtbare Dressur pädagogischer Seminarien. „Der gute Lehrer muss, auch zum Lehren, mehr haben und wissen in sich, als er braucht zum unmittelbaren Vonsichgeben, quantitativ und qualitativ; aus der Fülle heraus und aus der Tiefe hervor muss die für die unmittelbare Mittheilung, die praktischen Lehrzwecke ausgewählte und abgewogene Quote des Stoffs sein, sie muss, in ihrer Begrenzung auch, die Keimfähigkeit für weitere geistige Entwickelung in sich halten. Jene Tiefe, diese Keimfähigkeit kömmt — soweit ins Gebiet des Intellectuellen fallend — nur aus der Wissenschaft.“ Auch zu seiner eignen Befriedigung muss der Lehrer einen wissenschaftlichen Besitz haben, der über den nächsten Berufszweck hinausgeht, damit er nicht durch das Einerlei des Amtes matt und stumpf werde. Das Bewusstsein an seinem Theil selbständig mitzuarbeiten am „Dombau der Wissenschaft“ hält ihn oben, und durch nichts ist die Lust des geistigen Schaffens zu ersetzen. Sie „theilt sich mit und belebt und regt an wunderbar“. „Man schaue sich um an den Gymnasien: wenn nur ein idealer Lehrer“ (d. h. einer von intellectuellem Idealismus) „dran ist ... er überträgt zehn Unschöpferische oder wissenslos Enthusiastische (welches verlachte Hansnarren sind), und die Schüler hängen an ihm, und er giebt der ganzen Schule Ton und Halt.“[1]) Als ein Fortschritt gegenüber früheren Zeiten wird anerkannt, dass die heutige Pädagogik strenger arbeiten lehre, dass man besser gelernt habe die Wahrheit zu finden und sie den Schüler wieder finden zu lassen. Pädagogischen Encyclopädisten wohnt keine herzhaft anregende Kraft inne „Enthusiasmus liegt nur in der Einseitigkeit“. Wenn auf

1) Vgl. den Jahresbericht über das Seminar von 1856/7: „Wenn die erlangte Fähigkeit mittels sichrer Methode selbständige wissenschaftliche Ergebnisse zu erzielen und damit neue, wenn auch selbst nur kleine Bausteine zum Weiterbau der Wissenschaft herbeizuführen, zwar allein den Schulmann nicht macht, so macht sie doch denjenigen, bei dem sie zu den specifischen Eigenschaften des Jugendlehrers hinzutritt, zum besseren, weil freudigeren und in sich befriedigteren und weil fruchtbarer anregenden Lehrer.“ Pädagogische Seminare schienen ihm „eigentlich nicht sehr nöthig“: an Pernice 14. October 1861.

der Schule allerlei Bildungsstoff auf breitester Grundlage (obgleich auch diese jetzt zu breit) erforderlich ist, so fängt eine relative Einseitigkeit auf der Universität an berechtigt zu sein. Die Philologie hat sich mehr und mehr erweitert, sie „strebt nach dereinstiger Vermählung mit der Historie". Aber „so lange Menschen Menschen sind", werden die Thätigkeiten der Einzelnen sich sondern: es gilt Arbeit, nicht „Genussschwelgen" in schönen Allgemeinheiten. Darum kommt es auf Rathschläge bis ins Einzelne und Kleine hinein an. In Schutz genommen gegen ihre Verächter wird die kritisch-exegetische Methode, „die weiss, dass die Wahrheit immer auf dem schmalen Grenzstreif gefunden wird, wo Exegese und Kritik in stets flüssiger Geschmeidigkeit in einander herüber und hinüber spielen und weben, — die weiss, dass Exegese nur das eine Auge, neben dem immer das andre, das Auge der Kritik, wach und thätig und *au qui vit* sein muss, wenn nicht halbe Blindheit eintreten soll." Auch die Erfindung scharfer Messer bleibt eine Wohlthat, wenn auch einige Unschuldige damit todtgestochen werden. Immer bleibt die gründliche Kenntniss der alten Sprachen was den Philologen macht und vom blossen Antiquar oder Historiker, der nach Uebersetzungen arbeitet, unterscheidet. „Lesen, viel lesen, sehr viel lesen, möglichst viel lesen." „Nicht Ruhe noch Rast muss ein Problem lassen bei Tag und bei Nacht."

Noch einmal, im Frühling 1863, kam R. auf den Gedanken einer ähnlichen Publication zurück. Anonyme „Briefe über das Studium der Philologie" sollten es werden, gerichtet an einen jungen Angehörigen, der eben behufs dieses Studiums die Universität beziehn und den sie durch seine 6—8 Semester hindurch schrittweise begleiten sollten. Seit Jahr und Tag lag ihm der Gedanke im Kopf; um der Fiction eine gewisse Realität und der Ausführung den nöthigen Sporn zu geben, wollte er die Briefe nach und nach, wie sich grade Zeit und Laune fände, an Bernays zwar nicht richten, aber doch schicken, um schliesslich die ganze Sammlung revidirt zu veröffentlichen.[1]) Auch das ist leider unterblieben.

1) An Bernays 26. April 1863.

Das Geheimniss seiner Kunst, deren er sich wohl bewusst war, spricht er in dem Satz aus: „Keine Klugheit und selbst keine Weisheit erzielt, was allein ein warmes Menschenherz zu Stande bringt: ein Herz für die Sache, die zu lehren ist, und für die Menschen, denen sie gelehrt werden soll.“[1])

Kein Wunder, dass nicht nur die Masse, sondern grade von den Begabteren der philologischen Jugend die entschiedene Mehrheit sich nach Bonn und insbesondre zu Ritschls Seminar drängte. Wie bald wurde die aus den Nachwehen des tollen Sommers 1848 erklärliche, elegische Klage Welckers[2]) durch die Thatsachen widerlegt. „Der ganz ausgezeichneten Talente, die jederzeit selten sind, darf das philologische Studium, wie es scheint, sich immer weniger versprechen .... Die Periode, wo 'das erste Studium des Menschen der Mensch war', liegt hinter uns.“ Schon das Jahr 1851/2 lieferte eine „ungewöhnlich grosse Zahl von Talenten“. Es wurde Gebrauch, dass reifere Philologen, welche in Göttingen Breslau Halle u. s. w. ihr akademisches Studium bereits vollendet hatten, nach Bonn kamen, um als ordentliche Mitglieder des dortigen Seminars noch einen Curs durchzumachen und ihrer wissenschaftlichen Ausbildung dadurch den Abschluss zu geben. Um dem Zudrang einigermassen zu genügen, wurde seit 1855 die Zahl der ordentlichen Mitglieder von 8 auf 10 erhöht, und noch eine besondre Classe sogenannter „aspirirender ordentlicher Mitglieder“ geschaffen. Freilich seufzten die Directoren über die drückende Arbeitslast, welche ihnen durch die Masse der wissenschaftlichen Bewerbungsschriften erwuchs: so liefen z. B. im Anfang des Wintersemesters 1862 für 4 vacante Stellen zwischen 30 und 40, für den Winter 1857 deren nicht weniger als 73 ein. Dafür hatten sie aber zum Vortheil des Ganzen die Auswahl: was ehemals noch als durchschnittliches Mittelmaass hingenommen wurde, konnte sich neben so vielen höher Strebenden nicht mehr behaupten. Immer reger wurde der Wetteifer, von Stufe zu Stufe dem geweihten Kreise näher zu rücken. Es galt schon als Auszeichnung, wenn gegen Schluss des Semesters ein

1) Opusc. V 30. 2) Jahresbericht von 1848/9.

ausserordentliches Mitglied einmal zum Interpretiren oder Disputiren zugelassen wurde. Die Ernennung und Aufnahme neuer ordentlicher Mitglieder war ein bedeutungsvoller Act für die gesammte philologische Studentenschaft: sie erfolgte vor zahlreichen Zuhörern in öffentlicher Sitzung, in der beide Directoren erschienen; meist aber führte R. das Wort: alle Bewerber wurden genannt und ihre Arbeiten kurz charakterisirt. War dennoch einmal ein oder der andre gar zu beharrliche Bewerber durchgeschlüpft und befriedigte dann nicht, so bewirkte in der Regel schon die stille Disciplin, welche die Mitglieder unter einander übten, dass der ungern gesehene Gast sich bei nächster Gelegenheit wieder verabschiedete. Gelang es nicht, so war R.s erfinderischer Geist um eine *buona maniera* nicht verlegen. So schritt er einmal am Schluss der letzten Seminarstunde eines Semesters, vom Katheder steigend, auf zwei solcher anhänglichen sodales, die nur auf Probe aufgenommen waren, zu, schüttelte ihnen die Hand mit den Worten: „nun muss ich am Schlusse des Semesters noch den beiden austretenden Mitgliedern Lebewohl sagen", und entfernte sich mit freundlichem Kopfnicken.

Grossen Werth legte er mit Recht auf Erziehung eines festen Gemeingeistes und die gegenseitige Einwirkung der jungen Leute untereinander, welche durch nähere persönliche Verbindung am besten erreicht wird. Jüngere Ankömmlinge pflegte er durch Karten an reifere und zuverlässige seiner Schüler zu empfehlen, welche so Gelegenheit erhielten, ihr pädagogisches Geschick zu erproben. Namentlich die ordentlichen Mitglieder waren in der Regel grossentheils enger unter einander befreundet. Sie bildeten den Kern eines auf R.s Anregung[1]) im Jahr 1854 gestifteten wissenschaftlichen Vereins (der *societas philologica*), der einmal wöchentlich sich zu Vorträgen, zunächst biographischen (aus der Geschichte der Philologie während der letzten vier Jahrhunderte), versammelte. So bildete sich unter den Bonner Philologen ein zündender und beflügelnder *genius loci*, der auch die Mittel-

1) Unter den Aphorismen „zur Methode des philologischen Studiums" steht opusc. V 28: „Philologische Studentenvereine, allerherrlichstes Incitament."

mässigen über die Grenzen ihrer natürlichen Begabung hinaushob, sie ἑαυτῶν κρείττους machte.[1])

Fast lassen sich am Faden der Jahresberichte die Phasen der zeitgenössischen Bewegung in der Wissenschaft verfolgen. Was draussen in der Gelehrtenwelt Gutes oder Mangelhaftes geschaffen wurde, regte, wenn nur der Stoff dankbar war, die aufmerksame Schaar zu nacheifernden Versuchen an. Durch die Bevorzugung, welche in früheren Jahrzehnten die griechischen Studien allgemein erfahren hatten, waren die römischen einigermassen im Rückstand geblieben: desto grösser war nun die Zahl lohnender Aufgaben, welche die letzteren stellten, desto grösser auch die Lockung, die vorhandenen Lücken durch frische Leistungen auszufüllen.[2]) Natürlich war es auch, dass grade die Felder, welchen der Meister grossartige Unternehmungen gewidmet hatte, strebsame Schüler zur Mitarbeit reizten. Andre setzten, was er ehemals begonnen und dann unterbrochen hatte, nach seinen Anweisungen und seinem Vorbilde fort. Wie in der früheren Periode und aus gleichen Gründen (S. 38) traten Perioden ein, wo sich gleichsam epidemisch eine Vorliebe für ein oder das andre Gebiet einer Mehrzahl bemächtigte, dass bald die Dichter, bald Prosaiker, bald Geschichtschreiber, bald Philosophen, bald Grammatiker, bald die älteren, bald die jüngeren Perioden der griechischen oder römischen Litteratur vorzugsweise gepflegt wurden. Im Ganzen setzte sich doch ein erfreuliches Gleichgewicht der Interessen durch. Uebrigens führte selbstverständlich schon Form und Inhalt der Autoren zu tieferem Eindringen in mannigfaltige Disciplinen der Alterthumswissenschaft ein, in die Geschichte der Metrik und der Sprache (seit 1854/5 werden die lateinischen Inschriften herangezogen), in alte Geschichte und Chronologie, Verfassungswesen, Rechtsalterthümer, Geschichte der Philosophie. Neben den kritisch-exegetischen Arbeiten wurden Versuche angestellt, die Abfassungs- oder Aufführungszeit einzelner Tragödien oder Komödien zu bestimmen, die voräschyleische Trilogie, die Aeschyleische Tragikerschule, die Verhältnisse

1) Bernays an R. 13. Juli 1862. 2) R. an Joh. Schulze 5. Juli 1856.

der tragischen Chorodidaskalie, die bei Aristophanes berührten Persönlichkeiten, die Pinakographie der Alexandriner in neues Licht zu stellen, den Inhalt und Gang verlorener Schriften des Hellanicus, des Theophrast, des Kallimachus, des Varro, oder die Sillen des Timon aus den Fragmenten zu reconstruiren, die litterarischen Liebhabereien des Kaisers Claudius in ihren Folgen zu erläutern, die trümmerhafte Gesammtschriftstellerei eines Autors wie Suetonius zu einem Bilde zu vereinigen, die Quellen Plutarchischer Biographien, der litterarhistorischen Artikel des Suidas zu analysiren, verworrene Nachrichten über homonyme Autoren (wie Pausanias Fabius Gellius) zu lichten, den historischen Kern in legendenhaften Traditionen wie über Pythagoras zu ermitteln, die Compositionsgesetze griechischer Tragödien oder der Elegien des Propertius, des Hermesianax nachzuweisen; Controversen der Alterthümer zum Abschluss zu bringen.

Dennoch erhob sich erst wie dumpfes Grollen aus der Ferne[1]), dann in lauter Declamation sogar aus unmittelbarer Nähe[2]) der unverständige Vorwurf, als ob in den philologischen Seminarien Deutschlands, d. h. obenan in Bonn zu einseitig Kritik getrieben würde. R. nahm Gelegenheit, in seinen Aeschylusvorlesungen (8. Mai 1862) diesen Angriff gründlich zu widerlegen[3]); und in dem Jahresbericht von 1861/2 wiesen ihn beide Collegen mit folgenden Worten zurück, welche der Curator[4]) dem Minister als schlagend bezeichnete: „Es kann

1) Schon am Schluss der oben angeführten Aphorismen opusc. V 31 ruft der Verf. seine Zuhörer zum Zeugniss auf gegen die Anklage, „dass die Bonner Schule einseitige Critici und Grammatici mache, oder keine Pädagogen für die Schule erziehe." — „Was will man überhaupt gegen die Bonner Schule? sind nicht grade alle Seiten hier vertreten? missachtet irgend einer von denen, welche Einfluss üben, das Terrain des andren? fehlt es an freudig anerkennender Würdigung der sich ergänzenden Regionen? — Die Mehrzahl immer freilich exegetische Philologen; aber das ganz natürlich; schon des überwiegenden praktischen Schulbedürfnisses wegen. Zweierlei oder mehrerlei neben einander kann nicht jeder." 2) Vgl. Heimsoeth „die Wiederherstellung der Dramen des Aeschylus" 1861 S. 180—195. Dazu die Erwiderung des Verf. in Fleckeisens Jahrbüchern für Philol. 1862 S. 382—84. Vgl. Brambach: „Friedrich Ritschl und die Philologie in Bonn" S. 12 ff. 3) Brambach a. O. S. 15. 4) Beseler: 11. Januar 1863.

nicht die Meinung sein, wie kürzlich verlautete, 'Kritiker in der Weise zu bilden' und dadurch, dass man 'von vornherein nur Kritik übt und üben lehrt, der Aneignung des zur Kritik unumgänglich Nothwendigen hemmend in den Weg zu treten.' Allein wenn es feststeht, dass alle Erforschung des Alterthums ihre Wurzel hat in dem methodisch begründeten Verständniss der alten Schriftsteller, dass fast jede Schwierigkeit, fast jeder Zweifel auf irgend welchem Gebiet der Alterthumswissenschaft zurückzuführen ist auf ein Problem der Kritik und Hermeneutik, so ergiebt es sich mit Nothwendigkeit, dass die Kräfte sich heranbildender Philologen vor allen Dingen zu üben sind an den Aufgaben, welche die Herstellung corrupter Textworte, um das richtige Verständniss zu erzielen, darbietet. Sie sind das einfachste und sicherste Mittel, den noch ungeübten Philologen von concreten Fällen aus, die sein Interesse anregen, allmälig durch eigene Arbeit tüchtig zu machen, sich in den Besitz alles dessen zu setzen, was ihm durch Lehre überliefert wird, um selbständigen Gebrauch davon zu machen. Es sind Aufgaben, deren Umfang er übersehen, zu deren Lösung er sich selbst das Material herbeischaffen kann, an denen er seine geistigen Kräfte jedenfalls mit dem Erfolg versuchen kann, dass er, auch wenn er das Richtige verfehlt, klare Einsicht in die Gründe des Misslingens und die Weisung auf den richtigen Weg erlangt. Wenn es an der zweckmässigen Leitung nicht fehlt, welche namentlich darauf hinzuweisen hat, dass jeder einzelne Fall nur als ein der Kunde des Alterthums überhaupt angehöriger, unter Voraussetzung der dahin einschlagenden Kenntnisse, mit Erfolg behandelt werden könne, so werden die Seminaristen anf diesem Wege durch gemeinsame Arbeit Schritt vor Schritt zu bewusster und sichrer Handhabung philologischer Methode geführt werden. Es wird den so Herangebildeten obliegen, sich grössere und umfassendere Aufgaben nach dem Maass ihrer Kräfte und besondren Neigungen zu stellen"[1]) u. s. w.

Wenn sich sonach das Bonner Seminar auch nicht grade

1) Diese Auseinandersetzung scheint aus O. Jahns Feder zu stammen.

wie die sehr unähnliche Schule des Isokrates mit dem Trojanischen Pferde vergleichen liess, aus welchem lauter Heroen hervorgingen, so bleibt doch unbestreitbar, dass kein andres den Gymnasien und Universitäten auch ausserhalb Preussens und Deutschlands so viele und darunter so viel gute Lehrer, der Wissenschaft so viel tüchtige Arbeiter gezogen hat, dass ferner die dort bewährte Zucht auch im Auslande als vorbildlich geachtet wurde. Wie manche wissenschaftliche Unternehmungen von Bedeutung haben ihre ersten unscheinbaren Anfänge im Bonner Seminar genommen! Denn eben darin bestand die bewundernswerthe Divinationsgabe des grossen Lehrers, dass er, eine Fülle zusammenhängender und ineinandergreifender Pläne im Kopf tragend, zugleich mit unbedingter Liberalität bereit jeden fruchtbaren Gedanken, der ihm von andrer Seite entgegengebracht wurde, aufzunehmen und zu fördern, in jenen unreifen Versuchen auf frei gewähltem Gebiet die specifische Begabung des Einzelnen für ein besondres Feld und zur Ausführung einer bestimmten Aufgabe zu erkennen verstand. Bisweilen liess er den im Stillen beobachteten Keim noch schlummern, bis der geeignete Zeitpunkt zu seiner Erweckung gekommen schien: dann aber trieb er mit fast unwiderstehlicher Energie den Auserwählten in seine Bestimmung hinein. Im Kreise der Seinigen wurde gescherzt, dass er ein Zaubermittel besitzen müsse, um die jungen Leute zu bannen. Da verglich er sich mit dem Rattenfänger von Hameln und fügte hinzu: „wenn ich erst bei Einem Talent wittere, was nicht herauskann, den lange ich mir besonders und halte ihm eine Rede, nicht mit zarten Worten, deren Schluss ist: 'Sie können, folglich müssen Sie auch.' Selten schlägt mir das Mittel fehl."

Wer hätte nicht freudig das gewiesene Ziel verfolgt, gehoben und gebunden durch das Zeugniss der Kraft und des Könnens, welches ein so beredter Mund ihm mit auf den Weg gegeben hatte! Daher verfehlten auch die Preisaufgaben nicht leicht ihres Erfolges. Nur eine Wirkung der gegebenen Umstände war es, da der andre Director ausschliesslich Themata aus dem griechischen Alterthum zu wählen pflegte, dass R. die Verpflichtung fühlte, sich hierfür

vorzugsweise innerhalb des Lateinischen zu halten. Am nächsten lagen auch hier die Stoffe aus der älteren Periode, für die noch so viel zu thun war: die Annalen des Ennius, Cato's Origines, die Ueberlieferung des Lucrez, die Prologe des Plautus und Terenz, die Zwölftafelgesetze; oder epigraphische wie über die grammatischen Bestrebungen des Kaisers Claudius, oder eine Zusammenstellung aller chronologisch bestimmbaren Inschriften aus dem Rheinlande. Aber nichts lag ihm ferner als eigensinnige Beschränkung auf den engeren Gesichtskreis der eignen Studien. Wie er jeder Anregung zugänglich war, wo nur der Wissenschaft gedient werden konnte, so nahm er auch Vorschläge von Freunden bereitwillig auf. Hinter manchen Arbeiten und Arbeitsprojecten der Bonner Schule steckte als spiritus familiaris namentlich Bernays, der von Breslau aus es an gewichtigen und meist erfolgreichen Winken nicht fehlen liess. Besonders Aufgaben zur Geschichte der Philosophie und der Erudition wurden von ihm angeregt, z. B. die Untersuchung über die Schriftstellerei des Theophrast, welche in ihrem Verfolge auf den Plan einer neuen Bearbeitung sämmtlicher griechischer Philosophenfragmente führte.

In umfangreichere Aufgaben theilten sich Mehrere: so beschäftigte eine über Ennius nicht weniger als 4 Seminaristen, welche ebensoviele Dissertationen über verschiedene Partien lieferten; dem Sieger überliessen zwei seiner Mitbewerber ihr gesammeltes Material für eine umfassende Bearbeitung der Annalenfragmente. *Unitis viribus* brachte (1858) ein Bonner Siebengestirn schon reiferer Philologen die erste kritische Textgestaltung der kürzlich von Pertz Vater entdeckten Fragmente des Granius Licinianus, womit die ohnmächtige Leistung des Sohnes total zu Boden geschlagen wurde. Die unhöfliche That machte sehr böses Blut in Berlin. Natürlich hielt man trotz des Vorberichtes den Meister hinter den Coulissen für den eigentlichen Anstifter, der doch erst von der Sache erfahren hatte, als sie fertig war und er nur noch seine Einwilligung zu der Dedication an ihn zu geben hatte. Allerdings fand er keinen Grund, für ein empfindliches Vaterherz, selbst wenn es in

einem Berliner Geheimrath und Akademiker schlug, um Schonung zu bitten.

Einige jener Schülerarbeiten schmückten Beiträge aus des gütigen Meisters eigner Feder: der Büchelerschen Erstlingsschrift *de Ti. Claudio Caesare grammatico* (1856) schickte er eine Vorrede in Gestalt einer lateinischen Empfehlungsepistel an Mommsen und Henzen voraus; in der Reifferscheidschen Sammlung der Ueberreste aus den vielbenutzten Werken Suetons (1860) bearbeitete er selbst die *vita Terentii*. Den Anstoss dazu hatten im Jahr 1857 die sorgfältigen Mittheilungen des Baseler Philologen K. L. Roth[1]) über zwei Pariser Handschriften jener Biographie gegeben, welche die Ueberzeugung verstärkten, dass die ältere derselben die Hauptgrundlage für die Kritik des Textes bilden müsse. Auf den alten Plan, auch den Terenz einmal herauszugeben, hatte R. noch nicht verzichtet: im Jahr 1854 hatte er mit Tauchnitz über einen Text des Plautus wie des Terenz abgeschlossen, auch an den Commentar des Donat gedachte er sich mit der Zeit zu machen.[2]) Jener Aufsatz von Roth brachte ihn im März 1857 auf den Gedanken, im nächsten Herbstproömium als Grundlage für die winterlichen Seminarübungen, in denen Terenz vorgenommen werden sollte, jene Biographie mit den gehörig geordneten Pariser Varianten nach Roth herauszugeben.[3]) Die Langeweile jenes Aachener Curaufenthaltes (S. 274) im April vertrieb er sich damit, auf dem Sopha liegend Emendationen dazu auszuhecken, vorläufig ganz ohne Bücher (nicht einmal die übrigen Schriften Suetons waren zur Hand), so dass Vieles noch ganz in der Schwebe bleiben musste, was erst in Bonn den endgültigen Abschluss finden konnte.[4]) Indessen erliess

1) Rhein. Mus. XII 174 ff. Vgl. R. an Fleckeisen 31. März 1857: „*si modo* der Ausdruck 'Aufsatz' passt für ein so wenig lesbares Häcksel, aus dem sich so viel Hübscheres hätte machen lassen." 2) R. an Keil 25. August 1851: „denn irgend einmal komme doch auch ich noch an den Donat, wenn die Götter keine Schranken setzen." 3) R. an Fleckeisen 31. März 1857. 4) An Fleckeisen 14., 16. April 1857. Die Briefe schütten eine Fülle von Vermuthungen aus, am 14. z. B. die Herstellung des Licinusverses: '*simitur Hecura sexta explosast fabula*', wofür am 16ten *exclusast* gefunden wurde. Unter vielem Andren an demselben Datum auch das berühmte *cum fabulis conversis a Menandro.*

er doch gleich von dort Depeschen nach Leyden[1]) und Rom, um wo möglich noch andre Handschriften auftreiben und vergleichen zu lassen. Die Sache hatte ihn nun gepackt, so dass sie ihn nicht mehr losliess: den ganzen Mai hindurch flogen von Bonn aus Zettel und Briefe mit Vorschlägen, Fragen, Erwägungen an stimmfähige oder dienstbereite Freunde. Schopen stellte bereitwillig seine Donatcollationen zur Disposition, die zur Controle der Rothschen Angaben nützliche Dienste leisteten.[2]) Zur Veröffentlichung kam es aber vor der Hand noch nicht. Erst das Reifferscheidsche Buch, welches im Jahr 1858 unter die Presse ging, veranlasste R. trotz augenblicklicher körperlicher Leiden die beabsichtigte kritische Ausgabe der Biographie mit Apparat und ausführlichem Commentar für den Druck zurecht zu machen.[3]) Zunächst erschien in den Proömien für den Sommer 1859 und den folgenden Winter die Recension der schwierigen Dichterstellen mit eingehender Begründung.[4]) Die Fortsetzung blieb einstweilen den Winter über liegen, weil der Arme mit seiner Gesundheit gar zu viel zu thun hatte, bis ihn im Mai 1860 diejenige „Berserkerwuth" der Arbeit ergriff, welche ihn alles andre daneben vergessen liess und von jeher das beste Mittel für ihn gewesen war, „pressante Sachen wirklich resolut fertig zu bringen."[5]) Der „un-

1) An Mehler 2. April 1857. Am 24. April dankt er bereits für die empfangene Collation der Leydener Handschrift. 2) Alle streitigen Stellen sah der stets gefällige Benedict Hase an Ort und Stelle nach. Dennoch brachte Fröhner Philol. XIII (1861) S. 357 ff. eine Nachlese. Diese Ungewissheit liess R. keine Ruhe, so dass er im Juni 1864, als Teubner eine Separatausgabe der litterarhistorischen Biographien und Fragmente Suetons drucken lassen wollte, Brunn, der grade in Paris anwesend war, um eine abermalige Collation aller zweifelhaften Stellen anging (22. Juni 1864). 3) An Fleckeisen 26. October 1858. 4) An Fleckeisen ohne Datum: „Als ich übrigens das Proömium schrieb, konnte ich doch noch nicht mit so leidlicher Freiheit, wie jetzt, über meine Geisteskräfte disponiren. Daher Du das Ganze etwas weitschweifig finden wirst, wie ich selber. Für das Reifferscheidsche Buch werde ich natürlich Alles viel mehr zusammen drängen. Das gilt auch für das nächste" (sc. Proömium). Gekürzt ist später wenig, nur die Einleitung über die handschriftlichen Mittel. 5) An Fleckeisen 26. Mai 1860. An Pernice 31. Mai 1860: „Niemand

überwindliche eingeborne" Trieb, „die Sachen in die letzten Enden zu verfolgen und bei den äussersten Wurzelfasern, die überhaupt erreichbar sind, zu erfassen", hielt ihn aber doch trotz aller früheren Vorarbeiten noch vier volle Wochen bei der äusserlich wenig umfangreichen Aufgabe fest. Denn wie er schon das Manuscript abschicken wollte, liess es ihm im letzten Augenblicke keine Ruhe, dass er eigentlich die Kaiserbiographien noch nicht gründlich genug durchgearbeitet habe, um über manches Sprachgebräuchliche mit Zuversicht zu entscheiden. So holte er denn dies in aller Eile nach, was ihm noch manche schöne Beobachtung eintrug.[1])

Wenige seiner kleineren Arbeiten hat er mit so liebevollem Eifer, in so lebhaftem Wechselverkehr mit den Freunden[2]) gepflegt als dieses in seltener Weise vollendete Kabinetstück feiner Methode und glänzender Divination.[3])

Die wissenschaftlichen Anregungen, welche von R. ausgingen, blieben indessen keineswegs auf seine Schule be-

kann aus seiner Haut heraus, schriebst Du erst neulich; ich auch nicht. Wenn mir einmal was Litterarisches auf die Finger brennt, hab' ichs noch jedesmal nur so zu Stande gebracht, dass ich mit wahrer Berserkerwuth nicht links, nicht rechts gesehen und alle andren Rücksichten mit Füssen getreten habe. Es ist eine Lumperei: aber ich hatte sie Teubnern seit 2–3 Jahren versprochen, und seit 5—6 Monaten hat er in Erwartung meines Manuscriptes einen Druck unterbrechen und ganze Bogen Satz stehen lassen müssen etc. etc." 1) An Fleckeisen 2. Juni 1860. Auch das schöne *aureolo* in den Versen Cäsars fiel ihm im letzten Moment noch in den Schoss. Die Absicht, im Rhein. Mus. die Vorschläge Bergks zur vita Terentii einer Prüfung zu unterziehen, hat er nicht ausgeführt: Stichhaltiges fand er nichts darin als *nusquamst* (an Fleckeisen 5. Januar 1861). 2) An Fleckeisen ohne Datum: „Aber von freien Stücken werde ich mich künftig nicht wieder so in die Walkmühle von allen möglichen Epikriseis begeben, weil man so ja gar nie zum Ende kömmt und von einem Zweifel in den andren geschleudert wird. Lieber, so weit nun eben der eigene Blick reicht, die Sache frisch abgemacht und ins Publicum hineingeworfen, dass man sie los ist und vom Herzen herunter hat: mögen andre nun dran pflücken und rupfen, soviel sie wollen, und besser machen soviel sie können; mindestens behält man doch immer das Verdienst, ihnen die Anregung dazu und die Schulter dargeboten zu haben, auf der sie nun höher steigen." 3) Wieder abgedruckt opusc. III 204—280.

schränkt. Wie viele Gelehrte nicht allein der jüngeren Generation, die niemals zu seinen Füssen gesessen, sich auf Grund des Studiums seiner Schriften als seine Schüler bekannten, beweisen zahlreiche Briefe und Widmungen. Das warme Interesse, welches er jedem Unternehmen, das Nutzen für die Wissenschaft versprach, entgegenbrachte, der einsichtige Rath und die thätige Hülfe, welche er jedem Arbeiter, der sich an ihn wandte, zu Theil werden liess, bewirkte, dass ihm ungesucht eine Art litterarischen Principates auf dem Gebiete der kritischen Philologie zufiel, dass Regierungen und Verleger sein Gutachten einforderten, seinen Anträgen und Empfehlungen mit unbedingtem Vertrauen Folge gaben.[1]) Selbst auswärtige Akademien hat er wenigstens mittelbar inspirirt. So ist auf seinen Vorschlag, der wiederum von Bernays eingegeben war[2]), die nach streng philologischer Methode angelegte Wiener Ausgabe der lateinischen Kirchenschriftsteller ins Leben getreten. Das dringende Bedürfniss hatte er bereits vor einem Jahrzehnt hervorgehoben.[3]) Durch ihn wurde Vahlen bestimmt, den bezüglichen Antrag in der Akademie (Januar 1863) zu stellen. In R.s Hand liefen die Fäden der Verhandlungen von vielen Seiten her zusammen. Er war es, der zur Rollenvertheilung Wesentliches beitrug, der namentlich Halm dem grossen Werke gewann[4]), Zangemeister für Orosius vorschlug, Reifferscheid, der zugleich zur Bereisung französischer und italiänischer Bibliotheken ausersehen war, für Tertullian.[5])

1) So hat er z. B. den Hesychius von M. Schmidt dem preussischen Ministerium in einem Gutachten vom 24. März 1857 auf den Wunsch des Herausgebers und des Verlegers warm empfohlen. 2) R. an Bernays 26. November, Bernays an R. 29. Nov. 1862. Von R. erbat man einen ausgearbeiteten Plan (Vahlen an R. 22. December 1862), dieser forderte am 26. December Bernays zur Abfassung auf, am 28. sandte derselbe das Begehrte an R. Die ursprüngliche Absicht ging sowohl auf die griechischen wie auf die römischen ecclesiastici. Die Griechen wurden dann vorläufig zurückgestellt wegen der Concurrenz von Dindorf (R. an Bernays 14. Januar 1863). 3) In der Abhandlung *de fictilibus litteratis* (1853) = opusc. IV 278. 4) Sein Lactanz sollte den Reigen eröffnen: R. an Bernays 29. März 1864. 5) Das von Vahlen (an R. 20. März 1864) redigirte Programm des ganzen Unternehmens ist aus den Sitzungsberichten der Wiener Akademie abgedruckt im Rhein. Mus XIX (1864) S. 317* ff.

Wichtiger als Alles war der in Gemeinschaft mit Halm angelegte Plan eines neuen Lexicons der lateinischen Sprache in grossartigstem Stile. Dieser Thesaurus, welcher den neusten Fortschritten der Wissenschaft folgend das gesammte Sprachmaterial aus Inschriften und Autoren nach den zuverlässigsten Texten kritisch revidirt vereinigen sollte, war auf mindestens 4 Folianten berechnet, die Vorarbeiten (theils erschöpfende Specialwörterbücher, theils das Charakteristische heraushebende Excerpte) auf eine etwa zehnjährige Dauer. Im Januar 1858 platzte die in aller Stille vorbereitete „Bombe“[1]). Die Münchener wissenschaftliche Commission stellte den betreffenden Antrag und der bayrische Cultusminister genehmigte denselben.[2]) Zunächst wurde Fleckeisen zugezogen, um über die Wahl der Mitarbeiter und die Vertheilung des Stoffs unter sie zu berathen. Den Verlag wollte die Teubnersche Firma übernehmen, zum Redactor des Ganzen wurde der jugendliche Bücheler ausersehen, der eben im Begriff stand sich in Bonn zu habilitiren. Nun sollte er zu gedachtem Zweck, gleich als extraordinarius der dortigen Universität, seinen Wohnsitz in München aufschlagen. Zur Bestreitung der Kosten war eine vorläufige Beisteuer von 10 000 Gulden vom König Max[3]), eine noch höhere von Teubner in Aussicht gestellt. Es fehlte nur noch das Pünktchen auf dem *i*: die königliche Unterschrift und die Ausfertigung des Contractes[4]) mit dem Buchhändler. Schon hatten in den ersten Apriltagen eingehende Conferenzen in Bonn mit Halm und dem Teubnerschen Abgesandten[5]) stattgefunden. Vor der Wiener Philologenversammlung im Herbst desselben Jahres hielt Halm einen Vortrag über Zweck und Plan des Unternehmens. Aber an einer verhängnissvollen Sinnesänderung im Kabinet sollte auch dieses ebenso wie das oben erwähnte inschriftliche scheitern. In einer Anwandlung von Reue über soviel Wissenschaftsluxus, zumal bei der drohenden Aussicht, dass Bayern als Glied des deutschen Bundes in den

1) R. an Fleckeisen 23. Januar 1858. 2) Halm an R. 14. Januar 1858. 3) Halm an R. 18. Januur 1858. 4) Entworfen im Juni. 5) Fleckeisen war durch Krankheit am Erscheinen verhindert. Die Correspondenz mit ihm über diese Angelegenheit läuft bis zum 26. October.

bevorstehenden Krieg zwischen Oesterreich und Sardinien nebst Frankreich verwickelt werden könnte, zog der König urplötzlich mit einem Federstrich seine Bewilligung zurück. Als nach ziemlich langer Zeit eine abermalige Anknüpfung versucht wurde, bat R. mit Weiterem verschont zu bleiben.

So ist denn freilich Manches in herbis stecken geblieben, z. B. auch ein biographisch-bibliographisches Lexicon zur Geschichte der Philologie, wofür Klette prädestinirt schien[1]), ein Handbuch zu gleichem Zweck wie der später erschienene *Nomenclator philologorum* von Eckstein (1871).

Dass aber auch in ihren litterarischen Publicationen die Bonner Schule gesammelt und einheitlich auftreten konnte, dazu halfen einander ergänzend die Teubnersche Buchhandlung und das Rheinische Museum.

Die Verbindung mit der Leipziger Firma vermittelte seit Anfang der fünfziger Jahre Fleckeisen, dessen Jugendfreund A. Schmitt, der Mitarbeiter und spätere Theilhaber jenes Geschäftes, schon damals grossen Einfluss auf den wissenschaftlichen Verlag desselben ausübte und zu dessen bedeutendem Aufschwung wesentlich beitrug. Der grosse Stil, in welchem die Geschäfte behandelt wurden, und die schöne Ausstattung der Verlagsartikel hatte R.s ganzen Beifall. „Ausser Zweifel steht," schrieb er nach einem Besuch in Leipzig[2]), „dass *in genere philologico* der Teubnersche Verlag sich mit wahren Adlerschwingen über alles Aehnliche emporhebt." Wenn er durch seine eignen unglücklichen Geschäftsverhältnisse vorläufig verhindert war, auf die entgegenkommenden Anerbietungen des Hauses für seinen Plautus und sein Inschriftenwerk einzugehen[3]), so liess er

1) R. an Bernays 13. August, 8. October 1855. 2) An Fleckeisen, Karlsbad 30. Juli 1855. 3) R. an Fleckeisen 1. März 1853. Nachdem der Verlag des Plautus an Teubner übergegangen war, schrieb R. an Fleckeisen 7. März 1858: „Es kömmt mir ganz so vor in meinem Gefühl, als wären auch wir wie durch ein neues Band mit einander verbunden. Und eine ähnliche Empfindung, wie von solidarischer Zusammengehörigkeit, habe ich auch, wenn ich an unsre andren theils gleichaltrigen theils jüngern Freunde denke, die, durch Gemeinsamkeit der Bestrebungen und

seinen Schülern zu Gute kommen wovon er selbst einstweilen keinen Gebrauch machen konnte: die römischen Tragikerfragmente eröffneten die Reihe der philologischen Werke aus der Bonner Schule, welche unter jener stattlichen Flagge in die Welt gingen; die Komikerfragmente, Ennius, die römischen Grammatiker, Virgil, Sueton, Frontins Büchlein über die Wasserleitungen und vieles andre schon Erwähnte oder noch zu Erwähnende schloss sich an.

Man hat vermisst, dass die kritischen Textausgaben und Fragmentsammlungen, welche aus ihr hervorgingen, nicht auch mit sachlichem und grammatischem Commentar ausgerüstet waren, als ob Jeder Alles zu leisten verpflichtet wäre. Es kam zunächst darauf an, die Grundlagen und Werkzeuge denen, welche damit umzugehen wissen, zuverlässig und sauber zu weiterer Arbeit in die Hand zu geben. Hätte z. B. jedes Plautinische Stück gleich mit einem Commentar erscheinen sollen, so würde ein noch geringerer Bruchtheil des Apparates zur allgemeinen Benutzung jetzt vorliegen, und Aehnliches gilt von andren Unternehmungen.

Noch reichhaltiger und umfassender ist der Ueberblick, welchen die Jahrgänge des Rheinischen Museums über die Studien der Bonner Schule aller Generationen eröffnen. Zwar hatte auch diese Zeitschrift eine Krisis in den Stürmen des Jahres 1848 durchzumachen, doch unterlag sie ihr nicht wie andre. Noch zu Ende Februars 1849 freilich schlich Alles zwischen Sein und Nichtsein dahin, es sah aber doch schon so aus, als ob die Wage sich nach dem ersteren neigen wolle. Bonner Collegen wie Brandis, einer der Begründer, in Berlin der treue Gönner Joh. Schulze interessirten sich lebhaft für den Fortbestand und sorgten dafür, dass das Ministerium nach wie vor 40 Exemplare der Zeitschrift abnahm.[1]) Nach grade einjährigem Schwanken erklärte der Verleger (3. März 1849) seinen Entschluss sie weiterzuführen. So wurde denn ohne Unterbrechung immer rüstig fort gearbeitet, redigirt und gedruckt; dass es an interessantem

der wissenschaftlichen Methode verbunden, nun eine Art von förmlichem Central-Brennpunkt an der T.schen Firma gefunden haben." 1) Ministerialerlass vom 18. Juni 1849.

und bedeutendem Inhalt nicht fehlte, dafür sorgten schon die Federn der Herausgeber, denen sich seit 1850 für den siebenten bis neunten Jahrgang auch auf dem Titelblatt Jacob Bernays, längst stiller Mitredacteur (S. 79), anschloss. Nach seinem Fortgange betheiligten sich mehr hinter den Coulissen an dem technischen Geschäft der Redaction zunächst Brunn und Leopold Schmidt, dann Vahlen Bücheler Klette. Vorübergehend (1857), unter besondren Umständen, liess auch Fleckeisen einmal seine musterhafte Sorgfalt dem Museum in der Stille zu gute kommen.[1])

„Wer Vieles bringt, wird Manchem etwas bringen." Darum wurde mit grossem Bedacht darauf gehalten, in jedem Heft möglichst bunt wechselnden Stoff zusammenzustellen, selbst in der Anordnung, einer beabsichtigten Unordnung, dem Leser entgegentreten zu lassen. Auf Inedita und andre Delicatessen für Feinschmecker wurde fleissig Jagd gemacht. Allzulange Abhandlungen wurden nur sehr ungern, wenn es um der Sache oder des Verfassers willen nicht anders ging, aufgenommen und dann immer auf mehrere Hefte vertheilt. Um auch dem persönlichen Element, welches doch für die Menge immer den grössten Reiz hat, sein Recht zu gönnen, wurde hier und da auch eine Recension zugelassen; besonders willkommen waren daher solche Artikel, welche an jüngst Erschienenes anknüpften, in die neuste Bewegung der Wissenschaft unmittelbar eingriffen. Grundsatz war, der sachlichen Ueberzeugung, wenn sie auf gründlicher Forschung beruhte, unbeirrt durch persönliche Rücksichten, das Wort zu gönnen, alle Parteilichkeit auszuschliessen.

Besonders quollen aus Ritschls Füllhorn unablässig die anregendsten Beiträge, von denen nur ein Theil in Obigem verzeichnet ist. Nachdem der 6te Band (1848) den grossen Aufsatz über die Schriftstellerei des Varro gebracht hatte, begann mit dem folgenden schon die Reihe der Plautinischen Excurse und demnächst der zahlreichen kleineren und grösseren Bemerkungen, Mittheilungen und Untersuchungen grammatisch-

1) Seinem vermittelnden Einfluss verdankt die Zeitschrift, dass ihr seit dem 14ten Jahrgang (1859) besseres Papier und neue Schrift bewilligt wurde.

epigraphischen Inhalts, welche, wie es in einer wissenschaftlichen Zeitschrift sein soll, das frisch pulsirende Leben der damals glühenden Studien unmittelbar ausstrahlten, der freien Debatte und dem Verkehr der Geister ein fröhliches Feld eröffneten: hauptsächlich im 9ten Bande (1854) die wichtige Abhandlung über die älteste Scipioneninschrift, im 14ten (1859) die 5 epigraphischen Briefe an Mommsen, im 16ten (1861) die „Vocalunterdrückung in der Schrift". Dazwischen und daneben ein Gewimmel kürzerer polemischer, nachtragender, corrigirender Notizen, Winke und Belehrungen, z. B. grade in dem letztgenannten Jahrgange der heitere Brief, welcher dem Collegen Sell und wohl nicht minder den übrigen Juristen, wenn sie ihn gelesen haben, sowie den Sprachforschern[1]) über Ableitung und Bedeutungswandlung der Wörter *damnum damnare damnas* ein Licht aufsteckte.[2]) Auch die Studien der vierziger Jahre wurden gelegentlich wieder aufgenommen und fortgeführt. So die Nachträge zur Stichometrie[3]), veranlasst durch den reichen handschriftlichen Apparat zu Diogenes, welchen Cobets Gefälligkeit durch R.s Vermittlung[4]) dessen Schüler Usener für seine Arbeiten über Theophrast zur Verfügung stellte. In demselben Bande legte der Herausgeber Mercklins und Brunns Briefe über die Varronischen Imagines vor und gab in Kürze seine eignen abschliessenden Bemerkungen, erläuterte auch seine unbeachtet gebliebenen Verbesserungen zweier Rechnungsfehler in Xenophons Anabasis, welche bereits in jener anonymen Jugendausgabe (I 99) angegeben waren. Einem „Liebhaber des Terenz"[5]), der, den Beruf in sich fühlend sich um seinen Dichter verdient zu machen, zu dem Ende nach Paris reisen möchte, um den durch Bernhardy's trügerischen Sirenengesang vorgespiegelten Schatz einer „sehr alten" Handschrift zu heben, bemühte er sich durch authentische Nachricht über

1) „Auf die Alten ist gar nichts zu geben: sie waren in der Etymologie Kinder. Aber wenigstens Naturkinder, während die Neueren Kunstkinder geworden sind." 2) Opusc. II 709—714. 3) Rhein. Museum XIII = opusc. I 190 ff. 4) R. an Geel 27. Juni 1857, 4. Mai 1858. 5) Es war Geppert gemeint: R. an Keil, Blankenberghe 25. August 1851.

dieselben und charakteristische Proben „die Reisekosten zu ersparen".[1])

Ein geistreiches Horatianum, welches Bernays aus Breslau sandte (XI 1857), veranlasste die schneidende Kritik einer horazischen Ode[2]), welche von Peerlkampschem Standpunkte, aber mit siegreicheren und kunstgerechteren Waffen dem „Schulvorurtheil von der intacten Ueberlieferung horazischer Poesien" entgegentrat, dessen tiefeingefressener Rost nicht oft und scharf genug mit Feile und Scheidewasser angegriffen werden könne. Vor kurzem war Franz Ritters Horazausgabe erschienen, welche prophezeite, es werde eher gelingen dem Hercules seine Keule als dem Horaz einen Vers zu entwinden. An ihn und andre Retter wird er gedacht haben, als er „auf die Gefahr des λευστὴρ δήμου μόρος hin" bekannte, Linkers scharfes Messer „im Allgemeinen sehr viel wohlthätiger und verdienstlicher zu finden als das glaubensselige Hantieren mit den stumpfen Werkzeugen, mit denen man aufgesetzte Flicken und vorstehende Näthe zu glätten und auszugleichen sucht, um nur ja der süssen faulen Gewohnheit kein Aergerniss zu geben". Tapfre Worte, die cum grano salis verstanden vielleicht noch einmal wieder zu Ehren kommen, wenn die neuerdings eingetretenen Fluthen der Reaction, die ja vorübergehend auch ihr Gutes hat, sich werden verlaufen haben.

Durch eine Seminardisputation (vor 1851) veranlasst ist die wegweisende kritische Behandlung der verzweifelten Cicerostelle über die Servianische Centurienverfassung[3]), die den Verfasser schon vor 18 Jahren beschäftigt hatte.[4]) Zunächst räumt er mit den Stümpereien und Vorurtheilen der Vorgänger kurz und schlagend auf, bereinigt die Vorfrage der correcten stilistischen Fassung und macht den Grundsatz einer methodischen Kritik, welche sich an die erste Hand statt an die noch so verführerischen Besserungen der zweiten zu halten hat, geltend, um dann, unbeirrt von der einstweilen unlösbaren Frage, was Cicero wirklich geschrieben habe, durch eine glänzende Operation wenigstens die wahrschein-

1) Rhein. Museum VIII = opusc. III 277 ff. 2) Ueber Horatius Carm. II. 1 = opusc. III 602 ff. 3) Rhein. Mus. VIII 1852 = opusc. III 637—650. 4) Göttling an R. 23. Juni 1835.

liche Fassung der Originalhandschrift unsrer Ueberlieferung festzustellen. Wenn sich hiernach ein antiquarisch verwendbares Resultat freilich nicht herausstellte, so gestanden doch Alle, welche nach diesem Vorgänger die Sache wieder aufgriffen, dass nur auf dem von ihm gelegten Fundament weiterzubauen sei. Auch diesmal (wie bei den Verhandlungen über die Varronische Porträtsammlung) bildete das Rheinische Museum den Sprechsaal für eine angeregte und förderliche Discussion.

Zu allerhand kritischen Miscellen, „Bladvullingen", wie sie das augenblickliche Redactionsbedürfniss mit sich brachte[1]), gaben Vorlesungen, Seminar, Anfragen und Bemerkungen der Freunde die Anregung. Auch für gelegentliche Erheiterung der Leser war gesorgt. Die merkwürdigen Palimpsestblätter und Streifen mit vermeintlichen Ergänzungen des lückenhaften Ciceronischen Buches *de fato*, welche Ferrucci entdeckt haben wollte und durch seinen Freund Cavedoni mit salbungsvollem Pathos an die grosse Glocke schlagen liess, wurden mit vernichtendem Sarkasmus als purer Schwindel erwiesen[2]); und als der gekränkte Advocat einige Jahre später sich über den in Deutschland herrschenden „Rationalismus", der auf Litteratur und Kunst mit Verachtung herabsehe, bitter beklagt, der deutschen Philologie empfohlen hatte, „den Zügel der Grazien" aus den Händen der Italiäner zu empfangen und zur „gesunden" Kritik zurückzukehren, schliesslich aber sich gar als lateinischer Poet entpuppte, so wurde auch diese Apologie des wunderbaren Fundes sowie seine der anerkannten Gesetze der Prosodie und Metrik spottende Muse mit heiterster Grazie und unerbittlicher Klarheit beleuchtet.[3])

Mit nicht minder anmuthiger Ironie wurde der Werth

1) Vgl. opusc. I 744 Anm. 2) Rhein Mus. IX 1854 = opusc. III 674—682. 3) Rhein. Mus. XIII 1858 = opusc. III 683—696. Dass Schneidewin „in einer schwachen Stunde" den Fund in den Göttinger Gelehrten Anzeigen angepriesen hatte, wofür er sich eine lateinische Dankelegie des Italiäners verdiente, war seinem Freunde R. unbekannt, als er den ersten der beiden Artikel (datirt vom 3. November 1853) schrieb: R. an Bernays 5. Januar 1854.

einer andren Perle erörtert, welche wiederum ein Italiäner zur Ergänzung einer Lücke in Herodians Kaisergeschichte hatte einschmuggeln wollen.[1]) Auch die wohlthuende Milde des Urtheils und das massvolle Verständniss soll unsrem Freund nicht vergessen sein, womit er sich des geschmähten Cicero[2]) annahm, nachdem „der unübertroffene Meister subjectiver Geschichtschreibung" ein unbarmherziges, von unverhohlener Antipathie beherrschtes Todtengericht über denselben gehalten hatte. Mommsens römische Geschichte hatte im Frühling 1856, als er sie in Wiesbaden mit Bewunderung[3]) durchlas, R.s Sinnen und Sein ganz in Beschlag genommen. Als er bei wiederholtem Aufenthalt (im August) den dritten Band, mit weniger Zustimmung als die früheren, kennen lernte, bekam er auch Bunsens Aegypten in die Hände und war erfreut einen Bundesgenossen in seiner Schätzung des Verurtheilten zu finden. Denn nicht nur dem „Träger des Geschmackes in lateinischer Rede und Sprachbildung" wollte er die verdiente Pietät nicht geschmälert wissen: sein Blick war unbefangen und sein Herz warm genug, neben starken Schatten auch die Lichtseiten des hochbegabten Römers ins Auge zu fassen und den echt menschlichen Zug in ihm zu lieben, den er in Bunsens schönen Worten mit Genugthuung anerkannt sah. Und als er mehrere Jahre später von Bernays auf das Urtheil des Neapolitaners Galiani gewissermassen als eines *Mommsenus ante Mommsenum* aufmerksam gemacht war[4]), leitete er die pikante Stelle aus der französischen Correspondenz des geistreichen Zeitgenossen Voltaire's mit einer eleganten französischen Epistel an sich selbst ein[5]), die kein andrer als er einem pseudonymen Monsieur 'A. de S.' in die Feder dictirt hatte, und begleitete sie ferner mit einem deutschen Nachwort, worin er mit streng philologischer Akribie das Textverhältniss der beiden gleichzeitigen Ausgaben jenes Briefwechsels nachwies und ausser vielen kleinen Verbesserungen

1) Rhein. Mus. XIII 1858 = opusc. I 541—550. 2) Rhein. Mus. XI 1856 = opusc. III 697—701. 3) R. an Lehrs 21. April 1856. 4) Bernays an R. 12. October 1862. 5) Rhein. Mus. XVIII (1863) = opusc. III 701—708.

des Ausdrucks die Sinnlosigkeit einer Stelle durch eine Emendation aus der andren Quelle beseitigte.[1]) Mit Recht wunderte sich der Freund, woher der Vielbeschäftigte die Zeit hernehme „zu all der Sorgfalt für das Kleine neben der Vollendung all des Grossen“[2]); fand übrigens, jener Artikel sei „ein sehr angenehm säuerndes Ferment in der massa der philologischen Gelehrsamkeit.“[3])

Ein lateinisches Schreiben R.s an die Pariser Akademie, mit wunderlicher Archaisirung des Datums in den Comptes rendus derselben[4]) abgedruckt, gab Anlass zu der heitren epigraphischen Miscelle „zur römischen Kalenderdatirung.“[5]) Zur Schärfung der philologischen Gewissen traten am Schluss einzelner Hefte seit 1858 bisweilen anonyme *Erotemata philologica* (zuerst mit der Unterschrift U. A. W. G.) auf, zu denen auch die Freunde beisteuerten, in ihrer scharf geschliffenen Form grösstentheils von R. abgefasst[6]), eine Art Xenien, welche gewisse Verkehrtheiten und Schwächen der zeitgenössischen Philologie mit ironischen und stachligen Bedenken begleiteten. Es sollte sich eine Art *censura perpetua* mit der Zeit daraus entwickeln. Am häufigsten ist Unkenntniss der Prosodie und Metrik als der wundeste Fleck der lebenden Generation berührt. Aber auch manches praktisch beherzigenswerthe Wort ist zur rechten Zeit gesprochen, z. B. gegen die Verunstaltung lateinischer Autorentexte durch die Marotten barbarischer Abschreiber, was in den vierziger und fünfziger Jahren als Finesse galt. R.s Grundsatz war, jeden antiken Schriftsteller in dem Gewande vorzuführen, in dem ihn die Gebildetsten der Nation zu deren Blütezeit lasen; für die Orthographie des heutigen Gelehrtenlateins aber empfahl er diejenigen Formen, welche in der Zeit Quintilians herrschten, als die formale Seite der Sprache bis zu ihrem Höhepunkt

1) Ueber diese Frage wurde ein reger Billetaustausch zwischen R. und dessen Collegen Monnard unterhalten. 2) Bernays an R. 17. März 1863. 3) Bernays an R. 27. März 1863. 4) Janvier 1863 p. 6. 5) Rhein. Mus. XVIII 1863 = opusc. IV 757–759. 6) Die von R. herrührenden sind gesammelt opusc. II 722—726. V 597–600; einige darunter sind aus den Fleckeisenschen Jahrbüchern von 1860. Eine zweite Serie folgte in den Jahren 1870/3 = opusc. V 600—612.

entwickelt war.[1]) Die Uebertragung der steifen Namens- und Wortformen, wie sie für die classische Zeit nachgewiesen sind, in unsren deutschen Sprachgebrauch bezeichnet er mit Recht als Pedantismus.

Alles in Allem betrachtet nahm das Rheinische Museum wohl unbestritten den ersten Rang unter den philologischen Zeitschriften jener Periode ein durch Mannigfaltigkeit des Stoffs, anregende Kraft ihrer Artikel und bei allem Anstand frische Haltung des Tons. Jeder Jahrgang brachte zu den alten Mitarbeitern neue, Zöglinge der Bonner Schule sowohl als andre Gelehrte: kein philologischer Name von gutem Klang, der nicht in der Liste stünde; auch die Schweiz, Frankreich, England, Italien ist durch Beiträge vertreten. Es war daher ziemlich überraschend, dass die Regierung der neuen Aera im Jahr 1862 aus Sparsamkeit, wenn auch ohne persönliches Misswollen, die seit Niebuhrs und Altensteins Zeiten stets bewilligte, ohnehin geringfügige Unterstützung des Museums auf weniger als die Hälfte reducirte, indem sie statt 40 Exemplaren von nun an nur 16 zur Vertheilung an Gymnasien übernahm.[2]) Doch setzten Verleger wie Herausgeber eine Ehre darein, sich durch eine solche Ungunst nicht abschrecken zu lassen. Im zweiten Heft des laufenden (17ten) Jahrganges erschien eine Erklärung der Redaction vom April 1862, welche allzu ängstliche Gemüther über das Fortbestehen beruhigte[3]); und in der That blühte das Museum fröhlicher als jemals. „So muss den Frommen Alles zum Guten ausschlagen" schrieb R.[4]) triumphirend an Joh. Schulze, der bereits aus den Geschäften ausgetreten war.

6. Jubiläen.

In der That ruhte überall sichtlicher Segen auf der reichen Aussaat. Eine längst ersehnte Gelegenheit dem theuren Meister öffentliche Zeichen der Dankbarkeit zu widmen, brachte der 25jährige Gedenktag der Halleschen Doctorpromotion (I 56), der 11. Juli des Jahres 1854. Eine Schaar ältester und

1) Opusc. II 724 f. 2) Ministerialschreiben vom 23. Januar 1862. 3) Opusc. V 765 f. 4) 14. Januar 1863.

lungen des Verfassers: der gelehrte Ballast ist in di merkungen verwiesen, selbst die Dichterstellen des Text scheinen in schöner metrischer Uebersetzung. Der Gan Untersuchung ist in gewohnter Weise lichtvoll und bewusst.[1]) Der erste Abschnitt stellt nach den litterari Quellen Wesen und Erscheinung der Leukothea dar zweite giebt eine erschöpfende Uebersicht über ihre C stätten, die längs der griechischen und italischen Küst Hafenplätzen, Seestädten und Inseln verbreitet waren auf italischem Boden durch die Verschmelzung der a heimischen Mater Matuta (der Mutter des Frühlichts der griechischen Meergottheit auch in das Binnenland h getragen wurden. Der dritte Abschnitt mustert die bekannten oder dafür ausgegebenen Bilder der Leuk von denen nur die Vaticanische Mosaik die Probe b und nimmt dadurch Gelegenheit, die Bedeutung und C des Kopfschleiers als ihres wichtigsten Erkennungsze endgültig festzustellen. Endlich der vierte Abschni schreibt die Neuwieder Bronze und sucht auf Grun gewonnenen Voraussetzungen durch genaue, sinnige A der Motive nachzuweisen, dass dieselbe in der That ihre Attribute, die Bewegung der Figur und den Ge ausdruck dem Typus einer Leukothea entspreche und s fühlbare Lücke unserer Monumentenkenntniss ausfülle deutungen über die Kunstrichtung, aus welcher ein Bild hervorgegangen, und die Bestimmung, welche dem Reliefkopf als Zierrath gegeben sein möge, schliessen muthige Abhandlung, welche zeigen will, dass die M der archäologischen Kunsterklärung eben auch keine ist als die philologische.[2]) Auch diesen mit Liebe er

1) Lehrs an R. 14. October 1864: „τὰ ἀπόρρητα τῶν δ τὰ τῆς Ἰνοῦς, um mit Libanius zu sprechen, haben Sie wied und einfach enthüllt. In archäologischen Dingen so reines M gar kein Uebergeschwadder, gar kein unreines Wasser — w das ist, das wissen Sie selbst auch, und wie in diesem Gebiete g Gegentheil *et homines et di et concessere columnae.*“ 2) Halm den Verf. scherzhaft, dass er sich durch diesen Uebergriff bei spannten Bonner Verhältnissen eine Klage wegen Gewerbebe tigung zuziehen könnte: an R. 8. October 1864.

Stoff behielt der Verfasser im Auge. Auf eine Münchener Bronze, freilich zweifelhafter Echtheit[1]), in der Christ wegen des Schleiers Leukothea auf einem Seewidder erkannte, und einen Wiener Cameo, dessen interessante Composition eine ähnliche Schleierfigur zeigt, aufmerksam gemacht, gab er die überarbeitete und erweiterte Schrift mit drei das gesammte Bildmaterial umfassenden Tafeln geschmückt in einer selbständigen Publication (1865) von Neuem heraus.[2]) Als erster Gruss aus Leipzig wurde sie Welcker „zum Gedächtniss sieben und zwanzigjähriger Gemeinschaft" gewidmet, und eine Nachschrift erörtert auf Grund der an dem neuen Wohnsitz gebotenen Anschauungen die Darstellungen der Leukothea und ihres Schleiers auf neueren Kunstwerken, vor allen auf einer der Prellerschen Odysseelandschaften. Die gegebene Deutung ist freilich nicht unbestritten geblieben: über die Hauptfrage, ob die Handbewegung ein Abnehmen des Schleiers bezwecke, hat sich, da es eine Toilettenfrage ist, auch eine weibliche Autorität, Frau Fanny Lewald-Stahr, ablehnend geäussert[3]); und man wird zugeben müssen, dass jener Gestus vielmehr dem noch jetzt in Italien üblichen „Hörnchen" ähnlicher sieht. Als Personification des Meeres (Thalassa) hat Adolf Michaelis das Bild gefasst[4]), freilich auch ohne entscheidenden Beweis.

7. Auszeichnungen und Berufungen.

Im Jahr 1840 hatte Lehrs (21. Juli) an R. bei Gelegenheit einer Expectoration über O. Müller geschrieben: „ich habe es oft unter meinen Freunden gesagt und sehen Sie also darin keine Schmeichelei .... wenn Hermann und Lobeck einst dahin sind, so sind Sie der einzige Philologe, der übrig bleibt. Das glaube ich nicht nur, sondern kann es beweisen." Wenn nun auch dafür gesorgt war, dass dieser

1) Brunn z. B. erklärt sie für unecht. 2) Ino Leukothea. Zwei antike Bronzen von Neuwied und München erklärt von Friedrich Ritschl. Mit drei Tafeln. Bonn bei Adolph Marcus 1865. 3) An R. 12. November 1864. 4) Tübinger Gratulationsprogramm zum Jubiläum der Universität Wien 1865 p. XIX ff.

brachte, einen Band von 54 Bogen in grossem Octavformat[1]) mit philologischen Beiträgen von 43 Bonner Zöglingen, nicht den schlechtesten aller Generationen, unter ihnen Vertreter der Philologie an den Universitäten zu Basel Breslau Erlangen Freiburg Greifswald Jena Kiel Leipzig Marburg Prag und Wien. Ihnen ging als antiker Prologus voran der brave Maccius, der aus der Unterwelt heraufbeschworen in Senaren, deren er sich nicht zu schämen hatte (Bücheler war der ungenannte Verfasser), den Wortführer der vor 25 Jahren eröffneten *schola graeca et latina* machte. Die folgenden Arbeiten geben zwar lange kein vollständiges Bild der Bonner Studien, da eine Mosaik dieser Art aus ziemlich zufällig zusammengewürfelten Steinen zu bestehen pflegt, von denen mancher in der Hast und Noth des Augenblicks ergriffen wird. Immerhin überblickt man doch ein sehr mannigfaches wissenschaftliches Streben, von dem keine Seite der Alterthumsforschung ausgeschlossen ist; es bleibt nicht in den gewohnten, ausgefahrenen Geleisen ängstlich hängen, sondern gräbt neuen Quellen der Erkenntniss nach. Man wird keine befangene einseitige Heroen- oder Götzenverehrung, keine Monotonie einer alleinseligmachenden Methode, kein unmündiges Schülerecho, kein hochmüthiges Abschliessen und Selbstgenügen gewahren: die Mitglieder dieser „unsichtbaren Kirche" sind geübt und gewohnt selbständig zu denken, sorgfältig zu prüfen und die Wahrheit um ihrer selbst willen, nicht zu persönlicher Verherrlichung zu suchen und zu bekennen. Aber an diesen Hauptchor schloss sich noch eine ganze Anzahl von Nebenchören und Solisten an: ein Trifolium aus der Schweiz, das philologische Seminar des eben vergangenen Wintersemesters unter dem Vortritt seines Seniors Wilhelm Brambach, der philologische Verein, Einzelne mit besondren Dedicationen.[2]) Den mannigfachen Deputationen, den übrigen

1) Vollständig erschienen ist er erst 1867 in Teubners Verlag, überreicht wurden am Festtage als fasciculus prior etwa 30 Bogen.
2) Alles findet sich genau aufgezählt und verzeichnet in der ausführlichen Festbeschreibung, welche die Jahrbücher für class. Philol. 1864 S. 801—810 brachten.

Ordensfest mit dem rothen Adlerorden vierter Classe; 1858 folgte, um die Gefahr einer Berufung nach München abzuwenden, die höhere Classe mit der Schleife, 1860 das Band der Ehrenlegion[1]); seit 1862 regnete es Decorationen: aus aller Herren Länder kam eine bunte Schaar geflogen, und wenn der Geschmückte das erste Vöglein zwar wenig genug geschätzt hatte, so machte ihm nun doch die Masse einigen Spass. Uebrigens sah er Titel und Orden als Zahlpfennige an, deren conventionellen Werth man sich unter Umständen eben gefallen lassen müsse.[2]) Die Ehrenlegion theilte er mit seinen epigraphischen Genossen Mommsen und Henzen, mit denen er auch in demselben Jahre (1860) zum Mitgliede der Commission für Herausgabe der Werke Borghesi's cooptirt wurde.[3]) Einen Vortheil hoffte er doch von dem rothen Bändchen, dass es ihm vielleicht als sauve garde dienen könnte gegen Zuaven und Turcos, wenn sie demnächst das linke Rheinufer besetzen und Lust bekommen sollten, sich in seine geliebte Alexandrinische Bibliothek einzuquartieren und ihre Pfeifen mit den Schätzen derselben anzuzünden.

Ernsthafter nahm er auswärtige Berufungen. Bei den sehr eingehenden und sorgfältigen Ueberlegungen des Für und Wider war der weltkluge Pernice sein steter Berather oder eigentlich mehr das Gefäss, welches die Erwägungen des Betheiligten treu und verschwiegen in sich aufnahm. Denn grade dazu schrieb der mittheilsame Freund bisweilen drei bis vier Bogen lange Briefe an den Vertrauten, um sich selbst über eine brennende Frage recht allseitig klar zu werden. Durchschlagend auf der schwankenden Wage war in allen Fällen die praktische Wirksamkeit und ihre Chancen.

Nach G. Hermanns Tode lag es auf der Hand, den congenialsten Erben seiner Richtung von Bonn nach Leipzig zu berufen. Hatte doch das sächsische Ministerium (v. Wietersheim) längst ein Auge auf ihn geworfen und sogar daran gedacht seine frische Kraft noch bei Lebzeiten des hoch-

1) Decret vom 21. Januar 1860. 2) An Pernice 6. Februar 1856. 3) Schreiben des kais. Hausministers vom 8. October 1860.

betagten Veteranen demselben an die Seite zu setzen.[1]) W
lich kam im Sommer (22. August 1849) ein offizieller Ant
vom Freih. v. Beust. Sehr zog den Freundschaftsbedürfti
die Nähe des geliebten Halle; hätte vollends die Mutter
Erfurt noch gelebt, so würde er sich nicht besonnen hal
ihr soviel näher zu kommen.[2])

So angesehen, gesegnet und friedlich seine Bonner Stell
damals war: das Gefühl der Vereinsamung blieb ihm n
immer. Die elegische Sehnsucht nach einem Busenfreu
nach gemüthlichem Umgang und Anhalt in der Stadt
in der Provinz wurde weder gestillt noch erstarb sie in
noch jugendlich schlagenden Brust. Selbst den liebgewordı
Besitz von Haus und Hof und allen landschaftlichen Za
des Rheins hätte er mit jauchzender Seele für „menschlic
Umgebungen", für nahe und leichte Berührung mit Herz
freunden des angebornen Heimathlandes geopfert.[3])
muss zwar vieles gehen in der Welt, man beisst sich
die Zähne zu und hält aus; aber wenn's noch einmal
könnte, mit, statt ohne Freund zu leben — ich kann
innerlich aufleuchten bei dem Gedanken."[4]) Mit der rh
schen Volksart glaubte er sich nun einmal zeitlebens
befreunden und eins fühlen zu können.[5])

Dennoch führten die weiteren Verhandlungen bald
Entschluss der Ablehnung[6]): den Ausschlag gab die U
legung, dass es doch nicht weise sei den gesicherten E
einer aufblühenden, gesegneten Wirksamkeit aufzugeber
auf einem vergleichsweise damals verlassenen Terrain[7]), d
grosse Traditionen erst wieder aufzuwecken gewesen w
eine neue Saat zu beginnen.[8]) Es schien verdienstliche
in den katholischen Rheinlanden erst seit kurzem begrü

---

1) R. an Pernice 25. April 1842, 20. Juli 1844. 2) R. an Gra
12. September 1849. 3) An Pernice 19. September 1849.
Pernice 23. October 1851. 5) An Pernice 2. December 1852.
erfolgte am 6. November 1849 entsprechend der Bitte des preu
nisters v. Ladenberg (29. October 1849). 7) Dindorf an R. 12. Sep
1849 giebt die Zahl der Leipziger Philologen auf 15 (6 Inländer,
länder) an! 8) An Pernice 19. September, an Fleckeisen
vember 1849.

Stätte humanistischer Bildung nunmehr zum unbestritten ersten Range zu erheben, statt die ruhmreiche, aber bequemere Erbschaft der philologischen Schule im protestantischen Sachsen anzutreten.[1])

Nach Lachmanns Tode schrieb Boeckh an R. 19. Februar 1852: „Wie sehr fehlt uns hier ein Mann von Ihrer Thätigkeit und Richtung, oder lieber zu sagen Sie selbst! Wir können die Lachmann-Zumptische Professur nicht besetzen; auf Sie haben wir geglaubt verzichten zu müssen, da man der Meinung ist, Sie verliessen Bonn nicht." R. antwortete keine Sylbe darauf, sah aber der langsamen Entwicklung der Sache mit sehr getheilten Gefühlen und entschiedener Skepsis für seine Person zu, liess sich durch allerhand Glockentöne der Zeitungen und privater Mittheilungen[2]) nicht berücken, und war zufrieden, als der zweifelhafte Kelch an seinen Lippen vorüberging.[3]) Was hätte werden können, wenn eine treibende Kraft wie er nach Berlin und in die Akademie gekommen wäre, ist überflüssig auszumalen. „Freilich Rosen zu pflanzen und die Kinder in den Wald zu führen, — das hätte ein Ende gehabt," schrieb Welcker aus Rom, zu dem die fernen Gerüchte gedrungen waren.

Einen sehr ernsthaften Versuch, den berühmten Lehrer zu gewinnen, machten in demselben Jahre, nach der Absetzung des ehrwürdigen Nitzsch, der im Herbst nach Leipzig ging, die Kieler.[4]) Rector und Senat beantragten seine Berufung beim Minister für Holstein, Grafen Reventlow-Criminil.[5]) Wer die bescheidene Christiana Albertina am idyllischen Ostseestrande und die vornehme rheinische Hochschule mit einander vergleicht, sollte kaum glauben, dass die Antwort einen Augenblick zweifelhaft bleiben konnte. Dass jene an Geld beinah' um das Doppelte mehr zu bieten hatte als die Bonner Stelle trug, kam für den Uneigennützigen nicht in Betracht; aber den Sanguiniker reizte wenigstens für einen Augenblick die mit der Professur verbundene Oberaufsicht über

1) An Joh. Schulze 1. October 1849. 2) G. Friedländer an R. 25. October 1852. 3) An Hertz 15. Februar 1853. 4) Schreiben des Rectors Christiansen vom Februar 1852, im Namen der holsteinischen Regierung. 5) Nitzsch an R. 13. October 1852.

sämmtliche Gymnasien der Herzogthümer und der n gebende Einfluss bei Besetzung der Lehrstellen, eine C nation von gelehrter und praktischer Wirksamkeit, d Preussen ohne Gleichen war, und um die er Nitzsch i beneidet hatte.[1]) In der Nähe betrachtet schien denn die Vertauschung der preussischen mit der dänischen Regi zumal unter den damaligen politischen Verhältnissen nicl rathen. Durch eine Reihe kleiner, aber bedeutsamer l regeln der Kopenhagener Regierung stutzig gemacht g bei Zeiten zu erkennen, dass man sich täuschen würde, man in ihm ein gefügiges Werkzeug zur directen oder recten Unterdrückung des deutschen Elementes zu f hoffe.[2])

Noch aber war diese Angelegenheit nicht entsch als eine vertrauliche Anfrage aus Hannover eintra für den damals erwarteten Fall, dass K. Fr. Hermann nächst nach Berlin berufen werde, R. geneigt se Göttingen an dessen Stelle zu treten.[3]) In ein ern Stadium trat dieser Gedanke aber erst nach Hermanns Am 31. December 1855 war derselbe gestorben, am 6ten J 1856 kam ein erster Wink von Schmalfuss, im Nam Curators von Warnstedt, dass man Alles dransetzen um R. zu gewinnen, am 10ten (dem Todestage Schneid die Nachricht, dass man entschieden sei, nur ihn a einzig Geeigneten für den Lehrstuhl Gesner's und H vorzuschlagen. „Alle unsere Schulleute" (so meld aufgeregte Jugendfreund am 12ten) „schreien nach Am 27sten desselben Monats kamen die definitive damalige Zeit und für einen philologischen Lehrstuh glänzenden Anträge. R. hatte warme Sympathien fi tüchtigen hannöverschen wie überhaupt für den deutschen Menschenschlag und durfte von den Be volles Entgegenkommen für seine Intentionen, von all theiligten Kreisen, namentlich vom Lehrerstande ein geisterten Empfang und wärmstes Vertrauen erwart

1) R. an Kiessling 21. November 1852. 2) R. an Joh. 3. September 1853. 3) R. an Pernice 4. December 1852.

wäre „Herr im Hause“ geworden, wie es ihm nicht erwünschter geboten werden konnte; er hätte gleichsam einen Neubau fast wie bei einer Universitätsgründung aufführen können, denn auch ein zweiter College neben ihm sollte ganz nach seinem Sinne angestellt werden. Die Spannung in Hannover war rührend. „Sagen Sie R., er müsse der unsrige werden, und wir alle würden ihn umarmen, wenn er käme,“ trug Warnstedt dem Unterhändler Schmalfuss auf. „Ist noch nichts über Göttingen entschieden?“ fragt ein Lehrer. „Schreib mir es gleich, schreib mir nur die zwei Worte: Ritschl kommt!“[1]) Ahrens erklärte: „*Ceterum censeo:* Du musst und musst nach Göttingen.“ Aber der treffliche Schmalfuss, der sich die erdenklichste Mühe gab, dem alten Freunde, den er so gern in seine Nähe gezogen hätte, den Weg nach Göttingen mit Rosen zu bestreuen, hatte eine trübe Ahnung, dass seine Hoffnung scheitern könne. „Gestern hatte ich den fatalen Traum, dass Du mir mit der Miene entgegentratest, wie einst, wenn Du Deine Brille unter Büchern vergraben hattest, Deine Arme ausstrecktest und auf meine beiden Schultern legtest: liebster Schmalfuss, weisst Du wohl, dass ich nicht kommen kann? Ich fuhr in die Höhe und freute mich diesmal, dass Du nicht bei mir warst.“[2]) Nicht ohne Grund fürchtete er, dass die schwache Seite des Freundes, die er (Schm.) für die stärkste hielt, sein Herz sich am Ende zum Bleiben bewegen lassen werde. Weder an Bonn noch selbst an der Bibliothek, seinem Schoosskinde, welches aber soviel Zeit kostete, dass der Plautus nun schon das zweite Jahr brach liegen musste, hing dieses Herz so sehr als an dem preussischen Vaterlande. „Als unsäglich schwer empfinde ich es, Preussen zu verlassen,“ schrieb er an Pernice (16. Januar 1856). „Das ist mir nie so zum Bewusstsein gekommen wie jetzt. Und zwar einestheils, weil man doch nun einmal von Kindesbeinen an damit ganz verwachsen ist und vermuthlich einen grossen Abstand in einem ungewohnten Kleinstaate fühlen würde, andrentheils aber auch, weil mir

1) Schmalfuss an R. 5. Februar 1856. 2) Schmalfuss an R. 9. Februar 1856.

meine Pietät sagt, dass ich Preussen und unsrem sterium von jeher zu viel verdanke, als dass ich einige Gewissensbisse haben sollte bei dem Gedanken verlassen.“ Noch einmal (21. Februar) drang Warnsted beweglichen Worten in ihn, die nach ihm ausgebrei Arme nicht zurückzuweisen, und er war gewiss nicht empfindlich gegen die moralische Anziehungskraft so gegenkommender Bezeugungen von Liebe und Vertr „Solchen einschneidenden Zwiespalt,“ bekannte er[1]), ich noch kaum einmal im Leben durchzumachen und d zufühlen gehabt.“

Aber da auch die „von ängstlicher Besorgniss erf Jüngerschaar von Bonn ihre Bitten mit den Bemühunge Regierung vereinigte, so siegte abermals die Neigung zu harrlichkeit, und der Göttinger Ruf wurde abgelehnt grossem Missvergnügen des Welfenkönigs, welcher dems gern „um jeden Preis“ den Erfolg gesichert gesehen Die Ernennung zum Geh. Regierungsrath[2]) und eine liche Zulage[3]), welche indessen das durch die Absag brachte finanzielle Opfer nicht ganz aufwog, sowie eine adresse der Studenten[4]) belohnte den Verzicht, welch Treue wenige Jahre später bitter zu bereuen hatte.[5])

8. Persönliches.

Wer sich vergegenwärtigt, wie die geschilderte beiten und Geschäfte sich allmälig über einander thü einander durchkreuzten und drängten, der wird die wac Kraft des Belasteten bewundern. Ihm selbst kam se vielfach zerstückte Zeit wie ein durchlöcherter Pali

1) An Pernice 12. Februar 1856. 2) Patent vom 23. 1856. 3) Ministerialschreiben vom 1. März 1856. 4) Die Bitt in deren lapidaren Schriftzügen man die Hand des Verfassers F. l erkennt, ist von 53, die Dankadresse von 57 Namen unter worunter ausser dem Genannten G. Becker, A. Kiessling, Aug. scheid, A. v. Velsen, A. Wilmanns, Wohlrab, G. Uhlig, v. Kara Lübbert, A. Klügmann, Pervanoglu, A. Klette. 5) An 25. Januar 1858.

vor.[1]) Wohl wünschte er sich zuweilen einen hundert-händigen servus a litteris und hätte seinen alten Breslauer Amanuensis Klose, den er damals leider nicht hatte bezahlen können, jetzt gern *Attalicis condicionibus* zu sich berufen, wenn dieser nicht todt gewesen wäre. Besonders heisse Wochen gab es am Schluss des Jahres, wenn alle möglichen Berichte zu schreiben, oder zum Schluss des Semesters, wenn z. B. 21 verschiedenartige Prüfungen innerhalb dreier Wochen zu erledigen waren. Niemand wusste dann mehr wie er die selige Freiheit von drängenden Tagespflichten zu schätzen, welche die Ferien brachten. Im Grunde aber hatte er eigentlich immer Zeit zu Allem, was an ihn herantrat, zur promptesten und ausgiebigsten Erledigung zahlreicher Anfragen und Anliegen, die von allen Seiten mündlich oder schriftlich vor ihn gebracht wurden, zu einem ausgedehnten Briefwechsel mit Gelehrten, Freunden, Schülern, wie ihn das heutige Geschlecht nicht mehr kennt, zu Reisen, so lange es ihm möglich war, zu Liebhabereien und Lectüre, zum Empfang und Genuss auswärtiger Gäste, zu geselligem Verkehr und liebreicher Sorge für Alle, die seinem Herzen nahe standen.

Sogar zu Conversationsstunden und eifrigen stilistischen Uebungen im Französischen fand der 55jährige Mann im Jahr 1861 noch Musse. Den feinfühligen Philologen beschäftigte die Ergründung der eigensinnigen Finessen einer Sprache, die er bei seinen ausgebreiteten Beziehungen zum Auslande zu beherrschen trachtete. Der Lehrer, ein Mr. de

1) R. an Keil 3. December 1857. „Von Zeitbedrängniss, von Geschäftsnoth und Amtsseccaturen kann ich nicht hören, ohne das jämmerlichste Mitleiden mit mir selber zu haben, dem von dieser Seite irgend eine Ruhe, Musse, Sammlung gar nicht mehr gegönnt ist, während zugleich herzlich wenig oder vielmehr gar keine Aussicht ist, dass das je besser werde. Nicht nur unser Wissen ist Stückwerk, sondern bei mir — wie bei Ihnen — jedes Arbeiten ein so fragmentarisch zerstückeltes und zerbröckeltes, dass ein Granius-Palimpsest nicht schlimmer aussehen kann. Dennoch suche ich den Kopf oben zu behalten und das Herz dazu; und es gelingt ja auch so leidlich mit Hülfe mancher Resignation und der Betrachtung, dass alles Schlimme noch besser ist als das Schlimmste."

Séveaux, war nicht wenig stolz auf seinen très aimable très respectable élève, und bekannte in überschwänglich Dithyramben, dass die Unterredungen mit diesem Schü ihm eine fast religiöse Ehrfurcht vor solchem Wissen u Genie, vereinigt mit so liebenswürdiger Einfachheit, He lichkeit und Güte einflössten.[1]) Anmuthige Billets ging täglich hin und her; auch mit dem befreundeten Colleg Monnard[2]) pflegte der Eifrige eine französische Corresp denz und brachte es dahin, dass auch diese höhere Insta nichts Wesentliches an seinem Stil mehr auszusetzen fa Noch immer sang er voll Feuer und Leben, wenn auch oh Stimme, Volkslieder u. a. zum Clavier. Auch eine gemü liche Whistpartie mit den Nächsten verschmähte er nic Die heranwachsenden und zuziehenden Generationen jun Leute, talentvolle Studenten und Docenten waren, bevor nehmende Leiden allen Verkehr abschnitten, in der gastlic villa Riccello wohl aufgenommen. Um 8 Uhr Abends pfle der Hausherr mit seiner gelehrten Arbeit Schicht zu mac und sich in das Frauengemach zu begeben, wo er gern ei und den andren Hausfreund begrüsste. Wer sich früher meld wurde mit der freundlichen Bitte zur Theezeit wiederzukom einstweilen fortgeschickt. Aber nicht selten, in manchen Pe den regelmässig ging nach einigen belebten Plauderstunden Arbeit im Studierzimmer von Neuem an und zog sich d oft bis nach Mitternacht in die Länge. Es war ni Seltenes, dass der Uebermüdete einen kurzen Vorschlaf Lehnsessel hielt und dann mit frischen Kräften das u brochene Werk wieder angriff.

Manchen werthvollen und bedeutenden Zuwachs er periodenweise der gesellige Kreis. Mehrere Winter der Zeit als Brunn sich habilitirt hatte) bestand ein mischtes Kränzchen, wo der Reihe nach Jeder, M oder Frau, etwas vorzutragen hatte, Selbsterlebtes, Dich oder Wissenschaft: 'bachelors evening' nannte die j

1) De Séveaux an R. 12. Januar 1861. 2) R. an Halm 13. J 1865: „Monnard eben plötzlich †. Das war ein ungemein brave scheiter, liebenswürdiger, grundloyaler und mir aufrichtig zuget Mann, dessen Verlust mich tief schmerzt."

Gattin von Georg Bunsen diese geistreich belebten Abende. Im Jahr 1855 verweilte Bettina v. Arnim viele Monate bei ihrer Tochter, der Gräfin Oriolla, und zwischen ihr und dem Ritschlschen Hause entspann sich alsbald ein herzliches Verhältniss. Man sah sich fast täglich, und die Erinnerung an diese genussreiche Zeit, an den zugleich erfrischenden und erwärmenden Verkehr mit der genialen Frau und ihrer Tochter Gisela ist unsrem romantischen Freunde unauslöschlich geblieben. Zu Ende der fünfziger Jahre schien die Uebersiedelung der Bunsenschen Familie einen dauernden, glänzenden Aufschwung des socialen Lebens zu versprechen. Aber leider wurden die interessanten Abende, in denen die anmuthig fliessende Beredsamkeit des bedeutenden Mannes seine Gäste zu bezaubern wusste, bald durch seine schwere Erkrankung aufgehoben, und man konnte sich nur noch selten eines eingehenden, immer noch anregenden Zwiegesprächs erfreuen. Das Verständniss, welches der exacte Philolog dem ideenreichen Manne und seinen grossartigen litterarischen Unternehmungen entgegenbrachte, ohne sich durch sein unbestochenes Urtheil über die Mängel der Methode die Freude an der reichen Menschennatur rauben zu lassen, beweist, wie ihm über der Strenge wissenschaftlicher Forschung und der nothwendig damit verbundenen Beschränkung auf engere Gebiete der weite Horizont und der Sinn für die grossen Probleme menschlicher Cultur nicht verloren gegangen war. Es kam aus der Tiefe seines Herzens, als er im Winter 1860 nach dem Tode des Mannes, der ein so bedeutendes Ferment in der geistigen Bewegung seiner Zeit gewesen war, vom Katheder herab seine Zuhörer aufforderte, demselben das letzte Geleit zu geben, so dass die Beerdigung unter grosser Betheiligung der Studierenden stattfand.[1])

Gar manche Lücke riss der Tod in die Zahl der Freunde. Noch im December desselben Jahres starb Dahlmann, schon im September 1856 war Emil Braun vorangegangen. „Wie mich diese Trauerbotschaft ergriffen hat," schrieb R. an Brunn[2]), „und

1) R. an Bernays 1. Januar 1861. 2) 23. September 1856.

wie wehmüthig sie nachklingt, können Sie sich denken. auch nicht; denn Sie wissen doch wohl nicht, wie sehr ich B geliebt habe, und wie viele Schmerzen ich in früheren Ja darum gelitten, dass ich, als allmälig das Geschäft Herr seine Seele wurde, die Rolle des unglücklichen Liebha ihm gegenüber zu spielen hatte, bis ich mich auch d fand." Im Juli 1861 musste er die Nachricht vom Hinsch seines theuren Pernice vernehmen, Anfangs August 1862 Rost, der gute Cumpan. Auch aus dem Familienkreis s manches theure Glied: schon seit dem Sommer 1850 der Breslauer Schwiegervater nicht mehr unter den Lebe im Juni 1858 endete der hochbetagte Onkel Bischof irdische Laufbahn. Der Sommer 1862 nahm den ein Bruder dahin, einen Kaufmann in Frankfurt a/O., mit freilich ein näheres innerliches Verständniss nicht best hatte. „Ein Kerl, stark wie ein Baum," schrieb der Zu bleibende[1]), „und ich Leidenswurm muss ihn überle „Warte nur, balde balde!" wurde sein Refrain.

Wer würde ahnen, mit welchen körperlichen Leide Hemmungen der auf der Höhe des Lebens und einer artigen Thätigkeit stehende Mann zu kämpfen hatte!

Eine Reihe von Jahren zwar schien es unter selb ständlicher unablässiger Nachhülfe von Bad- und Br curen trotz vielfacher vorübergehender Krankheits leichterer und schwererer Art im Ganzen doch besse besser zu gehen.[2]) Seinen alten Wunsch, die Hoc kennen zu lernen, befriedigte er zum erstenmal in den F ferien 1852 auf einer mehrwöchentlichen Fussreise. Schwager Hildebrand und der epigraphische Bundesg Mommsen, beide an der Züricher Hochschule ang wurden besucht. Mit wie jugendlicher Begeisterun richtete er seinen Nächsten von den Wundern der die sich seinen dankbaren Augen hier aufthaten! „Das gründliche Abspülung von Acten- und Bücherstaub:

1) R. an Brunn 4. Juli 1862. 2) An Pernice 7. Sept. 1

ganz anders als Meereswellen.“ Mit welcher Innigkeit dachte seine jauchzende Seele an die fernen Freunde, mit denen er so gern solche Genüsse getheilt hätte! Auf tagelangen einsamen Wanderungen im Wechsel majestätischer und lachender Eindrücke liess er sein Herz gern einkehren, wo es einen heimathlichen Anhalt zu finden glaubte, und sandte manches zarte Blumengedächtniss, auf hoher Alp, am Rande der Gletscher gepflückt, seinen Auserwählten.[1]) „Leichtfüssig und leichtsinnig wie ein braunhaariger Student“ marschierte er drauf los. Nur über eins beklagte er sich. „Leider habe ich einen alten Führer, der nicht mehr als 10 Stunden des Tages machen will, was mir immer zu wenig ist. Heute bin ich noch zwei Stunden auf meine eigne Hand herumspaziert in den Bergen (bei Meiringen), nach der schon um 4 Uhr stattfindenden Ankunft“ (8. Sept. 1852 Abends). Im nächsten Jahr brachte er die Seinigen auf den Rigi, wanderte in 21 Tagen durch Graubündten über den Splügen an den Comersee, ins Veltlin hinein, überstieg das Stilfser Joch, durchstreifte Tirol „täglich gesunder, unermüdlich in der Kraftübung und im Genuss.“ Er pries sich glücklich, dass ihm noch im 47. Jahre seines Lebens vergönnt sei, die Schweiz zum erstenmal zu sehen, ein „wahres Ereigniss“ für seine empfängliche Seele, wie er nicht geahnt hatte, dass es ihm das Leben auf Erden noch zu bieten hätte. Er beklagte seine Kinder, die den Sommer theils in Zürich, theils auf dem Rigi zugebracht hatten, dass sie so früh schon das Oberste vorweg nähmen: wenn sie sich in ihren alten Tagen auch noch einmal so verjüngen wollten, würden sie ja nach Südamerica gehen müssen! Wie ein rechter Feinschmecker sparte er sich auch selbst noch manchen Leckerbissen auf, „um noch neue Lebenselixirtropfen übrig zu haben für eine — so Gott will — kleine Reihe von Jahren“: Chamounix, Monte Rosa, Meran, das gletscherreiche Oetzthal, Gastein und den Grossglockner.[2]) Die natürliche Ermüdung von den angestrengten Märschen hinderte ihn nicht, am späten Abend

1) Z. B. an Graffunder 12. Sept. 1852. 2) An Lancizolle 6. Sept. 1853.

sämmtliche Gymnasien der Herzogthümer und der maassgebende Einfluss bei Besetzung der Lehrstellen, eine Combination von gelehrter und praktischer Wirksamkeit, die in Preussen ohne Gleichen war, und um die er Nitzsch immer beneidet hatte.[1]) In der Nähe betrachtet schien denn doch die Vertauschung der preussischen mit der dänischen Regierung zumal unter den damaligen politischen Verhältnissen nicht gerathen. Durch eine Reihe kleiner, aber bedeutsamer Massregeln der Kopenhagener Regierung stutzig gemacht gab er bei Zeiten zu erkennen, dass man sich täuschen würde, wenn man in ihm ein gefügiges Werkzeug zur directen oder indirecten Unterdrückung des deutschen Elementes zu finden hoffe.[2])

Noch aber war diese Angelegenheit nicht entschieden, als eine vertrauliche Anfrage aus Hannover eintraf, ob für den damals erwarteten Fall, dass K. Fr. Hermann demnächst nach Berlin berufen werde, R. geneigt sei, in Göttingen an dessen Stelle zu treten.[3]) In ein ernsteres Stadium trat dieser Gedanke aber erst nach Hermanns Tode. Am 31. December 1855 war derselbe gestorben, am 6ten Januar 1856 kam ein erster Wink von Schmalfuss, im Namen des Curators von Warnstedt, dass man Alles dransetzen wolle, um R. zu gewinnen, am 10ten (dem Todestage Schneidewins) die Nachricht, dass man entschieden sei, nur ihn als den einzig Geeigneten für den Lehrstuhl Gesner's und Heyne's vorzuschlagen. „Alle unsere Schulleute" (so meldet der aufgeregte Jugendfreund am 12ten) „schreien nach Dir." Am 27sten desselben Monats kamen die definitiven, für damalige Zeit und für einen philologischen Lehrstuhl sehr glänzenden Anträge. R. hatte warme Sympathien für den tüchtigen hannöverschen wie überhaupt für den norddeutschen Menschenschlag und durfte von den Behörden volles Entgegenkommen für seine Intentionen, von allen betheiligten Kreisen, namentlich vom Lehrerstande einen begeisterten Empfang und wärmstes Vertrauen erwarten. Er

1) R. an Kiessling 21. November 1852. 2) R. an Joh. Schulze 3. September 1853. 3) R. an Pernice 4. December 1852.

Berichte und Depeschen bringen liess, und seinen eignen ausführlichen Briefen konnte man nicht anmerken, in welcher Lage sie geschrieben waren. Noch am 12ten Februar 1855 schrieb er an Pernice: „Noch immer aus dem Bette! Nur seit drei Tagen vertausche ich es täglich einige Stunden mit halb sitzender Lage auf dem Sopha, eingewickelt in Decken, Pelze und heisse Sandsäcke. Unter drei Wochen werde ich nicht daran denken dürfen, wohlverpackt auszufahren. Das ganze Vierteljahr geht mir natürlich für Alles verloren: und dieses Alles will viel sagen. Da hilft nun leider keine Ungeduld und kein Verdruss: man muss sich in die Schickung schicken und ein Vierteljahr wie aus seinem Leben förmlich herausgeschnitten ansehen." Zu Anfang März schien das Schlimmste überstanden. „Endlich, endlich!" berichtete der Patient[1]), „nämlich kann ich doch wenigstens sitzend wieder schreiben statt liegend, wie sechs volle lange Wochen .... Allmälig werde ich ja auch wohl wieder das zweibeinige Platonische Geschöpf werden; denn vorläufig versuche ichs erst (anticipando) mit dem dritten Stadium des Sphinxräthsels und werde förmliche Lernwochen, um nicht zu sagen Lehrjahre, durchzumachen haben." Aber der tückische Nachwinter brachte noch einen Rückfall, in Folge dessen erst nach Wochen, gegen Ende des Monats, die erste Ausfahrt gewagt werden konnte. Immer wollte es indessen noch nicht recht vorwärts gehen. Am 6. Mai klagt er Fleckeisen: „Heute vor 19, sage neunzehn Wochen bekam ich die Fussgicht ... und noch bis zum heutigen Tage bin ich Reconvalescent und kein Doctor kann mir das unaufhörlich schmerzende Hemmniss wegbannen. Bei solchen Capitalaffairen fängt man gar nicht mehr an zu lamentiren, weil man sonst förmliche Klagelieder Jeremiae oder Philoctetae schreiben müsste. Sie können sich leicht selbst ausmalen, wie ich *in omnibus et quibusdam aliis* zurückgekommen bin. Und wer weiss, ob ich je wieder auf einen wahrhaft grünen Zweig komme, um noch ein und das andre debitum, wie ich möchte, zu lösen. ἀλλὰ τὰ μὲν προτετύχθαι ἐάσομεν kann ich freilich leider nicht sagen,

1) An Bernays 3. März 1855.

aber doch ein simples ἐάσομεν: denn was und wem hilft Jammern?“

Die Söhne des Aesculap waren ziemlich rathlos. nächst schickten sie den Patienten schon im Juli wi nach Karlsbad, wo der Arme in grosser Menscheneinsam wenigstens einigen Galgenhumor wiedergewann. „Ich ei mich nachgerade wirklich recht dazu, Mitglied des englisc Ministeriums zu werden. Und von denen litteris komme bei der bösen Gelegenheit so ab, dass ich gar nicht w wie ich wieder hineinkommen soll. Ich werde mich n am Ende pensioniren lassen, in den Rheingau ziehen dort Kohl pflanzen und Landwein keltern: wobei vielle noch eine Conjectur für die Georgica abfällt.“[1]) Zur N cur war ihm Gastein verordnet. Von München aus beglei ihn eine gute Strecke ins Gebirge hinein der kundige Fre Halm. Auch Schneidewin schloss sich an, wurde aber, er keiner der bequemsten Reisegefährten war, nach Salzkammergut instradirt, während die beiden Andren den Golling fuhren. In Gastein traf dann R. mit dem tinger Collegen wieder zusammen.[2]) Bei herrlichem W genoss er in vollen Zügen die Reize jener grossartigen L schaft. Nach dem Kötschachthale, selbst nach dem Nass marschierte er zu Fuss. Auch mit dem Philosophen Erdn aus Halle unternahm er manchen Ausflug in die wunde Umgebung.

Für einige Zeit fühlte der Heimgekehrte sich in That bedeutend gebessert: den ganzen Winter über bra er keine Stunde auszusetzen, wenn es auch an Hemmu und verdriesslichen Mahnungen nicht fehlte. Vollends Frühlingscur in Wiesbaden (1856) schlug so gut ein, er sich schon für beinahe genesen hielt. Anfangs A musste er aber schon wieder hin, „um wenigstens perio eine Art von Menschwerdung zu feiern.“ Eigentliche Sc zen hatte er zwar diesmal nicht, „sondern nur eine Ta in beiden grossen Zehen“, die ihn am Gehen hinderte. I

1) An Fleckeisen, Karlsbad im goldnen Herzen 30. Juli
2) Vgl. opusc. III 341 f.

noch hatte er das Gefühl, als sei die hemmende Ursache nur eine irgendwo versteckt sitzende Kleinigkeit, und komme es nur auf den richtigen Mann, seinen glücklichen Blick und einen geschickten Griff an, um Alles auf einen Ruck und für immer zu beseitigen. Während dieses zweiten Wiesbadener Aufenthaltes pflog er sehr angenehmen Verkehr mit dem Göttinger Curator v. Warnstedt, ferner mit den Göttingern Siebold und Wagner, dem Münchner Kliniker Pfeuffer. Der Plan, von hier nach Leuk zu gehen, um Alpenluft in Combination mit heissen Bädern zu geniessen, musste wegen anhaltender Unbeweglichkeit endlich aufgegeben werden. Eine Probefahrt nur nach Frankfurt und zurück erwies die Unausführbarkeit. Mit Mühe schleppte er sich auf wenige Tage nach Heidelberg und versuchte es dann im September auf Pfeuffers Rath zur Abwechselung einmal mit Schwefelbädern in Aachen, nicht ohne scheinbaren Erfolg. Es ging ihm „besser als seit langer Zeit." Jedoch schon im December abermaliger Rückfall, so dass er viele Wochen lang das Haus nur fahrender Weise verlassen konnte. Weder Schuh noch Stiefel konnte er mehr ertragen: nur in dicken Filzsocken konnte er sich überhaupt bewegen. Ununterbrochen stärkste Erwärmung, täglich heisse Bäder hielten ihn einigermassen aufrecht.[1]) Erst im Februar trat wieder Besserung ein und damit erneuerte Hoffnung. Also geduldige Wiederholung der Aachener Bäder, die ihm auch wieder gut bekamen. Nur litt er „die trostloseste aller Langeweilen", die er je in seinem Leben genossen hatte. „Wetter scheuselig; Fremde noch nicht da; Einheimische, *si modo sunt*, fort in den Ferien. Und nicht einmal Bücher *praeter paucissimos*".[2]) Auf dem Sopha liegend unterhielt er sich damit, seinem mitgenommenen Söhnlein Privatissima in lateinischer und griechischer Sprache angedeihen zu lassen, und die vita Terentii zu emendiren (S. 286). Wieder kamen einige leidliche Monate, bis am 1. Juli ein ununterbrochener krampfhafter Zustand eintrat, der ausgestreckte Lage absolut unmöglich

1) An Niese 28. December 1857. 2) An Fleckeisen 14. April, an Pernice 22. April 1857.

machte. Karlsbad, wohin ihn die sorglich pflegende Gat
begleitete, versagte jede Wirkung, bis er eines Tages, v
dem Instinct der Natur getrieben, auf eigne Faust es 1
kalten Waschungen versuchte, die langsam, aber wunderl
halfen. Nun fanden die Doctoren dies Verfahren vortreffli
empfahlen aber als Nachcur Alpenluft. So zog er denn
fünf Wochen ins Berner Oberland und erholte sich dort
weit, dass er auf die Wengernalp hinauf reiten und hinur
zu Fuss gehen konnte. Noch einmal schwelgte er, zum Tl
in Gesellschaft von Leopold Schmidt und dessen liebreic
Frau, in den Herrlichkeiten der Alpennatur. Wie kühn
klomm er dann in Bern dunkle steile Treppen bis in
dritte und vierte Geschoss, um Reliefkarten der Schweiz,
ihn höchlichst interessirten, zu besichtigen und für die Bor
Bibliothek zu bestellen! Hier consultirte er auch den a
ärztlichen Practicus, Dr. Vogt, der mit Zuversicht
Grund alles Leidens eine in Folge jahrelanger An- und Ue
spannung geistiger Thätigkeit eingetretene tiefe Ner
erschöpfung annahm, die sich auf die Extremitäten gewo
habe: er verordnete neben hoher Bergluft und fortgesetz
Kaltwassergebrauch gänzliche Enthaltung von Nachtwac
Feierabend von 8 Uhr an, tägliche Spaziergänge in fr
Morgenstunde. So legte sich der gehorsame Patient noch s
im October einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in der Wa
heilanstalt zu Rolandseck auf, führte auch zu Hause die
geschriebene Lebensart, die Sturzbäder, Douchen und
reibungen mit grösster Consequenz den Winter durch
befand sich ungewöhnlich wohl dabei. Und bis zum 1
des Jahres bewährte sich diese Methode. „Erfolg, dass
zwar noch nicht frei bin, aber dass, wenn ichs nicht s
sagen will, kein Mensch von diesem Rest etwas merkt;
nie gefahren im ganzen Winter, nie ausgesetzt oder irg
wobei zurückgeblieben; noch keinen Paletot umgehabt
noch nie — unberufen — erkältet. Also der rechte
ist doch gefunden, und die Hoffnung begründet, auch
Rest wegzuschaffen. Aber damit auch die Hoffnung auf
für 1858 abgeschnitten. Denn Ende Juli muss es
St. Moritz im Engadin gehen und daselbst mindeste

Wochen verblieben sein. Dann vielleicht zur Rückkehr über Venedig und Wien (Philologenversammlung) ... aber weiter hinunter diesmal unmöglich. *Speriamo* für 1859."[1]) So ging es auch in den folgenden Monaten noch leidlich weiter. Er durfte zum erstenmal die Freuden eines Ballvaters im Stern geniessen, wo er sich indessen für ein und das andere halbe Stündchen beschaulicher Zurückgezogenheit ein stilles Zimmer gemiethet hatte. Im April 1858 konnte er seinen Knaben selbst auf das Pädagogium nach Zerbst unter die Obhut seines Freundes Sintenis bringen und bei dieser Gelegenheit ein erquickliches Champagner-Wiedersehen mit seinem geliebten Pernice feiern. Nichtsdestoweniger kam im Juni wieder ein acuter Anfall, wie aus der Pistole geschossen: viertehalb Wochen musste er zu Hause stöhnen und ächzen, von Büchern und Papieren durch seine Unbeweglichkeit abgeschnitten; dann fing er an wieder in die Vorlesungen zu fahren.[2]) Anfangs August versuchte er es mit der neuen Heilanstalt eines Dr. Haupt in Nassau; es war eine combinirte Cur: Fichtennadeln und Elektricität, Dampfbäder und kalte Douchen über 8 Wochen lang, die ersten vier mit schönen Erfolgen, so dass er wieder ernstlich an den Besuch der Wiener Philologenversammlung dachte, die drei folgenden herabsteigend[3]), in der letzten mit einem bösen Rückfall, der ihn auch in Bonn wochenlang theils ans Zimmer fesselte, theils zum Fahren nöthigte. Es war „ein verlorener Sommerfeldzug." Das österreichische Landwehrlied „Immer langsam voran" blieb nur zu sehr seine Devise. „Ich habe mich längst mit dem Gedanken vertraut machen müssen," schrieb er[4]), „dass es im Wesentlichen mit mir vorbei sei; alle Aerzte indessen sind einstimmig, dass die Natur doch schliesslich alles noch überwinden und ausstossen werde." Einstweilen ging es immer tiefer bergunter. Das Uebel, nunmehr „spasmodische Neuralgie" betitelt, nahm einen zähen schleichenden Charakter an, richtete sich förmlich ein und erklärte sich für permanent: nach kurzen Episoden leidlichen

1) An Brunn 25. December 1857. 2) An Brunn 26. Juni 1858. 3) An Fleckeisen, Nassau 27. August 1858. 4) An Brunn 25. October 1858.

Befindens immer erneuerte Anfälle, der Kranke prometheis auf denselben Sitz angenagelt, drittehalb Monate lang k Schluck frischer Luft. „Vielleicht heisst es noch nicht: me Uhr ist abgelaufen", meldete er an Pernice[1]), „aber sich lich schon: mein Stern ist untergegangen." „König Da hatte es auch recht sehr schlimm, aber sein Herr hat i doch schliesslich geholfen, zu dem er schrie aus tiefster N Wer wird mir helfen?"[2]) Die stärksten Gifte: Arsenik, kotin, Belladonna wurden vergeblich durchprobirt. E Deçember hatten sich wenigstens die ärgsten Schmerzen Ruhe begeben: kleine Tret- und Gehversuche nach Minu ja Secunden gemessen konnten wieder beginnen.[3]) So g es in den Januar 1859 hinein. Da packte den Armen z Ueberfluss eine bösartige, complicirte Grippe mit oft stun lang ununterbrochenem Krampfhusten, Schüttelfrösten sonstigem Gefolge. Dennoch fing er, weil es der allerle Termin war, an zu lesen, wogegen nun wieder die Füsse bellirten.[4]) Indessen es ging doch mit Ach und Krach, richtiger mit seinen eignen Worten: „Geht es mir auch r nicht gut, so darf ich mir doch Wohlfahrt nicht absprec und die ist doch immer noch besser als ein Fahrewoh Nur zu bald darauf wieder ein tiefer Sturz; herzzerreiss Zettel, wie dieser: „Nur an 2 bis 3 Leute schreibe ich gendes *s. pet. discretionis:* mir geht es so schlecht mit me Gesundheit, dass mir jede trauliche Freundes-Ansprache wahre Wohlthat ist. Wonach sich freundschaftlich zu rich Warte nur, balde balde —!"[6]) Wenn das so fortging schien seine ganze philologische Position unwiederbrin verloren. Wie sehnte er sich nach nervenbelebender Al luft, dem letzten Rettungsanker! Aber nicht einmal Rola eck war ja erreichbar wegen Unmöglichkeit der Fortbeweg wenigstens nicht mit den Mitteln, welche zu Gebote star nicht einmal ein paar Schritte im Zimmer auf und ab w möglich, dagegen permanente Schmerzen 24 Stunden

1) 10. December 1858. 2) An O. R. 24. November 1858. O. R. 30. December 1858. 4) An Fleckeisen 3. Februar, an 5. Febr. 1859. 5) An Brunn 6. März 1859. 6) Identisch an F eisen und an O. R. unter gleichem Datum: 5. April 1859.

Tages. Und die Nächte im Bett in unverändert horizontaler Lage, die allein möglich! Als einziges Arcanum bewährte sich Arbeit und zwar nicht bloss des Studierens und Denkens, sondern des Formgebens gefundener Resultate, des Ausarbeitens und Druckenlassens. Aber nun wieder die Unfähigkeit aufzustehen, Bücher zu holen bei der ameisenhaften Art philologischer Thätigkeit![1]) Dennoch musste es gehen, und war er einmal in eine Arbeit der Art hineingerathen, wie z. B. die epigraphischen Briefe an Mommsen, so hörte und sah er nichts Andres mehr um sich herum, bis er fertig war.[2]) Zu Pfingsten, Anfangs Juni wieder ein vergeblicher Versuch mit Aachen, der bald darauf wieder abgebrochen wurde: die warmen Bäder wirkten sogar schädlich. Die Aerzte stellten das Glüheisen in Aussicht.[3]) „Thut mir noch zu Liebe, was Ihr könnt", bat er die Freunde, „denn ich fürchte, Ihr habt vielleicht nicht lange Zeit mehr dazu." Ueber die Herausgabe seiner Opuscula traf er letztwillige Verfügungen.[4]) Ehe er sich jedoch zu dieser ultima ratio hergab, beschloss er sich in Begleitung von Frau und Tochter nach Berlin transportiren zu lassen, um Romberg zu consultiren. Welcher Trost doch nach und in so vieler Trübsal, dass eine Autorität in Nervenkrankheiten wie dieser in Uebereinstimmung mit allen früher befragten erklärte, dass R.s Leiden durchaus kein centrales, dass es heilbar und kein Brennen indicirt sei, und dass der Geplagte eines schönen Morgens schmerzlos aufwachen könne, um wieder zu lesen und Seminar zu halten wie in besten Zeiten![5]) Aber über diese Negationen und diese vage Möglichkeit hinaus stand es mit den Positionen ungefähr ebenso wie mit den Varianten dreier Codices: der conciliirende, divinatorisch auf die Quelle zurückführende, den Nagel auf den Kopf treffende Conjector sollte noch gefunden werden.[6])

Das Recept hiess also: Geduld, und wieder Geduld! Jetzt erst lernte der Geprüfte das römische *pazienza* ganz

1) An Bernays 15. April, an Brunn 23. April 1859. 2) An Fleckeisen 23. Mai 1859. 3) An O. R. 14. Mai, an Fleckeisen 18. Mai 1859. 4) An O. R. 14. Juni 1859. 5) An Bernays 31. Juli 1859. 6) An O. R. 14. August 1859.

verstehen. Alle Heilmittel, auch das Elektrisiren, sagten, ausser dem ἄριστον ὕδωρ, was wenigstens vor Kra schützte. Denn wenn über den Schmerz der Wille u dingt Herr wurde, so erwies sich der Krampf als unbedin Herr, der jeden Willen entzwei brach.[1]) Statt dessen frei permanente Schmerzen, die aber wenigstens nicht am Arbe und Bücherzusammenholen hinderten. Uebrigens keine M lichkeit ins Freie und zur Universität zu kommen als Wagen.[2]) Als er im Herbst 1859 seine Vorlesungen n halbjähriger Unterbrechung wieder begann, hatten ihm Zuhörer das Katheder bekränzt. Zeitweilig musste sich Arme hinauftragen lassen, aber von längerem Ausse war doch seit der Berliner Reise nicht mehr die I Ein gewisser Fortschritt liess sich im Januar 1860 n verkennen, so dass schon Reisegedanken für den Son auftauchten. „So ist der Mensch: himmelhoch jauch zum Tode betrübt.“[3]) Aber wenn bei andren R valescenten nach Tagen, so waren bei diesem die u scheidbaren Stadien mit mancherlei Zickzacklinien, I läufen und Episoden nur nach Monaten, ja Vierteljahre berechnen. Auch im Sommer 1860 blieb der gewöhn harte Anfall nicht aus, und das in den zwei schönsten naten Juni und Juli. Aber der Höhepunkt des Leidens doch endlich überschritten, und es ging nun in sanfter Sen einem erträglicheren Zustande zu.

Im folgenden Jahre (1861) konnte R. denn auch wieder einmal eine Berufung (nach Leipzig) in Frage der auswärtigen Regierung seinen Zustand in folg Weise schildern[4]): es sei ein Nervenleiden, auf die S der Zehen beschränkt, welches mit jedem Semester entsch milder werde, und dessen allmäliges vollständiges Auf die Aerzte zuversichtlich und einmüthig in Aussicht st Seit 4 Semestern habe er so gut wie nie um dieses L willen eine Stunde aussetzen müssen. Die allmälig

1) An Graffunder 25. September 1862. 2) An Bernays vember, an Brunn 10. November 1859. 3) An Fleckeisen 8. 1860. 4) An Geh. Rath Gilbert 8. Juli 1861.

wöhnung an die schlechte Wirklichkeit erzeugte nach und nach eine gewisse Routine des Leidens und eine Resignation, welche schon mit dem Verharren auf der einmal erreichten Stufe des geplagten und gehemmten Daseins zufrieden war. Vertrauten gestand er: „ich leide viel, das ist wahr, und muss Schmerzen ertragen: aber sie können doch nicht länger dauern als 24 Stunden den Tag. Das ist der erste Trost. Der zweite: dass ich doch wenigstens, wenn auch oft mit Hängen und Würgen, natürlich immer fahrend, unausgesetzt meinen Berufspflichten genügen kann . . . Man gewöhnt sich schliesslich an eine Krankheit, dass man sich mit ihr einrichtet wie es eben gehen will, am Tage mit ihr wacht, Abends mit ihr zu Bette geht" u. s. w.[1])

Kräftige Nahrung und starke Weine mussten das Allgemeinbefinden unterstützen, so dass die äussere Erscheinung im Vergleich zu früheren gesunden Zeiten voller erschien. Die Freunde scherzten, dass der früher so Magre aus seinen Kleidern herauswachse wie ein Student aus seinem Confirmationsfrack[2]); und wer sein Bild betrachtete, welches er um diese Zeit seinen Liebsten mittheilte, freute sich an dem Ausdruck ungebrochener, fast noch jugendlicher Kraft, der aus den energischen Zügen sprach.[3]) Die grollenden Unterthanen verlangten aber in regelmässiger Abwechslung bald kaltes Wasser bald die Wärmflasche; täglich stand zur bestimmten Stunde für die gewohnten Fahrten der Wagen vor der Thür. Im Sommer 1864 konnte er doch ab und zu wieder einmal ein paar hundert Schritte im Freien wagen, so dass er Lust bekam die Philologenversammlung in Hannover zu besuchen. Indessen wollte sich der rechte Begleiter, ohne den es nicht gegangen wäre, im entscheidenden Augenblick nicht finden. Als Stellvertreter sandte er im Verein mit Gildemeister die gemeinschaftliche Bearbeitung der dreisprachigen Sardinischen Inschrift.

In den langen Schmerzensnächten seiner Leidenszeit bewältigte er lesend grosse Massen von belletristischer, popu-

1) An Louise v. Lancizolle 5. Januar 1863. 2) Fleckeisen an R. August 1861. 3) Lehrs an R. 2. Januar 1863.

lärer, politischer Litteratur: von Cervantes bis Thack von altmodischen Raritäten an wie Sophiens Reise Memel nach Sachsen und Claurens Mimili bis zu den „h rischen Romanen" einer Louise Mühlbach, den ganzen B („ich wollte, er wäre der halbe geblieben") und H Philosophisches und Theologisches von Schleiermacher, Str Renan, auch altes und neues Testament, Alles mit wachsamem Urtheil. Belesene Freunde wie Bernays mu pikantes Lesefutter vorschlagen. Mit Jean Paul wollt sich aber doch nicht wieder einlassen. „Jean Paul l ich $1\frac{1}{2}$ Jahr als Gymnasiast, als ich sterblich und hi sentimental verliebt war. Später habe ich mich nu Quintus Fixlein einmal, zweimal recht erquickt. Uebrige wusste ich niemals zu goutiren, so wenig, das auch jetzt — da *vita brevis* — keinen erneuten Ve machen werde."[1]) Desto lieber vertiefte er sich immer neuem wieder in Lessing. Mit ganz besondrem te schen Wohlgefallen aber studierte er die Staatsschriften Gentz.[2]) Ein verwandter Zug in seiner formalen geis Anlage schärfte ihm Zunge und Blick für die stilist Kunst des grossen Publicisten. Wäre er selbst durch Ums einmal in die Lage versetzt worden, so würde er I schriften, Proclamationen, diplomatische Depeschen im I einer ihm zusagenden Regierung mit derselben Schlagf keit und Formvollendung geliefert haben, wie sie Facultäts- und Senatsvota, seine Seminar- und Bibliot berichte und alle Erzeugnisse seiner akademischen Elo auszeichnete.

9. Conflict.

Das letzte Jahrzehnt hatte nicht nur schwere k liche Leiden gebracht, sondern auch folgenschwere änderungen in den Personalverhältnissen der Universitä der Regierung.

Mit Otto Jahn stand Ritschl seit einer langen von Jahren in freundlichem litterarischen Verkehr

1) An Bernays 31. Mai 1862. 2) An Pernice 13. Janua

war es gewesen, welcher dem unbekannten jungen Mann, als derselbe seine erste Fahrt über die Alpen antrat (1837), die Wege in Italien durch warme Empfehlung an Braun hatte ebnen helfen. Seit Anfang der fünfziger Jahre hatte das Verhältniss einen auch persönlich warmen und immer wärmeren Ton angenommen. Bei Gelegenheit eines Besuchs in Bonn, im Sommer 1852, hofft ersterer den andren „gründlich zu überzeugen, wie viel er darauf gebe, unter die Zahl seiner Freunde gerechnet zu werden.“[1]) In der schönen Zeit, wo die Arbeiten an R.s grossem Inschriftenwerk in der ersten lachenden Blüthe standen, war Jahn ein stets gefälliger Helfer. Schon 1852 hatte R. in einem vertraulichen Schreiben an Joh. Schulze (29. December) für den beklagenswerthen Fall, dass Welcker dereinst abgehen sollte, als einzigen Ersatz, „wenn der schöne Zug der Bonner Studien nicht unterbrochen werden, sondern in analoger Thätigkeit fortgeführt werden“ solle, Otto Jahn bezeichnet, der wegen Betheiligung an den politischen Unruhen zur Zeit des Dresdener Aufstandes seiner Leipziger Professur (ebenso wie Mommsen und Haupt) entsetzt und noch immer ohne Anstellung war. Alle Freunde der Wissenschaft wünschten seine Berufung an eine deutsche Universität.

Eine Gelegenheit jenem Gedanken Folge zu geben fand sich früher als damals erwartet werden konnte. Es war im Winter 1853/4, als im Verlauf eines vertraulichen Gesprächs mit Welcker R. die Gelegenheit ergriff, denselben in der zartesten Weise dafür zu gewinnen. Von hartnäckigen Körperleiden entmuthigt hatte der Hochbetagte seinem Collegen den Wunsch zu erkennen gegeben sich eines Theils seiner Aemter zu entäussern, um mit ungetheilter Kraft sich seinen wissenschaftlichen Aufgaben, namentlich der Vollendung seines Lebenswerkes, der Mythologie, zu widmen. Da schlug ihm R. vor, doch lieber die praktischen Nebenämter als wohlthätige Zerstreuung beizubehalten und dagegen sich für die akademische Lehrthätigkeit einen sympathischen und befreundeten Mitarbeiter von analoger Richtung gleichsam als

1) Jahn an R., Frankfurt 5. Juni 1852.

Nachfolger bei Lebzeiten an die Seite zu setzen, der zugleich freiere Musse und die Bürgschaft ferneren Gedeil der Bonner Philologie gewähren könne, mit einem W Jahn, von dem er wusste, dass Welcker selbst ihn sich Allen als Nachfolger wünsche. Letzterer nahm diese stellungen weich und freundlich auf, versprach sie zu herzigen, ist aber von selbst nicht wieder darauf zu gekommen. Er entschied sich nach einiger Zeit dennoch Abgabe der Bibliothek und des Museums, und zwar, wie sahen, an R. Nochmals gab ihm dieser zu erwägen nicht grade hier eine Handhabe geboten wäre, Jahn leichter Mühe für die Universität zu gewinnen, und wa reit, zu dessen Gunsten von einer Aussicht zurückzutr die seinen stillen Wünschen freilich längst vorgesch hatte. Und als Welcker dennoch auf seiner Wahl beh Joh. Schulze aber auf den wunderlichen Gedanken ge Jahn für eine untergeordnete Custodenstelle zu bestim verfehlte R. zwar nicht, die ins Auge springenden Unzu lichkeiten eines solchen Arrangements dem Vorgesetzten zeugend auseinanderzusetzen, wiederholte aber, dass er allen Umständen der erste sein werde, welcher einen s deutenden Gewinn mit freudigem Enthusiasmus begr würde.[1])

Ende August 1854 starb der hochbejahrte Bibliotl Bernd. Sobald R., der damals grade wegen der begonn Bibliotheksreformen in Berlin war, die Depesche erhalten machte er Joh. Schulze in einem Billet auf die neue Gel heit, Jahns Berufung nach Bonn zu bewirken, aufmerks Des eventuellen Einverständnisses von Welcker glaub nach dem Bericht eines nahestehenden Bonner Freundes zu sein. Schulze ging auf den Wink eifrig ein und veran R. die Sache sofort bei dem Minister zur Sprache zu br In einer langen Audienz stellte dieser Herrn v. R die sofortige Berufung Jahns als eine Lebensfrage für dar, „um die dort einmal durch höhere Fügung in

1) R. an Joh. Schulze 16. April 1854. 2) R. an Joh. S 28. August 1854.

langen Continuität blühend gediehene Philologie gegen mögliche Wechselfälle zu schützen und nach menschlicher Berechnung für längere Zeit zu sichern". Alles komme darauf an, die nach dem Tode Welckers vorauszusehenden Prätensionen der Ultramontanen im Voraus abzuschneiden durch die Anwesenheit eines Mannes, welche jeden Gedanken an eine weitere Berufung von selbst niederschlage. Dazu sei Jahn der rechte Mann, weil er durch Bildung und Leistungen Welcker sowohl als Archäolog wie als Philolog zu ersetzen im Stande sei. Und als dann der Minister bemerkte, er habe zwar Jahns Anstellung schon länger ins Auge gefasst, sei aber noch zweifelhaft, ob nicht eine Verstärkung der Lehrkräfte durch einen Mann wie ihn noch dringenderes Bedürfniss in Halle sei, hob R. nochmals mit Nachdruck den politisch-confessionellen Gesichtspunkt hervor, und es gelang ihm Eindruck auf den Minister zu machen: derselbe „brach dann ab mit der Aeusserung, er wolle sich das noch in Ueberlegung nehmen."[1])

Eine schnelle Entscheidung erwartete R. vor der Hand keineswegs, wagte auch kaum mit Bestimmtheit zu hoffen, dass die Wagschale sich zu Gunsten von Bonn senken würde. Es war ihm daher sehr überraschend, nach einigen Wochen bei einer abermaligen Anwesenheit in Berlin zu vernehmen, dass die Sache im besten Gange sei. Am 13ten October meldete ihm Jahn: „Gestern, lieber Freund, ist unerwartet das Erfreulichste eingetroffen, ein Schreiben von Raumer mit dem Anerbieten einer ordentlichen Professur in Bonn"; am 22. November theilt er mit, dass, wie ihm geschrieben, seine Berufung vom König unterzeichnet sei. „Ich bin noch so wenig daran gewöhnt, dass das Erwünschte mir in Erfüllung geht, dass es mir ganz eigen dabei zu Sinne wird; Gott wird ja geben, dass das Erwünschte auch wirklich zum Glück wird." Es galt ihm als ein gutes Omen, dass sein erster Brief im neuen Jahr (1. Januar 1855) an R. gerichtet

1) R. an Pernice 18. September 1854, welcher Vorschläge für Halle von R. gefordert hatte. Dieser nennt und charakterisirt neben Bergk auch Jahn, giebt aber zu verstehen, dass letzterer für Bonn designirt sei.

war: „möge damit ein recht guter und dauerhafter G
gelegt sein für dieses und die kommenden Jahre un
Verbindung!“ Am 27. November 1854 meldet R. triumph
seinem Hallenser Vertrauten (Pernice), „dass laut so
eingehender telegraphischer Depesche“ der König am 2
Jahns Berufung nach Bonn vollzogen habe. Er bewillko
den im Frühling 1855 Eintreffenden mit aller Herzlic
die ihm eigen war. Nicht seine Schuld aber war es,
Welcker von dem ganzen Ereigniss völlig überrascht
auf das bitterste getroffen wurde.[1]) Derselbe war wä
der ganzen Zeit der Verhandlungen auf Reisen ge
Gerhard, der einer Zusammenkunft mit ihm in Wien
gegenging, hatte im August den Auftrag übernommen
nah Befreundeten bei dieser Gelegenheit mündlich von
Ergebniss jener Ministeraudienz in Kenntniss zu s
hatte dies aber aus irgend welchen Rücksichten der Oppo
tät oder Discretion unterlassen.[2]) R. selbst hatte an
zu schreiben versäumt, weil er eine Entscheidung
Monaten gar nicht erwartete, war dann, als er An
October für wenige Tage nach Bonn zurückkehrte, um
wieder aufs Land zu gehen, von unzähligen eiligen Gesc
umdrängt gewesen, suchte zwar Welcker zu sprechen
fehlte ihn aber und getröstete sich des Glaubens, das
selbe von Allem unterrichtet sei. So kam es, dass
später gegenüber der vollendeten Thatsache auf den
wohn verfallen konnte, man habe ihn absichtlich i
wissenheit erhalten, und einen Groll fasste, durch w
das schöne, während 15 Jahren nie getrübte Freunds
verhältniss für einige Zeit einen schmerzlichen Riss
Am wenigsten hatte Jahn unter diesem Missverständn
leiden: vielmehr fand er auf beiden Seiten freundli

1) Joh. Schulze an R. ohne Datum: „Zu meinem Kummer ve
ich, dass Freund Welcker es schmerzlich empfindet, über Jah
stellung nicht vorher gehört worden zu seyn. Ich kannte sein
Meinung in Betreff Jahns und war gewiss, dass Jahns Wunsch u
bleiben würde, wenn noch vorher amtliche desfallsige Gutacht
gezogen würden. *Sapienti sat!*“ 2) R. an Gerhard 21., Gerl
R. 26., Welcker an R. 30. October 1854.

Entgegenkommen. Aber schon nach den ersten Monaten glaubte R. mit Betrübniss eine gewisse kühle Zurückhaltung des neuen Collegen zu bemerken, die denn auch auf sein eigenes Verhalten zurückwirkte. Er vermuthete in diesem Betragen den Einfluss einer ihm feindseligen Partei, deren Mittelpunkt in Berlin sei. Schon früher war ihm hinterbracht worden, dass in diesem Kreise gegen ihn und zwar durch Lachmann, auf Grund einer vor vielen Jahren gefallenen, missverstandenen Aeusserung die Parole gegen ihn ausgegeben sei: '*hic niger est, hunc tu, Romane, caveto.*' Bonner Universitäts-Deputirte hatten jene Angabe bestätigt, da sie in Berlin bei offener Tafel aus des Gestrengen Munde beleidigende Aeusserungen über den Charakter ihres Collegen hatten hören müssen.[1]) Seitdem hatte R. stillschweigend den litterarischen und persönlichen Verkehr mit ihm abgebrochen. Der Nachfolger Lachmanns, M. Haupt, obwohl gleichfalls früher, so lange der Schwiegervater G. Hermann noch lebte, auf ganz freundschaftlichem Fuss mit R. verkehrend, stiess, seit er in Berlin war, bald ziemlich leidenschaftlich in die Kriegstrompete, ohne ersichtlichen Grund, als weil nicht jede Zeile im Lucrezcommentar, besonders was Plautus betraf, ohne Widerspruch von R. angenommen wurde. Und doch sprach derselbe seine abweichenden Ueberzeugungen in durchaus sachlicher und achtungsvoller Form aus. Weil ihm nun einmal in ungewöhnlichem Grade die Gabe eigen war, die studierende Jugend anzuziehen, zu selbständigem Denken für Wissenschaft und Schule auszubilden, wandte sich auch das Vertrauen von Behörden, zumal ausserhalb Preussens, in Bayern, Oesterreich, in der Schweiz ihm zu, so dass durch seine Vermittelung eine beträchtliche Zahl von Lehrstühlen auf Gymnasien und Universitäten besetzt wurde.[2]) Das Alles sahen manche Berliner proceres nicht gern, ohne es doch hindern zu können. Auch die einmal eingetretene Spannung mit der Akademie löste sich nicht.

1) R. an Pernice 19. und 23. Januar 1853. 2) Im October 1872 zählte Klette 36 Universitätsprofessoren und 38 Gymnasialdirectoren aus R.s Schule.

In Bonn selbst hatte R.s Ernennung zum Oberbil thekar manchem bisher guten Freunde eine Enttäusch bereitet und Eifersucht geweckt. Die sachliche Schärfe, der er die Reorganisation des verwahrlosten Instituts bet und alte Missbräuche verfolgte, konnte nicht ohne Erreg persönlicher Empfindlichkeit durchgeführt werden: die letzten schrieen über Härte, ja gar über Pietätlosigkeit g den Vorgänger, der doch mit gutem Bedacht grade di schneidigen Nachfolger vorgezogen hatte.

Ueberhaupt hat R.s durchgreifende Energie im Han verbunden mit einer gewissen Neigung sich in sorgl Uebermuth in Worten gehen zu lassen, zu manchem verständniss Anlass gegeben. In harmloser Jugend an traulichkeit gewöhnt liess er unvorsichtig in augenbl cher Laune, in vorübergehender Ungeduld manches thürin derbe Wort, manches drastische epitheton ornans über Pe lichkeiten fallen, denen er übrigens herzlich wohl wollte seine wirkliche Gesinnung genugsam durch die That bew hatte. Aber von unberufenen Ohren aufgefangen wurden witzigen und stets schlagenden Aussprüche alsbald z flügelten Worten, deren Spitzen der Getroffene nicht dankbar empfand. Auch manche seiner allgemein gehal Aeusserungen, welche im vollen Zusammenhang seine schauungen und mit dem unentbehrlichen Körnchen verstanden ganz unverfänglich war, konnte plump h gegriffen und buchstäblich gefasst wegen der stark s tiven Färbung zu seinen Ungunsten ausgebeutet w Denn das Maass nüchterner oder feierlicher Haltung m er nicht an jeden Pulsschlag des frisch sprudelnden L pedantisch angelegt wissen. Ihm sass die „Sittlichkei natürlicher Impuls des gesunden Menschen im Herzen, dass er viel Umstände und Parade mit ihr machte.[1]) Wirkungen im Grossen wusste er heroische Nature Stein und Fichte voll zu schätzen, aber im Kleinen er

1) An O. R. 1851, ohne Datum: „Eines ist mir jet früher immer widerlich gewesen . . . das ewige pathetische und Coquettiren mit der 'Sittlichkeit' und 'sittlichen Natu

ihm der Stelzengang des Kothurns unbequem, die Berührung mit einem rocher de bronze rauh und kalt. „Liebenswürdig für den persönlichen Verkehr sind mir diese Naturen niemals; auch mit Niebuhr kann ich mir nicht denken ein irgendwie behagliches Verhältniss haben pflegen zu können. Aber ich werde zugeben müssen, dass, wenn eine gewisse Gemüthssentimentalität, ein friedlich ausgleichendes laisser-aller, eine mehr verstehende als abweisende Toleranz, eine auf das Harmonisiren gerichtete Tendenz ihre Berechtigung haben, die ich mir wenigstens nicht nehmen lassen mag (der ich vielleicht hätte in die Zeiten der Romantiker fallen sollen), doch die grossen, schneidenden und durchschneidenden Wirkungen und Wendungen nur durch harte, herbe, einseitig geschlossene und schnöde ausschliessende Naturen geschehen. Wie wir leider jetzt keine haben: sonst stände es anders um Deutschland-Preussen.“ [1])

Zu den kleineren Anlässen und Verstimmungen, welche allmälig die Gemeinschaft beider Collegen vergifteten, kamen die allgemeinen Gegensätze des thüringischen und des holsteinischen Stammescharakters, kamen auch Momente politischer Natur. Jahn war eifriger Gothaner, R. seiner Natur nach zum politischen Parteigänger nicht geschaffen. Er war mit Dahlmann vortrefflich ausgekommen, aber zu selbständig und scharfblickend, auch zu billig gesinnt, um nicht die Schwächen einer einzelnen Partei zu durchschauen und das relative Recht einer andren anzuerkennen. Er las die Kreuzzeitung und die Volkszeitung und schätzte beide in ihrer Art. Er übertrug auch nicht

---

'sittlichem Wesen', als wenn er das ganz allein im Monopol hätte. Hierüber liesse sich vieles sagen, wenn man die Zeit dazu hätte; in Kürze z. B. dieses, dass, wenn man im Pathos erhabenster Kategorien bleiben will, die hochmüthige Ueberzeugung von der eignen Sittlichkeit schnurstracks eine Unsittlichkeit wird; dass eine manchmal bis zur Brutalität schneidende Inhumanität eine zweite Unsittlichkeit ist; dass aber hauptsächlich ein höchst willkürliches, mit Bewusstsein auf rein instinktmässigen Eindrücken beruhendes, splitterrichterliches und inquisitionsmässiges Behaupten fremder Unsittlichkeit eine wahre Verruchtheit werden kann.“ 1) An Bernays 7. Juni 1862.

politische und kirchliche Gegensätze auf neutrales Geb
Mit Katholiken und katholischen Theologen hatte er
Breslau und Italien umgehen gelernt. In friedlicheren Zei
hielt auch die Behörde grade darum auf Ritschls Verblei
in Bonn, weil er keine Conflicte mit ihnen hatte, sogar
gutem Fuss mit ihnen stand. Obwohl er seinem Protestar
mus nichts gegen sie vergab, so fragte er in der Wis
schaft nach der Confession so wenig, dass er oft nicht
mal wusste, welcher seine eigenen Schüler angehörten. Se
mit so berufenen Parteihäuptern wie dem Theologen Dieri
mochte er gelegentlich gern einer geistreich-pikanten Ur
haltung pflegen. In Universitätsangelegenheiten, wo
confessionelle Unterschied nicht in Betracht kam, trug
kein Bedenken mit ihnen zu stimmen, wenn er der An
war, dass sie Recht hatten, vielleicht auch gelegentlich
als Bundesgenossen für neutrale Zwecke anzunehmen.
vermuthlich haben die klugen Römlinge verstanden ihn
seiner menschlichen Seite zu fassen, durch verbind
Formen sein Wohlgefallen wenigstens vorübergehend z
werben.

Die Harmonie des amtlichen Zusammenwirkens, s
sie auf Uebereinstimmung der wissenschaftlichen Grund
beruhte, blieb lange ungestört. Auf solchem Boden fu
schrieb R., als er im Begriff stand den Göttinger Ruf
lehnen, an Joh. Schulze (9. Februar 1856): „Und so
ich mich denn gern der befriedigenden Aussicht hin, da
uns, d. h. Jahn und mir, noch eine Reihe von Jahren
gönnt sein möge, mit vereinten Kräften hier, gewisserm
in partibus infidelium, an dem wissenschaftlichen Bol
und seiner Befestigung zu arbeiten, das uns auch die
thätigen Väter Jesu, wenn nicht anderweitige unvorherges
Stürme kommen, nicht so leicht 'wegexerciren' sollen."
weilen schien es, als ob sich auch für ein innerlichere
ständniss noch der Schlüssel finden sollte. Vielleicht
doch nur „eine gewisse verschwiegene Art des Empfin
lebens", dachte R. einmal[1]), welche ihn fremdartig an

1) An Brunn 11. Juli 1859.

und zu weniger gerechter Beurtheilung veranlasse. Auch in der Leitung des philologischen Seminars, seitdem Welcker wegen Altersschwäche zurück und Jahn eingetreten war (Ostern 1861), gingen beide Hand in Hand. Sie waren einig in dem Grundsatz, dass Versuche in der Textkritik die geeignetsten Uebungen für Anfänger seien, und Jahn stand nicht an, seinen Collegen gegenüber dem verwirrenden Einwurf, den man dagegen erhoben hatte (S. 282), nachdrücklich im Seminar zu vertreten.[1])

Aber wenn auch beide Collegen sich zu derselben Methode bekannten, so übertrug sich diese Einigkeit doch nicht durchaus auf ihre Schüler. Zwar manche der besseren Naturen und fähigeren Köpfe wussten aus beider Lehrer Unterweisung nachhaltigen Gewinn zu ziehen, und nicht wenige setzten eine Ehre darein beiden gemeinsam die Erstlingsfrüchte ihrer Studien zu widmen. Indessen überall giebt es denen gegenüber, welche das Denken und Finden am höchsten stellen, positiv angelegte Naturen, denen es vorzugsweise auf sogenanntes Wissen ankommt. Mit gerechter Bewunderung vor Jahns immenser Belesenheit und dem harmonischen Gleichgewicht seiner Bildung trugen viele andächtige Zuhörer ihre mit kostbarer Erudition gespickten, sachlich abgeschlossenen und formal abgerundeten Hefte als einen Schatz fürs Leben nach Hause. Ritschl hat es seit der Uebersiedelung nach Bonn zu regelrecht ausgearbeiteten Heften nicht mehr gebracht: die Niederschrift eines seiner besseren Zuhörer vom letzten Male legte er dem nächsten Cursus zu Grunde, fliegende Zettel mit Andeutungen und Verweisungen mussten weiter helfen. So fiel wohl eine und die andre Notiz, dieser und jener Büchertitel, vielleicht gar ein ganzer Paragraph einmal aus. Sein Vortrag war eben durchaus unmittelbar, heuristisch.[2]) Die wunderbare Gabe durch die Windungen einer kunstvoll angelegten Untersuchung den Hörer zur Wahrheit zu führen, ihn nicht nur zu überzeugen, sondern denken und arbeiten zu lehren, verfehlte ihre Wirkung selbst auf den Stumpfsinnigeren nicht so leicht; denn es war ein Genuss,

1) Brambach: Friedrich Ritschl u. s. w. S. 15. 2) Vgl. opusc. V 29.

diesem fesselnden Gedankengange zu folgen. Aber
Resultat war ja oft nur ein verbessertes Wort, ein geheil
Vers, ein berichtigter Gedanke, höchstens eine neu gewonn
Thatsache oder Anschauung. Wie wenig trug das im Gros
und für das Gedächtniss aus! Dass die beiden Lehrer kalt
kälter einander gegenüberstanden, konnte den vertraute
Schülern nicht verborgen bleiben. Auch Jahn besass e
grosse persönliche Anziehungskraft für junge Leute. Ni
nur sein vielseitiges, reiches und klar geordnetes Wiss
auch sein feiner künstlerischer Sinn, namentlich sein tie
Verständniss für Musik bot eine Fülle anmuthiger
lehrung und Anregung. Als einzelnstehender Mann fül
er mehr das Bedürfniss, war auch durch seine Verhältni
besonders seine noch weniger angegriffene Gesundheit m
in der Lage, freundschaftlich-geselligen Verkehr mit
Studenten zu pflegen, denen die Schätze seiner Bibliot
und sein Haus mit grosser Liberalität geöffnet waren. E
grosse moralische, den ganzen Menschen packende Ge
über seine Schüler wird ihm nachgerühmt. So bild
sich aus schwärmerischen Anhängern des Einen und
Andern durch hinzutretende Reibungen und Gegensätze
sönlicher Art zwei Philologenlager der „Jahnitscharen",
der Kunstausdruck lautete, und der Ritschelianer, welche
den ehemaligen Hermannianern und Boeckhianern ma
Aehnlichkeit hatten, obwohl beide Meister aus der Herm
schen Schule waren, die Einseitigkeiten keiner der be
Richtungen theilten und sich gegenseitig die vollste wi
schaftliche Anerkennung zollten. Wie das Gefolge der Mont
und Capuletti bedienten sich die jungen Antagonisten
ander mit den Andeutungen ihrer Anti- und Sympat
selbst das gemeinsame Band des philologischen Vereins w
vorübergehend gesprengt.

Seine verträgliche Gesinnung hatte R. in einem
jährigen Amtsleben bewährt. Er war sich bewusst,
neuen Collegen mit den Gefühlen wahrer Freundschaft
mit der uneigennützigsten Hingebung in alle Wege entg
gekommen zu sein. Nachdem aber seine „so lange wi
möglich fortgesetzten aufrichtigsten Bemühungen", ein fr

liches Verhältniss zu begründen, vergeblich gewesen waren, verhehlte er sich nicht mehr, dass ein solches eben nicht gewollt werde. Er beobachtete die Bildung einer geschlossenen, ihm feindlichen Partei in akademischen Kreisen, einer Gegenliga, welche darauf ausginge, ihm die Spitze zu bieten und den Boden zu entziehen. Diese Wahrnehmung nahm er Gelegenheit ganz offen an höherer Stelle auszusprechen.[1]) Zwar empfing er dafür die tröstende Aufforderung, auch gegen den Hass vorübergehender Parteien tapfer auszuhalten[2]), aber mehr und mehr sah er sich zur Abwehr gedrängt. Ein offener Kampf in weiten Verhältnissen würde seiner tapferen Natur eine Herzenserleichterung gewesen sein: das versteckt schleichende Gift in dem engen Bonn, zugleich mit dem Stachel eines durch die Empfindung des Undanks tief verletzten Gemüths weckte ihm mehr und mehr (schon im Sommer 1857) die Sehnsucht nach einem Ortswechsel.

Im Sommer 1858 trat die Versuchung dazu nochmals ziemlich nahe an ihn heran. Die Stelle des hochbejahrten Thiersch in München sollte noch bei dessen Lebzeiten besetzt werden, dem Minister (von Zwehl) sowohl als dem König Max war viel daran gelegen, Ritschls Namen und Thätigkeit für die dortige Universität und die Akademie zu gewinnen; nur wünschte man eine vorläufige Erklärung von seiner Seite, dass er bereit sei zu kommen. Eine solche aber mit einer gewissen reservatio mentalis abzugeben schien ihm unwürdig und illoyal. Noch konnte er sich ohne sehr mächtige Beweggründe nicht mit dem Gedanken befreunden, mit seiner „ganzen Vergangenheit, mit allen angelebten Sympathien, mit einer zu allen Zeiten wohlwollend erfundenen Regierung zu brechen." Wenn auch die schöne Musse einer freieren Stellung seinen grösseren wissenschaftlichen Arbeiten sehr förderlich gewesen wäre, so sprach ein gewisses Pflichtgefühl dafür auszuharren in dem mehr praktischen Berufe, welchen ihm nun einmal der Himmel zugewiesen hatte. Aber grade die Befriedigung, welche er darin finden konnte, wurde

1) An Geh. Rath Lehnert 23. Juni 1857. 2) Schreiben von Lehnert 25. Juni 1857.

ihm immer drohender verkümmert durch das Gefühl ein systematischen feindseligen Opposition, die im Stillen unt minirend Misstrauen säe und pflege, gehässigen Parteige geflissentlich hervorrufe und unterhalte, die arglose, erregbs Jugend verwirre und die Unbefangenheit des wissenscha lichen Denkens einem dünkelhaften Autoritätsglauben fangen gebe.

Noch in demselben Jahre (1858) trat eine verhängni volle Wendung ein mit dem Rücktritt des Ministers v. Raum welcher den des langjährigen Decernenten im preussisc Universitätswesen, des viel genannten Geh. Rath Joh. Schu zur unmittelbaren Folge hatte. Zwar theilte auch der Na folger Raumers, v. Bethmann-Hollweg, in vollem Maasse höchste Achtung für R.s eminente Kraft, deren Wirkung ja in Bonn selbst lange beobachtet hatte, und auch an w wollender Gesinnung fehlte es ihm nicht. Aber den fes Rückhalt, welchen unser Freund in Raumers sicher begr detem Vertrauen und männlichem Charakter gefunden ha bot ihm die weichere, vielerlei Einflüssen zugängliche N Bethmann-Hollwegs nicht, und am allerwenigsten der led Formalismus des zweiten Nachfolgers, v. Mühler. Denn man auch über die politische Richtung des Erstgenan urtheilen mag, die classisch-humane Bildung stand ihm als unverrückbarer Eckstein der deutschen Cultur fest.[1]) N ohne innige Wehmuth aber sah R. seinen ältesten, treue Gönner, den Veteranen aus der Zeit Altensteins, aus der waltung scheiden. War doch grade diese Art, die Gesc nach grossen Gesichtspunkten und doch mit Wärme für Individuelle zu führen, so recht nach dem Herzen seines d baren Schützlings gewesen: dass er die Dinge nicht l bureaumässig und administrativ behandelte, sondern üb dem Menschlichen Rechnung trug mit persönlichen S pathien und sich die Geschäfte Herzenssache sein liess, gleich von dem lebendigsten geistigen Interesse und w haft wissenschaftlichem Sinn durchdrungen und gehob

1) Vgl. Joh. Schulze an R. 3. Februar 1860. 2) R. an P 19. December 1852. Vgl. R.s Gratulationsschreiben zu Sch.s Jub

Auch die mit dieser eigenthümlichen Kraft und Tugend des feurigen Mannes innigst verwachsenen Schwächen und Uebereilungen hatte R. jederzeit mit einer gewissen Kindespietät hingenommen. Freilich die beste Zeit für solche Naturen war vorüber, seitdem mit Einführung des constitutionellen Systems die Stellung des Ministerialrathes nicht nur dem allein verantwortlichem Chef, sondern auch dem Lande gegenüber zu einer subalternen herabgedrückt und statt der freien, selbstbewussten Stimme des persönlichen Gewissens die aura popularis und das Schachspiel der Parteien maassgebend zu werden begann. An die verlassene Stelle trat, nachdem Trendelenburg abgelehnt hatte, von diesem empfohlen dessen Landsmann, der Königsberger, ehemals Kieler Professor Olshausen, ein weitläufiger Verwandter und naher Freund von Jahn. Denn die sogenannte Schleswig-Holsteinische Aera war mit dem neuen Regiment in Preussen eröffnet worden. Die Anknüpfung eines persönlichen Verhältnisses zu dem neuen Ministerialrath wurde gleich im Anfang durch R.s leidenden Zustand verhindert. Grade als jener zum erstenmal (Sommer 1858) in amtlicher Eigenschaft Bonn besuchte, lag R. an einem schweren Anfall danieder, so dass er sich versagen musste, den in diesem Fache durch sein Königsberger Amt als Oberbibliothekar besonders competenten Gast in seiner geliebten Bibliothek herumzuführen.

Zu Anfang des Jahres 1861 erhielt die Bonner Universität nach zwölfjährigem Interim endlich, zu ihrer Ueberraschung, wieder einen ständigen Curator. Die mannigfachsten Combinationen und Candidaturen waren im Laufe der Zeit durchversucht worden: das Ergebniss war die auch von R. noch im letzten Sommer dem Minister gegenüber bei dessen Anwesenheit in Bonn lebhaft vertretene Ueberzeugung, dass so vielverzweigte Anstalten einer regelmässigen und einheitlichen Verwaltung durch einen geschäftskundigen Pfleger nicht länger entbehren könnten. Nun wurde sie dem ehe-

31. Juli 1858, und die Briefe vom 7. December 1858 und 31. December 1859, 13. Mai 1864.

maligen Advocaten, dann Reichsstatthalter der Elbherzo
thümer, Beseler, einem Landsmann und Freund von Ja
und Olshausen, anvertraut.

Die verhängnissvollen Conflicte, welche sich an
Namen dieser drei Männer knüpfen, würden wir am liebst
wenn nicht ganz übergehen, so doch nur in den Hauptzüg
kurz berühren. Schon die Rücksicht auf noch lebende P
sönlichkeiten, welche theils erste, theils zweite Rollen
diesem Drama gespielt haben oder den Betheiligten n
stehen, erschwert einen vollständigen, offnen Bericht. U
gewiss wäre es vorzuziehen, alte Fehden begraben sein
über dem Schlachtfelde Gras wachsen zu lassen, wenn ni
das entscheidende Gebot des historischen Gewissens
solches Schweigen verhinderte. Ist doch keine Periode
kein Ereigniss in dem Leben unsres Freundes so an
Oeffentlichkeit gezogen, so durch das verworrene Gerede
Fama, durch der Parteien Hass und Gunst hin und her
zerrt, als diese Conflictszeit. Vertrauliche Briefe, ja Ac
stücke, welche sonst unter dem Siegel des Amtsgeheimni
gehalten zu werden pflegen, sind durch Veröffentlich
selbst von Seiten der Behörden, der allgemeinen Beurtheil
preisgegeben und drängen sich dadurch dem Biographen
unumgängliches Material auf. Die Gegner sind mit öff
lichen Erklärungen wiederholt gegen einander aufgetre
auch die Deuteragonisten und Tritagonisten sind theils
offenem, theils mit niedergeschlagenem Visier in die A
der Zeitungsspalten niedergestiegen. Jene Kämpfe sind
den weiteren Lebensgang R.s von so entscheidender
deutung, dass in dem Bilde, welches zu entwerfen u
Aufgabe ist, nicht etwa nur ein und der andere beilä
Zug, sondern ein wesentliches Stück fehlen und damit j
gehässigen Ergänzung überlassen bleiben würde, wenn
Feder des Erzählers gar zu oberflächlich darüber hing
Es wäre auch nicht im Sinn unsres Freundes, der s
schon, in der ersten Zeit seines Leipziger Asyls im Be
war die Geschichte seines Austritts aus dem preussis
Staatsdienst zusammenfassend zur allgemeinen Kund
bringen. Es sollte dies in der objectiven Form einer Sa

lung von Actenstücken und bezeichnenden Zeitungsartikeln geschehen mit möglichster Zurückhaltung des eignen Urtheils. Er hat die Absicht aufgegeben, mit Recht, denn er hatte grössere Aufgaben zu lösen als alte Streitigkeiten von Neuem ans Licht zu stellen. Ausser wenigen Zeilen eines Vorwortes hat er Nichts als jene wohlgeordnete Sammlung hinterlassen zum unzweideutigen Fingerzeig für seinen Biographen. Wir werden, wie es in den Rahmen dieser Darstellung passt, nur sehr mässigen Gebrauch davon machen. Alle kleinlichen Details sollen dem Leser nach Möglichkeit erspart bleiben: wir wollen uns hüten die Stürme im Glase Wasser nach den Dimensionen eines historischen Erdbebens zu behandeln. Eine weiter tragende Bedeutung können sie, ganz abgesehen von dem psychologischen Interesse, dessenungeachtet in Anspruch nehmen, weil die Ideen der Wissenschaft, der Humanität, der Ehre ins Spiel kommen, und manche Grundfragen unsres altehrwürdigen Universitätslebens berührt werden. Von dem Biographen, welcher diesen Kämpfen nicht in der Nähe zugeschaut, nur aus der Ferne von ihnen vernommen hat, dem ausserdem eine persönliche Kenntniss aller Hauptpersonen nicht zu Gebote steht, kann für jetzt nur erwartet werden, dass er die actenmässigen Thatsachen und wie sein Freund diesen gegenüber empfand, wie derselbe sein eignes Verhalten erklärte, nach authentischen Aeusserungen desselben darstelle.

Schwerlich wäre es so weit gekommen, wenn nicht der Schauplatz grade eine kleine, an Parteikämpfe gewöhnte Universitätsstadt gewesen wäre. Durch gewohnheitsmässige, oft unbewusste Verletzung des Amtsgeheimnisses, durch Familienglieder, Hausfreunde, Subalterne, Dienstboten werden an Orten dieser Art Vorgänge aus dem Schooss der Corporation, meist verdreht oder vergrössert, nach aussen getragen unter Studenten und Bürgerschaft. Die Gesellschaften, die Wirthshäuser, die Localblätter bemächtigen sich des Klatsches: die Geister platzen auf einander, Jeder glaubt sich zum Urtheilen genügend instruirt und berufen, Alles nimmt Partei und wirbt für die seinige. Man kann sich nicht aus dem Wege gehn, jede Begegnung wird zur Reibung, welche

ihm immer drohender verkümmert durch das Gefühl einer systematischen feindseligen Opposition, die im Stillen unterminirend Misstrauen säe und pflege, gehässigen Parteigeist geflissentlich hervorrufe und unterhalte, die arglose, erregbare Jugend verwirre und die Unbefangenheit des wissenschaftlichen Denkens einem dünkelhaften Autoritätsglauben gefangen gebe.

Noch in demselben Jahre (1858) trat eine verhängnissvolle Wendung ein mit dem Rücktritt des Ministers v. Raumer, welcher den des langjährigen Decernenten im preussischen Universitätswesen, des viel genannten Geh. Rath Joh. Schulze zur unmittelbaren Folge hatte. Zwar theilte auch der Nachfolger Raumers, v. Bethmann-Hollweg, in vollem Maasse die höchste Achtung für R.s eminente Kraft, deren Wirkung er ja in Bonn selbst lange beobachtet hatte, und auch an wohlwollender Gesinnung fehlte es ihm nicht. Aber den festen Rückhalt, welchen unser Freund in Raumers sicher begründetem Vertrauen und männlichem Charakter gefunden hatte, bot ihm die weichere, vielerlei Einflüssen zugängliche Natur Bethmann-Hollwegs nicht, und am allerwenigsten der lederne Formalismus des zweiten Nachfolgers, v. Mühler. Denn wie man auch über die politische Richtung des Erstgenannten urtheilen mag, die classisch-humane Bildung stand ihm als ein unverrückbarer Eckstein der deutschen Cultur fest.[1]) Nicht ohne innige Wehmuth aber sah R. seinen ältesten, treuesten Gönner, den Veteranen aus der Zeit Altensteins, aus der Verwaltung scheiden. War doch grade diese Art, die Geschäfte nach grossen Gesichtspunkten und doch mit Wärme für das Individuelle zu führen, so recht nach dem Herzen seines dankbaren Schützlings gewesen: dass er die Dinge nicht bloss bureaumässig und administrativ behandelte, sondern überall dem Menschlichen Rechnung trug mit persönlichen Sympathien und sich die Geschäfte Herzenssache sein liess, zugleich von dem lebendigsten geistigen Interesse und wahrhaft wissenschaftlichem Sinn durchdrungen und gehoben.[2])

---

1) Vgl. Joh. Schulze an R. 3. Februar 1860. 2) R. an Pernice 19. December 1852. Vgl. R.s Gratulationsschreiben zu Sch.s Jubiläum

weigerte sich dagegen beharrlich dem impertinenten Baubeamten eine sachliche Erwiderung des Oberbibliothekars (vom 18. April) zu übermitteln. Der hieraus sich entspinnende Schriftwechsel zwischen diesem und dem Curator lief schliesslich in eine Spitze aus, welche R. als den Gekränkten bestimmte, dem Minister v. Bethmann-Hollweg ein Gesuch um Entbindung von seinen Aemtern und Entlassung aus dem preussischen Staatsdienst einzureichen (1. Mai). Dieser, welcher weder den berühmten Lehrer preisgeben noch den eben angestellten Machthaber vor den Kopf stossen wollte, sandte seinen Ministerialdirector, den Geh. Rath Lehnert als Commissar, welcher in Gemeinschaft mit einem unparteiischen Bonner Professor als Privatbevollmächtigter des Ministers begütigende Verhandlungen eröffnete. Man suchte dem Beleidigten goldene Brücken zum Rückzug nur von der Bibliothek zu bauen, welche doch grade in ihrer jetzigen Gestalt sein Geschöpf und sein Herzenskind war. Er antwortete, eine Ehrensache könne er sich weder durch materiellen noch moralischen Preis abkaufen lassen. Dagegen gab er den vom Minister und seinem Commissar, von Collegen und auswärtigen Freunden auf ihn einstürmenden Bitten nach, das Entlassungsgesuch zurückzunehmen und sich durch Cassirung sämmtlicher Acten in dieser Angelegenheit für befriedigt zu erklären, trug aber gleichwohl, in der Ueberzeugung, dass eine friedliche und freudige Wirksamkeit in Bonn für ihn nach den einmal bestehenden Verhältnissen nicht mehr zu hoffen sei, auf gelegentliche Versetzung nach Berlin oder Halle an.[1]) Er verhehlte sich nicht, dass die augenblickliche Pacification keine Radicalcur sei, und sehnte sich nach frischen, freien, unvergifteten Verhältnissen. Kaum drei Wochen vergingen, als sowohl von Leipzig im Auftrage des Ministers v. Falkenstein[2]) als von Karlsruhe (wo das Ministerium Roggenbach am Ruder war) Anfragen an ihn einliefen, ob er geneigt sei einen Ruf an die sächsische Landesuniversität, bez. Heidelberg anzunehmen. Abermals gab sich

1) R. an den Minister 10. und 26. Mai 1861. 2) Schreiben des Geh. Raths Gilbert, Dresden 18. Juni 1861.

maligen Advocaten, dann Reichsstatthalter der Elbherzogthümer, Beseler, einem Landsmann und Freund von Jahn und Olshausen, anvertraut.

Die verhängnissvollen Conflicte, welche sich an die Namen dieser drei Männer knüpfen, würden wir am liebsten, wenn nicht ganz übergehen, so doch nur in den Hauptzügen kurz berühren. Schon die Rücksicht auf noch lebende Persönlichkeiten, welche theils erste, theils zweite Rollen in diesem Drama gespielt haben oder den Betheiligten nahe stehen, erschwert einen vollständigen, offnen Bericht. Und gewiss wäre es vorzuziehen, alte Fehden begraben sein und über dem Schlachtfelde Gras wachsen zu lassen, wenn nicht das entscheidende Gebot des historischen Gewissens ein solches Schweigen verhinderte. Ist doch keine Periode und kein Ereigniss in dem Leben unsres Freundes so an die Oeffentlichkeit gezogen, so durch das verworrene Gerede der Fama, durch der Parteien Hass und Gunst hin und her gezerrt, als diese Conflictszeit. Vertrauliche Briefe, ja Actenstücke, welche sonst unter dem Siegel des Amtsgeheimnisses gehalten zu werden pflegen, sind durch Veröffentlichung, selbst von Seiten der Behörden, der allgemeinen Beurtheilung preisgegeben und drängen sich dadurch dem Biographen als unumgängliches Material auf. Die Gegner sind mit öffentlichen Erklärungen wiederholt gegen einander aufgetreten; auch die Deuteragonisten und Tritagonisten sind theils mit offenem, theils mit niedergeschlagenem Visier in die Arena der Zeitungsspalten niedergestiegen. Jene Kämpfe sind für den weiteren Lebensgang R.s von so entscheidender Bedeutung, dass in dem Bilde, welches zu entwerfen unsere Aufgabe ist, nicht etwa nur ein und der andere beiläufige Zug, sondern ein wesentliches Stück fehlen und damit jeder gehässigen Ergänzung überlassen bleiben würde, wenn die Feder des Erzählers gar zu oberflächlich darüber hinglitte. Es wäre auch nicht im Sinn unsres Freundes, der selbst schon, in der ersten Zeit seines Leipziger Asyls im Begriffe war die Geschichte seines Austritts aus dem preussischen Staatsdienst zusammenfassend zur allgemeinen Kunde zu bringen. Es sollte dies in der objectiven Form einer Samm-

ohne Schaden für die Sache und bis auf ein einziges Missverständniss formaler Art ohne Differenz durchgeführt worden, weil R. seit der Anstellung eines Facharchäologen sich zum Gesetz gemacht hatte, in die technische und wissenschaftliche Verwaltung des Instituts in keiner Weise maassgebend einzugreifen.[1]) Nun löste sich dieses Band zu beiderseitiger Genugthuung.

Allerdings war auch das persönliche Verhältniss zwischen beiden Collegen bereits gänzlich zerrissen: sie sahen und sprachen, sie verstanden überhaupt einander nicht mehr. Indessen gewöhnte sich R. die mannigfachen kleinen Aergernisse und Reibungen, welche aus der Situation hervorgingen, so sehr dieselben auch von vergangenen goldenen Zeiten abstachen, mit einem gewissen Gleichmuth und Humor hinzunehmen „wie Naturereignisse, z. B. Erdbeben oder Wassersnoth", und tröstete sich mit seinen fortwährend zunehmenden Erfolgen bei den Studenten. *Post nubila Phoebus*, sagte er sich und seinen Freunden.

Mehrmalige Aussichten den Himmel zu klären, welche durch Versuche einer Berufung Jahns nach Tübingen, nach München sich eröffneten, lösten sich freilich in Dunst auf. Dennoch schien ein zweijähriger Waffenstillstand bereits einen dauernden, wenn auch vielleicht bewaffneten Frieden zu versprechen: da krachte eine lange in aller Stille vorbereitete Mine, welche den mühsam aufgerichteten Bau von mehr als 5 Lustren in die Luft sprengen sollte. Seit einer Reihe von Jahren hatte sich Jahn mit dem Gedanken einer Verstärkung der philologischen Lehrkräfte getragen, demselben aber nur in vertraulichen Privatunterredungen mit dem Geh. Rath Olshausen Ausdruck gegeben. Die andauernde Krankheit R.s konnte, wenigstens früher, einen Wunsch dieser Art wohl hervorrufen, der freilich am besten in vertraulicher Aussprache mit dem Specialcollegen zum Austrag gebracht worden wäre. Sein Augenmerk aber hatte er auf seinen langjährigen Freund Sauppe in Göttingen gerichtet. Bei einem Ferienbesuch daselbst zu Ostern 1863 theilte er demselben seine Absicht

1) R. an den Minister 13. December 1854, 27. April 1861.

die wunde Stelle reizt. Eine völlige Verschiebung der Verhältnisse und der Begriffe tritt ein.

Sofort nach dem Antritt des neuen Curators, noch im Januar 1861 entstanden die ersten Zerwürfnisse zwischen diesem und R. durch Auseinandersetzungen über Localitäten, welche in früheren Zeiten zu der höchst weitläufigen Curatorialwohnung gehörig, während des Interims mit Genehmigung des Ministers zur Bibliothek geschlagen, nunmehr von dem neuen Universitätspfleger für seine Privatbedürfnisse reclamirt wurden. Der Oberbibliothekar vertrat hierbei tapfer, aber ohne Erfolg die Interessen seines ihm ans Herz gewachsenen Institutes, der Curator bestand auf seinem Schein, ohne ihn jenem auch nur rechtzeitig vorzuweisen. Er trieb es so weit, dass er ohne jede Benachrichtigung desselben einen Pedell anwies in einem seit Monaten von der Bibliothek in gutem Glauben benutzten Mansardenzimmer seine Schlafstätte aufzuschlagen, und als dieser Einzug durch Verschliessen der Thür inhibirt war, dieselbe mit Gewalt aufbrechen zu lassen. Dieser Vorfall setzte natürlich das gesammte Bibliothekspersonal, auch die Collegen von der Universität in nicht geringe Aufregung. Ein solches Verfahren war man bisher nicht gewohnt gewesen: die Sicherheit des wichtigsten der akademischen Institute und die Autorität seiner Verwaltung war in Frage gestellt, ja verletzt. Die Bibliothek musste, weil ihre Rechtstitel nach den strengen Formen des Civilprocesses nicht ganz in Ordnung waren, das Feld räumen, und ihrem Chef wurde nicht einmal ein höfliches Wort des Bedauerns über die angewendeten Formen gegönnt. Die Verhandlungen über diese Angelegenheit waren noch im Gange, als ein neues Unwetter ausbrach. Der Oberbibliothekar bat um Beschleunigung nothwendiger Reparaturen, deren monatelange Verzögerung den Büchern zum Schaden gereichte, ihre Benutzung zum Theil gradezu unmöglich machte und bittre Beschwerden von Seiten mehrerer angesehener Professoren hervorrief. Ein auf Befragen des Curators erfolgtes Rechtfertigungsschreiben des Bauinspectors mit ungezogenen Ausfällen auf R. trug jener kein Bedenken diesem als Antwort auf seine Bitte vorzulegen (18. März),

zu können, doch hielt letzterer für wahrscheinlich, dass die Anstellung eines jüngeren Mannes genehmigt werden würde, wenn Jahn (also er allein) in der Lage sei einen solchen vorzuschlagen.[1]) Hierauf nannte derselbe in seiner Antwort eine Anzahl auswärtiger Philologen, kam aber auf Sauppe's Berufung als das einzig Befriedigende zurück. Da erhielt er nach einer nichtamtlichen Vorfrage, welche ihm durch Mommsens Vermittelung zugegangen war (22. November), ein Schreiben des Sectionsrathes Heider aus Wien (16. December 1864). Derselbe stellte, nachdem Jahn in einem Privatschreiben an einen Wiener Professor sich geneigt erklärt hatte, einen an ihn ergehenden Ruf an die dortige Universität „in näheren Betracht zu ziehen", nunmehr zur Einleitung von Verhandlungen die „vertrauliche Anfrage"[2]), unter welchen Bedingungen er einem solchen Rufe Folge zu geben Willens wäre. Von diesem Schreiben machte Jahn durch den Curator dem Ministerium Anzeige und erklärte, dass er, falls die Berufung Sauppe's eine Thatsache sein würde, bevor er nach Wien entscheidende Antwort geben müsste, in Bonn bleiben, im entgegengesetzten Fall dem Ruf nach Wien folgen würde, falls die dortigen Verhältnisse sich als befriedigend erweisen sollten. Schon am 25. December war er durch einen Brief von Olshausen in Stand gesetzt, Sauppe um die „peremptorischen Bedingungen" seiner Uebersiedelung nach Bonn zu befragen, um sie sofort jenem übermitteln zu können. Der Brief schliesst mit den Worten: „Wir müssen die Sache natürlich ganz unter uns halten." Diese Bedingungen stellte Sauppe umgehend (30. December), der Minister acceptirte und erfüllte sie so schnell, dass der Curator Beseler am 28. Januar 1865 zu seiner „besondren Genugthuung und Freude" in der Lage war, Jahn „im Verfolg der mündlichen Verhandlungen", welche er mit diesem in Anlass der „von der K. österreichischen Regierung" an ihn „ergangenen Berufung an die Universität Wien" gepflogen habe, mitzutheilen, dass die officielle Berufung Sauppe's nunmehr unverweilt erfolgen werde. Nun, da ihm die Annahme von

1) Olshausen an Jahn 4. September 1864. 2) Heiders Worte.

Seiten des Göttinger Vertrauten „ganz unzweifelhaft s musste", brach er die ohnehin seit anderthalb Monaten g in Stocken gerathenen Verhandlungen mit Wien ab (1. Febr 1865) und erklärte gleichzeitig dem preussischen Ministeri seinen Entschluss zu bleiben. Zu seiner „äussersten Ueb raschung" jedoch erhielt er am folgenden Tage von Sau die Anzeige, dass dieser sich durch die hannöversche gierung habe bestimmen lassen, die Vertauschung sei jetzigen Stellung mit einer andren, welche „des Bedenklicl und Unangenehmen in Menge haben würde", aufzugeben.

Aufs äusserste überrascht war auch die Bonner Uni sität, waren Ritschl und alle seine Freunde von der E hüllung dieser bisher in aller Stille gepflogenen Verhandlun von ihren Motiven und Zielen wie von ihrem Ausg Auswärtige, welche von einer Berufung Sauppe's nach B in den Zeitungen lasen, konnten sich das nur durch schmerzliche Annahme erklären, dass R. etwa we leidender Gesundheit seine Professur niedergelegt h Derselbe vermochte zum Glück auf zahlreiche briefliche fragen durch ein als Manuscript gedrucktes Circular (Feb 1865) zu antworten, dass er sich „seit langen Jahren n so wohl befunden habe wie jetzt, ausserdem aber kein Veranlassung fühlen konnte, an ein Aufgeben seines A zu denken."

Nähere Erkundigungen über den eigentlichen Sachve jenes Wiener Rufes ergaben aus authentischen Quel Folgendes. Gleich nach dem Tode des Directors des Anti cabinets und Professors der Archäologie v. Arneth hatt Wiener philosophische Facultät beschlossen die Wiederbeset der Stelle zu beeilen, und für die erledigte Professur und Brunn dem Ministerium vorgeschlagen. Da erf gleichzeitig die Ernennung Bergmanns zum Director Antikencabinets, welches zum Ressort des Oberstkämm

1) Briefe von Mitgliedern der Wiener philos. Facultät un mündliche Erklärung von Heider an Franz Pfeiffer, welche wesentlichen Inhalte nach auch in einem Schreiben des erstgen an Jahn vom 19. Juni wiederholt ist. Dasselbe ist von letzterem veröffentlicht worden in der Elberfelder Zeitung 1865 Nr. 172.

amtes gehörte. Da die allein übrig gebliebene Professur für sich eine Null war (nicht einmal eine ordentliche Professur), so stellte jetzt die Facultät dem Ministerium vor, diese wenigstens anständig zu dotiren und für ein akademisches Kunstmuseum Sorge zu tragen. Die Angelegenheit ruhte dann lange und war aus Mangel an Geld bereits abschlägig entschieden worden, bis Heider als Referent ins Ministerium kam und die Sache ernstlich in seine Hand nahm. Indessen kam sie über das Stadium reiner Vorverhandlungen nicht hinaus. Die von Jahn gestellten hohen Forderungen machten zunächst zeitraubende Vorbereitungen erforderlich, um nur die Möglichkeit ihrer Befriedigung zu ermitteln. Zunächst waren die Budgetverhandlungen im Reichstage abzuwarten; und wenn dann weiterhin die Verhandlungen zwischen Jahn und dem Unterrichtsministerium zu einem befriedigenden Abschluss gebracht worden wären, würde der Erlass eines wirklichen Rufes noch von der einzuholenden Genehmigung des Finanzministers abgehangen haben; und schliesslich war noch die letzte Instanz des kaiserlichen Cabinets glücklich zu absolviren.

In den Kreisen der Bonner Docenten und Studenten machten diese Aufklärungen, welche von Mund zu Mund gingen, peinliches Aufsehen. „Ganz Bonn ist in zwei feindliche Lager getheilt: die Aufregung entsetzlich, das Ende noch gar nicht abzusehen," heisst es in einem Briefe. Ein junger, übrigens geschätzter Privatdocent der Philosophie, Dr. Theodor Merz, der bei Jahn wie bei Brandis, Ritschl und anderen Professoren aus und einging, vergass sich so weit, dass er jenem auf dessen eignem Zimmer (am 19. Februar) unter vier Augen eine ehrenrührige Aeusserung über sein Verhalten in der Sauppe'schen Angelegenheit ins Gesicht schleuderte.[1]) Ueber die Gründe befragt, welche ihn zu seinem beleidigenden Urtheil berechtigten, erklärte er, dass er sich verpflichtet habe die Beweise, welche ihm R. in die

1) Vgl. den ausführlichen Artikel der Weimarischen Zeitung (Nr. 108—110) „Der akademische Conflict in Bonn", worin der Standpunkt des Curators und Jahns vertreten ist.

Seiten des Göttinger Vertrauten „ganz unzweifelhaft sein musste", brach er die ohnehin seit anderthalb Monaten ganz in Stocken gerathenen Verhandlungen mit Wien ab (1. Februar 1865) und erklärte gleichzeitig dem preussischen Ministerium seinen Entschluss zu bleiben. Zu seiner „äussersten Ueberraschung" jedoch erhielt er am folgenden Tage von Sauppe die Anzeige, dass dieser sich durch die hannöversche Regierung habe bestimmen lassen, die Vertauschung seiner jetzigen Stellung mit einer andren, welche „des Bedenklichen und Unangenehmen in Menge haben würde", aufzugeben.

Aufs äusserste überrascht war auch die Bonner Universität, waren Ritschl und alle seine Freunde von der Enthüllung dieser bisher in aller Stille gepflogenen Verhandlungen, von ihren Motiven und Zielen wie von ihrem Ausgang. Auswärtige, welche von einer Berufung Sauppe's nach Bonn in den Zeitungen lasen, konnten sich das nur durch die schmerzliche Annahme erklären, dass R. etwa wegen leidender Gesundheit seine Professur niedergelegt habe. Derselbe vermochte zum Glück auf zahlreiche briefliche Anfragen durch ein als Manuscript gedrucktes Circular (Februar 1865) zu antworten, dass er sich „seit langen Jahren nicht so wohl befunden habe wie jetzt, ausserdem aber keinerlei Veranlassung fühlen konnte, an ein Aufgeben seines Amtes zu denken."

Nähere Erkundigungen über den eigentlichen Sachverhalt jenes Wiener Rufes ergaben aus authentischen Quellen[1]) Folgendes. Gleich nach dem Tode des Directors des Antikencabinets und Professors der Archäologie v. Arneth hatte die Wiener philosophische Facultät beschlossen die Wiederbesetzung der Stelle zu beeilen, und für die erledigte Professur Jahn und Brunn dem Ministerium vorgeschlagen. Da erfolgte gleichzeitig die Ernennung Bergmanns zum Director des Antikencabinets, welches zum Ressort des Oberstkämmerer-

[1]) Briefe von Mitgliedern der Wiener philos. Facultät und eine mündliche Erklärung von Heider an Franz Pfeiffer, welche ihrem wesentlichen Inhalte nach auch in einem Schreiben des erstgenannten an Jahn vom 19. Juni wiederholt ist. Dasselbe ist von letzterem selbst veröffentlicht worden in der Elberfelder Zeitung 1865 Nr. 172.

fahren offenstand, es bei dem gelinderen bewenden liess, weil ja ohnehin jeder förmlichen Beschwerde eine Meinungsäusserung wie die von ihm hervorgerufene hätte vorausgehen müssen.[1])

Von den mitgetheilten Actenstücken rief am meisten das unzweifelhaft für die Augen des Ministers bestimmte Schreiben an Olshausen Erbitterung und Widerspruch hervor. Die Schilderung der Mängel und Lücken, welche die Vertretung der philologischen Studien in Bonn aufzeige, die zur Motivirung dessen eingelegte Beurtheilung der einzelnen Docenten und ihrer Leistungen, mochte sie immerhin mit einer gewissen formalen Mässigung abgefasst sein, schien doch genug verborgene Stacheln zu enthalten, um das Selbstgefühl zu reizen, Empfindlichkeit und Argwohn zu erregen.

Als persönlich betroffenes Mitglied seiner Facultät glaubte der Decan sich selbst die Beifügung einer Reihe von „thatsächlichen Berichtigungen" schuldig zu sein (26. Februar), welche er auch dem Minister einreichte (1. März). Er fasste die Jahnsche Motivirung als einen wenig verhüllten Angriff auf seine eigne Thätigkeit und Leistungsfähigkeit auf, und wies zur Abwehr desselben auf die anerkannte, auch gegenwärtig fortdauernde Blüthe der philologischen Studien in Bonn hin und auf die Früchte der früheren Periode; führte die Klage über Lücken im Lectionsverzeichniss und die Angaben über seinen eignen Vorlesungskreis auf ihr thatsächliches Maass zurück, erklärte aber, dass er trotz alle dem weit entfernt sei, „eine passende Verstärkung der philologischen Lehrkräfte (nach der historisch-antiquarischen Seite hin) nicht an sich recht wünschenswerth und unter Umständen sehr zweckmässig zu finden." Nur nicht grade ausschliesslich durch Sauppe, dessen Göttinger Lehrthätigkeit sich, seiner litterarischen Verdienste auf andren Gebieten unbeschadet, mit der seinigen fast vollständig decke.[2]) Zurück-

1) R. an den Curator 31. März 1865. 2) Dies wird in der Bonner Zeitung vom 26. Februar Nr. 47 nachgewiesen: vgl. Anm. 4 der „thatsächlichen Berichtigungen" und dagegen „das philol. Studium in Bonn" S.

gewiesen wird die Auffassung, dass R. nur Latinist s und die hierin liegende Andeutung, als ob er für das Gr chische nicht genüge, durch Berufungen auf seine V lesungen und Seminarübungen, auf die Leistungen sein Schüler. Auf seine eignen hinzuweisen war er zu sto Dagegen beklagte er, dass eine Maassregel wie die Berufu einer neuen Lehrkraft „hinter dem Rücken grade desjenig der am nächsten dabei betheiligt" sei, vorgenommen u „das Urtheil über Werth und Befähigung der für solch Fall in Betracht kommenden Philologen von dem geheim Tribunal Eines Mannes in der Facultät" abhängig gema sei. Wenn sich Jahn für sein Vorgehen auf „die allgeme Praxis" berief, so fand der übergangene College grade hie die Bestätigung, dass er dem andern als ein hartköpfi Invalide gelte, dem man zum Wohl der Universität ungefr und gegen seinen Willen eine Verstärkung an die Seite set müsse. Am wenigsten liess er die angerufene Analogie Verfahrens bei Jahns eigner Berufung gelten. Von Seiten Ministeriums wurden diese Vorstellungen durch die trock Erklärung erwidert, es liege kein Grund zur Beschw vor, und dass die Berufung Sauppe's nicht zu Stande kommen, sei zu bedauern. Schon seit lange verspürte R seinen Beziehungen zur höchsten Behörde eine eisige Ke luft ohne jeden Hauch eines menschlichen Verhältnisses.

Seine Eingabe an die Facultät nebst den beigele Briefen liess Jahn in Leipzig „als Manuscript" drucken theilte sie weiteren Kreisen in solchem Umfange mit, z. B. R. selbst alsbald mehrere Exemplare von auswärts geschickt wurden. Hierdurch fand auch dieser sich be tigt und betrachtete es als eine Art Nothwehr, seine „ sächlichen Berichtigungen", durch einige Anmerkungen, Vor- und Nachwort vermehrt, in derselben Form, mit chem Vorbehalt zu verbreiten (14. März). Dass der dieser Mittheilungen durchaus ruhig und sachlich geh war, haben zahlreiche Zuschriften anerkannt.

Den Schritt, zu welchem sich Merz durch seinen

1) An Bernays 23. April 1862.

reizten Censoreifer hatte hinreissen lassen, missbilligte und beklagte R. im höchsten Grade. Es bedarf kaum der Versicherung und ist von dem jungen Manne selbst auf das nachdrücklichste betheuert worden, dass derselbe weder direct noch indirect Anregung oder Aufmunterung zu einer solchen Beleidigung von jenem erhalten, dass dieser überhaupt nichts davon vorhergewusst hat. Dagegen leugnete R. nicht, in erklärlicher Erregung den Inhalt seiner Wiener Briefe Nahestehenden, Freunden und Collegen unverhohlen mitgetheilt zu haben. Der blinde Eifer unbesonnener Anhänger, welche diese Nachrichten zu aufregenden Demonstrationen missbrauchten, hat leider Oel ins Feuer gegossen, wie denn wohl beide Theile Grund zu dem Gebet hatten: „Herr, behüte mich vor meinen Freunden.“ Merz hielt seine That keineswegs geheim, sondern theilte sie auch ältern Professoren wie Brandis und Ritschl aus freien Stücken mit. Er bereute die unziemliche und injuriöse Ausdrucksweise, deren er sich in der Leidenschaft bedient hatte, und war bereit dies schriftlich zu erklären, weigerte sich aber, die Voraussetzungen, auf welchen sie beruhte, als irrthümliche zu widerrufen, und bestand darauf, dass man seine Versicherung, er habe lediglich aus freiem Antriebe gehandelt, gelten liess. Eine Erklärung, welche ihm Brandis zur Beilegung der Sache privatim zur Unterzeichnung vorlegte, wies er zurück, weil sie seinem Gewissen Zwang anthue, ebenso andre Vorschläge in gleicher Richtung, legte dagegen unter Berufung auf die Facultätsstatuten (§§ 11 und 12) das Weitere in die Hände des Decans (23. Februar). Am andern Tage wurde Jahn benachrichtigt, dass die angestellten Versuche erfolglos geblieben waren.

In den Statuten war ein Fall wie der vorliegende keineswegs klar vorgesehen: R. liess sich daher, um sicher zu gehen, von einem angesehenen Rechtslehrer der Universität ein Gutachten anfertigen, dessen Normen er seinem Verfahren zu Grunde legte. Dasselbe sah die unter vier Augen in einer Privatunterredung gefallene Verbalinjurie zunächst als eine Civilsache an, welche vor die gewöhnlichen Gerichte gehöre, vorbehaltlich späterer Disciplinarmaassregeln. Die

Statuten schienen zwei Wege der Behandlung zu eröffnen An der einen Stelle (§ 11 und 12) wird vorgeschrieben[1]) dass bei entstehenden „amtlichen Misshelligkeiten" zwischer Mitgliedern der Facultät der Gekränkte nicht befugt sein solle höheren Ortes Beschwerde zu führen, ohne vorher den Decan Anzeige gemacht zu haben, welcher dann unter Zuziehung einiger Facultätsmitglieder gütliche Beilegung versuchen solle; eine andre (§ 62) legt der Facultät die Verpflichtung auf, über den Lebenswandel der ihr zugehörigen Privatdocenten Aufsicht zu führen, und ermächtigt sie bei wiederholten oder gröberen Verstössen Interdictio auf ein halbes Jahr oder nach Umständen gänzliche Remotio zu verfügen. Das Rechtsgutachten sprach sich für die Anwendung der §§ 11 und 12 aus, und R., unterstützt durch die übereinstimmende Ansicht von 5—6 ältren angesehene Facultätsmitgliedern, mit denen er darüber eine Vorberathung hielt, wandte sich dieser milderen Auffassung zu. Freilich entspricht ihr der stricte Wortlaut jener Paragraphen nicht welche nur von „amtlichen Misshelligkeiten" handeln und dem Beleidigten, nicht dem Beleidiger den Versuch gütlicher Beilegung zur Pflicht machen. Indessen war es doch nur das amtliche Verhältniss zwischen Privatdocent und Professor wonach das Vergehen überhaupt der Competenz der akademischen Behörde zugewiessen werden konnte. So glaubte man dem Sinn des Gesetzes zu entsprechen, wenn man zunächst versuchte auf dem Wege der Sühne einem öffentlichen Aergerniss vorzubeugen und die Härte einer amtlichen Verfolgung fürs erste zu vermeiden. Denn der Anwendung des strengeren § 62 schien damit um so weniger vorgegriffen

1) Bonner Facultätsstatuten § 11: „Um im Falle entstehender amtlicher Misshelligkeiten zwischen einzelnen Mitgliedern die Würde der Facultät aufrecht zu erhalten, soll der Gekränkte nicht befugt sein, bei dem vorgesetzten Curatorium Beschwerde zu führen, ohne vorher den Gegenstand derselben dem Decan angezeigt zu haben welchem dann obliegt unter Zuziehung einiger Mitglieder der Facultät gütliche Beilegung zu versuchen." § 12: „Vorstehendes . . soll auch den Privatdocenten, sofern es sie angeht, zu Gute kommen und sie verpflichtend sein."

zu sein, als auch dieser „gütliche Erinnerungen“ als vorgängig zulässt, ehe zu schärferen Ordnungsmitteln geschritten werde. Freilich können Vergehen so grober Art vorkommen, dass die strengste Ahndung ohne weitre Vorstufen sofort geboten erscheint. Ob aber der Merzsche Fall in diese äusserste Kategorie gehöre, ob überhaupt eine Privatinjurie dem Aufsichtsrecht über den Lebenswandel eines Docenten unterliege, darüber waren die Meinungen sehr getheilt. Gegen einen zur Sühne seiner Unbesonnenheit sich bereit erklärenden jungen Mann gleich die volle Schärfe des Schwertes anzuwenden, wäre nach der Ansicht des Decans gegen die Milde des akademischen Herkommens gewesen. Und nachdem bereits von andrer Seite wenn auch vergebliche Versuche gütlicher Beilegung gemacht waren, glaubte er selbst noch nicht alle Hoffnung aufgeben zu müssen, dass es vielleicht seiner persönlichen und amtlichen Autorität gelänge, einen moralischen Druck auf den Beleidiger auszuüben und eine Formel zu finden, welche allen gerechten Ansprüchen genügte. Leider täuschte auch diese Hoffnung. Es bildete sich zwar ein Comité, welches am 2ten März zusammentrat, aber von vornherein in seiner Thätigkeit dadurch gelähmt wurde, dass Jahn, weil er die Anwendung der §§ 11 und 12 nicht für zulässig hielt und für den beabsichtigten Sühneversuch des Decans nicht um seine Einwilligung angegangen war, die Competenz der Commission nicht anerkannte, vielmehr schon mehrere Tage vorher (26. Februar) mit Umgehung der Facultät, welcher er überhaupt nie eine Anzeige der ihm zugefügten Beleidigung gemacht hat, unmittelbar beim Minister eine Klageschrift eingereicht hatte. So blieb es bei der einen Zusammenkunft. Uebrigens wurde ihm wenigstens privatim noch eine Erklärung übermittelt (3. März), welche er aber als ungenügend ohne positive Gegenforderung zurückwies. Schon am 5ten oder 6ten März, also wenige Tage nach diesem letzten Versuch erfuhr der Decan, wenn auch nicht officiell, dass dem Universitätsrichter die Einleitung einer Untersuchung gegen Merz von dem Minister aufgegeben sei: an die Facultät und deren Vertreter kam von keiner Seite eine Aufforderung sich mit der Sache zu befassen.

Statuten schienen zwei Wege der Behandlung zu eröffnen. An der einen Stelle (§ 11 und 12) wird vorgeschrieben[1]), dass bei entstehenden „amtlichen Misshelligkeiten" zwischen Mitgliedern der Facultät der Gekränkte nicht befugt sein solle höheren Ortes Beschwerde zu führen, ohne vorher dem Decan Anzeige gemacht zu haben, welcher dann unter Zuziehung einiger Facultätsmitglieder gütliche Beilegung versuchen solle; eine andre (§ 62) legt der Facultät die Verpflichtung auf, über den Lebenswandel der ihr zugehörigen Privatdocenten Aufsicht zu führen, und ermächtigt sie bei wiederholten oder gröberen Verstössen Interdiction auf ein halbes Jahr oder nach Umständen gänzliche Remotion zu verfügen. Das Rechtsgutachten sprach sich für die Anwendung der §§ 11 und 12 aus, und R., unterstützt durch die übereinstimmende Ansicht von 5—6 ältren angesehenen Facultätsmitgliedern, mit denen er darüber eine Vorberathung hielt, wandte sich dieser milderen Auffassung zu. Freilich entspricht ihr der stricte Wortlaut jener Paragraphen nicht, welche nur von „amtlichen Misshelligkeiten" handeln und dem Beleidigten, nicht dem Beleidiger den Versuch gütlicher Beilegung zur Pflicht machen. Indessen war es doch nur das amtliche Verhältniss zwischen Privatdocent und Professor, wonach das Vergehen überhaupt der Competenz der akademischen Behörde zugewiessen werden konnte. So glaubte man dem Sinn des Gesetzes zu entsprechen, wenn man zunächst versuchte auf dem Wege der Sühne einem öffentlichen Aergerniss vorzubeugen und die Härte einer amtlichen Verfolgung fürs erste zu vermeiden. Denn der Anwendung des strengeren § 62 schien damit um so weniger vorgegriffen

1) Bonner Facultätsstatuten § 11: „Um im Falle entstehender amtlicher Misshelligkeiten zwischen einzelnen Mitgliedern die Würde der Facultät aufrecht zu erhalten, soll der Gekränkte nicht befugt sein, bei dem vorgesetzten Curatorium Beschwerde zu führen, ohne vorher den Gegenstand derselben dem Decan angezeigt zu haben, welchem dann obliegt unter Zuziehung einiger Mitglieder der Facultät gütliche Beilegung zu versuchen." § 12: „Vorstehendes . . soll auch den Privatdocenten, sofern es sie angeht, zu Gute kommen und für sie verpflichtend sein."

sehen und die Beschwichtigung ausbrechender Stürme von seinem Einschreiten zu erwarten, so schien dieses Amt nach dem neuen System mehr das eines finstren Zuchtmeisters geworden zu sein. Denn die amtliche Veröffentlichung eines der Corporation und ihrem Vorsteher ertheilten Verweises gab demselben eine äusserste Schärfe, wozu noch hinzukam, dass Studierende und Unberufene aller Classen zur Discussion innerer Universitätsangelegenheiten unmittelbar gleichsam aufgerufen wurden. Sie diente nur dazu, bei der grossen Aufregung, welche sich der Gemüther bemächtigt hatte, die bestehende Kluft noch zu erweitern.

Die Folgen traten alsbald hervor. R. fühlte sich durch jene rücksichtslose Maassregel so gekränkt, dass er seine Entlassung aus dem preussischen Staatsdienste, dem er seine Kräfte 36 Jahre lang bis zur Erschöpfung und ruhmvoll gewidmet hatte, bei dem Minister beantragte.[1]) Rector und Senat richteten sofort (3. Mai) an denselben die dringende Bitte, durch geeignete Schritte den unersetzlichen Verlust von der Universität abzuwenden, und baten auch den tief gekränkten Collegen, bei wohlwollendem Entgegenkommen der Behörde ihnen den grossen Schmerz des drohenden Verlustes ersparen zu wollen.[2]) Gleichzeitig ging eine zweite Vorstellung (4. Mai) an den Minister, welche in beredten Worten die Verdienste R.s hervorhob, die Gefühle der Universität schilderte, welche durch sein Entlassungsgesuch hervorgerufen seien, offen und entschieden aussprach, dass über die Rechtsfrage in diesem Falle die Meinungen sehr getheilt seien, und inständig um Niedersetzung einer besondren Commission zur Berichterstattung und zur Anbahnung einer Vermittelung bat. Eine Eingabe von demselben Datum an den König, welcher damals auf Anlass grosser Festlichkeiten zum Andenken der 50jährigen Vereinigung der Rheinprovinz mit der preussischen Krone in der Nähe weilte, bat unter Hinweisung auf jenes Schreiben, die Allerhöchste Entschliessung über R.s Entlassungsgesuch noch aussetzen zu wollen. In der That

1) R.s Schreiben an den Minister vom 30. April 1865 in der Bonner Zeitung Nr. 101 abgedruckt. 2) Schreiben an R. vom 3. Mai.

erklärte der König bei seiner Durchreise durch Bonn (7. M dem Rector Argelander im Beisein des Curators, er habe Sistirung aller weitren Maassregeln und die Einsetzung ei besondren Commission-befohlen.[1]) Aber so gut die kön lichen Absichten gewesen sein mögen, auf dem weit bureaukratischen Wege zur Ausführung verdampften Man vermuthete, dass sie durch eine von der andren Se hervorgerufene Gegenströmung in allerhöchsten Kreisen kreuzt worden seien. Beide Schriftstücke waren von 30, d. etwa zwei Dritteln der Ordinarien aller Facultäten unt zeichnet. Insbesondre hatte auch der greise Welcker, obw er nicht mehr dem Facultätsverbande angehörig und bish seinen Jahren wie seiner Neigung entsprechend, neutral blieben war, darauf gehalten, als alter befreundeter Speci college seinen Namen beizufügen. Ausgeschlossen hatten s dreizehn.[2])

Die Vorstellung an den Minister hatte leider nicht geringsten Erfolg. Vielmehr wurde Ritschl schon am 6 Mai in Erwiderung auf seinen Antrag trocken eröffnet, Zeitpunkt dafür sei schlecht gewählt, da gravirende schwerden gegen seine Decanatsführung eingelaufen se welche „nähere Erörterungen" unumgänglich machten: Resultate dieser Verhandlungen dürfe durch eine sofor Entschliessung über jenen Antrag nicht vorgegriffen wer R. erwiderte am 11ten, der Untersuchung sehe er mit gro Ruhe entgegen; wie dieselbe aber mit seinem Entlassu gesuch in Verbindung gebracht werden könne, sehe er n ab; denn welche Maassregelungen der Minister auch ihn verhängen möchte, in keinem Falle könnten sich selben doch über den 30. September hinaus erstrecken; weigere oder verschleppe man die Entlassung, so werd genöthigt sein sich unmittelbar an den König zu wen

1) Argelander an R. 7. Mai 1865. 2) Die Namen sind angeg in einer Correspondenz der Köln. Zeitung vom 14. Mai Nr. 135, zw Blatt. Dieser Vorstellung ist ein versöhnlich gehaltener Artikel Köln. Zeitung vom 14. Mai Nr. 136, zweites Blatt, gewidmet, von Unparteiischen. Eine „Entgegnung" von feindlicher Seite bracht 141, zweites Blatt derselben Zeitung.

Eine kleine Minorität von 4 Facultätsmitgliedern[1]), lauter ehemaligen guten Freunden des R.schen Hauses, hatte nämlich bereits am 27sten März dem Curator eine sogenannte „Bitte um Rechtsbelehrung" an den Minister eingereicht, worin in der Form von 7 Fragen ebensoviel Klagepunkte gegen den Decan und die Majorität aufgestellt und ausführlich begründet waren. Allerdings hatten sie mit einem solchen Schritt gedroht, die Schrift selbst aber wurde ohne jegliche Mittheilung an die Facultät, während die Verhandlungen im Schoosse derselben noch im Gange waren, abgesandt, auch nachträglich keine Copie davon zur Kenntniss des Decans gebracht.[2]) Einen der brennendsten Streitpunkte bildete ein dem Merzschen Fall analoges Aergerniss, welches kurz nach diesem in studentischen Kreisen ein Studierender der philosophischen Facultät gegeben hatte. Die Burschenschaft Alemannia hatte einen Aufruf erlassen, Jahn durch einen Fackelzug zu danken, dass er der Bonner Hochschule treu geblieben und nicht nach Wien gegangen sei. Ein Comité hatte sich dazu gebildet, um, wie gewöhnlich, die Vorbereitungen dafür zu besprechen. In einer solchen Versammlung erschien L. und stellte den Antrag, die Ovation zu unterlassen, da Jahn, wie er von einer „völlig zuverlässigen Autorität" wisse, einen förmlichen Ruf gar nicht erhalten und sich in der ganzen Angelegenheit unehrenhaft benommen habe. Da er sich ausser Stande erklärte, seine Quelle zu nennen, begab sich eine Abordnung von Commilitonen zu Jahn, welche ihm diese Aeusserung hinterbrachte und ihn um Aufklärung bat, um den Verdächtigungen entgegentreten zu können. Nachdem durch Vorlage der beiden, durch den Druck bereits bekannt gewordenen Ministerialbriefe aus Wien diesem Wunsche entsprochen war, fand der Fackelzug am 2ten März statt, indessen unter nicht sehr bedeutender Betheiligung. Die eingeladenen Verbindungen lehnten dieselbe ab, der ganze Zug zählte nicht hundert Fackeln.[3]) Gegen jenen

1) Genannt in der Volkszeitung 8. Juni 1865. 2) R.s „abgenöthigte Erklärung" in der Köln. Zeitung 1865 Nr. 151, zweites Blatt. 3) Brambach, Friedr. Ritschl u. s. w. S. 43.

Studenten eröffnete der Universitätsrichter auf Antrag Jal eine Untersuchung, welche das consilium abeundi oder R gation in Aussicht nahm. Der Delinquent stand dicht seiner Doctorpromotion. Da es nun eine Ministerialverfüg giebt, welche bestimmt, dass ein Relegirter (oder mit consili abeundi bestrafter) nicht promovirt werden dürfe, so der Universitätsrichter unter Beziehung auf dieselbe philosophischen Facultät anheim, die bereits öffentlich aller Form angekündigte Promotion zu sistiren (7. Mä Der Ausdruck „anheimgeben" war nicht besonders klar. bureaukratischen Lexicon mochte er als Euphemismus „maassgebend anordnen" gelten: die buchstäbliche Bedeut und der populäre Sprachgebrauch gestattete eine libera Interpretation. Hätte der Curator kraft der ihm zustehen Machtvollkommenheit diesen Act ausdrücklich inhibirt, wäre selbstverständlich jeder Zweifel gehoben gewesen. Decan, welcher nach fünfzigjähriger Geschäftspraxis nur formeller Leiter der Facultätsverhandlungen fungirt, in terieller Beziehung nur das Organ seiner Corporation fand sich zu selbständigem Eingreifen in einer so ver wortlichen Frage nicht berufen. Er hielt es unter allen ständen für rathsamer die Facultät über ihre Ansicht befragen. Die weit überwiegende Majorität erkannte Uebereinstimmung mit dem Decan an, dass die angezo Ministerialverfügung auf den vorliegenden Fall nicht anw bar sei, so lange zwischen einer vollzogenen und der in sicht gestellten Möglichkeit einer zu vollziehenden Releg ein logischer Unterschied bestehe. Wenn durch die sc bende Untersuchung die Ausstellung eines akademischen gangszeugnisses allerdings sistirt war, so bedurfte es fü Promotion eines solchen nicht, sondern nur des Nachw eines akademischen Studien-Trienniums, indem der Vo der Promotion keineswegs den Austritt aus dem Univers verbande zur Folge hat. Demnach griff dieser rein wi schaftliche Act der disciplinarischen Behandlung in k Weise vor. Grade jetzt im letzten Augenblick, ohne g lichen Anhalt, auf eine blosse Möglichkeit hin dem D randen, der das Erforderliche geleistet hatte, sein Rech

zuenthalten trug man Bedenken, um nicht ein neues öffentliches Aergerniss hervorzurufen. Am 9. März wurde demnach die fragliche Promotion wirklich vollzogen, denn der Antrag zweier Facultätsmitglieder auf eine vorgängige Sitzung kam erst eine halbe Stunde vorher zur Kenntniss des Decans, so dass, wenn er ihm nachgegeben hätte, die erst in mündlicher Berathung nochmals zu erörternde Frage des Aufschubes durch ein fait accompli, schwerlich im Sinn der Majorität, gelöst worden wäre. Eine Beschwerde über Nichtbeachtung jenes Verlangens wurde nachträglich dem Decan gegenüber nicht erhoben, wohl aber bildete sie einen Hauptpunkt der erwähnten Klageschrift, der in einer ausdrücklichen Bestimmung der Statuten seine Stütze fand. Die Erwägungen der Majorität erhielten indessen ihre vollkommene Bestätigung in dem Urtheil, welches der Senat nach vollendeter Untersuchung mit allen gegen zwei Stimmen fällte (23. März): weder consilium noch Relegation wurde über den Angeklagten verhängt, weil ihm die Absicht zu beleidigen nicht nachgewiesen sei, sondern es hatte bei einem Verweise sein Bewenden. Auch diese Entscheidung fand die höchste Missbilligung des Ministers, welcher in einem Erlass vom 29. April[1]) sie „als eine juristisch ganz verfehlte" bezeichnete. Nach den thatsächlichen Feststellungen habe sich der Angeschuldigte ohne allen Zweifel einer groben Beleidigung und Verleumdung eines Universitätslehrers schuldig gemacht. „Wenn solchem Thatbestand gegenüber der *animus injuriandi* vermisst wird, obgleich aus der Form, in welcher die gerügten Behauptungen gethan sind, die Absicht zu beleidigen ohne Weiteres hervorgeht, so hört das Urtheil auf eine Anwendung bestehender Gesetze zu sein, und wird schrankenloser Willkür Thür und Thor geöffnet." Das müsse nothwendig dahin führen, „das Rechtsbewusstsein der studierenden Jugend irrezuleiten und die Disciplin an der dortigen Hochschule zu untergraben."

Die letztere Befürchtung war allerdings leider insofern bereits eingetroffen, als Denunciationen bedenklichster Art

1) Abgedruckt in der Augsb. Allgem. Zeitung und daraus in der Bonner Zeitung Nr. 150 (4 Juli).

unter den Studenten in Aufnahme kamen, da private u vertrauliche Aeusserungen von alten Schulkameraden z Gegenstand eidlicher Vernehmung und gerichtlicher Verfolgu gemacht wurden. In Zeiten aufgeregter Parteileidensch mündliche Meinungsäusserungen jugendlicher Individuen d Disciplinarhof der betheiligten Corporation zu überweisen k dem Ansehen des Beleidigten nur schaden. R. hielt es el so sehr unter seiner persönlichen Würde als gegen das gemeine akademische Interesse, von Aeusserungen fanatisir Studenten, die ihm hinterbracht wurden, oder von Schm briefen, wenn sie auch noch so gravirender und ehrverletz der Art waren, amtliche Notiz zu nehmen. Uebrigens einer der Juristen einen Protest zu Protokoll gegeben hal welcher dem Minister das Recht absprach, ein Urtheil Senats zu kritisiren.

Die amtlichen Erhebungen, zu welchen sich der Mini durch die Beschwerdeschrift der 4 Professoren bewogen f wurden durch den Geh. Rath de la Croix, welcher als C missar nach Bonn gesendet war, in fünf mehrstündigen, R. bei seinem Gesundheitszustande sehr anstrengenden Ur redungen vom 23—27. Mai bewerkstelligt. Letzterer ent die Fassung seiner Erklärungen, ausgenommen die des er Termines, welche improvisirt werden mussten, zu Hause gab sie so zu Protokoll. Erst auf sein ausdrückliches langen wurden ihm zwei wichtige Actenstücke, auf wel die ganze Vernehmung wesentlich beruhte, ein Schre Jahns an den Minister vom 21. März und die Beschw der Vier, zwar nicht, wie er begehrte, zur Einsicht gest aber doch wenigstens vorgelesen. Die Aufschlüsse, w ihm über die Wiener Berufungsangelegenheit zu G standen, gab er urkundlich zu den Acten. Zu der theilung derselben an Jahn, um welche dieser bat, sah das Ministerium nicht veranlasst (13. Juni) und fand demnach auch R. nicht bewogen. Am Schluss fügte e Versicherung hinzu, in keinem Stadium der langwie Verwickelungen sei er aggressiv vorgegangen; immer ha sich nur abwehrend verhalten. Er hege die Zuversicht, selbst wenn ihm einzelne untergeordnete Formfehler s

nachzuweisen sein, die Gerechtigkeit seiner Sache im Grossen und Ganzen von der Behörde werde anerkannt werden.

Wenige Tage darauf (am 2ten Juni) ging eine Rechtfertigungsschrift der philosophischen Facultät an den Minister ab, worin sie ihr und ihres Decans Verhalten in der Merxschen Angelegenheit gegen die Vorwürfe vom 23. April vertheidigte. Eine kleine Minderheit reichte ein Separatvotum dagegen ein. Während der ganzen Verhandlungen über jene Eingabe, seit dem 9. Mai, trat R. das Decanat an seinen Stellvertreter ab. Hätte er es doch schon früher, gleich nach der ersten Vorlage Jahns in der Wiener Angelegenheit gethan! Wie viel freier und gegen alle Angriffe gesicherter hätte er dagestanden! Warum fand sich kein Freund, der ihn von der Richtigkeit eines solchen Schrittes überzeugte? Da eine Anregung dazu (kein förmlicher Antrag) grade aus dem gegnerischen Lager kam, ohne weiter unterstützt zu werden, so wurde ihr leider keine Folge gegeben.

Zu den Correspondenzen, den Erklärungen und Gegenerklärungen der Zeitungen, welche sich noch bis Ende Juni hinzogen, kam nun auch noch ein Brochurenstreit zwischen Schülern aus beiden Parteien. Wilhelm Brambach verkündete „das Ende der Bonner Philologenschule" in einem aus Bonn vom 22sten Mai datirten Schriftchen, dessen Erscheinen R., so sehr er die treue Gesinnung des Verfassers zu schätzen wusste, doch aus mehr als einem Gesichtspunkte aufrichtig beklagte. Er hielt es indessen zur Abwehr neuer Verdächtigungen für nöthig, den Minister ausdrücklich (2. Juni) auf eine Erklärung des Verfassers[1]) hinzuweisen, worin dieser auf sein Ehrenwort versicherte, nur dem Antriebe seines eignen Herzens bei Abfassung und Veröffentlichung jener Schrift gefolgt zu sein.[2]) Dieselbe resumirte und beleuchtete die durch das Stadtgespräch nachgerade nur allzusehr bekannten Vorgänge in einer Weise, welche den Historiker der Universität so aufregte, dass er eine Requisition an den Decan erliess, er solle

1) Bonner Zeitung 1865 Nr. 126. 2) Ebenso erklärt er S. 10 seiner Schrift, dass Zeitungsartikel, welche er in dieser Sache geschrieben, „auch nicht durch die leisesten Winke oder Beeinflussungen" von Seiten R.s veranlasst seien.

den Verfasser, der gar nicht mehr zum Universitätsverban gehörte, „zur Nennung seines Gewährsmannes, erforderlich Falles durch Anrufung des k. Staatsanwalts", nöthigen; jedo verlor sich dieser hitzige Anlauf im Sande. Dafür trat „rheinischer Schulmann" in die Arena mit einer Auseinand setzung über „das philologische Studium in Bonn", wel den unbestrittenen Satz bewies, dass Einer nicht die ga Philologie lehren und dass sich Bonn glücklich schät könne, neben Ritschl einen Lehrer wie Jahn zu besitz Dagegen schoss die weitläufige Deduction, dass jener eige lich mehr Kritiker als Schulmänner erziehe, die Fülle Kenntnisse dagegen und die nöthige „Begeisterung" nur diesem bezogen werden könne, neben ihrem Ziele vorbei, dies abermals Brambach in einer ausführlichen Schr „Friedrich Ritschl und die Philologie in Bonn" mit ph logischer Gründlichkeit nachzuweisen bestrebt war.[1]) wurde ihm nicht schwer seinen Satz: „an ihren Früchten s ihr sie erkennen" mit den Namen der R.schen Schüler, wel als Schulräthe, Directoren, anerkannte Lehrer in den schiedensten Gegenden Deutschlands wirkten[2]), und mit näheren Hinweis auf den Umfang der wissenschaftlichen regungen und Leistungen, welche aus seiner Schule her gegangen und zum Theil auch direct dem Gymnasialunterr zu Gute gekommen sind[3]), zu belegen.

Nahe an 70 Zuschriften, freiwillig und unveranlasst, der preussischen Monarchie, aus allen Theilen Deutschlands, Auslande, nicht nur von Freunden, Schülern, Schulmännern, wärtigen Collegen, wissenschaftlichen Notabilitäten, auch hochgestellten Staatsmännern (z. B. dem Regierungspräsidei v. Möller in Köln) liefen während dieser peinlichen handlungen ein, welche Theilnahme, Erstaunen, ja zum T Erschrecken ausdrückten über ein solches Vorgehen g

1) Die Schrift gewinnt besondren Werth durch Anlage 2, w ein vollständiges Verzeichniss der philologischen Doctordissertati von Bonn aus den Jahren 1841—1863 giebt, nach den Disciplinen innerhalb derselben nach Jahren geordnet. Auch die vergleiche Skizzen Ritschlscher und Jahnscher Vorlesungen sind nicht ohn teresse. 2) S. 28. 3) S. 32 ff.

einen Mann wie Ritschl. Von den Berlinern stellte sich ausser Joh. Schulze der hochbetagte Boeckh[1]) ganz entschieden auf seine Seite. Selbst Männer, die der Gekränkte sonst nicht oder doch nicht mehr unter seine Freunde zu zählen gewohnt war, wie Haupt, Meineke u. a. äusserten sich in gleichem Sinne: von Lebenden, die zum Theil freilich später der *victrix causa* zugefallen sind, zu geschweigen.

Die Vertreter der classischen Philologie an der Universität Breslau (Haase, Hertz, Rossbach) vereinigten sich zu einer Vorstellung an den Minister, worin sie denselben baten, „einen Weg finden zu wollen", durch welchen R. bewogen würde das eingereichte Entlassungsgesuch zurückzuziehen, „und seiner segensreichen Wirksamkeit auch ferner erhalten bliebe" (22. Mai 1865). In der Sitzung des preussischen Abgeordnetenhauses vom 31. Mai brachte in der Budgetberathung zum Titel 'Universitäten' der Abgeordnete Twesten die Vorgänge in Bonn zur Sprache. Er referirte ausführlich über dieselben und beklagte, dass der Cultusminister durch den herben Ton, welchen er gegen „einen der berühmtesten Gelehrten Deutschlands, eine der grössten Zierden der Bonner Hochschule" angeschlagen, denselben veranlasst habe sein Amt niederzulegen und dem Vaterlande den Rücken zu kehren. Der Abg. v. Hennig bemerkte sehr treffend, weder der Cultusminister noch der Universitätscurator besässen die Fähigkeiten, um einen solchen Mann zu ersetzen. Er gab zu verstehen, dass einem akademischen Lehrer von Ruf Schwingen gegeben sind, vermöge deren er sich leichter als manche andre Erdenkinder in Regionen, die ihm zusagen, versetzen kann. Virchow tadelte noch das Uebergehen der Facultäten bei Berufungsfragen. Der Minister berief sich auf seine gesetzlichen Befugnisse und suchte noch dazu in wenig edler Weise R. wegen seiner politischen Gesinnung bei den liberalen Parteien zu verdächtigen. So wurde die Sache ohne weiteres Ergebniss verlassen.

Die Auffassung des Ministers vermochten auch die Auseinandersetzungen der Facultät nicht zu ändern. Seine

1) An R. 5. April, 17. Juni 1865.

Entscheidung vom 12. Juni gab R. in einigen der ihm z
Last gelegten Punkte Unrecht und warf ihm vor, dass er
mehreren Beziehungen sich nicht diejenige Unbefangenheit u
Unparteilichkeit bewahrt habe, welche von dem Decan ein
Facultät gefordert werden müsse. Die Kränkung, welche
R. das entscheidende Motiv zu seinem Entlassungsgesuch v
30. April gewesen war, überging sie mit Stillschweigen, do
floss ein Wort der Anerkennung für langjährige Verdien
und des Bedauerns, wenn er sich bestimmt finden sollte, d
Lehrstuhl, welchen er „so lange mit Ruhm und Ehre" e
genommen habe, zu verlassen, am Schluss des Erlasses
ein. R. indessen vermochte nicht zu erkennen, dass die
rechtigkeit, welche der Minister allen Mitgliedern der Fac
tät in gleicher Weise zu schulden bekannt hatte, auch i
zu Theil geworden sei. Er fand, dass in jenem Besche
die Anklagen seiner Gegner fast ohne Ausnahme wiederh
seine Erwiderungen, auch die nach seiner und der Facu
Ansicht bündigsten und beweisendsten, nicht berücksich
seien. Er beharrte demnach auf seinem Entlassungsges
(15. Juni). Trotz aller Vorstellungen und Bemühungen sei
Freunde stand für ihn der Entschluss, nicht nur Bonn, s
dern Preussen zu verlassen, unwiderruflich fest. „Ich
kein feiger Kämpfer," schrieb er an Halm[1]), „wiewohl d
der Kampf an sich selbst schon ein Uebel ist, aber ei
absolut aussichtslosen Kampf freiwillig aufnehmen wäre d
reiner Wahnsinn." Eine ihm genügende Satisfaction,
ihm zugleich den Frieden verbürgte, konnte er nimmerm
erwarten. Ein augenblicklicher Scheinsieg hätte nur
Beunruhigungen in der Zukunft gebracht. Selbst das
befangene Verhältniss zu den Studenten war ja durch di
ihrer Mitte ausgebrochene Parteileidenschaft gestört.

So hatte er die letzte Brücke hinter sich abgebrochen,
es hiess nun, einer noch so knappen Lebenszukunft mit
gebung und Gottvertrauen entgegensehen. „Glaube ja
an einen Uebereilungsschritt," schrieb er schon am 3ten
an Brunn, der sich grade auch rüstete, seinen bisher

1) 13. Mai 1865.

Wirkungskreis zu verlassen und dem Ruf nach München zu folgen; „wir haben die moralische Nöthigung zu meinem Schritt seit Wochen immer näher und näher an uns heranrücken sehen, und uns in ruhigster Ueberlegung endlich zu der kräftigen und durchschlagenden Entscheidung entschlossen. Aber eben entschliessen müssen, um der Ehre und um des Friedens willen; denn die erste hätte ich darohne verloren, und den zweiten hier doch nimmer wieder gefunden. — — Es heisst jetzt für mich: 'Ich stehe hier und schneide Speck, Wer mich lieb hat, holt mich weg.' Und wenn alle Stricke reissen, errichte ich eine Pensionsanstalt — — Die natürliche Wehmuth, Ort und Wirkungskreis aufgeben zu müssen, für die man sich wohl wie geschaffen halten durfte (es passt das auf Dich wie auf mich), muss halt mit Tapferkeit niedergekämpft und der Kopf oben gehalten werden. Und es ist ja auch noch nicht aller Tage Abend." Er war bereit jede seinen Kräften einigermassen entsprechende Stellung anzunehmen, selbst wenn er sich in ganz neue Geschäfte erst hätte hineinarbeiten müssen. Die litterarische Geschäftsführung einer grossen Buchhandlung etwa in Leipzig, oder die Leitung des Germanischen Museums in Nürnberg zu übernehmen hätte ihn nicht geschreckt.[1]) Nur das Anerbieten seiner edlen Freundin, Hortense Cornu, in Paris eine des grossen Gelehrten würdige Stellung für ihn auszuwirken, wies er, ohne einen Augenblick zu schwanken, im Gefühl seiner Nationalehre zurück. „Ich las gestern," so schrieb er am Tage nach dem letzten entscheidenden Schritt an Fleckeisen, „grade beim ersten Aufschlagen im Johannes: 'In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen', und bald darauf: 'Ich will euch nicht Waisen lassen, ich komme zu euch.' Die Worte haben mich tapfer und trostreich gemacht. Und wunderbarer Weise, wie Zeichen vom Himmel treten schon jetzt positive Möglichkeiten an mich heran."

Wahrlich es fehlte nicht an Thüren, welche sich dem Abziehenden von selbst öffneten. Er empfand es nun doch als ein Glück, dass es noch Mittel- und Kleinstaaten in

1) An Halm 30. April 1865.

Deutschland gab. Bücheler (damals in Freiburg) war be
für R.s Berufung nach Baden zu wirken; Urlichs in Wi
burg bereitete mit echt freundschaftlichem Eifer ein Gleic
für Bayern vor. Am 16ten Mai beschloss die dortige Facul
am 20sten der Senat einstimmig, R.s Berufung nach Wi
burg zu beantragen.[1]) Abgesehen von der vorauszusehen
erheblichen Einbusse an Honorareinnahmen sah derselbe
gar (für den Augenblick wenigstens) mit einer gewissen
friedigung einer so viel bescheidneren Wirksamkeit, wie
sie hier oder etwa in Heidelberg zu gewärtigen hatte,
gegen; denn schon oft im Grunde hatte er sich nach
idyllischen Stillleben seines ersten Bonner Decenniums
rückgesehnt, wo er persönlich des Einzelnen sich mehr a
nehmen im Stande gewesen war. Wer ihn zuerst rief, s
ihn haben. Der „höheren Fügung", wohin sie ihn auch fü
wollte er „mit gutem Muth und frohem Vertrauen" folg

Aber schon früher hatte in aller Stille Freund Fl
eisen in Dresden die zweckmässigsten Schritte gethan.
im März erhaltenen Mittheilungen über die Bonner Wi
hatte er nicht gesäumt zur Kunde des Ministers v. Fal
stein zu bringen. Dieser Regenerator der Leipziger
versität ergriff freudig die Gelegenheit, des so lange
gehrten nun wirklich habhaft zu werden. Aber ma
Schwierigkeit war doch erst zu überwinden. Keine S
war augenblicklich vacant, eine neue Kraft freilich u
wünschenswerther, da Westermann krank und für das Som
semester beurlaubt war. Zunächst musste die Facultät
fragt werden, aber wegen der Osterferien war sie nicht
sammelt. Sobald das Semester begonnen hatte, tra
Ministerialschreiben bei derselben ein. Es war von
selben Tage (4. Mai) datirt, an welchem vor Jahresfris
Leipziger Professoren der Philologie dem Bonner Jubilar
Glückwunsch dargebracht hatten. Der Minister erin
sinnig an diesen Jahrestag, und wies darauf hin, „wi
die Universität Leipzig in früherer wie in neuerer Zei
einem altehrwürdigen Vorrechte als Freistätte deu

1) R. an Brunn 4. Juli 1865. 2) An Halm 13. Mai 1865.

Wissenschaft Gebrauch gemacht und ausgezeichneten Männern, welchen anderwärts ihre Wirksamkeit verbittert oder gänzlich abgeschnitten ward, zur Ehre der Wissenschaft und zu ihrem eigenen Ruhm ein anderes Feld eröffnet" habe. Er frug daher an, ob nicht den Wünschen derselben die Eröffnung eines solchen Wirkungskreises für R. vom nächsten Wintersemester an entsprechen würde, und sprach von vornherein seinerseits die Geneigtheit aus, die dazu nöthigen Mittel zu beschaffen. Zur Schonung wohlbegründeter Rechte sah das Ministerium auf R.s ausdrückliches Begehren von jeder Betheiligung desselben an der Leitung des philologischen Seminars und an den Staatsprüfungen ab und stellte dem Gutachten der Facultät die Form seines Eintrittes, sei es in eine ordentliche oder eine Honorarprofessur, anheim. Einstimmig beantragte die Facultät das Ordinariat[1]), und schon am 7. Juni erklärte R. seine volle Bereitwilligkeit dem Rufe Folge zu leisten. Freilich brachte er ein sehr beträchtliches Opfer durch eine Einbusse von einem Drittel seiner regelmässigen Einkünfte, schwer zu tragen für einen Wenigbemittelten, dessen ganzes Vermögen in einem voraussichtlich mit Verlust zu verkaufenden Hause bestand, dem sein chronisches Leiden eine kostspielige Lebensweise, namentlich den täglichen Gebrauch eines Miethwagens auferlegte, der als Familienvater einen Sohn, welcher eben erst ausstudiert hatte, und eine erwachsene Tochter zu versorgen, der älteren eben zu verheirathenden Aussteuer und Unterstützung des jungen Hausstandes zu gewähren hatte. Aber auch diese Sorge wurde durch die wohlwollende Zusicherung beschwichtigt, dass man eine Erhöhung des Einkommens „im Auge behalten und zur geeigneten Zeit herbeizuführen eifrigst bemüht sein werde."[2]) Ein persönliches Schreiben des Ministers (29. Juni) verstärkte das Gewicht der amtlichen Erklärungen durch kräftig erhebende, herzliche Worte, recht geeignet, ein wundes Gemüth zu erquicken und zu gewinnen. Die Leipziger Professoren aber wetteiferten dem berühmten Collegen schon

1) Ministerialschreiben an R. vom 1. Juni 1865. 2) Ministerialschreiben vom 12. Juni 1865.

aus der Ferne zum Willkommen die Arme entgegenz strecken. „Ganz Leipzig, ja Sachsen," schreibt einer d Einflussreichsten schon am 12ten Mai, „ist freudig erre Der Sachse ist noch immer stolz darauf, dass unter Gottfri Hermann Leipzig der Mittelpunkt der deutschen Philolo war; er hofft sicher, dass unter Ihnen und Curtius di alte Blüthe sich erneuern werde." Die K. Sächsische Gese schaft der Wissenschaften mochte die Ankunft eines Mann nicht abwarten, den sie ungeduldig war zu den ihrigen zählen. Um auch ohne augenblickliche Vacanz seinen fortigen Eintritt zu sichern, erwählte sie ihn schon im La des Sommers zum auswärtigen Mitgliede, wodurch statut gemäss sein Eintritt in die Zahl der ordentlichen Mitglied sobald er an Ort und Stelle eingetroffen sein würde, gegel war[1]); und der Secretär, Fleischer, erklärte bei Uebersendu des Diploms[2]) noch nie in so hohem Grade das Bewussts gehabt zu haben, dass die Annahme der Wahl von Sei des Neugewählten die Gesellschaft selbst ehre. Und so Begrüsste liess es wahrlich an gewinnenden Anspracl und Erwiderungen nicht fehlen.

Am 19. Juli zeigte R. dem Minister v. Mühler an, d er den Ruf nach Leipzig angenommen habe, und bat z viertenmal um seine Entlassung. Da er bisher ohne Antw geblieben war, wandte er sich am 20. Juli an den Minis präsidenten v. Bismarck mit dem Gesuche, bei dem Kön zu befürworten, dass ihm die erbetene Entlassung zum 1s October, ohne welche seine Berufung vom Dresdener M sterium nicht vollzogen werden konnte, möglichst bald währt werde im Hinblick auf die schweren persönlic Beeinträchtigungen, die ihm aus längerem Verzuge erwach würden. Er fügte hinzu, dass es das unweigerliche Ge des persönlichen Ehrgefühls sei, wodurch er zu dem für preussisches Herz schweren, aber unwiderruflichen Entschlu sein Vaterland aufzugeben, moralisch genöthigt worden Die Antwort des Ministerpräsidenten vom 29sten Juli erkli in ehrenden Worten die Verzögerung durch das lebhafte

1) Overbeck an R. 3. August 1865. 2) Am 7. August 1865.

dauern des Königs, welcher sich schwer mit dem Gedanken vertraut machen könne, dass eine so bewährte Kraft dem Vaterlande verloren gehen solle, stellte im Auftrage desselben noch einmal die Frage, ob der kundgegebene Entschluss unwiderruflich sei, und sprach für diesen Fall die Hoffnung aus, dass eine nicht ferne Zukunft den Scheidenden wieder in preussische Dienste zurückführen werde. Nachdem R. in einem abermaligen Schreiben vom 3ten August erklärt hatte, dass ihn ein festes, nicht mehr lösbares Wort an die sächsische Regierung binde, unterzeichnete am 7ten August der König in Gastein die Urkunde, durch welche R. in Gnaden entlassen ward.

Noch einmal hatte er als 'Prologus' des Lectionsverzeichnisses für den kommenden Winter (1865/6), welches seinen Namen nicht mehr enthielt, amtlichen Anlass, zu den Commilitonen zu reden. Es war das 53ste seiner Bonner Proömien, nur eine kurze Vorrede[1]) zu der Abhandlung seines Schülers Brambach über die Rheinischen Meilensteine. So hinterliess er zugleich dem Lande, welches ihm zur Heimath geworden war, und dem Alterthumsverein ein aus seiner eigensten Schule hervorgegangenes Denkzeichen.

Vor dem Schluss der Vorlesungen wurden dem unvergesslichen Lehrer von der philologischen Studentenschaft zwei Adressen überreicht, die eine mehr den Dank für seine Wirksamkeit und die Trauer über seinen Abgang aussprechend, die andre, grossentheils von solchen unterzeichnet, die ihm nach Leipzig folgten, sein persönliches Verhältniss zu den Schülern betonend. Von seinem Seminar nahm er durch schriftlichen Anschlag kurzen Abschied: „Aus leicht verständlichen Gründen muss ich es zu meinem Bedauern vorziehen, das philologische Seminar nicht persönlich, sondern mit einem schriftlichen Lebewohl zu schliessen“ (5. August 1865).

Am ergreifendsten vielleicht war der Abschied von dem alten Welcker. Seit jenem bedauerlichen Missverständniss, welches durch die Jahnsche Berufung im Jahr 1854 verur-

1) Abgedruckt opusc. I 834.

sacht worden, war R.s innigster Herzenswunsch und eifrig Bestreben darauf gerichtet gewesen, das frühere schöne Ve hältniss, welches zwischen den beiden Collegen bestand hatte, wieder herzustellen. In alter Harmonie, aber rein g schäftlich verhandelten sie über Seminar und Rheinisch Museum. Gern ergriff der gefeierte Lehrer die Gelegenhe dem Aelteren zu erkennen zu geben, wie unauslöschlich tro der eingetretenen Entfremdung das Gefühl innerlicher G meinsamkeit in ihm fortlebte.[1]) Als der gemeinschaftlic Freund Geel nach Bonn kam, schlug R. vor, für solche Fä wenigstens vorübergehend, um einen auswärtigen Gast nic unschuldig leiden zu lassen, geselligen Verkehr zu pfleg und lud für diesmal Welcker in sein Haus.[2]) Allmälig, den Jahren 1858 und 59 erwärmte sich der Ton der l und wieder gehenden geschäftlichen und wissenschaftlich Billets. Das fünfzigjährige Professorjubiläum Welckers 16. October 1859 feierte R. als Wortführer von Rector u Senat mit einem seiner prächtigsten lateinischen Gratulatio schreiben[3]), dessen intensive Wärme einen tiefen Eindr auf den Empfänger nicht verfehlte. So gelang es endl durch fortgesetztes langmüthiges und zartes Entgegenkomm den siebenjährigen — nicht Krieg, sondern nur einseitig Groll zu bannen und die alte Freundschaft neu zu beleb Als (seit 1862) die Gefahr der Erblindung den Hochbetag nöthigte sich alles Lesens und Schreibens zu enthalten, w ihm R. einige seiner jungen Philologen als Vorleser zu. der milden und resignirten Stimmung, mit welcher liebenswürdige Greis diese härteste Prüfung ertrug, auch v einsamt und von manchem bisherigen Freunde vernachlässi kam er zu der Erkenntniss, wie von Herzen gut zu allen Zei es R. mit ihm gemeint habe. Er besuchte wieder wie ehed den treuen, stets zugänglichen und anregenden Genos fand sich Abends freiwillig zum Thee ein, und R., der j längst alle erlittenen „moralischen Misshandlungen" verge hatte, war glücklich zu sehen, dass der Verehrte wieder \

1) An Welcker 30. November 1856, 9. Mai 1857. 2) R. Welcker 11. Juni 1857. 3) Opusc. V 709: vgl. opusc. I 762.

trauen zu seiner so aufrichtigen und treuen Anhänglichkeit fasste.[1]) Alle Sonntag-Nachmittage fuhr er nun, so vielbeschäftigt er auch war, auf ein paar Stündchen zu dem stillen Dulder, berichtete ihm was ihn interessiren konnte, namentlich über alles Litterarische der Woche, las ihm Briefe vor, besprach den eben im Werk begriffenen Abschluss der „Götterlehre" mit dem tiefsinnigen Mythenforscher. Nun, da es zu Ende ging, liess sichs der langjährige Genosse nicht nehmen, die Scheidenden noch einen Abend bei sich zu sehen.[2]) Auch sonst wachte manche alte Liebe und Freundschaft zu guter Letzt wieder auf, Andre bewahrten die gewohnte Treue: aber da das Schwergewicht der Macht naturgemäss auch in die Wagschale persönlicher Beziehungen zu fallen pflegt, musste es auf der Wind- und Wetterseite, im Schatten des donnernden und blitzenden Olympus dennoch auf die Länge ungemüthlich werden.

Am 12. August fand das officielle Abschiedsfest in dem schönen Godesberg Statt.[3]) Die Universität mit ihrem Rector und dem Prodecan der philosophischen Facultät, die Bürgerschaft unter Anführung ihres Oberbürgermeisters Kaufmann war zahlreich vertreten. Freunde, Verehrer, Schüler aus Bonn, Köln und andren Orten hatten sich eingefunden, Andre bezeugten brieflich oder telegraphisch ihre Theilnahme. Nach so vielen Dissonanzen gab es noch einen harmonischen Schlussaccord. Eine Reihe von Trinksprüchen pries in warmen Worten die hohen Verdienste des Scheidenden. So gedachte namentlich der Vertreter des Vereins von Alterthumsfreunden des „glorreichen Präsidenten", welcher das Schiff „aus trägem Fahrwasser in die neue lebensvolle Bahn" gelenkt habe: „es trägt auf allen Wimpeln den Namen Friedrich Ritschl." Er rühmte als Rheinländer, dass der Fremde Verständniss für das Einheimische gewonnen habe. So werde er auch abwesend seiner ehemaligen Heimath und insbesondre dem Verein als Ehrenmitglied verbunden bleiben. Prof. Hilgers, der zweiundzwanzig Jahre lang mit ihm in der wissenschaft-

1) R. an Brunn 7. Juli 1862, an Bernays 8. Juli, 21. August 1862. 2) Welcker an R. 27. September 1865. 3) Kölner Zeitung 1865 Nr. 225, zweites Blatt; 226 erstes Blatt.

sacht worden, war R.s innigster Herzenswunsch und eifriges Bestreben darauf gerichtet gewesen, das frühere schöne Verhältniss, welches zwischen den beiden Collegen bestanden hatte, wieder herzustellen. In alter Harmonie, aber rein geschäftlich verhandelten sie über Seminar und Rheinisches Museum. Gern ergriff der gefeierte Lehrer die Gelegenheit, dem Aelteren zu erkennen zu geben, wie unauslöschlich trotz der eingetretenen Entfremdung das Gefühl innerlicher Gemeinsamkeit in ihm fortlebte.[1]) Als der gemeinschaftliche Freund Geel nach Bonn kam, schlug R. vor, für solche Fälle wenigstens vorübergehend, um einen auswärtigen Gast nicht unschuldig leiden zu lassen, geselligen Verkehr zu pflegen, und lud für diesmal Welcker in sein Haus.[2]) Allmälig, in den Jahren 1858 und 59 erwärmte sich der Ton der hin und wieder gehenden geschäftlichen und wissenschaftlichen Billets. Das fünfzigjährige Professorjubiläum Welckers am 16. October 1859 feierte R. als Wortführer von Rector und Senat mit einem seiner prächtigsten lateinischen Gratulationsschreiben[3]), dessen intensive Wärme einen tiefen Eindruck auf den Empfänger nicht verfehlte. So gelang es endlich durch fortgesetztes langmüthiges und zartes Entgegenkommen, den siebenjährigen — nicht Krieg, sondern nur einseitigen Groll zu bannen und die alte Freundschaft neu zu beleben. Als (seit 1862) die Gefahr der Erblindung den Hochbetagten nöthigte sich alles Lesens und Schreibens zu enthalten, wies ihm R. einige seiner jungen Philologen als Vorleser zu. In der milden und resignirten Stimmung, mit welcher der liebenswürdige Greis diese härteste Prüfung ertrug, auch vereinsamt und von manchem bisherigen Freunde vernachlässigt, kam er zu der Erkenntniss, wie von Herzen gut zu allen Zeiten es R. mit ihm gemeint habe. Er besuchte wieder wie ehedem den treuen, stets zugänglichen und anregenden Genossen, fand sich Abends freiwillig zum Thee ein, und R., der ihm längst alle erlittenen „moralischen Misshandlungen" vergeben hatte, war glücklich zu sehen, dass der Verehrte wieder Ver-

1) An Welcker 30. November 1856, 9. Mai 1857. 2) R. an Welcker 11. Juni 1857. 3) Opusc. V 709: vgl. opusc. I 762.

und an ihr der schöne inhaltsvolle Begriff der *cura* und des *curare* wieder zur Wahrheit werden. Möge endlich die Bonner Philologie, seit fast 5 Decennien vom In- und Auslande anerkannt, ihre Blüthe auch fernerhin gesichert und gesteigert sehen. Nachdem noch des rheinischen Alterthumsvereines in herzlichen Worten gedacht war, wünschte der Redner sich selber Glück, dass ihm an einem der ältesten Sitze der humanistischen Studien ein ehrenvollstes Asyl bereitet sei, wo sich Anfang und Schluss seines akademischen Lebens und Strebens wie in einem Ring zusammenfinde. Auf das schöne, das ehrenreiche, das unvergessliche Bonn, das Juwel des Rheinlandes brachte er sein enthusiastisch aufgenommenes Hoch aus. Nachträglich traf auch noch ein Gedicht eines abwesenden alten Schülers, Franz Weinkauff in Köln ein, welches in gereimten Anapästen parabasenartig die Methode des Meisters pries.[1])

In den letzten Septembertagen wandte der Scheidende dem Hause den Rücken, wo er zwanzig Jahre, reich an Arbeit, an Freud und Leid mannigfachster Art verlebt hatte. Nun war es verkauft, und mancher alte Freund, welcher, wenn er aus der Ferne nach Bonn kam, die gastliche Villa schon von weitem durch die dichten Kastanienbäume hindurch frohen Herzens begrüsst hatte, ging nun an der verschlossenen Pforte wehmüthig vorüber und begnügte sich einen melancholischen Blick durch das Gartengitter zu werfen.[2]) Der ausziehenden Familie aber fehlte ein Glied, welches in den Frühlingsstürmen dieses Jahres seinen eignen Stamm gefunden hatte. Am 5ten Mürz hatte sich die ältere Tochter Marie mit dem Professor der alten Geschichte Curt Wachsmuth in Marburg verlobt, einem Schüler des Vaters: grade die harte Unbill, welche dem Meister widerfahren war, hatte jenen von der entgegengesetzten Seite wieder zu ihm zurückgeführt. Am 22. August war die Hochzeit gefeiert, und nun genoss das Paar sein junges Glück an den italiänischen Seen.

1) Abgedruckt in der Kölnischen Zeitung a. a. O. 2) Mad. Cornu an R. 1. September 1868.

Leipzig

1865—1876.

1. Im Hafen.

In höheren Lebensjahren die Wurzeln des Daseins aus dem gewohnten Boden lösen und in neuen einsenken ist immer eine schmerzhafte, tief eingreifende Operation, fast wie auf Leben und Tod; und wie selten kommt ein so spät verpflanzter Baum zu neuer Kraft und Blüthe! Für Ritschl, der sich seit 16 Jahren nicht mehr vom Platz gerührt hatte, wurde Alles noch erschwert durch die Unbeweglichkeit der Füsse, welche nicht nur die Umwälzung eines weitläufigen Hausstandes, Ordnen und Packen von Büchern und unendlichen Papieren, sondern wegen aller möglichen Manipulationen, an die sie gewöhnt waren, besonders das Reisen zu einem anstrengenden und gewagten Unternehmen machte. Den langen Magdeburger Bahnhof von einem Ende zum andern abzumarschieren war schon eine That; die letzte Strecke bis Leipzig wurde durch arge Kälte bei langsamer Fahrt besonders peinlich. Doch wurden diese Strapazen glücklich überstanden, und die Zufriedenheit mit der sehr zusagenden Wohnung, welche von der sorgsamen Gattin vorher ausgesucht und bereits eingerichtet war, so dass der Ankommende sie in den ersten Tagen des October sofort beziehen konnte, hob über Vieles hinweg. Zwar die zugleich vornehme und idyllische Villa von der Meckenheimer Strasse war es nicht, aber doch eine bequeme Etage in unmittelbarer Nähe der Promenade, in einem der Häuser von 'Lehmanns Garten' mit behaglichen Räumen und einem freien Blick auf die gegenüberliegenden Gärten, von denen eine mässige Parcelle dem Miether zu freier Benutzung überlassen war.

Den Mühseligkeiten der collegialischen Antrittsbesuche unterzog sich der Gehemmte sogar in weitrem Umfange, als nach Leipziger Sitte erwartet wurde. Und so

ihm bei dem Chirurgen Günther, dass dieser ihn erst für einen Patienten hielt, ihm dann enttäuscht zu verstehen gab, dass er eigentlich nichts bei ihm zu suchen habe. „Was ist denn eigentlich Ihr Fach?“ fragte er ziemlich mürrisch den Unbekannten. „Haben Sie einmal von G. Hermann gehört?“ entgegnete dieser. „O freilich, mit dem berühmten Philologen Hermann war ich sehr gut bekannt.“ „Nun sehen Sie, Herr College, so Einer bin ich auch, und hiermit empfehle ich mich Ihnen.“

Sonst von allen Seiten der freundlichste, entgegenkommendste Empfang in Leipzig wie in Dresden, wo am 19. October die erste Audienz beim König Johann, dem Gelehrtenfreund, stattfand; ihr folgte ein Diner bei dem Minister v. Falkenstein. Es war, als ob die Sachsen insgesammt sich still verschworen hätten, den neuen Mitbürger und die Seinigen für alle erfahrenen Unbilden durch herzgewinnendes Entgegenkommen gründlich zu entschädigen.[1]) In rechtem Behagen berichtete er hierüber an Welcker[2]): „Es ist nach so viel harten und herben Anfechtungen ein balsamisches Gefühl, wieder eine Luft rein menschlichen Wohlwollens zu athmen und nicht jeden Augenblick den Anhauch eines giftigen Samum fürchten zu müssen. Und solchem Wohlwollen darf ich sagen bis jetzt auf allen Seiten begegnet zu sein, bei Majestäten, Excellenzen, Geheimräthen nicht minder wie — was die Hauptsache — bei Collegen und Studirenden. Das muss nun Alles stille weiter wachsen, da Früchte überall Zeit fordern zum Reifen, und Erfolge am wenigsten dem gierig strebenden zu Theil werden, sondern nur dem geduldigen schliesslich von selbst in den Schooss fallen. Vorgestern war hier sächsisches Reformationsfest nebst Rectoratswechsel und obligatem Rectordiner von 100 und mehr Personen. Man betoastete mich freundlich. Ich antwortete mit *Lipsia vult expectari.* Jacob habe nur 2 × 7 Jahre um seine Rahel zu werben gehabt und sie sich durch Eine Lea erkaufen müssen. Ich käme weit über Jacob, da ich mich 36 Jahre mit 3 verschiedenen Lea's hätte herumschlagen

1) R. an Joh. Schulze 30. December 1865. 2) 2. November 1865.

müssen, ehe ich endlich meine Rahel, meine erste akademische Jugendliebe (grade vor 40 Jahren studirte ich hier) gekriegt. In desto treuerer und zärtlicherer Ehe wolle ich nun aber auch mit ihr leben — ob und mit welchen Ehefrüchten, sei freilich bei meinen grauen Haaren zweifelhaft; indess Gott sei auch im Schwachen mächtig etc. etc. Item, die Sache gefiel."

Auch die Vorzüge der grossen, vielseitig angeregten und anregenden Stadt, welche nur in dem einen oder andren alterthümlichen Winkel den Nichteingesessenen noch an die Schilderungen in Freytags Verlorener Handschrift gemahnte, fanden bereitwillige Anerkennung. „Das ist ein grosser Vorzug von Leipzig, dass man hier auch ausserhalb der — nicht nur philologischen, sondern akademischen Sphäre die mannigfaltigsten theils geistigen theils menschlichen Berührungen findet, wie sie eine fast nur aus Professoren und Kleinbürgern bestehende Universitätsstadt nicht bietet. Gelehrten- Beamten- und Kaufmannsstand sind hier (in ihren Spitzen betrachtet) eine Verschmelzung eingegangen, die keineswegs bloss eine gesellschaftliche ist, sondern wirklich eine Bildungsverschmelzung, eine Gemeinsamkeit höherer Interessen, wogegen man immerhin auch einigen altsächsischen Zopf gern mit in den Kauf nimmt. Denn die scharfe, schneidende preussische Luft weht hier möglichst wenig, die Leutchen sind im Ganzen sehr zufrieden mit sich und machen auch den Ankömmling leicht und schnell zufrieden."[1]) Mehr wie seit langer Zeit widmete er sich wieder der Geselligkeit, in grösseren wie in kleineren Kreisen; selbst so gesteigerten Ansprüchen, wie sie der erste Winter in neuer Heimath zu bringen pflegt, entzog er sich nicht. Er schien verjüngt, bewegte sich in dem Strudel von Diners und Soupers, in den er hineingerissen wurde, mit behaglicher Ausdauer, hielt auf Bällen, der schön erblühten Tochter zu Liebe, bis 2 oder 3 Uhr Morgens aus, tanzte viertelstündige Polonaisen mit; und machte im eignen Hause mit gewohnter Anmuth den belebenden Wirth.

1) An Welcker 6. April 1866.

Nach des Tages Arbeit, Morgens am Schreibtiseh, Nachmittags auf dem Katheder, und der täglichen Spazierfahrt, die ihm frische Luft zuführte, war ein Abendstündchen regelmässig der Erholung in der Harmonie gewidmet, am Billard, wobei ihn der reich belohnte Kellner glücklich machte, wenn er ihn eine Anzahl Partien hintereinander gewinnen liess, oder bei einem Gläschen Madeira am runden Stammtisch, wo er, eine Zeit lang mit dem Beinamen des *Optumus Maxumus* geehrt, den Mittelpunkt lebendiger Unterhaltung bildete.

Am 20. Mai 1866 wurde er Grossvater: dem erstgebornen Enkel Walter folgte am 21. März 1868 ein zweiter, Richard genannt. Den kleinen Walter sah er zuerst im Frühling 1867, als die Marburger Kinder auf einige Wochen zum Besuch kamen, während der Sohn Ferdinand, der sich dem Handelsstande zugewendet hatte, sich zur Abreise nach New-York anschickte. Zu Weihnachten kamen die Marburger wieder. Leichter und häufiger war das Wiedersehen, seitdem Wachsmuth nach Göttingen berufen war. Gern liess sich der zärtliche Grosspapa gefallen, dass die Kleinen in den schmalen Gängen seines Zimmers zwischen Büchergestellen und Schreibtisch um ihn herumkrochen, und mit eingehendstem Interesse verfolgte er ihre geistige Entwickelung. Ueber sein Verhältniss zu dem älteren der beiden Enkelkinder lassen wir eine Feder aus dem nächsten Familienkreise berichten. Wenn schon in den ersten Lebensjahren die Schönheit und Lieblichkeit des kleinen Walter, tiefsinnige Fragen und phantasievolle Vorstellungen des im Ganzen schweigsamen und ernsten Kindes das Interesse des liebevollen Grossvaters in hohem Grade erregten, so beobachtete derselbe, als der Knabe heranwuchs, mit immer steigender Freude neben der eigenthümlich anmuthigen und träumerischen Kindlichkeit seines „Poeterichs", wie er ihn zu nennen liebte, die Entwickelung geistiger und seelischer Anlagen, die den seinen vielfach verwandt waren. Er fand in dem Knaben dieselbe Vereinigung von Leidenschaft für die Erkenntniss, von energischer Willenskraft und von feurigstem, ausgelassenstem Jugendübermuth wieder, die ihm selbst einen so charakteristischen Stempel gegeben hatte. Er fand auch wieder den ur-

wüchsigen Humor, den frühzeitig ausgebildeten Sinn für Witz und für eine leise Ironie, die jubelnde Freude an der Natur vom Sternenschein und Sonnenuntergang bis herab zu jeder Pflanze, — eine Freude, die mehr, als das je bei dem Grossvater der Fall gewesen, sich bei dem Enkel sehr bald vertiefte zu der Lust den geheimnissvollen Fragen des Seins und Werdens nachzugehen. So war es Ritschl immer ein besonderer Genuss, sowie es seine Gesundheit zuliess, mit dem Knaben hinauszufahren in das Rosenthal oder in den Connewitzer Wald, und zu sehen wie das lebhafte Kind, welches sich im unruhigen Strassentreiben der Grossstadt langweilte, draussen glückselig aufjauchzte unter Bäumen und Vögeln. Wenn er den Knaben ansah, der so stolz seinen Weg ging, unberührt vom Kleinen und Niedrigen im Leben, vertieft in seine Gedanken und Phantasien, dazwischen überspringend in kraftvollste Lebensäusserung voll strahlender Heiterkeit, — wenn er zuletzt schon Gespräche mit ihm führen konnte über geistige Fragen wie politische Zustände des Alterthums, verglichen mit vaterländischen Zuständen, — wenn dann, sowie eine neue Erkenntniss dem Kinde aufging, leidenschaftliche Freude in seinen Augen leuchtete: dann fand der Grossvater oft nicht Worte, um seines Herzens Zärtlichkeit und seine fast bewundernde Rührung auszudrücken. Es existiren eine Reihe liebenswürdiger Briefe, die eingehend auf des Kindes Ausdrucksweise zeigen, wie sie in Ernst und Scherz mit einander verkehrt haben. Als der Acht- oder Neunjährige unter G. Löwe's Leitung seine ersten classischen Studien begann, schrieb ihm R. kurze lateinische Episteln, die er in deutscher, und deutsche, die er in lateinischer Uebersetzung zurückforderte. Oft hat er geäussert, dass bei seinen vielen körperlichen Qualen nur das Verlangen dieses Kindes Zukunft mitzuerleben ihm selbst das Weiterleben werthvoll mache. In einer seiner frühen Meditationen, mit denen er vor dem Aufstehen seinen Tag begann (es war ein Spaziergang durch alle Regionen geistig-gemüthlicher Interessen, in denen er lebte und webte), dachte er sich aus, wie sich die beiden Enkelein dereinst in die beiden Gebiete des Grossvaters brüderlich theilen sollten: aus dem Professor

validissime[1]), so ging es im zweiten doch schon wieder bergab. „Sechszehn volle Monate," so berichtet er traurig, „war ich in Leipzig wohler als seit Jahren: nun habe ich die Busse dafür wie eine angesammelte Rechnung auf einmal bezahlen müssen"[2]); und: „so gut wie im ersten Jahre hier ist mirs leider im ganzen zweiten nicht mehr gegangen. Ich leide fast ununterbrochen viel Schmerzen, muss mich auch von fast aller Geselligkeit ausschliessen, habe doch aber Kopf und Herz so frei und so frisch (meine ich) wie immer."[3]) Dass die Kunde von dem „kranken Mann" nicht unter die Leute komme und von den alten Widersachern ausgebeutet werde, suchte er sorgsam zu verhüten; und was man von seiner Wirksamkeit vernahm und von Erzeugnissen seines Geistes las, verrieth von Leiden keine Spur.

Während in Bonn nach seinem Fortgange das philologische Studium reissend heruntergiug, die klaffende Lücke nicht anders als durch Zöglinge der Ritschlschen Schule gestopft werden konnte, Jahn schon zu Anfang des Jahres 1866 unheilbar erkrankte und nach einiger Zeit (9. September 1869) seinen Leiden erlag: erblühte in Leipzig eine neue jugendfrische Philologenschule, welche bewies, dass die Kraft und Kunst des alten Helden noch ungebrochen war, und demselben nebenbei die Genugthung gewährte, auch ausserhalb Preussens wenn auch nicht *pour le roi de Prusse*, doch für die studierende Jugend des preussischen Vaterlandes nach wie vor nützlich zu sein.

Der stolze Aufschwung, welchen die Leipziger Philologie seit seinem Eintritt nahm, überstieg in der That alle Erwartungen. Mag man, wie billig, den günstigen Zeitverhältnissen, dem harmonischen Zusammenwirken hervorragender Kräfte Manches zuschreiben, so reden doch die Zahlen eine zwingende Sprache. Seit G. Hermanns Tode waren eine Zeit lang in Leipzig die philologischen Studien fast eingeschlafen, so dass z. B. M. Haupt zufrieden sein musste, wenn er in seiner Privatvorlesung ein Auditorium von 15 Zuhörern

1) An Stenzler 28. Februar 1866. 2) An O. R. 25. Mai 1867.
3) An Brambach 8. Januar 1868.

den Winters und noch tief in den Sommer hinein angelegen sein, brieflich und persönlich die mit jenem Ehrenamte verbundenen Mühewaltungen und vorbereitenden Schritte im Bunde mit seinem Präsidialcollegen Eckstein, dem alten Hallenser Genossen, zu betreiben. Die alten Schüler, Freunde und Verehrer dachten ein rechtes Fest unter solchen Auspicien zu feiern. Da trat der Krieg dazwischen. Nach Ablauf des Jahres aber, für das allein er sich verpflichtet hatte, fand er sich leider bewogen von der Leitung und allen damit verbundenen Geschäften zurückzutreten. Nur bei der Begrüssung am ersten Abend erschien er unter den fremden Gästen, und von Besuchen wurde seine Wohnung in den nächsten Tagen nicht leer.[1]) Uebrigens war und wurde es immer mehr ein still beschauliches Gelehrtenleben in häuslicher Zurückgezogenheit. Einigen wissenschaftlichen Verkehr pflegte er mit W. Dindorf, dessen Studien wenigstens mit einem Theil der seinigen zusammenfielen; manches trauliche und belebte Stündchen verplauderte er auch mit Wunderlich, welcher den interessanten Patienten in seine ärztliche Pflege genommen hatte.

Im Sommer vollends, wenn Alles auf Reisen war oder auf ländlichen Villen sass, machte sich für den Einsamen und Unbeweglichen, der über Rosenthal und Linie nicht mehr hinauskam, der Unterschied zwischen Leipzig und Bonn nur zu bemerklich. Da wandte er sich, wenn es irgend ging, wieder der altgeliebten Gartencultur zu: Rosen und feines Obst gediehen unter seinen erfahrenen Händen; erlesene Sämereien und Ableger machten ihm Freude. Nur einmal, im Juli 1869, plante er selbst eine Villeggiatur in Jena, um mit Schwager Hildebrand und dessen Familie einige Wochen gemeinsam zu verleben. Schon war die Wohnung gemiethet, aber selbst die kurze Reise schien im letzten Augenblick doch nicht ausführbar. „Für mich ist Spiel und Tanz vorbei," pflegte er wehmüthig zu sagen. Denn wenn er auch im ersten Jahre frohlockend melden durfte: *nos valemus idque*

1) Mit dem Rhein. Mus. XXVI 2 wurde ein gedrucktes Blättchen „statt brieflicher Mittheilung", datirt vom 1. März 1871, versandt. Die in der ersten Sitzung verlesene Erklärung (21. Mai 1872) wurde mit seiner Zustimmung nicht in die Verhandlungen aufgenommen.

validissime[1]), so ging es im zweiten doch schon wieder bergab „Sechszehn volle Monate," so berichtet er traurig, „war ich in Leipzig wohler als seit Jahren: nun habe ich die Buss dafür wie eine angesammelte Rechnung auf einmal bezahlen müssen"[2]); und: „so gut wie im ersten Jahre hier ist mir leider im ganzen zweiten nicht mehr gegangen. Ich leid fast ununterbrochen viel Schmerzen, muss mich auch vo fast aller Geselligkeit ausschliessen, habe doch aber Kop und Herz so frei und so frisch (meine ich) wie immer."[3] Dass die Kunde von dem „kranken Mann" nicht unter d Leute komme und von den alten Widersachern ausgebeut werde, suchte er sorgsam zu verhüten; und was man vo seiner Wirksamkeit vernahm und von Erzeugnissen sein Geistes las, verrieth von Leiden keine Spur.

Während in Bonn nach seinem Fortgange das phil logische Studium reissend herunterging, die klaffende Lück nicht anders als durch Zöglinge der Ritschlschen Schule g stopft werden konnte, Jahn schon zu Anfang des Jahres 18 unheilbar erkrankte und nach einiger Zeit (9. September 186 seinen Leiden erlag: erblühte in Leipzig eine neue jugen frische Philologenschule, welche bewies, dass die Kraft u Kunst des alten Helden noch ungebrochen war, und de selben nebenbei die Genugthung gewährte, auch ausserh Preussens wenn auch nicht *pour le roi de Prusse*, doch f die studierende Jugend des preussischen Vaterlandes na wie vor nützlich zu sein.

Der stolze Aufschwung, welchen die Leipziger Philolo seit seinem Eintritt nahm, überstieg in der That alle E wartungen. Mag man, wie billig, den günstigen Zeitverh nissen, dem harmonischen Zusammenwirken hervorragen Kräfte Manches zuschreiben, so reden doch die Zahlen e zwingende Sprache. Seit G. Hermanns Tode waren e Zeit lang in Leipzig die philologischen Studien fast ein schlafen, so dass z. B. M. Haupt zufrieden sein musste, w er in seiner Privatvorlesung ein Auditorium von 15 Zuhör

1) An Stenzler 28. Februar 1866. 2) An O. R. 25. Mai 1
3) An Brambach 8. Januar 1868.

um sich versammelte, wovon die Hälfte aus Theologen bestand.[1]) Weder Reinhold Klotz noch Westermann noch der greise Nitzsch vermochte sie zu erwecken. Es studierten im Winter 1859/60 im Ganzen 23 Philologen in Leipzig, von da an hob sich die Frequenz im Verhältniss zu der allgemeinen Zunahme: erst langsam bis 1862 auf 42; dann lebhafter (bis 1865 auf 71), seitdem die vergleichende Sprachwissenschaft in G. Curtius einen so berühmten und in so einziger Weise classische Philologie mit ihr verbindenden Vertreter gefunden hatte. Gleich im ersten Semester Ritschls 1865/66 belegten den Aeschylus 97, im folgenden Sommer den Plautus 116 Zuhörer. Im Sommer 1869 betrug die Zahl der Leipziger Philologen nicht weniger als 204, und im nächsten hatte sich dieselbe gegen ein Decennium früher verzehnfacht. Und immer mehr füllte sich R.s Hörsaal, so dass er ihn mit dem grossen vertauschen musste, welcher im ersten Pauliner Hof über dem Convict neu gebaut war, „leider für die armen Füsse eine Treppe hoch! Es ist zwar nicht mehr wirklich derselbe Raum, in dem ich bei G. H. hörte, aber doch dieselbe Luftregion. *Quanta mutatio rerum!*"[2]) Er las den Aeschylus vor 115, 184, 204, den Plautus vor 162, 222, Encyclopädie vor 104, 164, 216, Aristophanes vor 127, 198, lateinische Grammatik vor 96, 176, 170, Metrik vor 145, 159 Zuhörern: nur im letzten Semester ging es auf 114 herab.

Kein Wunder, dass nach Haase's Tod (im Herbst 1867) die Breslauer daran dachten, seinen berühmten Vorgänger für Preussen wiederzugewinnen; aber gleich auf die erste vertrauliche Anfrage antwortete R. in entschieden ablehnendem Sinne, nicht etwa aus Gründen des Alters und der Gesundheit: er fühlte sich noch nach dem französischen Kriege frisch genug, um in Strassburg, wenn er in den Fall käme, eine „Philologie comme il faut" zu begründen. Aber warum hätte er von Neuem auswandern sollen? An dem Minister v. Falkenstein hatte er einen Gönner und sympathischen

1) R. an Fleckeisen 20. November 1849. 2) An Fleckeisen 6. November 1868.

sinnung fern lag, und einen Privatbrief familiärsten Gepräges an eine vertraute Freundin (Mad. Cornu), aus momentaner Stimmung herausgeflossen, schlug man (die Abwesenheit des Hauptredacteurs benutzend) in einer vielgelesenen Zeitschrift an die grosse Glocke und läutete Sturm über Verrath und Byzantinismus. Wenn ein Mommsen demselben „Nationalfeind" seine Ausgabe der Pandekten verehrt und dabei den internationalen Charakter der Wissenschaft betont hatte, so fand man das ganz in der Ordnung und gewiss mit Recht, dass aber R. dem Stil und der ganzen Arbeit des hohen Autors einige Worte höflicher Anerkennung zollte, die seiner Anschauung, wie wunderlich sie auch sein mochte, wirklich entsprachen, dass er überhaupt die geistigen Fähigkeiten des Kaisers hoch stellte, damit sollte er der Würde deutscher Wissenschaft und dem Vaterlandsgefühl etwas vergeben haben. „*Mundus stultizat!*" schrieb er.[1]) „Die Unlogik der Menschheit ist zu gross. Was ich für Privatmeinungen über Napoleon Niebuhr Mommsen oder was sonst hege und privatim äussere, geht doch keinen Sterblichen etwas an, und bin ich darüber der Welt keinerlei Rechenschaft schuldig, — seien sie nun gescheit oder ungescheit. Werden nun solche Privatmeinungen zu öffentlichen gemacht, so ist ja das eben die Perfidie, um die sichs handelt: und jeder gerechtgesinnte hat die solchergestalt zur Veröffentlichung kommenden Privatmeinungen einfach zu ignoriren, nicht aber mich dafür öffentlich verantwortlich zu machen. Wohin sollte es kommen, wenn alles, was wir, was jedermann in jeder zufälligen Stimmung, alltäglich in vertrauten Briefen äussern, ein paar Tage darauf gedruckt erschiene!"

Es gab doch noch genug Unbefangene, noch mehr im Auslande (z. B. in der Schweiz) als in Deutschland, welche an das Urtheil über die intellectuellen Gaben der Sphinx an der Seine erinnerten, wie es nach dem italiänischen und dem Krimkriege, vor dem stolzeren Aufsteigen des deutschen Adlers allgemein und auch von Publicisten ersten Ranges gefällt worden war.

---

1) An O. R. 9. April 1871.

und diesen Zuständen ein Ende wünschen mochte: sein Glaube an Preussens Beruf für und in Deutschland kam nicht ins Schwanken. Die Auseinandersetzung mit Oesterreich im Jahr 1866 sah er als eine geschichtliche Nothwendigkeit an, lehnte aber, so lange der Kampf währte, schon aus Gründen der Dankbarkeit und Pietät jede politische Demonstration ab. An dem Aufruf seiner Leipziger Collegen zu Gunsten des von der Würtembergischen Regierung rücksichtslos gemaassregelten Historikers Reinhold Pauli in Tübingen betheiligte er sich im Namen der gefährdeten Ehre und Selbständigkeit des deutschen Professorenstandes, für die einzutreten er in seiner eignen Vergangenheit erhöhten Anlass fand. Uebrigens hielt er sich an das Gegebene und freute sich von Herzen, dass Sachsen seine selbständige und unabhängige Kraft nunmehr erst recht auf die Pflege der geistigen Güter concentriren könne und werde.[1])

Dem grossen Zug der Bismarckschen Politik, wie er sich nach Königgrätz entwickelte, jauchzte er aus vollem Herzen zu, und dass er, wie wir alle, den Siegeszug der deutschen Waffen über Frankreich von Wörth nach Sedan und von da nach Paris mit patriotischer Begeisterung verfolgte, versteht sich von selbst. Nun müsse, so meinte er, eine neue Culturepoche angehen, in welcher die germanische Race sich zur stimmführenden und maassgebenden Macht der Welt erhebe, und sie herbeizuführen, das sei die Mission des „prächtigen alten" Kaiser Wilhelm. Der deutschen Journalistik gereicht es nicht zur Ehre, dass sie die Cloaken der Pariser Commune nicht verschmähte, um ihnen Stoff zur Beschimpfung eines um das Vaterland verdienten Heros deutscher Wissenschaft zu entleihen und hämischen Feinden eine Genugthuung zu bereiten.

Einen schuldigen Dankbrief an Napoleon für ein mit eigenhändiger Dedication versehenes Exemplar der Biographie Julius Cäsars, geschrieben zu einer Zeit (14. April 1865), wo jeder Verdacht einer Verleugnung vaterländischer Ge-

1) An Fleckeisen 12. Januar 1867.

rückgewiesen hatte. Aber so oft er in seinem Vorlesungscyclus an diese Disciplin kam, waren immer wieder neue Systeme zu prüfen und die Resultate so wenig förderlich, dass er die auf ihre Widerlegung verwendete Zeit und Mühe immer schmerzlich beklagte. Im Winter 1869/70 griff er diese Fragen wieder einmal mit voller Energie auf. Um die Forderung der Gleichtactigkeit, womit die modernen Rhythmiker an die Behandlung der antiken Metra herangingen, wirksam mit historischen Analogien zurückzuweisen, studierte er eifrig die Geschichte der Musik vom 6ten bis 16ten Jahrhundert n. Chr., nahm Reiche's Fugen, die alten Choralmelodien, Operncompositionen wie die weisse Dame, Mendelssohns Antigonemusik, Wagners Meistersinger, Volkslieder, deutsche wie italiänische, deren Melodien er sich einst selbst aufgezeichnet hatte, Nationaltänze u. s. w. vor. Wo er sich nicht mit dem blossen Notenlesen begnügen mochte, liess er sich die Wirkung durch seine Tochter oder seine musikkundigen Hausgenossen, den Kapellmeister Röntgen und dessen Frau zu Gehör bringen. Auch mit Paul, dem Kenner der Musikgeschichte, conferirte er. Eine sehr eingehende Correspondenz mit Brambach in Freiburg[1]), der grade auch in metrische Studien vertieft und gleichfalls der herrschenden Richtung abgeneigt war, brachte die brennenden Punkte zur Sprache: er fasste sie schliesslich in wenigen prägnanten Sätzen zusammen, welche in der Einleitung zu Brambachs „rhythmischen und metrischen Untersuchungen" (1871) gedruckt sind.[2]) Keine von den drei Grundannahmen der Neueren, weder die Uebereinstimmung, im rhythmischen Gebiete, der antiken Musik mit der modernen; noch das Erforderniss der Tactgleichheit für den Begriff der Musik; noch drittens das gänzliche Zusammenfallen der Metrik und der Musik in quantitativ-rhythmischer Beziehung, d. h. eine mathematisch-exacte Ausgleichung der Sylbengrössen in der Metrik fand er philologisch bewiesen oder beweisbar. Die Theorie des Aristoxenus, welche Rossbach-Westphal als unfehlbar zu

1) Mitte Januar 1870. 2) Opusc. V 592—595. Denselben Standpunkt drückt ein Promotionsvotum R.s vom Mai 1875 aus.

Dass man an den Kaiser der Franzosen, mochte man über seinen Charakter denken wie man wollte, in andren Wendungen schrieb wie an seines Gleichen, war an sich für jeden Verständigen unverfänglich. Aus alter Jugendgewöhnung hatte R. gewisse, für unser heutiges Gefühl übertriebene Formen conventioneller Deferenz und Höflichkeit gegen Standespersonen wie gegen Damen beibehalten, die man altmodisch finden konnte. Aber sehr hätte man sich geirrt, wenn man diese Schnörkel gesellschaftlicher Etikette für mehr genommen hätte: sofort würde das Selbstgefühl des Verkannten mit mehr oder weniger herber Ironie dagegen reagirt haben. Eine „als Manuscript gedruckte" anonyme Erklärung aus seiner Feder, die sofort im März 1871 erschien, beleuchtete die ihm gemachten Vorwürfe und die Perfidie des eingeschlagenen Verfahrens.

2. Wirksamkeit.

Unter den Objecten seiner Vorlesungen war es die Metrik, welche R. noch einmal in Leipzig einer fundamentalen Revision unterzog. Mit den neuen musicalisch-metrischen Theorien, welche diese Wissenschaft in so wilde Gährung versetzt haben, konnte er sich wenig befreunden. Schon Rossbachs Rhythmik hatte er während eines Wiesbadener Aufenthaltes im August 1856 „mit Aechzen und Zweifel" tractirt; im Herbst des folgenden Jahres, als er einige Nachcurwochen in Rolandseck zubrachte, studierte er für die bevorstehenden Wintervorlesungen das Rossbach-Westphalsche System und war mit diesem „sehr sauren Stück Arbeit" am 25. October soweit fertig geworden, um bei dem seinigen ‚ohne Gewissensscrupel verharren zu können, *mutatis mutandulis*."[2])

Er fand wesentlich nur eine „tiefer begründete Steigerung" der Apelschen Grundanschauung, die er von jeher zu-

1) Eine vernünftige Besprechung des berüchtigten Buches L'Allemagne aux Tuileries de 1850 à 1870 u. s. w. von Henri Bordier findet sich in den Blättern für litterarische Unterhaltung vom 18. April 1872 Nr. 16 p. 254 ff. 2) An Pernice, Rolandseck 25. October 1857.

wohl, dass die Wirkung derselben auf die Gemüther eine beruhigende sein kann? Eine Cither müsste der Nachtwächter umgehängt haben, um die Leidenschaften zu dämpfen.“ Natürlich grosser Enthusiasmus. Zu nicht geringem Vergnügen der lauschenden Jugend veranschaulichte er seine Auseinandersetzungen über die Rhythmik der Alten durch Vorsingen bezeichnender Melodien. Ueberhaupt liess er sich auch durch die grossen Auditorien das unbefangen persönliche Verhältniss zu seinen Hörern nicht verkümmern. Auf den ersten Bänken musste er daher bekannte Gesichter vor sich haben. Selbst eine erhöhte Neigung sich im familiären Geplauder etwas gehen zu lassen, dem Zuge der Gedanken, wie sie grade aufstiegen, ohne strenge Einhaltung einer festen Gliederung des Stoffs sich hinzugeben, wurde in den letzten Jahren wohl bemerkt. Wer ein derbes Heft zum Repetiren erwartete, fand nicht mehr seine volle Rechnung. Desto mehr fühlten sich Andre von dem Hauch persönlicher Wärme und unmittelbarer Beredsamkeit angezogen.

Aber die Disputationen waren noch eben so schneidig wie früher. Flog doch einmal im Feuer des Streites einer der weiten Filzschuhe, welche der Schwerwandelnde zu tragen genöthigt war, von dem mitargumentirenden Fusse bis in den fernsten Winkel des Saales! „Wir haben gar oft da Stunden erlebt,“ so berichtet ein gültiger Zeuge[1]), „in welchen R. durch die Kunst, mit der er die Verhandlung leitete oder in Fluss brachte oder durch sein eignes Eingreifen zum Abschluss führte, durch die Schärfe, womit er das Maass der erreichten Wahrscheinlichkeit oder Gewissheit zu treffen, durch den Verein von Strenge und liebenswürdiger Nachsicht, womit er Tadel und Aufmunterung zu mischen wusste, uns nicht nur entzückte und bezauberte, sondern, ich kann wohl sagen, moralisch geläutert entliess. Nur eine solche Stunde als an der Arbeit Betheiligter unter ihm erlebt zu haben, wo man gewissermaassen ruckweise sich geistig gefördert sah, musste als ein unschätzbarer Gewinn fürs ganze Leben betrachtet werden.“

1) Dr. Stürenburg.

Grunde legen, liess er nur als einen subjectiven, freilich „eben so geistreichen und energisch consequenten wie eben darum von einseitigen Abstractionen und einem gewissen Mechanismus nichts weniger als freien Versuch" gelten, der obendrein durch die Dunkelheit und Mehrdeutigkeit der in grösster Knappheit überlieferten Sätze dem Missverständniss nur zu sehr ausgesetzt sei. Seine Einseitigkeit erkannte er in der Verwerfung aller nachäschyleischen Musik: wie wenn Einer die Grundsätze der modernen Musik nur aus Bach construiren und Mozart, Beethoven, vollends Schumann Mendelssohn Schubert Wagner ignoriren wollte. In der unbedingten Unterwerfung unter jene nicht einmal zuverlässig und unbestritten überlieferten, sondern hypothetisch und immer wieder anders reconstruirten Sätze sah er eine *petitio principii*. Seine eigenen Anschauungen gegenüber einem solchen „Kirchendogma" nannte er anspruchslos „populär-naturalistische", nicht auf der Annahme mathematischer Nothwendigkeiten, sondern auf dem Princip annähernder Accommodation der Sprachsylben an das musikalische Maass beruhende, wobei das *'minima non curat praetor'* zur Geltung komme. Die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit rhythmischer Formen, wie sie die schöpferische Thätigkeit des antiken Dichters dem Wechsel seiner Empfindungen anzupassen verstand, wollte er nicht um den Preis einer problematischen Tactgleichheit für die langweiligste Monotonie hingeben, wie sie durch willkürliche Pausen und Dehnungen erzielt wird.

Die trockne Strenge aber solcher theoretischen Auseinandersetzungen wusste er durch Humor und anschauliche Erläuterung anmuthig zu unterbrechen. So begann er einst: „Neulich, meine Herren, ist Ihnen doch wohl der Unterschied zwischen Kithara- und Aulosmusik noch nicht recht klar geworden. In der Droschke beim Heimfahren habe ich noch darüber nachgedacht. Da ist mir eine Galenusstelle eingefallen: die Kitharamusik hat etwas Beruhigendes, die Aulosmusik etwas Aufregendes. Wenn nun z. B., wie das zu gehen pflegt, Samstag Abends Studenten aus der Kneipe heimkehren, sich auf der Strasse ein Conflict entspinnt, und nun dazwischen die Pfeife des Nachtwächters ertönt: glauben Sie

kataloge, besonders auch durch eifrige Benutzung der persönlichen Verbindungen R.s mit Gelehrten wie mit Verlagsbuchhändlern (namentlich Teubner), wodurch die schätzbarsten Werke wenn nicht umsonst, doch zu sehr ermässigten Preisen erworben wurden, — auf solchem Wege gelang es in wenigen Jahren eine nicht unansehnliche Societätsbibliothek zusammenzubringen, deren Bestand in einem gedruckten Katalog (1872) verzeichnet und planmässig mit immer gesteigerten Kräften vermehrt wurde. Seit Herbst 1874 erhielt die Casse der Societätsbibliothek einen jährlichen Zuschuss von 300 Thalern aus Staatsmitteln, wogegen der gesammte Bücherschatz dereinst, nach des Stifters Tode, dem Seminar als Eigenthum überwiesen wurde.

Das Band, welches die Mitglieder der Gesellschaft mit dieser und untereinander vereinigte, löste sich nicht mit dem persönlichen Ausscheiden der Einzelnen aus den regelmässigen Uebungen. Die in Leipzig nunmehr als Lehrer an den Schulanstalten oder der Universität Wirkenden blieben in dauerndem Verkehr mit der Societät, interessirten sich für ihr Gedeihen, wurden zu den feierlichen Eröffnungssitzungen eingeladen und hospitirten gelegentlich: es war ein durch geistige Gemeinschaft zusammengehaltener, stetig wachsender Verein für das Leben. Aus diesem Gefühl dauernder Zusammengehörigkeit entwickelte sich nun weiter naturgemäss der Wunsch, als ein in freier Vereinigung geschlossenes Ganzes auch öffentlich Zeugniss von sich abzulegen, also gemeinschaftliche Publicationen ins Leben treten zu lassen. So entstanden die *Acta societatis philologae Lipsiensis*, deren erstes Heft im December 1870 ausgegeben ist. Während die Anfänge der einzelnen Abhandlungen allerdings meist auf die früheren Uebungen zurückgehen, auch ein und der andre Bruchtheil bereits früher für den praktischen Zweck einer Preisarbeit oder Doctordissertation benutzt ist, fällt ihre druckfertige Ausarbeitung und abschliessende Durchführung überwiegend in ein späteres Lebensstadium, in dem die Verfasser bereits feste Stellungen als Gymnasiallehrer, Privatdocenten, Universitätsprofessoren eingenommen hatten. Die leitende Idee des ganzen Unternehmens war Bewährung strenger philologischer Methode bei erreichbar grösster Mannig-

Für die Continuität der Bonner Schultradition war am besten durch das Häuflein junger Colonisten gesorgt, welche der Meister mitbrachte.[1]) Uebrigens erkannte er bald: „Leute nach meinem Herzen werde ich mir freilich erst nach und nach ziehen können; aber ich bin ja auch noch — jung und habe Geduld gelernt. Zeit bringt doch Rosen, so Gott will."[2]) Zur eigentlichen Pflanzschule selbständiger Arbeiter in seiner Richtung diente nicht sowohl das Seminar, welches er mit zweien seiner Collegen zu theilen hatte, als vielmehr die von R. allein gegründete und privatissime geleitete philologische Gesellschaft.[3]) Schon im Winter 1865/6 bat ihn eine Anzahl reiferer Studenten, ausser dem Seminar exegetisch-kritische Uebungen mit ihnen anzustellen. Er eröffnete sie nach Neujahr: da die Wochentage alle besetzt waren, nahm er zuerst den Sonntag Nachmittag dazu, wo er 8—10, nicht mehr, auf seiner Stube versammelte. Sie waren (zwei Stunden wöchentlich und unentgeltlich) ganz nach der bewährten und seit langer Zeit durchgeführten Art seiner Bonner Seminarübungen eingerichtet, die Erfolge machten beiden Theilen Freude, die Bewerber mehrten sich, so dass im nächsten Winter die förmliche Constitution einer *societas philologa* erfolgte, und zwar in zwei Abtheilungen, einer von ordentlichen, d. h. zur Mitarbeit verpflichteten Mitgliedern, deren Zahl auf 12 beschränkt ward, und einer von ausserordentlichen, mehr zuhörenden in beliebiger Menge, die sich im Lauf der Jahre allmälig auf 30—40 gesteigert hat. Bald stellte sich mehr und mehr das Bedürfniss nach einer besonderen Handbibliothek heraus: ihre Gründung und Pflege wurde nun ein besonderes Nebenvergnügen des ehemaligen Oberbibliothekars, und unter ihm führte Jungmann, sein getreues Factotum, die Verwaltung. Durch freiwillige regelmässige Selbstbesteuerung der Mitglieder, durch manche gelegentliche Geschenke (besonders von Seiten R.s), durch aufmerksame Ausbeutung aller Antiquariats- und Auctions-

1) Unter ihnen Erwin Rohde, Friedrich Nietzsche, Wilhelm Clemm. 2) An O. R. 26. December 1865. 3) Hierüber ist eine eigenhändige längere Auseinandersetzung R.s (datirt: L. 20. Juli 1875) grossentheils wörtlich zu Grunde gelegt worden.

licher Berather und Förderer auch in rein persönlichen Angelegenheiten. Und mit und neben ihm die kluge, warmherzige Gattin! „Ihr Haus war mein gutes Gewissen," schreibt ein sehnsüchtig Dankbarer, „das ich stets befragte, dem ich meist folgte, ohne welches ich nichts Wichtiges unternahm. Alle meine Freuden und Leiden haben dort warme Herzen gefunden, die wirklich Theil nahmen, was ja selten geschieht, oft zu geschehen scheint."

Der Famulus war mehr eine Art Adjunct an R.s Seite. Ihm pflegte er die zahlreichen Empfohlenen vorerst zu gedeihlicher Orientirung und Einführung zuzuweisen, und geheimnissvolle Runen auf der mitgegebenen Karte, nur dem Eingeweihten verständlich, deuteten die Geistesart des Ueberbringers und das ihr angemessene Verfahren an. Den Famulus, wenn er ihm persönlich zusagte (am nächsten stand ihm Jungmann), nahm er zum Begleiter auf seinen täglichen Spazierfahrten, mit ihm ruhte er bisweilen nach heissen Seminar- oder Societätsdebatten von des Tages Last bei einer Flasche guten Weines aus, zu welcher er ein ökonomisch in der Tasche mitgebrachtes Brödchen, mit Salz oder Kümmel bestreut, zu verzehren liebte. Wie in Bonn betrieb er die Bildung eines philologischen Vereins aus den tüchtigsten Studierenden höherer und mittler Semester, und hatte die Freude ihn schnell und kräftig erblühen zu sehen.

Aber noch Eins fehlte, um der sächsischen Universität im Wettkampf mit ihren deutschen Schwestern gleiche Waffen und gleichen Boden zu sichern: eine Stiftung, welche junge Gelehrte nach Absolvirung ihrer Studien in den Stand setzte, zum Behuf ihrer weiteren Ausbildung und wissenschaftlicher Unternehmungen das Ausland und insbesondre die Stätten der antiken Cultur zu bereisen. Ein ständiges Reisestipendium also, nicht ausschliesslich zu archäologischen, sondern zu allgemein philologischen Zwecken, und für Zöglinge der Leipziger Universität war der Gegenstand eines Antrages, welchen auf R.s Anregung die Directoren des Seminars beim Ministerium stellten.[1]) Durch preiswürdig-

1) Eingabe vom 25. Mai 1874.

faltigkeit der behandelten Aufgaben. Wo möglich der ganze Kreis der classischen Philologie, wie der Leiter dieselbe auffasste, sollte umschrieben, jede einseitige Beschränkung auf ein besondres Gebiet vermieden werden. In der That ist das griechische nicht weniger als das römische Alterthum, die späteren sowohl wie die älteren Perioden und die Blüthezeit, die prosaische wie die poetische Litteratur, Exegese und Kritik, Grammatik und Metrik, Geschichte in allen ihren Verzweigungen, Alterthümer und Quellenforschung, Epigraphik und Chronologie, auch Philosophie vertreten: nur etwa Mythologie und Kunstgeschichte sind leer ausgegangen.[1]) Dass die Früchte gediegener Studien auch in gefälliger und correcter Form sich darstellten, und das lateinische Gewand, wo es angelegt war, auch wirkliches Latein war, dafür sorgte mit unablässiger Strenge und unverdrossener Pflege der Herausgeber. Wie viel aufopfernde Mühe die Sauberkeit der Redaction verschlungen hat (in eigner Person corrigirte und revidirte er jeden Bogen 3—4mal), vermag nur der in solchen Dingen erfahrene Kenner zu ahnen. Auch an eigenen kürzeren Beiträgen, Zusätzen und Anmerkungen textkritischen, glossographischen, grammatischen Inhalts liess es der Koryphäus dieses wohleinstudierten Chores nicht fehlen.[2]) In dankbarer Erinnerung an die in Leipzig und Halle einst erfahrene heilsame Zucht G. Hermanns und Reisigs war der erste Band dem Andenken dieser Leuchten und Hüter strenger Methode gewidmet, der zweite den Hallischen Genossen Eckstein und Seyffert. Den Jugendfreunden Graffunder und Niese war der dritte „in Alterstreue" zugeeignet, der 6te (1876), der die Reihe beschloss, Lehrs und Halm.

Fast noch wärmer, man möchte sagen zärtlicher, väterlicher als in Bonn gestaltete sich in Leipzig das Verhältniss des greisen Meisters zu seinen vertrauteren Jüngern. Je mehr er durch zunehmendes Leiden von der grossen Welt abgeschnitten, auf Haus und Hörsaal beschränkt war, desto vertraulicher wandte er sich der Jugend zu als unermüd-

1) Ein Verzeichniss der Mitarbeiter und ihrer Beiträge steht im 6ten Bande. 2) Opusc. III 188—191. 831—835. V 232—235. 570—572. Dazu Acta II 462—475. 482 in Anmerkungen.

halten. Nachdem bereits in Petersburg ein historisch-philologisches Institut, überwiegend von deutschen Kräften geleitet, zur Heranbildung von Gymnasiallehrern dieser Richtung geschaffen war, trat die Regierung der deutschen Studienweise noch näher. Sie sandte drei Zöglinge jenes Institutes nach Leipzig, um sich dort für den künftigen Beruf russischer Universitätsprofessoren noch vollständiger vorzubereiten, und beabsichtigte regelmässig, Semester für Semester eine grössere Anzahl angehender Studenten, mit liberal bemessenen Stipendien ausgestattet, derselben Hochschule zu einem mehrjährigen Cursus in der classischen Philologie anzuvertrauen, um so allmälig einen Stock wissenschaftlich gebildeter Lehrer für das Vaterland heranzuziehen. Wie das am besten anzufangen sei, sollte nun R. sagen. Er erkannte, dass es bei dem Abstande zwischen der Vorbildung russischer und deutscher Abiturienten und bei der Ueberfüllung der Seminarien mit einheimischen Zöglingen unerlässlich sei, die Früchte der gemeinschaftlichen akademischen Unterweisung durch Einrichtung besonderer, auf das individuelle Bedürfniss der Stipendiaten berechneter Vorlesungen und seminaristischer Uebungen zu sichern, und dass diese ganze selbständige Einrichtung der einheitlichen Leitung eines besondren Directors zu übergeben sei. Er erklärte sich dem genannten Abgesandten gegenüber bereit sie zu übernehmen, wenn ihm unbedingte Vollmacht zur Ausführung und ein Adjunct seiner Wahl an die Seite gegeben werde: nur so glaubte er mit seiner ganzen moralischen Verantwortlichkeit für das Gelingen einstehen zu können.[1]) In der That wurden alle seine durchaus zweckmässigen Vorschläge, seine Wünsche und Bedingungen in höchst ehrender und vertrauender Weise entgegengenommen und genehmigt, namentlich auch die Anstellung von Hörschelmann, der im Begriff stand, sich als Privatdocent zu habilitiren und der russischen Sprache mächtig war, als Adjunct.[2])

1) R. an Fleckeisen 7. Juni 1873. 2) Vgl. Deutsche Allgem. Zeitung Nr. 259, Mittwoch 5. November 1873 und Beilage zu den Jahrbüchern für class. Philol. 1873, von R. verfasst: an Fleckeisen 14. September 1873. Der gedruckte Auszug der Statuten ist datirt: März 1874.

stes Entgegenkommen und wirkungsvolle Vermittelung des nunmehrigen Haus-Ministers von Falkenstein gelang es in der That, den König erst zur gnädigen Bewilligung einer Reiseunterstützung im Betrag von 600 Thalern an Ludwig Mendelssohn[1]), dann zu dauernder Stiftung eines vom König zu verleihenden jährlichen Stipendiums im gleichen Betrage[2]) zu bestimmen: die an das Hausministerium zu richtenden Vorschläge für die Vergebung desselben wurden dem Directorium des philologischen Seminars in Leipzig übertragen.

Welche Früchte R. über den kurzen Rest seines Lebens hinaus aus dieser Gunst für die Wissenschaft zu gewinnen wusste, wird geeigneten Ortes berichtet werden.

Wenn in Leipzig fast noch mehr als in Bonn die philologischen Studenten aus allen Nationalitäten gemischt waren, so wuchs der unmittelbaren Zucht und Schulung R.s noch in seinen letzten Jahren ein neues Reich hinzu durch die Gründung des russischen Seminars. Durch persönlichen wie brieflichen Verkehr mit dortigen Gelehrten waren nähere Beziehungen zu Russland längst eingeleitet: wo immer es galt den classischen Studien neuen Boden zu gewinnen und die Fahne der humanistischen Bildung zu entfalten, konnte man auf R.s enthusiastische Theilnahme, seinen eingehenden Rath und seine thätige Hülfe am sichersten rechnen.

Es war Anfangs Juni des Jahres 1873, dass der kais. russische wirkl. Staatsrath v. Georgiewsky, Präsident des wissenschaftlichen Comité's des Ministeriums der Volksaufklärung, den berühmten Lehrer in Leipzig aufsuchte, um mit ihm über ein dort zu begründendes philologisches Institut zu unterhandeln. Nach jahrzehntelangen Schwankungen und Parteikämpfen hatte sich auf dem Gebiete des höheren Unterrichtswesens in Russland ein völliger Umschwung vollzogen: das Princip, dass der gesammte Gymnasialunterricht wesentlich auf das Studium der classischen Sprachen gegründet sein solle, hatte durch den mächtigen Einfluss des Ministers Tolstoy obgesiegt und die kaiserliche Sanction er-

1) Erlass vom Ministerium des k. Hauses an R. 3. Juni 1874.
2) Erlass des k. Hausministeriums vom 20. Juli 1874 auf die Eingabe.

So wurde der thätige Mann durch die doppelte Begabung seiner Natur wie durch eine Schicksalsmacht immer wieder nach verschiedenen Seiten getrieben. Er hatte im Beginn seines neuen Leipziger Lebens die Gewohnheit praktischen Wirkens, Administrirens, Organisirens, worin er früher „wie ein Fisch im Wasser schwamm", gar sehr vermisst. Natürlich fehlte es auch nicht an Versuchungen, ihn abermals in den Strudel der Geschäfte zu ziehen, aber er versagte sich denselben consequent, wo es nicht wirklich bedeutenden Fragen galt, z. B. der Reform des Promotionswesens oder der Erhöhung des Bibliotheksfonds oder einer wichtigen Berufung: dann warf er sich mit gewohnter Spannkraft auf die Erreichung seines Zieles. Einmal (im April 1866) arbeitete er auch für den Rath der Stadt Leipzig auf dessen Wunsch ein Gutachten aus, worin er die damals vorgeschlagene Vereinigung beider städtischer Gymnasien, der Thomana und der Nicolaitana, mit gründlichen statistischen Nachweisen und den überzeugendsten pädagogischen Gründen erfolgreich widerrieth. Uebrigens erklärte er seinen unwiderruflichen Entschluss, allen akademischen Aemtern fern bleiben zu wollen; und nachdem er einmal „durch die Führung des Himmels" dazu gekommen war, alles Praktische mit einem Male loszuwerden, fühlte er sich ganz glücklich, nur dem Lehren und der Wissenschaft zu leben: die Süssigkeit akademischen Einflusses hatte er hinreichend geschmeckt und seine Dornen gründlich empfunden. Nach Jahresfrist schon fand er, dass er sich in die neuen Zustände ganz eingewöhnt, sich den Dingen und nach Möglichkeit auch die Dinge sich assimilirt habe; und immer mehr gewann er die Ueberzeugung, dass die wenngleich gewaltsame und unliebsame Entfernung von Bonn zu einer grossen Wohlthat für seine Studien geworden sei.[1])

Zeitung 19. December 1874 Nr. 296, Dresdner Zeitung, Dienstag 22. December 1874 Nr. 298 A. (vgl. Sonntagsnummer), Hamburger Correspondent 29. December 1874 Nr. 304. 1) An Brunn November 1866, an Fleckeisen Winter 1867.

Schon im Herbst desselben Jahres wurde das neue Seminar zunächst mit 8 Stipendiaten eröffnet. Freilich machte es dem schon Ueberbürdeten wieder viel mehr zu schaffen als er gedacht hatte. Zu den Unterrichtsstunden und Uebungen, die den Umständen nach einen schulmässigeren Charakter tragen mussten, kamen Correcturen lateinischer Ausarbeitungen, Repetitionen, Prüfungen und sehr eingehende Berichte hinzu, welche Zeit und Mühe kosteten. Durch die auf 25 und dann 30 anwachsende Zahl der Zöglinge wurde seit dem Herbst 1874 die Errichtung zweier Cötus und die Anstellung eines zweiten Adjuncten[1]) erforderlich.

Es war aber nicht allein die Ueberwachung der intellectuellen und wissenschaftlichen Ausbildung so vieler Rekruten, welche dem Director oblag, sondern wie eine Art Pensionsvater fühlte er sich auch für die finanzielle, moralische und allgemein menschliche Existenz seiner Schutzbefohlenen mitverantwortlich. Auch einer tückischen Insinuation, welche dem ganzen Institut das Vertrauen zu entziehen suchte, hatte er gegenüberzutreten. In öffentlichen Blättern[2]) erschienen anonyme Andeutungen, dass Mitglieder desselben eine Zustimmungsadresse an eine socialdemokratische Versammlung in Coburg erlassen hätten und dass die russische Regierung eine Untersuchung darüber eingeleitet habe oder einzuleiten gedenke. Schon einige Tage vorher aber (10. Dec.) ging derselben der Wink zu, in einer sächsischen Zeitung sei von einer seitens der Leipziger Seminarstipendiaten abgesendeten Adresse socialdemokratischer Tendenz zu lesen. Dagegen sandten sämmtliche Stipendiaten (25) eine von ihnen unterzeichnete Erklärung nach Petersburg, unter Verpfändung ihres Ehrenwortes, dass sie, insgesammt und jeder einzelne für sich, wie überhaupt jeder politischen Agitation oder Demonstration fremd und nur ihren wissenschaftlichen Studien hingegeben, so insbesondre an jener Sympathieadresse unbetheiligt seien u. s. w. Diese Erklärung veröffentlichte R. selbst in mehreren Zeitungen.[3])

1) Zuerst Stürenburg, auf welchen Ostern 1875 Fritz Schöll folgte. Nach Hörschelmanns Abgang (Herbst 1875) trat Goetz ein. 2) Dresdener Zeitung 13. December 1874 Nr. 291 A. 3) Deutsche Allgem.

Zerrüttung des überlieferten Textes der Elegien erkannt und als Hauptursache derselben eine durch den ersten Abschreiber unsrer Sammlung verschuldete Umstellung ganzer Versgruppen vermuthet hatte. Nur verfuhr er in der Analyse des Gedankenganges und der Herstellung des Zusammenhanges mit weit mehr Schärfe und Kunstverstand, so dass es ihm durch verhältnissmässig einfache Mittel gelang, die nachgewiesenen Uebelstände zu beseitigen und ein in den meisten Partien tadelloses Ganzes herzustellen. Nicht, um das entscheidende Gewicht rein innerer Gründe für diesen einzelnen Fall zu verstärken und eine Kühnheit, die ihre Berechtigung in sich selber trägt, vor ängstlichen Gemüthern zu rechtfertigen, sondern nur zu erwünschter Ergänzung als Beitrag zur Lösung des diplomatischen Problems legte er dar, wie leicht in der That bei Voraussetzung eines alten Urcodex kleineren Formates die aufgelösten Blätter desselben verschoben, auch Vorder- und Rückseite vertauscht werden konnten. Und zuletzt offenbarte sich als ungesuchte Bestätigung des gefundenen Ergebnisses auch die kunstvoll symmetrische Composition, welche in freier Anmuth, durch den sanften Wellenschlag der Stimmungen und Bilder wie von selbst gegeben, durch die musikalische Begleitung auch leicht zu markiren, schon in der frühesten ionischen Elegie, bei Mimnermus Solon Tyrtäus dem Aufmerksamen entgegentritt und von den Alexandrinern so wenig als von den Römern übersehen ist. Nicht indessen auf eine „bewusste künstliche Berechnung des Dichters im einzelnen" wollte er die merkwürdig in einander greifenden Symmetrien angesehen, wohl aber „in ihnen die stillen Wirkungen einer wahren Künstlernatur" erkannt wissen, „deren innerem Sinne die Geheimnisse der Harmonie aufgegangen sind".[1]) Wie nach kritischen

1) R. an Welcker 25 Juni 1866: „Eine oder die andre Seite des anspruchslosen Aufsatzes möchte wohl, meine ich, auf Ihre Zustimmung rechnen können, wenn ich mich anders recht besinne auf manche Ihrer mündlichen Aeusserungen über die heutzutage mit so viel Eifer verfolgte Symmetrie in den alten Dichtern. Ich denke wenigstens dem μέτρον ἔχειν ἀγαθόν nicht untreu geworden zu sein: wie ich denn überhaupt der Meinung bin, dass eine auf die äusserste Spitze getriebene Wahrheit zur Unwahrheit wird." Trotz höchster Erregung über den

3. Arbeiten.

Zwei oder drei Hauptaufgaben waren es zunächst, deren allmälige Erledigung seine wissenschaftliche Lebensbahn zu einem gewissen Abschluss bringen sollte: die Sammlung seiner kleinen Schriften, Plautus und die Geschichte der lateinischen Sprache. Aber neben und zwischen diesen Massen rankten sich gar manche theils frei gewählte, theils durch Umstände veranlasste Arabesken: mancher anmuthige Spaziergang, auch manche bedeutendere, ergebnissreiche Excursion führte von der grossen Strasse ab.

Zumuthungen wie die, Reisigs Biographie zu schreiben, wies er mit Recht zurück.[1]) Mancherlei textkritische Aufsätze zu Euripides Aristophanes Isokrates, zu Tibull und der lateinischen Anthologie, zu Cicero Sallust Quintilian Tacitus, lauter Beiträge zum Rheinischen Museum, wurden durch die Disputationen im Seminar und in der Societät hervorgerufen[2]), jeder ein Kleinod durch die gewohnte Kunst abgerundeter Beweisführung, erfrischend durch die gesunde Abneigung gegen gesuchte Spitzfindigkeiten und lahmen Conservatismus. Kein Problem, das ihm einmal vorgelegt war, liess er fallen, ohne wenigstens für seine subjective Ueberzeugung die Lösung oder den Grad der Lösbarkeit zu einem Abschluss gebracht zu haben. Manche Stelle hat ihn ganze Tage gekostet, mancher verwickelten Frage ist er Wochen lang nachgegangen. Einmal liess er durch Anschlag die Seminarsitzung absagen: den Grund werde er später mittheilen. Das nächstemal bekannte er, es sei geschehen, weil er damals noch zu keinem Resultat gelangt sei: jetzt aber habe er es.

Die Tibullabhandlung[3]) trug er in der Gesellschaft der Wissenschaften vor (1866). Er brachte den Gesichtspunkt Scaligers wieder zu Ehren, dessen durchdringender Blick die

1) „Ja, wenn sein — und später mein — Intimus Pernice noch lebte, wollte ich gleich Ja sagen! Oder sein anderer Intimus, ebenfalls mein späterer Freund, Hermann „(Agathon?)" Niemeyer. Jetzt ist alles — trop tard." An Fleckeisen, ohne Datum. Statt seiner schlug er den emsigen Sammler biographischen Materials, Eckstein, vor. An die Herausgabe Reisigscher Vorlesungen über griechische Grammatik hat er 1846 einmal gedacht. 2) Opusc. I 749 f. III 616—636. 709—728. 806—811. 814—823. 825 f. V 234 f. 272—284. 569 f. 3) Ueber I 4: opusc. III 616—636.

Zerrüttung des überlieferten Textes der Elegien erkannt u
als Hauptursache derselben eine durch den ersten Abschreil
unsrer Sammlung verschuldete Umstellung ganzer Versgrupp
vermuthet hatte. Nur verfuhr er in der Analyse des Gedanke
ganges und der Herstellung des Zusammenhanges mit weit me
Schärfe und Kunstverstand, so dass es ihm durch verhältni
mässig einfache Mittel gelang, die nachgewiesenen Ueb
stände zu beseitigen und ein in den meisten Partien tad
loses Ganzes herzustellen. Nicht, um das entscheidende G
wicht rein innerer Gründe für diesen einzelnen Fall zu v
stärken und eine Kühnheit, die ihre Berechtigung in s
selber trägt, vor ängstlichen Gemüthern zu rechtfertig
sondern nur zu erwünschter Ergänzung als Beitrag
Lösung des diplomatischen Problems legte er dar, wie lei
in der That bei Voraussetzung eines alten Urcodex kleine
Formates die aufgelösten Blätter desselben verschoben, a
Vorder- und Rückseite vertauscht werden konnten. Und
letzt offenbarte sich als ungesuchte Bestätigung des gefun
nen Ergebnisses auch die kunstvoll symmetrische C
position, welche in freier Anmuth, durch den sanf
Wellenschlag der Stimmungen und Bilder wie von se
gegeben, durch die musikalische Begleitung auch leicht
markiren, schon in der frühesten ionischen Elegie, bei M
nermus Solon Tyrtäus dem Aufmerksamen entgegentritt
von den Alexandrinern so wenig als von den Römern ü
sehen ist. Nicht indessen auf eine „bewusste künstliche
rechnung des Dichters im einzelnen" wollte er die m
würdig in einander greifenden Symmetrien angesehen, v
aber „in ihnen die stillen Wirkungen einer wahren Küns
natur" erkannt wissen, „deren innerem Sinne die Geheim
der Harmonie aufgegangen sind".[1]) Wie nach kritis

1) R. an Welcker 25 Juni 1866: „Eine oder die andre Seit
anspruchslosen Aufsatzes möchte wohl, meine ich, auf Ihre Zustim
rechnen können, wenn ich mich anders recht besinne auf manche
mündlichen Aeusserungen über die heutzutage mit so viel Eifer
folgte Symmetrie in den alten Dichtern. Ich denke wenigstens
μέτρον ἔχειν ἀγαθόν nicht untreu geworden zu sein: wie ich denn
haupt der Meinung bin, dass eine auf die äusserste Spitze getri
Wahrheit zur Unwahrheit wird." Trotz höchster Erregung übe

Operationen dieser Art unausbleiblich ist, ergoss sich eine Fluth apologetischer und dissentirender Stimmen über das einmal angeregte Problem. Weder den conservativen Vertheidigern der überlieferten Versfolge noch den Verbesserern des R.schen Versuches ist es gelungen, seine bündigen Beweisgründe im Wesentlichen zu erschüttern.

Auch im Leipziger Docentenverein übernahm R. einmal, in demselben Jahre, gefällig die Kosten der Unterhaltung. Er sprach über gewisse aus dem Alterthum erhaltene, roh gearbeitete abgestumpfte Kegel von gebranntem Thon, deren Gebrauch als Gewichtsteine, sogen. Zettelstrecker, für den Webstuhl er auf das anschaulichste unter gelehrter Erörterung der antiken Zeugnisse sowie durch Analogien ähnlicher Funde aus Island und den schweizerischen Pfahlbauten nachwies. Ein Exemplar mit kurzer alterthümlicher Widmung (*es qurai*), vielleicht an eine Mitweberin, gab noch zu sprachhistorischen Bemerkungen Anlass. Es war der letzte Beitrag, welcher dem alten Bonner Schützling, dem rheinischen Alterthumsverein zu Gute kam.[1])

Und der Bonner Philologie vergangener Zeiten stiftete er ein liebevolles Gedächtniss in „friedseligen Ferientagen" des September 1871. Es war eine Reliquie aus den Papieren seines Vorgängers Näke, die er einst in gemeinsamer Durchforschung mit Schopen entdeckt hatte und nun dem Andenken seines auch schon im November 1867 heimgegangenen biedren Freundes widmete.[2]) Durch die warmen und anmuthigen Worte, mit denen er diese Gabe der Pietät einleitete, setzte er beiden *piae animae* ein rührendes Denkmal; und auch die Sache war des Erinnerns werth: die Composition der Thebanischen Tetralogie des Aeschylus hatte der fein und ruhig erwägende Forscher, den Nagel auf den Kopf treffend,

---

eben entbrannten „Bruderkrieg" in Deutschland liess sich Welcker die „meisterhafte" Abhandlung in einem Zuge vorlesen und sprach glückwünschend seine Zustimmung aus. 1) Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande Heft XLI (1866) p. 9—24 = opusc. IV 673 ff. Vgl. die Andeutungen in den Jahrbüchern des Vereins XXXVIII p. 184 f. und in Gerhards Archäol. Anzeiger XXII (1864) Nr. 192 A p. 295*. 2) Rhein. Mus. XXVII = opusc. V 165—192.

längst seinen Zuhörern vom Katheder herab in schöner A einandersetzung vorgetragen, ehe die von ihm nicht me erlebte Auffindung der alten Didaskalie dem wirren Str der Meinungen ein Ende machte.

Ein köstliches Seitenstück zu den oben (S. 296 f.) wähnten Artikeln über italiänische Handschriftenfunde brac 1872 der Aufsatz: „Aeschylus' Perser in Aegypten: ein nei Simonideum."[1]) Aus Kairo hatte Brugsch an seinen Colleg Ebers in Leipzig die überraschende Kunde von einer se alten, jüngst in Aegypten gefundenen Uncialhandschrift e Perser des Aeschylus gemeldet, und letzterer nicht verfe R. Mittheilung davon zu machen. Nachdem eine vollständ Durchzeichnung des bewussten Codex beschafft war, kon das Urtheil nicht zweifelhaft sein. Mit heiterstem Hur und unwiderleglicher Evidenz wies R. den Schwindel n als das Fabrikat eines zweiten Simonides, wenn nicht wirklichen selbst, beruhend auf einer Contamination Porson-Dindorfschen und Wellauerschen Textes, übrigens allen Aeusserlichkeiten ein barockes Phantasiestück.

Mitten in den Kämpfen des letzten Bonner Jahres war e Anzeige aus Breslau gekommen[2]), dass die Abhandlung über Alexandrinischen Bibliotheken vergriffen sei. Das Verlan nach einer wiederholten Ausgabe grade dieser Arbeit, der Verfasser seit mehr als 20 Jahren aus dem Auge loren, war ihm sehr unbequem. Sollte er das Alte un ändert wieder abdrucken oder mit Berücksichtigung der unü sehbaren Litteratur, die seitdem angewachsen, so viele berührte Punkte von Neuem discutiren, oder in knappen merkungen und Excursen auf den Fortgang der Forscl hinweisen?[3]) An eine Sammlung älterer und jüngerer M graphien unter dem Titel '*Satura philologica*' neben besonderer Zusammenstellung vorbehaltenen Arbeiten Plautus und Terenz hatte R. schon in frühen Jahren mal gedacht; jetzt nahm er den längst vergessenen

1) Rhein. Mus. XXVII = opusc. V 194—210. 2) Aderhol Buchhandlung an R. 17. Februar 1865. 3) An Lehrs 22. Apr Halm 23. April 1865.

wieder auf, aber, wie durch die inzwischen angewachsene Masse des Stoffs bedingt war, in bedeutend veränderter und erweiterter Gestalt. Seine sämmtlichen, vielfach verstreuten kleineren Schriften beschloss er in drei Bänden, nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet, zu vereinigen, deren erster alles zur griechischen Litteratur oder Kunst Gehörige umfassen sollte; der zweite war für die bisher noch nicht zusammengestellten Plautinischen, Terenzischen, Varronischen Untersuchungen und anderes in römisches Alterthum oder Litteratur Einschlagendes bestimmt, der dritte ausschliesslich dem Epigraphischen gewidmet.[1]) Die einzig richtigen Gesichtspunkte, nach denen die erneute Veröffentlichung älterer Arbeiten zu erfolgen habe, traf er nach kurzer Ueberlegung. Mit einer Um- oder Ineinanderarbeitung von zum Theil längst bei Seite gelegten Studien wäre Niemandem gedient gewesen: vielmehr eine Sammlung von Actenstücken zur Geschichte einzelner Fragen der Wissenschaft sollte es werden, gewisse Entwickelungsstufen der letzteren aufzeigend, ohne auf den weiteren Fortgang weiter einwirken zu wollen, wodurch doch nicht ausgeschlossen war, dass litterarische Hinweisungen auf den neuesten Standpunkt nützliche Verbindungsfäden zwischen dem älteren Stadium und den späteren Fortschritten zögen, so den Zusammenhang festhielten und zweckmässig orientirten. Dem Begriff eines Urkundenbuchs entsprach auch die Beifügung einzelner ergänzender, zusammenfassender, theilweise bekämpfender Beiträge oder Mittheilungen von Freunden und Schülern, während der Herausgeber sich weder die stillschweigende Beseitigung einzelner Versehen und Irrthümer noch gelegentliche Zusätze und Andeutungen seiner gegenwärtigen Ansicht, die aber als solche auch äussserlich erkennbar wären, versagen mochte.[2])

Die Ausführung dieses Werkes, zunächst die Redaction des ersten Bandes beschäftigte den Autor, sobald er sich in seinem Leipziger Asyl einigermassen eingerichtet hatte, in erster Linie. Aber trotz der weisen Beschränkung auf das Nöthigste kostete sie doch weit mehr Ueberlegung und bei

1) Opusc. I p. X. 2) Vgl. opusc. I p. VII ff.

denkenden Freunde des Alterthums". Längst hatte die Fama eine nahverbundene weibliche Feder in der geistvollen Skizze zu erkennen geglaubt: seine Aufnahme in die Sammlung R.scher Schriften sollte weniger dies als die im Wesentlichen und in den meisten Stücken bestehende Uebereinstimmung des Herausgebers mit den darin vorgetragenen Ansichten bestätigen.[1])

Ein schweres Martyrium, welches sich der Ordnungsliebende mit gewohnter Selbstverleugnung wieder auflegte und mit gewohnter Finesse durchführte, war die Anfertigung der Register, welche sich zugleich auf die Parerga erstreckten. Die halbvergessenen Arbeiten, die zwei Decennien und darüber hinter ihm lagen, mussten von Neuem durchstudiert und excerpirt, die Citate verificirt werden: hatte er an manchem Prachtstück wie an der Untersuchung über die *fabulae Varronianae*, die ihm nur noch „im Halbdunkel sehr allgemeiner Erinnerung vorgeschwebt" hatte, seine naive Freude, dass ihm das doch schon damals so artig gelungen sei, wie er es jetzt nicht besser machen könne[2]), so fand Andres (z. B. der Aufsatz über die Plautinischen Didaskalien) vor dem gestrengen Richter nur noch wenig Gnade.[3]) Alles in Allem war es eine ertödtende Plage, „aber durch heisst es da: καὶ κύντερον ἄλλο ποτ' ἔτλης." Nach vielwöchentlicher seufzerreicher Arbeit („aus tiefem Wuthingrimm" machte er dazwischen alle Tage noch Zusätze zu den Nachträgen, z. B. über die Namensform *Vergilius*) konnten endlich die 52 eng geschriebenen Folioseiten der mannigfachen Register der Druckerei übergeben werden.[4]) Aber er konnte auch mit Genugthuung auf diese Mühsal zurücksehen. „Freunde, die mich so viele Wochen an den ... Indices sitzen sahen, sagten *uno ore* mitleidig und erstaunt: 'warum aber in aller Welt lassen Sie es nicht durch einen guten Studenten anfertigen?' Davon erboten sich sogar ultro mehrere, und recht gute, zu solchem Dienst. Nun sage aber Du, nachdem Du

1) Vgl. opusc. II 732 Anm. praef. ad. Mostell. p. III. 2) An Fleckeisen 2. März 1868. 3) An Fleckeisen 19. März 1868. Die „hübschen Sächelchen" zur Mostellaria gefielen ihm wieder viel besser. 4) An Fleckeisen 20. April 1868.

der Verf. nunmehr weit hinaus. Einige schöne Proben erneuerter und vorgeschrittener Studien hatte das Sommerproömium 1856 gebracht.[1]) Zu einer Fülle feiner Erwägungen und glücklicher Entdeckungen gab die kritische Feststellung und sprachliche Erklärung der einzelnen Namen, die Beseitigung falscher[2]) Gelegenheit. Langsam schritten im Sommer und im Herbst 1867 die zeitraubenden Untersuchungen vorwärts. Endlich entschloss er sich, den *onomatologus Plautinus* zum *comicus* zu erweitern und für den dritten Band, der den Rest der zahlreichen Arbeiten zur römischen Komödie bringen sollte (denn der frühere Rahmen erwies sich bald als zu eng), aufzusparen.[3]) Untersuchungen über die Gesichtspunkte der römischen Komiker bei der Namengebung, über die Bildungsgesetze der Namen u. s. w. sollten hinzutreten, wozu der Verf. indessen leider nicht gekommen ist.[4]) Das Verzeichniss hat er bis zum Schluss des Buchstabens *P* noch im Jahr 1868 in druckfertiger Gestalt weiter geführt und die Fortsetzung beständig im Auge behalten.

Aus alten Adversarien und halbfertigen Brouillons wurde in einem Zeitraum von 14 Tagen (Juni 1867) im Bett, an das der Arme grade durch eine Rose am Bein gefesselt war, der werthvolle Commentar zu dem früher herausgegebenen *glossarium Plautinum* zusammengestellt. Noch manches andre Ungedruckte kam hinzu: der Abschluss der bereits in den *schedae criticae* (I 142) angeknüpften Untersuchung über die Prosodie von *alterius* und Verwandtem mit einem Anhang von kritischen Excursen, der früher (1858) verheissene sprachhistorische Nachweis von Bildungen wie *benficium* u. a., deren Verwendung für den Plautinischen Vers wieder eine Reihe von Schwierigkeiten löst und die erkannten rhythmischen Gesetze bestätigt; die zweite Hälfte des zuerst 1851 im Rheinischen Museum (VIII) erschienenen populären Aufsatzes „zur Charakteristik des Plautus und Terentius", von „einem

1) Opusc. III 341—349. 2) So wurde der Name Stalino glücklich beseitigt in Fleckeisens Jahrbüchern (1871) = opusc. III 321 f. 3) An Fleckeisen 4. October 1867: vgl. opusc. II p. XXI. 4) Einige kurze Andeutungen und Ansätze theilt Wachsmuth opusc. III 302 mit.

heit[1], welche den Meister der methodischen Beweisführung erregte. Von gründlicher Widerlegung hat er sich stets willig überzeugen lassen. Aber was er nach gewissenhafter Erwägung des Thatsächlichen, geleitet von weitreichenden, zusammenhängenden Anschauungen ermittelt und von allen Seiten begründet zu haben glaubte: sollte das wie ein Kartenhaus von jedem muthwilligen Anhauchen, jedem wohlfeilen Machtspruch über den Haufen geworfen werden?

So zugänglich er allen Beiträgen „zum feineren Ausbau und zur berichtigenden Ergänzung" des durch Bentley und Hermann begründeten Systems war: um es gleichmüthig mit anzusehen, wie „ein gewisser mechanischer Conservatismus, der am einzelnen Falle kleben bleibt und sich nicht aufzuschwingen vermag zu der Anschauung eines Gesammtbildes"[2], mehr und mehr gleichsam epidemisch wurde und mit den wohlfeilsten Mitteln die Ergebnisse ausdauerndster, gründlichster Forschung wieder in Frage stellte, das alte Chaos eines rohen Naturalismus wieder zurückzuführen drohte, — dazu hätte der sospitator Plauti nicht er selbst sein und nicht soviel seiner besten Lebenskraft und innigsten Ueberzeugungswärme an sein Werk gesetzt haben müssen. Wenn er auch die Hoffnung hegte, dass die Krankheit mit der Zeit entweder ganz erlöschen oder auf ein nur „sporadisches Vorkommen" herabsinken werde, so hielt er es doch für Pflicht so schädlichen Verirrungen mit nachdrücklicher Warnung entgegenzutreten. Zwar wird es getrennte Lager „von der laxen und der strictesten Observanz"[3] auf diesem wie auf andern Gebieten der Wissenschaft sowohl als des Lebens vermuthlich immer geben. Die Gabe des äusseren und auch des inneren Gehörs ist nun einmal nicht gleichmässig unter alle Menschenkinder vertheilt, und auch für die Consequenzen einer rationellen Methode haben nicht alle gleiches Verständniss. In wie vielen einzelnen Fällen ist ein unlebendiger Buchstabenglaube, der sich an das einmal Gegebene hält, mit dem vorliegenden Material gar nicht zurückzuschlagen! Nur eine reiche Erfahrung und ein genialer Blick führen über diese

1) Opusc. [illegible] 2) Opusc. [illegible] 3) Opusc. II 220.

diese Indices gesehen, ob es wohl menschendenkbar wäre, dass mir die, so wie ich sie gemacht, irgend jemand anders hätte machen können? (mit einziger Ausnahme des Gevatters). Was in diesen Indices alles drinsteckt — θάμβος μ' ἔχει εἰσορώντα."[1]) Nun aber kam die Vorrede. Das Nachdenken darüber, was er sagen oder nicht sagen sollte, kostete viel mehr Zeit als das Wie, obwohl auch dieses sehr abgewogen sein wollte. Es sollte eine Art „internationalen Manifestes" in Sachen des Plautus werden, und er verhehlte sich nicht, dass es Aufsehen machen, ihm viel neue Feinde gewinnen werde. Aber er war „des trocknen Tons nun satt", der alte Löwe musste einmal die Mähne schütteln zu seiner eignen κάθαρσις und dachte: „viel Feind', viel Ehr", und „Leben heisst ein Kämpfer sein."[2]) Auch im Innern des reichhaltigen Bandes fehlt es nicht an eingehenden Erörterungen und Bemerkungen, welche zu den Ansichten Neuerer Stellung nehmen. „Zwanzig Jahre," so schrieb der Verfasser zur Rechtfertigung seiner Polemik[3]), „habe ich fast consequent geschwiegen auf unzählige Anfechtungen, die theils gelegentlich theils recht ex professo und in extenso gegen meine Plautinischen Aufstellungen gerichtet wurden. Die nicht kleine Zahl jüngerer Kräfte, die sich meiner Führung anvertraut hatten und meinen Wegen gefolgt waren, mussten, wenn ich immerfort schwieg, allgemach irre oder doch unsicher werden und sich gar von mir selbst verlassen wähnen. Ihnen persönlich wie der Wahrheit sachlich war ich ein 'kräftig Wörtlein' der Erwiderung schuldig, da ein auch bei so bestimmt gegebenem Anlass fortgesetztes Schweigen entweder als stummes Zugeständniss oder als Feigheit erschienen wäre."

Es war nicht etwa der Verdruss über den Widerspruch an sich und über den principiellen Gegensatz der Anschauungen, sondern die Indignation über die leichtfertige, willkürliche, zerfahrene, oft gradezu nichtssagende Art der Motivirung, oder, mit andrem Ausdruck, über die „heitere Unbekümmert-

1) An Fleckeisen 1. Mai 1868. 2) An Fleckeisen 5. Mai 1868.
3) An Joh. Schulze 1. Juni 1868 u. A.

heit“[1]), welche den Meister der methodischen Beweisführu erregte. Von gründlicher Widerlegung hat er sich st willig überzeugen lassen. Aber was er nach gewissenhaf Erwägung des Thatsächlichen, geleitet von weitreichend zusammenhängenden Anschauungen ermittelt und von all Seiten begründet zu haben glaubte: sollte das wie ein Kart haus von jedem muthwilligen Anhauchen, jedem wohlfeil Machtspruch über den Haufen geworfen werden?

So zugänglich er allen Beiträgen „zum feineren Ausb und zur berichtigenden Ergänzung“ des durch Bentley u Hermann begründeten Systems war: um es gleichmüthig n anzusehen, wie „ein gewisser mechanischer Conservatism der am einzelnen Falle kleben bleibt und sich nicht auf schwingen vermag zu der Anschauung eines Gesammtbildes“ mehr und mehr gleichsam epidemisch wurde und mit d wohlfeilsten Mitteln die Ergebnisse ausdauerndster, grü lichster Forschung wieder in Frage stellte, das alte Ch eines rohen Naturalismus wieder zurückzuführen drohte, dazu hätte der sospitator Plauti nicht er selbst sein u nicht soviel seiner besten Lebenskraft und innigsten Ueb zeugungswärme an sein Werk gesetzt haben müssen. W er auch die Hoffnung hegte, dass die Krankheit mit der Z entweder ganz erlöschen oder auf ein nur „sporadisches V kommen“ herabsinken werde, so hielt er es doch für Pfli so schädlichen Verirrungen mit nachdrücklicher Warn entgegenzutreten. Zwar wird es getrennte Lager „von laxen und der stricten Observanz“[3]) auf diesem wie andren Gebieten der Wissenschaft sowohl als des Le vermuthlich immer geben. Die Gabe des äusseren und a des inneren Gehörs ist nun einmal nicht gleichmässig u alle Menschenkinder vertheilt, und auch für die Consequen einer rationellen Methode haben nicht alle gleiches Verst niss. In wie vielen einzelnen Fällen ist ein unlebendiger B stabenglaube, der sich an das einmal Gegebene hält, mit vorliegenden Material gar nicht zurückzuschlagen! Nur reiche Erfahrung und ein genialer Blick führen über d

1) Opusc. II 706 ff. 2) Opusc. II p. XV. 3) Opusc. II

engen Grenzen hinaus. Brachte es doch eine eigensinnige Skepsis zu Stande, selbst monumental bezeugte Thatsachen in den Wind zu schlagen, um ein selbstgeschaffenes Vorurtheil durch kleinliche Künsteleien und Nergeleien zur Geltung zu bringen. Selbst in der Verwendung gewisser sprachlich-prosodischer Thatsachen, welche R. für das älteste Latein unzweifelhaft nachgewiesen, in wenigen bestimmten Fällen auch für Plautus noch nachwirkend anerkannt hatte, sah er das Maass in bedenklicher Weise, nur um des überlieferten Buchstabens willen, überschritten. Hierdurch wurden die Grenzen der Sprachgeschichte verschoben und verwirrt. Von jener feinen Unterscheidung der einzelnen Fälle und der Erwägung ihrer relativen Beweiskraft war bei diesen Fanatikern des Archaismus gar zu wenig die Rede.[1])

Verdientermaassen wurde der über 50 Bogen starke Band „zu Plautus und lateinischer Sprachkunde", welcher noch nicht einmal alles Plautinische umfasste, dem *'vir Plautinissimus'* und *'amicus unicus'* Fleckeisen gewidmet, der mit Glätten und Bessern, Nachweisen und Erinnern unverdrossen und unermüdlich dem Herausgeber zur Seite gestanden hatte. Es war eine köstliche Gabe: durch die bequeme Vereinigung bahnbrechender und anregender Beiträge wurde die Menge erst in den Stand gesetzt, diese Ergebnisse einer mehr als dreissigjährigen Forschung sich im Zusammenhang zu vergegenwärtigen und anzueignen. Freilich war es eine zweifelhafte Genugthuung zu sehen, wie dieselben in sprachwissenschaftlichen Büchern und Commentaren als Gemeingut verwerthet wurden, so dass die Mehrzahl, gewohnt an zweiter und dritter Quelle zu schöpfen, den Entdecker entweder gar nicht mehr kannte oder zu nennen überflüssig fand.

Mit seiner geharnischten Vorrede zumal hatte übrigens der Verfasser in ein Wespennest gestochen. Unter Andrem hatte er dort die Plautinischen und übrigen philologischen Leistungen seines Collegen von der Turiner Akademie, Vallauri, und dessen Philippica gegen die deutsche Wissenschaft etwas scharf beleuchtet.[2]) Monate lang erhielt er

1) Vgl. Opusc. II 444 ff. 2) ebd. p. XV—XVIII.

erscheinen und deren je 4—5 später zu einem Bande gesammelt werden. Themata sollten u. a. sein: „Vocalwandel und Consonantenwandel, lateinisches Declinationsgesetz (anders als Bücheler), Uebergang von vocalischen Längen zu Kürzen, etc. etc., auch lateinischer Accent.“[1]) Zunächst aber, schon im August 1868, ging es an das ablativische *d*: im September war die Untersuchung in vollem Gang, am 1. Februar war die aus zahllosen Zettelnotizen erwachsene sechsmonatliche Arbeit beendigt, die im April ans Licht trat.[2]) Der Verf. verhehlte sich nicht, dass von gewissen Seiten ein „kreuziget“ über ihn werde gerufen werden, getröstete sich aber der Zuversicht, in zwanzig Jahren werde man die Wahrheit seiner These doch endlich zugeben müssen.[3])

Seit Jahren hatte er sie im Kopf getragen, in Vorlesungen berührt, in Gesprächen mit Fleckeisen und W. Dindorf, an den die kleine Schrift gerichtet ist, verhandelt, zuletzt noch im zweiten Bande seiner Opuscula (S. 652) gelegentlich die Ausführung angekündigt. Sie behandelt an einem weittragenden Beispiel eine principielle Frage von entscheidender Bedeutung: welche Mittel zur Herstellung der Plautinischen Verse, zunächst zur Tilgung des Hiatus auf dem Wege sprachgeschichtlicher Forschung zu gewinnen; in noch weiterer Perspective, wie linguistische Thatsachen durch philologische Methode fruchtbar zu machen seien. Die Abhandlung ist im Aufbau und in der geschlossenen Durchführung eine der vollendetsten. Es ist einer der Fälle, wo sich evident darthun lässt, wie weit unsre Kenntniss und unser Verständniss des alten Latein die verschwommene Gelehrsamkeit römischer Grammatiker, auch der besten, überragt. Erst durch Verbindung ihrer dilettantischen Angaben mit den klareren Zeugnissen der Monumente war es dem Scharfsinn Grotefends gelungen, in jenem viel gemissbrauchten *d* das alte Ablativzeichen zu erkennen, und so zugleich zum

1) An Fleckeisen 6. Nov. 1868. 2) Neue Plautinische Excurse. — Erstes Heft: Auslautendes *D* im alten Latein. 1869. 3) An Brunn 7. April, an Lehrs 22. April 1869. Am gehässigsten ist R.s ehemaliger Freund Bergk mit ihm ins Gericht gegangen: Beiträge zur lat. Grammatik. Erstes Heft. 1870.

Monumentalschrift nach 5 Perioden, wie sie dem allgemeinen, besonders in Sprache und Litteratur ausgeprägten Charakter der jedesmaligen Geschichtsepoche entsprechen, werden zunächst in grossen Zügen zur Anschauung gebracht: die derbe Energie und um Schönheit unbekümmerte Bestimmtheit der archaischen Schrift; die strenge Gemessenheit bei gediegenster Einfachheit, die *maiestas populi Romani* darstellend, in der Sullanischen Zeit bis zum Schluss der Republik, mit allmälig, in leisen Uebergängen hervortretender Neigung zur Verzierung; der etwas prunkhafte, aber würdevolle Typus der Augusteischen, die gesuchte Zierlichkeit der Trajanischen Epoche, die charakter- und haltlose und zugleich gespreizte Nachlässigkeit der Verfallzeit. Ganz neu aber ist die überzeugende, mit Hülfe altgriechischer und italischer Alphabete durchgeführte Entwickelung der verschiedenen, einander theils ablösenden theils durchkreuzenden Principien, welche die Veränderung der Buchstabenformen und der daraus entstehenden Zahlzeichen namentlich in den zwei ersten Perioden geleitet haben: einmal das Streben nach Vereinfachung durch Abkürzung, daneben der Fortschritt von schräglinigen und schiefwinkligen Figuren zunächst zu verticalen und horizontalen Linien und zu rechten Winkeln mit Neigung zum quadraten Verhältniss, von da weiter zu gerundeten Formen. Das in den facsimilirten Inschriftentafeln so zuverlässig dargelegte Material bietet die lehrreichsten Belege, und nun erst trat die Bedeutung der paläographischen Indices in ihr rechtes Licht. Diese stilistischen Analysen heimelten Brunn so an, dass ihm fast war, als ob der Verfasser bei ihm Kunstgeschichte gehört hätte. Sie boten aber auch die interessantesten Analogien zur Geschichte der Sprache, indem auch hier der Fall eingetreten ist, dass die älteren Formen die spätere Stufe überwanden und sich die Herrschaft wieder eroberten; oder dass von der ersten gleich zur dritten Stufe übergesprungen wurde.

Zu neuen Plautinischen Excursen lag schon längst reichlicher Stoff vor. In selbständiger Form sollte jedes Jahr etwa ein Heft „sprachgeschichtlicher Untersuchungen", immer zur Erquickung zwischen ein paar grösseren Arbeiten,

allmälig in die herrschende Sprachform der jedesmaligen Folgezeit umgeschrieben wurde: auf diesem Wege stufenweiser Abglättung rieb sich der Rost des Alterthums mehr und mehr ab bis auf einzelne sporadische Reste, die sich zufällig erhielten; damit zerbröckelte aber auch der erste Kitt, welcher die Rhythmen zusammenhielt. Aehnliche Umgestaltungen lassen sich für andre Schriften hohen Alterthums, namentlich für die Zwölftafelgesetze nachweisen. In modernisirter, keineswegs in der ursprünglichen Gestalt lasen selbst Gelehrte wie Varro die Plautinischen Komödien; kein Wunder, dass einem Horaz, der von der authentischen Gestalt keine Ahnung hatte, die so aus dem Leim gegangenen Verse ein Gräuel waren.

Welche weitren Aussichten in Verfolgung dieses Weges noch gewonnen werden können, zeigen einige vorläufige Andeutungen (z. B. über das auslautende *s* im gen. sing. der ersten, im nom. plur. der ersten und zweiten Declination): ein reicher, lockender Stoff für Einzeluntersuchungen war den Mitforschern hiermit gegeben. Ein zweiter Excurs[1]) sollte den verlorenen Anlaut in Interrogativ- und Relativbildungen pronominalen Stammes (*cubi cunde* u. s. w.) in gleich erschöpfender Weise behandeln: doch kam es nur zu einem kurzen Vorläufer (1870). Gegen gewisse Wiederbelebungen abgestorbener Formen, deren historische Existenz für die Plautinische Zeit sich in keiner Weise mehr nachweisen oder nur wahrscheinlich machen liess, verhielt sich dagegen der besonnene Forscher mit Recht ablehnend.

Nachgrade schien es nun an der Zeit die unterbrochene Plautusausgabe wieder aufzunehmen und die gewaltigen Fortschritte in der Herstellung des alten Latein mit den Consequenzen für die Beurtheilung der Bühnenmetrik in ihr zur Geltung zu bringen. Da die ersten Bände ohnehin im Buchhandel vergriffen waren, so wurde zunächst der Trinummus, dessen Umarbeitung der Herausgeber schon im Jahr 1862 in Aussicht genommen hatte[2]), dazu ausersehen, auch diese

1) Rhein. Mus. XXV 306–312 = opusc. III 135–143. 2) An Bernays 15. October 1862.

Verständniss gewisser Adverbialbildungen und anderer Formen durchzudringen. Wie durch die Inschriften festgestellt ist, dass die Plautinische Zeit bereits im Schriftgebrauch jenes Zeichens schwankte, es bald beibehielt, bald abwarf, so ist von vornherein anzunehmen, dass es bis zu einem gewissen Grade auch in der damaligen Sprache des Lebens und der Bühne noch hörbar war. So werden nun in geschlossenen Reihen die einzelnen Wortgebiete, auf denen diese Form hervortritt, Pronomina und Nomina, Adverbia und Präpositionen, endlich auch die Imperativformen durchmessen. Auf Grund der thatsächlichen Spuren, welche ausser den schon erwähnten litterarischen und monumentalen Zeugnissen die Handschriften bieten, in stätigem Fortschritt von Gesichertem zu Hypothetischem wird an drei- bis vierhundert Versen aller Plautinischen Stücke die Probe gemacht, wie die Anwendung der alten Form den metrischen Anstoss mit einem Schlage beseitigt. Da sich nicht selten mehrere Wege der Heilung bieten, müssen freilich viele Einzelfälle unentschieden bleiben, und der Detailforschung wird es vielleicht gelingen, die Grenzen, innerhalb welcher jenes Casuszeichen noch hörbar wurde, schärfer zu bestimmen.

Die Buchstabengläubigen, welche an so massenhaften Aenderungen der handschriftlichen Ueberlieferung Anstoss nehmen könnten, werden auf die eigenthümliche Geschichte des Plautinischen Textes hingewiesen, dessen ursprüngliche Formen in zahllosen unbezweifelten Fällen verwandter Art den jüngeren haben weichen müssen. Eine treffende Analogie bietet die Luthersche Bibelübersetzung. Die Vergleichung zwanzig verschiedener Drucke aus dem 16. 17. 18ten Jahrhundert, welcher sich R. unterzog, bot eine überreiche Fülle von Belegen, welchen Veränderungen die Sprachformen selbst eines gedruckten Textes schon in kürzeren Zeitabschnitten durch den stillen Einfluss fortschreitender Entwickelungen unterliegen. Nun vollends der Text von Komödien, der zunächst nur im Munde der Schauspieler lebend weiterhin bei Gelegenheit wiederholter Aufführungen, besonders in jener Zeit der Nachblüthe, welche jene Stücke 50 Jahre nach dem Tode des Dichters auf der Bühne erlebten,

allmälig in die herrschende Sprachform der jedesmalig Folgezeit umgeschrieben wurde: auf diesem Wege stufe weiser Abglättung rieb sich der Rost des Alterthums me und mehr ab bis auf einzelne sporadische Reste, die sich z fällig erhielten; damit zerbröckelte aber auch der erste Ki welcher die Rhythmen zusammenhielt. Aehnliche Umgest tungen lassen sich für andre Schriften hohen Alterthun namentlich für die Zwölftafelgesetze nachweisen. In moder sirter, keineswegs in der ursprünglichen Gestalt lasen sell Gelehrte wie Varro die Plautinischen Komödien; kein Wund dass einem Horaz, der von der authentischen Gestalt ke Ahnung hatte, die so aus dem Leim gegangenen Verse Gräuel waren.

Welche weitren Aussichten in Verfolgung dieses We noch gewonnen werden können, zeigen einige vorläufige deutungen (z. B. über das auslautende *s* im gen. sing. ersten, im nom. plur. der ersten und zweiten Declinatic ein reicher, lockender Stoff für Einzeluntersuchungen den Mitforschern hiermit gegeben. Ein zweiter Excu sollte den verlorenen Anlaut in Interrogativ- und Rela bildungen pronominalen Stammes (*cubi cunde* u. s. w.) in gl erschöpfender Weise behandeln: doch kam es nur zu ei kurzen Vorläufer (1870). Gegen gewisse Wiederbelebun abgestorbener Formen, deren historische Existenz für Plautinische Zeit sich in keiner Weise mehr nachweisen nur wahrscheinlich machen liess, verhielt sich dagegen besonnene Forscher mit Recht ablehnend.

Nachgrade schien es nun an der Zeit die unterbroc Plautusausgabe wieder aufzunehmen und die gewaltigen F schritte in der Herstellung des alten Latein mit den sequenzen für die Beurtheilung der Bühnenmetrik in ihr Geltung zu bringen. Da die ersten Bände ohnehin im B handel vergriffen waren, so wurde zunächst der Trinumı dessen Umarbeitung der Herausgeber schon im Jahr in Aussicht genommen hatte[2]), dazu ausersehen, auch

1) Rhein. Mus. XXV 306–312 = opusc. III 135–143.
2) Bernays 15. October 1862.

neue Phase der Plautuskritik einzuleiten. Natürlich sollte es nicht eine blosse Revision der alten, sondern eine ganz neue Textgestaltung werden, auch auf wesentlich erneuter urkundlicher Grundlage beruhend. Durch Krankheit im März 1869 und durch die völlig absorbirenden Vorlesungen über Metrik im folgenden Winter aufgehalten schritt sie nur langsam vorwärts: erst im Frühling 1870 konnte die letzte Durchsicht des seit dem Herbst fertigen Manuscriptes vorgenommen werden, im Frühling 1871 war der mit grösster Sorgfalt und Ueberlegung überwachte Druck, der auch durch den Krieg manche Verzögerungen und Unterbrechungen erlitt, beendigt. Zum erstenmal seit 15 Jahren musste der Greis wieder spät Nachtstunden zu Hülfe nehmen, denn abermals unterzog er sich selbst den mühseligsten Correcturen und der Anfertigung des Index, welcher eine Quintessenz sprachwissenschaftlicher Beobachtungen zu dem Stück giebt.

Diese zweite Ausgabe des Trinummus, [illegible] äusseren Ausstattung des Herausgebers [illegible] würdig, muss als die reifste Frucht der Ritschel'schen [illegible] bezeichnet werden. Die berechtigte Kühnheit des Versuchs und die durch erneute Arbeit [illegible] Vollendung des Werkes sollte durch [illegible] angedeutet werden:

> [illegible]
> οὔτε παρ' ἀνδράσιν [illegible]
> τίμιαι· χρηστοὶ δὲ μεμνῆντα[illegible]

Die Ausbeute mehr als [illegible] Studien vor allem des Herausgebers [illegible] ganzen Generation von Mitarbeitern [illegible] fange verwerthet. Auch [illegible] sind sämmtlich, zum Theil [illegible] den Revision und Vervollständigung [illegible] aber was inzwischen von [illegible] und grade in [illegible] nummus durch [illegible] ist sorgfältig [illegible] und mein [illegible] Pfälzer [illegible]

durch treue Ueberlieferung des Alterthümlichen bewahren[1]), mehr als früher zur Geltung gekommen. Welche Fülle interessanter Beobachtungen über Sprache und Vers in den knappen Anmerkungen niedergelegt ist, lehrt das angehängte Verzeichniss.

Eine Menge des Neuen und Anregenden bot auch die über vier Bogen lange Vorrede. Eigentliche Prolegomena zwar für den ganzen Plautus wurden für das letzte Heft des ersten Bandes aufgespart, ihnen sollten noch besondere *vindiciae Plautinae* vorangehen, welche namentlich für eingehende Erörterungen über controverse Fragen der Plautinischen Prosodie und Rhythmik und weitre Auseinandersetzungen mit gewissen Gegnern (namentlich wohl Bergk, auch C. F. W. Müller u. a.) bestimmt waren. Nur das Nöthigste zur Orientirung über die Handschriften, ferner die den Trinummus insbesondre betreffenden Abschnitte über die Lücken des urkundlichen Textes sind mit einigen Zusätzen und Aenderungen aus den früheren Prolegomena wiederholt. Besondre Auseinandersetzungen über die verschiedenen Classen der Interpolationen, die Spuren der Ueberarbeitung, die Versumstellungen blieben vorbehalten. Ebenso die eingehende Erklärung der eigenthümlichen Personenbezeichnungen im älteren Pfälzer Codex, welche bereits 1845 in der Abhandlung über die ursprüngliche Gestalt der Bacchides in Aussicht gestellt war. Schon vor 34 Jahren (I 201) war ihm die gleiche Erscheinung in der ältesten Terenzhandschrift (dem Bembinus) entgegengetreten: dass nämlich die einzelnen Personen im Text nicht durch ihre Namen oder deren Anfangsbuchstaben, sondern durch beliebige griechische Buchstaben bezeichnet werden und zwar so, dass derselbe Buchstab in verschiedenen Scenen bisweilen verschiedene Personen bedeutet. Er glaubte hier Reste alter Regisseurbezeichnungen zu finden, woraus sich eine eigenthümliche Methode der Rollenvertheilung erkennen lasse. Die Ausnutzung der überlieferten Spuren, welche Terenz nicht geringe Schwierigkeiten bietet, hatte ihn frü

1) Vgl. praef. X f. Jahrbücher für Philol. 1868 S. 342 = op III 791. 2) Opusc. II 295.

eine Zeit lang stark beschäftigt, bis er vor dem Abschluss abbrach.[1])

Am merkwürdigsten aber erschienen zwei andre Zeichen (*C* und *DV*), welche, bald dieses bald jenes, in den beiden Pfälzer Handschriften, fast regelmässig in der vollständigen, bisweilen auch in der verstümmelten, in den Scenenüberschriften auf die Personennamen folgen. Schon mehrfach hatten dieselben den Scharfsinn der Gelehrten herausgefordert, aber alle bisherigen Versuche ihnen beizukommen waren kläglich gescheitert. Unsrem siegesgewohntem Freunde gelang die Lösung des Räthsels, sobald er sich einmal ernstlich damit beschäftigte. Ende Juni 1871 war sie gefunden.[2]) Die Ausarbeitung erfolgte noch im Lauf des Sommers.[3]) Eine schlichte, aber erschöpfende Uebersicht aller einzelnen Beispiele jener Bezeichnung und eine ruhige Prüfung aller denkbaren Erklärungen führte zu der Gewissheit, dass man Abkürzungen der Worte *Diverbium* und *Canticum* und hierin sehr bemerkenswerthe Reste einer alten, vermuthlich aus den Bühnenexemplaren stammenden Unterscheidung zwischen einfachem Dialog und musikalischen Scenen vor sich habe. Die schärfere Sichtung ergab, dass mit blosser Declamation nur Senarscenen vorgetragen wurden, während schon alle trochäischen und iambischen Septenare und Octonare, vollends aber die Anapästen und alle sogenannten lyrischen Partien zu den Gesangscenen (*cantica*) gerechnet wurden, vermuthlich mit der aus der Sache selbst wie aus der metrisch-prosodischen Form sich ergebenden Maassgabe, dass die ruhigeren Septenarscenen etwa melodramatisch mit musikalischer Begleitung, die bewegteren und freier componirten aber reci-

1) Die Frage ist mit wenig Glück von Andren weiter verfolgt, bis zuletzt Leo de Senecae tragoediis obs. crit. 85 f. den Knoten zerhauen hat. Vgl. Dziatzko in seiner Ausgabe der Terenzischen Adelphoe S. 92 f. 2) An Fleckeisen 26. Juni 1871: „Wie das *C* am Ende der Scenenüberschriften = *Canticum* (oder *Cantio* oder *Cantor*), so das ebenda häufige *DV* (z. B. SENES DV) keineswegs = *duo*, sondern vielmehr *Di Verbium*. *Res certissima: quam te nescire nolebat T. T. F. R.*" 3) Canticum und Diverbium bei Plautus: Rhein. Mus. XXVI 599—637 (Nachträge in XXVII) = opusc. III 1—54. Mit dem Motto: γηράσκοντες ἀεὶ πολλὰ διδασκόμεθα.

er für die Feststellung der litterarhistorischen Grundlage so Manches vorgearbeitet fand. Im Einzelnen vermuthete er so wenig Schwierigkeiten, dass er sie allenfalls auch einem tüchtigen Schüler überlassen zu können meinte, wenn nicht doch der Beste grade gut genug für die Sache wäre.[1]) Gern ging er daher im October 1870 auf den Vorschlag ein, der zweiten Ribbeckschen Bearbeitung der römischen Komikerfragmente die des Plautus beizufügen und versprach sie bis Ende Januar fertig zu machen.[2]) So schnell ging es nun aber doch nicht. Vorerst drängte sich noch eine und die andre lockende Untersuchung auf, die in einem Guss vollendet sein wollte: die eben erörterte Frage über Canticum und Diverbium, und dann die Würdigung des Placidus-Glossars. Eine Fundgrube nämlich zur Herstellung wie des gesammten archaischen, so insbesondre des Plautinischen Sprachschatzes und Textes war noch nicht ausgebeutet, die lateinischen Glossare, die in ungleichartigen Massen und verschiedener Redaction erhalten seit lange trotz vereinzelter Ansätze vergeblich einer methodischen, zusammenfassenden Bearbeitung harrten. Nach Vollendung des Inschriftenwerkes fasste R. diese für Sprachforschung nicht weniger als für die Kritik ergiebige Quelle mit besondrer Energie ins Auge. Ein glücklicher Fund führte ihm zunächst die urkundliche Bestätigung der längst gehegten Vermuthung zu, dass ein durch alterthümlichen Inhalt besonders hervorragendes Glossar, bekannt unter dem Namen des Grammatikers Placidus, in seinem Kern Excerpte aus Plautus enthalte, welche willkommene Hülfe für Herstellung grade recht alter, durch jüngere Glosseme überklebter Schäden bieten.

Seit dem Frühling 1870 hatte er Kenntniss von einer Handschrift, deren Anfang lautet: '*Incipiunt glossae Luctatii placidi grammatici in plauti comedias. per A litteram.*' „Welche Aussicht eröffnet das!" schrieb er an Fleckeisen.[3]) „Jetzt wird noch ganz anders als bisher Jagd zu machen sein auf Placidusglossen im Plautus und Plautusglossen im Placidus."

1) An Fleckeisen 2. März 1868. 2) An O. R. 19. October 1870. 3) 2. Mai 1870.

Schon während des Drucks der zweiten Trinummus-Ausgabe bedauerte R. vielfach zu conservativ gewesen zu sein und hätte am liebsten gleich noch einen andren Text ohne Noten drucken lassen, „der etwas mehr à la Bentley oder G. Hermann (cum grano salis zu verstehen) constituirt wäre.“[1]) Wenigstens nach Jahresfrist sollte eine kleinere Ausgabe diesem Bedürfniss abhelfen, welche mit Beseitigung alles Ballastes nur die ganz wesentlichen Varianten geben sollte.[2]) Zunächst freilich drängten ganz andre Aufgaben.[3]) Wenn er auch für dieses Leben darauf verzichten musste, die einst verheissene 'Grammatica epigraphica' zu schreiben, so entschloss er sich allmälig, in den ersten Monaten des Jahres 1871, einen Mittelweg zwischen 'Nichts' und 'Alles' einzuschlagen, nämlich seine Vorlesungen über lateinische Sprachgeschichte für den Druck zurecht zu machen. Ohne die Verpflichtung ein vollständig Abgeschlossenes zu geben, mit der Freiheit auszuwählen worin er grade Neues bringen könne, hoffte er ein praktisches, wesentlich Positives und Thatsächliches gebendes Buch für die Schulmänner zu schaffen. Der Gedanke kam ihm, während er im Winter den zweiten Theil seiner lateinischen Grammatik las. Aber erst musste der für die Epigraphica bestimmte vierte Band der Opuscula heraus sein, dessen Abschluss wiederum durch die vorher beabsichtigte Herausgabe noch einiger Plautusstücke bedingt war. Er dachte entweder den Miles oder den Truculentus folgen zu lassen. „Indessen das Allernächste ist freilich 1) Fragmenta Plautina, 2) Opuscula III .... so dass vor 1872 an die Fortsetzung des Plautus doch schwerlich zu kommen sein wird.“ So plante der Fünfundsechziger in noch immer jugendlicher Thatenlust. Der Gedanke, die Fragmente der verlorenen Plautinischen Stücke, etwa einmal in den grossen Ferien, vorzunehmen und in einem Separatbändchen zu ediren war ihm schon 1868 beim Morgenkaffee einmal eingefallen, als er die Parerga wieder durchsah, wo

1) An Fleckeisen 4. October 1870. 2) An Fleckeisen 9. März 1871. 3) Das Folgende nach Mittheilungen an Fleckeisen vom 13. März 1871.

Probleme, der schlüpfrige Boden sagte der Neigung des Mannes, der aus dem Vollen zu schaffen liebte, nicht sonderlich zu. So ist nur ein kleiner Theil[1]) fertig geworden, doch enthält er einige vorzügliche Proben, die dem Nachfolger als Muster und Wegweiser dienen werden.

Eine neue Digression verursachten eingehende Studien über die Plautinischen Arbeiten des Camerarius. Der Wiederabdruck jener „bibliographischen Untersuchung" über Handschriften und Ausgaben des Plautus im zweiten Bande der opuscula, und die Wiederaufnahme der Plautusausgabe erweckte das Interesse für die verstreuten und halbverschollenen Publicationen des bedeutenden Vorgängers von Neuem. Die in Leipzig befindlichen reichen Materialien führten R. in weitgreifende bio- und bibliographische Untersuchungen, wofür seine bibliothekarische Natur eine entschiedene Liebhaberei hatte. Von ungehobenen Schätzen in der Münchener Bibliothek wusste er durch Halm. Eine wissenschaftliche Biographie des verdienten Gelehrten hielt er für eine deutsche Ehrensache[2]): er suchte einen geeigneten Bearbeiter[3]), dem er seine vermittelnde Hülfe versprach, dachte auch eine darauf gerichtete Preisaufgabe zu stellen.

Als treffliche Vorbereitung für das umfassendere Unternehmen empfahl er zunächst eine Sammlung und kritische Herausgabe der Briefe.[4]) In einer seltenen Druckschrift, welche ihm Wachsmuth aus der Marburger Bibliothek verschafft hatte, fand er (1868) einen Brief des Camerarius an seinen Baseler Verleger Hervagius, worin der Schreiber fromme Scrupel über sein profanes Plautusstudium und den Entschluss äussert, demselben für alle Zukunft zu entsagen.[5]) Ob der gute Mann wohl seinem Gelöbniss treu geblieben sein mochte? Aus einer vom Collegen G. Voigt nachgewiesenen Briefsammlung ermittelte R. (1871), dass dies

1) Bis zur *Bacaria:* opusc. III 177—203. Eine Probe, grade vom 70sten und letzten Geburtstag (6. April 1876) datirt, erschien in den Acta VI p. 365 = opusc. III 188. 2) An Schmitz 29. Juli 1871. 19. Mai 1872. 3) Weinkauff wollte die Arbeit übernehmen, trat sie aber dann an Horawitz ab. 4) An Schmitz 9. April 1874. 5) Mitgetheilt im Rhein. Museum XXVI = opusc. III 67—69.

keineswegs der Fall gewesen sei, sondern dass sein gelehrter Vorgänger noch viele Jahre später ein Manuscript, den Plautus betreffend, zum Druck bestimmt habe. Auf dieselben Studien, insbesondre auf die Benutzung der alten Pfälzer Handschrift bezieht sich ein andrer Brief in derselben Sammlung, leider ohne Datum, an einen gewissen Veit Werler als Besitzer der Handschrift gerichtet. Die Aufklärung des in mancher Beziehung räthselhaften Inhaltes und im Zusammenhang damit die Ermittelung der Lebensverhältnisse, Schicksale und Bestrebungen dieses Humanisten, von denen die Geschichte bisher ganz geschwiegen hatte, reizte die Forschbegierde des ehemaligen Bibliothekars um so mehr, als in der deutschen Gelehrtengeschichte des 16ten Jahrhunderts und insbesondre Leipzigs grade Plautus einen Mittelpunkt der philologischen Studien bildet.[1]) Die Leipziger und Ingolstädter Universitätsacten, die Matrikelbücher von Köln Erfurt Heidelberg Freiburg Basel Tübingen, Archive, Gelehrtenlexica und Gelehrtengeschichten, das Labyrinth gräflicher Geschlechtsregister, Alles wurde durchstöbert, die Hülfe kundiger Gelehrten wie Heerwagen Halm Gersdorf in Anspruch genommen, um mittels der bewährten Methode philologisch-historischer Kritik und Combination das Andenken des dunklen Ehrenmannes, eines Freundes von Eoban Hesse, Wilibald Pirckheimer, Ulrich von Hutten, mit einer Evidenz und Vollständigkeit, die Nichts zu wünschen übrig liess, ans Licht zu ziehen, falsche Angaben über ihn zu widerlegen, sogar einen Irrthum Werlers über seine eigne Person zu berichtigen.

Seit 1872 behielt R. diesen Stoff beständig im Auge. Hatte er früher diese und jene von seiner Wissenschaft seitab liegende Liebhaberei mit Behagen getrieben, so suchte er nun am Schreibtisch seine Erholung von ernsteren Berufsarbeiten in dieser gelehrten Abschweifung, die er mit zäher Ausdauer bis zum vorgesteckten Ziele verfolgte. Die für das Rheinische Museum in den Jahren 1868, 1871 und 72 geschriebenen Artikel erweiterte er für den dritten Band der opuscula.[2]) Daneben bereitete er aber eine eigene Mono-

1) Vgl. opusc. III 79. 2) Dort abgedruckt pag. 67—90.

graphie, „der Leipziger Humanist Veit Werler und die Leipziger Plautusperiode“[1]), vor, welche auch die Docententhätigkeit und die litterarischen Leistungen des Mannes in erschöpfender Weise darlegen und ein Muster auch auf diesem Gebiete specieller Biographie und Bibliographie bilden sollte.[2]) Er ermittelte, dass sich Werlers Thätigkeit in Leipzig als Docent und Editor vor allem auf Plautinische Komödien erstreckt habe, dass im engsten Zusammenhange mit dem bedeutenden Flor, in welchem damals grade diese Studien in Leipzig standen, in den Jahren 1504 bis 1521 nicht weniger als dreissig und einige Separatabdrücke einzelner Plautinischer Stücke, zur Grundlage für die Vorlesungen bestimmt, erschienen seien. Durch Rundfrage an mehr als 60 Bibliotheken Europa's (von Rom bis London und Petersburg) und ausgedehnte Correspondenz brachte er den ganzen noch vorhandenen Vorrath dieser überaus selten gewordenen Bücher heraus und wusste sich bis auf eine oder zwei Ausnahmen von sämmtlichen Ausgaben je ein Exemplar zu verschaffen, um so ein auf Autopsie gegründetes, allen Regeln der gewissenhaftesten Genauigkeit entsprechendes '*specimen typographo-bibliographicum*' zu liefern.[3])

Nachdem er die Hauptergebnisse seiner bibliographischen Untersuchungen über Werler zur Leibnitzfeier der Gesellschaft der Wissenschaften (12. Juli 1873) in einem Vortrag mitgetheilt hatte, bereitete er, seine Sammlungen und Nachforschungen im Einzelnen noch immer fortsetzend, die Ausarbeitung des Ganzen allmälig vor, ist aber zum vollen Abschluss nicht mehr gekommen.[4]) Auch so giebt die hinterlassene Darstellung und das dazu gehörige Material ein reiches und anziehendes Bild von der Weise, wie im 16ten Jahrhundert an der Universität Leipzig Philologie getrieben wurde.

Unter all diesen Digressionen gab der Hoffnungsreiche den Gedanken an die Vollendung seiner Plautusausgabe keinen Augenblick auf. Die Nothwendigkeit einer nochmaligen Untersuchung des Mailänder Palimpsestes war

1) An Halm 15. April 1873. 2) Vgl. opusc. V 42. 3) Vgl. opusc. V 42. 4) Was sich im Nachlass fand, hat Wachsmuth opusc. V 43—92 redigirt und veröffentlicht.

keineswegs der Fall gewesen sei, sondern dass sein gelehrter Vorgänger noch viele Jahre später ein Manuscript, den Plautus betreffend, zum Druck bestimmt habe. Auf dieselben Studien, insbesondre auf die Benutzung der alten Pfälzer Handschrift bezieht sich ein andrer Brief in derselben Sammlung, leider ohne Datum, an einen gewissen Veit Werler als Besitzer der Handschrift gerichtet. Die Aufklärung des in mancher Beziehung räthselhaften Inhaltes und im Zusammenhang damit die Ermittelung der Lebensverhältnisse, Schicksale und Bestrebungen dieses Humanisten, von denen die Geschichte bisher ganz geschwiegen hatte, reizte die Forschbegierde des ehemaligen Bibliothekars um so mehr, als in der deutschen Gelehrtengeschichte des 16ten Jahrhunderts und insbesondre Leipzigs grade Plautus einen Mittelpunkt der philologischen Studien bildet.[1]) Die Leipziger und Ingolstädter Universitätsacten, die Matrikelbücher von Köln Erfurt Heidelberg Freiburg Basel Tübingen, Archive, Gelehrtenlexica und Gelehrtengeschichten, das Labyrinth gräflicher Geschlechtsregister, Alles wurde durchstöbert, die Hülfe kundiger Gelehrten wie Heerwagen Halm Gersdorf in Anspruch genommen, um mittels der bewährten Methode philologisch-historischer Kritik und Combination das Andenken des dunklen Ehrenmannes, eines Freundes von Eoban Hesse, Wilibald Pirckheimer, Ulrich von Hutten, mit einer Evidenz und Vollständigkeit, die Nichts zu wünschen übrig liess, ans Licht zu ziehen, falsche Angaben über ihn zu widerlegen, sogar einen Irrthum Werlers über seine eigne Person zu berichtigen.

Seit 1872 behielt R. diesen Stoff beständig im Auge. Hatte er früher diese und jene von seiner Wissenschaft seitab liegende Liebhaberei mit Behagen getrieben, so suchte er nun am Schreibtisch seine Erholung von ernsteren Berufsarbeiten in dieser gelehrten Abschweifung, die er mit zäher Ausdauer bis zum vorgesteckten Ziele verfolgte. Die für das Rheinische Museum in den Jahren 1868, 1871 und 72 geschriebenen Artikel erweiterte er für den dritten Band der opuscula.[2]) Daneben bereitete er aber eine eigene Mono-

1) Vgl. opusc. III 79. 2) Dort abgedruckt pag. 67—90.

graphie, „der Leipziger Humanist Veit Werler und die Leipziger Plautusperiode“[1]), vor, welche auch die Docententhätigkeit und die litterarischen Leistungen des Mannes in erschöpfender Weise darlegen und ein Muster auch auf diesem Gebiete specieller Biographie und Bibliographie bilden sollte.[2]) Er ermittelte, dass sich Werlers Thätigkeit in Leipzig als Docent und Editor vor allem auf Plautinische Komödien erstreckt habe, dass im engsten Zusammenhange mit dem bedeutenden Flor, in welchem damals grade diese Studien in Leipzig standen, in den Jahren 1504 bis 1521 nicht weniger als dreissig und einige Separatabdrücke einzelner Plautinischer Stücke, zur Grundlage für die Vorlesungen bestimmt, erschienen seien. Durch Rundfrage an mehr als 60 Bibliotheken Europa's (von Rom bis London und Petersburg) und ausgedehnte Correspondenz brachte er den ganzen noch vorhandenen Vorrath dieser überaus selten gewordenen Bücher heraus und wusste sich bis auf eine oder zwei Ausnahmen von sämmtlichen Ausgaben je ein Exemplar zu verschaffen, um so ein auf Autopsie gegründetes, allen Regeln der gewissenhaftesten Genauigkeit entsprechendes *'specimen typographo-bibliographicum'* zu liefern.[3])

Nachdem er die Hauptergebnisse seiner bibliographischen Untersuchungen über Werler zur Leibnitzfeier der Gesellschaft der Wissenschaften (12. Juli 1873) in einem Vortrag mitgetheilt hatte, bereitete er, seine Sammlungen und Nachforschungen im Einzelnen noch immer fortsetzend, die Ausarbeitung des Ganzen allmälig vor, ist aber zum vollen Abschluss nicht mehr gekommen.[4]) Auch so giebt die hinterlassene Darstellung und das dazu gehörige Material ein reiches und anziehendes Bild von der Weise, wie im 16ten Jahrhundert an der Universität Leipzig Philologie getrieben wurde.

Unter all diesen Digressionen gab der Hoffnungsreiche den Gedanken an die Vollendung seiner Plautusausgabe keinen Augenblick auf. Die Nothwendigkeit einer nochmaligen Untersuchung des Mailänder Palimpsestes war

1) An Halm 15. April 1873. 2) Vgl. opusc. V 42. 3) Vgl. opusc. V 42. 4) Was sich im Nachlass fand, hat Wachsmuth opusc. V 43—92 redigirt und veröffentlicht.

ihm durch Studemunds Nachlese, von der so vielverheissende Proben ans Licht getreten waren, ausser Zweifel gestellt. Lange war er noch selbst mit dem Vorsatz einer Reise zu diesem Zweck umgegangen, aber die Ausführung war ja bei seinem Gesundheitszustande rein unmöglich: er musste sich eine junge Kraft ausersehen und heranziehen, welche sich dieser Mission unterziehen konnte und dafür befähigt war. Sie wurde aber mit einem andren bedeutenden Unternehmen combinirt, welches ein seit Jahrhunderten gehegtes Bedürfniss der Wissenschaft befriedigen sollte. Eine vollständige, kritisch gesichtete Sammlung der höchst zahlreichen und verschiedenartigen, in den europäischen Culturländern verstreuten Glossarien der lateinischen Sprache, soweit ihre Quellen aus dem Alterthum stammen, ist von unschätzbarem Werth für Grammatik und Lexikographie sowie für die Kritik alter Schriftstellertexte. Schon Scaliger machte einen Anfang, diese Schätze zu heben, aber über vereinzelte Publicationen zweifelhaften Werthes und verunglückte oder abgebrochene Anläufe zu Grösserem war man nicht hinausgekommen. Mit welchem Interesse und Erfolge R. selbst der Plautinischen Glossographie nachgegangen war, ist oben (S. 430) erwähnt worden. In seinem jugendlichen Schüler Gustav Löwe erkannte er die doppelte Befähigung jene umfassende Aufgabe eines abschliessenden *Corpus glossariorum Latinorum* zu lösen, und die von ihm selbst dereinst nicht vollständig bewältigten Räthsel des Palimpsest befriedigend aufzuklären. Durch kluge Combination günstiger Umstände und Gelegenheiten sowie durch eigne Opfer wusste er dem begabten jungen Gelehrten die Mittel zu einer mehrjährigen Studienreise (vom Herbst 1875 an), vor Allem nach Italien und in erster Linie Mailand zu verschaffen; und mit wahrhaft väterlicher Fürsorge, ja Zärtlichkeit bereitete er ihm die Bahn.

Gleich nach den ersten Berichten Löwe's aus Mailand über die begonnene Palimpsestrevision rief er ihm erfreut zu[1]): „Bravo bravissimo! treten Sie nur immer auf meine

1) 21. December 1875.

Acten, sowie dass es mit der Kritik des Textes „ja noch gar nicht glänzend zu stehen“ scheine.[1]) Um ins Klare zu kommen, stürzte er sich in das Studium der höchst verwickelten und verworrenen Seleukidengeschichte, arbeitete den Wust der Apokryphenlitteratur durch, und warf die vorläufigen Ergebnisse seiner eignen Erwägungen nach seiner Gewohnheit wie im „Selbstgespräch“ auf Zettel, die er nach und nach seinem kundigen Freunde Bernays nach Breslau sandte, als Grundlage weiterer Verhandlungen.[2]) Zugleich sah er sich „in allen Weltgegenden“ nach den handschriftlichen Textquellen des Josephus um: in Leyden Paris Rom Breslau Schleusingen und wo irgend Handschriften des griechischen Textes oder der alten, aus dem 5ten Jahrh. stammenden lateinischen Uebersetzung zu vermuthen waren, gab er Auftrag die ihn interessirenden Partien nach allen vorhandenen Handschriften „recht sehr genau“ zu collationiren; Mailand und andre italiänische Bibliotheken durchstöberte Wachsmuth, der damals zum künftigen Herausgeber des Josephus ausersehen war.[3]) Ende September steckte er mitten in den chronologischen Untersuchungen, die einen „verführerischen Reiz“ auf ihn ausübten; „sehr schöne Sachen“ seien dabei herausgekommen, liess er Ende October fallen[4]), und die Gesichtspunkte, nach denen die Phasen der Textüberlieferung zu bestimmen seien, stellten sich immer klarer heraus. Einige Hauptresultate gab er vorläufig in knappster, nur dem Wissenden in ihrer Bedeutung verständlicher Andeutung in Zusätzen für die zweite Ausgabe des Bonner Proömiums[5]), welche im Buchhandel erschien. Die dort verheissene Begründung und die Ausführung des Ganzen gedachte er zu Ostern 1861 in einer besondren Schrift: „Römer und Juden in ihren internationalen Beziehungen zur Zeit der Republik, vornehmlich nach Josephus“ zu veröffentlichen[6]), als Beispiel,

1) An Bernays 23. August 1860. 2) Vgl. an Bernays 31. August, 28. September 1860. 3) An Mehler 30. September, 4. October, 19. October, 3. November; an Brunn 5. October; an Dübner 4. October, 11. November, 9. December 1860, 11. Februar 1861. 4) An Fleckeisen 24. October 1860. 5) p. XIII = opusc. IV 441. 6) Vgl. opusc. V 121.

legung der thatsächlichen Ueberlieferung und deren formelle Berichtigung zu beschränken. Jene Untersuchungen über ursprüngliche Anlage, umgestaltende Bearbeitungen, Contaminationen u. s. w. sollten eignen Abhandlungen vorbehalten bleiben.[1])

Ganz ausserhalb dieser vielverzweigten Studienkreise, auf welche sich die Hauptkraft R.s mehr und mehr concentriren musste, stand eine Untersuchung, welche bereits in Bonn angegriffen, in Leipzig lebhaft wieder aufgenommen wurde, und in glänzender Weise zeigt, mit wie eindringender und nachhaltiger Energie sich sein Geist in jedes Problem, das er einmal angepackt, hineinbohrte und es nicht wieder losliess, bis er damit fertig war.

Auf zwei Erztafeln sind Stücke eines Gesetzes vom Jahr 682 oder 683 der Stadt erhalten, welches den Bewohnern von Termessus, einer Stadt in Pisidien, ihre Autonomie bestätigte. Die nach den gegebenen Bedingungen und bestimmten Analogien des amtlichen Stiles angestellte Berechnung des ursprünglichen Umfangs dieser Urkunde beruhte in einem Nebenpunkte auf der Beobachtung, dass die römischen Senatsbeschlüsse nie ohne Angabe des Datums und des Ortes verzeichnet seien. Der Beweis konnte nur durch eine Musterung sämmtlicher entweder in Monumenten oder bei Schriftstellern überlieferter Senatusconsulte geführt werden. So kam R., als er das Proömium für das Wintersemester 1860/1 vorzubereiten hatte, in welchem er auch jene Inschrift behandelte[2]), auf die genauere Untersuchung der in den Jüdischen Alterthümern des Josephus verzeichneten Documente, deren Chronologie näher zu bestimmen war. Gleich auf den ersten Blick, obwohl grade (Ende August 1860) von Schmerzen hart mitgenommen und durch die *testudinea tarditudo* seiner Füsse im Gebrauch seiner Bibliothek gehemmt, erkannte er die heillose Verwirrung in der Redaction der dortigen Berichte und der Anordnung der

1) An Löwe 26. October 1875. 2) *In leges Visellium Antoniam Corneliam observationes epigraphicae* = opusc. IV 427—445.

Jahr 615 (zur Zeit Hyrkanus des ersten) jener Gesandtschaft ertheilt ward. Diese wunderliche Verwirrung in Combination mit andren Thatsachen führte zu der Vermuthung, dass der ganze spätere Theil der Archäologie noch gar nicht zu einer abschliessenden Redaction gelangt, sondern nur eine ganz unverarbeitete Materialiensammlung sei. Eine vollständige Bearbeitung sämmtlicher römischer Senatusconsulte und sonstiger Decrete bei Josephus, namentlich die weitere Sichtung jenes „wüsten Actenfascikels" und seine methodische Verwerthung für die Zeitgeschichte, diese „würdige und lohnende Aufgabe" hatte er inzwischen seinem Leipziger Schüler Ludwig Mendelssohn, dem glücklichen Bearbeiter einer hierauf gestellten Preisaufgabe, übertragen[1]), der sich zugleich zur kritischen Herausgabe des verwahrlosten Josephustextes rüstete. Welch ergiebige Ernte dem Bearbeiter in den Schooss fallen müsse, zeigte R. an einer reichen Auslese evidenter Emendationen, wie sie ihm auf den ersten Griff gekommen waren. Die Polemik, welche durch die tief einschneidende Abhandlung hervorgerufen wurde, hat den Verfasser derselben bis zu den letzten wachen Stunden seines Lebens beschäftigt. Noch einmal kreuzte er die Waffen mit Mommsen, um die von demselben erhobenen Einwürfe zu widerlegen[2]); das Weitere überliess er Mendelssohn[3]), der eins, die zur Erklärung der unleugbaren Actenverwirrung versuchte Hypothese, aufgegeben hat. Aber dass sein Consul Lucius Piso und das Jahr 615 schliesslich den Sieg davon tragen werde, an dieser Zuversicht hielt selbst der Sterbende noch in seinen Phantasien fest.

4. Ausgang.

Noch 10 Jahre und darüber, befreit von allen zersplitternden Amtsgeschäften hätte dieser reiche, immer thätige und erfinderische Geist leben müssen, um nur den wesentlichsten Theil der wissenschaftlichen Aufgaben zu lösen,

1) Sie liegt vor im 5ten Bande der Acta soc. philol. Lips. p. 89 ff. 2) Rhein. Mus. XXX (1875) S. 428 ff. = opusc. V 140 ff. 3) Rhein. Mus. XXX 419 ff. XXXII 249 ff.

was und wie hier noch zu thun sei und mit Lohn locke. Aber als im December 1860 seine „Josephina" von Breslau zurück und wieder in seine Hände kamen, lagen sie schon wieder „in dunkelstem Erinnerungsleben" hinter ihm, da ihn in den letzten paar Monaten die Pathologie des Latein ganz absorbirt hatte.[1])

Erst nach 12 Jahren, im November 1872, kam er dazu das alte Versprechen einzulösen mit der glänzenden Abhandlung, welche er nunmehr überschrieb: „Eine Berichtigung der republicanischen Consularfasten. Zugleich als Beitrag zur Geschichte der römisch-jüdischen internationalen Beziehungen."[2]) Es handelt sich um die chronologische Fixirung dreier Gesandtschaften, welche zu Ende des 6ten und im zweiten Decennium des 7ten Jahrhunderts der Stadt von Judäa nach Rom abgingen, und die Verificirung der auf Anlass hiervon erlassenen mehrfachen Senatsbeschlüsse, um die Entwirrung der in den Quellen (hauptsächlich Josephus und dem ersten Makkabäerbuch) vorliegenden, aber kläglich durcheinandergeworfenen Nachrichten. Der springende Punkt, auf den sich das ganze Problem zuspitzt, ist die Frage nach der Persönlichkeit eines Consuls Lucius, welcher der dritten Gesandtschaft huldreiche Empfehlungsschreiben („identische Noten") an alle Fürsten und Staaten des Ostens mitgegeben haben soll; und die Entdeckung, dass Lucius Cornelius Piso gemeint ist, der im Jahr 615 Consul gewesen sein muss, ist die im Titel verheissene „Berichtigung der Consularfasten". Nicht weniger glänzend aber ist der hiermit zusammenhängende Nachweis, dass ein im 14ten Buch des Josephus nach seinem Wortlaut mitgetheilter Senatsbeschluss gar nicht die dort erzählte Angelegenheit (Verhandlungen zwischen Cäsar und dem Hohenpriester Hyrkanus II über den Wiederaufbau der durch Pompejus zerstörten Mauern Jerusalems) angeht, sondern vielmehr eben der Bescheid ist, welcher im

1) An Bernays 1. Januar 1861. Es ist wohl ein Irrthum, wenn der Vielgeplagte im November 1872 opusc. V 121 angiebt, dass die vor zwölf Jahren geführte Untersuchung „nur in Folge schwerer Erkrankung nicht zum druckfertigen Abschluss" gekommen sei. 2) Rhein. Mus. XXVIII (1873) p. 586—614 = opusc. V 99—131.

Jahr 615 (zur Zeit Hyrkanus des ersten) jener Gesandt schaft ertheilt ward. Diese wunderliche Verwirrung in Com bination mit andren Thatsachen führte zu der Vermuthung dass der ganze spätere Theil der Archäologie noch gar nich zu einer abschliessenden Redaction gelangt, sondern nur ein ganz unverarbeitete Materialiensammlung sei. Eine vollständig Bearbeitung sämmtlicher römischer Senatusconsulte und son stiger Decrete bei Josephus, namentlich die weitere Sichtung jenes „wüsten Actenfascikels" und seine methodische Ver werthung für die Zeitgeschichte, diese „würdige und lohnend Aufgabe" hatte er inzwischen seinem Leipziger Schüle Ludwig Mendelssohn, dem glücklichen Bearbeiter einer hierau gestellten Preisaufgabe, übertragen[1]), der sich zugleich zu kritischen Herausgabe des verwahrlosten Josephustexte rüstete. Welch ergiebige Ernte dem Bearbeiter in de Schooss fallen müsse, zeigte R. an einer reichen Ausle evidenter Emendationen, wie sie ihm auf den ersten Gri gekommen waren. Die Polemik, welche durch die tief ei schneidende Abhandlung hervorgerufen wurde, hat den Ve fasser derselben bis zu den letzten wachen Stunden sein Lebens beschäftigt. Noch einmal kreuzte er die Waffen m Mommsen, um die von demselben erhobenen Einwürfe widerlegen[2]); das Weitere überliess er Mendelssohn[3]), d eins, die zur Erklärung der unleugbaren Actenverwirrung v suchte Hypothese, aufgegeben hat. Aber dass sein Con Lucius Piso und das Jahr 615 schliesslich den Sieg dav tragen werde, an dieser Zuversicht hielt selbst der Sterben noch in seinen Phantasien fest.

4. Ausgang.

Noch 10 Jahre und darüber, befreit von allen z splitternden Amtsgeschäften hätte dieser reiche, immer thät und erfinderische Geist leben müssen, um nur den wese lichsten Theil der wissenschaftlichen Aufgaben zu lö

1) Sie liegt vor im 5ten Bande der Acta soc. philol. Lips. p. 8
2) Rhein. Mus. XXX (1875) S. 428 ff. = opusc. V 140 ff. 3) Rh
Mus. XXX 419 ff. XXXII 249 ff.

deren Kern, Erfassungs- und Ausführungswege, ja Resultate ihm lebhaft vor dem inneren Auge standen und keinem Andren in seiner eigenthümlichen Weise gelingen konnten. Das fühlte er selbst lebhaft und sprach es aus.[1]) Noch aber waren die frommen Wünsche seiner Bonner Rectoratsrede (S. 153 f.) nicht in Erfüllung gegangen, wenigstens nicht für ihn. Warum gab und giebt es in Deutschland kein Alexandrinisches Museum, dem liberalen Cultus der Wissenschaft ausschliesslich gewidmet? Warum musste eine geniale Kraft, wie sie kaum alle hundert Jahre wiederkehrt, im ermüdenden Joch der Tagespflicht fast bis zum letzten Athemzuge eingespannt bleiben und auf die Vollendung dauernder Werke verzichten? Es war die Vielseitigkeit seiner Begabung, die Strenge seines Gewissens, die ausharrende Liebe, welche ihm die Wohlthat eines rein litterarischen otium, die begrenztere oder selbstsüchtigere oder beschaulichere Naturen sich zu verschaffen wissen, nicht gegönnt hat.

Bei nie ermüdender Geistesfrische nahm doch die körperliche Arbeitskraft in den letzten Jahren mehr und mehr ab. Er gestand: „das Erholungsbedürfniss im Gegensatz zum Arbeitspensum fordert immer mehr Zeit.“[2]) „Ach, ich werde alt und immer älter, und diese senilitas macht sich dadurch so unhold bemerklich, dass es immer weniger Tagesstunden von den 24 werden, die ich für wirkliches Arbeiten zur Verfügung behalte. Rechne ich ab, was der Nachtschlaf, der Nachmittagsschlaf, die unerlässlichste Zeitungs- und Journalleserei, Vorlesungen und die mässige Präparation auf sie (von Seminar-Disputationen nicht zu reden, die regelmässig den ganzen betreffenden Tag auffressen), die tägliche Sprechstunde, wo das Zimmer kaum leer von Besuchern wird, endlich die gänzliche Entwöhnung vom Lesen oder Schreiben bei Licht wegraffen, so bleiben mir kaum 3—4 Stunden täglich für eigentlich Eigenes, und dabei NB die ganze Correspondenz eingeschlossen, so sehr ich mich auch bemühe sie zu kürzen und zu schmälern; aber z. B. das

1) An Graffunder 5. Juni 1873. 2) An O. R. 26. December 1870.

Wachen und Schlafen" hingeworfen; aber nicht selten, in brennenden Fragen flatterten diese Blätter in dichten Wolken, Tag für Tag und öfter noch, oder schichtenweise, „ein kleines Manuscript," in einem Erguss entstanden oder nach und nach gesammelt. Und unwillkürlich ging der Depeschenstil wieder in den alten Fluss des Plauderbriefs über: leibhaftig sass dem Leser der mittheilsame Freund gegenüber, und in voller Unmittelbarkeit glaubte man die Worte von seinen beweglichen Lippen zu lesen, denn er schrieb wie er sprach. Bisweilen versammelte er auch durch identische Noten gleichzeitig eine Mehrzahl wohlgesinnter Leser um sich. Sah er doch selbst seine litterarischen Arbeiten am liebsten als „Briefe an empfängliche Freunde" an, kleidete sie auch bisweilen gradezu in diese Form[1]), und legte Werth darauf, auch Laien, denen der gelehrte Stoff ganz fern lag, durch die Art seiner Behandlung zur Theilnahme gleichsam zu zwingen. Darum hielt er nach antiker Weise so viel auf Dedicationen, und suchte seinem persönlichen Verhältniss zu dem Empfänger in den Widmungsworten den prägnantesten Ausdruck zu geben. Er bedurfte — nicht des Lobes, aber der sachlichen Zustimmung zu seinen Leistungen, um mit Freudigkeit in derselben Richtung weiterzuarbeiten. Denn als richtiger Sanguiniker liebte er sich mit einer Last von Aufgaben zu beladen, deren Wucht durch seine Gewissenhaftigkeit in der Ausführung stets weit über alle Voraussicht wuchs: da war dem auf heisser Bahn Keuchenden ein Beifallszuruf Erquickung.

Mit Joh. Schulze wechselte der Treue auch von Leipzig aus in gewohnter Weise herzliche Briefe. Er schickte dem alten Gönner, der seine Musse nun wieder ganz den classischen Studien zuwandte, regelmässig seine neuesten Schriften und berichtete über den Stand seiner üppigen Felder, während

1) R. an Lehrs 1869 (Wissensch. Monatsblätter 1877 p. 55): „Wirkliche Befriedigung und reine Freude gewährt es doch nur, wenn man seinen wissenschaftlichen Krimskrams gleichwie als Briefe an empfängliche Freunde schreibt, auf deren verständnissvolle Zustimmung — wenigstens was die Mittel und Wege der Untersuchung betrifft — man einigermassen rechnen kann."

eine wahre Iris: sie flog schnellbeschwingt, unermüdlich. Mit Recht nannte er sich eine dialogische Natur: er konnte nicht leben ohne tägliche Zwiesprache, und zwar vertrauliche und vielseitige. Was ihn bewegte und beschäftigte musste er mit Andren theilen und zwar mit denen, welchen er grade das nächste Verhältniss zu diesen Objecten zutraute: und wenn es auch nur z. B. die Tageblattanzeige eines Trödeljuden in hebräischen Buchstaben war, die er in einem müssigen Augenblick nicht gleich entziffern konnte, so wurde College Fleischer als Sachkenner zu dessen höchlichem Ergötzen durch fliegende Botschaft zu Hülfe gerufen.

Mit Freunden wie Graffunder tauschte er, nur um in menschlichem Zusammenhange mit ihm zu bleiben, neben Philosophischem, Philologischem, Litterarischem aller Art allerhand frivola wie Charaden, Anekdoten, Denksprüche und anderes geistiges Naschwerk aus. Stossweise, wie grade die Anregung kam, strömte die wissenschaftliche Correspondenz. Mit dem Kerbholz rechnete er nicht; unverdrossen konnte er eine ganze Weile hintereinander seine Mittheilungen und Fragen in derselben Richtung versenden, nur mit leisen und allmälig lauteren Mahnungen begleitet; aber wenn der Vertraute sich gar zu lange in Schweigen hüllte, so griff er zu drastischen Anreden, wie TACITVRNITATI·S, und wenn alle Mittel versagten, setzte er dem Hartnäckigen selbst das vollständige Briefconcept auf, das mit einem Ja oder Nein ausgefüllt an ihn zurückzuschicken war.

Wer die Briefmassen übersieht, die von ihm ausgingen und bei ihm einliefen, sollte glauben, er habe nichts Andres gethan als correspondiren. Und dennoch steckte er oft genug in hoch angewachsenen Briefschulden, aus denen er sich nicht anders zu retten wusste als durch eine herzhafte Solonische ϲειϲάχθειᾳ. Dann wurde ein halbes Hundert ohne Antwort cassirt, ein Dutzend bevorzugter mit 5 Procent abgespeist und ein neues Conto eröffnet. Als ihm endlich die Geschäfte über den Kopf wuchsen und er den gewohnten Stil und Zug nicht mehr glaubte fortführen zu können, richtete er eine „Zettelwirthschaft“ ein, wie er sie nannte, fliegende Billets, mitten aus der Arbeit heraus, oder „zwischen

Wachen und Schlafen" hingeworfen; aber nicht selten, in brennenden Fragen flatterten diese Blätter in dichten Wolken, Tag für Tag und öfter noch, oder schichtenweise, „ein kleines Manuscript," in einem Erguss entstanden oder nach und nach gesammelt. Und unwillkürlich ging der Depeschenstil wieder in den alten Fluss des Plauderbriefs über: leibhaftig sass dem Leser der mittheilsame Freund gegenüber, und in voller Unmittelbarkeit glaubte man die Worte von seinen beweglichen Lippen zu lesen, denn er schrieb wie er sprach. Bisweilen versammelte er auch durch identische Noten gleichzeitig eine Mehrzahl wohlgesinnter Leser um sich. Sah er doch selbst seine litterarischen Arbeiten am liebsten als „Briefe an empfängliche Freunde" an, kleidete sie auch bisweilen gradezu in diese Form[1]), und legte Werth darauf, auch Laien, denen der gelehrte Stoff ganz fern lag, durch die Art seiner Behandlung zur Theilnahme gleichsam zu zwingen. Darum hielt er nach antiker Weise so viel auf Dedicationen, und suchte seinem persönlichen Verhältniss zu dem Empfänger in den Widmungsworten den prägnantesten Ausdruck zu geben. Er bedurfte — nicht des Lobes, aber der sachlichen Zustimmung zu seinen Leistungen, um mit Freudigkeit in derselben Richtung weiterzuarbeiten. Denn als richtiger Sanguiniker liebte er sich mit einer Last von Aufgaben zu beladen, deren Wucht durch seine Gewissenhaftigkeit in der Ausführung stets weit über alle Voraussicht wuchs: da war dem auf heisser Bahn Keuchenden ein Beifallszuruf Erquickung.

Mit Joh. Schulze wechselte der Treue auch von Leipzig aus in gewohnter Weise herzliche Briefe. Er schickte dem alten Gönner, der seine Musse nun wieder ganz den classischen Studien zuwandte, regelmässig seine neuesten Schriften und berichtete über den Stand seiner üppigen Felder, während

1) R. an Lehrs 1869 (Wissensch. Monatsblätter 1877 p. 55): „Wirkliche Befriedigung und reine Freude gewährt es doch nur, wenn man seinen wissenschaftlichen Krimskrams gleichwie als Briefe an empfängliche Freunde schreibt, auf deren verständnissvolle Zustimmung — wenigstens was die Mittel und Wege der Untersuchung betrifft — man einigermassen rechnen kann."

jener als Entgelt von Zeit zu Zeit der Gattin die „Töchter der sandigen Mark", echte Teltowerrüben, in die Küche lieferte. Sie stellten sich anfangs, im Winter 1865/6 in verschämter Anonymität ein, bis eine methodische Quellenuntersuchung ihre Herkunft an den Tag brachte.[1]) Mit Wehmuth vernahm R. den Tod des geliebten Mannes im Februar 1869; und immer länger fielen die Schatten hinter ihm. Schon 1868 war Welcker geschieden, 1870 nahm Lancizolle hinweg, es folgten die Jugendfreunde Schmalfuss (1871), Seyffert (1872), Hanow (1873) u. A., zuletzt auch Graffunder (Juli 1875).

Auch von den Leiden muss nun noch berichtet sein, welche den tapfren Kämpfer im letzten Decennium seines Lebens wie in den vorhergegangenen heimsuchten: denn nach ihnen ist die Geisteskraft zu ermessen, welche fast bis zum letzten Athemzuge den Platz behauptete. Von der ersten schweren Erkrankung, die ihn in Leipzig im März 1867 befiel, war er erst Ende Mai soweit hergestellt, dass er zwar endlich seine Vorlesungen beginnen konnte, aber sich in der Sänfte hintragen lassen musste. Hartnäckige Grippezustände und Rheumatismen, die ihn viele Wochen lang an das Zimmer fesselten und zeitweise arbeitsunfähig machten, wiederholten sich öfter und öfter. Das alte Fussübel befiel ihn urplötzlich im Juli 1870, viel heftiger als seit langen Jahren. Theils im Bett theils auf schrägem Sessellager, mit Schmerzen ohne Unterlass, musste er noch weit in die Ferien hinein still halten: nur Zeitungen und Kriegskarten konnte er studieren, und das that er mit dem ganzen Enthusiasmus seiner flammenden Seele. Obendrein war er allein, da Frau und Tochter grade zwei Tage vor der Kriegserklärung auf dem Rigi angekommen waren und er ihnen seinen Zustand angelegentlichst verhehlte. Er dachte, das sei sein Antheil an der allgemeinen Calamität, die so viele Tausende noch ganz anders leiden lasse.

Zu Anfang des Jahres 1872, als ihn wieder ein mehrwöchentlicher, fast an Lähmung grenzender Rheumatismus in

1) R. an Schulze 1. Jan. 1866.

Ein ehemaliger Bonner Schüler, Hermann Perthes, bereitete zu praktischen Unterrichtszwecken eine auf eigenthümlichen didaktischen Grundsätzen beruhende Neubearbeitung der lateinischen Elementar- und Formenlehre vor, wobei er auch eine Reform der vulgären Aussprache beabsichtigte. Er wünschte, dass dieses etwas kühne Vorhaben dem grossen Publicum durch einige begründende und wegweisende Winke R.s empfohlen würde.[1] Solcher Bitte entsprach letzterer, indem er im Sommer 1876, „um den körperlichen Schmerz zu betäuben,"[2] in der Form eines offnen Sendschreibens an den genannten Schulmann[3] ausführte, wie und in welchen Punkten die herkömmliche Aussprache des Lateinischen allerdings einer Verbesserung von Grund aus bedürftig sei. Er legte das Hauptgewicht auf das Gebiet, welches einer wissenschaftlichen Ergründung am zugänglichsten ist, auf die Messung der Vocale, welche, obwohl in so vielen Fällen durch den Dichtergebrauch untrüglich festzustellen, nicht einmal in diesen Grenzen mit einiger Strenge und Sauberkeit gehandhabt wird. Das eigentliche Problem grammatischer Forschung aber bieten die Fälle, wo die Gesetze des Verses den Zweifelnden im Stich lassen. An einer reichen Auswahl von Beispielen wird klar gemacht, mit welchen Mitteln die hier entstehenden Fragen, deren Beantwortung auch durch Corssens umfangreiches Werk so wenig gefördert ist, zu lösen sind. Es gelingt durch Schlüsse, welche zu ziehen sind aus der Etymologie und Formenlehre, aus dem der lebendigen Sprache des Lebens entsprechenden Gebrauch der älteren Dramatiker, aus den graphischen Unterscheidungen in den Inschriften, aus der Wiedergabe lateinischer Wörter mit griechischen Buchstaben, aus Zeugnissen alter Schriftsteller, endlich aus zahlreichen Analogieschlüssen. Wichtige Vorarbeiten waren bereits aus R.s Schule, von ihm ausdrücklich angeregt und vielfach gefördert, hervorgegangen: die von Fritz Schöll besorgte kritische Zusammenstellung sämmtlicher Lehren der Grammatiker über

1) Perthes an R. 13. October 1874. 2) An Fleckeisen 27. August 1876. 3) Ueber die Aussprache des Lateinischen. Rhein. Mus. XXXI 481 ff. = opusc. IV 766—779.

einen recht passenden Scheidestrich anzusehen geruhen wolle."[1]) Dennoch raffte er sich um die Mitte des Mai noch einmal auf. Aber von zwei stämmigen Dienstmännern, später von einem, musste er Trepp auf Trepp ab in und aus dem Wagen, in und aus dem Auditorium getragen werden. Er berichtet: „Gelesen habe ich — freilich mit Hängen und Würgen, von zwei Dienstmännern getragen, in voriger Woche 5mal, und zweimal im Hause die Russen gehabt. In dieser Woche gestern und vorgestern auch wieder gelesen, und heute mit Gottes Hülfe abermals. Und morgen ein gesegneter Feiertag!! Sonst geht es mir freilich noch um kein Haar besser, nach allen Seiten des armen Cadavers hin."[2]) Mehr als je sehnte er sich nach einem weichen „Mailüfterl", wie es uns armen Deutschen in unsrem grünen Winter so wenig gegönnt ist.

Dessenungeachtet führte er nicht nur nach allen Seiten zum Theil eingehendste Correspondenzen fort, sondern producirte mit gewohnter Frische und Schärfe eine bedeutende Abhandlung nach der andren. Wer noch so schreiben könne, dachten die Freunde, mit dem könne es unmöglich schon zu Ende gehn. „Nein, Du irrst," erwiderte er[3]): „ich bin keine Minute des Tages oder der Nacht ohne die meist peinigendsten Schmerzen, aber leidlich kopffrei, und bei viel Schlafbedürfniss doch *per intervalla* denk- und schreibfähig. Und mit letzterem suche ich Schmerz und Miserabilität nach Möglichkeit zu betäuben und einigermassen zu vergessen. Und dazu, finde ich, ist productives Arbeiten immer noch das beste Mittel, und zwar nicht pflichtmässig octroyirtes, nicht langweilige Vorlesungspräparation und dergl., sondern nach freiem penchant ganz frei gewähltes, *ut animus fert.* Solcher Themata habe aber so viele in petto, dass ich mindestens ein ganzes Halbjahr zur Erledigung brauchte." Eine ganze Anzahl „kleinerer und grösserer, ernsthafter und zum Theil jocoser Auslassungen" stellte er für die nächste Zeit in Aussicht.[4]) In den Sommer und Herbst 1876 fallen die letzten dieser Arbeiten.

1) An Fleckeisen 23. März 1876, an O. R. 20. März 1876. 2) An Fleckeisen 24. Mai 1876, an O. R. 26. Mai 1876. 3) An Fleckeisen 15. August 1876. 4) An Fleckeisen 12. August 1876.

girte „Zehngebote für classische Philologen". Mit der Hälfte hatte Lehrs den Anfang gemacht. R. antwortete[1]): „Ihre 5 philologischen Zehngebote haben mich sehr erquickt. Machen wir doch die 10 voll, und ich lasse sie dann im Rheinischen Museum unter den Miscellen als Mosaische Gesetzes-Tafel drucken zu Nutz und Frommen derer, die sie — schliesslich doch nicht befolgen! Indessen — Einige finden sich doch gelegentlich, die auf solche Anregung hin in sich gehn und in feinem Herzen erwägen, was das Gebot eigentlich besagen will." Sie wurden gedruckt zu Lehrs' fünfzigjährigem Doctorjubiläum[2]) (7. März 1873), und mögen in aller ihrer alttestamentlichen Einfachheit gleichsam als eine Art philologischen Testamentes auch hier stehen: dem Scharfsinn der Chorizonten mag wie bei den Xenien die Scheidung der Autoren überlassen bleiben.

Zehngebote für classische Philologen.

Du sollst nicht nachbeten.
Du sollst nicht stehlen.
Du sollst nicht vor Handschriften niederfallen.
Du sollst den Namen Methode nicht unnütz im Munde führen.
Du sollst lesen lernen.
Du sollst nicht Sanskritwurzeln klauben und mein Manna verschmähen.
Du sollst lernen die Geister unterscheiden.
Du sollst nicht glauben, dass Minerva ein blauer Dunst sei: sie ist dir gesetzet zur Weisheit.
Du sollst nicht glauben, dass zehn schlechte Gründe gleich sind einem guten.
Du sollst nicht glauben, was einige von den Heiden gesagt haben, Wasser sei das Beste.

Der Aufsatz „Philologische Unverständlichkeiten" war des Verfassers letztes Wort in Sachen des Plautus und der kritischen Methode. Die wachsende Manie der jüngeren Generation, überall im Plautus anapästische Verse finden zu

1) 26. December 1871. 2) Vgl. auch Kammer's Nachruf für Lehrs in den Wissensch. Monatsblättern 1878.

den Accent, und die ebenso mannigfaltigen als ergebnissreichen Ermittelungen über orthoepische Fragen von Wilhelm Schmitz. Wie er veranlasst hatte, dass für die Reform der lateinischen Rechtschreibung durch Wilhelm Brambach den Lehrern eine wissenschaftliche Darstellung (1868), den Schülern ein praktisches Hülfsbüchlein (1872) geboten werde, so hatte er Gustav Löwe zur Abfassung eines kurzen Hülfsbüchleins für lateinische Rechtsprechung ausersehn. Denn er war der Ansicht, dass nicht anders als von der alleruntersten Stufe des Elementarunterrichtes an den Knaben durch stätige Gewöhnung das Richtige beizubringen sei, möge auch bis zu völliger Ueberwindung des alten Schlendrians eine Generation vorübergehn. Das Hülfsbüchlein freilich ist bisher nicht erschienen, doch hat Löwe, ebenfalls auf R.s Veranlassung, in der „lateinischen Wortkunde" von Perthes die Sylbenmessung der einzelnen Wörter, soweit sie sich ermitteln liess, angegeben.

Lehrs ohne Zweifel ist der Anonymus, an welchen die letzte Herzenserleichterung gerichtet ist, überschrieben: „Philologische Unverständlichkeiten"[1]), die noch einmal die ganze schneidige Kraft des alten Meisters erkennen lässt. Unter den gleichaltrigen noch lebenden Zunftgenossen war Lehrs einer der wenigen, mit denen sich R. persönlich wie wissenschaftlich im Wesentlichen in Einklang wusste. „Was je Du auch gewoben, Wars anders als zu loben?" schrieb jener einmal lakonisch auf eine Karte[2]): es war der Dank für den Josephusaufsatz. Und auch R. fühlte sich von jeher mächtig hingezogen zu einer Natur, die von der seinen freilich grundverschieden, aber in der Gleichheit der letzten Ziele und der ersten Voraussetzungen ihm dennoch so nahe verwandt war. Sie begegneten sich mit seltenen Ausnahmen in ihren Urtheilen und Gefühlen gegenüber den mannigfachen Richtungen in der Wissenschaft und den Parteien des litterarischen Forums; und so haben sie ihrem Bunde einen scherzhaften Ausdruck gegeben durch gemeinschaftlich redi-

1) „An *.... in *....." Rhein. Mus. XXXI 530—557 = opusc. III 144—176, datirt vom September 1876, erst nach dem Tode des Verf. im Schlussheft des Jahrgangs erschienen. 2) 17. April 1874.

girte „Zehngebote für classische Philologen". Mit der Hälfte hatte Lehrs den Anfang gemacht. R. antwortete[1]): „Ihre 5 philologischen Zehngebote haben mich sehr erquickt. Machen wir doch die 10 voll, und ich lasse sie dann im Rheinischen Museum unter den Miscellen als Mosaische Gesetzes-Tafel drucken zu Nutz und Frommen derer, die sie — schliesslich doch nicht befolgen! Indessen — Einige finden sich doch gelegentlich, die auf solche Anregung hin in sich gehn und in feinem Herzen erwägen, was das Gebot eigentlich besagen will." Sie wurden gedruckt zu Lehrs' fünfzigjährigem Doctorjubiläum[2]) (7. März 1873), und mögen in aller ihrer alttestamentlichen Einfachheit gleichsam als eine Art philologischen Testamentes auch hier stehen: dem Scharfsinn der Chorizonten mag wie bei den Xenien die Scheidung der Autoren überlassen bleiben.

Zehngebote für classische Philologen.

Du sollst nicht nachbeten.
Du sollst nicht stehlen.
Du sollst nicht vor Handschriften niederfallen.
Du sollst den Namen Methode nicht unnütz im Munde führen.
Du sollst lesen lernen.
Du sollst nicht Sanskritwurzeln klauben und mein Manna verschmähen.
Du sollst lernen die Geister unterscheiden.
Du sollst nicht glauben, dass Minerva ein blauer Dunst sei: sie ist dir gesetzet zur Weisheit.
Du sollst nicht glauben, dass zehn schlechte Gründe gleich sind einem guten.
Du sollst nicht glauben, was einige von den Heiden gesagt haben, Wasser sei das Beste.

Der Aufsatz „Philologische Unverständlichkeiten" war des Verfassers letztes Wort in Sachen des Plautus und der kritischen Methode. Die wachsende Manie der jüngeren Generation, überall im Plautus anapästische Verse finden zu

1) 26. December 1871. 2) Vgl. auch Kammer's Nachruf für Lehrs in den Wissensch. Monatsblättern 1878.

wollen, die Harthörigkeit des rhythmischen Sinnes, welche ohne alle Noth, auch wo die Wahl zwischen zahmeren und wilderen Versmaassen frei steht, gegen die Gesetze der Prosodie und der Betonung in einer Art von fanatischer Wollust sich einer zucht- und zügellosen Anapästenreiterei ergiebt, wird an einem mit gewohnter Meisterschaft analysirten Beispiel des Trinummus erörtert, wo durch einen zwingenden sprachlichen Grund der Irrthum positiv erwiesen werden konnte.

Weiter als diese mehr häusliche Zurechtweisung trägt die Stimme der Nemesis, welche den Uebermuth des berühmten dänischen Philologen Madvig in seine Schranken zurückweist. Nach unbestrittenen Verdiensten um die Verbesserung der Texte namentlich des Cicero und Livius hatte der bejahrte Gelehrte für gut befunden, in mehreren Bänden kritischer Miscellen so ziemlich über Alles, was die Deutschen in den letzten Jahrzehnten als Herausgeber classischer Schriftsteller geleistet, zu Gericht zu sitzen und an Beispielen zu zeigen, wie es hätte besser gemacht werden sollen. „Hättest Du weniger gesagt, so hättest Du mehr gesagt" urtheilte R. mit Lessings Worten.[1]) Denn der nordische Rhadamanthys hatte sich auch auf Gebiete gewagt, von denen er vermöge natürlicher Anlage, Gewöhnung und Studium grade so viel verstand als — Themistokles vom Citherspielen. Auch ohne die nationale Antipathie und Eifersucht, welche seinen Blick trübte, wäre diese nüchtern prosaische Natur nicht befähigt gewesen die Arbeiten eines Mannes wie unsres G. Hermann zu würdigen: geringschätzig sprach er ihm die wahre Kunst des Kritikers ab. Dafür hatte Lehrs in einem feinsinnigen Aufsatz[2]) den gestrengen Censor an seinen Ort gestellt und durch schlagende Proben bewiesen, dass derselbe für die Kritik griechischer sowohl als römischer Dichter weder die erforderlichen Fähigkeiten noch die elementaren Kenntnisse besitze. Insbesondre hatte der angesehene Grammatiker gar wenig Verständniss gezeigt für

1) An Lehrs 16. Februar 1874. 2) „Ueber Madvigs Adversarien und ihren Verfasser. Zur Abwehr geistloser Kritik in der klassischen Philologie." Rhein. Mus. XXX 91—117.

die Bedeutung der sprachgeschichtlichen Studien, wie sie von R. und seiner Schule gepflegt wurden[1]), am allerwenigsten aber für Plautus und die Methode der Plautinischen Textkritik, wie sie wiederum R. übte. Verdriesslich darüber, dass er mit den wunderlichen Versen dieses Dichters nie hatte zurecht kommen können, liess er seinen Unmuth an diesem selbst und an seinem bedeutendsten Bearbeiter aus, entsetzte sich nach oberflächlicher Kenntnissnahme über die bodenlose Verwegenheit der neusten Textgestaltung und stimmte ein Klagelied über diesen Frevel an, der allen einfachen Wahrheitssinn untergraben und zum gänzlichen Verderben aller gesunden wissenschaftlichen Methode führen müsse. Da es auch in Deutschland nicht an solchen fehlte, welche dieser Strafpredigt mit beiden Händen Beifall klatschten, so war es wohl an der Zeit die Glaubwürdigkeit dieses Propheten zu untersuchen. R. vollzog diese Aufgabe mit einer Sauberkeit und Evidenz, wie er sie in seinen frischesten Jahren nicht vollendeter hätte liefern können. Dem verwerfenden Urtheil des Dänen über die Sprache des Plautus stellt er ruhig die Stimmen der Kenner des Alterthums, deren Sinn und Bedeutung erläuternd, gegenüber; die naiven Selbstgeständnisse des wunderlichen Antiplautiners, die Widersprüche seiner methodischen Grundsätze und das Schablonenhafte seiner kritischen Anschauungen, die schülerhaften Schnitzer, in welche der grosse Schiedsrichter ahnungslos verfällt, wo er die Verbesserung griechischer oder lateinischer Verse versucht, das ungleiche Maass, mit welchem er deutsche und skandinavische Kühnheiten misst — dies Alles wird dem Gegner langmüthig und gründlich, unter williger Anerkennung wohlerworbener Verdienste, aber nicht ohne den Nachdruck ethischen Ernstes vorgehalten, — ein letztes Manifest wahrhaft wissenschaftlicher Denkungsart und Lessingscher Schneide. Freilich hat es weder deutsche Gelehrte verhindert, vor der ausländischen Autorität nach wie vor auf dem Bauche zu liegen, noch die Fremden, dem Gezüchtigten nur desto reicher Weihrauch zu streuen.

1) Vgl. opusc. II 510 f.

Am 31sten October musste der müde Kämpfer die Waffen strecken und „mit tiefster Betrübniss“ dem Minister anzeigen, dass er sich genöthigt gesehen habe seine Vorlesungen für das Wintersemester ganz aufzugeben, ohne doch an der Möglichkeit einer Besserung von Neujahr ab schon zu verzweifeln. Er bat zugleich um zeitweilige Entbindung von den laufenden Facultätsgeschäften, während er für etwaige philologische Habilitationen (er hatte zunächst die von Goetz im Sinn) seine Mitwirkung auch fernerhin anbot, und schloss mit den ergreifenden Worten: „vierundneunzig Semester habe ich mit Gottes Hülfe meine vielleicht nicht ganz erfolglose Wirksamkeit üben können; sollte ihr in meinem 71sten Jahre ein unerwünschtes Ziel gesteckt sein, so müsste ich mich in Dankbarkeit für das Genossene nicht ohne Schmerz und Trauer resigniren.“ Am 4ten November wurde ihm unter warmen Genesungswünschen ein halbjähriger Urlaub ertheilt, in der Nacht vom 8ten auf den 9ten ward er durch einen Höheren von seiner irdischen Laufbahn abberufen. Den fernen Freunden hatten die zittrigen, zuletzt unleserlich entstellten Schriftzüge verrathen, wie es stand. Ein rasch entwickeltes Lungenleiden hatte seine letzten Kräfte schnell aufgezehrt.

Von seinen jungen Freunden hat er noch in längerer Unterredung Abschied genommen. Am letzten Abend, als alle Mittel seine Qualen zu erleichtern versagten, brachte Goetz neue Nachrichten von Löwe. Da sammelte sich der Geist, der schon zu wandern begann, noch einmal zu voller Klarheit: eingehend besprach er die wissenschaftlichen Ziele des geliebten Schülers, die zu seiner Förderung eingeleiteten, von dem Umsichtigen selbst auf das sorgsamste überwachten Schritte, und liess ihm als letzten Gruss die Worte entbieten: „in demselben Grade, als ich leide, wünsche ich für ihn Glück und Erfolg.“

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal, ehe wir von dem Unvergesslichen scheiden, das Gesammtbild der glänzenden Persönlichkeit, die an uns vorübergegangen ist. Wollen wir den Kern seines Wesens und Werthes, den prägnanten

Charakterzug seiner Natur in ein kurzes Wort zusammenfassen, so finden wir kein bezeichnenderes, als dass er Alles, was er einmal anfasste, mit voller Willens- und Thatkraft ergriff und stets das Ganze im Auge haltend ganze Arbeit verrichtete: jede Aufgabe, gleichviel ob eine wissenschaftliche oder praktische, strebte er mit derjenigen Vollkommenheit durchzuführen, als ob er an der einen Aufgabe sein Meisterstück abzulegen und nichts andres in der Welt zu thun hätte; jede Arbeit, jeder Zweck wurde ihm zur Passion.

Das Ziel seiner wissenschaftlichen Bestrebungen war die lebendige Erkenntniss des gesammten classischen Alterthums in allen seinen culturhistorischen Momenten. Wenn ihm hierzu überhaupt das unmittelbare Studium der Quellen, insbesondre Vertrautheit mit den alten Autoren selbstverständliches Erforderniss war, so fand er nach guter Humanistenart die Blüthe echt philologischer Meisterschaft in der Kunst, die Dichter zu erklären und ihren Text zu verbessern. Während ihm aber für dieses engere Feld das grammatische Studium nur als Mittel galt, verkannte er weder die selbständige Bedeutung, welche die Sprache als eine der wesentlichsten Aeusserungen des antiken Geistes für uns haben muss, noch die Unentbehrlichkeit des vergleichenden Sprachstudiums für das etymologische Verständniss ihrer mannigfachen Bildungen. Es hat sich so gefügt, dass die Neubegründung der lateinischen Sprachgeschichte durch geniale Verbindung textkritischer, prosodisch-metrischer, epigraphischer und litterarhistorischer Studien in der Reihe seiner wissenschaftlichen Thaten obenan steht. Aber die productive Kraft eines Gelehrten, vollends eines akademischen Lehrers nach dem allein zu bemessen, was er durch Lebensführung, Zeitströmungen andre Umstände veranlasst wirklich veröffentlicht hat, wäre der Bibliographen würdiger als des Biographen. Nach den Bücherverzeichnissen mag R. überwiegend Latinist genannt werden die Arbeiten seiner beiden ersten Perioden, seine Vorlesunge und die Wirkungen auf seine Schüler zeigen, dass er das grie chische Alterthum mehr beherrschte als mancher berühmt Gräcist. Eine harmonische Vereinigung aller philologische Disciplinen begünstigte er in dem Grade, dass er z. B. d

Loslösung der Archäologie von dem mütterlichen Boden der Philologie, wie sie in neuerer Zeit allgemeiner geworden ist, lebhaft beklagte.

Er war reich genug, um neid- und begehrenslos Erfolge, die in der Richtung seines Könnens oder Wollens nicht lagen, freudig anzuerkennen; er war unbefangen genug, das Gute zu würdigen, wo und wie es immer geboten wurde. So hatte eine üppige, appetitlich zugerichtete Schüssel voll Conjecturen, von allen möglichen Bäumen zusammengelesen, auch für ihn ihre Reize; aber er warnte mit Recht, Jagd darauf zu machen. „Mit Conjecturen," sagte er einmal, „muss man es halten wie mit Kindern: gegen die muss man am strengsten sein, welche man am liebsten hat." Auch die ausgesuchten Delicatessen und Raritäten, welche gelehrte Feinschmecker in dünnen Dosen aufzutischen lieben, liess er sich wie ein Kenner schmecken. Aber Nichts war doch im Grunde seiner Natur fremder als jenes schmetterlingshafte Ueberflattern grosser Litteraturmassen, um in improvisirten Aphorismen das Licht glücklicher oder verfehlter Einfälle über einer bunten Reihe von Stellen leuchten zu lassen; oder jene vornehme Näscherei, welche den Magen verwöhnt, aber nicht satt macht. — Seine Texte waren mit kritischen Marginalien nur spärlich versehen: Centurien von Emendationen oder Adversaria critica hatte er nicht auf Lager. Er las die Autoren nicht, um pikante Krümel herauszufischen. Erweckte im Zusammenhang seiner Studien oder in berufsmässiger Veranlassung ein textkritisches Problem sein Interesse, so versenkte er sich ganz hinein. Der einzelne Fall wurde nun zum Kern und Centrum einer nach allen Seiten umsichtigst abgemessenen Erwägung, die ihn so lange ausschliesslich in Anspruch nahm, bis er zu dem ihn befriedigenden Abschluss gekommen war oder die Grenze des zunächst Erreichbaren erkannt hatte. So gewann jedes ζήτημα unter seiner Hand so zu sagen ein individuelles Leben, und die Darlegung des Weges, auf dem Schritt für Schritt das Ziel erreicht war, wurde zu einem Stück Geschichte. Zum routinemässigen Fabricanten massenhafter kritischer Textausgaben fühlte er keinen Beruf, so fern ihm auch natürlich

andrerseits jede Geringschätzung dieses nützlichen und nothwendigen Geschäftes lag. Nur wo die kritische Arbeit auf die Wurzeln zurückging und aus dem Vollen Neues zu schaffen war, setzte er den Spaten an. Dass und warum das Ediren eines umfangreichen Schriftstellers von Anfang bis zu Ende ihn nicht befriedigen konnte, ist bereits angedeutet und war in derselben Eigenthümlichkeit seiner Natur begründet, welche ihn auch von der Ausarbeitung grosser darstellender Werke zurückhielt: um es kurz zu sagen, in der Empfindlichkeit seines kritischen Gewissens. Auch befriedigte ihn, dem als Schriftsteller wie als Lehrer nur das lebendigste Verhältniss zum Leser wie zum Hörer genug that, kein dogmatisches Hinstellen von Resultaten, die nicht gleichsam vor den Augen der Andren gefunden waren.

Er setzte seinen Ehrgeiz nicht darein, zu den Nabobs der Gelehrsamkeit gerechnet zu werden. Was seinen Geist reizte, war weniger der bequeme Besitz des Allen zugänglichen Wissens als das Erkennen und Erforschen verborgener Thatsachen und Zusammenhänge. Nur was ihm selbst durch redliches Suchen zur Ueberzeugung geworden war und was er Andren durch vollständige „Zusammenfassung und Abwägung aller in Betracht kommenden Momente“[1]) zur Ueberzeugung zu bringen hoffte, legte er öffentlich vor, nicht in hastiger Eile, oft erst lange Jahre nach der Entdeckung. Bei weitem am meisten daher sagte seiner Individualität als eines Geistesgenossen von Bentley und Lessing die Form der Monographie zu. Hier kamen die hervorragendsten Seiten seiner Natur in schönster Harmonie zur Geltung. In actenmässiger Vollständigkeit wird zunächst das Material des Problems auseinandergelegt und seine Geschichte in markigen Zügen entwickelt. Das von ihm mit musterhafter Gewissenhaftigkeit stets gewahrte *suum cuique* erhält seinen besondren Reiz durch die Präcision, womit Fortschritte und Verirrungen der Vorgänger *sine ira et studio*, aber mit lebendiger Dialektik nachgewiesen werden. Auf oft verschlungenen Pfaden umsichtig vorschreitend, alle Winkel und Untiefen hell be-

1) Vgl. opusc. III 53.

leuchtend, jedes Hinderniss sorgsam aus dem Wege räumend erreicht bei immer gesteigertem Interesse die Untersuchung stets ein lichtes Ziel, von wo aus sich eine freie und klare Aussicht eröffnet.[1]) Wer aber die zurückgelegte Bahn überschaut, bewundert den auch in wissenschaftlicher Darlegung bewährten Kunstsinn, der die einzelnen Momente der Beweisführung in derjenigen Anordnung und Abwägung übereinander zu bauen verstand, dass „Alles sich zum Ganzen schloss". Dass auf Schritt und Tritt auch das Kleinste, wenn es irgend in das Ganze mit eingriff, bis auf das letzte Stäubchen ehrlich und gewissenhaft erledigt, keine Notiz von Andren ungeprüft entlehnt, keiner Autorität blinde Folge geleistet wurde, endlich die unübertreffliche Kunst der stilistischen Form in beiden Sprachen hat den R.schen Arbeiten das feste Gefüge und frische Leben gegeben, welches so mächtig zur Mitarbeit anregt.

Bei aller Stätigkeit der Methode war doch seine Behandlungsweise fern von jeder Schablone. Jede Frage trug ihre eigenthümlich treibende Kraft, das Gesetz ihrer Lösung in sich: es ergab sich aus der vollkommensten Beherrschung des Stoffs und der unbefangensten Diagnose des entscheidenden Kernpunktes. Mit unfruchtbaren Materien hat R. nie seine Zeit verloren. Die meisten seiner Arbeiten stehen in organischem Zusammenhang mit den grossen Zielen seiner Studien. Aber gelegentlich konnte ihn auch ein abseits liegendes Thema packen, wenn es seines Scharfsinnes würdig war und ihm vielleicht gar persönlich nahe gebracht wurde. Es war ihm eine Genugthuung an solchen Proben zu zeigen, wie der rechte Philolog jede Aufgabe im Bereich seiner Wissenschaft bewältigen müsse; und durch den glücklichen Instinct, welcher auch auf solchen Digressionen seine Schritte und seinen Blick lenkte, bewährte sich die Genialität seiner Natur.

Aber auch darin war er Lessing ähnlich, dass ihm zwar das Kleinste, so lange es Problem war, dem Grössten gleich galt, dass er aber das Kleine nie kleinlich, das Ein-

1) Vgl. opusc. I 707.

zelne nie ohne den freisten Blick auf seinen Zusammenhang mit dem Ganzen, auch das Trockenste nie mechanisch und seelenlos behandelte, sondern in Alles, was von ihm ausging, den frischen Hauch seiner lebensprühenden, von künstlerischer Anmuth gehobenen Persönlichkeit übergehen liess. Immer behielt er auch als Schriftsteller die praktisch-pädagogische Wirkung auf den Leser im Auge, wie er auch in mündlicher Lehre „Bildner", d. h. wissenschaftlicher Erzieher sein wollte und in hohem Grade war.

Seine Unfähigkeit, mit consequenter und gleichmässiger Emsigkeit Adversarien zu pflegen, hat er oft genug nicht ohne Zerknirschung bekannt.[1]) Freilich besass er in seiner besten Zeit ein Gedächtniss, welches Citate mit Capitel- und Seitenzahlen und dergl. behielt, wenn er sie sich einmal angesehen hatte. Nur für die Inschriften hat er grossartige Sammlungen angelegt in einer Reihe von Bänden, welche er dereinst für seine Geschichte des Lateins der Republik und der Kaiserzeit auszubeuten gedachte.[2]) Aber diesen Mangel an zerstreutem Sammelfleiss ersetzte er reichlich durch die intensive Concentration der Arbeit, wenn er an die Ausführung eines Gedankens ging. Kleinere Abhandlungen schrieb er am liebsten in einem Guss nieder. Dann wurden die Vorlesungen wohl für mehrere Tage ausgesetzt, und der Bibliotheksdiener oder der Famulus erhielt lange Verzeichnisse von Büchern, die sofort zur Stelle geschafft werden mussten. Auch die grösseren und grossen Arbeiten kamen in der Regel schliesslich durch die unaufhaltsam treibende Kraft des oft citirten *furor Teutonicus* zum Abschluss. „Nachträge" freilich fanden sich fast regelmässig wie einzelne Steine nachrollen, wenn Felsen durchbrochen werden, aber sie verschütteten nicht, sondern erweiterten den Weg zum Licht. Denn er war und wollte nichts andres sein als ein muthiger und kraftvoller Bahnbrecher. Der Wahlspruch seiner alten Tage war: γηράσκω δ' αἰεὶ πολλὰ διδασκόμενος. Wie er selbst rastlos immer weiter vordrang

1) R. an Hertz 11. Nov. 1867: „Die Unfähigkeit zu Adversarien ist leider die schwächste aller meiner schwachen Seiten." 2) Vgl. Brambach Orthogr. Abschn. III. Derselbe hat 1867 Register dazu für R. gemacht.

so erwartete und forderte er von seinen Schülern und Mitarbeitern, dass sie über ihn hinausgingen. In der freien, aber stätigen und unwiderstehlichen Inspiration, die von ihm ausging, liegt etwas Königliches: in solchem Umfange und solchem Geist hat sie kaum ein Anderer vor ihm, ausser Joseph Scaliger, geübt. Denn nicht als handlangende Sklaven wie ein ägyptischer Pyramidenbauer verwendete er zu seinem Ruhme unterwürfige Tagelöhner, sondern weil ihm das Schaffen eine Lust war und er das Vertrauen eines Quellenfinders genoss, der zugleich vor Allen verstand, was der Wissenschaft Noth thue, wie ihr zu helfen sei, und bereit war, zur Herbeischaffung der Mittel energisch und aufopfernd mitzuwirken, — darum war er der grösste philologische Arbeitgeber und Arbeitförderer, den Deutschland vielleicht bisher gesehen hat. Ihm hätte die Leitung einer Akademie gebührt. Sein Organisationstalent, sein freier und weiter Blick, seine Begeisterung für alles Grosse und seine Thatenlust würde vielleicht eine neue Epoche in der Geschichte der Akademien, jedenfalls eine Reihe glänzender Unternehmungen ins Leben gerufen haben.

Von dem streitbaren Charakter seiner Ahnen war ein gutes Theil in das Blut unsres Helden übergegangen, wie er schon durch seine Halle'schen Disputationen bewiesen hat. „Leben heisst ein Kämpfer sein" war seine Devise. Zu persönlichem Kampf jedoch hat er nie ungereizt die Waffen ergriffen; und dem Frieden, wenn ihm die Hand geboten wurde, war er allezeit geneigt: heisse er doch nicht umsonst Friedrich, liebte er, mit ein wenig Selbstironie freilich, zu sagen. Mochte er auch im Scherz gelegentlich einmal kleine akademische Katzbalgereien als ganz vergnügliche Intermezzi rühmen (ἔστι καὶ ἐν κενεοῖσι φιλήμασιν ἀδέα τέρψις): im Ganzen überwog doch die Liebe zum Frieden. In Leipzig unterzeichnete er wohl gelegentlich Εἰρηναῖος[1]), bezeichnender für ihn war die Combination Εἰρηναῖος Μάχιμος, wie er sich bisweilen in Freundesbriefen unterschrieb.[2])

Er war selbst zu sehr das Gegentheil eines Dogmatikers,

1) Im Rhein. Mus. mit der Chiffre Εἰ. 2) Z. B. an Fleckeisen 20. Nov. 1875.

um nicht Widerspruch in wissenschaftlichen Dingen ertragen zu können: nur musste er erwogen und begründet sein. Eine Meinungsverschiedenheit in Einzelpunkten persönlich zu nehmen wäre ihm lächerlich erschienen. Vorurtheilslos hatte er auch in der Wissenschaft für mannigfache Wege Verständniss und Anerkennung, nur nicht für dürre Logik, für phantastische Willkür und methodenlosen Dilettantismus.[1]) So war er auch — mit den Jahren immer mehr — ein milder Examinator, zur Schonung geneigt, wo es die Sache irgend vertrug, und doch ein gewissenhafter, bisweilen tief eingehender Prüfer und Beurtheiler der ihm vorgelegten wissenschaftlichen Arbeiten.

Ueberhaupt gehörte er nicht zu den gelehrten Pedanten, denen ihre Welt die Welt überhaupt bedeutet, und bildete sich nicht ein, dass er mit seiner Forschung die Räthsel der Geschichte in weiterem Kreise als in dem freiwillig begrenzten zu lösen vermöge, mochte auch den bescheidenen Vergleichen seiner „kleinen Ameisenwege und -Betriebsamkeiten" mit des Andren sublimer „Gedankenfabrik" ein Theilchen Ironie beigemischt sein (denn er wusste, dass der Werth jeder Geistesarbeit nicht im Stoff, sondern in ihrer inneren Form besteht). Die anmuthigen und sinnigen Verse des verstorbenen Hans v. Held[2]), die ihm zufällig einmal (1874) durch Graffunder zu Gesicht kamen, erregten sein Wohlgefallen:

Sitzt das kleine Menschenkind
An dem Ocean der Zeiten,
Schöpft mit seiner kleinen Hand
Tropfen aus den Ewigkeiten.

1) An Bernays 26. Nov. 1862: „Gelehrtenstreit ist für meine Natur das letzte was ihr gut thäte zur Abwehr der Monotonie: die Arzenei wäre unbehaglicher als das Uebel. Ueberhaupt Streit. Ich hasse ihn mit jedem Jahre mehr und mache in Friedseligkeit, so schwer mir das auch gemacht wird von vielen, fast allen Seiten her. Streit belehrt und überzeugt als solcher fast nie: nur das Gegenüber- oder richtige Nebeneinanderstellen der Meinungen, die dann eben so still wirken müssen wie der Wachsthumtrieb der Pflanze, die schliesslich die Mauer sprengt." 2) Varnhagen v. Ense: Hans von Held. Ein preussisches Charakterbild. 1845. S. 252 f. Diese Verse nebst der ersten Repli sind von Georg Ebers in seinem Roman: „Die Schwestern" Cap. 1 S. 140 f. verwendet worden. Vgl. dessen Vorrede S. XIII f.

Sitzt das kleine Menschenkind,
Sammelt flüsternde Gerüchte,
Trägt sie in ein kleines Buch,
Schreibt darüber: Weltgeschichte.

Er theilte sie Niese mit, und dieser machte sich den Spass, abwechselnd mit Graffunder anonyme Repliken, adressirt an F. R., in die „Leipziger Nachrichten" zu rücken. Graffunder begann zu Strophe 1:

Schöpfte nicht das kleine Menschenkind
Tropfen aus dem Ocean der Zeit,
Was geschieht, verwehte wie der Wind
In den Abgrund öder Ewigkeit.[1])

Ferner zu Strophe 2:

Tropfen aus dem Ocean der Zeit
Schöpft das Menschenkind mit kleiner Hand;
Spiegelt doch, dem Lichte zugewandt,
Sich darin die ganze Ewigkeit![2])

Niese bog das Thema etwas zur Seite zu Gunsten der Naturgeschichte.[3]) Diesen Wissensstolz wies unter des Adressaten Maske, von dem Ahnungslosen selbst in der Stille aufgerufen, abermals Graffunder in seine Schranken[4]):

Lass dich, kleines Menschenkind,
Nicht von Stolz verhegeln;
Hin und wieder lässt sich Land,
Nie die Welt umsegeln.

Stille deiner Seele Durst
Nur mit flüsternden Gerüchten;
Denn Geschichte hörst du nie,
Doch zuweilen wohl Geschichten.

Eine religiöse Wendung gab schon vorher der geistliche Freund dem artigen Versturnier durch seinen Neujahrsgruss[5]):

1) Leipziger Nachrichten 28. Dec. 1874 Nr. 362. An F. R. in L. Der Originaltext ist daselbst aus dem Gedächtniss wiedergegeben, daher die unwillkürlich bessernden Varianten: V. 2 *Zeit*, 4 *aus der Ewigkeit*, 7 *Schreibt*, 8 *Und darüber*. 2) Leipziger Nachrichten 29. Dec. 1874 Nr. 368. An F. R. in L. 3) Leipziger Nachrichten 1875 Nr. 2 und 3. An F. R. in L. 4) Leipziger Nachrichten 1875 Nr. 5. An Anonymus. 5) Leipziger Nachrichten 1. Januar 1875 Nr. 1. An F. R. in L. Zum neuen Jahre.

Lag ein kleines Menschenkind
Einst am Meeresstrand,
Suchte mit betrübtem Blick
Ach, sein Vaterland.

Warest doch der klügste Mann
In der Griechen Heer,
Kennst nun das geliebte Land
Ithaka nicht mehr?

So, des Denkens hin und her
Und des Fragens satt,
Sucht das kleine Menschenkind
Oftmals, was es hat.

In dem Erfurter Pastorssohn schlummerte in einem heimlichen Winkel seines weichen Herzens neben wacher und unerbittlicher Verstandesklarheit ein Keim von Mystik, der sich bisweilen, besonders in späteren Jahren, regte und sich in mannigfachen, freilich immer nur vorübergehenden Versuchen weiterer Entwickelung verrieth. Hat er doch eine Zeit lang die Losungen der Brüdergemeinde zu seinem Brevier gewählt. Wehmüthige und elegische Stimmungen wandelten den rastlos Thätigen, dem doch der Menandrische Spruch ὅνπερ θεοὶ φιλοῦσιν, ἀποθνήσκει νέος allzu buddhistisch klang[1]), weit häufiger an, als der ferner Stehende ihm zutrauen mochte. Aus der Seele war ihm dann gesprochen die Betrachtung seines Komikers[2]), die er einmal zu seiner Grabschrift ausersehen hat:

Stulti haud scimus, stulti ut simus, quom quid cupienter dari
Petimus nobis, quasi quid in rem sit possimus noscere.
Certa amittimus, dum incerta petimus. atque hoc evenit
In labore atque in dolore, ut mors obrepat interim.

Aber mit eben so raschem Ruck wie jener Dichter riss er sich wieder los: *sed iam satis est philosophatum.*

Dass er bei allem Verständniss für mannigfache Seiten des classischen Alterthums gar keine antike, sondern eine ganz moderne, romantisch angehauchte Natur war, hat er

1) An Bernays 8. Jan. 1865. 2) Plautus Pseud. 683—687.

selbst klar genug erkannt. Nur einen Zug theilte er mit den Alten und ihren Wiedererweckern, den Humanisten: die Sehnsucht nach Unsterblichkeit durch den Ruhm des Namens und seiner Werke. Sollte dem Gelehrten, der ein langes, entsagungsvolles Leben dem rastlosen Dienst der Wissenschaft opferte, der einzige Lohn ausser der Arbeit selbst, die Hoffnung auf ein anerkennendes Gedächtniss bei seinem geistigen Erben, der Nachwelt, missgönnt werden?

Das Feuer dieser Natur wie aller thatkräftigen war kein stillleuchtendes, sondern ein brennendes: *ubi lucet, ibi ardet.* Er erkannte im Ehrgeiz den grössten Feind des menschlichen Glückes und glaubte ihn siegreich bekämpft zu haben[1]); aber die Gewalt der Dinge und das Gefühl seiner Kraft war stärker als die idyllische Stimmung, die ihn zeitweilig anwandelte. „Wenn man nur einmal auf 24 Stunden Minister wäre!" konnte er wohl gelegentlich in vertraulichem Humor ausrufen, wenn ihm recht lebendig vor der Seele stand, was er Alles schaffen und umschaffen wolle.[2]) Aber um persönlicher Vortheile willen oder zur Befriedigung kleinlicher Eitelkeitsgelüste hat er nie etwas erstrebt. Er fühlte, dass er auch im praktischen Leben Grosses zu leisten vermöge, und betrieb selbst untergeordnete Geschäfte, die ihn von seinem wissenschaftlichen Beruf zeitweilig abzogen, gelegentlich mit Behagen, ja mit Passion. Je nach Umständen und Stimmung gewann bald diese, bald jene Seite seiner geistigen Begabung auch in seiner eignen Schätzung die Oberhand. Im Feuer der Bibliothekorganisation fühlte er sich überwiegend zum Verwalten berufen. So berichtet er Pernice[3]): „Auf der Bibliothek, wo ich eben Deine Zeilen erhalte und diese schreibe, habe ich ein Regiment von 20 Arbeitern zu beaufsichtigen, planmässig zu beschäftigen und im Zuge zu erhalten, was mich täglich meine 5 Stunden kostet. Sowie ich einmal eine Stunde fehle, stockt die ganze Maschine. — — — Ich bin nun einmal mehr zum Administrator als

1) An Pernice 10. Febr. 1849. 2) An Fleckeisen 18. Januar 1858. 3) An Pernice 18. November 1854.

zum Gelehrten berufen, mag ich auch immerhin zum letztern ein klein Nebenberüfelchen haben. Diess ist meine Meinung und damit punctum.“ Auch die Gabe des sichren und bestimmten Befehlens besass er dazu. Unerlässlich in Verwaltungssachen galt ihm die Form der Tyrannis, aber er übte sie mit einer Humanität und Gerechtigkeit, ja mit einer Zartheit aus, welche ihm die Herzen aller Untergebenen gewann. Ein trefflicher Curator oder Universitätsrath wäre er gewesen. Wusste er doch wie wenige das wahre Talent und den specifischen Beruf zum akademischen Lehrer im Keim zu erkennen und hatte von der Mission der deutschen Universitäten den klarsten und höchsten Begriff, für dessen Verwirklichung er keinerlei Aufwand an zweckdienlichen Mitteln gescheut haben würde.

Wo immer er über Berufungen und Stellenbesetzungen jeder Art mitzusprechen oder eine entscheidende Stimme abzugeben hatte (und wie viel ist er als vertraulicher oder officieller Berather von Einzelnen wie von Behörden angegangen worden!) ist es immer die Sache gewesen, welche er fest im Auge behalten hat, unbeirrt durch Zumuthungen der Freundschaft, der Convenienz, des gutmüthigen Schlendrians. Er individualisirte jeden einzelnen Fall und vergegenwärtigte sich das locale Bedürfniss. Seine ausserordentliche Personalkenntniss und die früh entwickelte Kunst den Menschen rund und lebendig vor Augen zu stellen unterstützte die Wirkung seiner Rathschläge, deren Befolgung wohl Wenige bereut haben.

Dass eine Ader vom πολύμητις Ὀδυσσεύς in dem gewandten, gern und klug berechnenden, fädenspinnenden Kopf flösse, haben schon die Jugendgenossen ihrem geliebten Fritz scherzweise nachgesagt, und mancher der Seinigen hat ihm im späteren Leben das unverdiente Compliment gemacht, wie schade, dass er kein Diplomat geworden sei. Es ist wahr, an Verstand zum Intriguiren fehlte es ihm nicht, und nicht immer lagen die Fäden, die er spann, offen zu Tage; aber sein Herz stand dem Kopf entgegen, und hat immer, wo es überhaupt mitzusprechen hatte, die erste Stimme im Rath, bisweilen vielleicht zu laut geführt.

„Vielleicht lächelst Du darüber," schreibt er[1]), „aber es ist doch wahr, der Hauptgrund, warum ich von manchen für einen Intriganten gehalten werde, ist der, dass ich zu ehrlich bin. Wenigstens habe ich dafür auch meine Frau auf meiner Seite, die nämlich dasselbe sagt, und mich oft zu einer diplomatischeren Vorsicht ermahnt, die nun einmal nicht in meiner Natur liegt." Er war einerseits wie ein Kind, durch manchmal recht billiges Zuckerbrod zu gewinnen und dann ganz vertrauensselig und ohne alle Kritik, andrerseits von einer Schärfe und Feinheit der Beobachtung, von einer Gewandtheit der Manipulation, von einer nicht ermattenden Energie, dass die grosse Masse diese Combination nicht verstand, und da sie die Klugheit in ihren Wirkungen empfand, der wahren und tiefen, unzerstörbaren Kindlichkeit, die er besass, den Glauben versagte. Und doch beruhten seine schönsten Wirkungen auf dem Zusammenfliessen beider Anlagen. Er ist immer rücksichtslos und durchgreifend gewesen ohne Berechnung für sein eignes Schicksal, wo es die Sache erforderte, immer von der grössten Uneigennützigkeit; aber wo es nicht nöthig war, gebrauchte er lieber seine feinen Fingerspitzen als die derbe Faust.

In Geldangelegenheiten hat der ungeschickte Rechner von Jugend auf eine Bescheidenheit und weltfremde Blödigkeit bewahrt, welche unser finanzkundiges Geschlecht belächelte: zur Goldquelle sind seine Gaben nicht für ihn geworden, der Ruhm des Gelehrten so wenig als des vielberufenen Lehrers. Mit frisch erworbenen Schätzen konnte er spielen wie ein Kind. Man hat ihn gesehen, wie er in seinem Bonner Garten die ersten Honorar-Goldstücke lächelnd vor sich auf den Weg streute. Erst die Leitung des russischen Seminars setzte ihn wenigstens während der letzten beiden Jahre in den Stand, einen Sparpfennig für seine Familie zurückzulegen.

1) An Fleckeisen 14. Januar 1858. Vgl. an O. R. 10. Februar 1870: „Bergk hat ein sehr bösartiges Schriftstück gegen mich ausgehen lassen, wie ich höre. Gesehen habe ich es noch nicht. Es soll z. B. drin stehen: 'R. mit seiner gewohnten ....' Nun was wohl? Wenn eine Million als Preis für das Errathen des Schlusssubstantivums ausgesetzt wäre: ich hätte sie verloren. Es heisst: Perfidie."

Bis dahin waren ihm die geläufigsten Mittel und Operationen des Geldverkehrs kaum vom Hörensagen äusserlich bekannt geworden.

Bei vollem Bewusstsein von der specifischen Kraft, der er seine Wirkungen verdankte, war er im Grunde nichts weniger als selbstgewiss. Ein warmes Wort des Lobes oder der Bewunderung nahm er noch im Alter mit der bestürzten Freude eines Jünglings auf. So behielt er die jugendliche Neigung zu hören, was die Leute über ihn sagten und urtheilten[1]), was die Quelle mannigfachen Unheils geworden ist. Rückhaltloses Vertrauen zu geben und zu nehmen war ihm Bedürfniss[2]), reservirtere Naturen waren ihm antipathisch, und er fühlte sich bei nicht sehr entgegenkommender Berührung schnell erkältet. Der scharfe Kritiker war kein unbestechlicher Menschenkenner, und hat den Werth persönlicher Hingabe, ohne die Lauterkeit der Motive unbefangen zu untersuchen, bisweilen überschätzt. Geschäftigen Berichterstattern ein allzubereites Gehör schenkend war er schnell im Argwöhnen, aber durch offne Aussprache liess er sich auch gern wieder vom Wege des Misstrauens zurückbringen.

Wie ihm Lebensbedürfniss war seinen Lieben und Getreuen unablässig wo er konnte Freundliches und Gutes zu erweisen, die Empfindung des Verbundenseins in sich wach zu erhalten, so war er höchst empfänglich und dankbar auch für die unscheinbarsten Beweise gleicher Gesinnung. „Ich

---

1) An Fleckeisen October 1860: „Mir aber ist es allemal lieb, Ungünstiges wie Günstiges zu erfahren, was die Leute von mir denken sagen, thun. Haben sie Recht, so gewinnt die Selbstkenntniss, Unrecht so tröstet man sich mit seinem Bewusstsein; in beiden Fällen wird man in den Stand gesetzt, durch kluges Verhalten gut zu machen was viel sich eben gut oder besser machen lässt. Denn sich ärgern ist ein Begriff, den man in höhern Jahren ganz aus dem Wörterbuch seines Lebens streichen muss." 2) R. an Ambrosch 13. April 1838: „Mein Lebenlang habe ich den Grundsatz festgehalten, dass man honette Naturen, auch nicht näher befreundete, dadurch, dass man ihnen ein offenes Vertrauen bezeigt, zur Discretion zwingt und wie in magischen Banden fesselt." An Brunn 26. October 1861: „während ich gesunden Naturen gegenüber sehr liebe sehr offenherzig zu verfahren."

bin ja nun einmal," schreibt er bei solcher Gelegenheit[3]), „krankhaft empfänglich für Liebesbeweise und selbst treu in diesen Empfindungen" (gegen alte Freunde) „wie ein dummer Pudel: aber freilich auch durch Lebenserfahrungen mit jedem Jahre misstrauischer geworden und immer bemühter, *robur et aes triplex circa pectus* zu legen — *contre coeur.*" Das letztre gelang ihm schlecht genug, denn wenn er auch in späteren Jahren von Menschenverachtung sprach, so schlug doch die Flamme der Menschenliebe bei jedem Anlass aus der dünnen Asche empor. Darum nahm er auch fallengelassene Fäden gern immer wieder von neuem auf und schürte die noch glimmenden Funken, ehe sie ganz verloschen. Aber er forderte auch gleiche Treue, und löste manches Verhältniss, wenn er einmal zu zweifeln angefangen, bisweilen vielleicht zu rasch und schneidend. Denn die ausserordentliche Sensibilität seiner Natur, auch durch die körperliche Anlage gewiss bedingt und geschärft, und mit den vorzüglichsten Eigenschaften seines Geistes und Gemüthes innig zusammenhängend, zuckte bei unsympathischer Berührung leicht auf. Die Bilder seiner Freunde und Freundinnen, besonders auch die Zeugen der entschwundenen Jugendzeit musste er in seinem Arbeitszimmer versammelt vor Augen haben „als Augenweide und Herzenserquickung". Zweimal, im Jahre 1862 und 1870 von Leipzig aus, versandte er an alle, die seinem Herzen nahe standen, gelungene Photographien von sich mit der Bitte um Gegengabe, und die gerührten Antworten zeigen, wie innig auch die lang getrennten Jugendgenossen seiner gedachten. Das Bibelwort „die Liebe höret nimmer auf" war ihm aus der Seele gesprochen, und seinem Nisus sandte der treue Euryalus als Neujahrsgruss 1871 die schlichten Verse aus dem Brüder-Gesangbuch von Gnadau, die ihn zu Thränen gerührt hatten:

Ohne Liebe lebt man nicht,
Das ist richtig;
Sie macht's Leben wichtig.

3) An Pernice 29. December 1857.

Die Liebe in der That, die Liebe zur Wahrheit, deren Lehre und Erforschung, zu den Menschen, deren Förderung und Bildung sein Beruf und seine Freude war, sie hat seinem Leben Segen und den Lohn verliehen, den er suchte:

Reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton
In das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit
Ist ein grosser Gedanke,
Ist des Schweisses der Edlen werth!

Beilagen.

Zu S. 8. Welcker an R. 12. März 1839. „Von dem amtlichen und persönlichen Verhältniss, in welches wir dann recht bald zu einander treten werden, habe ich von dem Augenblick an, als ich davon Kunde erhielt, die besten Erwartungen gehegt. Es freut mich herzlich von Ihnen zu hören, dass die schriftstellerische Person, die Sie statt meiner eigentlichen schon geraume Zeit kennen, nicht ohne Wohlwollen von Ihnen aufgefasst wurde, und dass Sie meinen Studien und Bestrebungen nicht bloss nicht entgegen, sondern geneigt sind. Uebereinstimmung, Verständniss und Austausch in wissenschaftlichen Dingen sind etwas für das Zusammenleben. Wären Ihre Ansichten und Grundsätze zum Theil verschieden von den meinigen, wie die Bestrebungen sich ohnehin sondern, so würde mich diess durchaus nicht hindern, Talente, Scharfsinn, Thätigkeit und Leistungen anzuerkennen: aber je mehr auch die Principien, je mehr Geschmack und Interessen übereintreffen, so viel mehr hat man doch eigentlich von einander."

Zu S. 10. R. an G. Hermann 17. Februar 1840. „— — — Ganz besonders fühlbar, wenn man auf alten Universitäten gelebt hat, wird es hier, dass Bonn keinen geschichtlichen Hintergrund, nichts von akademischer Tradition hat. Sie wissen, was das sagen will. Die Folge davon ist gänzlicher Mangel an Corporationsgeist; alles steht hier selbsüchtig vereinzelt, die ganze Universität zerfällt völlig atomistisch in eine Menge ganz kleiner Coterien, die sich in gesellschaftlichem Verkehr gar nicht berühren; manche Collegen sieht man in halben Jahren nicht. Auch lustige Dinge kommen vor. So erlebte ich es beim ersten Rectoratswechsel, dass der alte Rector dem neuen den philosophischen Doctorhut und Mantel anthat zum Symbol seiner neuen Würde, und einen Theil des philosophischen Promotions-Hocuspocus mit ihm vornahm, aus purer Confusion. Und kein Mensch schien mich zu verstehen, als ich darüber lachte. Bei derselben Gelegenheit hielt der abgehende Rector, ein Physiolog und Anatom, eine Rede zum Lobe der Naturwissenschaften in Hexametern, die ungefähr so gebaut waren:

Postquam salubres fontes telluris inventi fuerunt,
Perniciosorum morborum vis fuit fracta u. s. w.

Wenn so etwas in Leipzig vorkommen sollte! Welche Verdauungskraft, solche Verse ohne Kolik hinterzuschlucken! Aber da der Mann kein Philolog, so wurde consequenter Weise vorausgesetzt, er müsse sich auf lateinische Verse verstehen, und kein Mensch hat sich meines Wissens darüber moquirt. — — —"

Zu S. 12. R. an Delbrück, Bonn 18. Juni 1839. „Hochwohlgeborner Herr Regierungsrath, Hochgeehrtester Herr College, Gestatten Sie mir freundlichst, in einer akademischen Angelegenheit, bei der wir beide betheiligt sind, mich vertrauensvoll unmittelbar an Sie selbst wenden zu dürfen.

In Folge der officiellen Anfrage Sr. Magnificenz, des Herrn Rectors, haben Sie, verehrtester Herr Professor, zur Abhaltung der Festrede des 3ten August Sich geneigt und erbötig erklärt. Zu so grossem Danke nun auch Ihnen dafür die gesammte Universität verpflichtet ist, so dankbar Ihnen insonderheit in gewöhnlichen Fällen der, einer mit der Zeit leicht drückend werdenden Verpflichtung überhobene, Professor Eloquentiae sein müsste, und so vorzugsweise würdig auch gerade durch Ihre beredte Mitwirkung die erhebende Feier des landesherrlichen Geburtstages ausfallen würde: so muss ich mir doch, obschon schwächerer Kraft und geringerer Würdigkeit mir sehr wohl bewusst, die ergebenste Bemerkung erlauben, dass ich mich bei diesem Anlass zu einiger Berücksichtigung meiner eigenen Stellung innerlich aufgefordert fühle. Es will mir nicht ganz angemessen scheinen, dass ich die erste Gelegenheit, mich als denjenigen öffentlich einzuführen, als der ich neu ernannt und ungekannt hergeschickt worden bin, vorübergehen, und durch die, wenn auch an sich trefflichere, Leistung eines Andern mich vertreten lasse. Sie werden mir die Motive meines Wunsches sicherlich nachfühlen; in jedem spätern Jahre würden sie, und mit ihnen der Wunsch wegfallen.

Nach einer gefälligen Mittheilung Sr. Magnificenz sind di ordentlichen Professoren der Universität, nach der Reihenfolg des Amtsalters, verpflichtet und berechtigt, die Rede am 3te August zu halten. Da nun von diesen bei Weitem noch nich alle an die Reihe gekommen sind, so ist es wohl kein ganz un billiger, jedenfalls wohl kein ungesetzlicher Wunsch, den ich au zusprechen mich beehrt habe — sofern nämlich kein älter Professor, als ich bin, aus der Zahl der so eben bezeichnet sich erbietet.

Möchten Sie, hochverehrter Herr College, diese meine ergebe sten Aeusserungen freundlich aufnehmen, und mich einer kurz Anzeige Ihrer nunmehrigen Ansicht von der Sache würdigen. M wahrhaft verehrender Hochachtung Ihr ganz ergebenster Ritsch

R. an Delbrück, Bonn 23. Juni 1839. „Ew. Hochwohlgeboren hat es nicht gefallen, meine Bitte um freundliche Aufnahme des Schreibens, welches ich Ihnen vor einigen Tagen zu übersenden mich beehrte, zu gewähren; Sie haben in Ihrem Antwortschreiben vom 21. Juni die verletzendste Unfreundlichkeit vorgezogen. Die Form meines Schreibens war die respectvollste und höflichste, deren ich fähig bin; der Inhalt durchaus der einer submittirenden Bescheidenheit, verbunden mit dem Ausdruck entschiedenster persönlicher Hochachtung; der Gegenstand meines Anliegens selbst nichts als die Bitte, mit einigen Worten mir Ihre Ansicht von der Sache zu äussern, zugleich mit der Andeutung, Ihrer Entscheidung meinerseits gern nachgeben zu wollen, so wenig ich auch dazu eine Verpflichtung erkannte. Nun ja, Ihre Ansicht haben Sie mir freilich geäussert, aber in einer Weise, die vor Ihrem eigenen Gewissen zu verantworten Ihnen schwerer werden dürfte, als die „Pflichtvergessenheit", deren Sie Sich nach Ihrer Meinung schuldig machen würden, wenn Sie die diessjährige Festrede nicht hielten. Statt eine einfache Anfrage mit einem einfachen Ja oder Nein zu beantworten, sprechen Sie von einem durch mich herbeigeführten Zwiste; machen mir den ganz unverständlichen Vorwurf, dass ich es nicht der Mühe werth gefunden, von Ihnen Auskunft zu begehren, während diess doch gerade Inhalt und Absicht meiner Zuschrift ausmacht; verkündigen mir höchst kategorisch, dass die Festrede kein anderer als Sie halten werde; zeihen mich nicht allein der Unkunde der Gesetze, sondern der Unziemlichkeit und Unbescheidenheit; sind so gütig, Sich lebhaft vorzustellen, wie sehr ich meine „Missgriffe und Misstritte" (sic) bereue; lassen Sich auch herab, mir einige tröstende Beruhigung darüber angedeihen zu lassen. Doch das Alles ist das Geringere; aber Sie erlauben Sich auch, mich auf eine Weise, die — ich verhehle es nicht — mich empört hat, zum Gegenstand Ihres Spottes, Ihrer Verhöhnung zu machen. Mögen Sie denn die Genugthuung haben, zu hören, dass Sie der Erste sind, der mir in meinem bisherigen Leben eine solche Behandlung hat widerfahren lassen: eine Behandlung, deren ich von jedem andern Sterblichen eher gewärtig gewesen wäre, als von Demjenigen, der einen Namen in Deutschland hat ob seiner σωφροσύνη und καλοκἀγαθία. Denn Sie muthen mir wohl nicht zu, die Versicherung, dass „Ihre Feder die verletzende Wendung, so zu sagen, von selbst genommen", für Ernst zu nehmen, so lange wenigstens nicht, als noch die Voraussetzung gilt, dass der Autor die Feder, und nicht die Feder den Autor regiert.

Fortsetzung ansehe. Ehrlich heraus damit, wenn ich mich auch Ihnen gegenüber blamire: ich bin mit Aristarch nicht auf's Reine gekommen. Auf der einen Seite Ihre schlagenden Beweisführungen und für das nicht ausdrücklich Besprochene Ihre Autorität: und für mich giebt es zwar einige sehr wenige eben so grosse, aber keine grössere Autorität in der Philologie. Anderseits die Gegenbedenken im Einzelnen und die Analogie des kritischen Verfahrens bei andern Texten, vermöge dessen wir uns über alle Zeugnisse und über alle subjectiven Entscheidungen der Alten selbst stellen, und mit umfassender Combination den Einheitspunkt für den Wechsel der Lesarten, oder hier passender die historische Grundlage zu gewinnen suchen, auf welcher der Gang der Textesgestaltung verständlich wird. Ich will nur beispielsweise an das φή = ὡς erinnern; Sie werden meine Zweifel besser verstehen als ich selbst. Hundertmal hätte ich Sie bei meiner Erklärung des 2ten Buchs der Ilias fragen mögen. Auch jetzt noch kann mich vielleicht ein Wink, eine Andeutung von Ihnen wunderbar vorwärts und zur Klarheit bringen."

Als nächstes Ziel der Homerkritik bezeichnet ein eigenhändiger Zettel aus den fünfziger Jahren, Aristarchs Text durch Combination wiederzugewinnen, gleichwie man bei andren Autoren darauf aus sei, zunächst die älteste factische Ueberlieferung zu finden. „Grade wie die beste Codex-Ueberlieferung die Präsumtion der Richtigkeit für sich hat und bei allen Adiaphoris oder Unentscheidbarem die Entscheidung giebt, so hier Aristarch." Das zweite Geschäft sei dann: „über ihn hinaus, aber nicht à la Buttmann." Aristarchs Charakter als Kritiker wird wiederum auf hinterlassenem Zettel so geschildert: „Conservativ, nicht wie Bentley und Zenodotus. Will diplomatische Grundlage, aber — wie er muss — auf dem Wege der ratiocinatio. Trägt sein allgemeines Sprachprincip der Analogie mit nichten in die Kritik hinüber, zum Gleichmachen aller Formen, sondern erkennt das Recht schwankender Ueberlieferung an, indem er diese auf das Werden der homerischen Sprache zurückführt (in stillschweigender Anerkennung)."

Zu S. 35. Seminarbibliothek. Zwar beantragte R. am 15. August 1842 erstens eine ausserordentliche, einmalige Bewilligung einer angemessenen Summe, zweitens einen dauernden Zuschuss zur Beschaffung des nöthigsten Büchervorrathes, doch erfolgte darauf (2. April 1843) nur die Gewährung eines Extraordinariums von 100 Thlrn. Uebrigens blieb während der ganzen Amtsführung R.s das Seminar auf zufällige kleine Schenkungen einzelner Bücher und auf die paar Thaler angewiesen, welche von der etatsmässigen Summe für Seminarstipendien übrig blieb

und auf Copialien, Einbände und andre Nebenbedürfnisse grossentheils draufgingen.

Zu S. 40. So spricht sich z. B. ein Ministerialrescript vom 4. Februar 1846 (entworfen wie alle derartigen von Joh. Schulze) auf Anlass des letzten Seminarberichtes in folgender Weise aus: „Der Bericht giebt nicht nur ein erfreuliches Bild von der Thätigkeit und Tüchtigkeit, welche in dem verflossenen Jahre in dem Seminar geherrscht hat, sondern lässt auch in der sehr bestimmten und scharfen Charakteristik der einzelnen Mitglieder desselben erkennen, mit welcher hingebenden Treue die Vorsteher des Seminars ihren Beruf erfüllen, die einzelnen Mitglieder in ihrer ganzen Individualität erfassen und in der angemessensten Weise auf dieselben einzuwirken bemüht sind, worüber meine besondre Zufriedenheit auszusprechen mir eine angenehme Pflicht ist.“ An dem wegen Welckers Beurlaubung von R. allein redigirten Jahresbericht über 1851/2 rühmt der Ministerialerlass vom 4. Febr. 1853 „die ebenso scharfsinnige, von feiner Beobachtungsgabe zeugende, als geistreiche Charakteristik.“ Curatorialbericht vom 11. April 1861 (unterz. Beseler): „Was in dem Bericht“ (des Seminardirectoriums) „ganz besonders hervorgehoben zu werden verdient, sind die Mittheilungen über die Persönlichkeit der einzelnen Seminaristen, über deren sittliche und intellectuelle Bedeutung, über deren natürlichen Beruf und wissenschaftliche Richtung. Man ersieht aus diesen Mittheilungen, dass die Dirigenten den täglichen näheren persönlichen Verkehr mit den Schülern in glücklichster Weise benutzen, um jeden Einzelnen unter Berücksichtigung seiner individuellen Eigenschaften wissenschaftlich zu fördern und ihm die seinem Genius angemessene Richtung für das Leben zu geben.“

Zu S. 52. R. an Welcker, Cassel 20. October 1841. „— — — Soll ich nun noch einmal zurückgehen in die philologische Jubelzeit? — — — Im Allgemeinen ist, glaube ich, die Sache so befriedigend ausgefallen, und zwar in allen Beziehungen, wie man es billiger Weise nur wünschen und erwarten konnte. Wenigstens lauten dahin alle Stimmen, die ich vernommen habe. Dass Allen Alles recht sei, ist in keinem menschlichen Verhältniss zu verlangen. Ich habe, mit so viel Freundlichkeit als ich vermochte, da wo es Noth zu thun schien, ein eisernes Scepter geführt, und so hat es denn an schönster Ordnung im Wesentlichen nirgend gefehlt. Theilnehmer waren da aus allen Regionen, wir haben, besonders bei den zahllosen Toasten, ein wahres γλώccαιc λαλεῖν aufgeführt, deutsch, französisch, holländisch, englisch, kölnisch (Kreuser), lateinisch, neugriechisch; auch

einen französischen Vortrag von Roisin gehabt. Aus Holland waren der unbeschreiblich liebenswürdige Geel, dann Janssen, Roorda, Roulez da, aus Ungarn Schedius. Die Namen der Engländer weiss ich nicht mehr; die Schweiz, Süd- und Nordamerika waren vertreten. Von den Vorträgen war einer über parallele Methode des Sprachunterrichts" (von Bartelmann) „deshalb der interessanteste, weil sich zweistündige Debatten daran knüpften, worin mit grosser Ordnung alle Richtungen sich beredt geltend machten. Haase aus Breslau hat, glaub ich, der Sache nach den Vogel abgeschossen, durch seine Vertheidigung der historischen Sprachforschung innerhalb des Gebietes der einzelnen Sprachen gegen den Schematismus des Frankfurter Becker; der Form nach wohl Thiersch, der, sonst oft blosse Worte machend, diessmal mit wahrhafter und leuchtender Beredsamkeit sprach. Soll ich aber ehrlich heraussagen, welchen Vortrag ich und mit mir andre, deren Sinn und Empfänglichkeit gerade nach solcher Seite hin stehen (was, wie Sie wissen, nicht von dem ganzen Tross der Philologen gesagt werden kann), für die Krone des Ganzen halten? Das ist Ihre herrliche Darlegung über Wesen und Bedeutung der Philologie. Ich kann nicht sagen, wie mich darin Satz für Satz, Schlag um Schlag getroffen hat. Diese Klarheit in der Uebersicht und Herrschaft über alle Seiten und Momente des Gegenstandes, diese Masshaltung und Unbefangenheit in der Würdigung jeder abweichenden Ansicht und Bestrebung, zugleich dieser Ihnen ganz vorzugsweise gelungene geschmeidige Fluss der Darstellung bei pikanten Schlaglichtern ich bin mir ganz dürftig und ärmlich vorgekommen mit meine schneidenden Systematisirung, mit der ich einst, von den Einflüssen der Hegelei berührt, der Philologie 'Einheit und Selbständigkeit' habe zuweisen wollen. Das nenne ich mir die rechte Vermittelung und aus der Beschauung der Sache selbst hervorspringende Ausgleichung von Gegensätzen, wie Sie sie gegeben haben, mit einer Reife und Gesundheit der Betrachtung, von der alle Jüngeren lernen können. Ich freue mich um meinet- und der philologischen Welt willen ausserordentlich auf den Druck

Zu S. 65. R. an Lancizolle Pfingsten 1843. „— — Ueber Paris würde ich Dir dann auch erzählen sollen: denn Reiseberichte habe ich darüber leider nicht geschrieben. Mit dem Gesammtergebniss für mein Inneres wirst Du nicht zufrieden sein. Die Hauptsache ist mir jetzt, dass ich es nun hinter mir liegen, abgethan habe, dass mich keine Sehnsucht mehr beunruhigt. Im Ganzen genommen habe ich mich in Paris ennuyirt. Der Gegensatz des grossen, majestätisch-einfältigen, gigantis

ruinenhaften, Kunst-reichen, naturkräftigen, vom Flügelschlag des Genius der Weltgeschichte umsausten Rom zu diesem kleinen und kleinlichen, künstlichen und verkünstelten, modern bewegten, eiteln und gemachten Paris — diesen Gegensatz habe ich aus meiner Seele nie herausgekriegt. Vieles kam freilich dazu. Ich hatte — zwar Bekannte genug, aber keinen Freund, keinen Vertrauten. Vor Allem: in Rom war ich jung, frei wie der Vogel in der Luft, ohne Band und Sorgen, die ganze hoffnungsreiche Welt vor mir. Bei meinem sonst so lebhaft pulsirenden Reiseblute begriff ich's erst gar nicht, warum in den letzten Jahren keine Einzelreise mir einen wahrhaft wohlthätigen und nachhaltigen Eindruck hinterliess (abgesehen von Reisen, nicht in Länder und Städte, sondern zu angehörigen Menschen); auf der letzten ist mir's klar geworden, als mich Ungeduld und innere Hast, lange mir selbst unverständlich, von Scheveningen nach Amsterdam, von Leyden nach Antwerpen, durch das ganze herrliche Belgien und immer weiter wie die Bremsen-gestochene Io jagte: mit dem Einzelreisen ist's vorbei, wenn man eine Heimath am Familienheerde gefunden hat. Ich habe England, so nahe von hier, für immer aufgegeben; desgleichen Neapel, obwohl in den Herbstferien zu erreichen; ich denke höchstens noch an die hier gar zu nahe Schweiz, wenn einmal Gelegenheit und Gesellschaft sich bietet und Erfrischung allzunothwendig werden sollte; sonst will ich nur noch — aber dies so oft als möglich — nach Erfurt, Berlin, Halle, Stettin, Pforte und dergl. So merkwürdig ist mir das anders geworden. Aber einen mässigen Landbesitz haben, meinen Kohl selbst bauen, eine Stunde von der Universitätsstadt entfernt wohnen und nur täglich auf eine Stunde zum Lesen hinein müssen, tagtäglich mit Wald, Feld, Wiese und Garten im innigsten Umgang verkehren, ein Rudel frischer Kinder herumspringen haben und fleissig bilden und erziehen, Freunde gastlich aufnehmen, mit Litteratur und Studien ganz in der Stille nebenbei weitergehen, ohne Anspruch auf schriftstellerische Berufenheit, dagegen ab und zu als Deputirter auf den Landtag gehen —: das ungefähr wäre jetzt das Ideal meines Lebens, zu dessen Verwirklichung mir auch nichts Wesentliches fehlen möchte als 20 Tausend Thaler Vermögen, oder wenigstens die Hälfte. Wie gefällt Dir das? Du kennst mich wohl gar nicht wieder? Wirst aber an diesem Specimen ermessen, wie Recht ich hatte zu sagen, ich wüsste nicht Anfang noch Ende, nachdem wir uns über 4 Jahre nicht gesehen, um schriftlich mich wieder in den alten Rapport unmittelbaren Verständnisses mit Dir zu setzen. Kann Dir's anders denn als ein seltsamer Sprung erscheinen, wenn ich (doch nicht phantastischer, sondern besonnener geworden) meinen Glauben ausspreche, dass uns in kürzerer Zeit,

als Du wohl zugeben möchtest, eine unermessliche Umgestaltung aller unserer Zustände bevorsteht, dass ich mich berufen halte mitzugestalten, dass darauf hin unsre Kinder erzogen werden müssen u. s. w. u. s. w.?"

Zu S. 80. Das Diplom ist abgedruckt am Schluss (S. 15) der in nur 10 Exemplaren abgezogenen Fest-Ausgabe der Braunschen Schrift: 'Il Guidizio di Paride ... dal Dott. Emilio Braun, Rittmeister' etc. — — — 'Strenna Nuziale al Prof. Federigo Ritschl e Sofia Guttentag nelle feste delle loro sponsalizie. Il 28 Agosto 1838. Parigi, dei tipi di Firmin Didot.'

Zu S. 97. R. an Dübner, Bonn 6. Mai 1850. „Mein theurer Freund! Ihre liebenswürdigen Zeilen vom Ende des vorigen Monats haben mich eben so erfreut wie unangenehm überrascht. Das Erstere, weil es meinem Freundesgemüthe in der That eine Wohlthat war, zu sehen, dass Sie mir immer noch das wohlwollende Andenken bewahren, auf das ich so grossen Werth lege, und nach so langer Pause überhaupt einmal wieder von Ihnen zu hören: woran ich denn die Hoffnung knüpfe, dass der wieder aufgenommene Faden brieflicher Verbindung nicht wieder auf so lange Zeit zerrissen werde. Das Andere: weil ich zu meinem Verdruss sehe, dass ein vor Monaten an Sie abgegangenes Schreiben gar nicht in Ihre Hände gekommen ist. Woraus die alte Lehre aufs Neue zu abstrahiren, dass man sich nicht auf sogenannte gute Gelegenheit bei Beförderung von Briefen verlassen soll, wie ich trotz mehrfacher übler Erfahrungen doch auch diesmal wieder gethan, indem ich einem über Paris nach Rom reisen wollenden Bekannten mein Schreiben mitgab.

Veranlasst war das verlorene oder vielmehr verludert Schreiben durch dasselbe, was auch den Hauptinhalt des Ihrige bildet: durch den geschwätzigen, und gegen die Collectio Didotiana doch so maulfaulen Dionysius. Noch näher: durch einen Brief des Herrn Didot aus den letzten Monaten des vorigen Jahres, worin sich eine so ungeduldige Mahnung aussprach, da ich nicht grade behaupten möchte, ein Franzos könne nicht noch etwas complaisanter schreiben, wenn er wolle. Da ich selbst in dess zu dem Französisch, was Sie an mir in Paris zu bewunde Gelegenheit hatten, nicht so viel zugelernt habe, um es meiner Gewalt zu haben, complaisant oder auch nicht co plaisant zu schreiben, so zog ich es vor, Sie um die Vermittelu zu bitten, um so mehr als die eigenthümliche Verwickelung v Ursachen und Wirkungen, die hier in Betracht kommen, Herrn Didot wahrscheinlich einen weniger competenten und sa

kundigen Beurtheiler findet als an Ihnen. Ich wiederhole hier die Hauptmomente in bündiger Kürze. Sie wissen, dass ich eine fatale Verpflichtung gegen einen Engländer habe, dem ich einen druckfertigen Text des Dionysius nebst kritischem Apparat und der lateinischen Uebersetzung des Lapus zu liefern über mich genommen. Besagter Engländer hatte auf seine Kosten Collationen des Chisianus und der Vaticani veranstalten lassen und mir zur Verfügung gestellt, ist auch vollkommen au fait um zu wissen, dass auf diesen Handschriften alle Möglichkeit und alles Verdienst einer neuen Textesconstitution beruht. Darauf nun gründet sich seine Weigerung mir zu erlauben, dass ich einen verbesserten Text irgendwo früher erscheinen lasse, ehe seine Ausgabe das Licht der Welt erblickt habe. Das Manuscript für diese seine, in England zu druckende Ausgabe ist seit ein paar Monaten druckfertig vollendet (obwohl ich zu meinem entsetzlichen Missvergnügen, da er stets sehr auf die Ablieferung der einzelnen Bücher drängte, keine Abschrift davon in meinen Händen behalten habe). Meinerseits wollte ich indess billiger Weise nun auch einen Riegel vorschieben, dass er mich nicht in infinitum hinhalten könne, durch Verzögerung seines Druckes. Daher glaubte ich ihm einen Präclusivtermin stellen zu dürfen und zu müssen, nach dessen Verstreichen ich mich nicht mehr an seine Genehmigung gebunden hielte. Da will ein besonderer Unstern, dass seine Vermögensverwaltung ihn gerade nach Massachusetts in den Vereinigten Staaten ruft, wo er liegende Güter hat: dergestalt, dass über einer Correspondenz zwischen mir und ihm nothwendig Monate verstreichen müssen. Zufolge einer Benachrichtigung, die ich von seinem Londoner Banquierhause Baring Brothers and Comp. erhalten habe, muss indess binnen wenigen Wochen entweder eine Antwort von ihm, oder wahrscheinlich er selbst wieder in patria eintreffen, und dann wird sich, wie ich bestimmt hoffe, die Sache unstreitig sehr bald zu einem schnellen und befriedigenden Abschlusse gestalten. Aber ohne alle Rücksprache und Einwilligung von ihm, förmlich hinter seinem Rücken, — das will mir doch, da ich seine Gründe bis zu einem gewissen Grade anerkennen muss, nicht billig und nicht ehrenhaft vorkommen. Voilà die Ursache, warum ich Herrn Didots Mahnung nicht durch augenblickliche Uebersendung des Manuscripts beantwortete, d. h. die eine Ursache. Denn die andere ist allerdings die von Ihnen, mein theurer Freund, vermuthete: die eine Menschenkraft reichlich in Anspruch nehmende Plautusarbeit, an die ich mit unlösbaren Contractsketten gefesselt bin. Indessen auch dafür soll Hülfe geschafft werden. Vorausgesetzt nämlich dass es Herr Didot nicht etwa vorzieht sich überhaupt einen anderen Bearbeiter des Dionysius zu wählen — wozu ich

einen französischen Vortrag von Roisin gehabt. Aus Holland waren der unbeschreiblich liebenswürdige Geel, dann Janssen, Roorda, Roulez da, aus Ungarn Schedius. Die Namen der Engländer weiss ich nicht mehr; die Schweiz, Süd- und Nordamerika waren vertreten. Von den Vorträgen war einer über parallele Methode des Sprachunterrichts" (von Bartelmann) „deshalb der interessanteste, weil sich zweistündige Debatten daran knüpften, worin mit grosser Ordnung alle Richtungen sich beredt geltend machten. Haase aus Breslau hat, glaub ich, der Sache nach den Vogel abgeschossen, durch seine Vertheidigung der historischen Sprachforschung innerhalb des Gebietes der einzelnen Sprachen gegen den Schematismus des Frankfurter Becker; der Form nach wohl Thiersch, der, sonst oft blosse Worte machend, diessmal mit wahrhafter und leuchtender Beredsamkeit sprach. Soll ich aber ehrlich heraussagen, welchen Vortrag ich und mit mir andre, deren Sinn und Empfänglichkeit gerade nach solcher Seite hin stehen (was, wie Sie wissen, nicht von dem ganzen Tross der Philologen gesagt werden kann), für die Krone des Ganzen halten? Das ist Ihre herrliche Darlegung über Wesen und Bedeutung der Philologie. Ich kann nicht sagen, wie mich darin Satz für Satz, Schlag um Schlag getroffen hat. Diese Klarheit in der Uebersicht und Herrschaft über alle Seiten und Momente des Gegenstandes, diese Masshaltung und Unbefangenheit in der Würdigung jeder abweichenden Ansicht und Bestrebung, zugleich dieser Ihnen ganz vorzugsweise gelungene geschmeidige Fluss der Darstellung bei pikanten Schlaglichtern: ich bin mir ganz dürftig und ärmlich vorgekommen mit meiner schneidenden Systematisirung, mit der ich einst, von den Einflüssen der Hegelei berührt, der Philologie 'Einheit und Selbständigkeit' habe zuweisen wollen. Das nenne ich mir die rechte Vermittelung und aus der Beschauung der Sache selbst hervorspringende Ausgleichung von Gegensätzen, wie Sie sie gegeben haben, mit einer Reife und Gesundheit der Betrachtung, von der alle Jüngeren lernen können. Ich freue mich um meinet- und der philologischen Welt willen ausserordentlich auf den Druck."

Zu S. 65. R. an Lancizolle Pfingsten 1843. „— — Ueber Paris würde ich Dir dann auch erzählen sollen: denn Reiseberichte habe ich darüber leider nicht geschrieben. Mit dem Gesammtergebniss für mein Inneres wirst Du nicht zufrieden sein. Die Hauptsache ist mir jetzt, dass ich es nun hinter mir liegen, abgethan habe, dass mich keine Sehnsucht mehr beunruhigt. Im Ganzen genommen habe ich mich in Paris ennuyirt. Der Gegensatz des grossen, majestätisch-einfältigen, gigantisch-

darin vom Anfang des zweiten Bandes an durchgesetzt, und dies soll Ihnen, mein Theuerster, dergestalt zu Gute kommen, dass Sie von jetzt ab regelmässig darauf rechnen können, Stück für Stück als δόσιν ὀλίγην τε φίλην τε von mir zu erhalten. Geben Sie mir nur gefälligst den Weg an, auf dem die Sendungen zugleich schnell, sicher und mit möglichst wenig Kosten in Ihre Hände gelangen; dann soll sogleich der Stichus nebst dem Bernaysianum an Sie abgehen. Ausserdem aber werde ich es mir auf das Allerernstlichste angelegen sein lassen, Ihnen auch den ganzen ersten Band noch zu verschaffen und verzweifle nicht an dem Gelingen. Dafür müssen Sie mir aber auch einige Dutzend wunderschöne Conjecturen mittheilen über die Stellen, an denen ich nichts herausgebracht habe oder etwas Falsches. Denn es sind schreckliche cruces criticorum im Plautus auf allen Seiten, wie Sie selbst nur zu gut wissen. Genug und übergenug des Geschwätzes für heute. Lassen Sie recht bald wieder von sich hören Ihren sehr treu ergebenen F. Ritschl."

Zu S. 98 (vgl. 412). Ein Blatt (spätestens vom Winter 1837/8) enthält folgende Liste projectirter Abhandlungen: „1. Ueber die Didascalie des Stichus, und Plautus' Nachahmung des Menander: Ostern 1838. 2. Ueber die Terenzischen Didascalien. 3. Ueber die Anordnung der Mostellaria: Mich. 1838. 4. Ueber die Personenvertheilung bei Aufführung der Terenzischen (Plaut.) Stücke. 5. Ueber die metrischen argumenta, — scenae suppositae. 6. De prologis Plautinis. 7. De interpolationibus. 8. De vita Plauti (Asinii): 3. Aug. 1839 (Victores). 9. De Bacchidibus II: 3. Aug. 1838. 10. Ueber die Varronischen 21 Stücke." Die Nummern 9 (nebst dem ersten Theile) 3. 1. 2. 4. 5., und der Brief an Hermann sollten als „Beiträge zur römischen Komödie" zusammen herausgegeben werden. Die Rückseite desselben Blattes zeigt den erweiterten Titel: „Meletemata Plautina — Plautinische Untersuchungen von F. R. Erste Reihe." Für eine zweite Reihe waren bestimmt Aufsätze über Querolus (selbst mit Text), über Amphitruo Vidularia Aulularia Cistellaria, ferner „grammatisches Fragment über Plautus" (vermuthlich das Glossar), „Ausführung des Briefs an Hermann über den Palimpsest, Wiederholung des Aufsatzes über Kritik des Plautus".

„Aehnlicher Weise ist später herauszugeben:

Quaestiones miscellaneae. (Meletemata miscellanea. Vermischte philologische Abhandlungen, Beiträge zur classischen Litteraturgeschichte), darin: schedae criticae — Marsyas — Homerisches scholion Plautinum — Agathon mit deutscher Fortsetzung und Vollendung — Aristo Chius — Zeuxis — Batrachomyomachia." (Vgl. I 339 f.)

In einem andren, gleichfalls noch Breslauer Plan erscheint bereits der Titel 'Parergon' (Correctur für 'Meletematum') 'Plautinorum Dyas prima.' — „Plautinische Studien von Friedrich Ritschl. Erstes Heft. Gewidmet Meier. M. H. E. Meiero Professori Halensi De Se Benemerentissimo. Inhalt: „1. De Mostellariae scenis praepostere collocatis (perperam disiectis). 2. Die Plautinischen und Terenzischen Didascalien. Nach Ostern." „Zweites Heft. 3. De Plauti Bacchidibus disputatio. 4. Ueber die Rollenvertheilung in den Plautinischen und Terenzischen Stücken. Nach 3. August. Gewidmet dem Onkel." „Drittes Heft. 5. Fragmentum grammaticum ad Plautum spectans. 6. Textesgeschichte der Plautinischen Komödien. (Von Varro an u. s. w. Prologi, Scenae suppositae, Argumenta, Interpolationes, z. B. Stichus; vollständige Mittheilungen über den Palimpsest; aus dem Aufsatz über die Kritik des Pl. nur das Wesentliche und das der Modification Bedürftige wieder aufzunehmen. [Brief an Hermann. Rec. Weise's.] Nach Michaelis. Gew. Niemeyer." „Viertes Heft. 7. Einer der zu Nr. 6 bemerkten kleineren Gegenstände [lateinisch (oder] deutsch). 8. Ueber den Querulus [deutsch (oder] lat.). Gew. Niese Guttentag Stenzler Graffunder Lanci." „Fünftes Heft. 9. wie 7. 10. De Amphitruone. 11. De Aulularia. 12. De Vidularia. 13. De Cistellaria. — Varro's 21 Comoediae." „Sechstes Heft. 14. Fragmenta Plautina."

Auf demselben Blatt modificirter Plan des zweiten Unternehmens: „Saturae philologicae lanx prima. Philologische Miscellen von F. R. Erste Reihe. Lateinisch: 1. Schedae criticae. 2. Marsyas. 3. Scholion Homericum. 4. Agathon. Deutsch: 5. Agathonica. 6. Olympos. 7. Onomacritus (umgearbeitet). 8. Begriff der Ode, antiker. 9. Aristo Chius und Ceus. 10. Zeuxis. 11. Batrachomyomachie. 12. Reisigs Biographie. 13. Philologie. 14. Geschichtliche Entwicklung der griechischen Metrik. 15. Vasenbild."

In den ersten Jahren der Bonner Zeit immer neue Gruppirungen und wachsender Stoff. So war für 1842 ein erster, für 1845 etwa ein zweiter Band der Satura philologica bestimmt, dieser ausschliesslich mit Plautinisch-Terenzischem, jener mit gemischtem Inhalt, darunter als fertig bezeichnet u. A. Aristarch [Juba].

Einer englischen Zeitschrift (Museum Academicum), für die er von Schmitz in Liverpool (18. März 1842) geworben war, dachte er eine Abhandlung 'de interpolationibus Plautinis' zu, Prutz eine „ästhetisch-kritische Charakteristik des Plautus".

Zu S. 137. Am Schluss der opuscula, V 695 ff. findet sich eine Reihe lateinischer Gratulationen und Dedicationen: für

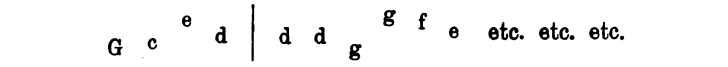
Königsberg (1844 S. 699), Jena (1858 S. 702), Berlin (1860 S. 703); für Boeckh (1857 S. 707), Thiersch (1858 S. 708), Welcker (1859 S. 709); für den Grafen Orti (1838 S. 756), für Laureani (1846 S. 760). R. hatte solche Freude an kleinen Kabinetstücken seines Lapidarstils, dass er, als er nicht mehr officiell als os academicum zu fungiren hatte, von Leipzig aus auf eigne Hand manchem seiner Collegen und Freunde bei passender Gelegenheit ein Diplom dieser Art zustellte, z. B. Bernhardy (1872 S. 711), Lehrs (1873 S. 711). Auch Relegationspatente (S. 713 f.), ein akademisches Abgangszeugniss für den preussichen Kronprinzen (1852 S. 698), Anschläge bei Thronwechseln (1840. 1861. 1875. S. 695. 696. 699), zu Fichte's hundertjährigem Geburtstag (1862 S. 712) finden sich dort.

Zu S. 145. An den Universitätscurator v. Rehfues. „Ew. Hochwohlgeboren geneigter Aufforderung zufolge beehre ich mich in Betreff der von mir im verflossenen Semester angestellten conversatorischen Uebungen gehorsamst zu berichten, dass dieselben hauptsächlich in den eben so regelmässigen als mannigfaltigen Uebungen des philologischen Seminars bestanden, über welche in dem üblichen Jahresberichte das Nähere angegeben zu werden pflegt. Daneben habe ich nach einer schon seit Jahren festgehaltenen Gewohnheit alle diejenigen jungen Philologen, mit denen ich ein näheres persönliches Verhältniss entweder schon habe oder anzuknüpfen wünsche, in verschiedenen Partien an einzelnen Abenden in meinem Hause versammelt und mit ihnen in freier Form wissenschaftliche Unterhaltungen gepflogen, von deren Kreise nichts ausgeschlossen war, was mit der philologischen Litteratur oder den philologischen Bedürfnissen meiner jungen Freunde in irgend einem Zusammenhange stand. Bonn, 5. Dec. 1846. Professor Ritschl."

Zu S. 164. R. an Lehrs, ohne Datum. „Theuerster Freund, Diessmal danke ich Ihnen, sehr wider Gewohnheit bei Ihren Gaben, mit einer χάρις ἄχαρις, indem ich Ihr schönes Buch nur erst so weit angelesen habe, um mir dieses Epitheton erlauben zu dürfen. Den Grund sehen Sie in der beifolgenden sehr unphilologischen Elaboration, in der Sie freilich das Materielle als das Product von 9 sehr ungleichartigen Köpfen ansehen müssen, gegen deren manchen manches Vernünftige nicht durchzusetzen war. So wird Ihnen der § 24 Spass machen, in dem wir gewiss, wenn es ein alter Autor wäre, das 'also' emendiren würden. Am Ende ist das aber alles nur Strümpfestopferei, wenn die Wartburger Constituante mit einer herzhaften Operation das

ganze Bein abnimmt. Mich wundert nur das weitläufige Formuliren, da sie's ja doch so viel einfacher hätten zu sagen, die Studenten sollen künftig Professoren und die Professoren Studenten sein. Und ganz *ad hoc exemplum* sollten's die Extraordinarien und Privatdocenten gegenüber den Ordinarien machen. Denn nach dem, was sie hier verlangen, ist künftig ein Extr. zu definiren als ein Ordinarius, der von der Noth, Rector zu werden, befreit ist. — Was ich aber noch zu sagen habe, ist der Wunsch, dass Sie das Scriptum in die rechten Hände bringen wollen, wo es vielleicht zu seinem und zu einem kleinen Theile mit zum Guten, zur Herbeiführung eines Einverständnisses, *si modo,* mitwirke. In treuester Gesinnung Ihr F. R. Namentlich lassen Sie es doch auch Rosenkranz lesen, den ich sehr grüsse."

Zu S. 168. R. an Stenzler, Bonn 8. Mai 1849. „Lieber alter Freund, Mit *si vales, bene est: ego valeo* kann man jetzt nicht anfangen, wo das allgemeine Chaos vor der Thür steht und man nicht weiss, was in den nächsten 4 Wochen, die meines Erachtens die inhaltschwersten seit den Märztagen für Deutschland sein werden, aus einem geworden ist. Dennoch muss man den Kopf über Wasser halten, so lange es geht und unter Andrem sich nicht irre machen lassen Plautum zu ediren, so lange der Verleger drucken lassen will, was glücklicher Weise annoch der Fall ist. Dazu ist aber die Juntina, in die der ehemalige *servus litterarius* (dessen Namen ich wahrlich vergessen habe) mit Unterholzners Bewilligung eine Collation an den Rand geschrieben hat, unentbehrlich. Gleichwohl bin ich unter dem 16. April um ihre Restituirung von der Königlichen und Universitäts-Bibliothek gemahnt worden, und zwar mit unterstrichenem bald. Ist das absolut nöthig, oder gelänge es vielleicht Deiner freundschaftlichen Vermittelung, mir einen geneigten Ausstand von noch ein paar Jahren zu erwirken? Soll ich an den Machthaber Elvenich direct schreiben? soll ich die Genehmigung des hohen Ministerii erbitten? soll ich das Buch einmal zur Ansicht schicken, zum Beweis, dass es noch am Leben ist, aber mit der Anwartschaft auf Wiedererhaltung? Ich werde der folgsame Vollstrecker Deiner Winke sein. Wie oft gehen mir alte Bilder vor der Seele vorüber, wenn ich jetzt tagtäglich die Collationen vor Augen habe, die wir in — ach wie lange nun schon hinter uns liegenden Zeiten zusammen gemacht haben! Stenzler Stenzler, was wird man ein alter Knabe, und was war das für eine rosige Jugendzeit! Stille, Liebchen, mein Herz!



Können wir denn gar nicht wieder zusammen kommen? Es wird mir so warm ums Herz, dass ich einen resoluten Punkt und Gedankenstrich machen muss. — Grüsse mir Deine liebe Nachtigall schönstens und bleibe auch im Nachtgewölk der Zukunft treu Deinem F. R."

Zu S. 169. R. an Hildebrand, Bonn 16. Juni 1849. „Jeden Tag, geliebter Bruder, habe ich Dir schreiben wollen: fast jeden Tag änderten sich die Constellationen, und morgen machte immer wieder unwahr, was gestern wahr war. Was soll man auf ein paar Briefseiten sagen von der Fülle der Gedanken und Empfindungen, die einem in dieser zukunftschwangeren Gegenwart Herz und Sinn bedrängen und betäuben! Wo soll in specie ich anfangen, wo aufhören, um Dir über Dich und Dein Thun alles auszusprechen, wozu es mich drängt, zumal da Alles auf ein Gewebe von Für und Wider hinauskommt, worin den leitenden Faden schliesslich doch kein anderer finden kann und zu wählen das Recht hat als Du selbst. Mir wird der Glaube an Mission und Vocation, an Prädestination im vernünftigsten Sinne des Wortes, immer fester. Wer die Stimme unzweideutig vernimmt, der muss folgen. Welche Geltung, welches mehr oder weniger gebieterische Gewicht ihr zukomme, dafür hat den einzigen Massstab der Einzelne in der eigenen Brust. Zureden, anmahnen, abrathen sind meist verkehrte und meist unnütze Dinge. Die Sache ist gross genug, der Du Dich zum Opfer zu weihen entschlossen bist. Das kann ich nicht anders als ehren und bewundern und aus Deiner Seele heraus gutheissen, wenn es auch daneben einen anderen Standpunkt gibt, von dem ich verlange dass zugegeben werde, er sei darum kein unehrenhafter, weil sein Gegentheil ehrenhaft ist. Die Opfer werdet Ihr: Du verhehlst es Dir selbst nicht. Mögest Du nur darüber mehr Gewissheit in Dir haben als ich, dass es kein wirkungsloses Opfer sei, oder dass wenigstens die Wirkung in einigem Verhältniss zu der Grösse des Opfers für den Einzelnen stehe. Ihr verrechnet Euch, fürchte ich, immer und immer wieder über die Sympathien des Volks, über seine Ausharrungsfähigkeit, über die Intensivität seiner Wünsche und Strebungen. Schliesslich, gib Acht, werdet Ihr doch im Stich gelassen. Das Bedürfniss der 'Ruhe und Ordnung' ist zu gross: die Genügsamkeit mit einem relativen Gewinne lässt — ich gebe zu, mehr aus Schlaffheit als aus Weisheit — zu leicht verzichten, wenigstens vorläufig und für den Augenblick verzichten auf das Erringen der höchsten Güter, worauf Ihr es mit Eurer ganzen Thätigkeit angelegt habt. Besser als vor dem März 1848 wird es auch mit dem jetzt Erreichten auf jeden Fall schon; gar viele sagen sich, dass

unter gegebenen Umständen der passive stille Widerstand weiter führt als der gewaltthätig active; die Weltgeschichte geht vorwärts, aber macht kleine Schritte; verloren ist darum doch nichts, was lebenskräftig gesäet ist, wenn es auch nicht gleich morgen zum Baume wird. Aus freiem Willen kommt von oben, von den Fürsten, freilich ganz gewiss nichts Gutes und Vorwärtsbringendes; alles was sie, zum Theil wohl aufrichtig, wenn auch nothgedrungen aufrichtig und ehrlich, gegeben haben und etwa noch geben, ist reines Product ihrer Furcht: und diesen Factor und Hebel des Besserwerdens geschaffen zu haben, ist das unsterbliche Verdienst der Linken. Aber die Rolle wird sehr undankbar, wenn die Tragkraft über das Ziel hinausschiesst. Eure ersten rigoristischen und terroristischen Beschlüsse in Stuttgart sind — meinetwegen berechtigt so sehr Du willst — aber nicht weise berechnet, wie es scheint. Der Erfolg wird richten. Dass Du jetzt nicht zurückkannst, selbst wenn Du wolltest (was ich keineswegs annehme), begreife ich: das ist Ehrenpunkt. Aber ich wollte es fände sich ein honetter Ausweg für Euch alle und für Dich namentlich, um eines rühmlichen Todes zu verbleichen und die Kräfte, die jetzt wahrscheinlich ohne augenblickliche Wirkung vergeudet werden, dem fernern Kampfe zu erhalten, der Deutschland, so Gott will, vorbehalten ist und eben so langsam zu einem eben so glorreichen Ziele führen möge wie seiner Zeit in England. Du aber insbesondre erhalte Dich doch, wenn es irgend mit Ehren geht, Deiner Wissenschaft, von der ich sehr wünschte sie liesse einen Ruf an Dich ergehen, der Dir eben so gebieterisch erschiene wie der praktische, dem Du jetzt gefolgt bist. Lass jedenfalls bald und öfter von Dir hören, wenn auch kurz .... Unter allen Umständen beschwöre ich Dich, mache keine Gemeinschaft mit der Badenser Revolution, die nicht nur unter den Fanatikern der Ruhe, sondern auch unter den honett und tapfer gesinnten in Deutschland nicht die allergeringste Sympathie hat. In der aufregenden Nähe täuscht man sich vielleicht darüber leichter. Wie es kommt treulichst Dein Bruder F. R."

Zu S. 182. R. an K. Fr. Hermann (nicht abgesendet und nicht vollendet). „Hochgeehrter Herr und Freund, Meinen Danke für die schöne Sammlung Ihrer zerstreuten Aufsätze kann ich anliegend die erste Fortsetzung des Plautus beifügen, wenn sie Ihnen auch nicht das ungetrübte Vergnügen bereiten wird wie mir Ihre Gabe. Vielleicht lesen Sie dennoch den Miles gloriosus mit noch etwas mehr Vortheil in meiner Ausgabe als denen der Herren Lindemann und Weise, trotzdem dass Sie

ihr so sehr viel weniger von den kleinen Ungethümen, Hiatus genannt, finden, für die Sie zu meiner Verwunderung eine mit Herrn Gepperts beredten Apologien eben so warm sympathisirende als gegen Ihre gewohnte Vorurtheilslosigkeit stark abstechende Vorliebe hegen. Sie legen es mir so angelegentlich ans Herz, mich in diesem Punkte zu bessern, dass ich wirklich schon Ihnen zu Gefallen mich gern zu einer Umkehr verstände: aber Sie wissen selbst, *amicus Plato, amicus Aristoteles, sed magis amica veritas.* Ich finde, aufrichtig gesprochen, nur zwei Fälle möglich: entweder ich bekehre Sie, oder wir bekehren gegenseitig keiner den andern, so wenig wie beispielsweise, in andern Sphären, Dahlmann und Leo, oder Baur und Hengstenberg einander bekehren werden; — ich, das fühle ich nur allzubestimmt, bin von Ihnen so wenig zu bekehren, wie etwa Sie von Ross in Halle, oder um auf möglichst verwandtes Gebiet zu kommen, Bentley von Burmann: wobei es keiner Verwahrung bedarf, dass ich Bentley ungefähr gleich hoch über mir als Burmann unter Ihnen sehe. Drängt Sie Ihr Gewissen durchaus, mich und meine Ueberzeugungsgenossen (ich denke z. B. an Bergk, Fleckeisen, Haupt und verschiedene andere) 'unter die Interpolatoren des Plautus zu zählen, statt unter die Emendatoren', wie Sie sagen oder vielmehr prognosticirend die richtende Nachwelt sagen lassen, so müssen wir uns das eben gefallen lassen und uns unter anderm mit Bentley's und G. Hermann's Gesellschaft zu trösten suchen; werden aber, da wir doch unsere Sache reiflich überlegt haben, nicht umhin können Sie, ebenfalls nach unserm Gewissen, zu den Fortpflanzern der buchstabengläubigen Unkritik zu zählen, durch deren Verdienst Plautus bisher im Argen liegen geblieben. Indessen eben weil Sie doch in der That dadurch in allzugrossen Widerspruch mit Ihrem eigensten Wesen gerathen würden, gestehe ich die Hoffnung ganz und gar nicht aufzugeben, Sie noch auf unserer Seite zu sehen. Vielleicht berechtigt mich dazu ein kleiner Vorsprung, den ich habe, indem ich schon aus einem weitern Stadium auf ein früheres, überwundenes zurücksehe. Ich kann mir nämlich noch recht lebhaft vergegenwärtigen, wie ich, als ich mich ungefähr eben so viel mit Plautus beschäftigt hatte wie Sie jetzt, ziemlich gleiche Gedanken mit Ihnen hegte; es müssen wohl die bei der ersten Betrachtung sich unmassgeblich zunächst aufdrängenden sein. Eben so natürlich ist es ja aber wohl auch, dass man, wenn man zehn oder funfzehn Jahre immer wieder und immer nur in diesen Dingen herumwühlt, zu δευτέραις φροντίσι gelangt, die zugleich σοφώτεραι sind. Die Schule der Erfahrung, die man selbst gegangen, pflegt viel Sicherheit zu geben. Freilich Sie sagen unter anderm, Sie hätten 'zu Ihrem Schrecken gesehen, dass ich, um den Hiatus

zu vermeiden, einer solchen Anzahl selbsterfundener Flickwörter bedürfe, wie Sie sie weder dem eleganten Dichter selbst zutrauen, noch so constante Auslassungen nach aller sonst bekannten Sitte alter Abschreiber für möglich halten können.' Das erstere, dass Sie meine Flickerei, auch ohne in die Noten zu sehen, gleich im Texte als neues Machwerk erkennen, ist mir zwar gar nicht schmeichelhaft zu hören; allein so beweisend es auch, wenn Sie es bewiesen, für meine Ungeschicklichkeit wäre, was bewiese es denn für den Dichter, als dass der geschickter gewesen und zur Vermeidung des Hiatus (oder vielmehr während seines steten Vermeidens) Besseres gesetzt als ich hätte nacherfinden können? Was aber das arithmetische Verhältniss betrifft, so sind Sie unstreitig schon im Allgemeinen allzuempfindlich für den guten Ruf der Abschreiber, wofür ich Ihnen die schlagendsten Belege gewiss nicht erst ins Gedächtniss zu rufen brauche; im Besondern aber muss ich bezweifeln, dass Sie, wie ich, wirklich nachgezählt haben, in welchem Verhältniss die Zahl der wegen des Hiatus anzunehmenden (oder wie ich zu sagen vorziehe, der durch den Hiatus verrathenen) Auslassungen zu der Zahl derjenigen steht, die entweder durch urkundliches Zeugniss, oder durch die einleuchtendsten Sinn- und Gedankenlücken, oder durch die offenbarsten Sprachfehler, oder endlich durch ganz unleugbare Unvollständigkeit des Metrums über allen Zweifel erhaben sind. Sie würden dann eine sehr beruhigende Proportion gefunden haben. Doch diess steht ja, wie mir recht zeitig einfällt, alles schon in den Prolegomenen. Ich sehe wohl Sie schrieben unter dem ersten Eindruck der nur erst vorläufig durchflogenen Prolegomena, und übersahen zufällig gerade die zusammenhängenden Entwickelungen, in denen ich noch jetzt nicht umhin kann (abgesehen von Einzelheiten) eine in aller Kürze ausreichende Rechtfertigung des eingehaltenen Verfahrens zu erblicken: denn eine erschöpfende Begründung und vollständige Ausführung habe ich mir ja selbst wiederholt vorbehalten. Sonst sprächen Sie wohl nicht so zu mir, als hätten Sie den radicalsten und fanatischsten Verfolger aller und jeder Hiate vor sich, als hätte ich selbst Unterschiede, die Sie verlangen, gar nicht gemacht, und nicht vielmehr auf das Bestimmteste Klassen des gestatteten und des nicht gestatteten Hiatus fest gestellt und auseinandergehalten. Was Ihnen dagegen von nicht erlaubten Klassen des Hiatus noch übrig bleiben möchte, wäre ich verlangend zu wissen. Sie wünschen, dass ich 'von den Gesetzen des sprachlichen und logischen Accents ausgehe für alle Fälle, wo diese einen Hiatus empfehlen, ihn als rechtfertigt präsumirt und danach die Gesetze des Hiatus selbst construirt hätte'; Sie 'bezweifeln nicht, dass sich eben so

friedigende, wie für die Licenzen in der Position, ergeben haben würden.' Ich erlaube mir diess sehr stark zu bezweifeln, und zwar darum, weil ich diesen Dingen lange genug auf allen Seiten nachgegangen bin, um einigermassen die möglichen Wege und Standpunkte zu übersehen, die einen reinen Einblick in ihre wahre Natur und gegenseitige Lage verstatten. Ich muss mir aber noch mehr erlauben: nämlich die Methode falsch zu finden, die Sie mir empfehlen. Sehr resolut ist allerdings das Verfahren, das eine Princip als plenipotent an die Spitze zu stellen, und ihm nun das andere ohne Weiteres unterzujochen, mag es biegen oder brechen. Wie nun, wenn einer, die Sache als individuelle Geschmackssache behandelnd, gerade den umgekehrten Weg einschlüge, das von Ihnen geopferte auf den Thron setzte und Ihr begünstigtes ihm zu Füssen legte? Das eine wäre unstreitig so richtig wie das andere, d. h. beides eine *petitio principii*. Von vorn herein steht nichts fest als eine allgemeine Berechtigung beider Principe: sowohl einer irgendwie näher begrenzten Herrschaft des Accents, als des Ausschlusses des Hiatus aus metrischer Rede. Jenes lehrt uns die Vergleichung dieser Dichter mit sich selbst, dieses die Vergleichung [dieser] mit sich selbst und mit der gesammten lateinischen, ja überhaupt antiken Poesie. Zuerst ist nun jedes von beiden in seinem eigenen Wesen, nach innern Gründen und nach Analogien, zu erkennen; dann kömmt die Ermittelung der Zugeständnisse hinzu, die nicht blos das eine Princip dem andern zu machen hat, sondern die sich zwei Principe hier wie überall gegenseitig zu machen haben, wenn sie sich in eine Herrschaft, auf welche beide einen angebornen Anspruch haben, theilen und darum vertragen sollen. So bin ich zu Werke gegangen, um, wie ich allerdings gethan, nur auf meine Weise, 'Gesetze des Hiatus zu construiren.' Aber ich bin noch weiter gegangen im Conciliiren und Pacificiren, sowie Sie noch weiter gehen in der willkürlichen Nichtachtung wohlbegründeter Rechte. Zwar deuten Sie nur durch ein paar Beispiele an, welche Art von Versmessung Ihnen besser gefallen haben würde als die meinige; aber die Proben genügen schon um erkennen zu lassen, wie schonungslos Sie es auf die Vernichtung noch eines dritten Princips abgesehen haben, welches nach meiner Auffassung mit den obigen beiden eine unauflösliche Einheit bildet: das der Quantität. Dieselbe Betrachtungsweise muss auch hier wiederkehren, hat auch dieses Princip zunächst innerhalb seiner eigenen Grenzen auszumessen und zu fixiren, dann die Beschränkungen und Accommodationen ins Auge zu fassen, die es von den beiden andern und diese von ihm zu fordern haben. Wiewohl damit die Zahl der Factoren noch nicht einmal erschöpft ist, die solchergestalt in inniger

unter gegebenen Umständen der passive stille Widerstand weiter führt als der gewaltthätig active; die Weltgeschichte geht vorwärts, aber macht kleine Schritte; verloren ist darum doch nichts, was lebenskräftig gesäet ist, wenn es auch nicht gleich morgen zum Baume wird. Aus freiem Willen kommt von oben, von den Fürsten, freilich ganz gewiss nichts Gutes und Vorwärtsbringendes; alles was sie, zum Theil wohl aufrichtig, wenn auch nothgedrungen aufrichtig und ehrlich, gegeben haben und etwa noch geben, ist reines Product ihrer Furcht: und diesen Factor und Hebel des Besserwerdens geschaffen zu haben, ist das unsterbliche Verdienst der Linken. Aber die Rolle wird sehr undankbar, wenn die Tragkraft über das Ziel hinausschiesst. Eure ersten rigoristischen und terroristischen Beschlüsse in Stuttgart sind — meinetwegen berechtigt so sehr Du willst — aber nicht weise berechnet, wie es scheint. Der Erfolg wird richten. Dass Du jetzt nicht zurückkannst, selbst wenn Du wolltest (was ich keineswegs annehme), begreife ich: das ist Ehrenpunkt. Aber ich wollte es fände sich ein honetter Ausweg für Euch alle und für Dich namentlich, um eines rühmlichen Todes zu verbleichen und die Kräfte, die jetzt wahrscheinlich ohne augenblickliche Wirkung vergeudet werden, dem fernern Kampfe zu erhalten, der Deutschland, so Gott will, vorbehalten ist und eben so langsam zu einem eben so glorreichen Ziele führen möge wie seiner Zeit in England. Du aber insbesondre erhalte Dich doch, wenn es irgend mit Ehren geht, Deiner Wissenschaft, von der ich sehr wünschte sie liesse einen Ruf an Dich ergehen, der Dir eben so gebieterisch erschiene wie der praktische, dem Du jetzt gefolgt bist. Lass jedenfalls bald und öfter von Dir hören, wenn auch kurz .... Unter allen Umständen beschwöre ich Dich, mache keine Gemeinschaft mit der Badenser Revolution, die nicht nur unter den Fanatikern der Ruhe, sondern auch unter den honett und tapfer gesinnten in Deutschland nicht die allergeringste Sympathie hat. In der aufregenden Nähe täuscht man sich vielleicht darüber leichter. Wie es komme, treulichst Dein Bruder F. R."

Zu S. 182. R. an K. Fr. Hermann (nicht abgesendet und nicht vollendet). „Hochgeehrter Herr und Freund, Meinem Danke für die schöne Sammlung Ihrer zerstreuten Aufsätze kann ich anliegend die erste Fortsetzung des Plautus beifügen, wenn sie Ihnen auch nicht das ungetrübte Vergnügen bereiten wird wie mir Ihre Gabe. Vielleicht lesen Sie dennoch den Miles gloriosus mit noch etwas mehr Vortheil in meiner Ausgabe als in denen der Herren Lindemann und Weise, trotzdem dass Sie in

wie misslich auch dieser Massstab ist, zeigt Ihr eigenes Beispiel. — — —

Also, um auf Ihre Scheidung von Theorie und Wahrheit zurückzukommen: da es bei der Unvollkommenheit der menschlichen Dinge an absoluten Kriterien der Wahrheit gebricht, so wird wohl auch der Kritiker seiner Pflicht genügen, wenn er, was er in seinem Gewissen für wahr hält, als solches behandelt und ihm praktische Folge gibt, wie ich z. B., wenn ich die vielen Hiaten nicht im Texte dulde, die ich durch fleissige, besonnene und redliche Ueberlegung als unplautinisch erkannt habe. Denn wenn fragliche Punkte nicht könnten durch methodische Forschung und probable ratiocinatio eben aus dem Stadium der 'Controverse' herausgebracht und zu Ergebnissen erhoben werden, so kämen wir ja überhaupt nicht vorwärts in der Wissenschaft: und wenn solchen Ergebnissen keine praktische Anwendung gegeben würde, so lasen wir die alten Autoren noch heute in der Textesgestalt des 15ten und 16ten Jahrhunderts. — — —

Ich habe mit solcher Ausführlichkeit geschrieben, weil ich hier in Ems Zeit und Musse habe, und mit solcher Unumwundenheit, weil es mir wirklich in Ihrem, in meinem und im wissenschaftlichen Interesse eine ernstliche Genugthuung wäre, dass ein Mann wie Sie nicht auf einem Standpunkte verharrte, der in Ihrer ganzen sonstigen Stellung zur Wissenschaft ein völlig exceptioneller wäre. —"

Zu S. 182. Lachmann an R. „Berlin, Markgrafenstrasse 65, 1. Dec. 1850. Mein verehrter Freund. Während mein Lucrez sich auf dem Wege zu Ihnen befindet, muss ich doch suchen ihm eine freundliche Aufnahme zu bereiten. Während meiner Arbeit sind drei Stücke von Ihrem grossen Werke bei mir angekommen. Dass ich höchlich erfreut darüber bin und den ungeheuren Fortschritt bewundernd anerkenne, wie ich überall an vielem Einzelnen mein besonderes Vergnügen habe, das versteht sich wohl von selbst. Ich habe aber, was unrecht ist, meinen Dank dafür nicht ausgesprochen, und selbst angefangene Briefe vernichtet, weil ich dabei fürchtete in einzelne Urtheile und Kritiken zu gerathen. Dies aber taugt nicht: man muss erst lernen und den Schöpfer eines neuen Werkes auf dem betretenen Wege ungestört weiter gehen lassen, zumahl bei einem ganz neuen Werke, bei dem an kleinen Nachbesserungen wenig gelegen ist und erst nach sehr langer Zeit vielleicht eine wesentlich andre Arbeit gewagt werden kann. Wenn das Vielleicht gar nicht eintritt, so kommen die Nachbesserungen ohne Störung späterhin noch früh genug. Ich habe bei meiner kleineren Ar-

zu vermeiden, einer solchen Anzahl selbsterfundener Flickwörter bedürfe, wie Sie sie weder dem eleganten Dichter selbst zutrauen, noch so constante Auslassungen nach aller sonst bekannten Sitte alter Abschreiber für möglich halten können.' Das erstere, dass Sie meine Flickerei, auch ohne in die Noten zu sehen, gleich im Texte als neues Machwerk erkennen, ist mir zwar gar nicht schmeichelhaft zu hören; allein so beweisend es auch, wenn Sie es bewiesen, für meine Ungeschicklichkeit wäre, was bewiese es denn für den Dichter, als dass der geschickter gewesen und zur Vermeidung des Hiatus (oder vielmehr während seines steten Vermeidens) Besseres gesetzt als ich hätte nacherfinden können? Was aber das arithmetische Verhältniss betrifft, so sind Sie unstreitig schon im Allgemeinen allzuempfindlich für den guten Ruf der Abschreiber, wofür ich Ihnen die schlagendsten Belege gewiss nicht erst ins Gedächtniss zu rufen brauche; im Besondern aber muss ich bezweifeln, dass Sie, wie ich, wirklich nachgezählt haben, in welchem Verhältniss die Zahl der wegen des Hiatus anzunehmenden (oder wie ich zu sagen vorziehe, der durch den Hiatus verrathenen) Auslassungen zu der Zahl derjenigen steht, die entweder durch urkundliches Zeugniss, oder durch die einleuchtendsten Sinn- und Gedankenlücken, oder durch die offenbarsten Sprachfehler, oder endlich durch ganz unleugbare Unvollständigkeit des Metrums über allen Zweifel erhaben sind. Sie würden dann eine sehr beruhigende Proportion gefunden haben. Doch diess steht ja, wie mir rechtzeitig einfällt, alles schon in den Prolegomenen. Ich sehe wohl, Sie schrieben unter dem ersten Eindruck der nur erst vorläufig durchflogenen Prolegomena, und übersahen zufällig gerade die zusammenhängenden Entwickelungen, in denen ich noch jetzt nicht umhin kann (abgesehen von Einzelheiten) eine in aller Kürze ausreichende Rechtfertigung des eingehaltenen Verfahrens zu erblicken: denn eine erschöpfende Begründung und vollständige Ausführung habe ich mir ja selbst wiederholt vorbehalten. Sonst sprächen Sie wohl nicht so zu mir, als hätten Sie den radicalsten und fanatischsten Verfolger aller und jeder Hiaten vor sich, als hätte ich selbst Unterschiede, die Sie verlangen, gar nicht gemacht, und nicht vielmehr auf das Bestimmteste Klassen des gestatteten und des nicht gestatteten Hiatus festgestellt und auseinandergehalten. Was Ihnen dagegen von nicht erlaubten Klassen des Hiatus noch übrig bleiben möchte, wäre ich verlangend zu wissen. Sie wünschen, dass ich 'von den Gesetzen des sprachlichen und logischen Accents ausgehend, für alle Fälle, wo diese einen Hiatus empfehlen, ihn als gerechtfertigt präsumirt und danach die Gesetze des Hiatus selbst construirt hätte'; Sie 'bezweifeln nicht, dass sich eben so be-

zwei Mahl nachgewiesen zu haben, zu III, 954 und zu VI, 1067: Sie scheinen mir diese Art der Elision zu weit auszudehnen. Doch auch in solchen Dingen geziemt es einem andern nicht Ihre circulos zu turbiren, sondern man muss Sie ruhig gewähren lassen, zumahl da diese kleinen Sachen selten das Grössere berühren, den Gedanken und den Zusammenhang. Dass Sie das Grössere mit derselben Sorgfalt und Meisterschaft behandeln, das wenigstens sollte die kleinen Köter scheu machen. Ich sage dabei ganz bescheiden θάμβος μ' ἔχει εἰcορόωντα, und wünsche Ihnen zur Vollendung Gesundheit und dauernde Frische, wie wenig einem auch die politischen Umstände Mut geben. In herzlicher Verehrung und Freundschaft der Ihrige Lachmann."

Zu S. 183 f. R. an Fleckeisen 16. März 1850. „— — — 1) Besten Glückwunsch also zum Amphitruo in seiner saubern Gestalt, die an sich Freude macht, mir doppelte und dreifache. Welch förderliche Vorarbeit für mich, wenn ich so weit gediehen sein werde. Auch des Vielen, was Sie mir natürlich vorweggenommen haben, freue ich mich, wie es der Sache wegen recht und billig ist: solche Uebereinstimmung giebt rechten Muth, dass sich das Wahre finden lasse. Ueber die Nothwendigkeit, in Einführung gleichmässiger Orthographie weiter zu gehen, als für diessmal von mir geschehen, hatte ich gerade in der Vorrede zum Stichus gesprochen, freilich wiederum weiter gehend als Sie selbst diessmal. Für dieses Plus hat mir namentlich der Miles mit seinen vielen Resten antiker Schreibung den Anstoss gegeben. — —

2) Auf Ihre überaus freundliche Zueignungsabsicht kann ich nichts antworten als ein dankbares *fiat*. Nebenbei wird dadurch auch jeder *malevola interpretatio* der Mund geschlossen.

3) Einer andern Absicht von Ihnen erlauben Sie mir dagegen zu opponiren. Ihre Recension meines Plautus schicken Sie mir, bitte ich, nicht zu vor dem Abdruck. Sie fühlen es mir leicht nach, warum mein Gefühl dagegen ist. — Uebrigens, dass Sie schreiben, ich würde mich wundern, wie viel Sie auszusetzen hätten, das wundert mich gar nicht. Es ist sicher lange nicht so viel als ich selbst schon auszusetzen gefunden habe, ohne dass ich mich doch darüber besonders gräme und schäme, weil ich weiss welche Arbeit es gekostet hat ein solches Chaos, wie vordem war, auch nur vorerst zu einer so unvollkommenen Organisation zu bringen. Es ist leicht gesagt, dass ich erst hätte alle 20 Stücke ausarbeiten und nach dem zwanzigsten noch einmal die vorigen 19 von vorn durcharbeiten und dann erst die Prolegomena schreiben sollen. Indessen 'Eines schickt sich nicht

Durchdringung und zusammenschmelzender Zusammenwirkung ein so lebendiges Gewebe bilden wie Muskeln, Nerven, Sehnen und Adern, die sich ja ebenfalls alle gegenseitig bedingen und bestimmen, im leiblichen Organismus. Freilich wächst mit der Zahl der Factoren die Schwierigkeit der Erkenntniss solcher Wechselwirkungen, die Forderung feiner und geduldiger Beobachtung, und eines reinen Blicks, der unbefangen ablauscht, statt in hastiger Selbsttäuschung hineinträgt: denn auf den ersten Anlauf geben sich diese Dinge nicht. Dieses mein Bestreben nun, ohne Noth und ohne ratio den Rechten der Quantität eben so wenig zu vergeben wie denen des Accents und der rhythmisch-gebundenen d. i. hiatusfreien Rede, nennen Sie mit auffallender Einseitigkeit des Urtheils 'metrischen Rigorismus', nicht erwägend dass man, selbst *ceteris paribus* (was sie nicht sind), Ihnen gerade ebenso gut accentischen Rigorismus vorwerfen könnte. — — —

Nichts habe ich gemeint mehr einschärfen zu müssen, als eben das Trügerische der Uebertragung anscheinender Analogien auf Aehnliches, aber dennoch Ungleiches; nichts hat der reinen Erkenntniss der Thatsachen mehr geschadet als bequemes Vorurtheil, das scharfe Grenzbestimmungen zu suchen schläfrig versäumte.

Einen allgemeinen Grundsatz, in das Gewand eines wohlmeinenden Wunsches gekleidet, empfehlen Sie mir schliesslich, dem ich zu meinem Bedauern nur einen sehr untergeordneten praktischen Werth einräumen kann. 'Nur solche Emendationen wünschten Sie von mir vermieden zu sehen, durch welche der Entscheidung rhythmischer Controversen selbst etwas präjudicirt wird' und 'Lesarten zu praktischer Autorität erhoben werden, deren Nothwendigkeit auf blosser Theorie beruht.' Das liesse sich hören, unter Einer Voraussetzung: genügen Sie dieser, und Sie sollen einen willfährigen Befolger Ihrer Rathschläge an mir haben. Beantworten Sie mir gefälligst die Frage: wo hört die Theorie auf, wo fängt die — ausgemachte Wahrheit an? denn dieses muss ja wohl der Gegensatz in Ihrem Sinne sein. Mir scheinen auf einem Gebiete, auf dem, so viel ich sehen kann, nicht viel weniger als alles problematisch und controvers ist, diese Grenzen so in einander überzulaufen, dass der Gegensatz in sich selbst zusammenfällt. Die Consequenz Ihres Grundsatzes würde zu nichts anderm führen als zu einem buchstäblichen Abdruck des besten Codex, im besten Falle zu einem mit tausend Kreuzen und Sternchen und Diplen gespickten, kläglich zu lesenden Texte. Oder werden Sie sagen, die Uebereinstimmung der Einsichtigen und Verständigen gebe doch annäherungsweise eine leidliche Grenzscheidung? Aber

einmal den Spass machen, eine Scene des Miles aus den Palatinis abdrucken zu lassen, um eine demonstratio ad oculos zu geben, wie solche Forderungen und solche Anklagen in sich zusammenfallen.) — Ist das nicht ein hübsches Musterkärtchen? Und verliert man da nicht zeitenweise ganz natürlich alle Lust fortzufahren? Ich wollte, Sie könnten auf dergleichen Standpunkte eine heilsame Rücksicht nehmen in dem was Sie öffentlich über die Bedingungen und Ziele einer Bearbeitung des Plautus zu sagen haben. Ermessen können Sie aber aus den mitgetheilten Urtheilsproben, welchen Werth für mich das Bewusstsein haben muss, wenigstens mit Einem mich im Einverständniss zu fühlen, der Sie sind. Wenigstens ist das, hoffe ich, in den Hauptrichtungen der Fall, unbeschadet aller Discrepanzen im Einzelnen. Aber wann werden wir durchdringen? Es ist ein unausdenkbarer Schade, dass wir unsern alten Gottfried Hermann verloren haben, der mit seiner Autorität dreinschlagend die Eulen und Nachtvögel straks verjagen würde. Die Quelle der vielen verkehrten Urtheile finde ich wesentlich in der zu jungen Bekanntschaft und zu geringen Beschäftigung mit Plautus. Je inniger die Vertrautheit mit ihm und je fortgesetzter die eigene Uebung in seiner Behandlung, desto sicherer, bin ich überzeugt, wird man zu unsern Grundansichten gelangen. Von allen namhaften Stimmen ist es bisher nur die Bergksche, die das Gefühl gibt, dass man auf demselben Grund und Boden sich bewegt."

Zu S. 185. R. an Pernice 4. Juli 1850. „Mein lieber Alter! Lebst, Louis, oder bist Du — unwirsch? wohl nicht über mich, der ich Dir gegenüber das Bewusstsein heidnischster Selbstgerechtigkeit habe, aber etwa über Weltläufte oder Privathändel? über Palmerstons Sieg im Unterhause oder des Präsidenten Dotationsbewilligung oder des Greifswalder Präsidenten Verurtheilung? Irgendwo muss es doch hapern, irgendwo 'etwas faul sein im Staate Dänemark', dass Du so gründlich verstummt bist. Und diesmal hatte ich grade ein freundlich Wörtchen erwartet, da ich bei der Dedication des II. Tomus Plauti ebensoviel an Dich gedacht wie an den Unvergesslichen, dessen Namen sie trägt. Ich habe aber immer Unglück gehabt mit meinen Dedicationen, obgleich sie gerade bei meiner sentimentalen Art immer recht aus dem Herzen gekommen sind; nun ich den Lebendigen abgesagt und mich zu den Todten gewendet, ist es doch nicht besser."

Zu S. 186. Während eines Karlsbader Badeaufenthaltes im August 1846 begann R. „Grundzüge der Plautinischen Pro-

beit einige naseweise von Bergk Schneidewin Purmann mir gebotene Anweisungen als unangenehme Störung empfunden.

So werden Sie, mein verehrter Freund, es ganz natürlich finden wie ich Ihre Arbeit in meinen Anmerkungen behandelt habe. Alle Beziehungen darauf sind Nachträge, und das alte ist meistens stehn geblieben, selbst was Sie schon getadelt und vielleicht mit Recht getadelt haben. Denn es soll gar nicht als massgebend oder gar als Berichtigung dastehen, sondern als eine von anderer Seite her kommende Ansicht, die sich einer neuen Prüfung nicht für unwerth hält ohne auf ihre Vitalität gross zu rechnen. Von einer andern Seite her komme ich allerdings, nämlich vom 7. Jahrh. d. St., in dem, wie ich glaube, nicht immer der feinste Geschmack aber durchaus die Strenge der Regel herrschte. Von hier aus bin ich sehr geneigt den feineren Tact und die Genialität im 6. Jahrh. zu finden: aber an erkannte und nachher verschollene Regeln zu glauben fällt mir schwer.

15. December. Ich habe hier abgebrochen und lang pausiert, weil dauernde Augenentzündungen mich theils zum Schreiben unfähig machten, theils verstimmten. Jetzt, da das vorbei ist und ich wieder anfange ein Mensch zu werden, muss ich doch dabei bleiben dass mir Ihre Regeln zuweilen zu streng vorkommen: ich bin aber weit entfernt solch ein Vorkommen für ein Urtheil zu geben. Einzelnes möchte ich auch wohl fester behaupten, das auf Principien beruht. So scheinen Sie mir bei der Cäsur auf die Interpunction zu viel Gewicht zu legen, dagegen der caesura legitima nicht genug ihr Recht zu geben. Ich meine, in gewöhnlichen Versarten wird diese zur festen Regel (wenn sie auch wohl einmahl kann gebrochen werden), und es giebt gewisse Silben auf deren wenigstens einer das an die Versart gewöhnte Ohr einen Wortschluss verlangt. Der Vers aus Odyss. γ, οἱ δ' ὡς οὖν ξείνους | ἴδον, ἀθρόοι ἦλθον ἅπαντες, mag einem feinen Urtheil misfallen; da hingegen in Il. O durchaus nicht richtig sein kann ἦ οὐ μέμνῃ ὅτε τ' ἐκρέμω ὑψόθεν, sondern nur τε | κρέμω. Hier, scheint es mir, geben Sie auf den Geschmack zu viel, und auf die Regel zu wenig. Ferner bei den Elisionen gebe ich Ihnen Ihre Theorie nicht zu. Das gänzliche Verschweigen der Auslaute, wie Sie es annehmen, die Grammatiker aber nur beim Scandiren, halte ich bis auf kleine Ausnahmen nicht für möglich. Die heutigen Italiäner lesen zwar ihre Verse fast so verslos wie die Franzosen und Griechen; aber schon die alten Italiäner gewiss nicht, sondern bei ihnen war die Zahl der Silben noch hörbarer, und die verschlungenen Vocale verloren etwas von ihrer Dauer und Deutlichkeit ohne ganz zu verschwinden. Den Fall, wo der Auslaut kräftiger bleibt und der folgende Anlaut an Dauer verliert, glaube ich für Hexameter

S. 281 f.) „ist, was ich über *hic* etc. zu sagen habe, zu viel; ich denke einen vor Jahren mehr als halbfertig geschriebenen Aufsatz darüber bis Weihnachten zum Druck zu bringen." Doch erschienen in demselben Bande des Museums S. 472—477. 576—583 und VIII 157 f. = opusc. II 453—459. 556 ff. vor dem Lachmannschen Lucrez nur Bruchstücke „über *illim istim exim* und verwandtes", und „Uebergang des *e* und *i* in Compositis" „aus einer bei anderer Gelegenheit mitzutheilenden Untersuchung über die Bildungsgesetze des Pronomens *hic haec hoc*." Nach dem erhaltenen Concept war der Aufsatz „Ueber das Pronomen *hic haec hoc*" an Bergk gerichtet und zunächst für dessen Zeitschrift bestimmt. Einem ersten Theil, welcher die positive Darstellung der jetzt allgemein anerkannten sprachhistorischen Auffassung jener Bildung enthält, folgt eine Beleuchtung der Ansichten Früherer, auch der römischen Grammatiker.

Zu S. 188. Verzeichnet sind auf einem Blatt folgende Themata in dieser nach einigen Schwankungen definitiv angenommenen Reihenfolge: „Einleitung: Verhältniss von Laut und Schrift. Epigraphik. Orthographie. 1. Kritik der Theorien des Saturnischen Verses. 2. System des Vocalwandels. (? — — Consonantenwandels?) 3. Schwächung der Vocallängen. 4. Graphische Accentuation. 5. Aus- und Abwerfung der Consonanten. 6. voranzustellen? Auswerfung der Vocale. 7. Hiatus. Elision. 8. Theorie des Saturnischen Verses. Sammlung und Behandlung. XII Tafeln. 9. Verhältniss der Saturnischen, Plautinischen, Ennianischen Metrik und Sprache." Hinzugefügt ohne Zahlen: „Synizese. Nichtgemination der Consonanten in Plautinischer Zeit. Daher *ĭle*. Hier fixirt Ennius."

Aus dem Jahr 1851 stammt folgender Arbeitsplan:

Plautus fertig bis 1855: 1851. Most. Rud. 1852. Pers. Poen. Merc. 1853. Trucul. Amph. Asin. 1854. Aul. Capt. Curc. 1855. Cist. Epid. Cas. Italien von Ostern 1856 — Herbst 1856. Annal. epigraph. bis Ostern 1856. Corpus scenicorum bis Ende 1857. Terentii Text bis Ende 1859. Plauti Miles mit Comment. 1860. Plauti Trin. mit Comment. 1861. Terenz Commentar 1862. 63.

Uebrige Plautusstücke mit Commentar. Metrik. Lat. Grammatik. Parerga II. Opuscula.

Zu S. 188. Welcker an R. ohne Datum. „Bei dem ersten Blick in das neue Stück, das mich freudig überraschte, bin ich

noch ganz anders überrascht worden und wahrhaft gerührt durch das erste Blatt. Dafür muss ich Ihnen daher den ersten Dank sogleich und schriftlich sagen, mein theurer Freund, den herzlichsten, innigsten Dank sagen. Mit Ihnen vereint will ich recht gern dem akademischen Kreise, zu dem Sie in der Kraft der Jahre und der Fülle des Rufs und des Vertrauens stehen, was mir noch von verwendbarer Zeit übrig seyn mag, widmen. Das schöne Monument, das Sie unserm Verhältniss setzen, ist mir eine Bürgschaft, wenn es deren bedurft hätte, dass Sie auch auf dem Abhang des Bergs, den ein jedes Leben übersteigt, mir immer die Freundeshand reichen werden.

Das Decr. de Bacchan. verdient unter Glas und Rahmen zu stehen und wird die hiesige Lithographie und was damit zusammenhängt berühmt machen. Treulich der Ihrige F. G. Welcker."

Zu S. 192. Auf einem einzelnen Blatt findet sich folgende Auseinandersetzung. „Dass in den ältesten Inschriftendenkmälern eine Menge von Wörtern und Formen anders geschrieben erscheinen als in der recipirten Latinität, weiss jedermann. Man pflegt das als alterthümliche Schreibung anzumerken und als solche von Grammatik in Grammatik, von Lexicon zu Lexicon fortzupflanzen, ohne sich viel dabei zu denken, wenigstens ohne etwas anderes zu denken, als dass dies Zeichen von ehemaliger Roheit sei d. h. wohl von der Unfähigkeit der noch unausgebildeten und ungefügen Schrift, dem gesprochenen Laute nachzukommen und adäquat zu werden. Dass im Allgemeinen der Laut das prius, die Schrift das posterius, diese also, wo anders beide nicht vollkommen zusammenfallen, es ist, die im Rückstand bleibt und jenem immer nachhinkt, ist allerdings gewiss (d. h. dass nicht das umgekehrte Verhältniss stattfindet). Aber weder ist der Abstand ein so grosser und dauernder, als man gemeinhin zu glauben pflegt, noch — und diess noch viel weniger — ist in solchem Grade, als man annimmt, das Nichtadäquatsein der Schrift in deren Unvollkommenheit oder der Unfähigkeit ihres adäquaten Gebrauchs begründet — denn wo sie in alter Zeit des Alphabets unvollkommen war, wissen wir meist, und es begreift sich in wenigen Thatsachen —, sondern vielmehr ist die scheinbare Unvollkommenheit der Schrift eine wirkliche Unvollkommenheit oder Unentwickeltheit, alterthümliche Eigenthümlichkeit der Sprache und deren adäquater Ausdruck. Nicht aus der jungen Sprache und Schrift war auf das Anderssein der alten Schrift, sondern aus dem Anderssein der alten Schrift auch auf ein Anderssein der alten Sprache zu schliessen. Dies ist viel zu wenig geschehen; man führt d

alten Schreibungen als zufällige, weiter nicht motivirte Abweichungen fort, statt aus ihnen Thatsachen der alten Sprache zu lernen. Mit der 'Orthographie' der Handschriften, der alten, steht es allmählich etwas besser; man hat einzusehen angefangen, dass das nicht Curiositäten seien, die eben für nichts so in den Hdsch. stehen, sondern geschichtliche Wahrheiten. Hier war aber auch der Abstand von der recipirten (d. i. hier, von den Italiänern gemachten) Schreibungsgewohnheit nicht so gross, wie zwischen der Schreibung der ältesten Denkmäler und der Ciceronischen oder Quintil. Zeit. 'Orthographie' ist eigentlich gar kein Abschnitt einer historischen Grammatik, sofern darunter ein äusserlicher Anhang von nichtsbedeutenden Unwesentlichkeiten verstanden wird; es gibt keine blos graphischen Erscheinungen (ausser den Abkürzungssiglen etc.); nichts Graphisches ist von ungefähr, sondern nur der Ausdruck eines Lautlichen.

Also hochwichtiger, weitgreifender Satz, im Allgemeinen massgebend:

1) für das Gesprochene wurde auch schriftlicher Ausdruck erfunden; 2) was also graphisch existirt, hat auch Entsprechung in der gehörten Sprache gehabt; 3) wofür kein schriftlicher Ausdruck, das hat auch in der gesprochenen Sprache keine Existenz gehabt. — Diese 3 Rücksichten, correlativ, ergänzen sich bei der Argumentation stets in einandergreifend, so dass die scheinbar vereinzelten Erscheinungen wechselseitig auf einander Licht werfen und in einand erschliessen.

ad 1) wenn nicht zur Allgemeingültigkeit gelangt, doch in Spuren, Anfängen, Versuchen; nicht leicht werden wir für irgend etwas ganz im Stiche gelassen. ad 2) *quide Cesauna Taurasia Lucio.* ad 3) Also nicht *quidem bonus bene.*

Ganz miskannt ist das alles nie, wohl aber nicht genug und für alle Fälle erkannt und zu allen Consequenzen ausgebeutet."

Zu S. 192. R. an Pernice Karlsbad, 19. Sept. 1854. „— — — Mit der lateinischen Orthographie, — das ist ein weitläufiges Capitel, wie Du daraus ermessen mögest, dass ich ein dickes Buch darüber zu schreiben vorhabe. Nur aber nicht über das, was man sich so gewöhnlich darunter denkt. *Distinguendum est*: der rein praktische Gesichtspunkt, wie man heutzutage wohl am füglichsten schreiben soll, — welcher mir sehr untergeordnet ist, worin ich es ganz mit einem System der Accommodation halte, hübsch in der Mitte durchsegelnd, Auffallendes nach beiden Seiten meidend, weder auf absolute Con-

sequenz noch absolute geschichtliche Wahrheit Anspruch machend —, und der historische, wie die Alten in verschiedenen Zeiten nicht nur geschrieben, sondern, weil ja Schrift nur Zeichen (Ausdruck) des Lautes, gesprochen haben, also welche Veränderungen die lateinische Sprache überhaupt in ihrer Entwickelung durchgemacht hat, kurz: Geschichte der Sprache. Wie aber jeder Autor schrieb, kann man aus dessen Handschriften nicht lernen, weil die Schreibweise jeder Handschrift ein gemischtes Produkt von 2 Factoren ist: alter Ueberlieferung und gleichzeitiger Gewohnheit. Das einzige Kriterium, um diese zwei Massen zu scheiden, giebt die chronologische Ausbeutung der Handschriften. — *In specie*: Unzweifelhaft kömmt vom Stamme *lic* (= *lig*), wovon, wie *relictus* zeigt, *linc* nur Erweiterung ist, blos die regelrechte Bildung *licuus* (genauer *licuos*), also *relicuos delicuos*. (Erst in Quintilians Zeiten war *o* nach *u* oder *v* dem *u* gewichen.) *Q* ist seiner Natur und Geschichte nach nichts als Ausdruck eines *K*-lautes, so gut wie *c*. Im siebenten Jahrhundert d. St. kam die Theorie und der Gebrauch auf, das Zeichen *q* denjenigen Fällen vorzubehalten, wo der *K*-laut weder einem Consonanten noch einem reinen Vokal voranging, sondern dem Mischvokal, der durch den Vorschlag eines *u* gebildet wird, wie *buono*, das auch nur 2silbige, im Italienischen; denn *quam, quom quem quid* ist weder *kw*, noch *ku-a*, *ku-o* etc., sondern $k^{u}a$ $k^{u}o$. Aber auch von diesem Vorschlage abgesehen muss der Vokal *u* nach einem *K*-laut etwas Besonderes in seiner Natur gehabt haben, was mich hier zu weit führt; Thatsache ist, dass in einem ziemlich langen Zeitraume vor Augustus *q* der Ausdruck des *K*-lautes vor *u* war, daher QVRA PEQVNIA PEQVLATVS in euren Gesetzen. Also schrieb man *reliquos*, aber so gut viersilbig gesprochen und überhaupt ganz eben so gesprochen wie *relicuos*. Späterhin, als *q* auf das Vorschlags-*u* beschränkt worden war, wurde die Schreibart *reliquos* misverstanden, *u* hier als eben solches Vorschlags-*u* genommen und desshalb die Form dreisilbig gebraucht. (Ich rede so der Kürze wegen, obgleich es noch nicht ganz genau ist.) Ein *quu* neben *qua qui* gab es ursprünglich gar nicht, um nicht ein *u* dem *u* vorschlagen zu lassen. Als daher das alte *o* der Endung allmählich in *u* überging (*bonos consol* in *bonus consul*), blieb doch entweder *quom*, oder aber, indem man den Vorschlag fallen liess, sprach man *kum* und schrieb dieses früher (im 7. Jahrhundert) *qum*, später *cum*. Die Schreibung *quum* hat die schlechteste Gewähr, und ich vermeide sie auch heutzutage, da ich ja freie Wahl habe das richtige *cum* dafür zu setzen. — In Quintilians Zeiten hatte man sich an ein *reliquus* (3silbig) statt entweder *reliquos* oder *relicuus* so gut gewöhnt wie an ein *seruus* statt des noch in alten Ge-

setzen der Republik allein gültigen *seruos.* — Zur Verdoppelung des *l* ist nun, für uns heute, gar kein Grund. Die alte Form des *re* ist durchaus *red* gewesen, wie in *red-ire, red-dere.* Also zunächst *redlicuos.* Drei Wege hatte die Sprache zu beliebiger Wahl, wo sie Consonanten ausfallen liess: entweder sie stiess ihn ohne allen Ersatz aus, wie in *rĕlinquo,* also *rĕlicuos,* wie bei Plautus; oder sie assimilirte ihn, also *rellicuos* wie bei daktylischen Dichtern, oder sie ersetzte ihn durch Vocalverlängerung, also *rēlicuos,* wie bei denselben daktylischen Dichtern nach Raison sowohl als Zeugnissen gerade so gut geschrieben wird wie *rellicuos.*

Nun muss ich aber doch machen, dass ich bald zu Ende komme. Also nur noch diess: so wenig ich die (übrigens Lachmannsche) Norm des 4ten Jahrhunderts anerkenne, die nur ein leidiger Nothbehelf der inschriftenunkundigen Handschriftenverehrer ist, so wenig kann ich Dein Argument zugeben, dass doch die Sprache so viele Jahrhunderte länger lebendig geblieben. Damit kannst Du auch jede syntaktische Barbarei rechtfertigen, die durch die Zeiten des Mittelalters durchgeht bis zum 15. Jahrhundert. Die Hauptsache ist, dass unsere vulgäre Orthographie des Latein gar keine andre Gewähr hat als das subjective Belieben der Italiener des 15. Jahrhunderts."

R. an Pernice 22. September 1854. „— — — Dass Dich die lange Exposition über *relicuos* nicht eben erbaut haben wird, kann ich mir denken. So geht's aber in der Regel, wenn man in die Urgründe steigt. Das Einmaleins und die 4 Species sind für jedermann amüsant: aber schon bei den Finessen und endlosen Limitationen der Kettenbrüche etc. hört für mich das Pläsir auf. Doch der Vollständigkeit wegen noch Eins, was ich, glaube ich, vergessen habe. Als man *reliquos* dreisylbig nahm, wäre die strenge Folge gewesen, aut mit dem *qu* auch das *o* zu bewahren, so wie man allerdings lange, nachdem das *o* in den übrigen gewöhnlichen Fällen verschwunden war und dem *u* Platz gemacht hatte (*bonos bonom* dem *bonus bonum*), doch noch *aequos, quom,* item *seruos* etc. schrieb, — aut, wenn man *u* in der Endung haben wollte, *c* statt *qu* eintreten zu lassen, wie *cum, aecus, ccum* [sehr häufige Schreibung]. Also aus dem dreisylbig genommenen *reliquos* das dreisylbige *relicus relicum.* Und in der That haben auch dieses In- und Handschriften noch oft genug erhalten. — So wenig ist unbedingt wahr, dass die Wahrheit nur eine einfache sei."

Zu S. 200. Auf einem Blatt aus dieser Zeit sind von R.s Hand folgende Zukunftstitel verzeichnet: 1) „Corpus poetarum

scenicorum latinorum | complectens | Plauti Terentique Comoedias | Senecae Tragoedias | Fabulae palliatae togatae Atellanae | crepidatae praetextatae mimique | reliquias. | Ex recensione | Friderici Ritschelii | et amicorum." 2) „Priscae latinitatis | Annales epigraphici | Ad monumentorum fidem." 3) „Studien zur lateinischen Grammatik." 4) „Plautinische Lustspiele. Urtext, Uebersetzung."

Zu S. 201. Der Brief an Brunn vom 4. September 1851 zeigt, dass R. selbst damals wohl die wissenschaftlichen Ziele seines epigraphischen Unternehmens klar ins Auge gefasst hatte, aber die Mittel der Ausführung noch keineswegs übersah. Das Material, meinte er, sei „ziemlich leicht zu bewältigen und von gar mässigem Umfange." Was er zunächst begehrte, war 1) für den privaten Gebrauch alleraccurateste neue Revision und Collation aller archaischen, noch zugänglichen Inschriften, zunächst der Scipioneninschriften. „Was habe ich mich an denen abgequält, um endlich einmal die Theorie des Saturnischen Verses aufs Reine zu bringen! Ich glaube sie jetzt zu haben, und soll das auch das erste sein in Bonn, worüber ich öffentlich schreiben will. Nicht auf das Metrische selbst kömmt mirs diesmal an, so interessant das auch an sich ist und so sehr auch darin meines Erachtens die bisherigen Meinungen das Wahre verfehlen; sondern darauf, dass aus meiner Auffassung des Metrischen bestimmte neue Resultate für die Sprache hervorgehn." 2) für die Publication der Inschriftensammlung Facsimiles, „wenn auch nicht so wunderschöne farbige wie des SC. de Bacchanalibus in Endlichers Manuscripten-Katalog der Wiener Bibliothek." „Wäre nun wohl Hoffnung, dass ich von den, in einer besonders von mir aufzustellenden Liste speciell bezeichneten Inschriftentafeln im Laufe von ein paar Jahren nach und nach solche Facsimile erhielte durch Ihre gütige und weise Vermittelung? Und würde die Kosten derselben allenfalls von mir zu bestreiten sein? Ich will mirs gern ein gut Stück Geld kosten lassen, aber eine ungefähre vorläufige Uebersicht müsste ich doch haben. Oder meinen Sie, dass es genügte (was ich eben nicht verstehe) wenn ich Papierabdrücke erhielte, und dass ich nach diesen in Deutschland befriedigende Zeichnungen könnte machen lassen, die dann lithographirt würden? In allen diesen Dingen bin ich so erfahrungslos, so ohne technische Kenntnisse, dass mir ein bestimmte sachkundige Entscheidung und von Ihnen unschätzbar wäre."

Zu S. 206. „Plan zur Herstellung eines Werkes: 'Prisc Latinitatis monumenta epigraphica.' Unter den wissenschaf

lichen Bedürfnissen der Gegenwart treten im Kreise der auf das klassische Alterthum bezüglichen Studien immer fühlbarer drei hervor, welche vermöge einer eigenthümlichen innern Verknüpfung dergestalt ineinandergreifen, dass sie eine gemeinschaftliche Befriedigung mittels Einer umfassenden Bearbeitung nicht allein zulassen, sondern, wenn Einseitigkeit verhütet werden soll, selbst fordern.

1. Erstens wird seit langen Jahren von den römischen Juristen schmerzlich vermisst eine planmässig angelegte und mit philologischer Akribie durchgeführte Sammlung der altrömischen Gesetzesurkunden, so weit sie in Originalen auf Stein oder Erz erhalten sind. Die grossartige Absicht Haubold's, eine solche Sammlung herzustellen, hat, durch seinen frühen Tod vereitelt, in den aus seinen Papieren von Spangenberg gearbeiteten *Monumenta legalia* eine Ausführung erhalten, über deren ungenügenden Ausfall unter den Sachkennern nur Eine Stimme ist, auf die aber demungeachtet die römischen Juristen bis auf den heutigen Tag fast allein angewiesen sind.

2. Zweitens wird auf rein philologischem Gebiete allgemein zugestanden, dass gegen die seit vielen Jahrzehnten mit fast ausschliesslicher Vorliebe gepflegte griechische Grammatik die Grammatik der lateinischen Sprache in unverhältnissmässigem Rückstande geblieben ist, dass wir eine wirklich wissenschaftliche, auf das urkundliche Material gegründete, nach historischen Principien gearbeitete lateinische Grammatik gar nicht besitzen, und von einer organischen Geschichte der Sprache, die zugleich den wesentlichsten Beitrag zu der altrömischen Culturgeschichte liefern würde, kaum mehr als dämmernde Ahnungen haben. Der Hauptgrund dieser Vernachlässigung ist in nichts anderm zu suchen, als dass die Quellen der alten Sprache, aus denen das Material zu schöpfen war, theils nicht gekannt, theils noch gar nicht erschlossen, überhaupt den meisten unzugänglich waren. Sie bestehen zur einen Hälfte in der ächten handschriftlichen Ueberlieferung der ältesten Autoren wie Plautus, Lucretius, Varro, zur andern Hälfte in den, nach ihrer Fülle und Bedeutung von den Wenigsten gekannten, in weit höhere Zeiträume hinaufreichenden inschriftlichen Denkmälern. Nach der ersten Seite hin liegen seit nicht langer Zeit zum erstenmal Arbeiten vor, welche vorläufig genügende Anhaltspunkte für fruchtbare Forschung darbieten. Nach der andern Seite dagegen ist in einigem Zusammenhange noch so gut wie gar nichts geleistet, weil es an jeder brauchbaren Grundlage für solche Studien gebricht. Eine Grundlage dieser Art würde geschaffen werden durch eine mit methodischer Kritik gemachte, nach chronologischem Princip geordnete Zusammenstellung und demnächst Bearbeitung der altlateinischen Inschriften bis auf die Zeit des Augustus, mit

der die lebendige Fortentwickelung der Sprache abschliesst. Zu ihrem eigentlichen und wesentlichsten Kern würde aber diese Sammlung nichts anderes haben, als eben die sub 1) berührten Monumenta legalia, als die ohne Vergleich umfangreichsten von allen. Während diese letztern aus den um sie herum gruppirten kleinen Inschriften fortwährend Licht und allseitiges Verständniss und Sicherheit der chronologischen Bestimmung empfingen, würde die Gesammtreihe nicht allein eine überaus grosse Zahl einzelner sprachlicher Thatsachen, und darunter völlig neue, ans Licht bringen, sondern, worauf das Hauptgewicht zu legen, zugleich vermöge ihrer Anordnung ein so vollständiges wie anschauliches Bild vom Wachsen und Werden der Sprache gewähren, oder mit andern Worten eine Geschichte der lateinischen Sprache in monumentalen Thatsachen sein.

3. Drittens gehört es zu den begründetsten Klagen, dass, während durch grossartige Leistungen die griechische Epigraphik einem wissenschaftlichen Abschluss immer näher geführt wird, die lateinische Epigraphik im Ganzen und Grossen aus dem Stadium des Dilettantismus noch wenig herausgekommen ist, dass ihre Behandlung, wenn von den Arbeiten des Grafen Borghesi in S. Marino und der zwei deutsch-italischen Epigraphiker Theodor Mommsen und Wilhelm Henzen abgesehen wird, weder fruchtbarer Gesichtspunkte noch strenger philologischer Methode theilhaft geworden, und dass überhaupt in Deutschland ihre Kenntniss und Verbreitung eine sehr geringe ist, sicherlich nicht zum Vortheil der philologischen Gesammtstudien. Wenn nach dieser Seite hin das sub 1) und 2) bezeichnete Unternehmen zur wohlthätigsten Anregung geeignet wäre, würde es gleichzeitig durch die planmässige Erschöpfung einer ganzen grossen Hauptklasse des gesammten Inschriftenschatzes, nämlich aller archaischen, ein integrirende Vorarbeit sein für die, wie es scheint, der Zukunft vorbehaltene Aufgabe, durch die Herstellung eines vollständigen *Corpus Inscriptionum latinarum* sich ein ähnliches unsterbliches Verdienst zu erwerben, wie es die Königlich Preussische Akademie der Wissenschaften durch das Corpus Inscriptionum graecarum gethan hat.

Ein im Sinne der vorstehenden Andeutungen ausgeführtes Werk: 'Priscae Latinitatis monumenta epigraphica,' würde aus vier Hauptstücken bestehen. Das erste wäre die vollständige Reihenfolge der in gewöhnlicher Druckschrift zu gebenden Inschriften selbst, durchgängig nach den Originalen revidirt und festgestellt, zugleich mit dem erforderlichen kritischen Apparat, für welche Partie die unentbehrliche Unterstützung der oben namhaft gemachten Epigraphiker auf das Bereitwilligste zugesichert ist. Das zweite ist ein, aber durchaus nur auf d

Wesentlichste sich beschränkender, historisch-sachlicher Commentar, wie ihn vor Allem die Leges, Senatusconsulta u. s. w., wenigstens zur Einführung und Orientirung, erheischen: wofür die dem Philologen ganz unentbehrliche Mitwirkung eines tüchtigen römischen Juristen als bedingende Voraussetzung gilt. Drittens würde von sämmtlichen, durch diesen Inschriftenschatz zerstreuten Spracherscheinungen nicht nur eine systematische Uebersicht zu geben, sondern auch ihre Verarbeitung zu einer wirklichen Geschichte der Sprache zu versuchen sein.

Bis zu diesem Punkte würde das Werk einerseits durch den Fleiss und Verstand des Herausgebers, andrerseits durch die Mittel eines unternehmenden Verlegers durchzuführen, und in seiner ganzen Anlage zwar nichts ganz Gewöhnliches sein, aber doch aus dem Kreise sonstiger bedeutenderer Privatpublicationen nicht heraustreten. Dagegen weit hinausgehoben über diesen Standpunkt, und zu einem Werke für Generationen, dergleichen Ein Jahrhundert nur einmal hervorgehen zu sehen pflegt, würde es durch den vierten Bestandtheil gemacht werden, dessen Verwirklichung Privatkräfte schlechthin übersteigt und lediglich durch eine grossmüthige Unterstützung aus Staatsmitteln möglich wird. Es ist diess die treue Nachbildung der Originale mittels lithographirter Facsimile's, in der Art und Ausführung wie es die beigefügten Proben der Lex Rubria, der Lex pagi Herculanei, der Votivtafel des Consul Mummius und dreier uralter Inschriften auf einem vierten Blatt veranschaulichen: von denen die zuletzt gestellte (= M. *Furius* C. F. tribun*us* militar*is* de prae*da* Mar*ti* ded*it*) zugleich in einem einleuchtenden Beispiel zeigen kann, welche Veränderungen die Sprache durchzumachen gehabt hat, ehe sie mit dem Eintritt des Augusteischen Zeitalters zu der harmonischen Durchbildung reiner Klassicität gelangte. Weit entfernt, dass die Zugabe dieser facsimilirten Nachbildungen etwa nur ein schöner Luxus wäre, sprechen vielmehr die unzweifelhaftesten Erfahrungen mehrerer Jahrhunderte dafür, dass ohne dieses allein zuverlässige Hülfsmittel niemals Sicherheit des Verfahrens und reine Resultate auf diesem Gebiete zu erreichen sind, nicht nur in den Einzelheiten, sondern ebenso sehr in den auf diese gebauten allgemeinen Schlüssen und oft weitgreifenden historischen Folgerungen. So würde z. B. die römisch-juristische Litteratur ganz andere Darstellungen der Lex Servilia oder der Lex Thoria besitzen, wenn bei den auf sie gerichteten Restitutionsversuchen treue, die Autopsie ersetzende Nachbildungen hätten benutzt werden können, die über die Lücken, Brüche, Risse und Zusammenfügungen der Originale nirgends einen Zweifel liessen. Namentlich aber kann für sämmtliche Inschriften der ältesten

scenicorum latinorum | complectens | Plauti Terentique Comoedias | Senecae Tragoedias | Fabulae palliatae togatae Atellanae | crepidatae praetextatae mimique | reliquias. | Ex recensione | Friderici Ritschelii | et amicorum." 2) „Priscae latinitatis | Annales epigraphici | Ad monumentorum fidem." 3) „Studien zur lateinischen Grammatik." 4) „Plautinische Lustspiele. Urtext, Uebersetzung."

Zu S. 201. Der Brief an Brunn vom 4. September 1851 zeigt, dass R. selbst damals wohl die wissenschaftlichen Ziele seines epigraphischen Unternehmens klar ins Auge gefasst hatte, aber die Mittel der Ausführung noch keineswegs übersah. Das Material, meinte er, sei „ziemlich leicht zu bewältigen und von gar mässigem Umfange." Was er zunächst begehrte, war 1) für den privaten Gebrauch alleraccurateste neue Revision und Collation aller archaischen, noch zugänglichen Inschriften, zunächst der Scipioneninschriften. „Was habe ich mich an denen abgequält, um endlich einmal die Theorie des Saturnischen Verses aufs Reine zu bringen! Ich glaube sie jetzt zu haben, und soll das auch das erste sein in Bonn, worüber ich öffentlich schreiben will. Nicht auf das Metrische selbst kömmt mirs diesmal an, so interessant das auch an sich ist und so sehr auch darin meines Erachtens die bisherigen Meinungen das Wahre verfehlen; sondern darauf, dass aus meiner Auffassung des Metrischen bestimmte neue Resultate für die Sprache hervorgehn." 2) für die Publication der Inschriftensammlung Facsimiles, „wenn auch nicht so wunderschöne farbige wie des SC. de Bacchanalibus in Endlichers Manuscripten-Katalog der Wiener Bibliothek." „Wäre nun wohl Hoffnung, dass ich von den, in einer besonders von mir aufzustellenden Liste speciell bezeichneten Inschriftentafeln im Laufe von ein paar Jahren nach und nach solche Facsimiles erhielte durch Ihre gütige und weise Vermittelung? Und würden die Kosten derselben allenfalls von mir zu bestreiten sein? Ich will mirs gern ein gut Stück Geld kosten lassen, aber eine ungefähre vorläufige Uebersicht müsste ich doch haben. Oder meinen Sie, dass es genügte (was ich eben nicht verstehe), wenn ich Papierabdrücke erhielte, und dass ich nach diesen in Deutschland befriedigende Zeichnungen könnte machen lassen, die dann lithographirt würden? In allen diesen Dingen bin ich so erfahrungslos, so ohne technische Kenntnisse, dass mir eine bestimmte sachkundige Entscheidung und von Ihnen unschätzbar wäre."

Zu S. 206. „Plan zur Herstellung eines Werkes: 'Priscae Latinitatis monumenta epigraphica.' Unter den wissenschaft-

wohlangebrachten Geldverwendung es bedarf, um anscheinend hermetisch verschlossene Schätze zugänglich zu machen, vor allem in Neapel, das gerade die allerwichtigsten Gesetzestafeln, wie die Lex Servilia und Thoria, die Tabulae Heracleenses, die Tabula Bantina, das Plebiscitum de Thermensibus, die Lex de scribis et viatoribus etc. in seinem Schoosse birgt, der sich weder der Macht noch der Wissenschaft öffnet. Da ferner diese und ähnliche Urkunden aus Metallplatten bestehen, für welche nicht, wie für die meisten Steininschriften, blosse Papierabdrücke genügen, so werden für diese Klasse von Monumenten genaue, unter scharfer Controle eines Sachverständigen gemachte Durchzeichnungen unerlässlich, und zwar von guten Zeichnern gemachte, die keine mässigen Preise zu stellen pflegen. Endlich werden zwar die gedachten Freunde sorgsam Bedacht nehmen, die ausserhalb Roms und des Kirchenstaats befindlichen Denkmäler durch Vermittelung zuverlässiger dritter Personen, oder bei Gelegenheit ihrer eigenen, im Interesse des archäologischen Instituts unternommenen Geschäftsreisen zu beschaffen; aber Einiges wird doch auch eigens an Ort und Stelle geholt werden müssen, und insbesondere wird wiederum Neapel einen mehrwöchentlichen, ausdrücklich diesem Zweck und der vorher erwähnten Beaufsichtigung des Zeichners gewidmeten Aufenthalt erheischen, welchen doch der dafür bereits gewonnene Dr. Brunn, bei seinen äusserst beschränkten Verhältnissen, nicht ohne eine mässige Vergütung würde bestreiten können. Daneben ist es hocherfreulich, von dankenswerthester anderweitig in Aussicht gestellter Liberalität berichten zu können: wie z. B. Graf Orti in Verona sehr schätzbare Zeichnungen, Frau Sibylla Mertens-Schaaffhausen in Bonn sogar Gypsabgüsse, sowohl der in Wien als auch der in Genua befindlichen altrömischen Inschriften zugesagt, Professor Theodor Mommsen seinen reichen, in Italien gesammelten epigraphischen Apparat zur Verfügung gestellt hat, auch in Paris und London bereits zweckdienlichste Verbindungen angeknüpft und vielverheissende Unterhandlungen im Gange sind.

Wie hoch sich die für beide erörterte Zwecke zu verwendenden Kosten belaufen dürften, ist zwar der Natur der Sache nach sehr schwierig im Voraus zu bestimmen, lässt sich indess annähernd vielleicht in nachstehender Weise veranschlagen. Nach vorläufiger Berechnung würden etwa 100 Tafeln von der Grösse der in Querfolio gedruckten Lex pagi Herculanei genügen, das Werk in würdiger Gestalt auszustatten. Eine solche Tafel liefert der von mir eingeübte Lithograph, je nach dem Grade der grössern oder geringern Schwierigkeit, zu dem überaus mässigen Preise von 2—3 Friedrichsd'or, während die lithographische Anstalt von Henry & Cohen in Bonn mindestens 25—30 Rthlr. da-

der die lebendige Fortentwickelung der Sprache abschliesst. Zu ihrem eigentlichen und wesentlichsten Kern würde aber diese Sammlung nichts anderes haben, als eben die sub 1) berührten Monumenta legalia, als die ohne Vergleich umfangreichsten von allen. Während diese letztern aus den um sie herum gruppirten kleinen Inschriften fortwährend Licht und allseitiges Verständniss und Sicherheit der chronologischen Bestimmung empfingen, würde die Gesammtreihe nicht allein eine überaus grosse Zahl einzelner sprachlicher Thatsachen, und darunter völlig neue, ans Licht bringen, sondern, worauf das Hauptgewicht zu legen, zugleich vermöge ihrer Anordnung ein so vollständiges wie anschauliches Bild vom Wachsen und Werden der Sprache gewähren, oder mit andern Worten eine Geschichte der lateinischen Sprache in monumentalen Thatsachen sein.

3. Drittens gehört es zu den begründetsten Klagen, dass, während durch grossartige Leistungen die griechische Epigraphik einem wissenschaftlichen Abschluss immer näher geführt wird, die lateinische Epigraphik im Ganzen und Grossen aus dem Stadium des Dilettantismus noch wenig herausgekommen ist, dass ihre Behandlung, wenn von den Arbeiten des Grafen Borghesi in S. Marino und der zwei deutsch-italischen Epigraphiker Theodor Mommsen und Wilhelm Henzen abgesehen wird, weder fruchtbarer Gesichtspunkte noch strenger philologischer Methode theilhaft geworden, und dass überhaupt in Deutschland ihre Kenntniss und Verbreitung eine sehr geringe ist, sicherlich nicht zum Vortheil der philologischen Gesammtstudien. Wenn nach dieser Seite hin das sub 1) und 2) bezeichnete Unternehmen zur wohlthätigsten Anregung geeignet wäre, würde es gleichzeitig durch die planmässige Erschöpfung einer ganzen grossen Hauptklasse des gesammten Inschriftenschatzes, nämlich aller archaischen, eine integrirende Vorarbeit sein für die, wie es scheint, der Zukunft vorbehaltene Aufgabe, durch die Herstellung eines vollständigen *Corpus Inscriptionum latinarum* sich ein ähnliches unsterbliches Verdienst zu erwerben, wie es die Königlich Preussische Akademie der Wissenschaften durch das Corpus Inscriptionum graecarum gethan hat.

Ein im Sinne der vorstehenden Andeutungen ausgeführtes Werk: 'Priscae Latinitatis monumenta epigraphica,' würde aus vier Hauptstücken bestehen. Das erste wäre die vollständige Reihenfolge der in gewöhnlicher Druckschrift zu gebenden Inschriften selbst, durchgängig nach den Originalen revidirt und festgestellt, zugleich mit dem erforderlichen kritischen Apparat: für welche Partie die unentbehrliche Unterstützung der oben namhaft gemachten Epigraphiker auf das Bereitwilligste zugesichert ist. Das zweite ist ein, aber durchaus nur auf das

Facsimilirung hinzudeuten, durch den sie sich den Dank später und späterer Zukunft sichert. Zahllose Inschriften-Monumente des wichtigsten Inhalts sind im Laufe der letzten Jahrhunderte spurlos untergegangen, deren Verlust die Wissenschaft jetzt schmerzlich beklagt, ohne in mehr als unzuverlässig überlieferten Abschriften einen dürftigen Ersatz zu finden. Die äussere Ungunst kommender Zeiten und die *vis inertiae* in allen menschlichen Dingen werden auch von den Denkmälern, deren Sammlung das in Rede stehende Werk beabsichtigt, gar manches untergehen lassen, dessen materiellen Verlust die Wissenschaft dann nicht mehr zu beklagen haben wird, wenn durch die ruhmwürdige Fürsorge des Preussischen Staates in unverlierbaren Nachbildungen der Originale diese selbst in dem, was das Wesentliche ist, für immer gerettet sind.

Bonn, 31. März 1852 gez.: F. Ritschl."

Zu S. 212. R. an Johannes Schulze, Karlsbad im goldenen Herz 3. Sept. 1853. „— — — Ew. Hochwohlgeboren unschätzbarer Fürsorge verdankte ich es, dass ich nach meinem eigenen grossen Wunsche von jeder Abhängigkeit von der königl. Akademie losgesprochen wurde. In Kurzem werden nun dem hohen Ministerium die Anträge dieser Akademie über ein unter ihren Auspicien definitiv zu bearbeitendes *Corpus Inscriptionum latinarum* vorliegen, wonach die von mir und Mommsen vorbereiteten *Priscae latinitatis monumenta epigraphica* als integrirender Theil jenes Corpus bezeichnet sein werden. Dass Ew. Hochwohlgeboren hierin keine Inconsequenz von meiner Seite sehen, vielmehr mich durch Ihre geneigte Zustimmung erfreuen möchten, das ist es, was ich durch gegenwärtige Zeilen zu erreichen wünschte. Nicht von mir ist die neue Anknüpfung ausgegangen, sondern von der Akademie, genauer von der die jüngere Generation derselben repräsentirenden Special-Commission. Ich hatte nur einfach auf meine von Anfang an gestellten Bedingungen zurückzuverweisen, deren Erfüllung mir schon damals keinen Grund zur Ablehnung eines Anschlusses gelassen haben würde, folglich auch jetzt um so weniger lassen konnte, je mehr eine Betheiligung der Akademie an der Kostenbestreitung der lithographischen Tafeln unverkennbar im Wunsche des hohen Ministeriums selbst lag, während gleichzeitig die Akademie durchaus keine Neigung zeigte, für ein von ihr unabhängiges Unternehmen Opfer zu bringen. Die Bedingungen waren nur: das verbürgte Zustandekommen eines akademischen *Corpus I. L.* nach richtigem Plane und durch die richtigen Hände. Wozu damals kaum irgend eine Aussicht war, das wurde jetzt ernst-

licher und allmählig immer energischer ins Auge gefasst; den ganzen Sommer hat eine lange Kette mühseliger und intricatester Verhandlungen ausgefüllt, bei denen mir durch das freie Vertrauen der verschiedenen Parteien vergönnt war eine nicht ganz unfruchtbare Vermittlerrolle zu übernehmen; zahlreiche Schwierigkeiten waren zu beseitigen, Idiosynkrasien aller Art zu überwinden, nicht geringe Kämpfe durchzufechten; endlich scheint nach wiederholten Commissions-, Sections- und Plenar-Debatten und Beschlussnahmen der Akademie das angestrebte Ziel erreicht und ein verständiger, durchgearbeiteter Plan zur definitiven Vorlage reif zu sein, wofern nicht noch in der elften Stunde ein Unvorhergesehenes dazwischen tritt. Mommsen und Henzen die ausschliesslichen Redacteure, jeder mit einem anständigen Jahrgehalte; geographische Anordnung des Ganzen; Abfindung des Leipziger Verlegers der *Inscriptiones Regni Neapolitani;* die *Priscae latinitatis monumenta* als Prodromus des Ganzen, von dem Princip aus, darin die beiden Gesichtspunkte 'Geschichte der Sprache und Schrift' für die gesammte lateinische Epigraphik nach Kräften zu erschöpfen; natürlich völlige Freiheit und Selbständigkeit in der Behandlung des Einzelnen; Zuschuss von 600 Rthlr. zu den lithographischen Tafeln; Erlaubniss, den Inhalt des Prodromus in einer besondern Quartausgabe, ohne die Tafeln, zu wohlfeilerer Verbreitung zu bringen — das sind etwa die wesentlichen Punkte der bisherigen Einigung. Ew. Hochwohlgeboren werden mir, darf ich hoffen zustimmen, dass ein solcher Sieg, der das Zustandekommen einer der glorreichsten Leistungen für und durch deutsche Wissenschaft in sichere, wenn auch nicht ganz nahe Aussicht stellt, das kleine Opfer werth war, die unbedingte Selbständigkeit meiner kleinern Sammlung daranzugeben, auf deren Einverleibung die Akademie nun einmal die kaum verdiente Güte hatte einigen Werth zu legen. Kommen die Akademieanträge demnächst zum formellen Abschluss und werden sie höheren Orts genehmigt, so bleibt mir nichts mehr zu wünschen, als dass durch hohe Ministerialgunst im Laufe des nächsten Jahres noch die 300 Rthlr. bewilligt werden möchten, welche alsdann noch restiren würden; denn trotz des erweiterten Planes, wonach die lithographische Facsimilirung sich wenigstens in einer chronologisch geordneten Serie von Schrift-Proben auch über die Kaiserzeiten erstrecken soll, darf ich noch immer an der ursprünglichen Berechnung festhalten, mit der Gesammtsumme von 2000 Rthlr. auszureichen: ungeachtet solcher Unfälle, wie zum Beispiel gegenwärtig der ist, dass der für meine Zwecke die entlegenen italischen Provinzen bereisende treffliche Dr. Bruns in die Hände von Räubern gefallen ist, die ihm all sein Reise

geld abgenommen, und kaum gelassen haben was er auf dem Leibe trug. — — —“

Zu S. 245. „Entwurf zur Publication eines Tafelwerkes für die römische Epigraphik der Kaiserzeit.

1. Die *Priscae Latinitatis Monumenta epigraphica* haben die Aufgabe zu erfüllen gesucht, alles altlateinische Inschriften-Material, von der ältesten Epoche bis in die Uebergangszeiten aus der Republik in die Monarchie, in treuen Facsimile's zu vereinigen. Als eine wünschenswerthe Ergänzung dieser Arbeit erscheint eine analoge Sammlung von epigraphischen Monumenten der gesammten Kaiserzeit. Durch die Verbindung beider Sammlungen würde insbesondre eine authentische Geschichte der lateinischen Paläographie, durch alle Jahrhunderte des römischen Lebens hindurch, in urkundlichen Belegen und anschaulichen Bildern gegeben sein.

2. Wenn für die Zeiten der Republik Vollständigkeit erstrebt werden musste und konnte, so wäre diess für die Jahrhunderte der Kaiserzeit, deren auf uns gekommene Inschriften sich zu denen der Republik an Zahl vielleicht wie 50 zu 1 verhalten, ein Ding der Unmöglichkeit. Es kann sich hier nur um eine zweckmässige Auswahl, und zwar in chronologischer Folge, handeln; womit sogleich das Gesetz gegeben ist, dass nur datirte oder sicher datirbare Stücke aufgenommen werden.

3. Hiernach würde sich als bezeichnender Titel des Werkes empfehlen:

IMPERII ROMANI
AB OCTAVIANO AD { DIOCLETIANVM (oder je nach IVSTINIANVM Umständen)
MONVMENTA EPIGRAPHICA
SELECTA
AD ARCHETYPORVM FIDEM EXEMPLIS LITHOGRAPHIS REPRAESENTATA.

4. Der vorgezeichnete Zweck lässt sich erreichen durch 50 Tafeln von der Art und nach dem Muster der *Priscae Latinitatis Monumenta*, so dass, wenn auf die Tafel durchschnittlich etwa 6 Facsimile's gerechnet werden, eine Gesammtzahl von pp. 300 Inschriften vereinigt sein würde. Das in Papierabklatschen resp. Stanniolabdrücken u. dgl. bestehende Material, welches den Lithographien zu Grunde zu legen ist, liegt zum grössten Theile gesammelt und geordnet vor; das noch fehlende ist durch die mit Italien, namentlich Rom, unterhaltenen Verbindungen sicher zu beschaffen.

5. Wenn gleiches Format mit den *P. L. M.* wegen des so

für in Rechnung stellen würde. Während demnach die Herstellung der 100 Tafeln nach einer Durchschnittsrechnung auf circa 1500 Rthlr. zu stehen käme, möchte für die in Italien selbst zu machenden Verausgabungen die Summe von 500 Rthlrn. wohl nicht zu hoch gegriffen sein, die Gesammtkosten demnach sich auf ungefähr 2000 Rthlr. stellen. Mit ziemlicher Sicherheit lässt sich ferner übersehen, dass die Hand in Hand nebeneinander gehende wissenschaftliche und artistische Förderung des Werkes einen Zeitraum von drei Jahren in Anspruch nehmen, der Druck der Tafeln sonach im Jahre 1855, der des ganzen Werkes im Jahre 1856 vollendet sein würde. Demgemäss würde es denn ganz und gar nicht erforderlich sein, dass die ganze Summe auf einmal zur Verwendung gestellt würde, vielmehr der successive Fortschritt der Arbeit nur successive Theilzahlungen erheischen. Wofern also hochherzige Munificenz für drei auf einander folgende Jahre jedesmal 600 Rthlr. zu bewilligen geneigt wäre, liesse sich ein gedeihlicher Erfolg des Unternehmens nicht blos hoffen, sondern verbürgen: wobei denn die bis zu 2000 noch übrigen 200 Rthlr. zweckdienlicher Weise als Reserve für etwaige unvorhergesehene Nachträge auf das vierte Jahr, in dem das Ganze zu erscheinen hätte, gerechnet werden möchten.

Es versteht sich von selbst, dass, während freilich die Verwendung im Einzelnen dem gewissenhaften Ermessen des Herausgebers mit Vertrauen zu überlassen wäre, derselbe doch alljährlich, oder auf Verlangen selbst mehrmals im Jahre, bei Heller und Pfennig Rechnung abzulegen und diese mit allen erforderlichen Nachweisen zu belegen, auch fortwährend oder in bestimmten Terminen die fertig gewordenen Tafeln einzusenden hätte. Dass der Herausgeber selbst — abgesehen von dem etwaigen Buchhändlerhonorar für die Ausarbeitung des Textes — für seine dem artistischen Theile gewidmeten Mühewaltungen durchaus an keinerlei Vergütung denkt, vielmehr sich durch die Freude über eine so selten grossartige Bereicherung der Wissenschaft vollständig belohnt fühlen wird, braucht er vielleicht nicht einmal ausdrücklich auszusprechen. Um aber ein Werk von so kostbarer Ausstattung doch zu einem wirklich gemeinnützigen zu machen, liegt es im Plane, dass dasselbe auch ohne den lithographirten Atlas verkauft werde, und in solcher auf den gewöhnlichen Gebrauch berechneten Gestalt als selbständiges Hülfsmittel in die Hände der unbemittelten Philologen, Juristen und Alterthumsforscher komme; dem tiefer gehenden wissenschaftlichen Bedürfniss wird dann doch überall ein im Besitz der öffentlichen Anstalten befindliches Exemplar mit den Facsimile's Befriedigung gewähren.

Schliesslich sei es vergönnt, noch auf einen Werth dieser

gleichsam eine Gallerie aller verschiedenen Schrifttypen, die sich im Laufe von 5 Jahrhunderten allmählig abgelöst haben, und somit eine illustrirte Geschichte der römischen Paläographie bilden.

2. Die Zeichnungen und Lithographien werden in Bonn unter der Leitung und fortwährenden Correctur des Herrn Ritschl angefertigt, der für die vollkommene Treue der Facsimilirung und die Accuratesse des Druckes bürgt.

3. Ein kurzgefasster Text, der die nöthigen Nachweisungen und Erläuterungen gibt, sowie paläographische Register, werden von den Herren Renier und Ritschl gemeinschaftlich abgefasst.

4. Herr Ritschl übernimmt es, das erforderliche Inschriften-Material zusammenzubringen, die dazu nöthigen Reisen in Italien machen und Abklatsche anfertigen zu lassen, den Ankauf der Lithographiesteine zu bewirken, den Druck der Tafeln zu besorgen, das Papier dazu zu liefern (und zwar von derselben Güte wie das zu den *Priscae Latinitatis Monumenta* verwendete), und überhaupt Alles zu leisten, was erforderlich ist, um im Ganzen 500 Exemplare dieser Tafeln (exclusive der Freiexemplare für die Herausgeber) an denjenigen Pariser Verleger einzusenden, welcher den Verlag des Werkes übernehmen wird.

5. Der Druck des Textes findet in Paris statt und wird von Herrn Renier geleitet.

6. Das Werk erscheint in 5 Lieferungen von je 10 Tafeln, und zwar dergestalt, dass die letzte Lieferung spätestens nach Ablauf von 3 Jahren vollendet ist" u. s. w.

Zu S. 269. R. an des Rectors p. p. Prof. Dr. Hälschner Magnificenz, Bonn 8. November 1857. „Ew. Magnificenz beehre ich mich in der Anlage ein Gesuch eines grossen Theiles meiner Zuhörer, betreffend eine verbesserte Erleuchtung des Auditoriums No. 10, gehorsamst vorzulegen. Dass ihre Klage begründet sei und zu einer genügenden Erleuchtung wenigstens im hintersten Theile des Auditoriums noch eine Lampe fehle, lehrt mich der Augenschein. Dort sehe ich nämlich täglich eine Anzahl von Zuhörern kleine Lichtstümpchen brennen, welche sie sich von Hause mitbringen und vor ihren Plätzen aufstecken. So anmuthig sich dieses auch, vom Katheder aus gesehen, ausnimmt, indem es an den Kirchhof am Aller-Seelen-Abend erinnert, so sehr kann ich mir doch denken, dass es für die Betheiligten seine unangenehme und beschwerliche Seite hat.

Wenn ich zu Ew. Magnificenz das Vertrauen habe, dass es durch Hochdero geneigte Anordnung gelingen dürfte, diesem Uebelstande abzuhelfen, so ist dieses Vertrauen ein rein persönliches und keines, zu dem mich früher gemachte Erfahrungen

licher und allmählig immer energischer ins Auge gefasst; den ganzen Sommer hat eine lange Kette mühseliger und intricatester Verhandlungen ausgefüllt, bei denen mir durch das freie Vertrauen der verschiedenen Parteien vergönnt war eine nicht ganz unfruchtbare Vermittlerrolle zu übernehmen; zahlreiche Schwierigkeiten waren zu beseitigen, Idiosynkrasien aller Art zu überwinden, nicht geringe Kämpfe durchzufechten; endlich scheint nach wiederholten Commissions-, Sections- und Plenar-Debatten und Beschlussnahmen der Akademie das angestrebte Ziel erreicht und ein verständiger, durchgearbeiteter Plan zur definitiven Vorlage reif zu sein, wofern nicht noch in der elften Stunde ein Unvorhergesehenes dazwischen tritt. Mommsen und Henzen die ausschliesslichen Redacteure, jeder mit einem anständigen Jahrgehalte; geographische Anordnung des Ganzen; Abfindung des Leipziger Verlegers der *Inscriptiones Regni Neapolitani;* die *Priscae latinitatis monumenta* als Prodromus des Ganzen, von dem Princip aus, darin die beiden Gesichtspunkte 'Geschichte der Sprache und Schrift' für die gesammte lateinische Epigraphik nach Kräften zu erschöpfen; natürlich völlige Freiheit und Selbständigkeit in der Behandlung des Einzelnen; Zuschuss von 600 Rthlr. zu den lithographischen Tafeln; Erlaubniss, den Inhalt des Prodromus in einer besondern Quartausgabe, ohne die Tafeln, zu wohlfeilerer Verbreitung zu bringen: — das sind etwa die wesentlichen Punkte der bisherigen Einigung. Ew. Hochwohlgeboren werden mir, darf ich hoffen, zustimmen, dass ein solcher Sieg, der das Zustandekommen einer der glorreichsten Leistungen für und durch deutsche Wissenschaft in sichere, wenn auch nicht ganz nahe Aussicht stellt, das kleine Opfer werth war, die unbedingte Selbständigkeit meiner kleinern Sammlung daranzugeben, auf deren Einverleibung die Akademie nun einmal die kaum verdiente Güte hatte einigen Werth zu legen. Kommen die Akademieanträge demnächst zum formellen Abschluss und werden sie höheren Orts genehmigt, so bleibt mir nichts mehr zu wünschen, als dass durch hohe Ministerialgunst im Laufe des nächsten Jahres nur noch die 300 Rthlr. bewilligt werden möchten, welche alsdann noch restiren würden; denn trotz des erweiterten Planes, wonach die lithographische Facsimilirung sich wenigstens in einer chronologisch geordneten Serie von Schrift-Proben auch über die Kaiserzeiten erstrecken soll, darf ich noch immer an der ursprünglichen Berechnung festhalten, mit der Gesammtsumme von 2000 Rthlr. auszureichen: ungeachtet solcher Unfälle, wie zum Beispiel gegenwärtig der ist, dass der für meine Zwecke die entlegenen italischen Provinzen bereisende treffliche Dr. Brunn in die Hände von Räubern gefallen ist, die ihm all sein Reise-

Entrüstung bezeichnen würde, wenn ich nicht zu Ihrer Ehre lieber annähme, dass es nur Unüberlegtheit ist, die Ihr moralisches Bewusstsein augenblicklich trübte. Meine Vorlesungen sind mein, und keines andern Menschen Eigenthum; wenn sie zur Veröffentlichung reif und bestimmt sein werden, so bin ich es selbst, der das alleinige Recht zu dieser Veröffentlichung und den alleinigen Anspruch auf allen aus derselben etwa hervorgehenden Vortheil, materiellen oder ideellen, hat. Der willkührliche Eingriff in dieses Recht von Seiten eines andern ist nach den Grundsätzen aller gebildeten Nationen eine Immoralität, die mit dem Stempel der öffentlichen Verachtung gebrandmarkt wird. Dieses Ihnen in aller Härte und Schonungslosigkeit zu Gemüthe zu führen sehe ich mich dadurch veranlasst, dass Sie nicht etwa nur meine Zustimmung erbitten, sondern bereits einen Prospectus der Veröffentlichung haben drucken lassen, der zu der Vermuthung führt, Sie würden allenfalls auch ohne meine Zustimmung zur Ausführung Ihrer Absicht schreiten. Wofern es genügt, dass ich hiermit meine Zustimmung auf das Entschiedenste verweigere, um Sie zum Aufgeben Ihres Planes zu vermögen, so soll mir diess um Ihretwillen lieb sein, indem ich dann nicht genöthigt wäre, Ihnen zugleich meine Achtung und nach Kräften auch die Achtung aller Redlichgesinnten zu entziehen. Für den entgegengesetzten Fall aber — den ich zwar nicht annehmen will, auf den ich indess nach Ihrer Beilage gefasst sein muss — erkläre ich Ihnen hierdurch, dass ich alle mir zu Gebote stehenden Mittel aufbieten werde, um die Unrechtlichkeit Ihres Verfahrens und meine förmliche Protestation gegen dasselbe im weitesten Kreise zu verbreiten, und zugleich Ihr litterarisches Unternehmen selbst dergestalt zu discreditiren, dass es als ein todtgebornes Kind zur Welt kommen soll. Ich werde diess dadurch erreichen, dass ich den Inhalt dessen, was Sie drucken lassen, desavouire, als Ansichten, Standpunkte und Ausführungen, die ich bereits selbst als veraltet und in hohem Grade unvollkommen erkannt habe. Ich werde wahrheitsgemäss erklären, was ich mir in der That selbst schuldig bin: dass durch wiederholte Umarbeitung meiner Vorlesungen kein Stein auf dem andern geblieben, sondern alles so wesentlich umgestaltet und gründlich verbessert sei, dass es sich nicht mehr ähnlich sehe. Ich werde hinzufügen, dass ich meine eigene Publication dieser Vorlesungen, in der gereiften Gestalt, die ich ihnen jetzt gegeben habe, der Ihrigen auf dem Fusse nachfolgen lassen werde, und werde jedermann warnen, Ihre unächte und schlechte Waare zu kaufen, während die gute und brauchbare wenige Monate später zu haben sei. Sie werden auf diese Weise um den gehofften Vortheil und um Ihren guten Namen zugleich kommen.

Ich glaube, wie gesagt, nicht, dass Sie es werden hierauf ankommen lassen, sondern dass ein Gefühl von Scheu und eine honette Gesinnung Sie auch ohne diess von Ihrem Plane werden abstehen lassen.

Habe ich selbst diese Vorlesungen durch den Druck in die (deutsche) Litteratur eingeführt, so habe ich nicht das Mindeste dagegen, dass Sie sie alsdann bearbeiten und erscheinen lassen in welcher Sprache Sie wollen."

Zu S. 272. R. an Brunn, Bonn 5. Oct. 1861. Sie wissen, oder wissen vielleicht nicht, dass ich seit den letzten Semestern epigraphische Leseübungen anstelle mit einer Auswahl (10, höchstens 12) unserer jungen Philologen. Jeden Sonntag von 11—1, auf der Bibliothek, in den beiden grossen Zimmern, die im Winter ad hoc geheizt werden, alles *adiuvante atque ministrante Karigio.* Der Zudrang der Jungens ist sehr lebhaft, die Sache macht ihnen sehr grosses Pläsir, und sie lernen davon, was die meisten niemals sonst zur Anschauung bekommen, und was auch die, welche später nach Italien kommen, als vortreffliche Vorübung sehr gut brauchen können. Also die Sache ist es werth, ihr ein Interesse zuzuwenden. Ich habe eine Ausgabe von 180 Rthlr. nicht gescheut, um einen herrlich eingerichteten Schrank bauen zu lassen, mit hunderten von Schubfächern, worin in mächtigen Mappen (d. h. im Umfang mächtig um die Brüche zu vermeiden, aber dünnen, wegen des Druckes) sämmtliche Abklatsche wohlgeordnet, numerirt, katalogisirt untergebracht sind; apart in Kästchen, Schachteln etc. die Stanniole Gypse und dgl. Da auch die ganze Masse der Kaiserinschriften — chronologisch geordnet — dabei ist, so haben wir daran einen epigraphischen Apparat, der vermuthlich in Deutschland nicht seines Gleichen hat und auch für alle Zwecke der Forschung jedem Gelehrten zu Gebote steht. Pause um Athemholen.

Nun die Nutzanwendung. Schon an sich wären von hervorragend wichtigen Stücken doppelte oder dreifache Exemplare wünschenswerth, um zweckmässiger Weise öfter eine Mehrzahl von Arbeitern gleichzeitig mit derselben Aufgabe beschäftigen zu können. Ich lasse, auf Grund meiner Erfahrungen, fast alle ohne Ausnahme immer und immer wieder mit den Scipionen inschriften beginnen, wofür die *rationes,* wie ich denke, *satis i promptu* sind. Gerade dabei hat sich nun aber ein zweites Motiv und das eigentlich massgebende, für obigen Wunsch heraus gestellt. Durch die wiederholten Manipulationen mit den, ohnehin schon so lange in den Händen des Lithographen gewesene

Abklatschen fangen diese an bedeutend zu leiden oder sind vielmehr über diesen Anfang schon bedeutend hinweg, so dass sie theils an sich dem Verfall entgegengehen, theils wegen der Abreibung und Verknutschung keinen sichern Dienst mehr leisten für die methodischen Uebungen und Unterrichtszwecke.

Ergo, ut fiat conclusio: die Bibliothek glaubt ein gutes Werk zu thun, wenn sie einen kleinen Bruchtheil ihrer Fonds auf Ergänzung, Erweiterung, Vervollständigung ihres epigraphischen Apparats verwendet. Sie wendet sich zu diesem Behuf an die hochmögenden Herren des Instituts, die allein, wenn sie gütigst wollen, sothanem *desiderio* zu genügen im Stande sind. Als nützliche Werkzeuge möchten sich leicht die deutschen giovani abrichten und gebrauchen lassen, die doch Jahr aus Jahr ein in Rom resp. Italien sind, alle dabei ihre Abklatschschule durchmachten und zum Theil auch persönliches Interesse für Bonn dazu mitbrächten."

Zu S. 278. Auf einem Blatte (nach 1861) sind von R.s Hand folgende Pläne verzeichnet: 1. „Vademecum für lateinische Orthographie." 2. „Briefe über das Studium der Philologie." 3. „Das Latein der republicanischen Periode nebst Urkundenbuch." 4. „Plautus et Terentius uno volumine." 5. „Plautus fertig." 6. „Plauti Miles mit Commentar etc. (1. Leben. 2. Metrik) und in usum scholarum."

Zu S. 280. R. an Bernays 1862. „Was Sie den *genius loci* nennen, ist das was ich, prosaischer, mir immer als 'locale Tradition' gefasst und als ein *singulare beneficium* der Götter sehr hoch taxirt habe. Menschenwitz allein hat das gar nicht in seiner Gewalt. Es ist wie eine magische Atmosphäre, die eben so die geistige Kraft über sich selbst hebt, wie Hochalpenluft die physische. Es gehört eine Continuität dazu, die durch einen einzigen Fehlgriff in der Personenwahl zerstört werden kann. Und eine Continuität von — bei aller Verschiedenheit — specifisch *ad hoc* zugeschnittenen Naturen. Gelehrsamkeit allein, Productivität allein etc. thut es gar nicht, *immo* kann unter Umständen sehr zurücktreten. Der erste und Hauptgründer ist und bleibt doch Heinrich, von dem doch die Geschichte der Philologie wenig zu vermelden haben wird. — Leipzig hatte solche Tradition und hat sie nun, für immer, verloren. Göttingen hat sie bis auf den heutigen Tag glücklich erhalten. Eine weitere Stätte in Deutschland wüsste ich nicht. Klänge es nicht gar zu hochmüthig, eitel, eingebildet — und doch wohl eigentlich für Sie nicht? — so möchte ich Gott bitten die regierenden Mächte

zu erleuchten, dass sie nach meinem Tode nicht falsch greifen. Denn Jahn allein hält sie nicht, so sehr nützlich er auch dazukömmt. Auch Näke hätte sie nicht gehalten ohne Heinrich, obwohl weit mehr als J. von dem 'Specificum' habend; noch weniger Welcker, so tief segensreich sein Accessorium war. Sehr hoch schlage ich die des Niebuhrschen Impulses an, obgleich er nicht Professor der Philologie war."

Zu S. 284. R. an Kiessling, Wiesbaden 17. August 1856. „— — — Sehr am Herzen liegt mir nun aber zuletzt noch, Dich auf das Dringlichste zu bestärken in Deinen wissenschaftlichen Forschungsgelüsten. Darüber freue ich mich um so mehr, je mehr ich eigentlich Dich mir dachte als von den praktischen Regierungs-Verwaltungs-Organisationsinteressen ganz ausgefüllt: d. h. von den Interessen, deren Reiz mir selber so gross ist, dass ich sie zur Ergänzung meines theoretischen Treibens ganz nothwendig habe und mich oft nach einem grössern Maass derselben sehne. — Auf den Stoff, an dem sich die forschende Seele erlabe, kömmt sehr wenig an verhältnissmässig; also frisch zugegriffen bei dem ersten besten, den Du selbst nennst, und ohne viel Besinnen festgehalten am Harpokration, in dem und seinem ganzen Kreise Du einmal von Alters her orientirt bist. Frisch gewagt ist halb gewonnen: nur herzhaft hineingesprungen mitten ins Wasser, und das Schwimmen findet sich von selbst wieder. Beim beliebigsten Zipfel angepackt *meo voto,* d. h. bei der ersten kleinen leicht zu überschauenden, in sich geschlossenen Quästiunkel, und so Kleines an Kleines gereiht, Blümchen an Blümchen und Blatt an Blatt; und unversehens ists ein Strauss oder Kränzlein. Kurz: synthetisch in die Höhe steigen, unverdrossen und genügsam im engen Wege fort, mit ganz concretem Behaben; ehe mans dann denkt, ist man von selbst auf einer Spitze angelangt, von der man Umschau hat; so wird man viel sicherer zum Herrn der Landschaft, als durch principielle Analyse von oben herunter. Aber Du wirst laut auflachen über den unverbesserlichen Methodiker, der auch dem Kön. Pr. Schulrath und Ex-Gymnasialdirector gegenüber den Seminardirector nicht vergessen kann. Lache immer zu: aber das ist doch der rechte Weg, um solche ungerechtfertigte Zaghaftigkeit, wie Du sie nun einmal hast, zu überwinden. Und bei einmal vorhandenem innern Triebe wäre es Sünde und Schande, sie nicht zu überwinden. Ich verstehe das sehr gut, dass Dich blosses Lesen ohne einen Zweck des Forschens ennuyirt, was ganz auch mein Fall wäre. Dass Dir die einschlägige Litteratur fremd geworden, dass Dir Büchervorrath fehlt: das sind ja Lappalien. Weisst Du doch

aus alter Routine zu gut, wie man nur ein Citat, das zum andern und so in infinitum fort führt, zu verfolgen braucht, um gar bald in den Besitz des ganzen Materials zu kommen. Und wenn, wie ich begreife, mitten in der grossen Capitale der Intelligenz es beschwerlich ist, sich die nöthigen Bücher zu verschaffen: nun so schreib mir nur immer, und ich und Dein Neffe wollen Dir jederzeit aus unserer Bonner Bibliothek zusammensuchen was Du brauchst, und das Hin- und Herschicken kann in ununterbrochener Kette fortgehen. — — — Sehr aus der Seele geschrieben — obwohl ich die Ketzerei von freien Stücken auszusprechen nie gewagt hätte — ist mir auch was Du über pädagogische Schriftstellerei äusserst, die auch mir immer wie eine Art von εἶδος ἐπιδεικτικόν vorgekommen ist, ganz artig zu lesen, aber unfruchtbar wie das anmuthige Wellengekräusel am Meeresstrande. Auch von der Schönrednerei der akad. Vorlesungen über Pädagogik und von den in dieser Beziehung für die Candidatenprüfungen gestellten Forderungen und von dem theoretisch-didaktischen Theile der pädagogischen Seminare bin ich immer schon ein heilloser Verächter gewesen, obgleich ich andrerseits die Unverschämtheit habe mir einzubilden, dass ich das Praktische eines Seminars, wie es z. B. Boeckh hat (denn von pädagogischen Seminaren während der Studentenjahre halte ich nun vollends nichts), mit entschiedenem Erfolg leiten würde. Es kribbelt mir oft genug in den Fingern bei den Candidatenprobelectionen, ihnen das Buch aus der Hand zu nehmen und es ihnen an den Schülern selbst vorzumachen, was unterrichten heisst. Sage das aber keinem Menschen; sonst halten sie den '*purus putus philologus et criticus*', der sich solche Künste zutraue, für auf dem nächsten Wege zum Tollhause."

Zu S. 299. R. an N. N. 9. Januar 1854. „Lieber Freund, der Zufall, oder vielmehr eine Complication von ein paar Zufällen hat mich einen Blick hinter einen Vorhang thun lassen, der mir eine sehr freundliche Absicht vorläufig verhüllen sollte. Ich kann nicht wissen, wie weit diese Absicht, auch ohne mein Zuthun, etwa nur embryonisch bleibt; für den Fall aber, dass sie Anstalt machen sollte ihrer Verwirklichung entgegenzuwachsen, bitte ich Sie im Vertrauen auf Ihre bewährte Freundschaft, mir ein paar Worte zu erlauben.

Niemand kann empfänglicher sein für persönliche Anhänglichkeit und Gemüthszuneigung als ich; daher mir auch sichtbare Zeichen solcher Gesinnung, wie sie einzeln und ungesucht erwachsen auf besondere Anlässe des Lebens und Strebens, jederzeit besondere Freude gemacht haben. Aber eben so habe ich

von jeher die entschiedenste und unüberwindlichste Abneigung gehabt gegen Alles, was wie gemachte Demonstration aussieht oder daran erinnern könnte; ein irgendwie ostensibler Mittelpunkt für Auszeichnung oder Ehre sein zu müssen gehört für mich zu den drückendsten Empfindungen und unfreudigsten Erlebnissen. Mag man es eine Krankhaftigkeit nennen, aber es ist einmal so; und *naturam expellas furca* —. Es ist die Scheu vor dergleichen in meiner Natur — soll ich sagen mit einem förmlichen Aberglauben verwachsen oder zu einem solchen ausgebildet, der mir mit Anspruch auftretende Kundgebungen geradezu unheimlich macht; das φθονερὸν τὸ θεῖον hat eine Macht über mich, der ich mich nicht entziehen kann. Hierzu kömmt eine gewisse Gefahr, den 'Fluch des Lächerlichen' auf sich zu ziehen, der sich so leicht an das Unverhältnissmässige, Nichtmaasshaltende heftet. Zwischen 5 Lustren und 10 Lustren ist nicht bloss ein quantitativer Unterschied, sondern ein viel wesentlicherer der Sitte und der durch sie bedingten Schicklichkeit. Ueberlassen wir Quinquelustral-Feiern den O-Sanniones und ihres Gleichen, die gewohnt sind, die Wissenschaft mit kurzer und ihre Verdienste mit langer Elle zu messen.

Das Angedeutete — obgleich ich noch mehr hinzufügen könnte, was ich lieber mit Schweigen übergehe — wird genügen, dass Sie mich und die Bitte, die ich auf dem Herzen habe, nicht misverstehen. Recht sehr ernstlich, dringlich und angelegentlich, und zugleich mit festem Vertrauen auf Gewährung, bitte ich Sie nämlich, zu thun was in Ihren Kräften steht, um eine Bezeugung, die zugleich den Charakter der Oeffentlichkeit und den der Gemeinschaftlichkeit trüge, fördersamst zu verhindern. Es kann Ihnen das nicht schwer werden, da das Motiv *beneficia non obtruduntur* überall durchschlagen muss, und die Juristenregel *volenti non fit iniuria* auch in ihrer Kehrseite richtig ist. Ich kann in Wahrheit sagen, dass ich erstens dankbar sein würde wie für den Empfang, und zweitens noch einmal eben so dankbar für den Nichtempfang. Zusammenschlagendes Glockengeläute mit weissgekleideten Mädchen ist für Potentaten und *principes* — nicht *iuventutis*, sondern *senectutis;* ein bescheidenes Privatherz begnügt sich mit Davids einsamen Harfentönen, die ihre balsamische Wirkung nie verfehlen und stets die empfänglichste Stätte finden werden bei Ihrem F. R."

Zu S. 309. R. an Welcker, Leipzig 2. Nov. 1865. „Mein vieltheurer Freund. Endlich komme ich dazu, Ihnen das kleine Denkmal grosser und warmer Pietät zu überreichen, welches in Bonn leider im chaotischen Trouble der letzten Wochen nicht

fertig werden wollte. Δόϲιϲ ὀλίγη τε φίλη τε: φίλη jedenfalls in activem Sinne; gilt es auch in passivem, so ist mein ganzer Wunsch erfüllt. Freilich müssen Sie Nachsicht haben mit dem ἀμύητοϲ, der die Keckheit gehabt hat ein ihm so fremdes Meer zu beschiffen, auf dem ihn vielleicht keine Leukothea vor Schiffbruch schützt. Aber ich verspreche auch, dass diess das letzte Mal sein soll, dass ich mich in so ungewohntes Fahrwasser wage, zumal hier in Leipzig, wo mir für dergleichen 'Allotria' dermalen alles Rüstzeug von Segel, Steuer, Ruder, Compass abgeht. Die Hauptbefriedigung für mich war und ist, dass ich so viele Wochen lang an Sie zu denken, noch mehr als schon sonst, veranlasst war, mir immer aufs Neue Ihr Bild vergegenwärtigte, wie Sie einsam auf Ihrem Sopha, von den letzten Strahlen der Herbstsonne aus Ihrem Garten freundlich begrüsst, in der Ruhe des Weisen die Dinge dieser Welt, den Wechsel wunderlicher Menschengeschicke und die Bilder eigener ruhmreicher Vergangenheit vor Ihrem milden Blick und ausgleichendem Urtheil vorüberziehen lassen, und dabei ein und das andere Mal auch wohl des treuergebenen Freundes und vieljährigen Genossen, der mit und neben Ihnen alt geworden, in Liebe gedenken — — —"

Zu S. 309. Welcker an R. (dictirt), Bonn 13. December 1865. „— — — Für die Abhandlung und viel mehr noch für das Andenken an unsere siebenundzwanzigjährige freundschaftliche Collegschaft, das Sie in dem jetzt weiten archäologischen Kreise stiften, sage ich Ihnen herzlichen Dank. Ich bin dadurch angenehm überrascht worden. Die Münchener Leukothea ist in der That höchst interessant. Doch bringt mich auch diese Nereide Leukothea nicht von meiner Ansicht zurück, dass unter diesem Namen zuerst die Göttin des Meeres gedacht worden sei, die von dem fortdichtenden Mythus in eine Sterbliche und darauf in eine Nereide verwandelt wurde, so dass ihr Privilegium unter der Menge der Nereiden, deren keine etwas Specifisches aufweist, nicht ursprünglich gewesen wäre. Merkwürdig aber scheint mir, dass die Verwandlung der Leukothea in eine Königin so alt volksmässig herrschend erscheint. Die Consequenz und Regelmässigkeit in den ältesten griechischen Göttersystemen ist sehr gross, und immer freier und phantastischer entwickelt es sich. — — —"

Zu S. 313. R. an N. N. 15. Februar 1853. „— — — Dem Geschwätz oder Geklätsch, dessen Sie Erwähnung thun, von welcher Seite es auch kommen mag, hätten Sie aus vielen Gründen keinen Glauben beimessen sollen. Zu keinem Sterblichen habe ich eine Aeusserung, wie die von Ihnen angedeutete, je

gethan, und nicht thun können, weil ich nie einen derartigen Gedanken gehabt habe, auch niemals durch einen dritten zu einem solchen veranlasst worden bin, und, wäre ich es, sicher darauf, wie auf all dergleichen, gar nicht hingehört hätte. Hiermit denke ich alle und jede Möglichkeit abgeschnitten zu haben, noch länger an so etwas zu glauben. — — —

Damit wäre, was uns beide betrifft, vollständig abgemacht. Ich benutze aber den Anlass, mich in Betreff anderer Stimmen und Stimmungen, die ich voraussetzen darf, bei dieser Gelegenheit in Kürze auszusprechen. Der oder die Erfinder oder Verbreiter des Ihnen zugetragenen Gerüchtes müssen doch von der Auffassung ausgegangen sein, dass ich mich nach Berlin wünsche, dass ich dahin strebe, und dass ich H. als meinen Rivalen ansehe. Dieses alles ist mir allerdings gleich unerwartet. Ich dachte erstens, das verstände sich ganz von selbst, dass H. und nur H., der den dortigen Bedürfnissen, die nun einmal doppelte sind, entsprechende Mann sei, dass demnach von einer freigegebenen Wahl zwischen ihm und einem andern, so lange Aussicht zu seiner Gewinnung, gar nicht die Rede sein könne, dass daher an einen andern auch nur von dem Augenblicke an gedacht worden sei, als die zwingende Nothwendigkeit dazu durch die gänzliche Vereitelung jener Aussicht eingetreten, und dass die Gründe dieser Vereitelung, durchaus ausserhalb des wissenschaftlichen Gesichtspunktes liegend, rein politischer Natur wären. Darum schien mir bisher die Supposition einer Rivalität gar keinen Boden für ihre Existenz und gar keinen logischen Sinn zu haben. Aber freilich, wie ich nun sehe, man glaubt nicht, dass ich eben dieses Glaubens war oder bin; man glaubt, ich habe mich von vornherein als gleichberechtigten Candidaten aufgestellt.

Zweitens. Auf der Basis der effectiven Unmöglichkeit H.s mich nach Berlin zu wünschen, würde ich in der That für sehr erlaubt und unverfänglich halten. Aber einmal habe ich keinem Menschen in der Welt ein Recht gegeben, diesen Wunsch von mir anzunehmen, und sodann habe ich ihn nicht einmal in Stillen. Von Bonn mich fortzuwünschen habe ich schlechterdings keinen Grund; nach Berlin mich hinzuwünschen hätte ich wenige und sehr zweifelhafte Gründe: und dieses zusammengenommen ist wenigstens Grund genug für mich, um nicht den Finger da nach aufzuheben, mir ein so problematisches Schicksal selbst bereiten zu helfen, wenn es auch nicht gegen mein moralisches — nennen Sie es Anstandsgefühl oder Stolz — wäre, mich um eine Stelle sei es direct oder indirect zu bewerben.

Denn drittens habe ich mich, seit ich nicht mehr Privatdocent ohne Stelle bin, überhaupt um keine Stelle beworben

und hoffe auch nicht in den Fall zu kommen. Vor 14 Jahren habe ich mich nach Bonn gewünscht, und hatte sehr ausreichende Gründe dazu, beworben habe ich mich auch nicht darum, obwohl mir nicht unbekannt ist, dass und von welcher Seite und mit welcher unschönen Geflissentlichkeit mir das Gegentheil nachgesagt worden ist. Wie viel weniger würde ich also jetzt für meine Berufung nach B. agitiren!

Wenn Sie es gut mit mir meinen, so mögen Sie immerhin bei gegebener Gelegenheit diese meine Aeusserungen benutzen, um, wenn es möglich ist, solche auf andere Meinung zu bringen, die eine Befriedigung darin finden, in jedem andern einen ehrsüchtigen Intrigant vorauszusetzen und sich selber das Monopol der 'Sittlichkeit' zu vindiciren. Hilft es nicht, so werde ich mich auch nicht darum grämen, längst gewohnt, dergleichen *nihil ad me attinere putare.*

Ihnen aber sei vertraulich noch Folgendes mitgetheilt zur Bestätigung des Gesagten. Bereits im Februar 1852 schrieb mir ein höchst einflussreiches Mitglied Ihrer Facultät: „Wie sehr könnten wir doch hier einen Mann von Ihrer Thätigkeit und Richtung, oder vielmehr Sie selbst brauchen; aber leider glaubt man ja nicht, dass Sie geneigt sein würden Bonn zu verlassen." Ich habe den Brief beantworten müssen; wollen Sie aber wissen, was ich über jenen Passus geantwortet habe? Gar nichts. — Ein halb Jahr später suchte mich ein anderes Mitglied Ihrer Facultät in Bonn auf, vertraulich fragend, ob ich unter allen Umständen entschlossen sei Bonn nicht zu verlassen und ob ich unter Umständen mich entschliessen würde nach B. zu gehen. Meine Antwort ist gewesen dass es thöricht sein würde, die erste Frage zu bejahen, und dass ich keine Ursache hätte, die andere zu verneinen, indem eben hier alles auf die 'Umstände' ankomme.

Dieses sind die zwei einzigen Mittheilungen, die ich in dieser Sache von Berlin bekommen, oder die ich dahin habe gehen lassen.

Dixi et salvavi animam! Glauben Sie mir, dass ich nichts herzlicher wünsche, als dass man mit H. gegen die politischen Antipathien durchdringen möge: erstlich seinetwegen, zweitens Berlins wegen, drittens meinetwegen. Denn so wenig ich verkenne, was Berlin Anziehendes und Lockendes hat, und wie man wohl in den Fall gesetzt werden könnte, aus objektiven und subjektiven Gründen nicht füglich Nein sagen zu dürfen, so fürchte ich mich doch nach sehr vielen Seiten hin, und gewiss nicht mit Unrecht, auch wieder viel mehr vor Berlin und seinem trügerischen Glück, als dass mir die Störung meines festbegründeten Bonner Friedens durch einige und dazu halbgetrübte Licht-

gethan, und nicht thun können, weil ich nie einen derartigen Gedanken gehabt habe, auch niemals durch einen dritten zu einem solchen veranlasst worden bin, und, wäre ich es, sicher darauf, wie auf all dergleichen, gar nicht hingehört hätte. Hiermit denke ich alle und jede Möglichkeit abgeschnitten zu haben, noch länger an so etwas zu glauben. — — —

Damit wäre, was uns beide betrifft, vollständig abgemacht. Ich benutze aber den Anlass, mich in Betreff anderer Stimmen und Stimmungen, die ich voraussetzen darf, bei dieser Gelegenheit in Kürze auszusprechen. Der oder die Erfinder oder Verbreiter des Ihnen zugetragenen Gerüchtes müssen doch von der Auffassung ausgegangen sein, dass ich mich nach Berlin wünsche, dass ich dahin strebe, und dass ich H. als meinen Rivalen ansehe. Dieses alles ist mir allerdings gleich unerwartet. Ich dachte erstens, das verstände sich ganz von selbst, dass H. und nur H., der den dortigen Bedürfnissen, die nun einmal doppelte sind, entsprechende Mann sei, dass demnach von einer freigegebenen Wahl zwischen ihm und einem andern, so lange Aussicht zu seiner Gewinnung, gar nicht die Rede sein könne, dass daher an einen andern auch nur von dem Augenblicke an gedacht worden sei, als die zwingende Nothwendigkeit dazu durch die gänzliche Vereitelung jener Aussicht eingetreten, und dass die Gründe dieser Vereitelung, durchaus ausserhalb des wissenschaftlichen Gesichtspunktes liegend, rein politischer Natur wären. Darum schien mir bisher die Supposition einer Rivalität gar keinen Boden für ihre Existenz und gar keinen logischen Sinn zu haben. Aber freilich, wie ich nun sehe, man glaubt nicht, dass ich eben dieses Glaubens war oder bin; man glaubt, ich habe mich von vornherein als gleichberechtigten Candidaten aufgestellt.

Zweitens. Auf der Basis der effectiven Unmöglichkeit H.s mich nach Berlin zu wünschen, würde ich in der That für sehr erlaubt und unverfänglich halten. Aber einmal habe ich keinem Menschen in der Welt ein Recht gegeben, diesen Wunsch von mir anzunehmen, und sodann habe ich ihn nicht einmal im Stillen. Von Bonn mich fortzuwünschen habe ich schlechterdings keinen Grund; nach Berlin mich hinzuwünschen hätte ich wenige und sehr zweifelhafte Gründe: und dieses zusammengenommen ist wenigstens Grund genug für mich, um nicht den Finger danach aufzuheben, mir ein so problematisches Schicksal selbst bereiten zu helfen, wenn es auch nicht gegen mein moralisches — nennen Sie es Anstandsgefühl oder Stolz — wäre, mich um eine Stelle sei es direct oder indirect zu bewerben.

Denn drittens habe ich mich, seit ich nicht mehr Privatdocent ohne Stelle bin, überhaupt um keine Stelle beworben,

teres. So kam denn περιπλομένων μηνῶν der Winter und Neujahr heran und mit diesen eine neueste Erfahrung, aber ohne allen Honigseim. Sie dürfen mich schon ein Bischen bedauern, denn es ist mir schlimm gegangen. Kaum hatte mich wohlmeinender Eifer zum Jubilar declarirt — und auch Ihnen bin ich ja für ein paar kräftige Schlagreime, die mir als Zeichen Ihres unveränderten freundlichen Andenkens ganz besondre Freude gemacht haben, den Dank noch schuldig geblieben —, so sollte ich nur zu sehr die Wahrheit des Wortes erleben, dass so ein Jubiläum eine Art Anfang vom Ende zu sein pflegt. Sieben Wochen im Bett, fünf elendiglich auf Sopha und Sessel, vier nur im Wagen, das Gehen förmlich wiedergelernt wie ein νήπιον βρέφος, und doch das verruchteste aller lentescirenden Podagra's im Laufe des ganzen Sommers nicht losgeworden — dieses war schier genug und übergenug, zwar nicht 'um an den Wänden hinaufzulaufen', welches allerdings wenig indicirt war, aber doch um mit *omnibus et quibusdam aliis* Bankerot zu machen. Ein würdiges Mitglied eines englischen Ministeriums hätte ich sein können: sonst war ich zu gar nichts nutze, kaum die Titel all der schwarz auf weiss sich präsentirenden philologischen Weisheit zu lesen, mit der uns *cum alii tum Teubnerus ille*, der unerschöpfliche, immer klüger und klüger zu machen sucht. Hier habe ich nun bald 4 Wochen, nach Art der westmächtlichen Alliirten, einen aus Offensiv- und Defensivsystem gemischten Operationsplan gegen den bösen Feind verfolgt; möge in Gastein, wohin ich demnächst abzugehen habe, der lange belagerte Malakoff endlich fallen und begraben werden. Das wäre denn förmlich eine Art von Autobiographie geworden statt eines herzlichen Grusses, den ich Ihnen senden wollte; das Alter wird halt redselig. — —"

Zu S. 329. R. an Pernice, Bonn 20. Juni 1859. „Liebster Pernice! Zu Deiner ehrwürdigen Sechzig noch nachträglich meinen herzlichsten Glück- und Segenswunsch! Mir wirst Du dazu nicht gratuliren können, weder Du noch sonst wer. Denn es geht mir schlecht und immer schlechter: was Du aber, dass es in diesem Grade der Fall, nicht gerade ohne Noth brauchst an die grosse Glocke zu schlagen. Hier weiss es freilich längst jedermann; aber es ist mir immer ein nicht angenehmes Gefühl, in noch weiterm Kreise Gegenstand des Mitleids und — des Calcüls zu sein. Gerade vor einem Jahre bekam ich — seit 1855 zum erstenmal wieder — den acuten Nervenanfall in Füssen und Schienbeinen, dessen Krampfhaftigkeiten eben so schmerzvoll als beängstigend und absolut hemmend sind. Nassau stellte mich nur scheinbar oder annähernd und vorübergehend her. Schon im October konnte ich nicht mehr gehen, las blos eine Woche oder zwei, fahrend;

seiten der grossen Capitale aufgewogen würde, wenn ich mich ganz unbefangen dem unmittelbaren Instinct meines Innern überlasse."

Zu S. 324. R. an Lehrs, Karlsbad 12. Aug. 1855. „Mein theurer und verehrter Frennd. Wird es mir denn nur noch gelingen, mich wieder in Ihre Gnade einzubitten? Denn herausgefallen bin ich doch gewiss, hätte es wenigstens halb und halb verdient: wollte ich ganz sagen, träte ich mir selbst sehr zu nahe. Es ist hier derselbe Stuhl und derselbe Tisch, auf und an dem ich Ihnen vor 10 Jahren und ich denke auch wieder vor 9 Jahren schrieb, und es ist mir noch wie von gestern her gegenwärtig, mit welchen Empfindungen und in welchen Stimmungen es geschah. Seitdem ist der alte Χρόνος mit seinem grauen Fittich unermüdlich über uns dahin gerauscht und hat nach Kräften an uns geschüttelt; auswendig ist es ihm gelungen mich grau zu machen, inwendig grünt wohl noch ein bischen Reminiscenz vom alten jungen Frühling fort, aber jedes Blatt hat doch sein αἰαῖ und jede Nachblüthe ihr *memento* auf sich. Ist es Ihnen sehr viel anders, Theuerster? Wenn, und wenn besser, *meglio così*. — Gott weiss, wie ich Sie immer bei und mit mir herumgeführt habe, sowohl im Gedächtniss des Herzens, als auch auf den unfigürlichen δέλτοις meiner Briefschulden- und Agenda-Liste, die ich *ut fit* vor einem und vor zwei Jahren unerledigt wieder mit nach Haus gebracht habe von Karlsbad. Vor zwei Jahren war die Seele zu voll und bewegt von den Bildern einer grossen Schweizer- und Tyroler-Reise, die mich hierher geführt hatte, als dass es mit Papier, Tinte und Feder fortwollte. Einmal waren ja auch Sie zuerst in Schweizer Bergen, und wissen was das zu sagen hat; ich hatte nicht geglaubt, dass das Leben noch so etwas Grosses und Neues zu bieten hätte. Im schärfsten Contrast dazu regierte im vorigen Jahr das Gestirn des business in fast exorbitanter Weise; ein dreiwöchentlicher Aufenthalt in Karlsbad, eingerahmt von zwei Berliner Audienz-Reisen von sehr officiellér Färbung, wurde fast ganz ausgefüllt von Berichten, Anträgen, Memorandis und Promemoria's, die alle abgeschossen wurden auf das Eine Ziel einer radicalen Reform und Reorganisation an Haupt und Gliedern unserer Universitäts-Bibliothek, deren Regiment der herrschaftsmüde Welcker am 11ten April auf meine Schulter gewälzt hatte. Nun, die Erfolge sind wenigstens der Mühe werth geworden, und neu ist mir die Erfahrung, was so ein Zenodoteischer Anordnungs- und Katalogisirungsberuf in seinen trockenen Schalen für einen eigenthümlich verlockenden Honigseim birgt, wenn auch freilich einiges andere darüber zu Grunde geht oder verkümmert bis auf Wei-

mit einem starken Mann, der mich überall in und aus dem Eisenbahnwaggon tragen musste; item in einem besondern Coupé, darin mich Frau und älteste Tochter begleiteten, event. wuschen etc., letztere blieb auch dort bei mir. Ich konnte aber Aachen, wie seit 1—2 Jahren überhaupt alle warmen Gewässer, platterdings nicht mehr vertragen, und bin darum schon wieder hier, in Erwartung eines abermaligen Anfalls, der mir mit täglich stärkern Schritten heranzunahen scheint. Was die Aerzte eigentlich thun sollen, wissen sie selber nicht mehr. Es scheint, dass schliesslich nichts mehr übrig bleiben wird als Moxen oder Glüheisen auf den Rücken. Auch eine schöne Gegend; obwohl ich zu Allem entschlossen bin. Könnte ich erst eine Reise nach Berlin machen, so entschlösse ich mich vielleicht dazu, um dort Frerichs, Virchow und Romberg zu consultiren, event. selbst in einer dortigen Klinik mich gleich der erforderlichen Cur zu unterwerfen. Im Augenblick habe ich leider keine Wahl als 'Abwarten'.

Ich habe müssen für den ganzen Sommer Urlaub nehmen. — — Meine ganze philologische Position, auch wenn ich wieder leidlich gesund werden sollte, habe ich wohl unwiederbringlich hier verloren, das verhehle ich mir nicht. Von der Prüfungs-Commission werde ich selbst müssen meine Dimission nehmen, wenn ich bis gegen den Winter nicht auf einem ganz andern Fleck bin. Die Bibliothek regiere ich noch, als wenn ich täglich oben wäre; jeden Tag wird mir rapportirt; alle Schreiben gehen an mich, alle abgehenden mache ich, und also geschah es auch in Aachen; selbst die Anschaffungen gehen blos durch mich. Aber wenn sich das auch allenfalls noch ein Jahr so fortführen lässt, endlich muss doch auch diess aufhören; so sehr ich der strictesten Ordnung meiner wohleingerichteten Maschine und der persönlichen Hingebung meiner Beamten gewiss bin, auf die Länge hat es doch keinen Schick, Dirigent eines Instituts zu sein, auf dem man nie mehr persönlich anwesend ist. Kurz, es sind betrübte Zukunftsaussichten. Und dazu der Krieg, am Rhein! Dazwischen vergnüge ich mich nach Möglichkeit mit allerhand philologischem Krimskrams, den ich drucken lasse, und Dir auch schicken würde, wenn ich nicht glaubte, Du wollest mir damit, dass Du mir Deine glorreichen Publicationen nicht schickst, ein Zeichen geben, dass ichs auch nicht mehr soll.

Verzeih, dass ich einen ganzen Brief lang Deine Geduld mit meinen persönlichen Lamentos auf die Probe gestellt; aber einmal musste ich doch endlich Deiner Freundschaft reinen Wein über mich einschenken. Gott behüte Dich in Gnaden und lasse es Dir und den Deinen um viele 1000 Procent besser gehen. Bis zum letzten, wahrscheinlich noch sehr peinvollen Athemzug treulich Dein F. R."

Zu S. 334. R. an Joh. Schulze 16. April 1854. „— — — Aus Ew. Hochwohlgb. Munde ist auch bei dieser Gelegenheit, für mich zum erstenmale, eines Namens Erwähnung geschehen, der die lebhaftesten Sympathien jedes wissenschaftlichen Ehrenmannes wachrufen muss und ihm die moralische Verpflichtung auflegt, mit Aufbietung aller Kräfte und selbst Unterordnung des eigenen Interesses dahin mitzuwirken, dass einer unserer trefflichsten Männer dem wissenschaftlichen Berufe eines festen Wirkungskreises wiedergegeben und ein schweres Geschick, das ihn unverdient betroffen, gesühnt werde. Ich meine Otto Jahn. Dass in Beziehung auf ihn die angedeuteten Gesinnungen auch die meinigen sind und gewesen sind, würde ich lieber glauben als wissen lassen, wenn ich mich nicht in diesem Zusammenhange innerlich gedrängt fühlte, Ew. Hochwohlgb. um die Erlaubniss einer vertraulichen Mittheilung zu bitten. Als mir in diesem Winter Freund Welcker, von dem Gefühl hartnäckiger Gesundheitsleiden und anderem Kummer tief darniedergedrückt, zuerst seinen Wunsch eröffnete, sich von den administrativen Theilen seines Berufskreises entbunden zu sehen, um, was ihm noch von Zeit und Kraft vergönnt sei, neben Vorlesungen und Seminar auf die Vollendung seiner Mythologie, zu der ich ihn stets freundschaftlich ermahnt hatte, zu concentriren, da wagte ich es ihm vorzuschlagen, dass er doch lieber die praktischen Nebenämter, die ihm zur angenehmen Gewohnheit und wohlthätigen Zerstreuung geworden seien, beibehalten, dagegen sich vielmehr nach Seiten der Vorlesungen und des Seminars eine Erleichterung verschaffen möchte. Und zwar dieses nicht etwa, indem er diese Arten von Thätigkeit aufgäbe, sondern indem er sich wenngleich mit einigen Opfern von seiner Seite, um es jetzt kurz auszudrücken, schon bei seinen Lebzeiten einen Nachfolger zur Seite setzen liesse: einen Mitarbeiter, der, ihm genehm, bequem und befreundet, ihn in den Stand setze, nach Umständen und Bedürfniss zu lesen oder nicht zu lesen, Seminar zu halten oder nicht zu halten, in Deutschland zu bleiben oder zur Stärkung seiner Gesundheit den ihm so überaus wohlthätigen Aufenthalt in Rom zu wählen; einen Mitarbeiter und Stellvertreter, der wenn er einmal festen Fuss in Bonn gefasst hätte, die sicherste Garantie auch für das künftige Fortgedeihen der philologischen Studien in Bonn gewähren würde: mit einem Worte Otto Jahn, von dem ich wusste, dass ihn vor allen Welcker selbst sich am meisten als Nachfolger wünschte. In weichster Stimmung, wie er war, nahm Welcker meine Vorstellungen auf das Freundlichste auf, erwiderte mir, dass er alles bei sich wohl beherzigen und danach seine Entscheidung fassen wolle, und — ist niemals

wieder mit einem Wort darauf zurückgekommen. Ich kenne also den Gang seiner Ueberlegungen nicht; was aber auch immer die Motive seiner stillschweigenden Ablehnung gewesen sein mögen, gewiss sind es die ehrenwerthesten gewesen. Er kam weiterhin nur einfach auf den Plan, die Bibliotheks- und Museen-Verwaltung niederzulegen, zurück und bezeichnete es als seinen bestimmten Herzenswunsch, dieselbe auf mich übergehen zu sehen. Vergeblich bemühte ich mich, erst, ihn anderen Sinnes zu machen, dann, ihn wenigstens zu einem Aufschub seines Vorsatzes zu bewegen.

Auf mehrfaches Zureden von seiner Seite gab ich allerdings schliesslich die von ihm gewünschte Erklärung, dass ich, wenn sein Entschluss unweigerlich feststehe, meinerseits seinen Absichten zu entsprechen bereit sein würde, aber nicht ohne nochmals einen Versuch für Otto Jahn zu machen, indem ich Welckern von Neuem ans Herz legte, zu erwägen, ob nicht möglicher Weise grade das Oberbibliothekariat die günstige Handhabe werden könne, um etwa Jahn für dieses Amt, übrigens einstweilen auch nur als nominellen Professor mit wenig oder keinem Gehalt, nach Bonn zu ziehen. Es muss ihm auch dieses nicht eingeleuchtet haben, was ich begreife, da diese Combination ihr Ungewöhnliches und Schwieriges mit sich führen mochte; er hörte mich wieder freundlich an und liess die Sache nach wenigen, sehr wohlwollenden Bemerkungen für Jahn, unentschieden fallen. Seitdem erwähnte er überhaupt die ganze Angelegenheit nicht wieder, bis er mir im Januar, acht Tage nach dem Abgange seiner Schreiben nach Berlin, mittheilte, dass sie abgegangen und in welchem Sinne.

So nahe mir aber, wie Ew. Hochwohlgb. hieraus ersehen wollen, der Gedanke an Otto Jahn in Beziehung auf das Oberbibliothekariat lag, so fern ist er mir, ich gestehe es, in Beziehung auf die Besetzung der Custodenstellung geblieben. Er musste es zunächst darum bleiben, weil ich selbst classischer Philolog und für den bibliothekarischen Gesichtspunkt auch in hinlänglichem Maasse Archäolog bin, mein wesentliches Augenmerk also darauf gerichtet sein musste, mir eine Ergänzung zu suchen. Er konnte mir aber, abgesehen von dieser gehäuften Einseitigkeit, hauptsächlich darum gar nicht kommen, weil ich es in mehrfachem Betracht überhaupt für vollkommen unthunlich gehalten hätte, einem Manne wie Jahn eine so untergeordnete Stellung zuzumuthen. Konnte man einen Professor publicus ordinarius zum Bibliothekscustos machen? konnte man den mir gleichaltrigen und in wissenschaftlicher Geltung gleichstehenden nicht nur mir, sondern auch dem Bibliothekar Pape, der nicht einmal Dr. phil. ist, unterordnen? würde Jahn

selbst Lust gehabt haben, sich solche Unterordnung gefallen zu lassen? nnd wenn er sie sich nominell gefallen liesse, würde es wohl diejenige factische Unterordnung geworden sein, die der Bibliotheksdienst erheischt, in welchem der Oberbibliothekar und in seiner Vertretung der Bibliothekar dem Custos zu befehlen nicht nur das Recht, sondern auch den Muth haben muss? würden nicht vielmehr, nach dynamischer Auffassung des Verhältnisses, eigentlich zwei Oberbibliothekare neben einander gestanden haben? · Ferner, würde denn Jahn, beschäftigt mit litterarischen Arbeiten und Arbeitsplänen umfassendster Art, wie er ist, sich überhaupt entschliessen zu einer Stellung, die ihn regelmässig 5—6 tägliche Stunden jenen Studien und Arbeiten entzöge? würde er nicht in ganz anderer Weise als Schaarschmidt, dem das Dociren gewissermassen nur die geistige Würze seines Lebens wäre, jederzeit principaliter Gelehrter resp. Universitätslehrer sein, als solcher aber, wenn man ihn sich (auch etwa nur vorübergehend) als förmlichen Mitvertreter der classischen Philologie und des Seminars denkt, durch diese Berufsthätigkeit ganz anders in Anspruch genommen sein, als ein nebenbei nach freier Wahl docirender und zu keinem bestimmten Maass von Leistungen verbundener Philosoph? Ich wage keine einzige dieser Fragen, geschweige die Mehrzahl, mit einiger Zuversicht dahin zu beantworten, dass nicht die erheblichsten Bedenken zurückblieben. Zu alle diesem musste nun noch die Erinnerung an die grossen Schwierigkeiten hinzutreten, mit denen des, mit Jahn in gleicher Kategorie stehenden, Prof. Haupt Berufung nach Preussen hat erkämpft werden müssen, und daraus die gegründete Besorgniss erwachsen, dass die Beantragung Jahn's eine Entscheidung, an deren Beschleunigung Alles gelegen war, in's Unabsehbare hinausziehen, dadurch aber auch zugleich den unbequemsten anderweitigen Bewerbungsversuchen Thür und Thor öffnen möchte. Bei der Besetzung des Oberbibliothekariats hätte man es mit ansehen können, wei selbst ein zweijähriges Harren (wie bei Haupt) durch den mögl licher Weise glücklichen Erfolg reichlich aufgewogen gewese wäre: vorausgesetzt, dass sich Welcker bewegen liess, bis zu definitiven Wiederbesetzung im Amte zu bleiben; die Anstellun eines Custos aber pressirte. War es doch auch diese Uebe zeugung von der Dringlichkeit der Abhülfe, die mich von de Gedanken an Bernd's Pensionirung, als einer jedenfalls wei aussehenden und nicht über Nacht zu bewirkenden Maassreg vor der Hand abstrahiren liess und mir die einfache Coml nation empfahl, deren Genehmigung, wenn sie sich des Beifa Ew. Hochwohlgb. zu erfreuen gehabt hätte, durch des Her Ministers Excellenz das Werk weniger Wochen sein, dem wese

lichsten Bedürfniss genügen und eine Reform anbahnen konnte, die dann weiterhin durch die *curis posterioribus* zu überlassende Entfernung des Prof. Bernd zum Abschluss gekommen wäre. Jedenfalls schien mir dies bescheidener, als sogleich mit Anträgen auf eine Veränderung an Haupt und fast allen Gliedern hervorzutreten.

Ich habe mir erlaubt die Gründe anzudeuten, aus denen ich, wo es sich um die Besetzung einer Custodenstelle handelte, an O. Jahn gar nicht gedacht habe und, wie mir scheint, auch nicht denken konnte. Aber auch in dieser Beziehung ordne ich mein Urtheil dem Ihrigen ganz unter, und bitte E. H. in den nachstehenden Erklärungen den Beweis finden zu wollen, dass dieses keine Phrase ist. Wenn E. H. der Ansicht sind, dass die Stelle für Jahn passend und ihm genehm sei; wenn Sie glauben, dass er durchsetzbar sei, ohne dass durch zu lange Verzögerung der Anstalt ein zu grosser Nachtheil erwachse; wenn Sie finden, dass alle von mir angeführten Gründe nicht genug ins Gewicht fallen gegen den für unsere Universität daraus, dass Jahn hier festen Fuss fasse, hervorgehenden Gewinn: so bin ich gewiss der erste, der diese Aussicht mit freudigem Enthusiasmus begrüsst und in ihr die tröstlichste Schutzwehr gegen eine Gefahr findet, die mich schon oft bekümmert hat: die Gefahr nämlich, dass es nach Welckers dereinstigem Abgange Intriguen, die mit der Wissenschaft nichts zu thun haben, gelingen könnte eine Besetzung der vacanten Professur herbeizuführen, durch welche die unter Heinrich's, Näke's, Welcker's Pflege herangeblühten und seit meiner Wirksamkeit nicht abgeblühten philologischen Studien Bonns den empfindlichsten Stoss erleiden würden. Ich würde, wenn E. H. sich in diesem Sinne entscheiden sollten, von Stund' an aufhören auf Dr. Sch. zu bestehen, auch bereit sein, wofern Ihnen das wünschenswerth erschiene, selbst an Jahn zu schreiben, um seine Geneigtheit zu erkunden."

Zu S. 335. R. an Pernice 29. November 1854. „Theuerster Kronsyndicus, — — etwas Unverständlicheres ist mir lange nicht vorgekommen, als die tendenziöse Ausdeutung der in dem Jahnschen Briefe enthaltenen Trendelenburgschen Aeusserungen, die m. E. so gar nichts weiter als die allerunschuldigste und natürlichste persönliche Freundschaft athmeten, dass man ja des Teufels werden möchte, wenn so menschlich-naive Empfindungen nicht einmal sicher sind, nicht in die Schweite der politischen Parteifarbe gestellt zu werden. Indessen das ist vorbei. Ich habe natürlich nicht verfehlt, nachdem ich diese den frühern mündlichen so entgegengesetzten schriftlichen Expectorationen

gelesen hatte, bei meiner zweiten Anwesenheit in Berlin zu thun, was ich sonst im Hinblick auf allgemeine Interessen der Wissenschaft und auf specielle der Universität Halle unterlassen haben würde, nämlich alle Hebel in Bewegung zu setzen, um Jahns Berufung nach Bonn zu erwirken. Ob sie sich auch ohne das gemacht haben würde — ich weiss es nicht und es ist sehr möglich; genug, sie hat sich gemacht und Ihr könnt Euch *salva venia* den Mund, correcter, das Maul wischen und habt das Nachsehen."

R. an denselben. Bonn 8. Dec. 1854. „— — Verstehen wir uns doch recht, Liebster, von wegen des Jahnschen Briefes. Als ich auf diesen Philologen Dein Augenmerk zuerst schriftlich, dann auch mündlich lenkte, gabst Du mir zuerst schriftlich, dann auch mündlich zu erkennen, dass Du nicht abgeneigt seiest, Dir das Ding zu bedenken und Dir Personalkenntniss des Mannes zu verschaffen. Ich verstand diess, sowie ich es auch vollkommen verstanden hätte, wenn Du mit principieller Entschiedenheit jeden Gedanken an den Mann von vorn herein weit weggeworfen hättest. Denn man kann ja sehr gut begreifen und relativ gerechtfertigt finden, was der eigenen Anschauungsweise und Beurtheilung sehr entgegengesetzt ist. Kurz: da dem nun einmal so war, so habe ich allerdings hernach gar nicht verstanden (und es ist eigentlich das erste Mal, dass Du mir in solcher Weise unverständlich gewesen bist), wie Du von jenem Standpunkte auf einen so ganz verschiedenen — nicht etwa nur kommen konntest, sondern durch einen nach meinen Begriffen so völlig irrelevanten und unbeschreiblich unschuldigen Umstand, wie es Jahns Erwähnung der Trendelenburgischen Freundschaft für ihn war, gebracht werden konntest. Wenn Jahn ganz schlicht und einfach sagte, T. sei sein ältester oder einer seiner ältesten Freunde, — was in aller Welt liegt darin für Jahn Nachtheiliges oder für seine Berufung Bedenkenerregendes? Ob Herr T. Gothaner ist oder nicht ist, ob sonst Faiseur oder nicht, — ich weiss es nicht, will es aber herzlich gern glauben. Aber von dieser seiner politischen Farbe oder Stellung liegt doch wahrlich darin nichts, dass er sich als Freund für den Freund interessirt und dem stellenlosen Freunde eine Anstellung zu verschaffen behülflich ist! Würdest Du letzteres für mich nicht auch thun, ich möchte so oder so gesinnt sein, und Dir jede politische Interpretation einer solchen freundschaftlichen Theilnahme höchlich verbitten? Et cetera, etc.; das war nur so halt meine Meinung, als ich sagte, es thäte mir leid, durch Mittheilung eines höchst unschuldigen Briefes eine so tendenziös Auffassung hervorgerufen zu haben, die doch möglicher Weise

dem armen Jahn auch sehr hätte schaden können. — — Indem ich Ew. Liebden schliesslich alle Spitzen und Stacheln, Disteln und Dornen, mit denen Hochdero geneigtes Schreiben gespickt war, zu vergeben mich beeile, verharre treulich F. R."

Zu S. 337. An N. N. Wiesbaden 17. August 1856. „— — — *Amicus Plato, amicus Aristoteles, sed magis amica veritas.* Mit dem Begriff der *veritas* irgend einen Personennamen zu identificiren, bleibt eine Gotteslästerung, mag sie nun von schwächlichem Blödsinn ausgehen, oder . . . mit brutaler Tobsucht durchzusetzen versucht werden."

Zu S. 344. R. an Joh. Schulze 31. December 1859. „Unmöglich kann ich den Jahreswechsel vorübergehen lassen, ohne Ihnen, mein theuerster Gönner, die allerherzlichsten Glück- und Segenswünsche auszusprechen. Möge es den gütigen Göttern gefallen, Sie noch lange allen den Augen und Herzen zu erhalten, die auf Sie blicken als ihren Leitstern und Ihnen entgegenschlagen, als der unentbehrlichen Ergänzung aller ihrer Thätigkeit. Mich überfällt noch immer und immer eine tiefe Wehmuth, so oft mir der Gedanke nahe tritt (und es geschieht fast alle Tage) dass der umfassende Blick nicht mehr über uns und den akademischen Interessen wacht, der immer zu rechter Zeit zu gestalten und zu zügeln, auch wenn es Noth that, zu rügen und zu strafen, daneben aber stets zu ermuntern, anzufeuern, zu erheben wusste; der über dem Einzelnen und dem Persönlichen niemals das Ganze und das Sachliche aus dem Gesichtskreise verlor, aber zugleich festhielt, dass alle Sachen nur von Personen gemacht werden, und diese daher einer individuellen Berücksichtigung so werth wie bedürftig sind; der — mit einem Worte — immer zugleich leuchtete und wärmte. Den Gegensatz auszuführen würde mir nicht ziemen; aber gewiss ist, dass die gewissenhafteste Trockenheit nicht für den Enthusiasmus des Gemüths entschädigen kann, und blasse, schattenhafte, kellerpflanzenartige Unpersönlichkeit nicht lebendig macht und befruchtet. — Gott schütze Preussen, nicht nur in dieser Rücksicht, die man untergeordnet finden mag, sondern gegen weit drohendere Hammerschläge des Geschickes, die schon fern zu dröhnen scheinen. Und morgen ist wieder ein Neujahrstag! Der Tod des Herrn v. Raumer — er erfolgte gerade während meiner Anwesenheit in Berlin — ist mir recht nahe gegangen, so wie schon früher sein Rücktritt. Man konnte ja mit seinen Ansichten und Standpunkten vielfältig nicht einverstanden sein; aber ich habe ihn immer für eine durchaus wahre

gelesen hatte, bei meiner zweiten Anwesenheit in Berlin zu thun, was ich sonst im Hinblick auf allgemeine Interessen der Wissenschaft und auf specielle der Universität Halle unterlassen haben würde, nämlich alle Hebel in Bewegung zu setzen, um Jahns Berufung nach Bonn zu erwirken. Ob sie sich auch ohne das gemacht haben würde — ich weiss es nicht und es ist sehr möglich; genug, sie hat sich gemacht und Ihr könnt Euch *salva venia* den Mund, correcter, das Maul wischen und habt das Nachsehen."

R. an denselben. Bonn 8. Dec. 1854. „— — Verstehen wir uns doch recht, Liebster, von wegen des Jahnschen Briefes. Als ich auf diesen Philologen Dein Augenmerk zuerst schriftlich, dann auch mündlich lenkte, gabst Du mir zuerst schriftlich, dann auch mündlich zu erkennen, dass Du nicht abgeneigt seiest, Dir das Ding zu bedenken und Dir Personalkenntniss des Mannes zu verschaffen. Ich verstand diess, sowie ich es auch vollkommen verstanden hätte, wenn Du mit principieller Entschiedenheit jeden Gedanken an den Mann von vorn herein weit weggeworfen hättest. Denn man kann ja sehr gut begreifen und relativ gerechtfertigt finden, was der eigenen Anschauungsweise und Beurtheilung sehr entgegengesetzt ist. Kurz: da dem nun einmal so war, so habe ich allerdings hernach gar nicht verstanden (und es ist eigentlich das erste Mal, dass Du mir in solcher Weise unverständlich gewesen bist), wie Du von jenem Standpunkte auf einen so ganz verschiedenen — nicht etwa nur kommen konntest, sondern durch einen nach meinen Begriffen so völlig irrelevanten und unbeschreiblich unschuldigen Umstand, wie es Jahns Erwähnung der Trendelenburgischen Freundschaft für ihn war, gebracht werden konntest. Wenn Jahn ganz schlicht und einfach sagte, T. sei sein ältester oder einer seiner ältesten Freunde, — was in aller Welt liegt darin für Jahn Nachtheiliges oder für seine Berufung Bedenkenerregendes? Ob Herr T. Gothaner ist oder nicht ist, ob sonst Faiseur oder nicht, — ich weiss es nicht, will es aber herzlich gern glauben. Aber von dieser seiner politischen Farbe oder Stellung liegt doch wahrlich darin nichts, dass er sich als Freund für den Freund interessirt und dem stellenlosen Freunde eine Anstellung zu verschaffen behülflich ist! Würdest Du letzteres für mich nicht auch thun, ich möchte so oder so gesinnt sein, und Dir jede politische Interpretation einer solchen freundschaftlichen Theilnahme höchlich verbitten? Et cetera, etc.; das war nur so halt meine Meinung, als ich sagte, es thäte mir leid, durch Mittheilung eines höchst unschuldigen Briefes eine so tendenziöse Auffassung hervorgerufen zu haben, die doch möglicher Weise

demüthig im tiefsten Herzensgrunde und stand mit Klarheit und Festigkeit auf dem Boden des Protestantismus, wie es einem guten Pommern geziemt. Von dem Gymnasium in Stettin, wo ich ihm, dem Tertianer, durch mein Kopfschütteln bei fehlerhaftem Lesen seiner Mitschüler Furcht eingeflösst hatte, war er mit einer gründlichen Vorbildung im Griechischen und namentlich im Lateinischen abgegangen und hat er sein ganzes Leben hindurch eine Vorliebe für die classische Philologie bewahrt und noch seine letzten Musestunden der Beschäftigung mit griechischen und römischen Schriftstellern zugewandt. Nach seiner kurzen knappen Weise hat er mir während des Lebens seine Liebe bethätigt und von derselben auch in seinem schriftlichen Nachlasse ein unzweideutiges Zeugniss abgelegt. Ich liebte ihn aufs innigste und es war der natürliche Ausdruck meiner Empfindung, als ich die Worte des Abschieds, welche ich im Namen aller anwesenden Räthe des Ministeriums an ihn richtete, mit meinem Wahlspruche: *victrix causa diis placuit, sed victa Catoni* einleitete. Den auf Abschaffung des Latein als *os academicum* gerichteten Antrag der dortigen philosophischen Facultät (vgl. S. 146 „hätte er im Einverständnisse mit mir entweder ohne weitere Umstände kurzweg zurückgewiesen, oder, was seinem Verfahren noch mehr entsprach, ohne allen Bescheid zu den Akten genommen. Meines Erachtens sollte die dortige philosophische Fakultät, statt jenes Antrags, welcher hoffentlich ohne Erfolg bleibt, alles Ernstes Bedacht nehmen, sich für die wissenschaftlichen Fächer, welche gegenwärtig ungenügend oder gar nicht vertreten sind, mit frischen lebendigen Lehrthätigkeiten zu versehen und dem Marasmus, woran sie leidet, ein Ziel setzen."

Zu S. 346. Oeffentliche Erklärungen von Ritschl finden sich 1) in der Kölnischen Zeitung 1865 Nr. 151 (30. Mai) mit der Ueberschrift „Abgenöthigte Erklärung", gerichtet gegen eine Mittheilung in derselben Zeitung Nr. 148 („Bonn, 27. Mai") und einen Correspondenzartikel ebenda Nr. 141 vom 19. Mai; 2) ebenda Nr. 159 vom 8. Juni gegen eine in Nr. 156 abgedruckte Mittheilung eines „Mitgliedes der Bonner Minorität"; 3) in der Bonner Zeitung 1865 Nr. 147: „Antwort auf die 'Aufforderung' (Elberfelder Zeitung Nr. 172 vom 22. Juni) „des Herrn Professor Dr. Jahn" vom 28. Juni (vgl. Nr. 148 „Schlusswort" von Jahn, 29. Juni).

Zu S. 370. v. Moeller an R. 17. October 1865. „Hochgeehrter Herr Professor! Es ist in der That beschämend für mich, dass ein Mann wie Sie mit dem Gefühle von unserem Staate scheidet, er hätte leicht noch mehr gemisshandelt werden

können als es leider schon geschehen ist. Trotz der zur Geltung gekommenen Wucht des Hasses und stupider Befangenheit mag ich es doch nicht denken, dass man so weit hätte gehen mögen. Ich hoffe denn doch, dass im Schoosse dieser traurigen Angelegenheit schliesslich noch befriedigendere Wendungen für Sie liegen werden als die Beruhigung nicht noch schlechter behandelt zu sein. Für mich wird sie, so menschenverachtende Stimmungen sie auch in mir hervorgerufen hat, stets die Lichtseite Ihrer persönlichen Bekanntschaft behalten. Sollte ich je dazu beitragen können, dass die Ihnen widerfahrene Unbill gesühnt werde, so werden Sie mich bereitwillig auf dem Platze finden."

Zu S. 376. R. an den Ministerpräsidenten von Bismarck-Schönhausen 20. Juli 1865. „Hochwohlgeborner Herr, Hochgebietender Herr Ministerpräsident! Euer Excellenz wage ich es mit einem persönlichen Vertrauen, das seine Rechtfertigung allerdings nur aus sich selbst schöpfen kann, mit dem ganz gehorsamsten Gesuche zu nahen:

> Hochdieselben wollen meine gnädige Entlassung aus dem Königlichen Staatsdienste, welche ich laut Anlagen sowohl wiederholt von meines vorgesetzten Herrn Ministers Excellenz als auch mittels Immediateingabe vom 19. Juni d. J. von des Königs Majestät ehrfurchtsvoll erbeten habe, bei Seiner Majestät dem Könige dergestalt hochgewogentlich zu befürworten die Geneigtheit haben, dass mir dieselbe im Hinblick auf die schweren persönlichen Beeinträchtigungen, die mir aus längerem Verzuge erwachsen würden, in möglichst naher Frist möge huldvoll gewährt werden.

Dass ein preussisches Herz sich zu dem unwandelbaren Entschlusse gedrängt fühlen kann, sein preussisches Vaterland äusserlich aufzugeben, dafür darf Ew. Excellenz ich das hochherzige Verständniss zutrauen, wenn ich hinzufüge, dass es das unweigerliche Gebot des persönlichen Ehrgefühls ist — eines Gefühls, da keinen andern Richter ausser sich anerkennt —, wodurch ich zu dem schweren, aber unwiderruflichen Schritte moralisch genöthig worden bin. Es steht mir nicht zu, über das Seitens meine vorgesetzten hohen Behörde gegen mich eingehaltene Verfahre mich Ew. Excellenz gegenüber urtheilend zu äussern; was ic mir aber erlauben darf und mir zu meiner Rechtfertigung selb schuldig bin, das ist die Betonung der absoluten moralische Unmöglichkeit für mich, ferner einer Universität anzugehöre an welcher ein Curator wie Herr Beseler, und Collegen wie d

Herren Jahn und von Sybel im Bunde miteinander eine ununterbrochene Reihe amtlicher Kränkungen und Demüthigungen gegen mich herbeizuführen leider bis jetzt im Stande gewesen sind und voraussichtlich auch weiterhin im Stande sein würden."

Zu S. 377. v. Bismarck an R., Gastein 29. Juli 1865. „Ew. Hochwohlgeboren gefälliges Schreiben vom 20. ist mir auf der Reise von Carlsbad hierher zugegangen. So unwillkommen mir die Aufgabe war, zur Beschleunigung Ihres Ausscheidens aus dem bisherigen Verbande die Hand bieten zu sollen, so konnte ich doch, wenn die Umstände Ihnen den gefassten Entschluss als unabweislich erscheinen liessen, Ihr Verlangen nach baldiger Gewissheit nur als ein gerechtes ansehen. Ich habe daher Ihr Schreiben und dessen Anlagen zur Kenntniss des Königs gebracht. Seine Majestät haben mir eröffnet, dass die Verzögerung der Entscheidung lediglich in dem Umstande liege, dass Allerhöchstdieselben Sich schwer mit dem Gedanken vertraut machen könnten, dass Ihre bewährte Kraft dem preussischen Vaterlande, dem Sie bisher mit so hoher Auszeichnung angehört, verloren gehen solle. In diesem Sinne hat der König mir befohlen, Euer Hochwohlgeboren auszusprechen, dass Seine Majestät es lebhaft bedauern würden, wenn der von Ihnen kundgegebene Entschluſs unwiderruflich wäre, und Ew. Hochwohlgeboren nochmals zu fragen, ob letzteres der Fall ist und ob Sie Sich schon verpflichtet haben, dem Rufe nach Leipzig zu folgen. Sollte der Wunsch Sr. Majestät in Ihren Entschliessungen nichts mehr ändern können, so begreife ich, dass Sie baldige Gewissheit wünschen müssen, und schlage Ihnen in dem Falle vor, mich telegraphisch zu benachrichtigen. Ich werde dann, mit dem aufrichtigsten persönlichen Bedauern über diesen Ausgang, die Antwort des Königs so schleunig wie möglich erbitten, aber die Hoffnung nicht aufgeben, dass eine nicht ferne Zukunft Sie dem Dienste unseres engern Vaterlandes wieder zuführen werde.

Genehmigen Ew. Hochwohlgeboren den Ausdruck meiner vorzüglichen Hochachtung. v. Bismarck."

Zu S. 378. R. an Welcker 30. November 1856. „Hier der Margites: — zugleich mit meinem Danke für die freundliche Berücksichtigung meiner ganz unmassgeblichen Zusatzanträge zum Jahresbericht.

Dass ich den Inhalt Ihrer weitern Aeusserungen nicht theile, geht Ihnen wohl mit Sicherheit eben daraus hervor, dass ich es war, der die Erwähnung des Zunehmens der philologischen Studien in Vorschlag brachte. Aber auch Sie selbst, wenn Sie

niemand Unrecht thun wollen, schliessen sich gewiss der Ueberzeugung an, die ich seit fast 2 Jahrzehnten hundertmal selbst ausgesprochen und hundertmal von andern habe aussprechen hören, dass, was etwa an der Bonnischen Philologie zu loben ist, der in seltener Weise glücklichen Combination zweier sich so specifisch ergänzenden Naturen verdankt wird. Und diese Art innerlicher solidarischer Gemeinsamkeit, wie sie thatsächlich nicht vernichtet werden kann, brauchen wir uns auch, dünkt mich, für das eigene Gefühl trotz aller sonstigen Entfremdung doch nicht rauben zu lassen."

An denselben, 9. Mai 1857. „— — Das Seminar in Ihrem Namen mit zu eröffnen werde ich mich natürlich nicht weigern, wenn es Ihr bestimmter Wunsch wäre. Aber möchten Sie es nicht lieber bei dem alten collegialischen Wechsel lassen, demzufolge diessmal die Reihe an Ihnen wäre? Um ein Wort schriftlicher oder mündlicher Entscheidung durch den Ueberbringer bittend F. Ritschl."

An denselben, 11. Juli 1857. „Gäbe es nicht einen ganz unverfänglichen Standpunkt, unter dem wir es unbillig finden könnten, dass gemeinschaftliche auswärtige Freunde, die hieher kommen um uns zu sehen, mit leiden sollen unter dem, was sie nicht mit verschuldet haben? Wären Sie nicht abgeneigt diese Frage zu bejahen, so möchte ich mir die Anwendung auf den concreten Fall erlauben, dass ich die zweite Frage hinzufüge: ob ich etwa hoffen dürfte, Sie heute Abend zugleich mit Geel bei mir zu sehen? Es wäre für meine Auffassung durchaus kein Widerpruch, dass eine so speciell motivirte Condescendenz im Uebrigen nicht die mindeste Consequenz für Sie zu haben brauchte, und dass Sie mir doch herzlich willkommen wären."

An denselben, Samstag Abend 19. März 1859 (vgl. opusc. III 230 A. 257 A.). „Für die anmuthige Veranschaulichung des Locals, das dem verstimmten und mit der Welt zerfallenen Dichter zum letzten Zufluchtsorte diente, sage ich den besten Dank. Er würde sich verzwiefachen, wenn Sie mich wissen lassen möchten, was Ihr mythologisches Gefühl sagt zu einem Einwande, den mir J. Bernays macht gegen die p. VIII not beiläufig angebrachte Verbesserung bei Seneca *Hercule sexcentis operibus caelum merito*. Er schreibt: ‘die ἆθλοι des Herakles erregen so sehr den Begriff einer durch die Tradition fixirten Zahl, dass ein später Rhetor nicht füglich in solchem Falle ein

runde Zahl gebrauchen darf. Uebrigens scheint mir die ganze Erwähnung des Hercules zu dem Vorhergehenden und Folgenden, welches beides rein localer Natur ist, nicht recht zu passen, und es wäre vielleicht gerathen, hier, wie so oft in diesem von *ulcera* zugedeckten Seneca, recht tief einzuschneiden.' —"

An denselben, 2. Januar 1863. „Wenn Sie, Theuerster, wüssten, wie leid es mir gethan hat, 1) neulich um Ihren Besuch gekommen zu sein (ich war ganz ausnahmsweise einmal bei Schmidts zu Mittag), und 2) auch gestern nicht einmal zu Ihnen kommen zu können, wie ich so sehr wünschte, — Sie würden mich bedauern. Hoffentlich verlassen mich aber doch noch in diesen Ferien die fatalen *impedimenta* so weit, dass ich Ihnen mündlich sagen kann, wie herzlich ich wünsche, dass ich Ihnen auch zum 1sten Januar 1864 zu einem recht fröhlichen Neujahr gratuliren könne! Mögen alle guten Götter, die Ihnen so viel verdanken, Sie zunächst bis dahin, und dann weiter, unter ihren gnädigen Schutz nehmen. Treugesinnt wie immer Ihr F. Ritschl."

Zu S. 386. R. an Fleckeisen, Leipzig 9. November 1867. „Ich weiss nicht, was soll es bedeuten, dass ich jetzt öfter als je gemahnt werde, durch eine instinctartige Empfindung, an das *abire ad pluris*. 63 ist ein klimakterisches Jahr.

Vielleicht tritt dann doch Einigen der Gedanke nahe, in irgend einer Form ein Wort des Nachrufs zu sagen. — —

Ich sagte Dir einmal mündlich, dass Ein Zug, den G. H. an Valckenaer hervorgehoben[1]), mich lebhaft an mich selbst erinnert hätte: *ceteris quam maxime imparibus*. Indessen mit gebührender Berücksichtigung dieser Imparität wäre er doch vielleicht einmal zu meiner Charakteristik *tamquam praetereundo* mit zu verwenden, dachte ich so obenhin.

Aber was wirst Du dazu sagen, wenn bei einer andern Charakteristik, auf die ich heute zufällig stiess, mir ganz unabweisbar mein eigenes Bild immer und immer wieder vor die Seele trat? Wärest Du es nicht, keinem zweiten Menschen würde ich das sagen: und selbst Dir gegenüber fürchte ich den Schein der unverschämtesten Selbstüberschätzung. Aber denke nur um Gotteswillen nicht an quantitative Vergleichung: indessen bei der äussersten Bescheidenheit und Selbsterniedrigung, von

1) Lateinische Epistel an Naeke in Ritschl's opusc. I 763: *illius enim viri scripta hilaritate quadam tincta sunt, quasi ludentis lusumque has litteras deputantis.*

der man durchdrungen ist, kann man doch qualitativ gewisse Aehnlichkeiten principieller Art finden, die richtige Züge zu dem Bilde einer Persönlichkeit geben, indem man von dem Grade der Erfolge ganz und gar absieht. Ich meine aber speciell eben nur die Art und Weise, in der ein Lehrer auf seine Schüler wirkt und sie heranzubilden sucht und weiss. Sehr möglich, dass ich das eben nur von Hermann und Reisig erst gelernt habe; wenn ich aber lese, wie das in Betreff des erstern ein naher Kenner im Detail schildert, so kann ich nun einmal nicht anders als mir bei fast jedem Satze zu sagen, dass ich das der Intention nach von jeher gerade eben so gemacht habe. Und nun lache mich nicht aus, verspotte mich nicht, noch weniger despicire mich oder verurtheile mich moralisch, wenn ich Dir sage, dass alle die vorstehenden Gedanken oder Empfindungen bei mir hervorgerufen sind durch die heutige zufällige Lectüre von Platner über G. H. in Ztschr. f. d. Alterthumswiss. 1849 p. 3 f. Hier steh' ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir: Amen."

Zu S. 397. („Als Manuscript gedruckt) Ueber die Veröffentlichung der Briefe deutscher Gelehrten an den Kaiser Napoleon. Die französische Scandalliteratur die aus der indiscreten Publication von nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Schriftstücken Capital zu schlagen sucht, scheint sich leider auch in Deutschland immer mehr einzubürgern. Kaum ist die Entrüstung über die Veröffentlichung der Varnhagen'schen Tagebücher durch seine betriebsame Nichte Ludmilla Assing etwas in den Hintergrund getreten, so verschmäht selbst ein so angesehenes Journal, wie die preussischen Jahrbücher, nicht die Unwürdigkeit, auf die Scandalsucht des grossen Publicums speculirend aus verrotteten Pariser Blättern Briefe zu reproduciren, welche verschiedene deutsche Gelehrte in den Jahren 1865 und 66 an den Kaiser Napoleon geschrieben haben, unter ihnen besonders Friedr. Ritschl und Theod. Mommsen. Alle diese Briefe betreffen ausschliesslich Gegenstände der Wissenschaft und der Gelehrsamkeit, und beziehen sich namentlich auf Napoleon's 'Vie de Jules César' und seine dahin einschlagenden Studien. Insbesondere darf aus authentischer Information mitgetheilt werden, dass Ritschl bereits seit dem Jahre 1860 in fortgesetztem, vom Kaiser selbst veranlassten Briefwechsel mit Napoleon stand, worin er mit diesem — gerade wie es auch sonst zwei Gelehrte thun — die verschiedensten Fragen der römischen Staats- und Verfassungsgeschichte eingehend verhandelte; und dieser Briefwechsel wurde noch lebendiger, als Ritschl auf Napoleons Wunsch die Revision der deutschen Uebersetzung des 'Leben Cäsars' übernahm und im Laufe der Arbeit vom

Verfasser mehrfache eigenhändige Aufklärungen und Erläuterungen über die Auffassung dieser oder jener Stelle seines Werkes empfing. Es ist unter diesen Umständen vollkommen lächerlich, und darum ebenso gehässig wie lächerlich, wenn deutsche Zeitungen solche Briefe auszubeuten suchen, um daraus den Vorwurf eines unpatriotischen Servilismus abzuleiten, zumal da es sich speciell um das Jahr 1865 handelt, in welchem ebensowohl Napoleon mit Deutschland und insbesondere Preussen (dem R. damals angehörte), wie dieses mit Napoleon, in dem friedlichsten und (wenigstens äusserlich) freundlichsten Verhältniss stand. Beides aber, die Gehässigkeit sowohl wie die Lächerlichkeit, liegt am klarsten darin zu Tage, dass den deutschen Gelehrten eine 'byzantinische' Unterwürfigkeit darum aufgebürdet wird, weil sie in ihren Schreiben, wie jeder verständige und gebildete Mann thut, die conventionellen Formen und traditionellen Phrasen eingehalten haben, in denen sich der Verkehr von Privatpersonen mit gekrönten Häuptern zu bewegen pflegt und immer bewegt hat; dass sie also beispielsweise nicht schreiben: 'Vous recevez ci-joint' etc., sondern: 'Votre Majesté veuille agréer gracieusement' und dergleichen. Noch dazu ist wenigstens Ritschl für den Wortlaut solcher Wendungen darum um so weniger verantwortlich zu machen, weil sein in Rede stehender Brief an Napoleon gar nicht französisch, sondern deutsch geschrieben war und erst im Gaulois (oder welchem Pariser Journal sonst) ins Französische übersetzt, daraus aber in deutschen Blättern ins Deutsche rückübersetzt worden ist.

Aber das Mass dieses illoyalen Verfahrens wird noch weit überboten durch die schmähliche Perfidie, mit der auch aus einem reinen Privatbriefe Ritschl's an eine Madame Hortense Cornu, während beider Lebzeiten, ein Bruchstück abgedruckt wird, worin er in der vertraulichsten Weise und einem familiären Tone, der die einzelnen Worte nicht auf die Goldwage legt, ganz momentanen Stimmungen unbefangenen und legèren Ausdruck gibt, wie es in jeder Freundescorrespondenz alle Tage geschieht, ohne dass der Schreiber wünschen oder gefasst sein kann, seine Aeusserungen vor das grosse Publicum gezogen zu sehen, vor dem sie naturgemässer Weise in einem ganz andern Lichte erscheinen. Man ist auch hier in der Lage, aus authentischer Kenntniss zu versichern, dass das dabei in Betracht kommende persönliche Verhältniss das einer zwanzigjährigen intimsten, auch den jetzigen Kriegs- und Volkshass getreulich überdauernden Familienfreundschaft ist, geknüpft in einer Zeit, als die Empfängerin solcher Briefe zum Kaiser Napoleon in Folge des Staatsstreiches in der offensten Opposition stand; dass ferner diese Frau — eine selten gebildete, selbst von der Ac-

démie des inscriptions et belles-lettres ausgezeichnete und in Paris hoch geachtete Persönlichkeit, die übrigens nie zum Hofe gehörte —, als sie sich nach Jahren mit dem Kaiser wieder ausgesöhnt hatte, diese erneuerte Verbindung stets nur zu den geistig und moralisch liberalsten Zwecken in der uneigennützigsten Weise benutzt hat. Und was ist es denn nun eigentlich, was ihr R. vertraulich schreibt und was bei seinen Gegnern einen so zelotischen Zorn erregt? Dass Napoleon (1865!) als der mächtigste Monarch bezeichnet wird. Aber war er das etwa damals nicht? — Dass er ferner der wissenschaftlichgebildetste und gelehrteste der regierenden Fürsten genannt wird, mit einziger Ausnahme des Königs von Sachsen. Aber das wird R. noch bis auf den heutigen Tag aufrecht halten, und kann es mit sehr gutem Gewissen, sollten wir meinen. Und diese Anerkennung des Königs Johann muss doch jedem um so wahrhafter und aufrichtiger erscheinen, als eine seltene Prophetengabe dazu gehört haben würde, um im April 1865, wo man ihr Worte gab, ein Sedan von 1870 vorauszusehen, das doch allein die jetzige Veröffentlichung erst möglich und überhaupt denkbar gemacht hat. — Nichts Wesentliches ist hiernach noch übrig von Ritschl'schen Aeusserungen — obwohl dem Schreiber dieser Zeilen das betr. Heft der preuss. Jahrbücher augenblicklich nicht mehr vorliegt —, als dass Mommsen's römische Geschichte den Charakter eines verbissenen Parteistandpunktes an sich trage. Aber eine solche unmassgebliche Privatmeinung von dem übrigens so hervorragenden Werke zu hegen wird wohl kein Verbrechen sein, wenigstens nicht in den Augen der sehr Vielen, die sie theilen. Leipzig, im März 1871."

Zu S. 397. Aus dem R.schen Collegienheft über Aristophanes hat Herbert Pernice (R.s Pathenkind) in seine Uebersetzung und Erklärung der Frösche (Leipzig 1856) Vieles stillschweigend aufgenommen, ihn (ausgenommen zu V. 308 = 304 M.) nur erwähnend wo er dem Lehrer widerspricht (nämlich S. 7). Dies bemerkte letzterer in den Vorlesungen von 1867/8. „Er nun stellt die personificirte Kritik (sollte mans glauben?) als Mittelpunkt des Stücks dar!" Aus den letzten Nachschriften der Leipziger Periode mögen hier einige Entscheidungen der Textkritik und Erklärung verzeichnet werden:

7 ἐκεῖνο μόνον allein richtig. 14 Λύκις festgehalten, der vielleicht nur einmal aufgetreten ist und sich dabei lächerlich gemacht hat. 15 Dindorfs Athetese angenommen. 20 ἐρεῖ gegen Cobet festgehalten. 28 ὅ γ' ἐγὼ 'χω mit Meineke 57 ἀπαπαῖ. Ἡρ. ξυνεγένου τῷ Κλειcθένει 63 μυριάκις γ ἐν τῷ βίῳ 76 οὐ mit Bentley 83 ἀποίχεται 87 Aus

fall von zwei Hemistichien mit Meineke 90 wie Meineke 105 in den Scholien vielmehr eine Lücke anzunehmen als Ἀνδρομάχη zu ändern. 116 dem Herakles zu lassen. 118 ὅπη mit Ven. 140 das θεωρικόν gemeint. 151 nach 153 wie opusc. V 272 ff. 165—169 wie opusc. V 281 ff. 169 ἔχειν, am Rande eigenhändig ὀχεῖν 179—183 wie opusc. V 279 ff. 186 ὄνου πλοκάς (πόκους?) 187 Ταίναρον gegen Meineke gehalten als Eingang in die Unterwelt. 190 ἔμβαινε 193 οὐκοῦν ohne Frage besser (eigenhändig am Rande). κύκλῳ] τρέχων vorzuziehen, denn Xanthias läuft nur um den halben See: vgl. Lobeck paralip. II 532 199 οἵπερ ἐκέλευες 204 ἁλαμίνιος] „Vielleicht liegt hierin eine Beziehung darauf, dass zwischen Athen und Salamis (vgl. av. 147) täglich ein öffentliches Boot ging, um die Verbindung zu unterhalten: der welcher nicht einmal nach Salamis gefahren ist. Ausserdem ein vollkommen Feiger und Seeuntüchtiger." 207 βατραχοκύκνων von Bothe vielleicht richtig. ὦ ὀπὸπ, ὦ ὀπόπ 226 vielleicht ἀλλ' ⟨ἐξαρατοὶ⟩ ἐξόλοισθ' 245 μέλεσσιν mit Kock 252 μανθάνω 256 οἰμώζετε = vapulate: Dionysos schlägt mit dem Ruder nach den Fröschen. 267 τῷ 209 ff. Composition des Froschliedes. Der ganze Chorgesang zerfällt in 3 Theile:

I. προῳδός 209—221

II. σύστημα α′ 222—225 ἀντισ. α′ 235—238 (Lücke nach ἔστερξαν)
σύστημα β′ 226 f. ἀντισ. β′ 239 f.
στροφή 228—234 ἀντιστρ. 241—250.

III. Schluss aus drei gleichartig componirten Systemen bestehend:
σύστημα γ′ 251—256
σύστ. δ′ 257—262
„ ε′ 263—268

284 ἀγώνισμα Siegespreis 286 Δι. ποῦ ποῦ; Ξ. ἐξόπισθεν. Δ. ἐξόπισθεν νῦν ἴθι. 290 τοτὲ μὲν . . . τοτὲ δὲ 304 „denn nach dem Sturm ich leise Still' aufsteigen seh." 309 τάδε προσέπτατο 312 ff. Δ. οὗτος. Ξ. τί ἔστιν; Δ. οὐ κατήκουσας; Ξ. τίνος; Δ. αὐλῶν πνοῆς. Ξ. ἔγωγε . . . μυστικωτάτη. | Δ. ἀλλ' ἡρεμί κ. τ. λ. 324 ff. Composition: I. Vom gesammten Chor gesungen 324—336 ~ 340—352 M. II. Parabase 354 ff. vom Koryphaios vorgetragen in der Person des ἱεροφάντης. III. Freie anapästische Systeme 372—376 ~ 377—381 wohl von den beiden ἡγεμόνες vorgetragen. IV. Anapästische Tetrameter 382 f. vom Koryphaios gesprochen. V. Iambische Dimeter 384—388 ~ 389—393. Man sollte Gesammtchor erwarten, aber in den codd. ἡμιχόριον. VI. Das eigentliche Iakchoslied 394—401. 402—407. 408—413, drei Strophen, von je $^1/_3$ Chor vorgetragen. Wo im Drama sich 3 Strophen entsprechen, ist auch Dreitheilung der

Choraufstellung anzunehmen. VII. 414 f. Dionysos und Xanthias. VIII. 416 ff. Spottreden in 8 Systemen von je 3 Versen, von denen der Chor 6 zu sprechen hat, κατὰ στοίχους, von je einer Person des Chors in der Front ausgehend. Mit 431—433 fällt Dionysos ein, 434—436 antwortet der Chor, 437—439 zwischen Dionysos und Xanthias vertheilt. IX. 430—447 vom Koryph. gesprochen. X. 448—453 ~ 454—459 dem ganzen Chor zuzutheilen. 336 μετὰ μύσταισι 344 φλέγεται δὴ φλογὶ λειμών mit Fritzsche. 357 μήτε 366 ἐπᾴδων 369 τοισίδ' ἀπαυδῶ mit Porson 374 abzutheilen: λειμώνων | ἐγκρούων κἀπισκώπτων und im Antisystem 379 τῇ φωνῇ | μολπάζων, ἢ τὴν χώραν. Aber weil der Monometer sonst in allen Systemen den vorletzten Vers bildet, λειμώνων und τῇ φωνῇ vielleicht Interpolationen.

376 ἡσίτηται mit Halm 400 ff. abzutheilen: πρὸς — ὡς | ἄνευ πόνου | πολλὴν ὁδὸν π. 406 καὶ τὸ — ὥστ' | ἀζημίους | παίζειν τε καὶ χ. 422 τὸν Κλεισθένους 445 θεαῖσιν

Die Länge des ersten Theils der Komödie wird damit erklärt, dass der folgende Wettkampf zwischen den beiden Dichtern für die grosse Masse des Volkes weniger Fesselndes bot. „Um nun einem Misserfolg, wie ihn Ar. bei einem idealen Thema schon einmal (in den Wolken) erfahren hatte, vorzubeugen, sucht er die Zuschauer erst durch drastische Scherze zu gewinnen."

Hier mag auch noch folgende Stelle aus einem Briefe R.s an Welcker vom Juni 1868 ihren Platz finden:

„— — Wenn ich Ihrer, theuerster Freund, fast täglich in Liebe und Treue gedenke — auch ohne durch Ihr meinem Arbeitstisch gegenüber hängendes Porträt an Sie erinnert zu werden —, so habe ich doch während des ganzen letzten Winters noch eine besondere Veranlassung dazu gehabt. Ich las über die Frösche, und musste mir dabei immer aufs Neue die Thatsache verlebendigen, dass Sie doch der allererste (noch vor Wieland, so viel ich sehe) gewesen sind, der — nach so langer Versunkenheit und Vertrocknung dieser Studien — das Verständniss des Aristophanes und den Geschmack an seinen unvergänglichen Schöpfungen in Deutschland, und damit überhaupt wiedererweckt hat. Mit welcher Heiterkeit erfüllte mich's, als ich zu den Versen 345 ff.

γόνυ πάλλεται γερόντων,
ἀποσείονται δὲ λύπας,
χρονίους τ' ἐτῶν παλαιῶν ἐνιαυτούς,
ἱερᾶς ὑπὸ τιμᾶς —

Ihre in ihrer Kürze so prägnante Anmerkung las: 'darin ist ein Schwung, wie in dem rheinischen Winzerlied:

Da droben am Hügel,
Wo die Nachtigal singt,
Da tanzt der Einsiedel,
Dass die Kutt' in die Höh springt!'

Und als ich diese 'Parallelstelle' vom Katheder aus mittheilte, bemächtigte sich dieselbe Heiterkeit des ganzen vollen Auditoriums in schallendem Jubel. Und doch waren es nur ehrsame Sachsen, keine fidelen Rheinländer!"

Mittheilungen aus den Zuhörerheften über die Sieben des Aeschylos. V. 13 ὡc τὸ cυμπρεπές cf. Eurip. Ion 1249 „nach Massgabe seines Alters". Diese Erklärung wird noch gestützt durch das Schol. zu 12, welches sicher hierher gehört. [Am Rande von eigner später Hand: ὥcπερ τὸ δίκαιον.] 20 am Rande mit Blaustift: πιστός τις ὡς γένοιτο 21—29 wie opusc. I 744 43 μηλοcφαγοῦντες Parodos 78—161: vgl. opusc. V 225 ff. 78 νέορτα θρεῦμαι (Bleistift) 83 ἤδη ἐμᾶc χθονὸc | πεδί' ὁπλόκτυπ' ὠτὶ χρίμπτει βοὰν ποτατάν 86 ἰὼ ἰὼ θεοί, | ἰὼ ἰὼ θεαί | εἰcίδετ' ὄρμενον 88 ὑπὲρ πυλᾶν 93 πάτρια ποτιπέcω βρέτεα δαιμόνων nach Valckenaer. 102 ἰὼ χρυcεοπήληξ δαῖμον ἔπιδ' ἔπιδε τάνδε πόλιν ἄν ποτ' 104 θεοὶ πολιάοχοι, ἴτ' ἴτε πάντες εἰcίδετε παρθένων 110 ὄρμενον 114 coβεῖ· διὰ δέ τοι (Bleistift μοι) γενῦν ἵππίων 117 πυλᾶν ἐξόδοιc 118 προcίcτανται πάλῳ λαχόντες λόχους ἕκαcτος 133 cὺ δ' ὦ Λατωΐα κόρα τόξον εὐτυκάζου 139 ἔ ἔ ἔ ἔ gestrichen 147 καὶ Διόθεν ἐκ „Einzelpersonen rufen immer nur eine Gottheit an." (Bleistift) 151 παναρκεῖc 155 πανδίκως 160 ἄρξατε oder εἴρξατε oder ἔλθετε (Bleistift) 169 πω mit Heimsoeth 176 gestrichen: vgl. opusc. I 304 183 ἤκουcας; ἦ 194 θεοῖcι νιφάδοc 201 ναοὺc ἁλούcηc mit Frey 208 τύχηc cωτῆροc = opusc. I 741 211 ὕπερθ' ὀμμάτων 212 ἀνορθοῖ 222 ποτίφατον κλύουc' ἀνάμιγα πάταγον 223 τάνδ' ἐc ἄκραν cκοπάν 227 Komma gestrichen 232 δ' gestrichen 287 ἀντίοιc ἀφέντεc 299 ῥύτορεc ⟨ἔcτ'⟩ | εὔεδροί τε cτάθητ' 314 τοι 338 ποῖ' ἐκ τῶνδ' 340 κύρcαc πικρὸν ὄμμα = opusc. I 372 345 τλήμονεc εὖτ' ἂν 348 ἐλπὶc ἢ 'c τὸ (νυκτερὸν τέλοc Besteigen des Lagers ihres Herrn) 349 ἀλγέων ἐπίρροθον = Vermehrer der Noth, weil das Weib fühlen muss, dass der Reiche sie für seine Lüste kaufen will. 389 τῶνδ' = opusc. I 349 410 πέδοι 543 τᾶν 665 und 666 umzustellen. 697 νίκην γε μέντοι μὴ κακὴν

Die grosse Botenscene rechtfertigte R. gegen den Vorwurf unverhältnissmässiger Länge zunächst durch die Bemerkung, dass die eigentliche Handlung des Stückes, der Kampf der Thebaner gegen die Feinde, auf der Bühne nicht dargestellt werden konnte, daher der Dichter gewisse Mittel anwenden musste, um ihn lebhaft zu schildern. Dies geschah erstens durch die Wahl des Jungfrauenchors, zweitens durch die Charakterbilder der Kämpfer, welche in den Doppelreden des Boten und des Eteokles

vorgeführt werden. Die Vorstellung dagegen, als ob die sechs Thebanischen Heerführer auf der Bühne zugegen gewesen wären, um dann einzeln von Eteokles auf ihre Posten geschickt zu werden, verwarf er als eine moderne, der Einfachheit antiker Kunst widerstrebende. Die Ausdehnung jener Botenscene aber wird noch ferner erklärt durch die Absicht des Dichters, den Uebermuth der feindlichen Heerführer und damit das Maass ihrer sittlichen Schuld wenn auch nur durch den Mund des Berichterstatters darzulegen.

Bei der Beurtheilung des scheinbar unbefriedigenden Ausganges der Tragödie, obwohl es doch Schlussstück der Trilogie war, wies er auf die Verschiedenheit des Aeschyleischen Standpunktes von dem unsrigen hin. Als Aeschylus dichtete, seien die Mythen noch nicht zum Abschluss gekommen; die Folge von Conflicten und Verwicklungen, wie Sophokles sie darstellte, sei noch nicht Eigenthum des Volksbewusstseins gewesen; also hätten auch die Zuschauer den Mangel eines Abschlusses nicht wie wir empfunden. Der Dichter habe sich begnügt ahnen zu lassen, dass schliesslich nach schauerlichen Schicksalen Friede und Ruhe im Thebanischen Königshause eingekehrt sei. Der Vorsatz der Antigone, den Bruder zu bestatten, gelte als die That selbst. Dieser Schluss aber habe dem Sophokles Veranlassung gegeben die Antigone zu dichten.

Ueber Welckers Aeschyl. Trilogie: „Der Verfasser ist ein glücklicher Goldgräber, der aber seine Funde mit starken Schlacken aus der Erde hervorholte. Darauf wurde nun mit Hämmern so lange geschlagen, bis ein goldener Kern übrig blieb, welcher der Wissenschaft zu Gute kam."

Zu S. 408. Das vom 14. April 1866 datirte, umfangreiche Gutachten für den Rath der Stadt Leipzig beruhte auf den sorgfältigsten und vielseitigsten Ermittelungen bei allen Quellen und Autoritäten (Schulmännern wie Statistikern), die dem Verf. zu Gebote standen. Wir beschränken uns auf Mittheilung einiger Partien von allgemeinerem pädagogischem Interesse.

„Ueberfüllung der Classen ist, nach dem einstimmigen Bekenntniss, ja Schmerzensruf aller Gymnasialdirectoren in grössern Städten, der böse Feind, der mit jedem Jahre schwerer zu bekämpfen wird. So sehr zuzugeben ist, dass eine allzu dürftige Schülerzahl, sei es der gesammten Anstalt oder einer einzelnen Classe, nicht das freudige Streben erwachsen lässt, welches von dem stärkenden und anregenden Gefühl einer grössern Gemeinschaft genährt und getragen wird, so gewiss giebt es eine Grenze, jenseit deren ebenso die individuelle Entwickelung der Lernenden beeinträchtigt, ja verkümmert, wie die Kraft des Lehrenden durch

Ueberanstrengung gebrochen wird. Man denke nur in letzterer Beziehung an die markaussaugende Qual einer wöchentlichen oder auch nur zweiwöchentlichen Correctur von 50 und mehr schriftlichen Arbeiten, für welche *crux praeceptorum* es trotz verschiedenartigster Versuche der Schulpädagogik noch nicht gelungen ist ein praktisches Heilmittel zu finden, das nicht noch grössere innere Uebelstände mit sich führte.

Dass eine Classe von 30 Schülern das wünschenswertheste Maass einhalte, dass ihrer 40 das Maximum des Gesunden bilden, jede weitere Ueberschreitung schon vom Uebel ist und mit 50 auf der Grenze steht, wo das irgend Erträgliche schlechthin aufhört, das ist die wohl ganz allgemeine, erfahrungsmässige Ueberzeugung aller Sachverständigen. Auf die Gesammtzahl berechnet, ergiebt sich hiernach das Verhältniss, dass ein wohlbestelltes Gymnasium, wenn es einmal nicht unter 300 Schülern bleiben kann, doch möglichst wenig über 300 hinausgehen, in keinem Falle aber die Zahl von 400 überschreiten dürfe, wofern das Ziel erreicht werden soll, dass der Lehrer, insonderheit auch der Director die Fortschritte der einzelnen Schüler gewissenhaft verfolge, eingehende Kenntniss von ihren Leistungen nehme und einen ununterbrochenen Einfluss auf ihr sittliches Verhalten in und ausser der Schule — zumal in einer grossen Stadt — ausübe. Ueberall, wo unter dem Druck unausweichlicher Verhältnisse jene Normen überschritten werden, macht sich zuerst vielfache Unzuträglichkeit, allmälig ein sich steigerndes Bedürfniss, zuletzt die unabweisliche Nothwendigkeit einer Erweiterung der staatlichen oder städtischen Lehrmittel des gelehrten Unterrichts geltend. Die dafür aus Deutschland anzuführenden Belege mehren sich von Tag zu Tag, und dies um so mehr, je stätiger sich zugleich die Erscheinung wiederholt, dass, nachdem ein bis zwei Decennien hindurch die im Gegensatz zur Gymnasialbildung errichteten Realschulen eine entschiedene Bevorzugung im Kreise der industriellen Lebensberufe gefunden hatten, sich allmälig wieder ein sehr bemerkbarer Umschwung zu Gunsten des Gymnasialunterrichts auch für die praktische Lebensthätigkeit durchzusetzen begonnen hat. Wenn ich diesen Umschwung im Verlauf von 20 bis 30 Jahren namentlich auch im preussischen Rheinlande und in Westphalen (wenigstens in dem protestantischen Theile Westphalens) sich unter meinen Augen habe vollziehen sehen, so wird dieselbe Erfahrung auch für Leipzig durch die Andeutungen bestätigt, welche in dieser Beziehung das geehrte Schreiben vom 8ten vorigen Monats selbst an die Hand giebt."

Es folgen sehr eingehende statistische Erörterungen über das Verhältniss der Bevölkerungsziffer zur Zahl der Gymnasien in Deutschland, insbesondre im Königreich Sachsen, aus welchen

der naheliegende Schluss für das Bedürfniss Leipzigs gezogen wird. Es liege übrigens am Tage, dass diese Stadt einer so grossartigen Zukunft entgegengehe, dass die bisherigen Zahlenverhältnisse alle Geltung verlieren. „Darf man einer prophetischen Wahrscheinlichkeitsrechnung Raum geben, so wird sich, ehe ein Jahrzehnt vergangen ist, für die locale Ausdehnung der Stadt und die Höhe ihrer Bevölkerung viel eher die Unentbehrlichkeit eines dritten Gymnasiums fühlbar gemacht haben, als dass ein einziges, wenn es nicht eine wahre Monstreanstalt werden soll, dem Bedürfniss noch entfernt genügte." Rücksichtlich der Gliederung der 9jährigen Gymnasialperiode hält der Verf. an der bestimmten Ueberzeugung fest, dass anderthalbjährige Curse am wenigsten, vielmehr einjährige für die unteren und zweijährige für die oberen Classen als das weitaus Angemessenste zu empfehlen sind, unbeschadet einer etwaigen Scheidung der höheren Classen in Ober- und Unterclasse oder einer Verdoppelung der untern durch Parallelclassen. Ueber die Schwierigkeiten, welche die Leitung einer allzugrossen Lehranstalt mit sich bringt, wird u. A. bemerkt: „Wenn auch der beste Mann gefunden ist, wird ihn nicht die reingeschäftliche, die wesentlich äusserliche, formale Leitung eines so umfangreichen Organismus mit seinem massenhaften Detail in einer Weise in Anspruch nehmen, die seine Kraft nahezu aufzehrt und die innere Einwirkung, die geistige Thätigkeit auf ein Minimum reducirt oder doch in bedauerlichem Grade zurücktreten lässt? Wird er den Schülern der Lehrer und Erzieher bleiben, der sie mit liebevoller, dem Einzelnen gewidmeter Hingabe und Ueberwachung von Stufe zu Stufe bis zur Reife führt? seinen Collegen das Vorbild, das er ihnen als Meister des Unterrichts und der Pädagogik, sowie als Mitarbeiter der Wissenschaft sein kann? wird ihm Zeit und Stimmung bleiben für die geduldige Kunst, jene harmonische Uebereinstimmung, jenes einheitliche Zusammengehen seines Lehrer-Collegiums zu bewirken, welches eine so wesentliche Bedingung des Gedeihens einer Anstalt ist? Mit Einem Worte, wird ein solcher Mann nicht nothwendig aus einem der ganzen Anstalt ein geistiges Gepräge aufdrückenden Director, wie er sein soll, mehr oder weniger ein reiner Verwaltungsmann? Und im Zusammenhange hiermit: kann nicht jede künftige Neuwahl die Verlegenheit erneuern, ob man, wenn sich die erforderlichen Eigenschaften nun einmal nicht alle in Einem Manne vereinigt finden, sich lieber für ein grosses Verwaltungstalent oder aber für eine hervorragende wissenschaftliche Directorialkraft entscheiden, d. h. in beiden Fällen eine unausgefüllte Lücke lassen soll? — Ein ganz besonderes Gewicht möchte ich aber auf das oben erwähnte collegialische Verhältniss und einmüthige Einverständniss des gesammten Lehr-

körpers legen, der, je mehr er sich der Idee eines durch gemeinsame Interessen und Thätigkeiten zusammengehaltenen Familienverbandes nähert, desto erfreulichere Erfolge bei der ihm anvertrauten Jugend erzielen wird. Auch unter diesem Gesichtspunkte leuchtet es ein, dass, je zahlreicher ein Lehrercollegium ist, desto mehr es einem Auseinanderfallen seiner Glieder ausgesetzt ist, und dass ein mässiger Lehrerkreis weit mehr von den Bedingungen erfüllt, von denen ein ächt menschliches Zusammengehen abhängig ist.

Das schon oben betonte Nebeneinanderwirken verschiedenartiger Kräfte wird sich aber nicht minder, als an Persönlichkeiten, auch an wetteifernden Anstalten im Ganzen segensreich erweisen. Es liegt in der Natur der menschlichen Dinge, dass jede einzelne Anstalt allmälig eine gewisse Einseitigkeit in sich herausbildet, die theils ein Mangel, theils eine Tugend sein wird.

Im erstern Falle also, welche Wohlthat, wenn für eine solche Einseitigkeit sogleich ein Gegengewicht und damit jederzeit eine Art von Correctiv in dem Danebenbestehen einer anders gearteten Schwesteranstalt gegeben ist! Im zweiten Falle dagegen, welcher nicht geringere Vortheil für die Gesammtheit von Staat oder Stadt, dass überhaupt der individuellen Entwicklung ein weiterer Spielraum eröffnet ist, dass statt uniformer Schulung eine freiere Mannichfaltigkeit der Gesammtbildung Platz greift! — Was die moralische Macht einer alten Tradition vermag, um einer Lehranstalt einen gewissen selbständigen Typus, einen gleichsam persönlichen Charakter zu geben, der als ein unschätzbares Gut um so sorglicher zu erhalten und zu pflegen ist, je unsicherer der Erfolg jeder Neugestaltung bleibt: — dafür giebt es in Deutschland kaum ein leuchtenderes Beispiel als das der sächsischen Fürstenschulen und der Leipziger Thomana und der Nicolaitana. Nimmt man nun hinzu, welch wirksamer Factor für das Gedeihen des geistigen Bildungsgeschäfts, bei Lehrenden und Lernenden, die Rivalität, d. h. der Sporn eines edeln Wetteifers zwischen zwei (oder mehrern) in derselben Grossstadt neben einander wirkenden Anstalten ist, so dünkt mich, müsste dem gegenüber jedes Verlangen nach einer Vereinigung unserer beiden Gymnasien verstummen. Mit welchem Selbstgefühl und gerechtem Stolze sagt noch nach Jahrzehnten ein ehemaliger Zögling von Schulpforte, von Meissen, von Leipzig: 'ich bin ein alter Portenser', 'ein Afraner', 'ein Thomaner', 'ein Nicolaitaner'! Und dieses schöne Pietätsgefühl, welches sich von Generation auf Generation forterbt und die Quelle rühmlichster Bestrebungen wird, sollte jetzt auf einmal, mit Verleugnung einer bereits drei bis vier Jahrhunderte nachwirkenden Vergangenheit, unwiederbringlich vernichtet und gegen eine in ihren Früchten nicht vorauszuberechnende Neuschöpfung aufs Spiel gesetzt werden?"

Zu S. 427. An O. R. 24. Sept. 1871. „— — *Triste est, sed est ita.* Aber ich war ein gar geplagtes Thier, trotz der Ferien. Täglich 3—4 mal gingen Correcturen, Redactionen, Manuscriptanfertigungen etc. etc. sich durchkreuzend und athemlos ablösend durch einander. Anderes wird Dir später zu Gesicht kommen: eine Kleinigkeit lasse ich Dir gleich jetzt mit diesen Zeilen zugehen. *Meo voto* ist es das Beste, was ich bis dato gemacht habe: aber freilich sein jüngstes Kind pflegt ja der zärtliche Papa immer am liebsten zu haben. — Im Uebrigen ist doch das stillvergnügte, lediglich zu eigener Befriedigung unternommene, nach dem Gewirr und Geschwirr und Gezänk der Welt gar nicht fragende, ruhige Fortarbeiten an selbstgewählten Thematis, zu denen die Neigung gerade hinzieht, die beste, ja die einzige Panacee gegen Leiden, Verdruss, Sorge, Trauer und Mühsal, mit denen uns, je älter wir werden, das Leben um so weniger verschont. 'Leben heisst ein Kämpfer sein.' Doch nicht zu vergessen, wenn man's haben kann, noch ein Ingrediens: persönliche Theilnahme und mitempfindendes Verständniss an und für die mehr oder weniger gerathenen Früchte hingebender Thätigkeit ...."

Zu S. 436. R. an Löwe 26. October 1875. „— — — Was die 8 ersten" (Plautusstücke) „betrifft [ich meine übrigens, dass das Ganze in 5 Bände vertheilt werde, jeder = 4 Stücke, also die 12 letzten = vol. I—III in beliebiger Reihenfolge, je nachdem sie gerade fertig werden, die 8 ersten = vol. IV. V wiederum in beliebiger Reihenfolge], so war mein Plan von jeher dieser. Zwar nicht den Vetus allein, resp. in Verbindung mit *D*, zu geben, aber wenig anderes Handschriftliche dazu: denn alle andern Handschriften sind zwar keinesweges aus *B* geflossen, aber aus einem diesem so verwandten Codex, dass, wenn wir diesen *x* hätten, dieser zwar zur Ergänzung von *B* und neben ihm recht erwünscht wäre, er sich aber aus den unendlich zersplitterten, unter einander abweichenden, durch Nachlässigkeit und Interpolation entstellten jüngern Handschriften schlechterdings nicht reconstruiren lässt. Es muss genügen, für diese ganze Classe ein paar der ältern und relativ correcten Codd. auszuwählen. Solche giebt es, uns zunächst liegend und bequem benutzbar, weil jederzeit nach Leipzig zur Stelle zu schaffen, mehrere in theils Leiden theils Wolfenbüttel. Aus ihnen also wären etwa 2 auszusuchen und ihre Varianten mit denen von *B*(*D*) zu verbinden: voilà tout. Gar viele andre in Italien habe ich darauf angesehen und stellenweise zur Probe verglichen, aber nie gefunden, dass, in allem Wesentlichen, irgend einer vor allen

übrigen sich so hervorhebe, dass er neben *B* besonders zu bevorzugen wäre: was durchaus auch von der Harlejanischen gilt. Leicht können Sie sich davon selbst überzeugen, wenn Sie sich in der Vaticana einmal die in opusc. II p. 231 aufgezählten Palatini vorlegen lassen und für irgend eine bestimmte Scene mit dem Vetus zusammenhalten."

Zu S. 436. R. an Löwe 7. Juni 1876. „— — Trinummus (in usum scholarum) = blosser Textabdruck, aber vielfach verändert, und in ausführlicher praefatio alles seit 1871 beigetragene zusammengestellt und mit Epikrisis versehen: das ist mein erst in diesen Tagen gefasster Gedanke, über den ich nun aber erst mit Schmitt verhandeln muss. Fünf Monate haben wir vor uns, um das Ding bis Ende October fertig zu bringen: im Winter lese ich über Trinummum. In der grossen Ausgabe habe ich mich absichtlich vielfach conservativ gehalten; hier will ich etwas mehr *elegantiae consulere* und theils etwas freier, theils im Formellen (z. B. *hau, haud* etc.) *praeter codices* constanter verfahren. Hübsch wäre es, wenn sich ein paar Sächelchen von einiger Erheblichkeit aus *A* über St. hinaus beibringen liessen vor dem Abschluss. Ihr *batillum* und manches andre wird auch darin paradiren."

Zu S. 443. R. an Fleischer 12. April 1875. „Hochwürdigster Herr College, Es sind gerade 50 Jahre, seit ich den letzten hebräischen Text auf der Schule vor Augen hatte. Kein Wunder daher, dass ich das beifolgende Inserat des Tageblatts nicht mehr ausreichend habe transscribiren können. Das Unterstrichene" (einige Kunstausdrücke) „verstehe ich nicht. Ich bin aber eigensinnig genug, mich auf die Enträthselung zu versteifen, wenn sie mir auch nur durch fremde Hülfe gelingen kann. Wollten Sie mir die Ihrige durch ein paar freundliche Fingerzeige zu Theil werden lassen, so wäre Ihnen sehr dankbar Ihr herzlich ergebener F. Ritschl."

Fleischer an R. eodem. „Theuerster und verehrtester Herr College! Wissen Sie, dass Sie mir unendlichen Spass gemacht haben? und dass ich so recht aus vollem Herzensgrunde gelacht habe und noch lache, indem ich Ihnen dieses Geständniss ablege, — über den grossen Ritschl, wie er so dasitzt zwischen Plato und Plautus und schwitzt — worüber? über eine Tageblattanzeige in Judendeutsch! — Lassen Sie sich doch in dieser Situation photographiren und schenken Sie mir einen Ab-

zug davon als Honorar für die Lösung dieser Sphinxräthsel! Ich bin ordentlich stolz darauf, sagen zu können, dass ich einem Ritschl zum Oedipus geworden bin. Doch ich will nicht zu sehr damit prahlen; — heute mir, morgen Dir; — wer weiss, wie bald ich Ihnen einmal werde müssen Revanche geben, wenn mein bischen Griechisch und Latein nicht mehr ausreicht. Dann komme ich zu Ihnen, wie Sie heute zu mir, als Ihr vertrauensvoller College Fleischer."

Zu S. 443. R. an O. R. 25. November 1861. „Ich muss nur gleich das Eisen schmieden, weil es warm ist. Will sagen: dass ich jetzt resolut und energisch anfangen will auch mit Dir ein Correspondenzsystem in Scene zu setzen, welches allein unter allen Umständen aus- und vorhält. Savoir: grundsätzlich keine Briefe zu schreiben, sondern Billets, seien sie nun gerade doux oder auch nicht. Exordien, Epilogi, Excusationen, PP. TT. etc. etc. alles apage; — immer nur so viel oder so wenig, wie otium und Neigung des Moments mit sich führen, — so als wenn man sich zufällig auf der Strasse begegnet und, weil man sich äusserer und innerer Begegnung allezeit freut, so ein 10 Minütchen einander begleitet und vergnüglich auf und ab spaziert mit einander, — unbekümmert ob man seine Themata erschöpft oder nicht, weil man gewiss ist, in ein paar Tagen doch wieder auf einander zu stossen. Kurz: kein grösserer Feind des Guten als das Beste, kein grösserer Freund als das Mässige. *Sapienti sat. Fiat applicatio.* Auf die Art kann man alle 8—14 Tage einmal pläsirlich mit einander conversiren."

Zu S. 449. Auswahl einiger Briefe von R. an Lehrs.

1. Bonn 12. Dec. 56. „Mein sehr theurer Freund, denn wie sollte ich nicht den Ausdruck meiner Freundschaftsempfindung möglichst steigern, nachdem Sie diese selbst gesteigert haben, so weit sie noch eine Steigerung zuliess. Das haben Sie aber gethan, indem Sie mir in so liebreicher und unzweideutiger Weise gezeigt haben, dass Sie etwas auf mich halten. Und das ist es, warum mir Ihre Zueignung eine gar sehr grosse Freude macht, und warum ich mich aus Grund des Herzens dafür bei Ihnen bedanke. Solche Seelenerfrischungen sind einem ja wohl um so mehr zu gönnen, je mehr man ihrer bedarf inmitten manches grauen Nebels und trockenen Herbstwindes, die einem das Schicksal nicht erspart, wenn die Tage selbst anfangen grau zu werden. Kurz und gut, der Unterschied von schätzen und ein bisschen lieb haben ist es, den mir das erste Blatt Ihres

liebenswürdigen Buches in das dafür sehr empfängliche Gemüth gerufen hat, und wenn das mehr ist als Sie unmittelbar wollten, so müssten Sie es schon als Strafe Ihrer Unvorsichtigkeit hinnehmen, mit einer so sentimentalen Natur so anzubinden. Und dazu macht mir nebenbei noch einen besonders wohlthuenden Eindruck die unvermuthete Erneuerung alter Genossenschaft mit unserm trefflichen Rosenkranz, dem ich eine treue Gesinnung zu bewahren seit nunmehr 25 Jahren nicht aufgehört habe, und von dem ich mir ein Gleiches, oder doch ein Aehnliches stets gewünscht habe und wünsche. Kurz, auch dieses haben Sie gut und allerliebst gemacht wie — Ihr ganzes Buch, welches wie Milch und Honig hinabgleitet, so lind und so lauter zugleich, nur manchmal leise erinnernd, dass der Honig von der Biene kommt und die Biene einen Stachel hat. Das ist aber freilich alles erst erster Anschmack; der rechte Geschmack soll mir noch die nächsten Wochen füllen und der Nachschmack erst recht bleiben. — —"

2. Bonn, 9. December 1862. „Mein sehr theurer Freund, ich wollte, alle die vielen guten Gedanken, die ich in der Richtung auf Sie unablässig habe und gehabt habe, hätten als eben so viel Brieftauben zu Ihnen fliegen können. Das klingt wie eine banale Phrase, ist es aber in diesem Falle in der That gar nicht. — Alles, was ich in jüngsten Zeiten von Ihnen gehört und gesehen habe, hat mir viel Freude gemacht: die Homerica — das Hesychianum — die Sophoclea (in denen Sie nur mit dem oder vielmehr gegen das λύουc' ἄν εἴθ' ἅπτουcα gewiss nicht Recht haben) —: aber nichts doch so viel, wie die mir sehr liebenswürdiger Weise vergönnte Photographie. Ist es doch leider nur ein einziges Mal in meinem Leben gewesen, dass ich das Original mit Augen gesehen: — und was für ein junger 'Schnabatzer' war ich damals! — aber dennoch steht mir Ihr leibliches Bild, trotz der circa 30—32 Jahre, die seit der Hallischen Begegnung hinter uns gerollt sind, beinahe so lebhaft vor Augen wie Ihr geistiges, was freilich mit jedem Jahre heller und farbiger geworden ist. Da Sie auch mich, wie mir Friedländer sagt, nun einmal haben wollen, so —

ich bin nun, wie ich bin,
so nimm mich nur hin.

Oder mit einem noch passenderen Citat:

das ist ungefähr mein garstig Gesicht,
aber meine Liebe siehst du nicht.

Denn eine Liebeserklärung müssen Sie schon mit in Kauf nehmen.

Was ich treibe, fragen Sie? Abwechselnd Liebe und Hass, wie's kömmt, weil ja eines ohne das andere unschmackhaft ist,

aber beides nach Möglichkeit mit gutem Humor, so schwer mir das auch oft durch meine rebellischen Unterthanen gemacht wird. So ist denn auch beides reichlich gemischt gewesen, resp. bis zu dieser Stunde noch gemischt, bei der nicht Himmels- sondern Höllenlast, die ich als ein wahrer Atlas zu tragen gehabt habe an dem Inschriftentafelwerk, das — *deo soli gloria in aeternum* — nach 10jährigen Quälereien nun endlich hinausgesegelt ist *in dias luminis oras*, und worein Sie mir zu Liebe wohl auch einmal einen neugierig freundlichen Blick werfen. Ihnen entgeht sicher nicht, dass in der Vorrede Einiges zwischen die Zeilen 'hineingeheimnisst' ist. — — —

Wissen Sie auch, dass mir Ihre Königsberger Doctorification rechtes Pläsir gemacht hat? — sicherlich mehr als jedes Tragbändchen —. Dass ich, im Grunde beschaut, zu dem I. U. dem Verdienst nach komme wie ὄνος πρὸς λύραν, ficht mich dabei wenig an; warum sollen denn Minister und Oberpräsidenten und dergleichen Curiositäten allein das Recht haben — ὄνοι zu sein! Und haben doch wir Philosophen wohl auch schon Juristen zu Doctoren gemacht, die so wenig φιλίαν σοφίας wie σοφίαν φιλίας hatten: *exempla odiosa.* — —"

3. Theuerster Freund, Mitten aus vielfältigem Trouble heraus schreibe ich Ihnen zwei Dankzeilen: nur 2, sie sind aber, den Dank intensiv gemessen, πολλῶν ἀντάξιοι ἄλλων. Es war — und es ist wirklich sehr liebreich, dass Sie meiner und meines Alterstages so freundlich gedenken, und sehr liebenswürdig, dass Sie mir das auch noch schreiben. Das allerbeste Wort aber, nicht nur Ihres Briefes, sondern fast von allen, die ich bei dieser Gelegenheit gehört, ist Ihr — wenn auch in Ihrem Sinne humoristisch gefärbtes, von mir aber dreist in bitterm Ernst genommenes — oder vielmehr in recht kräftig süssem — 'ich bin mit Ihnen zufrieden'. Bleiben Sie es nur auch; ich kann Sie versichern, dass ich mir um sehr wenige Menschen so viel Mühe gebe das zu verdienen, einigermassen zu verdienen, wie bei Ihnen. Ob ich mit der beifolgenden Bagatelle Ihren Geschmack getroffen, *videris ipse.* Ihren Collegen Friedländer wird der Stoff interessiren; Ihrer Juristenfacultät aber schicke ich in treuer Dankbarkeit (denn es hat mir nicht leicht etwas so viel stolzes Vergnügen gemacht wie dieser Doctortitel, obwohl und trotzdem — da sehen Sie die Eitelkeit der Welt — dass ich ihn kaum mehr verdient habe als der Grossherzog von Mecklenburg seinen berühmten Selbstverleihungsorden) Alles was ich schreibe, NB innerhalb römischer Confession; aber ich bin ja fast so gut wie übergetreten, sage ich nicht ohne einen Seufzer. *Fata trahunt, quia duxere.*

Für heute aber verlangen Sie nicht mehr: denn ich stecke in einer Fluth von Danksagungsnöthen und Antwortschreiben und habe einen schwachen Kopf, flauen Magen und gichtische Schreibfinger.

Und so denn muthig fort und fort, so lange es dem launischen Himmel gefällt, Ihr getreuer F. Ritschl. Bonn, 15/5. 1864, im wunderschönen Monat Mai: wirklich zum Entzücken am 'lieblichen Fest': für mich leider fast nur durchs Fenster, seit für die armen Füsse Spiel und Tanz vorbei ist!"

4. Leipzig, 20. Nov. 1875. „Mein hochverehrter Freund, Schon wieder eine Ueberraschung und Erfreuung und — Beschämung! Wie lange ist es her (— und wie viel jünger waren wir damals noch! —) dass Sie mich zum erstenmal so liebreich öffentlich begrüssten, und nun wiederholen Sie schon diesen ehrenden Gruss, und ich bin und bleibe 'ewig unfruchtbar' und finde und finde nicht den Ihrer würdigen Stoff zu einer Erwiderung, zur endlichen Verwirklichung eines seit Jahrzehnten in mir lebendigen und doch schlummernden *V. S. L. M.* Entweder gebe ich nur meinen Namen her als Aushängeschild für fremdes jugendliches Machwerk von allerhand Ton und Farbe, oder ich sende so sterile Schale ohne Kern, wie Ihnen hierbei zugeht. Aber es soll doch bald anders werden, so die Götter wollen, trotz meiner ἑβδομηκοντάς!

Inzwischen erquicke ich mich, leider immer in Pausen, wie sie eine eigentlich wohl nicht verdiente Amts- und Geschäftsplackerei auferlegt, an der kernigen Gesundheit Ihrer schönen [ich bitte dieses Wort accentuirt zu denken] Darstellungen, die aber für den Augenblick noch zu mächtig und, wenn Sie es recht verstehen wollen, zu verwirrend auf mich einwirken, als dass ich für jetzt schon in einer gewissen Abklärung und Zusammenfassung mich darüber aussprechen könnte und möchte; vieles ist mir doch zu neu, um gewisse angewöhnte 'Philistereien' sogleich beim ersten Anlauf rein und voll zu überwinden: es will eben erst langsam, aber desto dauernder assimilirt werden. Sie müssen mir überhaupt erlauben, dass ich mir vorbehalten darf, mich — noch im Laufe dieses, wenn nicht Jahres, doch Semesters — im Zusammenhange zu Ihnen auszulassen. Jetzt ist es (da ich leider bei Licht gar nicht mehr lese, um meine glücklicher Weise noch nicht eigentlich leidenden Augen für die Zukunft zu schonen) fast nur der Sonntag Morgen, der mir ein paar continuirliche Stunden für diese befreiende Lectüre gestattet: meine Kirchenandacht gewissermassen, da ich mir die wirkliche (ohne mich weiter dessen rühmen zu wollen) nun schon seit 25 Jahren versage. Ich sagte 'befreiende'; denn leider habe

ich als verwünschte Naturmitgift ein gut Stück 'Systematik' mitbekommen, welches Sie mir nun ausrotten, wenigstens in seine gebührenden Schranken zurückweisen helfen. Der heutige Tag hat mir z. B. als Ertrag gebracht die hohe und rührende 'Nichtschuld' der Antigone, und die prächtige Auffassung der Götterwelt p. 150 und 235. Doch das ist nicht so kurz zu fassen, Und wir besprechen es zunächst. — —"

Zu S. 453. „Das unterzeichnete Ministerium hat aus Ihrem Schreiben vom 31. vorigen Monats mit wahrer Betrübniss ersehen, dass Ihre angegriffenen Gesundheitsverhältnisse Sie zu dem Gesuche um einstweilige Entbindung von Vorlesungen und von den laufenden Facultätsgeschäften, sowie von der Mitdirection des philologischen Seminars gedrängt haben. Es ist dies um so mehr zu beklagen und um so schmerzlicher für das Ministerium, als dadurch ein Mitglied der Universität von so hervorragenden und ausgezeichneten Verdiensten zu einer, wenn auch nur zeitweiligen Einstellung seiner Thätigkeit an der Anstalt genöthigt wird, zu deren Blüthe dasselbe so wesentlich durch seine akademische Thätigkeit, wie Man von Neuem dankbar anerkennt, beigetragen hat.

Wenn aber das Ministerium Ihnen den erbetenen Urlaub von Ihren vorgedachten Geschäften und zwar bis Ostern 1877 hiermit ertheilt und an die philosophische Facultät und an Ihre Collegen bei der Direction des Seminars dieserhalb das Erforderliche verfügt, so giebt es doch gleichzeitig der Hoffnung Ausdruck, die Ihnen gewährte Ruhe und Geschäftsenthaltung werde Ihre angegriffene Gesundheit wieder kräftigen, so dass Ihnen nach Ablauf des Urlaubs die Wiederaufnahme Ihrer gesammten akademischen Thätigkeit werde vergönnt sein. Dresden, am 4. November 1876. Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts. (gez.) von Gerber."

Ordentliche Mitglieder des Bonner philologischen Seminars von Ostern 1839 bis Herbst 1865:

Eduard Brockhoff aus Bonn
Hermann Probst aus Wesel
Carl Völcker aus Cleve
Joseph Bender aus Siegen
Eduard Roemhild aus Halle
Behn-Eschenburg aus Stralsund
Georg Curtius aus Lübeck
Friedrich Breier aus Eutin. seit 1839/40
Anton Schütte aus Coesfeld
Anton van der Bach aus Cranenburg
Reinhold Schneider aus Wittenberg
Rudolf Nagel aus Cleve

Joseph Houben aus Schierwaldenrath
Eduard Sattler aus Friedberg.
seit 1840
Eduard Wagner aus Minden
Theodor Menke aus Bremen
Roderich Arndt aus Bonn
Heinrich Brunn aus Wörlitz bei Dessau
Wilhelm Ihne aus Fürth.
seit 1840/1
Hermann Langensiepen aus Elberfeld
Jacob Foltz aus Kreuznach
Heinrich Keil aus Gressow in Mecklenburg
Gustav Bromig aus Elberfeld.
seit 1841
Gottfried Eckertz aus Gladbach
August Fromme aus Soest.
seit 1841/2
Karl Prien aus Schleswig
Reinhard Tenhaeff aus Wesel.
seit 1842
Joseph Reisacker aus Düsseldorf.
seit 1842/3
Joseph Klein aus Urbach
Christoph Hammerstein aus Linz
Eugen Mehler aus Emmerich.
seit 1843
Ludwig Sauer aus Düsseldorf
Ludwig Degen aus Mannheim
Anton Schmidt aus Allendorf.
seit 1843/4
Joseph Frei aus Zürich
Baptist Herkenrath aus Siegburg.
seit 1844
Leopold Valentin Schmidt aus Berlin
Alex. Richter aus Wesel
Fr. Rud. Brandt aus Dissen
Carl Rud. Pfahl aus Danzig.
seit 1844/5
August Schleicher aus Sonneberg in Meiningen
Jacob Bernays aus Hamburg.
seit 1845
Otto Nitzsch aus Bonn
Wilhelm Herbst aus Duisburg
Johannes Busch aus Wesel.
seit 1845/6
Franz Weinkauff aus Kreuznach
Alfred Kopstadt aus Rheydt
Anton Lowinsky aus Fordon
Heinrich Keck aus Schleswig.
seit 1846
Georg Bunsen aus Rom
Gustav Wendt aus Posen.
seit 1846/7
Joseph Reinkens aus Burtscheid
Otto Ribbeck aus Erfurt
Joh. Nickes aus Forst bei Aachen
Otto Seemann aus Herford
Joh. Zahn aus Mörs
Wilhelm Sattler aus Bremen
Karl Arenz aus Düsseldorf.
seit 1847
August Wagener aus Roermund.
seit 1847/8
Wilh. Lorenz aus Holstein
Peter Müller aus Aachen
Rudolph Wolter aus Bonn
Wilh. Bogen aus Oedekoven.
seit 1848
Rainer Steinhauer aus Sindorf
Franz Ebben aus Goch
Robert Chalybaeus aus Meissen
Friedrich Staub aus Zürich
Walter Schulz aus Wetzlar.
seit 1848/9
Wilh. Hollenberg aus Heiderich
Joseph Krauss aus Kurhessen
Oscar Gerhard aus Oels
Franz Pauly aus Düren
Joseph Hilgers aus Kohlenscheid.
seit 1849
Carl Spengler aus Blankenburg.
seit 1849/50
Joh. Vahlen aus Bonn
Michael Schmidt aus Thalkleinich

Moses Aach aus Trier
Joseph Deghué aus Bonn.
seit 1850
Erwin Nasse aus Bonn
Waldemar Harless aus Bonn
Wilh. Bachmann aus Münster
Joh. Brandis aus Bonn
Konrad Niemeyer aus Greifswald
Albert Lange aus Wald (Zürich).
seit 1850/1
Adolf Koch aus Bremen
Karl Braun aus Aachen.
seit 1851
Heinrich Stein aus Bewerungen
Hugo Ilberg aus Hohenmölsen
Theodor Hug aus Zürich.
seit 1851/2
Joh. Peter Binsfeld aus Neuerburg
Paul Grautoff aus Lübeck
Georg Thilo aus Halle.
seit 1852
Jacob Schmitz aus Hohenbudberg
Wilhelm Schmitz aus Calcum.
seit 1852/3
Moritz Wilms aus Herford
Karl Schnelle aus Freiburg in Thüringen
Eduard Goebel aus Attendorn
Friedr. Wilhelm Conrads aus Bedburg
Wilh. Steinhart aus Schönburg in Prov. Sachsen.
seit 1853
Emil Hübner aus Düsseldorf
Joh. Cruse aus Holstein
Hermann Petri aus Lemgo
Anton Klette aus Crossen.
seit 1853/4
Detlef Detlefsen aus Neuendeich in Holstein
Arnold Hug aus Zürich
Friedrich Münscher aus Hersfeld.
seit 1853
Franz Bücheler aus Cleve
Wilh. Junghans aus Lüneburg
Matthias Müller aus Vianden (Luxemburg).
seit 1854/5
Gustav Becker aus Lübeck
Joh. Küppers aus St. Tönis in der Rheinprov.
Aug. Reifferscheid aus Bonn
Adolph v. Velsen aus Koblenz
Richard Nötel aus Arnsberg
Friedrich Jasper aus Schleswig.
seit 1855
Joh. Matth. Stahl aus Bensen in der Rheinprov.
seit 1855/6
Joseph Frey aus Barmen
Peter Langen aus Köln
Wilh. Kocks aus Mühlheim an d. Ruhr.
seit 1856
Alfred Schottmüller aus Berlin
Adolph Kiessling aus Naumburg.
seit 1856/7
Friedrich Hanow aus Sorau
Eugen Petersen aus Oldenburg in Holstein
Dr. jur. Hermann Deiters aus Bonn.
seit 1857
Hermann Usener aus Weilburg
Joseph Wiel aus Poppelsdorf
Wilhelm Wehle aus Schleswig
Heinrich Jacob aus Kassel.
seit 1857/8
August Wilmanns aus Vegesack
Gustav Uhlig aus Stettin
Wilh. Germar aus Holstein.
seit 1858
Curt Wachsmuth aus Naumburg
Hermann Peter aus Meiningen
Gustav Krüger aus Braunschweig.
seit 1858/9
Rudolf Bouterwek aus Elberfeld
Wolfgang Helbig aus Dresden
Joseph Klein aus Bonn

Paul Marquard aus Berlin
Richard Pietzsch aus Altenburg.

seit 1859

Ludwig Tillmanns aus Frankfurt a. M.
Bruno Nake aus Dresden
Richard Schneider aus Gotha.

seit 1859/60

Dietrich Volkmann aus Bremen
Hermann Hollander aus Hamburg
Albert Zippmann aus Koblenz
Bernhard Foss aus Altenburg
Edmund Vogt aus Bonn
Otto Bernhardt aus Meiningen.

seit 1860

Gustav Meyncke aus Neubrandenburg
Hermann Perthes aus Bonn.

seit 1860/1

Otto Benndorf aus Greiz
Carl Dilthey aus Bieberich
Christian Heimreich aus Schleswig-Holstein
Paul Böhme aus Halle
Adolf Buff aus Giessen.

seit 1861

Gustav Richter aus Naumburg.

seit 1861/2

Heinrich Hirzel aus Leipzig
Otto Korn aus Sorau
Joseph Hasenmüller aus Bonn
Gustav Ungermann aus Crefeld
Ludwig Schwörbel aus Elberfeld
Wilh. Weissbrodt aus Sayn
Carl Dziatzko aus Neustadt in Oberschlesien
Alexander Riese aus Frankfurt a/M.
Hugo Schuchardt aus Gotha.

seit 1862

Hermann Schrader aus Hamburg
Heinrich Bubendey aus Hamburg
Friedrich Blass aus Osnabrück
Georg Wegener aus Breslau
Wilhelm Wagner aus Frankfurt a/M.

seit 1862/3

Theodor Barthold aus Kösen
Wilhelm Brambach aus Bonn
Karl Stürenburg aus Hildburghausen.

seit 1863

Hugo Wachendorf aus Bonn
Richard Müller aus Glogau
Joseph Kamp aus Merzenhausen
Eduard Hiller aus Frankfurt a/M.

seit 1863/4

Walter Berger aus Cottbus
Johannes Hermann aus Trier
Otto Richter aus Berlin
Wilhelm Vorländer aus Minden
Albert v. Bamberg aus Rudolstadt
Bernhard Eschenburg aus Lübeck.

seit 1864

Rudolf Schöll aus Weimar
Georg Laubmann aus Hof
Theodor Plüss aus dem Aargau
Albert Schmidt aus Wittenberg.

seit 1864/5

Ernst Schulze aus Gotha
Max Kindler aus Naumburg
Franz Jacobi aus Königsberg
Friedrich Matz aus Lübeck.

seit 1865

Julius Sagorsky aus Deutz
Wilh. Fielitz aus Anclam
Hermann Stedefeldt aus Langensalza
Wilhelm Michael aus Halle
Bruno Haushalter aus Wernigerode.

Aus den Bonner Zuhörerlisten der Jahre 1839—1865 wählen wir noch folgende Namen aus:

seit 1839
Joseph Savelsberg aus Aachen.
seit 1840
Alexis Schwanbeck aus Anclam
Albrecht Ritschl aus Stettin.
seit 1840/1
Wilibald Beyschlag aus Frankfurt a/M.
seit 1841
Adolph Torstrik aus Bremen
Onno Klopp aus Leer.
seit 1841/2
Eduard Sievers aus Hamburg
Heinrich Rückert aus Coburg.
seit 1843
Emil Palleske aus Tempelburg in Pommern.
seit 1844
Otto Gildemeister aus Bremen
Reinhold Fock aus Stralsund.
seit 1844/5
Albrecht Weber aus Breslau.
seit 1845
Julius Oppert aus Hamburg
Johannes Adolph Overbeck aus Hamburg.
seit 1845/6
Wilhelm Bleek aus Bonn
Wilhelm Lübke aus Dortmund.
seit 1846/7
Friedrich Schirrmacher aus Danzig.
seit 1847
Valentin Rose aus Berlin.
seit 1847/8
Carl Kruse aus Stralsund.
seit 1848/9
Fritz Spielhagen aus Stralsund
Julius Deuschle aus Bergen
Max Rüdinger aus Cassel.
seit 1849/50
Reinhold Köhler aus Weimar
Georg Hassel aus Frankfurt a/M.
seit 1850
E. Dümmler aus Berlin
Eduard Lübbert aus Breslau (nochmals 1854/5).
seit 1850/1
Gustav Dronke aus Koblenz
Jac. Hunziker aus dem Aargau.
seit 1851
Giacomo Lignana aus Vercelli.
seit 1851/2
Alfred v. Gutschmid aus Dresden.
seit 1852
Herbert Pernice aus Halle.
seit 1852/3
Basil Gildersleeve aus Amerika.
seit 1853
Henri Jordan aus Berlin
Carl Ascherson aus Berlin
Heinrich v. Stein aus Rostock.
seit 1853/4
Emil Hallier aus Hamburg
Jos. Pauly aus Düren.
seit 1854
Franz Schwerdt aus Kirchworbis.
seit 1854/5
Hermann Doergens aus Elberfeld.
seit 1855/6
E. M. Wohlrab aus Reichenbach in Sachsen
Wilh. Kampschulte aus Wickede
Adolph Klügmann aus Lübeck
Peter Parvanoglu aus Triest
Max v. Karajan aus Wien.
seit 1856/7
Arthur Kortegarn aus Bonn
Joh. Honegger aus Genf
Joh. Kvíčala aus Münchengrätz in Böhmen.
seit 1857
Carl Zangemeister aus Gotha.
seit 1857/8
Jac. Bäbler aus Glarus
Wilh. Fröhner aus Karlsruhe
Emil Dohmke aus Meissen
Hugo Gleditsch aus Oberschlesien
Theodor Maurer aus Darmstadt

Wilh. Maurenbrecher aus Bonn.
seit 1858
Carl Agthe aus Nienburg.
seit 1858/9
Franz Umpfenbach aus Giessen.
seit 1860
Fritz Hagenbach aus Basel
Alfred Holder aus Rastatt.
seit 1860/1
Otto Keller aus Tübingen
Theophil Burckhardt aus Basel.
seit 1861
Gustav Schliemann aus Mecklenburg
Otto Hirschfeld aus Königsberg
Eugen Bormann aus Hilchenbach.
seit 1861/2
Johannes Schmidt aus Prenzlau
Bernhard Klein aus Rodenkirchen
Eduard Pfander aus Bern
Rudolf Zoeppritz aus Darmstadt
August Mau aus Kiel
Dr. Alfred Schöne aus Dresden.
seit 1862
Ernst Rautenberg aus Hamburg
Bernhard ten Brink aus Essen
Edgar Löning aus Frankfurt a/M.
seit 1862/3
Richard Dressel aus Bernau
Octavius Clason aus Hamburg
Heinrich Heydemann aus Stettin
Joseph Staender aus Bonn
Albert Fulda aus Duisburg.
seit 1863
Wilhelm Gurlitt aus Gotha
Franz Misteli aus Solothurn
Carl Altenhoven aus Ratzeburg
Emil Brentano aus Frankfurt a/M.
Martin Schanz aus Uechtelhausen.
seit 1864
Jacob Oeri aus Basel.
seit 1864/5
Otto Lüders aus Bonn
Hermann Hagen aus Bern
Hans Wirz aus Zürich
Rich. Arnoldt aus Gumbinnen
Adolf Trendelenburg aus Berlin.
seit 1865
Wilhelm Clemm aus Giessen
Erwin Rohde aus Hamburg
Friedrich Nietzsche aus Naumburg
Hugo Blümner aus Berlin.

Gesammtzahl der R.schen Zuhörer in Bonn während 53 Semestern, von denen eins wegen Krankheit ausfiel: 4345 in Privatis, 968 in Publicis, Summa: 5313; in Leipzig während 22 Semestern: 3665.

Ordentliche Mitglieder des philologischen Seminars in Leipzig.

Seit 1865/6
C. E. Förster aus Leipzig
A. E. Nuster aus Freiberg
F. O. Kallmeyer aus Dresden
Ernst Windisch aus Dresden
A. M. Pfalz aus Borsdorf
H. Th. Hasper aus Zwickau
H. Stier aus Barmen
J. G. Renner aus Dresden
M. Morgenroth aus Saalfeld
H. Cron aus Erlangen
C. Th. Angermann aus Höckendorf
G. C. O. Körting aus Dresden.
seit 1866
W. Roscher aus Göttingen
R. Dressler aus Bautzen
B. Gerth aus Dresden
O. Melzer aus Freiberg.
seit 1866/7
Friedrich Schmidt aus Hof
Georg Andresen aus Holstein

Edmund Götze aus Dresden.

seit 1867

Richard Klotz aus Leipzig
Bernhard Döring aus Dresden
Oscar Lehmann aus Niederleutersdorf
Richard Nitzsche aus Altenburg.

seit 1867/8

Ludwig Jeep aus Wolfenbüttel
Gustav Benseler aus Freiberg
Eugen Kölbing aus Herrnhut
Fr. Herm. Rau aus Zittau
H. Achatius Hager aus Elstra.

seit 1868

Edwin Patzig aus Zittau
Richard Sachse aus Wachau
Heinr. Stürenburg aus Hildburghausen
Emil Jungmann aus Sangerhausen
Alfred Weinhold aus Lauterbach.

seit 1868/9

Hans Marquardt aus Gotha.

seit 1869

Curt Fleischer aus Leipzig
Carl Jacoby aus Gumbinnen
Bernhard Arnold aus Dresden
Jul. Ritter aus Potsdam
Hugo Grobleben aus Wolfenbüttel
Theodor Sorgenfrey aus Leipzig
Reinh. Gottschick aus Anclam.

seit 1869/70

Karl Albrecht aus Leipzig
Ernst Wezel aus Limbach
Richard Meister aus Dresden
Otto Axt aus Niederstriegis.

seit 1870

Theodor Forssmann aus Archangel
Otto Sievers aus Braunschweig
Curt Steffen aus Dresden
Friedrich Hankel aus Esperstedt
Karl Brugman aus Wiesbaden.

seit 1870/1

Theodor Opitz aus Dresden
Walter Gilbert aus Dresden
Justus Siegismund aus Leipzig
Friedrich Aly aus Magdeburg
Michael Deffner aus Donauwörth
Max Oette aus Löbau.

seit 1871

Paul Mohr aus Stendal
Richard Fritzsche aus Leipzig
A. Haebler aus Grossschönau.

seit 1871/2

Ludw. Mendelssohn aus Oldenburg
Fritz Schöll aus Weimar
Theodor Imme aus Culm
Georg Götz aus Hildburghausen.

seit 1872

Bernhard Mangold aus Darmstadt
Eugen Lehmann aus Liefland.

seit 1872/3

Ludwig Hellwig aus Merseburg
Gustav Löwe aus Grimma
August Eigenbrodt aus Giessen
Martin Lange aus Frankenberg.

seit 1873

Eduard Heydenreich aus Dresden
Richard Vierke aus Burg
Theodor Klette aus Crossen
Hermann v. Rohden aus Barmen
Hermann Wäschke aus Anhalt
Conrad Seeliger aus Nossen
John Bläsner aus Memel
R. Schwartz aus Hannover
Carl Berns aus Wetzlar.

seit 1873/4

Reinhold Merzdorf aus Oldenburg
Paul Cauer aus Breslau
Jos. Jürgensen aus Lübeck.

seit 1874

Georg Matthies aus Polnisch-Lissa
Ernst Beermann aus Duderstadt
Rudolf Methner aus Polnisch-Lissa
Theod. Büttner-Wobst aus Dresden
Albert Brause aus Spahnsdorf
Waldemar Mohr aus Stendal.

seit 1874/5

Ferdinand Brandes aus Braunlage
Max Ed. Hölzl aus Oschatz
Paul Vollert aus Greiz
Ernst Redslob aus Weimar
Paul Hennig aus Frankenberg.

seit 1875

Adolf Amfeld aus Gotha
Rudolf Beer aus Camburg
Siegfried Schaffner aus Keilham
Robert Schubert aus Eisenberg
Anton Funck aus Aurich.

seit 1875/6

Richard Schulze aus Bautzen
Malwin Bechert aus Leisnig
Friedrich Neumann aus Dessau
Richard Beck aus Dresden
Arthur Fränkel aus Liefland
Elimar Schwartz aus Eutin
Otto Crusius aus Hannover.

seit 1876

Otto Schmidt aus Reichenbach
Carl Neumann aus Posen
Hans Gilbert aus Bautzen
Hermann Balser aus Darmstadt
Wilhelm Lange aus Prag.

Ordentliche Mitglieder der R.schen societas philologa, soweit sie zu ermitteln waren.

Georg Andresen aus Holstein
A. Ausfeld aus Gotha
Otto Axt aus Niederstriegis
O. Badke aus Jacobsdorf
Joh. Bärwinkel aus Leipzig
M. Bechert aus Leisnig
R. Beer aus Camburg
Curt Bernhardi aus Leipzig
K. Berns aus Kirchhunden
Ludw. Bock aus Frankfurt a/M.
Paul Bombe aus Cottbus
Hilmar Bosse aus Langelsheim
Wilhelm Brandes aus Braunschweig
Karl Brugman aus Wiesbaden
Wilhelm Clemm aus Giessen
Otto Crusius aus Hannover
August Eigenbrodt aus Steinbach
Theodor Forssmann aus Archangel
Arthur Fränkel aus Dorpat
Adolf Fritzsch aus Frankfurt
Richard Fritzsche aus Leipzig
Frommann aus Jena
Walter Gilbert aus Dresden
Georg Götz aus Hildburghausen
R. Grimm aus Petersburg
A. Häbler aus Grossschönau
Otto Härtig aus Grosshennersdorf
Friedrich Hankel aus Esperstedt
Hebrunker aus Memel
Rud. Heine aus Braunschweig
Paul Hennig aus Frankenberg
Otto Hense aus Halberstadt
Eduard Heydenreich aus Dresden
Wilhelm v. Hörschelmann aus Liefland
Ludwig Holzapfel aus Giessen
Feodor Hoppe aus Zborowitz
Carl Jacoby aus Memel
Ludwig Jeep aus Wolfenbüttel
Theodor Imme aus Culm
Emil Jungmann aus Sangerhausen
Adolf Kaegi aus Zürich
Th. Klette aus Crossen
Edmund Lammert aus Sondershausen
Martin Lange aus Frankenberg
Eugen Lehmann aus Liefland
Gustav Löwe aus Grimma
Christian Lütjohann aus Holstein
J. Lunák aus Dolánka
Maass aus Sternberg

Mangold aus Darmstadt
Ludwig Mendelssohn aus Oldenburg
Paul Mohr aus Stendal
Wilhelm Mohr aus Stendal
Wilhelm v. d. Mühl aus Basel
P. Müller aus Marienwalde
C. Neumann aus Posen
Friedrich Nietzsche aus Naumburg
A. Oblasinsky aus Polen
Gustav Oehmichen aus d. Lausitz
Georg Oertel aus Dolzig
Theodor Opitz aus Dresden
E. Redslob aus Zelle
A. Roeper aus Danzig
Theodor Rössler aus Mittweida
Erwin Rohde aus Hamburg
H. v. Rohden aus Barmen
Wilhelm Roscher aus Göttingen
Franz Rühl aus Hanau
Fritz Schöll aus Weimar
W. Scholz aus Wolfenbüttel
Otto Schubert aus Dresden
Paul Schuster aus Sachsen
H. Schwarz aus Leibschau
Conrad Seeliger aus Nossen
K. Seldner aus Wertheim
Justus Siegismund aus Leipzig
Otto Sievers aus Braunschweig
Curt Steffen aus Dresden
Heinrich Stürenburg aus Hildburghausen
Richard Vierke aus Burg
Alfred Weinhold aus Lauterbach
Ernst Wezel aus Limbach
M. Wittich aus Greiz.

Anhang.

Von dem S. 186 f. erwähnten Manuscript begnügen wir uns anhangsweise den ersten allgemeinen Theil im Folgenden fast vollständig mitzutheilen. Die folgenden Capitel mit ihren zahlreichen Einzelheiten würden aus dem Rahmen dieses Buches doch allzu sehr herausfallen und zur Abwehr etwaiger Missverständnisse vielfacher Anmerkungen bedürfen.

Grundzüge der Plautinischen Prosodik.

I. Allgemeiner Theil.

§ 1.

Μέτρου πατὴρ ῥυθμός. Der Begriff des Rhythmus ruht in einer gesetzmässigen Aufeinanderfolge von hörbar gemachten Zeitabtheilungen. Werden diese in und durch Sprache hörbar gemacht, so ist es nach üblichem Sprachgebrauch metrischer Rhythmus; seine praktische Ausführung ist die Metrik als Kunst, seine theoretische Darstellung die Metrik als Wissenschaft. Indem die letztere zum Gegenstande der Darstellung hat erstens die Art, wie sich der Rhythmus mit der Sprache verbindet, um überhaupt in ihr zur Erscheinung zu kommen und die einfachsten rhythmischen Grössen zu bilden, und zweitens die Art, wie er diese einfachsten rhythmischen Grössen zu grösseren, gegliederten und geschlossenen Ganzen (Versen, στίχοι), verbindet, zerfällt sie in die Lehre von der Prosodik und die Lehre von der Stichopöie. Ein dritter Theil, der die Verbindung der Verse zu abermals grösseren Ganzen zum Gegenstande hat, ist für die Plautinische Metrik von untergeordneter Bedeutung.

§ 2.

Da der metrische Rhythmus dem Zwecke der Poesie dient, also ein künstlerischer ist, so hat er zum Gesetz für die Aufeinanderfolge seiner Zeitabtheilungen das Gesetz aller schönen Kunst, welches ist Einheit eines Mannichfaltigen. Mannichfaltigkeit haben seine Zeitabtheilungen, sofern sie theils der Kraft, theils dem Masse nach verschieden sind: der Kraft nach gehobene oder nicht gehobene (Arsen und Thesen), dem Masse nach längere oder kürzere. An diesem einfachen Gegensatze in der einen und in der andern Beziehung lässt sich der metrische Rhythmus genügen, indem er auf eine grössere Mannichfaltigkeit sowohl von Kraft- als von Massverhältnissen ein für allemal verzichtet.

Anmerkung. Wodurch die Einheit bewirkt werde, kommt bei der Stichopöie zur Sprache.

§ 3.

Die Art, wie sich der Rhythmus in der Sprache überhaupt zur Erscheinung bringt, kann eine mechanische oder eine organische sein. Mechanisch verbindet sich der Rhythmus mit der Sprache, wenn er auf die qualitative oder quantitative Beschaffenheit ihrer Bestandtheile gar keine Rücksicht nimmt, sondern sie mit völlig freier Willkühr und ohne alle Vermittelung seiner Herrschaft unterthan macht. Auf diesem Wege entsteht eine unvollkommene Metrik, wie in der modernen Poesie der romanischen Völker.[1]) Organisch verbindet er sich mit der Sprache, wenn er sich in dieser die seiner eigenen Natur gleichartigen Verhältnisse aufsucht, an sie sich anschliesst, sie steigert und durchbildet, und in Uebereinstimmung mit ihnen sich zur Darstellung bringt. Er findet sie in Beziehung auf die Kraft in dem qualitativen Unterschiede der accentuirten und accentlosen Sylben, in Beziehung auf das Mass in dem quantitativen Unterschiede der Sylben von längerer oder kürzerer Zeitdauer.[2]) Je nachdem er sich mit diesem oder mit jenem Sprachelement oder mit beiden vermählt, entstehen verschiedene Arten von vollkommnerer Metrik, wie sie die antike Poesie aufweist.

Anmerkung 1. Inwiefern die romanische Metrik für ihre rhythmische Unvollkommenheit einen Ersatz suche durch Aufnahme eines musikalisch-harmonischen Elementes, welches im Reim hervortritt, liegt ausser dem Bereich der gegenwärtigen Darstellung: eben so wie die Verfolgung des Klangelementes in der antiken Poesie, da es hier nur als gelegentliche Neigung, nirgend als Gesetz auftritt (vgl. § 5 Anm. 2).

Anmerkung 2. Indem der Rhythmus den Sprachsylben von längerer und kürzerer Zeitdauer annähernd das arithmetische

Verhältniss eines Einfachen und seines Doppelten aufprägt, beruht hierauf die Vertauschungsfähigkeit von — mit ∪∪, und von ∪∪ mit —, oder die Auflösbarkeit der Länge in zwei Kürzen, und die Zusammenziehbarkeit zweier Kürzen in eine Länge.

§ 4.

Wenn der Rhythmus sich damit begnügt, nur seine gehobenen (accentuirten) Zeitabtheilungen mit den accentuirten Sylben der Sprache, die nicht gehobenen (accentlosen) mit den accentlosen Sylben zusammentreffen zu lassen, so entsteht durch solche einseitige Herrschaft des accentuirenden Princips accentuirende Metrik. Wenn er sich begnügt, nur seine längeren Zeitabtheilungen mit den Sylben von längerer Zeitdauer, die kürzeren mit denen von kürzerer zusammentreffen zu lassen, so entsteht durch solche einseitige Herrschaft des quantitirenden Princips quantitirende Metrik.[1]) Wenn er gleichzeitig beide Verschmelzungen eingeht[2]), so entsteht, je nach einem Uebergewicht des einen oder des andern Princips, accentuirend-quantitirende oder quantitirend-accentuirende Metrik.

Anmerkung 1. So vollkommen, wie es das in § 4 rein hingestellte Gesetz fordert, hat sich jedoch in Wirklichkeit keines der beiden rhythmischen Principe, weder das an die qualitativen Bestandtheile der Sprache sich anschliessende accentuirende, noch das an die quantitativen sich anschliessende quantitirende, vollziehen können. Der Grund liegt in der natürlichen Incongruenz des Sprachstoffs und des Rhythmus, welche nicht schlechthin in einander aufgehen, weil die Sprache mit ihren sehr unregelmässigen Abwechselungen von langen und kurzen, accentuirten und accentlosen Sylben dem weit regelmässigeren Wechsel langer und kurzer, arsischer und thetischer Zeitabtheilungen des Rhythmus keinesweges adäquat ist. Darauf beruhen also unvollkommnere Erscheinungsarten des Rhythmus, und zwar erstens, indem beim accentuirenden Princip mit der Uebereinstimmung der Arsen und Accentsylben nicht durchweg die der Thesen und accentlosen Sylben (§ 10 Anm. 3), beim quantitirenden mit der Uebereinstimmung der Rhythmuslängen und Sprachlängen nicht zugleich die der Rhythmuskürzen und Sprachkürzen Hand in Hand ging (§ 10. 11); — zweitens, indem umgekehrt unter Umständen selbst Arsen durch accentlose Sylben (§ 10 Anm. 2), Rhythmuslängen durch Sprachkürzen (§ 10 Anm. 1) haben ausgedrückt werden können. — In unbeschränkter Ausdehnung ist das Eintreten sowohl einer Sprachkürze für eine Rhythmuslänge als einer Sprachlänge für eine Rhythmuskürze nur am Ende der Verse zugelassen worden, die in keiner rhyth-

mischen Verknüpfung unter einander stehen, sondern von denen jeder einzelne ein abgeschlossenes rhythmisches Ganzes bildet.

Anmerkung 2. Wenn nach Anm. 1 nicht einmal jedes einzelne der beiden rhythmischen Principe, durch gleichmässige Vereinigung seiner je zwei Elemente, für sich selbst zu vollkommener Durchbildung gelangen konnte, so konnte es die Verschwisterung beider, wenngleich eben nur unvollkommen durchgeführter, Principe eben so wenig. Hier stellte abermals die angedeutete natürliche Beschaffenheit des Sprachstoffs so unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, dass sich niemals beide Principe mit völliger Gleichberechtigung neben einander durchgesetzt haben, sondern stets eines von beiden etwas von seinen Forderungen nachgelassen und dem andern zum Opfer gebracht hat. — Hiernach lässt sich ermessen, mit welchen Hindernissen eine accentuirend-quantitirende Metrik behufs ihrer dreifachen Leistung zu kämpfen hatte, und wie sehr sie gezwungen war, sich mit einer annähernden Lösung der in § 4 gestellten Aufgabe zu begnügen. Sie hätte auch dies kaum vermocht, und überhaupt wäre die Durchführung eines so zusammengesetzten Systems schwerlich jemals zum Vorwurfe genommen worden, wenn es als Erzeugniss einer künstlichen Berechnung anzusehen wäre; vielmehr aber ist es da, wo wir es finden, so sehr gerade auf dem Boden natürlicher und lebendiger Sprachgewohnheit erwachsen, dass im Gegentheil jede andre Norm mehr Berechnung erfordert und mehr Zwang aufgelegt hätte.

§ 5.

Die Metrik der altgriechischen Poesie, so hoch hinauf wir sie verfolgen können, ist eine ausschliesslich quantitirende; eine ausschliesslich accentuirende tritt uns erst in den politischen Versen der Mittel- und Neugriechen entgegen; wie dort dem Sprach- oder Wortaccent, so ist hier der Sylbenquantität gar keine Geltung eingeräumt.[1]) Umgekehrt finden wir in der römischen Poesie ausschliessliche Herrschaft des Accents, mit völliger Unterordnung der Quantität, nur in der ältesten Periode, der des roh gebauten *versus Saturnius.**) In der zweiten Periode, in der neben einem gebildeteren Saturnischen Verse die dramatische Poesie begründet wurde, sind accentuirendes und quantitirendes Princip in ein Gleichgewicht gesetzt, so jedoch (§ 4 Anm. 2), dass das accentuirende bei weitem grössere Zugeständnisse an das quantitirende, als dieses an jenes macht, folglich accentuirend-quantitirende Metrik entsteht[2]); und dieses

*) Hiervon ist der Verf. schon in den nächsten Jahren zurückgekommen: vgl. S. 236 f.

Verhältniss blieb der dramatischen Gattung als ein dauerndes in der Folgezeit, auch als schon längst ein wesentlich verschiedenes in den andern Gattungen daneben herging. Dieses ist das in der dritten Periode sich durchsetzende ausschliesslich quantitirende Princip der episch-lyrischen Poesie[3]), die darum auch als die gräcisirende bezeichnet wird.

Anmerkung 1. Allerdings trifft daneben in der altgriechischen Poesie auch Sprachaccent mit Rhythmusaccent, in den politischen Versen auch Sylben-Länge und -Kürze mit Rhythmus-Länge und -Kürze im Einzelnen oft genug zusammen: aber nur zufällig, indem die Uebereinstimmung eben so wenig gesucht als der Widerspruch vermieden wird. Es ist also auch principiell eben so gleichgültig, wenn in heroischen Versen oder iambischen Trimetern alle Arsen auf Accentsylben fallen, z. B.

τῷ γὰρ ἐπὶ φρεcὶ θῆκε θεὰ λευκώλενοc Ἥρη.

τοcοῦτον οἶδα καὶ παρὼν ἐτύγχανον,

als wenn gar keine, z. B.

φηρcὶν ὀρεcκῴοιcι καὶ ἐκπάγλωc ἀπόλεccαν.

πρῆcαι, γόου δὲ μηδὲν εἰcίτω δάκρυ,

und gleichermassen, wenn in politischen Versen alle, oder gar keine Rhythmuslängen aus Sprachlängen bestehen, z. B. ersteres

πολλὰc μὲν ἄλλαc παιδιὰc τῶν cυμποτῶν γελώντων,

letzteres

ἰδίαιc παρενέμιξεν ἀγέλαιc βοοτρόφοιc

(nach dem Versschema:

⏑ –́ ⏑ –́ | ⏑ –́ ⏑ –́ ‖ ⏑ –́ ⏑ –́ | ⏑ –́ ⏑).

Anmerkung 2. Das umgekehrte Verhältniss, dass bei allgemeiner Gleichberechtigung doch im Einzelnen das quantitirende Princip gegen das accentuirende zurücktritt und ihm Zugeständnisse macht, charakterisirt die deutsche Metrik, die darum genauer als quantitirend-accentuirende, denn als accentuirend-quantitirende bezeichnet wird. Doch bleiben diese Zugeständnisse vergleichsweise unerheblicher, weil vermöge der Natur der deutschen Sprache, die den Wortaccent nur mit Sylbenlänge verbindet, der Conflict zwischen quantitirendem und accentuirendem Princip gar nicht so gross werden kann wie im Lateinischen. — Durch das Hinzutreten des Reimes zu der Beobachtung des Accents und der Quantität bietet die deutsche Metrik einen Dreiverein dar, hinter dem auch die altrömische zurücksteht, da in dieser die sporadische Erscheinung der Allitteration (§ 3 Anm. 1) nur als ein sehr entferntes Analogon des Reimes gelten kann.

Anmerkung 3. Erst in der Augusteischen Zeit ist auch auf das Drama die rein quantitirende Metrik übertragen worden.

§ 6.

Die scenische Verskunst einestheils, und die episch-lyrische anderntheils, sind als völlig ebenbürtige Geschlechter neben einander anzuerkennen, deren jedes in seiner besondern Eigenthümlichkeit aufgefasst sein will. Nur indem man einseitig von derjenigen Verskunst, welche die frühere allmählich verdrängt hat und endlich zur Alleinherrschaft gelangt ist, als von der bekannteren und zufällig in ihren Gesetzen leichter erkennbaren ausging, sie als das Normale zu Grunde legte und nach ihrem alleinigen Massstabe die ältere beurtheilte, konnte man auf den Irrweg gerathen, die Abweichungen dieser von jener als eben so viele Regellosigkeiten anzusehen und demzufolge die ganze Plautinisch-Terenzische Metrik für ein chaotisches Gemisch von Willkührlichkeiten zu halten. Ganz dasselbe Recht, d. h. Unrecht hätte man zu dem umgekehrten Verfahren gehabt; jede von beiden folgt vielmehr innerhalb ihres Kreises ihren eigenen Gesetzen mit gleicher Consequenz; eine andere Frage ist es, welche von beiden Gesetzgebungen einen im Ganzen schöneren, gebildeteren und die Sprache bildenderen Versbau bewirkt habe. Aber richtiger begriffen und naturgemässer dargestellt wird der Unterschied, wenn man sich gewöhnt nicht sowohl zu fragen, wie und worin die ältere Metrik anders war als die jüngere, sondern vielmehr, wie und worin die jüngere anders wurde als die ältere.

§ 7.

Die accentuirend-quantitirende Metrik des Drama's hatte seit dem Anfang des sechsten Jahrhunderts d. St. durch Livius Andronicus und Nävius (von denen, ausserhalb des Drama's, jener gleichzeitig noch in rein accentuirenden, dieser schon in accentuirend-quantitirenden Saturniern dichtete), sowie durch Plautus bereits ihre vollkommene Gestaltung erhalten, als mit der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts die rein quantitirende Verskunst durch das Epos des Ennius ins Leben trat. Weil es der daktylische Hexameter der Griechen war, durch dessen Nachbildung sie geschaffen und hauptsächlich weitergebildet wurde, und weil der daktylische Rhythmus in gleicher Weise zu den bisher im Drama angewendeten und in diesem immer herrschend gebliebenen Rhythmen im bestimmtesten Gegensatz steht, wie anderseits den erst von nun an in der epischen und lyrischen Poesie entwickelten Rhythmen zu Grunde liegt oder mit ihnen innerlich verwandt ist, nennt man die quantitirende Metrik auch wohl die dakty-

lische, und macht in diesem Sinne mit kurzem Ausdruck den Unterschied von scenischen und daktylischen, oder weil die Vollendung der jüngern Metrik in das Augusteische Zeitalter fällt, Augusteischen Dichtern.

§ 8.

Drei durchgreifende Gegensätze sind es, und als deren natürliche Consequenzen eine Reihe von abgeleiteten Unterschieden, wodurch sich von der Metrik der scenischen Dichter die der daktylischen trennt. Der erste Gegensatz beruhte eben auf dem Aufgeben des Sprachaccents als einer für den sprachlichen Ausdruck des Rhythmus massgebenden Macht. Durch dieses Aufgeben wurde jetzt auch die lateinische Verskunst in reicherem Masse des Reizes theilhaft, den gerade das stete Widerspiel zwischen den zweierlei Accenten, dem des Worts als des Verskörpers und dem des Rhythmus als der Versseele, für den griechischen Sinn gehabt hat, wodurch eine Mannichfaltigkeit erzeugt ward, dass unter hunderten von Versen nie einer dem andern vollkommen gleich war. Denn diesen Reiz hatte die altrömische Metrik nur erst annäherungsweise gekostet, sofern auch sie schon nach § 5 innerhalb bestimmter Grenzen den Wortaccent zum Opfer brachte. Um jenes Widerspiel mit musikalischen Dissonanzen zu vergleichen, so brachte es die Natur der Sprache und ihrer Accentgesetze mit sich, dass in dem lateinischen Hexameter fast regelmässig die Auflösung durch eine Consonanz erfolgte, indem in den zwei letzten Versfüssen sich der Einklang beider Accente herzustellen pflegt.[1]) Indem der griechische Versbau dieses Bedürfniss nicht fühlte, übertrifft er den lateinischen weit an Mannichfaltigkeit der Formen, die durch unendliche Combinationen und Durchkreuzungen der doppelten Accente möglich wurden.

Anmerkung. Der lateinische Hexameter zeigt daher, anders als der griechische (§ 5 Anm. 1), nur höchst selten durchgängigen Widerspruch der Arsen und der Accente, z. B.

Tùm variae ínludánt pestés: saepe éxiguús mus.

Aber auch durchgängige Uebereinstimmung beider ist viel seltener als in der durch die Vielgestaltigkeit ihrer Accentuation bevorzugten griechischen Sprache, z. B.

Pócula crébra, unguénta, corónae, sérta parántur.

Die am Schluss eintretende Versöhnung sind Verse wie diese ins Licht zu stellen geeignet:

Cónlucént ignés, noctém custódia dúcit.
Óbstupuít magnó laudím percússus amóre.

§ 9.

Der zweite und der dritte Gegensatz folgen unmittelbar aus der Natur des daktylischen Rhythmus selbst, jener aus der Natur seiner Arsis, dieser aus der seiner Thesis. In der ersten Beziehung besteht der Unterschied darin, dass in allen bisher geübten Rhythmen die lange Arsis, wie überhaupt jede ursprüngliche Rhythmuslänge (§ 3 Anm. 2), auflösbar war in zwei Kürzen, also im iambischen, trochaischen, anapästischen, baccheischen, kretischen

$$\cup \overset{\smile}{-} \parallel \overset{\smile}{-} \cup \parallel \cup \cup \overset{\smile}{-} \parallel \cup \overset{\smile}{-} \overset{\smile}{-} \parallel \overset{\smile}{-} \cup \overset{\smile}{-},$$

dass dagegen für die daktylische Arsis diese Stellvertretung von $\overset{\smile}{-}$ für $\angle$ absolut wegfiel. In der zweiten Beziehung beruht der Unterschied darauf, dass mit einer einzigen Ausnahme die bisherigen Rhythmen einsylbige Thesen hatten, im daktylischen dafür zweisylbige Thesis auftrat.[1]) Wenn der letzte Unterschied eine Erweiterung der bisherigen Kunst mit sich führte, so brachte der erste gleichsam als Gegengewicht eine Vereinfachung und Beschränkung bisheriger Mannichfaltigkeit hinzu; und nur insofern jene Erweiterung ihrem innern Wesen nach zugleich die Ausbildung zu grösserer Bestimmtheit in sich schloss, wurde auch sie selbst wieder zu einer Beschränkung nach anderer Seite hin.

Anmerkung. Zweisylbige Thesis hatte zwar thatsächlich auch die scenische Poesie schon, aber (abgesehen von der § 12 behandelten Ausnahme) nicht principiell. Denn wenn sie im iambischen, trochaischen, kretischen Rhythmus statt $\cup \angle$ und $\angle \cup$ und $\angle \cup -$ die Formen $\cup \cup \angle$ und $\angle \cup \cup$ und $\angle \cup \cup -$ aufnahm, so waren dies metrische Erscheinungen, die nicht im Charakter des Rhythmus lagen: Freiheiten, welche ohne Rechtfertigung vor dem Gesetz, nur Duldung in einer aus dem Gesetz heraustretenden Sitte fanden, ihren Ursprung aber darin hatten, dass eine falsche Consequenz (die in der Metrik gewirkt hat wie in der Grammatik) dazu verführte, die Auflösungsfähigkeit der ursprünglichen Rhythmuslängen (§ 3 Anm. 2) überzutragen auch auf die Sprachlängen, die nur incongruenter metrischer Ausdruck für ursprüngliche Rhythmuskürzen waren (§ 4 Anm. 1 und § 10).

§ 10.

Indem sich nämlich der Rhythmus in Sprache auf dem Wege zur Erscheinung bringt, dass er sich mit ihren quantitativen Bestandtheilen verbindet, kann er diese Verbindung vollkommner oder unvollkommner zu Stande bringen (§ 4 Anm. 1): vollkommner, wenn er gleichmässig sowohl seine längern Zeit-

abtheilungen auf lange Sylben, als auch seine kürzern auf kurze Sylben fallen lässt, unvollkommner, wenn er sich mit dem ersteren als dem wesentlicheren begnügt und das zweite als untergeordnet und gleichgültig behandelt. Er kann dies, wo er eben zum Ersatz, neben der quantitativen Uebereinstimmung, noch ein zweites Beherrschungsmittel des Sprachstoffs in Anwendung bringt, welches die qualitative Uebereinstimmung der Accente ist; dagegen einer vollständig deckenden Ausgleichung der Quantitätsverhältnisse bedarf er, wo er keine weitere Stütze von anderer Seite her hat. Hierauf beruht es, dass fast alle der quantitirend-accentuirenden scenischen Poesie eignen Rhythmen solche sind, deren kurze Thesen der quantitativen Bestimmtheit in ihrer sprachlichen Erscheinung entbehren, d. h. nicht nothwendig durch Sprachkürzen, sondern eben so üblich auch durch Sprachlängen ausgedrückt werden; dass dagegen derjenige Rhythmus, für dessen Begriff die quantitative Bestimmtheit der Thesen unweigerliche Forderung ist, der daktylische, erst in und mit der rein quantitirenden Poesie Aufnahme und Entwickelung findet.

Anmerkung 1. Nur im griechischen Hexameter hat die rein quantitirende Metrik sprachliche Unbestimmtheit der Thesis als seltene Ausnahme zugelassen: s. § 11 Anm. 2. — Dass dagegen anderseits die rein quantitirende Metrik der Römer neben der unbedingten sprachlichen Bestimmtheit ihrer Rhythmuskürzen doch die Bestimmtheit ihrer Rhythmuslängen nicht mit gleich ausnahmsloser Strenge im daktylischen Hexameter durchgeführt hat, ist in ihr der einzige Rest einer nicht völlig überwundenen Ausgleichung. Er liegt vor in der vereinzelten Erscheinung einer, wie man es gewöhnlich ausdrückt, durch die Kraft der Arsis verlängerten Kürze, wie:

Ét bicolór myrtús et bácis caérula tínus.
μὴ πρὶν πὰρ νηῶν προτὶ Ἴλιον ἀπονέεσθαι.

In wie engen Grenzen und unter welchen Bedingungen dieselbe Erscheinung sich in der accentuirend-quantitirenden Metrik findet, lehrt § 19.*)

Anmerkung 2. So vollkommen, wie das quantitirende Princip in der rein quantitirenden Metrik, hat sich das accentuirende überhaupt gar nicht erfüllen können. Seine unbedingte Durchführung war eine physische Unmöglichkeit, wenn nicht ganze grosse Klassen von Wortformen vom Versgebrauch schlechterdings ausgeschlossen bleiben sollten. Und zwar in der accentuirend-quantitirenden Metrik, weil Wortaccent und Quantität in einen unlösbaren Widerspruch gerathen können; in der

*) Ende einer rhythmischen Reihe, starke Interpunction, Personenwechsel.

accentuirend-quantitirenden sowohl als in der rein accentuirenden, weil überhaupt die Vertheilung der accentuirten und accentlosen Sylben in der Sprache eine weit ungleichere ist als die der Längen und Kürzen. Denn während die Sprache, zumal die lateinische, ungefähr so viel oder nicht viel weniger kurze als lange Sylben hat, ist, dem Wesen des Wortaccents zufolge, wegen der Ueberzahl der vielsylbigen Wörter nicht nur das numerische Verhältniss der accentlosen Sylben zu den accentuirten ein weit zu Gunsten der ersteren überwiegendes, sondern es ist auch die unmittelbare Folge von mehreren accentlosen Sylben eine der regelmässigen Abwechselung des Rhythmus durchaus incongruente: (wogegen die unmittelbare Aufeinanderfolge mehrerer Kürzen wenigstens in der accentuirend-quantitirenden Metrik dadurch unschädlich wird, dass sie paarweise zum Ausdruck von Längen verwendbar sind). Um an jenem Uebergewicht der accentlosen Sylben nicht gänzlich zu scheitern, musste sich der Rhythmus, während ihm für seine langen Zeitabtheilungen stets auch sprachliche Längen zu Gebote standen, in Betreff seiner Arsen zu einer durchgreifenden Ermässigung seiner Ansprüche bequemen. Diese bestand darin, dass er, statt überall den eigentlichen und Hauptaccent zu fordern, der in jedem Worte nur einer ist, daneben auch mit den Nebenaccenten vorlieb nahm und an ihnen einen ihm genügenden Anhaltpunkt fand: nur wieder mit dem Unterschiede, dass das Princip dieses Nebenaccentes in der rein accentuirenden Metrik ein todtes und mechanisches, in der accentuirend-quantitirenden ein lebendiges und organisches war. So fallen z. B. in dem politischen Verse

παραγραμματισμὸς δ' ἐστὶν ἐγγὺς τῆς παρῳδίας

die erste, zweite und sechste Arsis nur auf Nebenaccente, und eben so in dem Plautinischen

An quía latrócinámini, árbitrámini

die zweite, vierte und sechste. Anders ausgedrückt heisst dies so viel wie: es forderte nicht sowohl jede Arsis eine wirkliche Accentsylbe, als vielmehr nur jede wirkliche Accentsylbe eine Arsis. Dass übrigens auch im Rhythmus schon ein analoges Verhältniss von Haupt- und Nebenaccenten (Haupt- und Nebenarsen) stattfand, ist hierbei ohne Einfluss geblieben, und keineswegs etwa, wie man erwarten könnte, zu einem Parallelismus nur der Hauptarsen mit den Hauptaccenten, der Nebenarsen mit den Nebenaccenten benutzt worden; wenn in dem angeführten Plautinischen Verse diese Uebereinstimmung zufällig vorhanden ist, so z. B. nicht in diesem:

Inániméntis éxpleméntum quaérito,

wo die erste und dritte Arsis, welches Hauptarsen sind, auf Nebenaccente fallen. — Was neben dieser durchgreifenden Accommodation noch an kleineren Concessionen hergeht, liegt in Betreff der rein accentuirenden Verse dem hiesigen Zwecke fern, in Betreff der accentuirend-quantitirenden findet es in § . . seine Stelle.

Anmerkung 3. Eben so wenig oder noch weniger reicht die accentuirende Metrik beider Gattungen in Behandlung der Thesen an die Strenge der rein quantitirenden Metrik in Behandlung der Kürzen. Wenn sich für den Ausdruck der Arsen der Rhythmus durch die vielsylbigen Wörter beengt und darum zu der Massregel gedrängt fand, nach einem bestimmten Gesetz zahlreiche accentlose Sylben zu Accentsylben zu stempeln, so waren es die einsylbigen Wörter, von denen er für den Ausdruck der Thesis überhaupt keine Notiz nahm. Daher aus ihnen trotz ihres Accents unbedenklich die Thesis gebildet wurde, dergestalt, dass z. B. in dem politischen Verse

κἂν γὰρ μὴ μεταπέσῃ τις ταῖς τύχαις παλιρροίας

κἄν, μή und ταῖς, in dem Plautinischen

Licétne id scíre quíd sit: nám tu me ántidhac

id, sit und *tu* wie accentlose Sylben mit unterlaufen. Dass die accentuirend-quantitirende Metrik dieses Ignoriren des Accents unter Umständen auch auf zweisylbige Wörter überzutragen im Stande war, zeigt § . . des Nähern.

Anmerkung 4. Die in § 10 und den Anmerkungen 1—3 durchgegangene Reihe von unvollkommenen Erscheinungsarten des Rhythmus lässt sich zu schematischer Uebersicht also bringen. Rein begriffsmässig wären folgende Verhältnisse möglich:

I. Quantitirendes Princip
- *A* vollkommen durchgeführt in der Uebereinstimmnng der Rhythmuslängen mit Sprachlängen, der Rhythmuskürzen mit Sprachkürzen;
- *B* unvollkommner durchgeführt in der Uebereinstimmung
  - *a* der Rhythmuslängen mit Sprachlängen, nicht zugleich der Rhythmuskürzen mit Sprachkürzen,
  - *b* der Rhythmuskürzen mit Sprachkürzen, nicht zugleich der Rhythmuslängen mit Sprachlängen.

II. Accentuirendes Princip
- *A* vollkommen durchgeführt in der Uebereinstimmung der Arsen mit Accentsylben, der Thesen mit accentlosen Sylben;

B unvollkommner durchgeführt in der Uebereinstimmung

a { α der Arsen mit Hauptaccentsylben, nicht zugleich der Thesen mit accentlosen Sylben;
β der Arsen mit Haupt- oder Nebenaccentsylben, nicht zugleich der Thesen mit accentlosen Sylben;

b der Thesen mit accentlosen Sylben, nicht zugleich der Arsen mit accentuirten.

In dieser scharfen Scheidung entspricht diesen Verhältnissen keine Wirklichkeit. Weder *I. A* und *II. A* gibt es, noch *II. B* α oder *II. B b*, und die übrigen kommen nur in Mischung vor. Mit einer sehr geringen Beimischung von *I. B b* erfüllt sich *I. A* in der rein quantitirenden Metrik des daktylischen Hexameters, mit einer starken von *I. B a* in der der iambischen und trochaischen Verse (§ 11). Ganz auf *II. B* β beruht die rein accentuirende Metrik. Die Grundlage der accentuirend-quantitirenden ist *I. B a* mit einer unerheblichen Beimischung von *I. B b*, womit sich *II. B* β verbindet so gut es kann. — Auf die Steigerung des accentuirenden Princips, vermöge deren dasselbe in der accentuirend-quantitirenden Metrik ausser dem grammatischen oder Wortaccent auch noch den logischen oder Redeaccent berücksichtigt, ist hier nur erst vorläufig hinzuweisen.

§ 11.

Der iambische und der trochaische Rhythmus, die den Kern der scenischen Metrik bilden, verlieren darum nicht den specifischen Charakter, der sie von andern Rhythmen unterscheidet, wenn sie im sprachlichen Ausdruck auch nicht in ihrer reinen Grundgestalt ⏑ ‖ ⏑ ⏓ und ‖ ⏑ ⏓ ⏑ erscheinen, also in ihren beiden Hauptversformen nicht so:

⏑ ‖ ⏑ ⏓ ⏑ ‖ ⏑ ⏓ ⏑ ‖ ⏑ ⏓
‖ ⏑ ⏓ ⏑ ‖ ⏑ ⏓ ⏑ ‖ ⏑ ⏓ ⏑ ‖ ⏑ ⏓

Per hoc inane purpurae decus precor.
Iussus est inermis ire, inermis ire iussus est.

Und sie waren ja so nicht einmal in der rein quantitirenden griechischen Poesie erschienen, wo indess für die Wahrnehmbarkeit des Rhythmus dadurch gesorgt ward, dass nur einen Fuss um den andern die quantitative Unbestimmtheit der Thesis zulässig war:

⏒ ‖ ⏑ ⏓ ⏒ ‖ ⏑ ⏓ ⏒ ‖ ⏑ ⏓
‖ ⏑ ⏓ ⏒ ‖ ⏑ ⏓ ⏒ ‖ ⏑ ⏓ ⏒ ‖ ⏑ ⏓

μόχθον περισσὸν κουφόνουν τ' εὐηθίαν.
ἡλίου λάμποντος· ὑγρὸν δ' ἥλθ' ἐπ' ἀνθρώπους δέος.

In der zugleich accentuirenden und quantitirenden Metrik durfte auch diese Beschränkung fast ganz wegfallen, ohne dass dadurch der rhythmische Gang selbst sofort unkenntlich geworden wäre; darum vertrug das römische Drama quantitative Unbestimmtheit der Thesen bis auf den Schluss des Verses überall:

⏑ ⏑⏑ ⏑ ⏓ ⏑ ⏑⏑ ⏑ ⏓ ⏑ ⏑⏑ ⏑ ⏓
⏑⏑ ⏑ ⏓ ⏑ ⏑⏑ ⏑ ⏓ ⏑ ⏑⏑ ⏑ ⏓ ⏑⏑ ⏑ ⏓

Aedis uenalis hasce inscribit litteris.
Scitne in re aduorsa uorsarif turbo non aeque citust.[1])

Denn durch die Substitution von ⏓ – für ⏓ ⏑ und von – ⏓ für ⏑ ⏓ wird die Unterscheidbarkeit des trochaischen und des iambischen Rhythmus als eines individuellen darum nicht aufgehoben, weil es einen spondeischen Rhythmus nicht gibt, sondern der Spondeus, so gut wie der Tribrachys, der Molossus, der Proceleusmaticus, nur die metrische Figur oder Variation eines Rhythmus ist.

Nicht anders verhielt es sich mit der thetischen Kürze des baccheischen und des kretischen Rhythmus, wenn sie statt ⏑ ⏑⏑ ⏓ und ⏑⏑ ⏑ ⏓ diese Gestalt annahmen: – ⏑⏑ ⏓ und ⏑⏑ – ⏓.[2]) Hingegen hätte jede ähnliche, d. h. auf der Substitution einer Sprachlänge für eine Rhythmuskürze beruhende, thetische Unbestimmtheit den daktylischen Rhythmus sofort als solchen vernichtet und durch die Formen ⏓ ⏑ ⏑ oder ⏓ ⏑ ⏑ oder ⏓ ⏑ ⏑ einen wesentlich verschiedenen rhythmischen Charakter substituirt. Und ähnlich wäre auch, wenn der Daktylus durch Zusammenziehung der beiden Kürzen in eine Länge (nach § 3 Anm. 2) die Gestalt eines Spondeus annahm, dieser variirte Daktylus durch die Substitution eines ⏓ ⏑ für ⏓ – mit dem Trochäus ununterscheidbar zusammengefallen.[3])

Anmerkung 1. Keine Sache gesetzlicher Nothwendigkeit, sondern nur eine mit grosser Liebhaberei befolgte Observanz ist es, dass an einer bestimmten Stelle lange (oder zweisylbige) Thesis sehr überwiegend festgehalten worden ist. Es ist dies der Fall mit der vorletzten Thesis sowohl im iambischen Senar als im trochaischen Septenar, die bei Plautus durch eine Sprachkürze dort nur etwa in dem je zwölften, hier im je siebenten Verse ausgedrückt wird, und auch so nicht auf jede Weise. Mit dem alten Drama theilt diese Gewohnheit fast die ganze lateinische Poesie, in grösster Strenge die Tragödie des „Seneca".

Anmerkung 2. Dass es wirklich das Hinzutreten des zweiten rhythmischen Factors, d. i. der Uebereinstimmung von Sprach- und Versaccent war, was den Ausdruck einer Rhythmuskürze durch eine Sprachlänge möglich machte, weil es diese Incongruenz durch eine andere Congruenz aufwog (§ 10), dies wird sehr deutlich

an dem sprachlichen Ausdruck _ _ _ für ⏑ ∪ ⏑. Denn z. B. weder das Paroxytonon *formósi* noch die Folge der Worte *si fórmas* haben jemals einen Kretikus gebildet, weil dieser weder an der Quantität noch am Accent als solcher zu erkennen wäre. An der Quantität sind es die Sylben *qui formó|si* oder *fórmas si* eben so wenig, aber sie werden es durch den Accent, und darum sind solche Kretiker gar nichts Seltenes. Falsch aber und eine unlogische Verwechselung der Begriffe ist es, darum zu sagen, die Kraft des Wortaccentes habe die erste Sylbe von *formosi* zu einer sprachlichen Kürze gemacht. Sie hat das gerade so wenig, wie sie in dem Verse *Aedis uenalis hasce inscribit litteris* die Sylben *ae*, *ve*, *lis*, *inscr*, *bit l*, oder in μόχθον περισσὸν κουφόνουν τ' εὐηθίαν die Sylben μοχθ, σον κ, ευ zu Kürzen gemacht hat, oder als durch die Kraft der Arsis die Endsylbe von *myrtus* in § 10 Anmerkung 1 zu einer Sprachlänge geworden ist.

Anmerkung 3. Nur der griechische Hexameter bietet auch diese Erscheinung als Seltenheit dar, wie

τῇ δ' ἐπὶ μὲν Γοργὼ βλοσυρῶπις ἐστεφάνωτο,

worin denn eben eine unleugbare Mangelhaftigkeit liegt.

§ 12.

Einen einzigen Rhythmus hatte die scenische Metrik, der mit dem daktylischen die Zweisylbigkeit (oder im Fall der Zusammenziehung die Zweizeitigkeit) der Thesis gemein hat: den anapästischen.[1]) Aus gleichen Gründen hat auch ihn die Sprache der Regel nach nicht durch Sylben wie _ ∪ ⏑ oder ∪ _ ⏑ oder _ _ ⏑ oder anderseits ∪ ⏑ gebildet, sondern quantitative Bestimmtheit der Thesis in ∪ ∪ ⏑ oder _ ⏑ bei ihm im Allgemeinen festgehalten und festhalten müssen, wie beim daktylischen, dessen Umkehrung er ist. Wenn in diesem Berührungspunkte ein vorbereitender Uebergang von der scenischen zur daktylischen Metrik liegt[2]), so besteht daneben noch wesentliche Trennung darin fort, dass der anapästische Rhythmus nicht mit dem daktylischen die Unauflösbarkeit seiner Arsis theilt, sondern mit allen andern scenischen Rhythmen die Auflösungsfähigkeit in ⏑⏑ ⏓ gemein behält. Und dieser Mittelstellung entspricht es, dass im anapästischen Rhythmus einerseits die Vereinigung des Accents mit der Quantität eine unvollkommnere ist als in der übrigen scenischen Metrik, und in dieser Beziehung ein starkes Hinüberneigen zu der Ungebundenheit der daktylischen Metrik sich geltend macht, anderseits, dass die quantitative Bestimmtheit der Thesen nicht mit der Strenge der daktylischen Metrik durchgeführt, sondern in dieser Beziehung die Losreissung von der übrigen scenischen eine unvollkommne geblieben ist.

Anmerkung 1. Gar nicht in Betracht kommen die überaus vereinzelten und nicht einmal durchaus sichern Vorspiele des daktylischen Rhythmus, die z. B. in dem Gebrauch des choriambischen Rhythmus in des Plautus Menächmen I 2, 1 liegen:

Ní mala, ni stúlta sies, ni índomita impósque animi.

Daktylischer Rhythmus selbst, z. B. in der Terenzischen Andria IV 1, 1:

Hócine crédibile aút memorábilĕst,

oder in der Tragödie des Attius, fällt lange nach der Einführung des Hexameters.

Anmerkung 2. Dergleichen vermittelnde Vorstufen, in denen eine künftige Entwickelung wie in einem Keime vorgebildet lag, liessen sich schon erkennen in der theilweisen Aufopferung des Wortaccents (§ 8) und in der Zulassung der unrechtmässigen zweisylbigen Thesis (§ 9 Anmerkung).

§ 13.

Nur daraus, dass der anapästische Rhythmus, zwischen zwei metrische Gattungen getheilt, mit dem für die neue Gattung noch nicht durchgebildeten Sprachstoff ungewöhnlich zu ringen hatte, erklärt es sich, dass er gewisse Freiheiten mit der daktylischen, andere mit der scenischen Verskunst gemein hat, in noch andern Punkten die letztern sogar steigerte: was sich in der Verbindung der Versfüsse zu Versen so gut wie in der Bildung der Versfüsse aus Sylben verfolgen lässt. Und so wird es verständlich, wie er selbst in dem Stücke, auf dem eben sein Berührungspunkt mit der neuen Gattung beruht, d. i. in der zweisylbigen Thesis, hinter dem vollkommenen sprachlichen Ausdruck, den dieser Thesis die neue Gattung gab, zurückbleiben und sich ausnahmsweise mit dem unvollkommenen Ausdruck begnügen konnte, den alle Thesiskürzen in der ältern Gattung hatten. Denn während es im Allgemeinen unbestreitbar ist, dass er die quantitative Bestimmtheit der Thesen als Gesetz für sich anerkannte, dürfen doch als Reste nicht völlig überwundener Ausgleichung von Rhythmus und Sprache die nicht gar seltenen Beispiele betrachtet werden, in denen der Anapäst zwar nicht als ⏑ ⏑ –, aber doch in der allerdings rohen Form ⏑ – – auftritt, wie Mil. glor. 1019. 1024. 1031. 1061. 1085. 1087. 1088. 1091:

set hic núnquis adést? vel adést vel nón.
age age út tibi máxuma cóncinnumst.
adsum: impera si quid uis. quid illaéc.
talentúm Philippum huíc opus aúrist.
quin érgo abis, quándo résponsúmst.
quid núnc stas? quín abis? ábeo.

atque ádeo audín? dicíto docté.
gubernábunt dóctius pórro.

In diesen Fällen von sprachlichen Kürzen zu reden ist so wenig genau wie in den § 11 Anm. 1 besprochenen; sprachliche Länge steht hier nur als ungenauer Ausdruck für rhythmische Kürze.

[Es folgen analoge Fälle quantitativer Unbestimmtheit der Thesis in iambischen Octonaren und in den regelmässigen Dialogversmaassen.]

§ 14.

Theils aus Noth, um die in §§ 8. 9. aufgezeigten drei grossen Neuerungen des Versbaues durchzuführen, theils in der freien Absicht, eine der Würde und Feierlichkeit des Epos zusagende sprachliche Form zu gewinnen, verlangte und bewirkte die daktylische Metrik eine sehr wesentliche Umgestaltung der bisherigen Sprachmittel, die den noch ungewohnten Zwecken erst dienstbar und gefügig gemacht werden mussten. Die Sprache des Drama's beruhte ganz auf der Grundlage der Umgangssprache des täglichen Lebens; zumal in der Komödie[1]) forderte weder die Natur der Gattung eine Steigerung des gewöhnlichen Gesprächstones, noch die Natur ihrer Rhythmen ein Abweichen von dem Gewöhnlichen, indem vielmehr das Drama seinem Kerne nach eben nur diejenigen Rhythmen ausbildete, die in dem natürlichen Charakter der lateinischen Sprache selbst lagen, welches ist der trochaisch-iambische. Im Gegensatz hierzu musste sich das Epos eine Sprache schaffen, die erstens überhaupt durch Abweichung von der alltäglichen Gewohnheit sich erhob und idealen Forderungen gerecht ward, und die zweitens in ihren Formen den specifischen Forderungen des daktylischen Rhythmus entsprach, der in der Sprache an sich wenig ausgeprägt vorlag.[2]) So trat Kunstpoesie, mit einer nicht sowohl naturwüchsig poetischen als absichtsvoll poetisirten Sprache und Metrik, gegenüber der im Grunde nur versificirten Prosa, aus der die populäre Dichtungsart des Drama's bestand[3]), und die hier selbst in den vom Dialog unterschiedenen, den lyrischen Partien des griechischen Drama's einigermassen vergleichbaren Cantica nur wenig durch höhere poetische Färbung gesteigert erscheint.

Anmerkung 1. Selbst die Tragödie unterscheidet sich im Ton der Rede, wenigstens was den Dialog angeht, nicht genug von der Komödie, um nicht mit dieser einen gemeinschaftlichen Gegensatz zum Epos zu bilden. Der Grund liegt grossentheils darin, dass die Umgangssprache selbst, auch wie sie in der Komödie erscheint, im Einklange mit altrömischem Wesen über-

haupt schon den Charakter einer gewissen feierlichen Gravität trägt, die auch ohne erhebliche Steigerung den Anforderungen tragischer Rede allenfalls genügte.

Anmerkung 2. Der Einfluss dieser beiden Motive lässt sich durch die ganze Grammatik verfolgen, tritt am fühlbarsten hervor in der Flexion und in der Wortbildung, hat sich aber auch auf die Syntax erstreckt. Geleitet hat dabei grossentheils die Analogie desjenigen Vorbildes, dem eben die metrische Gattung selbst entnommen war: der Typus des Griechischen ist es, der auf die lateinische Formenbildung übertragen namentlich im Casusgebiete eine Sprachgestalt hervorrief, die zu der im Drama mit grösster Strenge bewahrten, ursprünglich lateinischen und volksthümlichen, den entschiedensten Gegensatz bildet. So wenig daher Plautus Formen wie *Penelope Helenes Circen* kennt für *Penelopa Helenae Circam*, oder *Telestida Bacchidēs Bacchidās* für *Telestidem Bacchidēs, Sosias Sosian* für *Sosia Sosiam, Sinon Agamemnon* für *Sino Agamemno*, *Achillis* für *Achilli*, *schemate* für *schema* u. s. w.: so wenig ist ihm *Aetnā* oder *Palaestrā* zuzutrauen statt *Aetnă Palaestră*. — Die Ausführung dieses Gesichtspunktes fällt nicht in die Darstellung der Plautinischen Verskunst selbst.

Anmerkung 3. Auf dem Unterschiede von volksthümlicher und Kunst-Poesie beruht der methodische Satz, dem Plautus keine vereinzelten Licenzen zuzutrauen, z. B. nicht unter vielen hunderten von Beispielen des dreisylbigen *faciam* und ähnlicher Formen ein ein- oder zweimaliges *facjam*, nicht unter mehr als 60 Beispielen des zweisylbigen *aqua* (um alle gleichartigen Fälle zu übergehen) ein zweimaliges *aqüa* u. d. m. Einzelheiten solcher Art können von der Berechnung eines mit theoretischem Bewusstsein in einer idealen Kunstform Dichtenden ausgehen; die natürlich erwachsene tägliche Gewohnheit des Volkes, die der römische Dramatiker zwar durch Masshaltung veredelt, aber nicht eigenmächtig alterirt, führt ihre Bildungen in durchgreifenden Analogien reihen- und massenweise durch, und prägt eine objective Gleichmässigkeit aus, die dem subjectiven Belieben keinen Spielraum gestattet und keine Geltung zuerkennt.

Register.

Acta societatis philologae Lipsiensis II 402 f.
Aeschylus I 92. 98 f. 118 f. 312 f. 314. 317 f. II 272 ff. 411 f. 549 f.
Aethicus II 87.
Agathon I 47. 58 ff. 89. 281—285
Agrippa, Reichsvermessung II 85—90
Ahrens II 77. 315
Alexandrinische Bibliotheken I 237. 346 f. II 21
v. Altenstein I 92 II 21. 141
Ambrosch I 116 f. 130. 146. 159. 163. 256
Anschütz in Wien I 168
Anschütz in Bonn II 261
Anthologia epigraphica II 234 ff.
Antiquitäten, römische I 130
Apel I 67
Archäologie I 90 f. 130. 203 II 80 ff.
Argelander II 362. 364
Aristarch II 22. 240. 478
Aristo II 85
Aristophanes I 41 f. 103 II 546 ff.
Arndt, M. II 13
v. Arnim, Bettina II 319
v. Arnim, Gisela II 319
Augusti II 5 f.
Aus'm Weerth II 379
Axt, M. I 12. 23

Bassulus, M. Pomponius II 199
Baudi, Carlo I 220
Becker, Adolf I 231 II 107
Benjamin II 91 ff.
Bentivoglio I 178 f. 220
Bergk, Th. I 71. 228. 253 II 183. 335. 423. 428. 465
Bernays, Jacob II 95 f. 198. 259. 278. 285. 289. 293. 297. 300. 332. 438
Bernd II 253 f.
Bernhardy I 242 II 22
Beseler II 346. 348 f. 353
v. Bethmann-Hollweg II 67. 344
Bibliographie I 323
Bindseil I 44
Bischof, G. II 67
v. Bismarck-Bohlen II 77
v. Bismarck-Schönhausen II 376 f. 540 f.
Blomfield I 143
Bluhme I 58. 71 II 67
Boeckh I 21 f. 49 f. 64 II 207. 211. 371
Boehmer I 219
Boisserée II 71
Bonfort I 170
de Borghesi, Barthol. I 234 f. II 248 f.
Böttiger I 138
Brambach II 216. 265. 302. 369 f. 377. 398. 449
Brandis, Vater II 70 f. 292. 356. 359
Brandis, Joh. II 257
Brauer I 87
Braun, Emil I 143. 148 f. 152. 193 f. 197. 201. 209. 215. 217. 220 ff. 235 II 80 ff. 90. 319. 482
Brix, Julius I 116. 133 f.
Brugsch II 412
Brunn, Heinrich II 34. 41. 118. 215. 225. 240. 255. 259. 261. 287. 293. 421
Bücheler II 216. 234. 261. 286. 290. 293. 302. 374
Büchner, Wilh. I 12. 31. 44 f. 50. 87
Bullmann I 87
Bunsen, Jos. I 192 II 297. 319

Caesars Leben II 249
Camerarius II 432 ff.
Capponi I 210
carmen II 235
Catena I 173. 175. 179 f.

Cato de moribus II 236
Cattaneo I 182 ff. 213
Ciampi I 211
Cicero II 297 de fato 296.
Classen, Joh. I 24
Clemm, Wilh. II 401
v. Cler, Frau II 4
v. Cohausen II 249
Columna rostrata II 232
Cornu, Hortense II 245. 373. 545 f.
Corollarium II 21 f.
Cramer, Joh. Friedr. I 4
de la Croix II 368

Dahlmann II 67 f. 71. 143
v. Dechen II 67
Deinhardt, Joh. Heinr. I 12. 80
Delbrück in Halle I 93
Delbrück in Bonn II 11. 472 ff.
Delicati I 201
Didot II 90
Dieffenbach I 77
Dieringer II 340
Dindorf, Wilh. I 41 f. 64. 94. 108. 143. 188 II 275. 391. 422
Dionysius v. Halikarnass I 146. 233 f. II 90—98. 482 ff.
Ditfurt, Karl I 41
Donatus II 286
Dressel I 188. 192
Dübner I 82. 143 II 65. 90 ff. 482 ff.
Dziatzko II 265

Ebers, G. II 412. 460
Eckstein I 44 f. 87 II 391. 409
Eichhorn II 139
Eichstädt I 99
Enger, Rob. I 125. 134. 257
Erdmann II 324
Erotemata philologica II 298 f.
Etymologicum Angelicanum I 203 II 20
Etymologicum Magnum I 107

v. Falkenstein II 349. 374 f. 393 f. 405
Feldhügel I 87
Ferrucci II 296
Fleckeisen II 183 ff. 189 f. 290 f. 293. 301. 374. 376. 390. 414. 419. 443
Fleischer II 443. 555 f.
Förtsch I 24. 71. 81. 142
Foss, Heinr. Ed. I 45 f.
Franz, Joh. I 198. 228
Freytag, Gustav I 134
Friderichs I
Friebel I 87
Friedländer I 58
Froriep I 228
Frotscher I 323 f.
Furia I 188. 211

Galassiana, amphora I 204. 228
Galiani II 297
Garrucci II 225
Gass I 134
Gatti I 179
Gaupp I 117
Gaye, Joh. I 216 f.
Gedichte, lateinische und griechische I 261—266. 268 f.
Geel II 51. 60 ff. 378
Gentz II 332
v. Georgiewsky II 405
Geppert, Ed. II 121 ff. 294.
Gerhard, Ed. I 192. 194 II 336
Gesenius I 33. 90. 174. 320 f.
Gewichtsteine, römische II 411
Giese, Alb. I. 12 f. 45
Giesebrecht II 244
Gildemeister in Bonn II 331
Gladiatorenmarken II 240 f.
Glaeser, Ed. I 134 II 48. 89
Glasewald I 23
Glossare, lateinische II 430. 435.
Gnomologium Vindobonense II 84
Goerlitz I 262
Goettling I 64. 97. 108. 227 II 62 f.
Goetz, G. II 407. 436. 442. 453
Graffunder, Alfred I 120. 132 II 443. 460 f.
Grammatiker, griechische I 88 f. 236 f.
Granius Licinianus II 285
Gregiati I 222
v. Gruber, Joh. I 12. 168
Gruber I 43. 55. 57 f.
Grünler I 77
Grunert I 81
Günther II 386
Guttentag, Samuel I 160

Haase, Fr. I 41. 250 II 371. 480
Hälschner II 461
Hahn I 41
Halm II 259. 289 f. 308. 324
Hanow, Rud. I 44 f. 50. 56 ff. 80. 87
Harpokration I 89. 143
Hase, Benedict II 64. 264. 287
Haupt, M. I 75. 252 II 337. 371
Heffter I 71. 160
Heider II 353 ff.
Heimsöth II 282

Heinke I 159
Heinrich II 7. 521
v. Held, Hans II 460
Heliodorus I 242
v. Hennig II 371
Henzen II 215. 225. 244
Hephaestion I 141. 341
Hermann, G. I 21 ff. 51. 67. 94. 108. 117. 134. 147. 155. 204. 218. 223. 228 f. 231 ff. 242. 248 II 55. 110 f. 173 ff. 543 f.
Hermann, K. Fr. I 250 II 182. 490 ff.
Hermeneutik und Kritik I 245 f. 334 II 17 ff. 282 f.
Herodians Kaisergeschichte II 297
Hertz, M. II 301. 371. 420.
Hesychius I 141. 324 II 289
Heyse, Th. I 192 f. 223
Hieronymus II 115 ff.
Hildebrand, Bruno I 117 II 43. 320. 489 f.
Hilgers II 379
Hörschelmann II 406 f. 442
Hoffmann v. Fallersleben I 115. 135 f. II 42
Homer I 128 ff. 239 f. 305—309 II 20—28. 477 f.
Hopf II 261
Horawitz II 432
Horatius I 64 f. 285 f. II 295
Hübner, Julius II 301
Hugo I 242
v. Humboldt, Wilh. II 139 f.
Huschke I 117. 235 II 85

Jacobs, Friedr. II 54
Jacobs, Joh. Aug. I 33. 43 f.
v. Jäger I 222
Jahn, O. II 214. 220. 261. 301. 305. 332 ff. 350 ff. 392. 532 ff.
Jarke I 168
Jeep, Ludw. II 442
Inghirami I 211
Ino Leukothea II 306 ff. 524 f.
Inschriften, lateinische I 203. 234 ff. II 197—250. 271 f. 506 ff. 520 f. 558
Jordan I 45
Josephus II 437—440
Jungmann, Emil II 401. 404. 442

Karig II 259 f.
Keil, H. II 197
Kestner I 192. 215
Kiessling, Adolf II 98
Kiessling, Gustav I 41. 44 f. 56. 76. 78. 80. 87. 89. 143. 219 II 301. 322
Kirchenschriftsteller, lateinische II 288 f.
Klausen II 4
Klette, Anton II 257. 261. 265. 291. 293. 442
Klose II 317
König, Bernhard II 171
Komödie, Geschichte d. griechischen I 130 f. 324 ff.
Kopisch, R. I 134
Krause, Amalie I 79 f.
Krüger, K. W. I 64

Labus I 181. 183 f.
Lachmann I 64 II 182. 337. 495 f.
Laertius Diogenes II 84
v. Lancizolle I 49. 63. 80. 91. 95. 132
Larsow I 12. 44
Latein. Aussprache II 448 f. Lexicon II 290 f. Thesaurus latinitatis antiquae II 197 f. 505 f. Grammatik und Geschichte der Sprache I 82. 142. 299 ff. II 188. 190 ff. 228 ff. 269 ff. 429. 500 f. 502 ff. 505 f. 507 ff. 518 ff. Geschichte des lateinischen Alphabets II 225. 420 f. Latein als Gelehrtensprache II 145
Laureani I 196
Lehnert II 349
Lehrs I 75. 144 f. 236. 242. 250. 253 II 301. 309. 428. 449 f. 556 ff.
Leo, Heinrich I 36. 71 ff. 81
Lepsius, Rich. I 193
v. Leutsch I 240
Lewald I 117
Lewald-Stahr, Fanny II 309
v. Lichtenberg II 3
Lindemann I 149 ff. 154 f. 219
Litteraturgeschichte, griechische I 100 ff.
Löwe, G. II 389. 435 f. 442. 449. 453
Lucretius II 198
Lübbert II 262

Madvig II 451 f.
Mai, A. I 147. 164. 173. 176. 195
Manzoni I 179
Marchi I 237
Marckscheffel, Wilh. I 134. 255 II 41
Marsyas I 145
Mausoleum der Julier II 239 f.
Mayer, Anton I 169
Mehler, Eugen II 287

Meier, Ed. I 22. 33. 37. 43. 49. 53. 58. 71. 81
Meineke I 64 II 371
Meletius I 145 f.
Mendelssohn, Felix II 7
Mendelssohn, Ludwig II 405. 440. 442. 446
Menini, Giambattista I 219
Menzel I 113. 255 f.
v. Merkel I 247
Mertens-Schaaffhausen, Frau II 214
Merz II 355. 358 ff.
Metrik I 66 ff. 85 f. 91. 118. 142. 165. 286—293. 341 f. II 398 ff.
Meyer, J. Th. I 87.
Mezzofanti I 195
Migliarini I 211
Minervini II 225
v. Möller II 370. 539 f.
Molini I 189
Mommsen, Th. II 202 f. 205 f. 225. 297. 320. 420. 440
Monnard II 298. 318
Moschopulos I 87. 105. 107
Mosewius I 116. 168
v. Mühler II 344
Mützell I 45

Näke, Ferd. II 7. 411 f.
Napoléon III. II 247 ff. 395 ff. 544 ff.
Nasse, Erwin II 257
Naumann, Moritz II 9. 67
Neumann I 97. 113
Nicolovius I 92. 94 f. 247
Nicolovius Sohn II 15
Niemeyer, Kanzler I 33. 36. 44. 69. 72. 96. 148
Niemeyer, Kanzlerin I 69. 72 f.
Niese, C. I 12. 26. 49. 76. 91. 95. 132 II 390. 461. 467
Nietzsche, Friedrich II 401. 442
Nitzsch, Gregor Wilh. I 9
Noeggerath II 67

Ode I 104
Olshausen II 345. 351 ff.
Olympus I 104
Onomakritus I 103
Opuscula II 412 ff.
Orthographie II 502 ff.
Orti, Graf I 222
Orus und Orion I 127. 144
Otto, Fr. I 12

Paläographie II 45—50. 224 f. 230 ff.
Palacky I 219
Panofka I 252 f.
Parreidt I 45
Passow I 113 ff. 135. 141
Paul II 398
Peerlkamp II 60
Pelops II 81 ff.
Penning II 204. 223
Pernice, L. I 36. 56. 58. 69 f. 72. 95 II 66. 165 f. 311. 327
Pernice, Herbert II 546.
Perthes, Hermann II 448
Pfeiffer, Franz II 354
Pfeuffer II 325
Philologie, Aufgabe I 85 Encyclopädie I 131 ff. 243 ff. 326-339 Studium II 275 ff. Geschichte II 291
Photius I 145
Phrynichus I 107
Pindar I 84
Pinder I 91
Placidus II 430
Platner I 192
Plautus I 147—157. 168. 173—181. 188 f. 196 f. 218 f. 229—233. 342—346. II 98—126. 170—197. 414—420. 421—437. 484 ff. 488. 490 ff. 495 f. 497 ff. 501. 506. 554 f.
Plitt II 380
Poesie, Geschichte der griechischen I 83 f. 128. 301—310.
Polentone, Secco II 116 ff.
Poli I 163. 172 f. 184.
Pollux I 89. 143. 163
Posselt, Moritz I 31
Prabucki, Jacob I 128
Prutz, R. I 134

Ranke, Ferd. I 44. 103. 108. 144.
Ranke, Leop. I 228
v. Raumer, Friedr. II 334. 344. 537 ff.
v. Rehfues I 250
Reifferscheid, Aug. II 286 f. 289
Reimer, G. I 233 II 171. 221
Rein, Anton I 56. 147 II 29
Reisig I 34 ff. 50 ff. 56 f. 88. 98. 141. 147. 269 ff.
Renier II 250
Repetti I 210
Rettich, Julie I 168
Rheinisches Museum II 72—79. 292—299. 442.
Riemer I 228.
Ritschl, Familie I 3 ff. 7 f. 13. 27. 50. 63. 160. 166. 248. 261 II 55 f. 320. 381. 388 ff.
Ritschl, Albrecht II 71 f.
Roeder, Friedr. I 44 f.
Roediger I 81
Roentgen II 398

v. Roggenbach II 349
Rohde, Erwin II 401
Romberg II 329
Rosenberger I 71
Rosenkranz I 71 II 557
Rossbach, Aug. II 371
Rost I 227 II 44. 321
Rubria, lex II 199 f. 203
Rudorff II 219
Rühl, Fr. II 442
Ruge, Arnold I 71 ff. 132. 143
v. Rumohr I 216. 220 f.

di Sangiorgio, Principe II 225
Saturnier II 235 ff.
v. Savigny II 404
Sauppe, Herm. I 223. 253 II 351 ff.
Schaarschmidt II 255
Schedae criticae I 56 f. 285
v. Schelling II 125
Scherk I 71
v. Schlegel, A. W. II 13 f. 72. 476 f.
Schleicher, Aug. II 131
Schmalfuss, Konstantin I 12. 17. 27 f. 66. 76 II 314 f.
Schmeller I 227
Schmidt, Carl I 6. 18. 23
Schmidt, Leop. II 261. 293. 326
Schmidt, Moritz II 289
Schmitt, A. II 291
Schmitz, Wilh. II 216. 449
Schneider, C. E. I 113. 117. 124. 130. 135. 139 f. 148. 151. 251. 253
Schneidewin I 223. 227. 253 II 183. 274. 296. 324
Schöll, Griech. Litt.-Gesch. I 100 ff.
Schöll, Fritz II 407. 436. 442. 448
Schönborn, Theophil I 134
Schönborn, Wilhelm I 134
Schoene, Gotthold I 12. 17. 41. 44 f. 50. 54. 91. 321 f.
Schönemann I 108
Scholinus, Frl. I 79
Scholion Plautinum I 202. 237 ff.
Schopen, Ludwig II 15. 53. 287. 411
Schorn I 228
Schubart II 49
Schütz, Christ. Gottfried I 33
Schulz, David I 114. 117. 145
Schulze, Joh. I 63. 92 f. 113. 124. 132. 164. 228. 247. 249. 252. 257 II 119. 139. 203 f. 292. 334. 336. 344. 371. 444
Schulze aus Liegnitz I 193. 202
Schulze in Rom I 193
Schuster II 442
Scipionengräber II 233
Seebeck II 67. 70
Servianische Centurienverfassung II 295 f.
de Séveaux II 318
Seyffert, Moritz I 12. 41. 44 f. 51. 87
Siebold II 325
v. Sinner, Ludwig I 143 II 65
Sintenis I 75. 108. 253 II 98. 327
sortes II 237 f.
Spengel, L. I 227
Speroni I 210. 215
Spitzner, Franz I 6. 9. 12. 42. 53. 78. 80. 95. 261
Springer, Anton II 261
Staeger I 81. 99
Staender II 265
Stahr, Adolf I 41. 44. 71. 87
Stenzler I 115 ff. 160. 202. 218. II 488
Stephanus v. Byzanz I 89. 143. 163
Stichometrie I 241
Strass, Friedrich I 6
Stürenburg, Heinr. II 400. 407
Suetonius II 115 ff. 286 ff.
Süvern I 63
Suidas I 89
Symbola philologorum Bonnensium II 301
Sypsomos II 92

Tabernae II 108 f.
Tauchnitz II 189. 286.
Terentius I 201. 234 II 114 f. 286 ff.
Teubner I 17 II 189. 211. 291
Theiner I 201
Thieme I 48
Thierbach, Christ. I 6
Thiersch, Fr. I 103. 227 f. II 480
Tholuck I 33. 90
Thomas Magister I 89. 91. 93 f. 105 ff.
Thorwaldsen I 215
Tibullus II 409 f.
Tolstoy, Graf II 405
Tournier I 219
Tragödie, Geschichte d. griechischen I 86 f. 311—317
Tuch I 44
Twesten II 371
Tzschirner I 134

Uckermann II 44
Ueberweg II 257
Ullrich II 322